

Didaskalia

4° Per.
7 fk (26, Jan.- März


DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1833.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben

von

J. A. Hammeran.



Sechs und zwanzigster Jahrgang.

Januar — Juni 1848.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1848.

Gedichte.

Prolog, gesprochen am 1. Jan. 1848 auf der Frankfurter Bühne 3. — Legende 9. — Der Gevattermann 15. — Guten Morgen 21. — Eine Heimkehr 22. — Auf dem Rhein 25. — Morgen 26. — Kairo in Egypten 27. — Stille Liebe 29. — Winterlandschaft 30. — Das Herz im Rhein 31. — Die Geschichte des Imam Ischnfal 34—35. — Alte Liebe 38. — Träume 40. — Auf Karl Fiedlers Tod 43. — Für die Schlesier 46. — Das Hermannslied 47. 61—62. — Dem badischen Volke 66. — Freiheit, Ordnung 67. — Morgenruf 69. — Fürsten und Völker 70. — Schwarz-roth-gold 71. — Das Standbild Karls des Großen auf der Mainbrücke zu Frankfurt a. M. 72. — Ein deutsches Parlament 73. — Soldatenlied 75 — Freiheit, du mein Losungswort 76. — Die deutschen Farben 77. — Der freien Stadt Frankfurt 78. — An Alphons de Lamartine 80. — Deutschlands schönste Blume 82. — Die deutschen Fürsten 87. — Des deutschen Volkes Parlament 88. — Die deutschen Farben 91. — Des Deutschen Hort 92. — Freiheit 93. — Sänger's Fahnenlied 94. — Festgruß, auf der Frankfurter Bühne am 30. März und 2. April gesprochen 96. — Die dankbaren Marburger an Jordan 96. — Fahnenschwur 99. — Republik und Kaiserthum 106. — Die braven Sachsenhäuser 107. — Horch auf, mein Volk! 109. — Schleswig-Holstein 112. — Zu Ostern 1848. 115. — Erhebung 116. — Friedrich Baldnin Freiherr von Gagern 123. — Zum Osterfeste reist die Welt 124. — Schmerz und Zorn 125. — Allgemeine Freiheit 126. — Dem Volke sey der Sieg gebracht 130. — Unsere Republik 131. — Die Zöpfe ab 135. — Der Zauberring 137—139. — Die Eichen 141. — Die deutschen Feuer 143. — Das Volk ist erwacht 144. — An Ludwig Uhland 148. — Der Schule 150. — Leyer und Schwert 152. — Die deutsche Flotte 156. — Vergangene Zeiten 172.

Erzählungen.

Die heiligen Gefäße 1—29.
Das schwarze Kreuz 30—33.
Das verpfändete Ehrenwort 36—38.
Fernand, der Seeräuber 39—59.
Die Perücke des Hrn. v. Sartines 60—64.
Eine Menschenjagd 82—88.
Erinnerung aus den Pyrenäen 96—103.
Maria 119—122.
Cigarita 124—129.
Wie man durch eine Stecknadel sein Glück machen kann 130—131.
Das Ehegespenst 132—134.
Der Marionettenspieler 135—136.
Das Hauptmannspatent 139.
Der Schloßherr von Villa-Hermosa 140—142.
Die lederne Batterie 143—144.
Des Gatten Ehre 145—155.
Der Schiffbruch des Archduke Charles 157—164.
Zwei Jesuiten 165—166.
Das Spiegelbild 167—173.

Vermischte Aufsätze.

Musik und Gesang in Italien 1.
Kirchliche Rundschau 2. 10. 16. 23. 30. 37. 51. 58. 66. 82. 100. 116. 141. 142. 171.
Ein neues Kunstblatt von Schwerdgeburth 2.
Skizze aus dem Bürgerleben 3.
Reisenotizen über Spanien 4—15. 34—38.
Professor Herlings Jubelfest 8.
Lamartine über den Communismus 9.
Jobbilder 9.
Dr. Leichardt in Australien 10.
Berthold Auerbach u. Charlotte Birch-Pfeiffer 13.
Bildliche Satyren 15.
Eisenbahnstatistik 16.
Wanderungen durch die Bücherwelt 17. 32. 33—34.
Der alte Reinhart über Papst Pius den Neunten 17.
Die Nicolaikirche in Frankfurt a. M. 18—19.
Laiengedanken über das Theater 18.
Zehn Gebote der Gesundheitslehre 19.
Rathschläge für Auswanderer nach Nord-Amerika 20.
Noch Etwas über die deutsche Sprache 20.
Einige Worte zur Verständigung der Birch-Pfeifferschen Geschichte 20.
Karoline Lucrezia Herschel 21.
Kleine Stecknadeln 21.
Ueber geistiges und literarisches Eigenthum 22.
Pius der Neunte 23.
Beiträge zur Geschichte der Politik und des Krieges 24.
Ueber China und seine Bewohner 25—27.
Ueber das Volksschulwesen, zunächst im Großherzogthum Hessen 28—29.
Aus E. Bollmick's: der Unsterbliche 28.
Die Völker des Kaukasus 29.
Ueber Kaffeeverfälschung 29.
Der Auerbach-Birch-Pfeiffersche Rechtsstreit 30.
Die Todesstrafe 31. 33.
Theatergrammatik 32.
Aus Ernst's Tagebuch 34.
Professor Joseph v. Görres 36.
Das Sprachenfest in Rom 39.
Deutschlands Dank an die Manen Dr. K. G. Bretschneiders 40.
Neuer Nekrolog der Deutschen 40.
H. Laube über Friedr. v. Schiller 41—13.
An die Bürger Frankfurts 43.
Die Verkaufshalle in Frankfurt a. M. 44.
Die deutsche Postconferenz 44.
Die Noth in Oberschlesien 45.
Graf Radetzky und Graf Wallmoden 45.
Nachruf an Dr. Chr. Jung 45.
Das Hermannslied 46.
Beethoven und Kanne 47—48.
Historische Rundschau auf einem Ausfluge nach Mainz 48.
Sicilien und die Sicilianer 49.
Ueber die sächsische Schweiz 50.
Ueber den Bettel deutscher Handwerksbursche 51.
Das Neapolitanische Verfassungsfest in Rom 52.
Goethe als Politiker 52.
Eine Schauspielermesse 53.
Das neunzehn Jahre und drei Monate in beständiger Einsamkeit verlebte Gefängnißleiden des Lieutenant außer Dienst W. G. v. Lühmann, gegenwärtig in Greifswalde 54.
Zur Aufklärung der 19jährigen Gefängnißleiden des Lieutenants v. Luhmann 55.
Freiherr August von Kruse, herzogl. nass. General-Lieutenant 55.
Das Wandern der deutsch. Handwerksburschen 56.
Ein Wort über Sprache und Aussprache 56.
Die Blumen der Gräber auf dem alten Friedhofe zu Cassel 57—61.
Bunte Bücherschau 58.
Die Illustrirte Zeitung 60.
Der Bruder Leotade 61.
Die tolle Familie 62.
Don Michele, der neapolitanische Ciceruarchio 62.
Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen deutscher Landstände 63.
Wichtige Actenstücke: Anträge in den hess. darmst. und bad. Kammern und Adresse des ständischen Ausschusses an den König von Würtemberg 64.
Das Ministerium Guizot 65.
Die provisorische Regierung der franz. Republik 65.
Petitionen an die Universität Heidelberg, an den Großherzog von Baden und die badische erste Kammer 65.
Dekret wegen Aufhebung des Redemptoristenordens in Bayern 65.
Badische zweite Kammer 66.
Hessische zweite Kammer 66.
Dupont de l'Eure 66.
Adresse an den Ausschuß der würtemb. Ständekammer, verf. von Ludwig Uhland 67.
Das badische Preßgesetz 67.
Der Stuttgarter Beobachter über Censur 67.
Alphons de Lamartine 68.
Der Festungsbau in Ulm 68.
Politische Nachklänge und Forderungen aus Städten des Herzogthums Nassau 68.
Das „Rheinische Volksblatt" an seine Leser 68.
Lübeck und die Lübecker 69—71.
Adressen an die Hanauer Bürgerschaft 69.
Ueber Sprachreinigung 69—70.
Entgegnung gegen den Artikel über die Aufnahme fremder Schulmänner an der hiesigen Musterschule 69.
Die Münchener Ereignisse vom 4. März 70.
Ludwig der Zweite 70.
Jenaer Adressen 71.
Eine Bauernadresse 71.
An die biedergesinnten Deutschen 71.
Schwarz-roth-gold 71.
Beschwerde der Einwohner Kassels an ihren Kurfürsten, mit der Bitte um deren Abhülfe 72.
Adresse der Marburger Universität 72.
Alte freie deutsche Märker 72.
Das deutsche Parlament 73—74.
Aus einem Briefe eines Frankfurter Gelehrten 73. 82—84.
Die Adresse der Bamberger Bürger an den Stadtmagistrat 73.
Motion des großh. weimarischen Landtags-Deputirten Dr. v. Wydenbrugh 74—75.
An die Leserinnen der Didaskalia 74.
Das deutsche Reichswappen 74.
Politische Rundschau Deutschlands 75—76. 80. 86. 101. 109. 127. 154. 159.
Preßfreiheit 75.
An unsere Frankfurter Bürgerwehr 75.
Ausführliche Korrespondenzberichte über die jüngsten Ereignisse in Weimar 76—77.
Der deutsche Reichsadler 76.
Ein Räthsel 76.
Was und wen haben wir zu fürchten 77—78.
Professor Jordan in Marburg 78.
Wünschenswerthe Abschaffung überflüssiger Titulaturen und Prädikate 78.
Welche Folgen wird die plötzliche Umgestaltung der französischen Staatsverwaltung auf die übrigen Staaten Europas haben? 78.

Das Turnwesen und seine Stellung in der neuen Zeit 79.
Ein Brief aus der bayerischen Pfalz 79.
An die hessischen Protestanten 79.
Eine merkwürdige Petition an die großh. hess. Stände 80.
Wie haben sich die Deutschkatholiken bei den jetzigen Zeitverhältnissen zu halten? 81.
Tacitus und das Bestreben unserer Tage 81.
Preßfreiheit und Schwurgerichte 82.
Die Wiener Ereignisse 83.
Die Volksversammlung zu Offenburg am 19. März 1848. 83.
Regeneration des ächten Protestantismus in Bayern 84.
Scenen aus den neuesten Wiener Ereignissen 84.
Das neue deutsche Reich 85.
Eine neue Aera für Oesterreich 85.
Der Brief aus der Pfalz vom 11. März. 85.
Adresse der Bewohner sämmtlicher Frankfurter Dorfschaften 86.
Feier der 300jährigen Gründung der Universität Jena 86.
Zum deutschen Parlament 87.
Weitere Details über die Berliner Ereignisse 87.
Ein Aufruf 87.
Ueberblicke 88.
Deutsch für immer 88.
Oesterreichs Erhebung 89.
Mäßigung und Ordnung 89.
Was für eine Verfassungsform ist für das deutsche Volk die wünschenswertheste? 89.
Petition der Jenaer Studenten 89.
Programm für die ersten Tage der berathenden Versammlung über ein deutsches Parlament in Frankfurt a. M. Ende März 1848. 89.
Deutschlands Bestrebungen in Gegenwart und Zukunft 90.
Die Heidelberger Volksversammlung am 26. März 90.
Die abgetretenen Glieder des preußischen Ministeriums 90.
Posen und Elsaß 90.
Die wahren und falschen Begriffe von Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft 91.
Offenes Sendschreiben an einen preußischen Minister 91.
Nachruf an H. W. Ackermann 91.
Die Namen Preußen und Pommern 91.
Ermahnung 91.
Das deutsche Parlament 92—93.
Die Männer des Volks 92.
Rechtseinheit 92.
Die Memoiren Ludwig Philipps 93.
Die Villa Metternich 93.
Ueber Volksversammlungen 93.
Ein Engländer über die französ. Revolution 93.
Die drei großen politischen Festtage Deutschlands 94. 95.
Der Centralverein zum Wohle der arbeitenden Klassen in Berlin 94.
Die Organisation der Schweizer Bundesversammlung 95.
Frankfurter Volksfesttage 95.
An meine lieben deutschen Brüder in der Paulskirche versammelt 95.
Bitte an wohlhabende und wohlthätig gesinnte deutsche Männer 95.
Eine schöne That 96.
Protestantische Reformbewegung in Bayern 97.
Nochmals Polen 97.
An Deutschland und sein Volk 97.
Zur deutschen Verfassung 98.
Adresse an das deutsche Volk, an seine in Frankfurt versamm. Vertreter, überreicht von den Deutschen in London 98.
Offener Brief an den Philosophen Feuerbach 98.
Aufruf für Schleswig-Holstein 98.
Deutschlands Nothruf 99.
Personalien zur Schilderung der Volkstage in Frankfurt 99.
Deutschland und die Verfassung der vereinigten Staaten 100.
Republik und Parlament 100.
An die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt 100.
Elberfelds Frauen an Deutschlands Männer 100.
Eine oberschlesische Deputation in Berlin 101.
Aufforderung an die deutschen Studenten 101.
Wunsch und Bitte an die hiesigen Behörden 101.
Ernstes Wort an Alle, welche die Freiheit und das Vaterland lieben 102.
Offener Brief an die Standesherren des Großherzogthums Hessen, berathen und beschlossen in der Volksversammlung zu Michelstadt im Odenwald 102.
Ein deutscher Herzenswunsch 102.
Das Volk und die Reaktion 102.
Das Großherzogthum Posen 103—107.
Die Volksbewaffnung in Preußen 103.
Adresse der Permissionisten in Frankfurt an den Senat 103.
Eine andere von denselben an den Fünfziger Ausschuß 104.
Eine Adresse der Mainzer Gymnasiasten 104.
Eingabe einer großen Anzahl Hanauer an den Bollsrath in Hanau 104.
Die Wahlen nach der Bundesmatrikel 105.
Eine Weissagung Ludwig Börnes 105.
An die Versammlung deutscher Volksvertreter in Frankfurt a. M. 105.
Debatten über den Wahlmodus im Fünfziger-Ausschuß 106.
Urtheil Zschokkes über die jüngsten Weltbegebenheiten 106.
Brod, Arbeit und Wahrheit 107—112.
Aufruf an Deutschlands Studirende 107.
Vertreterwahl für Frankfurt 107.
Schleswig-Holsteins Todtenopfer 108.
Die Wahlen nach der Bundesmatrikel 108.
Der Angriff auf den Fünfziger-Ausschuß 109.
An den verehrlichen Fünfziger-Ausschuß in Frankfurt a. M 109.
Noch ein Beitrag zu den wichtigsten Tagesfragen 110.
Die Preßfreiheit und deren Mißbräuche 110.
Aufruf 110.
Die Kaiserfrage 111.
Ein Besuch in Rendsburg 111.
Der preußische Landtagsabgeordnete v. Thadden-Trieglaff 111.
Politischer Ueberblick 112.
Ueber die gegenwärtige Stimmung in Paris 112.
Dank und Ansicht eines Sachsenhäusers 112.
Deutsche Reichsverfassung 113.
Arndt's Urtheil über jetzige deutsche Republikanirungsversuche 113.
An die Wähler Frankfurts 114.
Hessische Zustände 114. 115.
Ueber den wahren Werth der Freischaaren 114
Aufforderung an d. Cotta'sche Verlagshandl. 114.
An unsere geehrten Mitarbeiter 114
v. Winke über die Staatsverwaltung Großbritanniens 115.
Erinnerungen an die Zeiten der ersten französischen Revolution 115.
Warum zieht das deutsche Volk in offenen Kampf gegen Dänemark? 116—117.
Die Bundesmatrikel 116.
Eine Prophezeihung 116.
Ein republikanisches Zeugniß über Republik und constitutionelle Monarchie 116.
Die Arbeiter- und Armenfrage in Deutschland 117—118.
Ueber Bürger- oder Volksbewaffnung 118.
Ueber Volksfeste 118.
Die Posttaxe und das Porto der Briefe 118.
Aufruf an die Gießener Frauen 118.
Ueber die Arbeiterfrage 119.
Erklärung eines Theils der Mitglieder des Bürgercomite's und des Stadtvorstandes in Mainz 119.
Das Treffen bei Schleswig 120—121.
Ein gemeinsames Zollsystem für sämmtliche deutsche Bundesstaaten 120—121.
An die deutschen Frauen 121.
General Friedrich von Gagern 122—123.
Justizpflege 122.
Realien 123.
Ueber Bürgerwehr 124.
Das badische Bürgerwehrgesetz 124.
Es ist an der Zeit 124.
Mittheilungen vom Kriegsschauplatze 125.
An die Unduldsamen aller politischen Glaubensbekenntnisse 125.
An die Einwohnerschaft der Stadt Frankfurt und der Landgemeinden 126.
Maaß-, Gewichts- und Münz-Einheit 127.
Einige Worte für die mißhandelten Polen 128.
Eine deutsche Antwort an den Slaven Palazky 128—129.
Das deutsche Recht und der Entwurf der Siebzehner 130.
Vier Wünsche, gerichtet an die deutsche Nationalversammlung 130.
Der k. k. östert. Generalmajor J. J. Parrot 130.
Die Parlamentswahlen in Tyrol 130.
Der Name Preußen 131.
An die Gewerbtreibenden Deutschlands 131.
Ueber die Wahl eines deutschen Oberhaupts 132. 134.
Eine deutsche Flotte 132.
Ein neuer Beweis, wie die Leute der alten Schule sich nicht ins neue Geleise der Dinge fügen können und wollen 133.
Aufruf an alle Deutschen in allen deutschen Staaten, welche, wie wir, die Heimathsrechte und dadurch das Recht der Wahl zur deutschen Nationalversammlung nicht erlangt. Ausgegangen von Crimmitschau 133.
An die Mitglieder und Freunde des Vereins für deutsche Statistik 133.
Entgegnung an den provisorischen Ausschuß des Schutzvereins 134.
Wie kann jetzt dem in Deutschland herrschenden Mißstand am sichersten abgeholfen werden? 134—137
Kein deutscher Kaiser 135. 139.
An die deutsche Nation 138.
Ueber die deutsche Wehrverfassung 139.
Ueber den Ausdruck: Niemiec 139.
Inländisch und Ausländisch 139.
Die deutschen Höfe 140.
Aufruf an Deutschlands Frauen 140—141.
Das Zerrbild des 4. März zu Wiesbaden 140.
Ideen zur Erreichung einer national-klassischen Schaubühne 141—142.
Wähler 143.
Aufruf zu einem Verein für deutsche Reinsprache 143. 155.
Aufruf an alle deutschen Burschenschaften 143.
Ein Vorschlag 143.
Zur deutschen Flotte 144.
Das Wie und Wann der deutschen Oberherrschaft 144.
Wie können der ärmeren Klasse neue und nachhaltige Nahrungsquellen in Deutschland eröffnet werden? 144.

Ueber die Lage der Besitzlosen und die Mittel, ihnen zu helfen 145.
Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. — Hartigs Redeverein 145.
Der Pariser Charivari über den Fürsten Metternich 145.
Die Präsidentenwahl zum deutsch. Parlament 146.
Aufruf an sämmtliche Gesangvereine Deutschlands 146.
Bitte an die kurhessischen Stände 146.
Ein Schreiben Louis Philipps an den Papst Gregor den Sechzehnten 147.
Adresse deutscher Gattinnen und Hausfrauen an ihre Ehemänner 147.
Rundschau über die Erzeugnisse deutschkatholischen Geistes 147.
An die Lehrer des Großherzogthums Hessen 147.
Französische Zustände 148.
Volksfest auf dem Feldberg 149.
Adresse eines Mädchens an den kgl. sächs. Herrn Minister Oberländer, an die durch ihn berufene Arbeitercommission und an alle Arbeiter 149.
Nothpfennige in jetziger Zeit 150.
Das Wort Reaction 150.
Der Sommer in St. Petersburg und auf dem Lande 151—154.
Die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands 151.
Ueber die Wiederherstellung Polens 152.
Die Turnkunst und die Volkswehr 155.
Vorschläge zur Reform des deutschen Volksschulwesens 155.
Deutschlands Heil 156.
Aufruf an die Thüringer 156.
Wie ist dem Nothstande der arbeitenden Klasse abzuhelfen? 157.
Ein politisches Glaubensbekenntniß von Victor Hugo 157.
Classifikation der Clubbs in Paris 157.
Fromme Wünsche in Betreff einer Bundesregierung 158.
Fünftes Volksfest auf dem Feldberg 158.
Bericht eines Augenzeugen aus Südböhmen über eine Deputirtenwahl zur deutschen Nationalversammlung 159.
Versammlung im Weidenbusch zu Frankfurt a. M. 160.
Einige Worte über Kirchenverfassung und Religionsunterricht 160.
Briefe aus Paris 162—165. 168—170. 179.
Georg Diefenbach 162.
Das k. k. Geldausfuhr-Verbot 162.
Welches Maas und Gewicht soll man in Deutschland einführen? 163.
Symbol der französischen Republik 163.
Biow's National-Album 163.
Politisch-literarische Rundschau 161.
Deutsche Münze 164.
Permissionistenwahl 165.
Bericht über die Beschwerden der arbeitenden Klassen in Frankfurt a. M. 166.
Ein Wort über die Gründung des Reiches Thüringen 166.
Eine Stimme aus Amerika 167.
Napoleon Louis Bonaparte 167.
Reichskarten 167.
Zur deutschen Zollfrage 168.
Deutsche Handwerker- und Gewerbscongresse 169.
Beitrag zur deutschen Flotte 169.
Versammlung der Lehrer des Großherzogthums Hessen 170.
Siebenbürgisch-deutsche Verhältnisse 171—172.
Das Wartburgfest der deutschen Studenten 171.
Wie ist der drückenden Stockung unserer Handels- und Gewerbverhältnisse abzuhelfen? 172.
Creditverhältnisse betr. 173.
Der Verein für deutsche Reinsprache 173.
Göthe über das einige Deutschland 174.
Erste regelmäßige Versammlung des Bürgervereins zu Frankfurt a. M. 174.
Berathungen in der Paulskirche in Frankfurt a. M. 175—176.
Rettung aus Gefahr 175.
Zum Finanzwesen 176.
Der Grundsatz der geltenden Majorität 177.
Eine dringende Mahnung der Gegenwart 177—178.
Johannes Ronge in Frankfurt a. M. 178.
Dominique François Arago 179.
Noch ein Wort in Bezug auf den in Nr. 166 der Didaskalia enthaltenen Artikel: Ueber die Gründung des Reiches Thüringen 179.

Kunst- und Literatur-Notizen.

3. 8. 10. 12. 14. 22. 24. 27. 48. 154. 156.

Korrespondenzen.

Stuttgart 1. 28. 30. 33—34. 39. 64. 106. 142. — Aus dem Odenwald 1. 64. 79. 88. 131. — Von der Lahn 2. 84. 92. 145. — Wetzlar 2. 13. 20. 85. 91. 97. 101. — Wiesbaden 2. 14. 38. 43. 45. 52. 54. 58. 59. 60. 74. 77. 85. 93. 96. 102. 105. 107. 108. 112. 117. 135. 140. 171. 174. — Darmstadt 2. 7. 16. 30. 31. 35. 36. 40. 42. 49. 50. 52. 54. 55. 56. 57. 59. 60. 62. 71. 74. 78. 80. 81. 82. 83. 86. 88. 90. 95. 105. 110. 114. 118. 119. 127. 129. 134. 138. 148. 151. 153. 154. 157. 165. 168. 179. — Weimar 3. 5. 15. 35. 36. 38. 58. 54. 56. 61. 95. 101. 136. — Gießen 4. 9. 19. 24. 32. 37. 41. 57. 68. 92. 100. 128. 132. — Leipzig 5. 26. — Aus Oberhessen 5. 111. — Klein Schwalbach bei Soden 6. — Frankfurt 7. 19. 24. 26. 30. 31. 48. 55. 57. 58. 59. 61. 65. 66. 67. 72. 73. 76. 77. 81. 82. 89. 99. 109. 110. 113. 116. 119. 121. 125. 128. 130. 132. 133. 137. 138. 158. 159. 160. 164. 167. 168. 172. 178. — Würzburg 8. 98. — Mainz 8. 11. 13. 15. 21. 26. 32. 34—35. 39. 46. 51. 59. 63. 80. 82. 86. 97. 107. 115. 178. — Marburg 11. 18. 24. 100. 107. 110. — Hamburg 12. 13. 17. 41. — Niederwesel 12. — Aus dem Badischen 13. — Vom Mittelrhein 14. — Homburg v. d. H. 14. 49. 88. 118. 144. — Stockach im Großh. Baden 16. — Aschaffenburg 16. — Bückeburg 18. — Nürnberg 19. 51. 52. — Berlin 20. 70. — Nassau an der Lahn 20. — Köln 22. 32. 42. 46. 75. — München 23. 41. — Aus der bayerischen Pfalz 23. 87. — Worms 26. 50. 80. — Aus der Wetterau 36. 74. — Büdingen 37. 157. — Butzbach 37. 44. 176. — Hanau 37. 91. 104. 120. — Homberg a. d. Ohm 38. — Landau 41. 57. — Eisenach 42. 94. — Schwalbach 46. 108. 174. — Bensheim a. d. Bergstraße 43. 125. — Wicker bei Hochheim 43. — Westerburg bei Hadamar 44. — Offenbach 49. 97. 107. 139. — Leun bei Braunfels 49. — Jena 52. 71. — Aus Rheinbayern 53. — Aus dem Nassauischen 54. 81. 96. 129. 148—149. — Grünstadt 54. — Oppenheim 56. 85. — Lyon 57. — Vom Rhein 59. 65. 92. 128. — Aus Bayern 60. 173. — Bieskastel 60. — Kronberg am Taunus 60. 67. 113. — Höchst a. M. 64. — Meisenheim 69. — Hachenburg 76. 81. — Lorsch a. d. Bergstraße 76. — Aus dem Rheingau 78. 100. — Aus dem Coburg-Gothaischen 78. — Bingen 80. 114. — Nassau-Dietz 81. — Alzey, Rheinhessen 81. — Bad Ems 83. — Basel 84. — Aus dem Kinzigthale 84. 88. — Heidelberg 85. 178. — Aus dem Eisenacher Oberland 85. — Sondershausen 90. — Coburg 90. — Oberstein a. d. Nahe 90. — Amorbach 90. — Vom Taunus 90. 145. 169. 174. — Von der Bergstraße 91. 111. — Neu-Isenburg 92. — Nidda 93. — Biedenkopf 94. — Halle 97. — Gelnhausen 98. 121. — Aus Westphalen 99. — Aus Kurhessen 101. — Friedberg in der Wetterau 102. 121. — Lauterbach 103. 177. — Eltville im Rheingau 103. — Sprendlingen im Kreise Offenbach 103. — Seckbach in Kurhessen 103. — Erlangen 104. — Frankenthal 105. — Straßburg 107. — Aus dem Waldeckischen 108. — Weilburg a. d. Lahn 108. — Großgerau 109. — Göttingen 110. — Oberwellenbach bei St. Goarshausen 112. — Laubach 113. — Frankenberg 114. — Gladenbach 114. — Breslau 116. — Fürstenthum Birkenfeld 120—122. 136. 150. — Bockenheim 170. 124. — Bad Kissingen 121. — Usingen 123. 126. — Kassel 126—127. — Michelstadt 127. — Audenschmidte bei Weilburg 128. — Vom Main 129. — Vilbel 132. — Posen 134. — Von der Glan 134. — Frankenthal 136. — Aus Rheinhessen 137. 156. 179. — Von der Dos 110. — Aus der Provinz Starkenburg 142. — Bad Gleisweiler 143. 173. — Aus Kurhessen 152. — Osthofen in Rheinhessen 159. 167. — An der Aschaffbach 160. — Karlsruhe 162. 176. — Vom Rheintaunus 167. — Eschborn 171. — Bad Nauheim 173. — Orb im bayr. Untermainkreise 174—175. — Kleinsteinheim 178.

Literatur.

Siegel der Christenheit von Dr. W. Gutmann. 1 Theil 3.
Schwarze und Weiße. Skizzen aus Bourbon von Dr. Delsner-Monmerqué 4.
Der Währwolf. Vaterländ. Roman in drei Büchern von W. Alexis 10.
Künstlerjugend. Roman aus dem Leben von Dr. C. A. Menzel 16.
Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie Fouqué's von Hitzig und einem Vorwort u. biograph. Notiz von Dr. H. Kletke. Herausgeg. von A. Baronin de la Motte Fouqué 16.
Die Verwitterung im Mineralreiche von Dr. G. Suckow 21.
Titan und Eros. Dichtungen von Adolph Dörr. Darmstadt 25.
Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichts. Gesammelt u. herausgegeb. von Dr. Fr. J. Ennemoser. Mainz 28.
Zur Geschichte der Juden in Wien. Von Med. Dr. L. A. Fränkl. Wien 28.
Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft rc. Geschildert von Dr. H. Berghaus 45.
Monarchie und Republik von Fr. Funk 99.
Was ist die Ursache des Nothstandes der Arbeiterklasse und wie kann demselben entgegen gewirkt werden? 114. 124.
Buch der Welt 115.
Das Buch vom Erzherzog Karl, von Prof. Schneidawind 115.
Gymnastik für die Jugend von Gutsmuths 118.
Berge's Conchylienbuch 118.
Stand und Ergebnisse der europäischen und amerikanischen Eisenbahnen bis 1847, bearbeitet und zusammengestellt von Hofrath Weil 136.

Theater u. Conzerte in Frankfurt.

6. 11. 17. 18. 23. 33. 47. 51. 55. 58. 63. 126. 132. 117. 153.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 1. Samstag den 1. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

An einem schönen Sommerabende des Jahres 1802 herrschte auf dem geräumigen Hofe einer Pächterei in der Normandie reges Leben. Die Pächterei, von der ich spreche, gehörte zu dem Dorfe Saint-Clair, welches wenige Stunden von Mortagne entfernt ist, und bestand nur aus einem ganz einfachen, mit Stroh gedeckten Wohnhause und den nöthigen Scheuern und Ställen. In der Mitte des Hofes, der von einem davor liegenden öffentlichen Platze durch ein halb verfallenes hölzernes Stacket getrennt war, erhoben sich zwei alte Aepfelbäume, an deren knorrigen Stämmen zahlreiche Schlingpflanzen und Flechten empor wucherten, und beschatteten mit ihren dichtbelaubten Zweigen einen großen Tisch, um welchen rings herum ländliche Sitze angebracht waren. An dem bezeichneten Abende hatte sich ein kleiner Kreis fröhlicher Landleute hier versammelt, um, wie es schien, bei einem Kruge Cider der Kühle des Abends zu genießen und mit einander zu schwatzen. Ungeachtet die Gesellschaft höchstens aus zwölf Köpfen bestand, war doch ein Schreien und Toben, daß Jeder kaum sein eigenes Wort vernehmen konnte. Eine Schaar rothwangiger Knaben und Mädchen vergnügte sich auf einem nahen Rasenplatze mit allerlei Spielen. Die guten Leute schienen recht wohl zu wissen, daß die Zeit vorüber war, in welcher ein freies Wort schon hingereicht hatte, den unvorsichtigen Sprecher auf die gefürchteten Proscriptionslisten zu bringen; denn sie bekrittelten die Regierung und deren Maßregeln nach Herzenslust. Frankreich fing damals wieder an frei aufzuathmen. Bonaparte, nachdem er den äußeren Feind glorreich bekämpft hatte, richtete schon seine Aufmerksamkeit auf die innere Wohlfahrt des Landes, und die Sicherheit der Person und des Eigenthums war so weit hergestellt, daß man wieder lachen und singen konnte, ohne fürchten zu müssen, deshalb verdächtigt zu werden. Selbst eine mißbilligende Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten brachte nicht mehr unbedingt in den Ruf eines Aristokraten.

Doch jene Epoche, die man so treffend mit dem Namen der Schreckenszeit bezeichnet, war noch nicht lange genug vorüber, als daß nicht der Anblick vieler Gegenstände dieselbe hätte unwillkürlich in's Gedächtniß zurückrufen müssen. Unweit der Pächterei lag der Kirchthurm des Dorfes halb in Trümmern und wartete vergebens auf eine Glocke, seitdem die frühere, welche die Gemeinde so oft zur Messe gerufen hatte, zum Gusse von Kanonen verwendet worden war. Auch die Kirche mit ihren zerbrochenen Fenstern und ihrem zertrümmerten Dache bot ein Bild der schrecklichsten Verwüstung dar, und diente seit einiger Zeit einem Viehhändler als Fruchtmagazin. Das Pfarrhaus war gänzlich geschleift worden, und nur ein großer Schutthaufen bezeichnete noch den Platz, wo jenes alte, ehrwürdige Gebäude gestanden hatte. Selbst der Kirchhof, diese letzte Ruhestätte für den Müden, trug die Spuren der Entweihung, und kein Kreuz, kein religiöses Sinnbild deutete darauf hin, daß die Glieder einer christlichen Gemeinde dort ruheten. Aber auch der Freiheitsbaum, den wenige Jahre vorher die Patrioten des Dorfes errichtet, und um welchen die wilden Rotten ihre bachantischen Tänze aufgeführt hatten, war zersplittert und bewies selbst das kurze Bestehen seiner fürchterlichen Herrschaft.

Unsere politisirenden Landleute in dem Hofe der Pächterei waren auf dem besten Wege, die letzten Spuren der Parteiungen, welche auch in dem Dorfe Saint-Clair durch die politischen Umwälzungen hervorgerufen worden waren, zu verwischen. Wenige Worte werden genügen, den Leser mit dem Stande der Dinge bekannt zu machen und ihm einen Begriff von der hohen Wichtigkeit jener Versammlung zu geben.

Peter Fleuriot, der Pächter des Gutes, konnte als das Oberhaupt der aristokratischen Partei der Gemeinde angesehen werden, jener Partei, die noch den alten kirchlichen Gebräuchen anhing und auf Wiedereinführung des verdrängten Ritus hinarbeitete. Vor dem Ausbruche der Revolution hatte er das Amt des Meßners versehen, und war zugleich das Factotum des letzten Pfarrers von Saint-Clair, des Abbé Düval, gewesen, durch dessen Flucht während der Schreckenszeit auch er anscheinend in eine sehr bedrängte Lage versetzt worden war. Diesem Scheine der Dürftigkeit verdankte er es übrigens vorzugsweise, daß ihn die ersten Ausbrüche der republikanischen Begeisterung unberührt gelassen hatten; später schützte ihn sein sanfter Charakter, der wohl geeignet war, die ihm übelwollenden Patrioten zu entwaffnen, vor Mißhandlungen. Er lebte zurückgezogen und ganz unbeachtet in dem Dorfe, als ihm eines Tages die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode seines Bruders hinterbracht wurde. Der Verstorbene gehörte einer benachbarten, armen Dorfgemeinde an, hatte sich in den ärmlichsten Umständen befunden und hinterließ vier noch unerzogene Kinder. „Was wird aus den armen Waisen werden?" befragten sich die Nachbarn, die wohl wußten, daß Peter Fleuriot, der einzige nähere Verwandte der kleinen Verlassenen, sich selbst nur spärlich mit Handarbeit ernährte. Doch zum nicht geringen Erstaunen Aller nahm der arme Taglöhner die Kinder seines verstorbenen Bruders bei sich auf, pachtete ein ziemlich bedeutendes Gut und verrieth dadurch Hülfsquellen, von denen Niemand eine Ahnung hatte. Trotz der vermehrten Ausgaben, die natürlich für ihn dadurch herbeigeführt werden mußten, schien er sich in seiner neuen Lage recht wohl zu befinden; auch blieb er mit der Entrichtung des Pachtgeldes nie einen Tag im Verzug. Jedermann war der Meinung, daß Fleuriot Ersparnisse aus früheren Zeiten besitze, die er für unvorhergesehene Fälle zurückgelegt und so lange als möglich unangerührt gelassen habe. In seinen neuen Verhältnissen zeigte sich der Pächter freigebig, ohne jedoch in irgend einer Art

zu verschwenden, und kein Armer bat vor seiner Thür vergebens um ein Stück Brod, kein Wanderer vergebens um ein schützendes Obdach.

Fleuriot stand mehr in Folge seiner Mildthätigkeit als in Berücksichtigung seines frühern kirchlichen Amtes in dem Rufe eines frommen, gottesfürchtigen Mannes, der noch der alten Ordnung der Dinge zugethan sey. Er war übrigens so klug gewesen, seine Ansichten während der Zeit der allgemeinen Aufregung für sich zu behalten, und erst seitdem die öffentliche Sicherheit wieder begründet war, sprach er sich ohne Rückhalt über die Vergangenheit aus und beklagte den Verfall der Kirche und der alten guten Sitten. Auch sagte man ihm nach, daß er fortwährend einen Rosenkranz bei sich trage und bei'm Vorübergehen an der verwüsteten Kirche nie verfehle, sich zu bekreuzen. Dessen ungeachtet wurde er von seinen Nachbarn geliebt und geachtet, und genoß in der Gemeinde ein gewisses Ansehen, dessen er sich auch durch einen tadellosen Lebenswandel würdig zu machen schien.

Der Chef der freisinnigen Partei des Dörfchens war der Schulmeister, ein eingefleischter Bücherwurm. Denis, so nannte er sich, besaß einen hämischen, neidischen Charakter, verband aber damit die den Normannen eigenthümliche Schlauheit in hohem Grade. Ungeachtet er seinen Ansichten nach den wüthendsten Patrioten an die Seite gestellt werden konnte, hatte er an deren Verwüstungen doch keinen thätigen Antheil genommen. Er scheute überhaupt ein entschiedenes Auftreten, aus Furcht, sich in irgend einer Art zu kompromittiren, und zeigte mehr Energie in seinen Worten, als Entschlossenheit und Muth im Handeln. Dennoch hatte er unter dem Nationalkonvent und zur Zeit des Direktoriums das Amt des Gemeindevorstehers im Dorfe bekleidet, wobei er zwar Niemanden geradezu geschadet, sich aber häufig ein Vergnügen daraus gemacht hatte, die Leute in Furcht zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Musik und Gesang in Italien.

(Schreiben eines Deutschen an den Redakteur der „Neuen Berliner Musikzeitung.")

Aus Italien, im Nov. 1847.

Sie glauben ganz gewiß, daß bei uns Alles in voller Revolution begriffen ist. Alle politischen Organe Europa's sind ja voll von den großen Ereignissen und tiefeingreifenden Reformen und Umwälzungen, die hier vor sich gehen, und von dem geistigen Aufschwunge, der sich des ganzen italienischen Volkes, welches bis jetzt in einer so tiefen Lethargie lag, bemächtigt haben soll. Man kann es daher Niemandem verargen, wenn er beim täglichen Lesen so überspannter Berichte alle die Wunderdinge für wahr hält, welche die Zeitungen aus diesem Lande auftischen, ja sogar die Italiener selbst fangen schon an, die wirkliche Existenz alles Dessen zu glauben, was sie aus fremden Blättern über ihre Heimath erfahren. Wahrlich, wenn man sieht, auf welche Weise die Aufzeichnung der Tagesgeschichte gehandhabt wird, dann möchte man am liebsten an jeder historischen Zuverlässigkeit verzweifeln! Ich habe der ganzen sogenannten Revolution bis jetzt noch keine andere Seite abgewinnen können, als eine musikalische; sie offenbart sich nur durch Feste, Prozessionen, Schauspiele, Girandolen, Feuerwerke und Straßenaufläufe, Alles mit Musik, Gesang, oder vielmehr gesangähnlichem Geschrei, begleitet.

Alle Nationen der Welt haben patriotische Nationalgesänge. Es gibt kein Volk, das nicht den Ruhm seiner siegreichen Schlachten, die Erkämpfung seiner Freiheit oder wenigstens seine Liebe zu einem guten Könige in Weisen, die in Aller Munde sind, besänge; Italien allein macht eine Ausnahme davon. Hat es diesem Lande etwa stets an Anlässen dazu gefehlt? Ich will es nicht entscheiden; nur so viel ist gewiß, vom Aetna bis zu den Alpen hat man weder politische, noch patriotische Volkslieder. Es gibt eine große Zahl solcher, welche die Liebe, die Schönheit ꝛc. preisen, es gibt Barcarolen, Schäfergesänge, Carnevalslieder und Gebete zur Madonna; aber Begriffe, wie Vaterland, Freiheit, Ruhm, haben je weder einen Dichter, noch einen Musiker hier in dem Vaterlande der Künstler zu Liedern begeistert, die in das Volk gedrungen wären. Erst seit dem Regierungsantritt Pius des Neunten sind eine große Menge sogenannter patriotischer Hymnen entstanden. Sie sind jedoch sämmtlich so wenig volksthümlich gehalten und mit so weichlichen und schläfrigen, aller Kraft entbehrender Melodien versehen, daß es wirklich einen komischen Eindruck macht, das Erwachen eines Volkes durch solche triste Gesänge gefeiert zu sehen.

Die italienische Revolution greift jede Gelegenheit zum Singen eifrig auf; sie singt vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Kaum sind die Oesterreicher in Ferrara eingezogen, geschwind ein Konzert; der Kardinal-Legat hat protestirt, geschwind eine Procession mit Musik an der Spitze; die Nationalgarde wird in Toscana errichtet, sogleich bilden sich Volkschöre, die durch die Straßen ziehen und mit entsetzlichem Geschrei dieses glückliche Ereigniß feiern; Haufen von zerlumptem Straßengesindel versammeln sich unter den Fenstern der Herzöge, Prinzen und Marquis und stimmen das Lied an: „Siamo tutti fratelli!" (Wir sind ja Alle Brüder) und diese werfen dann aus Dankbarkeit einige Scheidemünzen unter ihre neue, noble Verwandtschaft.

Heute erzählt man sich, der Papst wolle den römischen Senat wieder herstellen. Ich bin darüber wirklich in Verzweiflung! Nicht etwa, weil ich fürchte, die Zeiten des Sulla und Marius könnten wiederkommen, nein, weil es wieder Gelegenheit zu neuen Festen, neuen Gesängen und neuem Geschrei geben würde. Geschieht dies, so laufe ich wahrhaftig davon, nur diesen nutzlosen und kindischen Demonstrationen, dieser faden und sinnlosen Musik und diesen charakter- und energielosen Gesängen zu entgehen.

Italien hat in keinem Zweige der Kunst Populäres hervorgebracht; Alles war nur für die Reichen, die Gebildeten und Gelehrten geschaffen und das eigentliche Volk dabei niemals bedacht worden. Um das Talent des Malers des „jüngsten Gerichts" beurtheilen zu können, bedarf es anatomischer Kenntnisse; eben so muß man die Musik gründlich studirt haben, um Palästrina's Erhabenheit zu begreifen; um aber die gewaltige Kraft der „Marseillaise", die großartige Würde des „God save the king", oder die einfache Schönheit und tiefgemüthliche Innigkeit unserer deutschen Volkslieder zu fühlen und zu bewundern, bedarf es weder des Studiums noch tieferer Kenntnisse. Und wie ist die Kunst des heutigen Italiens beschaffen? Sie ist herabgesunken von der Höhe, zu der sie seine großen Meister erhoben hatten, sie ist trivial geworden, ohne einfach, und gemein, ohne populär zu seyn! Die Oper hat in Italien dem letzten Reste der Volksmusik den Todesstoß gegeben. Man kann hier für einen geringen Eintrittspreis das Theater besuchen, und an den Tagen, wo es geschlossen ist, ziehen die Choristen bandenweise durch die Straßen und singen vor den Café's Fragmente aus denselben Opern, welche während der Saison gegeben werden. So lernt alle Welt die ganze Oper bis zu den Arien der Primadonna mit allen ihren Seufzern, ihren übertriebenen Affecten und Verzierungen auswendig; die ganze musikalische Phraseologie, welche die Grundlage der heutigen italienischen Musik ausmacht, kommt so in den Mund der Handwerker und Arbeiter, und man hört sie in allen Werkstätten und Tavernen. Daß die an sich schon schwachen Produkte auf diese Weise noch auf das entsetzlichste entstellt, verstümmelt und gemißhandelt werden, liegt in der Natur der Sache. Denn wie kann man aus dem Munde dieser Leute auch nur eine einigermaßen erträgliche Reproduktion Dessen ver-

langen, was für die Bühne und für eine kunstgebildete Kehle geschrieben ist? Unmöglich! Aber wohin soll Das führen? Es kann nur ein gänzliches Verderben alles gesunden Geschmackes und ein völliges Entfremden des wahrhaft Schönen daraus entstehen.

Die italienischen Bauern und Bergbewohner sind bis jetzt von dieser musikalischen Epidemie, Dank der mangelnden Gelegenheit, die Oper zu besuchen, noch nicht ergriffen worden. Noch haben diese manierirten, weibischen und entnervenden Gesänge die uralten Weisen, die sie aus dem grauen Alterthum her bewahren, nicht verdrängen können. Diese sind jedoch auch nicht Volkslieder im eigentlichen Sinne zu nennen, es sind vielmehr declamatorische und weniger melodiöse Stücke, und ich halte sie für ganz authentische Reliquien aus dem Alterthume. Sie können jedoch kein weiteres Interesse, als eben ein archäologisches erregen; die Kunst kann nichts von ihnen gewinnen.

Die Fluthen der theatralischen Musik steigen immer höher. Schon haben sie alle Städte überschwemmt und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie auch die Berge bespülen werden, wohin sich jetzt noch die letzten Reste einer populären Musik geflüchtet haben. In wenigen Jahren wird die ganze italienische Musik aus drei oder vier Opern bestehen, die man in der Kirche, im Salon und auf der Straße hört, gesungen oder für's Piano, die Orgel, die Geige oder das Accordion übertragen. Die Ammen werden die Kinder einwiegen mit einer Arie aus „Attila“; die Soldaten der italienischen Ligue werden ins Feuer marschiren mit einer Arie aus „Ernani“; die Bauern hinter dem Pfluge und die Schnitter auf dem Felde werden zur Erleichterung ihrer sauren Arbeit das Finale aus „Lucia“ intoniren und die Waschfrauen an ihrem Fasse die „Gnadenarie“!

Man frage nicht, warum Italien nicht fähig ist, eine kräftige, volksthümliche Melodie hervorzubringen oder aufzufassen und zu begreifen; eben so wenig frage man, warum die sentimentale Musik so ganz allein herrschend geworden ist. Man betrachte nur die Sitten, die Ideen, die literarischen Produkte dieses Landes, und man wird die Richtung seiner Musik natürlich finden. Der sittliche Zustand einer Nation reflectirt sich immer in ihren Künsten, wie in einem treuen Spiegel. Und mehr als in irgend einer Kunst geschieht dies in ihrer Musik und besonders in ihren Volksgesängen; man kann auch hierauf ein altes Sprichwort, nur mit einer kleinen Aenderung, anwenden: „Sage mir, was du singst, und ich werde dir sagen, wie du bist.“

Möchte nur unser deutsches Vaterland von einer solchen musikalischen Epidemie verschont bleiben! Schon neigt sich der Geschmack in gewissen Kreisen auf eine bedenkliche Weise der italienischen Musik zu und findet an ihrer rein sinnlichen, alles Tiefere verleugnenden und von sich weisenden Tendenz ein ganz besonderes Behagen. Fürchten wir jedoch nichts für das Ganze! Noch lebt in dem Kern des Volkes der Sinn für das Erhabene und Edle der Kunst, und noch hält es seine deutschen Weisen lieb und werth, wie keine anderen. Auch wird aller Orten die edle deutsche Musik gehegt und gepflegt, und so dürfen wir denn mit Zuversicht hoffen, daß der gute und ächte Geschmack stets kräftig und stark genug seyn wird, um den anbrausenden Wogen der Verflachung und Geschmacksverderbniß einen festen Damm entgegenzusetzen, an dem sie auf immer ihr Ziel fänden!

Mannichfaltigkeiten.

(**Mannheim**, 22. Dec. — M. Abdz.) Wie weit man in religiöser Beziehung rückgeschritten ist, mag folgender Auszug aus dem kurpfälzischen Geschichtskalender, gedruckt zu Mannheim in der Hof- und Akademie-Buchdruckerei von 1789, darthun: 1545 befahl Kurfürst **Friedrich II.**, daß die Messe nicht mehr in lateinischer Sprache, sondern in deutscher gelesen, das Abendmahl unter zweierlei Gestalt ausgetheilt und den **Priestern die Ehe gestattet werden soll.** Solchem nach wurde am 25. Dec. in der Schloßkirche zu Heidelberg und am 31. Jan. 1546 in der heil. Geistkirche das Abendmahl unter zweierlei Gestalt zum ersten Mal ausgespendet und **die Messe gänzlich abgestellt.**

(**Deutsche Musik.**) Unter allen deutschen Elementen in den Vereinigten Staaten Amerika's scheint die **deutsche Musik** den kräftigsten Einfluß zu gewinnen. Deutsche Gesangvereine lassen unsere Lieder bis in den fernsten Westen ertönen, und in den Konzerten der großen Seestädte spielt die deutsche Musik, wie man sagen kann, die erste Violine. So wurde vor kurzem dem Newyorker Publikum Mendelsohns letztes großartiges Tonwerk „Elias“, welches in Deutschland selbst erst in wenigen Hauptstädten zur Aufführung gekommen ist, von zwei verschiedenen musikalischen Gesellschaften aufgeführt, von der „Sacred musice Society“ und einen Tag darnach vom „American musical institute.“ Freilich lassen diese Aufführungen noch viel zu wünschen übrig. In dem neueröffneten Opernhause zu Newyork hat eine italienische Opern-Truppe aus Havanna für die Saison den Platz inne.

(Weserztg.)

In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris erstatteten die HH. Biot, Arago und Thenard Bericht über eine neue Entdeckung des Hrn. Niepca de Saint-Victor, desselben Chemikers, der einst zusammen mit Daguerre vom Staate für die Entdeckung der Daguerreotypen belohnt wurde. Hr. Niepca hat nämlich jetzt eine bisher völlig unbekannte Wirkung der Joddämpfe auf die schwarze und weiße Farbe entdeckt. Wenn er nämlich Joddämpfe über einen Kupferstich oder eine Lithographie streichen ließ oder einen solchen in eine Auflösung von Jodwasser tauchte, so verband sich das Jod schneller und intensiver mit dem Schwarzen als mit dem Weißen. Legte er dann das mit Jod präparirte Original auf ein mit Stärke überzogenes Papier und preßte es so machte sich das Jod von dem Schwarzen frei und verband sich mit der Stärke, so daß auf dem Stärkepapier das Original mit der violetten Jodfarbe bis zu den feinsten Schattirungen zu sehen war. Preßte man dies Papier auf eine Kupferplatte, so machte sich das Jod von der Stärke frei, und das ganze Bild fixirte sich in vollkommenster Treue auf der Kupferplatte. Die Kommission, welche mit Prüfung der Entdeckung von der Akademie beauftragt worden war, erklärt, daß man sich Angesichts dieser treuen Abdrücke des Gefühls des höchsten Erstaunens nicht erwehren konnte.

Korrespondenz.

Stuttgart, 28. Dec.

Bei uns wurde das Christfest durch einen schändlichen Kindsmord entweiht. Eine Magd in dem Hause der Hofrath und Hofagent Pfeiffer's Wittwe kam am Morgen des Christfestes heimlich nieder und ermordete ihr neugeborenes Kind dadurch, daß sie sich auf dasselbe legte und es so erstickte. Die Furcht vor der Schande kann bei dem 28jährigen Weibsbild nicht maßgebend gewesen seyn, denn sie hat schon zwei uneheliche Kinder am Leben; es kann also nur die Sorge wegen deren Erhaltung gewesen seyn. Die Verbrecherin wurde indeß noch am Christfeste zur Haft gebracht und soll nach anfänglichem hartnäckigem Läugnen ihre That gestanden haben. Ueberhaupt ist es eine traurige Wahrnehmung bei uns, daß mit dem zunehmenden Luxus und der zunehmenden Verarmung auch die Rohheit auf schauerliche Weise überhand nimmt. Es führt uns dieses mit Recht auf das Kapitel vom Schulwesen und der Volkserziehung. Da müssen wir leider bekennen, daß diese trotz der schon so oft gehörten öffentlichen Anpreisungen noch sehr im Argen liegt. Was lehrt man unsere Schulkinder auf dem Lande? Etwas Lesen, Schreiben und Rechnen; aber nur etwas, nur gerade so viel, um ihnen

eine Anzahl Bibelsprüche und Gesangbuchverse einbläuen zu können. Mit diesen werden denn die Kinder auch an den meisten Orten so vollgepfropft, daß sich entweder Ekel und Abscheu vor aller Religionslehre in ihnen bildet, oder sie schon von Kleinem auf zu entschiedenen Heuchlern herangebildet werden. Wollte auch ein Schullehrer etwas Anderes mit den Kindern vornehmen, ihnen andere Bücher in die Hände geben, sie Aufsätze machen und ihnen Gegenstände aus der Naturgeschichte z. B. oder anderen Gebieten des gemeinnützigen Wissens erklären, so würde dies sein dem Pietismus ergebener und ihn ganz und gar beherrschender Geistlicher nicht dulden, denn leider ist die Schule der Kirche so unterthan, daß der Lehrer nichts als eine todte Maschine in der Hand des Pfarrers ist. Dazu kommt die schlechte Besoldung der Lehrer; was kann also Gutes aus einer solchen Anstalt hervorgehen, wenn die Lehrer auch noch so guten Willen hätten? Und welcher redliche und fähige Kopf wird sich überhaupt unserer Volksschule widmen wollen? Zwar soll unserem am 22. Jan. zusammentretenden Landtage eine Abänderung des Volksschulgesetzes vorgelegt werden; was nützt aber das Alles, so lange der Pietismus, dieser gefährliche Bruder des Jesuitismus, bei uns florirt und die Schule nicht von der Kirche unabhängig hingestellt wird, so wie Ronge es will und in seiner Schrift so trefflich begründet hat? — Auf dem heutigen Fruchtmarkt sind die Preise abermals etwas gewichen, was nun schon seit sechs Wochen anhaltend der Fall ist; die Kauflust ist daher fortwährend gering. Bereits fangen jetzt auch unsere größeren Gutsbesitzer an, mit ihren Vorräthen heraus zu rücken, da sie noch weiteres Sinken der Preise besorgen. — Heute haben wir bedeutenden Schneefall.

Aus dem Odenwald, im Dec.

Am 14. laufenden Monats wurde in unserem freundlichen Mümling-Thale auf dem Eisenhüttenwerk der Herren Kröber u. Comp. bei Michelstadt ein Fest begangen, das auch in weiteren Kreisen als in dem unseres stillen Odenwaldes bekannt zu werden verdient. Dem regen Eifer des Hrn. Bergrathes Kröber, dessen Name mit allgemeiner Verehrung und Hochachtung in unserer Gegend genannt wird, gelang es nämlich, seit dem jüngst verflossenen Frühjahr eine Ausdehnung des Michelstadter Eisenhüttenwerks zu bewirken, die gewiß Jeden, der das Werk noch vor wenigen Monaten sah, mit wahrer Bewunderung erfüllt. Großartige Bauten umschließen das früher schon ziemlich große Werk so, daß dasselbe unter ihrer Größe ganz verschwindet, und mitten unter diesen Bauten, die äußerst geschmackvoll aufgeführt sind, ragt jetzt der kürzlich vollendete, kolossale, erste Hochofen hervor. Der Tag des 14. Dec. war zur Einweihung dieses Meisterwerks bestimmt und es sollte an diesem Tage den Namen des eifrigen Beförderers der Industrie des Odenwaldes, den Namen Sr. Erl. des regierenden Grafen zu Erbach-Fürstenau „Albert" erhalten. Zu dem Zwecke versammelten sich denn auch zahlreich geladene Gäste, unter denen wir Se. Erl. den regierenden Grafen Eberhard zu Erbach-Erbach und Wartenberg, Se. Erl. Graf Ludwig zu Erbach-Fürstenau, die Herren Geheimeräthe Nöggerath und v. Carnall aus Bonn, die Herren B. Suermondt, Regierungsrath Ritz aus Aachen, Director Jung und R. Schleicher aus Stollberg, M. Morel aus Köln, Heimann aus Bonn, nebst den ersten Beamten und Honoratioren des Odenwaldes bemerken. Hr. Pfarrer E. Bauer von Michelstadt hielt eine dem Sinne des Festes ganz angemessene Rede und gab dem zum ersten Male mit Erz gefüllten und geheizten Hochofen den Namen „Albert". Unter dem Donner der Böller und dem Jubel aller Anwesenden goß hierauf Se. Erl. zuerst die aus dem Ofen fließende Masse in eine Form, die alsbald den Namen Albert in heller Gluth zeigte. Nachdem dieses geschehen, hielt Hochderselbe mit der ihm eigenen bewundernswerthen Rednergabe eine Anrede an die Versammlung, worauf Hr. Geheimerath Nöggerath in sehr sinniger Weise das Werk der heiligen Barbara, als der Schutzgöttin der Bergmänner, einweihte. Alle Anwesenden begaben sich nun zu dem Festessen, welches gewiß großartig genannt werden darf und das in einem auf das geschmackvollste decorirten Saale stattfand. Unter den zahlreich ausgebrachten Toasten heben wir hier nur den mit allgemeiner Begeisterung aufgenommenen Toast Sr. Erl. des Grafen Albert auf Se. königl. Hoh. den Großherzog von Hessen hervor. Des Abends 10 Uhr, als noch die zahlreichen Gäste versammelt waren, wurde dem hochverdienten Hrn. Bergrathe Kröber ein glänzender Fackelzug gebracht. Möchten diesem ausgezeichneten Manne noch viele Jahre seines thatenreichen Wirkens in unserem Odenwalde blühen!

Logogryph.

Im Kreise munt'rer Zecher
Ertönt, beim Klang der Becher,
Mein Wort aus voller Brust;
Beim süßen Saft der Reben
Muß frohen Sinn es geben,
Muß mehren uns die Lust.

Zumeist am heut'gen Feste
Verkündigt uns das Beste
Des Wortes schöner Sinn:
Gesundheit, Kraft und Frieden
Sey allen uns beschieden,
Froh eil' das Jahr uns hin!

Nun wollt vom Wort ihr streichen
Das erste seiner Zeichen,
Da hat's ganz andern Sinn;
Da beißt's und nagt's an Dingen,
Die es in's Leben bringen:
Doch hat's nicht Zahn, nicht Kinn.

Soll noch ein Zeichen schwinden,
Wird sich ein Rest verkünden
Des jungen Tages Licht.
Des Restes sanftes Wehen
Läßt Wolken uns kaum sehen
Und droht mit Regen nicht.

J. Keller.

Homonyme.

Mein Wörtlein nennt bald einen Baum im Hain,
Bald wird's den Fischen eigenthümlich seyn.

J. K.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 360.

Zweck, Weck, Eck (Dr.)

Geschichtliche Vorlesungen.

Das Abonnement auf die 14 Vorlesungen der zweiten Hälfte des Winters (6 über die deutschen Kaiser der neueren Zeit, 8 über die merkwürdigsten und berühmtesten Frankfurter — und zwar für die Dienstagsvorlesung — beträgt für eine Person 2 fl. 42 kr., für zwei Personen 4 fl. 30 kr. und für drei Personen 6 fl. Eintrittskarten und Programme erhält man in der Schmerber'schen Buchhandlung und in meiner Wohnung.

Elfte Vorlesung, Montag den 3., so wie auch Dienstag den 4. Januar: Kaiser Karl V. (1520 — 1556) — Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Frankfurt's in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Dr. Heyden,
große Gallengasse, 5, Gartenwohnung, links.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre, von Wilh. Wagner, gesprochen von Hrn. Reger. Hierauf (zum Erstenmale): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 2. Jan. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 2. Sonntag, den 2. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Zwischen zwei Männern von so verschiedenem Charakter, wie Fleuriot und Denis waren, konnte nur sehr schwer eine Annäherung stattfinden, doch was vermag die Macht des gegenseitigen Interesses nicht selbst über Leidenschaften und Meinungsverschiedenheiten! Der Pächter besaß eine junge Nichte, ein hübsches, lebhaftes Mädchen, welche er zu versorgen wünschte: der Schulmeister hatte einen großen, etwas unbeholfenen Sohn, für den er eine Frau suchte. Fleuriot galt im ganzen Dorfe für einen wohlhabenden Mann; Denis sollte sich unter der aristokratischen Regierung, auf die er fortwährend schimpfte, ebenfalls einiges Vermögen erworben haben. Dem Onkel schien der Sohn des Schulmeisters für seine Nichte, dem Vater die Nichte des Pächters für seinen Sohn eine annehmbare Partie. Die jungen Leute waren derselben Meinung; wenigstens fand Anton, so nannte sich der junge Denis, Demoiselle Fleuriot äußerst liebenswürdig, und Johanna Fleuriot erröthete verschämt, so oft Anton einige Worte an sie richtete. Bei diesem Stande der Dinge schien eine Aussöhnung zwischen den beiden Häuptern der Parteien schon seit einiger Zeit nicht unmöglich, und wirklich hatte die erwähnte Versammlung unter den Aepfelbäumen keinen andern Zweck, als die Verlobung von Hannchen Fleuriot mit Anton Denis zu feiern.

Das schönste Wetter begünstigte das kleine Fest. Als der Abend nahte, stieg die Sonne gravitätisch gegen den Horizont hinab und vergoldete mit ihren letzten Strahlen das leichte Gewölk; die Luft war so rein und erfrischend, wie es selten nach einem heißen Sommertage zu seyn pflegt. Unter das Girren der Tauben auf den benachbarten Dächern mischte sich das fröhliche Gackern der Hühner auf dem Hofe. Nach der Ansicht des Schulmeisters waren dies Alles gute Vorbedeutungen, aus denen man schließen konnte, daß diese Verbindung den Göttern wohlgefällig sey.

Der ehemalige Meßner, der Wirth der Gesellschaft, nahm als Onkel der Braut den Ehrenplatz ein. Die reinste Freude glänzte auf seinem Gesichte; und doch war seine Haltung der Bedeutung des Festes angemessen. Man denke sich einen kräftigen Mann von etwa fünfzig Jahren mit männlichen, regelmäßigen Zügen, in denen sich ein edler Freimuth aussprach, und eine frische, von der Sonne leicht gebräunte Gesichtsfarbe. Dazu die alte normannische Tracht: ein dunkles, gewürfeltes Oberkleid, Beinkleider von olivenfarbigem Sammt mit silbernen Schnallen, und lang herabhängendes Haar. Er sprach nur wenig und hörte mit einer zweideutigen Aufmerksamkeit dem Schulmeister zu, der mit wichtiger Miene an seiner Seite allerlei Gegenstände beleuchtete. Dieser war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, ziemlich korpulent, mit kupferiger Gesichtsfarbe, die sich besonders auf der Nase bemerkbar machte. Seine gemeinen Manieren paßten übel zu den schwülstigen Reden, mit denen er in anspruchsvollem Tone die Gesellschaft unterhielt. Er trug einen schmutzigen, alten schwarzen Rock; ein vielfach ausgebessertes, schwarz seidenes Käppchen bedeckte den fast kahlen Kopf, auf dem noch vor kurzem die rothe Jakobinermütze gethront hatte; eine ungeheuere silberne Brille unterstützte die großen, kurzsichtigen Augen. Der hämische Ausdruck seiner Züge, sein lauernder Blick, und vor Allem sein peinlicher, schwülstiger Vortrag erschien doppelt widerwärtig neben dem offenen Gesicht, dem ungezwungenen Benehmen und der einfachen Redeweise des Pächters.

Ich muß jetzt den Leser auch mit den beiden Verlobten ein wenig näher bekannt machen, auf deren Wohl schon mancher Krug Cider geleert worden war. Johanna Fleuriot konnte, mit ihren blauen Augen, ihren frischen Lippen und blendend weißen Zähnen, die sie bei jeder Gelegenheit zu zeigen wußte, für ein hübsches Mädchen gelten. Ein strenger Richter würde vielleicht ihre Wangen etwas zu sehr gebräunt gefunden haben; doch das gehört ja gewissermaßen zu einer ländlichen Schönheit. Ihr Haar war mit besonderer Sorgfalt geordnet, der schlanke Wuchs durch ein eng anschließendes Camisol hervorgehoben, der hübsch geformte Fuß durch den kurzen, gestreiften Rock nicht verdeckt. Sie heftete den schalkhaften Blick oft lächelnd auf ihren Bräutigam und schien diesen gleichsam auffordern zu wollen, ihr einige Aufmerksamkeit zu widmen, aber Anton Denis war in den Galanterieen, die einem jungen Mädchen, und besonders einer Braut, gefallen, zu wenig erfahren, um diese Blicke richtig zu deuten, und begnügte sich, zuweilen schüchtern nach der Geliebten hinzuschielen. Er war schlank von Gestalt, hatte einnehmende, sanfte Züge und einen blonden Krauskopf; kurz, er würde eine nicht unangenehme Erscheinung gewesen seyn, wenn sein Benehmen weniger linkisch gewesen wäre. Seine Lage, die ihn zum Gegenstande größerer Aufmerksamkeit machte, die Gegenwart seines Vaters, der fortwährend Etwas an ihm auszusetzen hatte, selbst seine Tracht, obwohl sie der damaligen Mode nicht zuwider war, schien seine Befangenheit zu vermehren. Er trug Stiefel mit gelben, durch den Gebrauch abgenutzten Stolpen, Beinkleider von Nanking, einen Rock von nußfarbigem Tuche und eine gleiche Weste. So oft der arme junge Mann einige verbindliche Worte an seine hübsche Braut richten wollte, legte ihm der strenge, mißbilligende Blick seines Vaters Schweigen auf. Doch konnte man aus dem Feuer seines Auges schließen, daß es ihm an Dreistigkeit und Beredsamkeit nicht fehlen würde, wenn das drückende väterliche Joch nicht auf ihm lastete.

Die übrige Gesellschaft bestand aus einigen Nachbarn und Freunden, die sich von dem Klange der vollen Krüge angezogen gefühlt hatten. Es waren einfache, ehrliche Landleute, die gern auf Jedermanns Gesundheit mit tranken, wenn es ihnen nichts

kostete. Wenige Schritte von den Gästen entfernt, in der Nähe der Thüre des Wohnhauses, saß eine ältliche Frau in einer ungeheuern Haube und beschäftigte sich mit Spinnen. Es war Katharine, die ehemalige Haushälterin des letzten Pfarrers, welche der Pächter seit mehreren Jahren bei sich aufgenommen hatte; nicht etwa aus eigennützigen Absichten — denn die gute Frau war zu schwach, um in der Wirthschaft große Dienste zu leisten — sondern lediglich aus Rücksichten für seinen früheren Vorgesetzten, den Abbé Düval, an dem er noch mit ganzer Seele hing. Katharine stand dem Hauswesen vor und wurde von Allen mit Achtung behandelt, da Fleuriot hierin den Andern mit gutem Beispiele voranging.

Jetzt, nachdem ich den Leser mit den einzelnen Gliedern der Gesellschaft bekannt gemacht habe, will ich dieselben ohne Weiteres selbst sprechend und handelnd einführen.

Zwischen Fleuriot und Denis hatte sich ein lebhaftes Gespräch entsponnen.

„Ich versichere Euch, Nachbar Denis," sagte der Pächter in zuversichtlichem Tone, „es würde mehr Segen auf der Verbindung der jungen Leute ruhen, wenn sie vorher die heilige Messe hörten und ein Priester die Weihe über sie spräche. Wie kann Groß-Jean, der Maire von Bauffaye, mit seiner dreifarbigen Schärpe und der Brille auf der Nase, ein ordentliches Ehebündniß stiften? Wenn unser verstorbene Herr Pfarrer, der ehrwürdige Abbé Düval, noch hier wäre, welchen Eindruck würden seine Worte auf das Brautpaar und auf die ganze Versammlung hervorbringen, wie würden Alle bis zu Thränen gerührt werden! . . . . Seht, Nachbar, das nenne ich eine christliche Trauung! Aber seit Eure gerühmte Republik die Priester aus dem Lande getrieben hat, ist bei uns weder von einer christlichen Taufe, noch von einer christlichen Trauung und einem christlichen Begräbnisse mehr die Rede."

„Nachbar Fleuriot," entgegnete der Schulmeister in mitleidigem Tone, „ich entschuldige gewissermaßen Eure beschränkten Ansichten, weil es nicht Jedem gegeben ist, sich von alten Gewohnheiten sogleich loszureißen; dennoch muß ich Euch gestehen, daß es mir stets peinlich ist, einen Bürger, der mit gesundem Verstande begabt ist, auf diese Weise sprechen zu hören. Doch, da Ihr nun ein Mal an den altmodischen Mummereien der Priester noch Gefallen findet, so will ich Euch auch das Gerücht nicht vorenthalten, das sich verbreitet hat."

„Und das wäre?"

„Der General Bonaparte, sagt man, habe ein Dekret erlassen, welches den Emigranten und den geflüchteten Priestern gestatte, wieder auf das Gebiet der Republik zurückzukehren. Obgleich übrigens der Maire behauptet, diese Verordnung selbst in den Zeitungen gelesen zu haben, so kann ich doch noch gar nicht an eine solche Schändlichkeit glauben."

„Wäre es möglich!" rief der Pächter, außer sich vor Freuden. „Bei Gott! eine prächtige Idee vom General Bonaparte; möget Ihr davon halten, was Ihr wollt. Dann würde man die verwüsteten Kirchen wieder herstellen, die umgeschlagenen Kreuze aufrichten, und jede Gemeinde bekäme wieder einen Pfarrer, der die Kinder taufte, die Brautpaare einsegnete und über die Todten die Weihe spräche. So wahr ich Fleuriot heiße! ich würde mit Freuden das fetteste Stück Vieh aus meinem Stalle darum geben, wenn ich diesen Tag erleben sollte!"

„Und ich, Onkel Peter," fiel Johanna ein, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, „ich würde mich noch ein Mal so gern verheirathen, wenn es in der Kirche geschehen könnte. Dann steckte ich einen schönen Strauß in den Gürtel, der Kirchendiener ginge vor mir her, und man läutete die große Glocke ein Mal für mich ganz allein. Vor dem Altar hielte der Herr Pfarrer eine lange Rede, und bei meinem Gange aus der Kirche empfingen mich die jungen Burschen mit Flintenschüssen. Ich kann mich deutlich erinnern, dies Alles gesehen zu haben, als ich noch ganz klein war, und schon damals machte es mir Lust zum Heirathen."

Die Züge des guten Meßners drückten eine tiefe Betrübniß aus.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

(30. Dec. 1847.)

Bei dem kurhessischen Landtage sind die auf Gewissensfreiheit und kirchliche Dissidien bezüglichen Eingaben dem Rechtspflegeausschusse übergeben worden. In Mainz wird die Umwandlung der Pfarreischulen in Communalschulen mit dem Interesse betrieben, welches die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt. Im Lippischen hat eine Anzahl von Schullehrern erklärt, daß sie sowohl die materielle Noth, als die geistliche Bevormundung des Schulamtes zur Auswanderung nach Amerika veranlasse. In Preußen wird die Unterordnung des gesammten Erziehungswesens unter die Staatskirche folgerecht fortgesetzt. In Breslau beharren die Dissidenten beider christlichen Confessionen auf der Weigerung ihrer Austrittserklärung. Ein Abdruck ihrer bekannten Eingabe an den Magistrat ist in Berlin verbreitet und darauf verboten worden. In Magdeburg will der Magistrat, gegen die Ansicht der Stadtverordneten und der meisten Bürger, nochmals um Herstellung eines kirchlichen status quo suppliciren. Zu Freiberg in Sachsen bildet sich eine deutschkatholische Gemeinde. Joh. Ronge hat dem Vernehmen nach seinen Vorsatz einer Reise in die Schweiz wieder aufgenommen. In Preußen bildet die Dissidenzsteuer und die Gebühren der Juden für die Einzeichnung der Familienakte in die bürgerlichen Verzeichnisse eine beträchtliche Vermehrung des Staats- und Kirchenschatzes. S. M. der König gibt 70 000 Thlr. zu dem Neubau einer römischkatholischen Kirche in Berlin und wird nebst S. H. dem Papste zu der 600jährigen Grundlegungsfeier des Doms zu Köln im August 1848 eingeladen werden. Der Papst besteht auf der hypothekarischen Sicherung der Einkünfte seiner Kirche und ihrer Beamten in Preußen. Der Streit über den Hermesianismus wird durch Elvenich u. A. mit Lebendigkeit fortgesetzt. In Holland finden häufige Uebertritte vom Romanismus zum Protestantismus statt. Ebendaher erhielt die deutschkatholische Gemeinde in Offenbach Geldbeiträge zu ihrem Kirchenbau. Freiburg im Breisgau protestirt gegen die Angabe, daß es Jesuiten beherberge. In Trier leiten belgische Redemtoristen die geistlichen Uebungen im Klerikalseminar. In Hamburg hat die freie (sociale) Gemeinde ihre Versammlungen unter dem Schutze der Associationsfreiheit wieder begonnen. Ebendaselbst hat der Senat die Eintragung auch der ungetauften und unbeschnittenen Kinder in die christlichen und jüdischen Geburtsregister verordnet. Aus Halle a. d. S. sind drei thätige Mitglieder der freien Gemeinde: Bensey, Horavild und Schönemann, ausgewiesen worden. Fast in ganz Europa wird die Emancipation der Juden mit neuem Eifer betrieben. Im britischen Parlamente macht d'Israeli sogar den Glauben an das Christenthum von dem an das Judenthum abhängig, weil ersteres durch Mitglieder des letzteren auf dem Wege der Reformation gestiftet worden sey.

Gottfried August Bürger.

Mit dem neuen Jahr begrüßen wir auch den hundertjährigen Geburtstag des Dichters der Lenore, Gottfried August Bür-

gers. Er wurde den 1. Jan. 1748 zu Molmerswende, einem zur Grafschaft Falkenstein gehörigen Dorfe geboren, wo sein Vater Johann Gottfried Bürger Pastor war. Nach einer aus dem Kirchenbuche von Aschersleben gezogenen Notiz war der Großvater Bürgers, Johann Heinrich Bürger, Frei- und Rittersasse zu Neuhaus und Paßbruch bei Stolberg. Seine Mutter, Gertraud Elisabeth geb. Bauer, war die Tochter des Hofesherrn Jakob Philipp Bauer zu Aschersleben. (cf. auch das Gedicht Bürgers: „Bei dem Grabe meines guten Großvaters J. Ph. Bauer.") Bürgers Eltern wurden den Dienstag p. 24 Trinit., den 6. Nov. 1742, in der Kirche zu Aschersleben getrauet. In Aschersleben verlebte Bürger einen großen Theil seiner Jugend und besuchte auch die dortige Schule. Aschersleben, für alles Gute und Schöne so empfänglich, scheint auch wegen der Nähe der klassischen Gegend (Falkenstein, Pansfelde [Taubenheim], Molmerswende), der Ort zu seyn, von dem aus Etwas geschehen könnte, den hundertjährigen Geburtstag B.'s zu feiern. Freilich müßte dies wohl auswärts, in Molmerswende und auf dem Falkenstein, geschehen; die jetzige Jahreszeit ist aber dazu nicht geeignet. Deshalb wäre vielleicht der 18. Juni, der Sterbetag Bürgers, als Tag der Feier vorzuschlagen. Bis dahin mag eine Sammlung zu einer Gedenktafel veranstaltet werden, welche den 18. Juni 1848 von den Aschersleбener Schülern in festlichem Zuge nach Molmerswende gebracht und am dortigen Pfarrhause befestigt wird. An Liedertafeln wird es dabei nicht fehlen. Von Molmerswende ginge dann der Zug nach dem nahen Falkenstein, wo die Feier beschlossen wird. Das könnte ein ächtes Bürgerfest werden. (Magd. Z.)

Ein neues Kunstblatt von Schwerdgeburth.

Dr. Martin Luther auf der Rückkehr von Worms predigt im Dorfe Möhra unter der Linde am 4. Mai 1521. Gezeichnet und in Stahl gestochen von C. A. Schwerdgeburth.

Schwerdgeburth in Weimar hat zu seinen bekannten drei herrlichen Bildchen aus dem Familien- und Geschichtsleben Dr. Martin Luthers so eben ein viertes vollendet, das die vorhergegangenen noch wo möglich an Charakteristik und Leben, sowie an Zartheit der Ausführung übertrifft. Es bietet folgende Darstellung: Von Worms, wo Luther mit gottgetrostem Muthe vor der Reichs-Versammlung gestanden und sein großes Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen," gesprochen hatte, kehrte derselbe unter sicherm Geleit nach Sachsen zurück. Er predigte auf diesem Wege an verschiedenen Orten, und wandte sich nach Möhra, seinem Stammort, um seine dortigen Verwandten zu besuchen.

Die örtliche Sage sowohl als schriftliche Quellen verkünden, daß Luther während seines Aufenthaltes in Möhra unter der Linde — nach Andern unter einem Birnbaume — weil die Kirche die Menge des Volkes nicht faßte — gepredigt habe.

Diese Scene zeigt unser Bild, auf welchem nicht ohne Absicht die Umgebung so gewählt wurde, wie sie in der Gegenwart sich darstellt. Das Haus, über welchem eine Taube fliegt, ist das Lutherhaus, an welches die Schule stößt.

Wir erblicken Luther im Mönchsgewande, welches er an diesem Tage noch ablegte, indem er auf seiner Weiterreise über Schloß Altenstein, nur wenige Stunden von Möhra, aufgehoben und auf die Wartburg geführt wurde.

Hinter Luther stehen, zur Weiterreise gerüstet, seine Begleiter, Licentiat Nicol. von Amsdorf, und Jacob Luther, Martins Bruder. Vor ihm sitzt andächtig die betagte Großmutter des Gottesmannes, welche noch in demselben Jahre, am 21. Sept., starb. Auf den Sessel der Greisin stützt sich Luthers Vatersbruder Heinz, und neben weiblichen Verwandten wird auch Luthers zweiter Vatersbruder, Hans der Kleine genannt, erblickt. Er war es, der das Geschlecht der Luther in Möhra und der Umgegend bis auf unsere Tage fortpflanzte, und wir erblicken eines seiner Kinder am Knie der Urgroßmutter.

Dem malerischen Raum, auf dem diese Volksgruppen sich drängen, wird künftig das Luther-Denkmal zu einer würdigen Zierde gereichen.

Mannichfaltigkeiten.

An der Weggelderhebung in Cronberg lies't man: „So fiel mal einer an dieser Stelle vorüberkommt, so fiel mal muß er bezahlen für ein Pferd" rc. rc.

Dr. Martius erzählt in seinen kürzlich erschienenen „Erinnerungen" von einem Erlanger Gelehrten folgenden ergötzlichen Zug: „Er war sehr empfindlich gegen die Kälte und verwahrte sich dagegen auf ganz besondere Art. Er hatte nämlich in seinem Zimmer ein Gerüste mit Staffeln errichtet, worauf er sich mit seinem Studir-Tische immer höher gegen den Plafond hin, in wärmere Luftschichten, retirirte, je kälter es ihm wurde."

Die Mitglieder der Gegenthierquälerei-Vereine mögen sich freuen: das von ihnen protegirte Pferdefleischessen findet immer mehr Eingang und das Pferdefleisch immer größeren Beifall. So wird aus Plön in Holstein geschrieben: „In voriger Woche ist das achte Pferd geschlachtet und es sind bereits 3—4000 Pfund konsumirt worden. Auffallend ist die Geschmacksähnlichkeit des geräucherten Pferdefleisches mit der geräucherten Gänsebrust; auch die Farbe ist ziemlich dieselbe; besonders munden sollen Sauerbraten und Bratwürste." Desgleichen meldet die Leipz. Z.: „Der Genuß des Pferdefleisches bricht sich auch in Sachsen mehr und mehr Bahn. Vor kurzem ward in Frohburg ein Pferd geschlachtet, man überzeugte sich bald, daß das Fleisch desselben eben so schön aussah als das beste Rindfleisch, und es war in sehr kurzer Zeit an die verschiedensten Klassen der dasigen Einwohner verkauft. Einige 30 der Letzteren veranstalteten ein Abendessen, wobei Pferdefleisch in den verschiedensten Zurichtungen aufgetragen ward. Der Widerwille, mit dem Einzelne an den Genuß gingen, wurde sehr bald überwunden, als man sich von der Schmackhaftigkeit des Fleisches überzeugte, die der des Rindfleisches bei guter Zubereitung nicht nachsteht."

Literatur.

Spiegel der Christenheit. Von Dr. W. J. G. Curtmann. I. Theil. Die jugendliche Christenheit. Darmstadt, 1847, bei J. Ph. Diehl. gr. 8. 362 S.

Eine Sammlung von Lesestücken aus den interessantesten Abschnitten der Kirchengeschichte hat der Verfasser in ansprechenden Formen zusammengestellt, berechnet für die reifere Jugend und Gebildete überhaupt, welche das Bedürfniß fühlen, die historische Entwickelung des Christenthums aus den bewährtesten Geschichtschreibern kennen zu lernen. Schon als einfache Compilation würde des Verfassers Arbeit eine verdienstliche seyn; allein er war weit entfernt, sich darauf allein zu beschränken, sondern ist vielmehr bemüht gewesen, den aus den gelehrten Werken von Spittler, Neander, Schlosser, Augusti, Leo, Gfrörer u. A. entlehnten Stoff seinem Plane gemäß zu verarbeiten und in entsprechende historische Rahmen zu bringen. In dieser gefälligen Form hat sein Buch in der That den Charakter eines Volksbuchs erhalten und wir glauben im voraus überzeugt seyn zu dürfen, daß es den Weg in's Publikum finden werde. Wollte übrigens der Hr. Verf. bei der Fortsetzung seiner

verdienstlichen Arbeit auch den berühmten Gibbon, der in seinem großen historischen Werke über den Verfall und Untergang des römischen Reichs viel Treffliches über die Ausbreitung des Christenthumes, das Mönchswesen, die furchtbaren Parteikämpfe in Konstantinopel ꝛc. gesagt hat, mit zu Rathe ziehen, so würde, denken wir, seine Arbeit dadurch nur gewinnen können. Haben wir den tiefdenkenden Gibbon recht verstanden, so richteten zwei in ihrer Art wesentlich von einander verschiedene Erscheinungen das oströmische Reich zu Grunde: erstens die Ausartung der Theologie, welche die christliche Welt mit einer Menge willkürlich ersonnener Satzungen überschwemmte und sie in wüthende Parteikämpfe verwickelte, und dann die Ausartung der Jurisprudenz, welche unter Justinian's Regierung durch die Monstre-Gesetzgebung des Corpus Juris, zum Unglücke der Völker des Abendlandes, ihren Gipfelpunkt erreichte. So lange das deutsche Volk von der weltlichen und geistlichen Gesetzgebung Rom's umstrickt ist, so lange es die Fesseln beider wird tragen müssen, ist an eine wahrhaft heilbringende Verbesserung der öffentlichen Zustände durchaus nicht zu denken. Aus dem Innersten seiner selbsteigenen Bedürfnisse heraus soll Deutschland sich Gesetze geben und jenen verwirrenden römischen Formelkram verwerfen, von dem Göthe mit Recht sagt: „Es schleppen sich Gesetz und Rechte wie eine alte Krankheit fort.“ Sehr bezeichnend sagt in dieser Beziehung Dr. Fr. List in seinem „nationalen System der politischen Oeconomie“, daß die Wiedererweckung der Pandecten in Italien die Rechtspest über Deutschland verbreitet habe, eine Epidemie, gegen die, bei dem jetzigen Zustande der Dinge, fast kein Heilmittel mehr zu finden ist.

Dr. D.

Korrespondenz.

Von der Lahn, im Dec.

Der Artikel aus dem Nassauischen in der Didaskalia vom 20. Nov. d. J. erregte an den betreffenden Orten allgemeine Freude und es kann den sich bald versammelnden Landständen nicht dringend genug an's Herz gelegt werden, daß durch sie die Regierung veranlaßt wird, dem Uebel der weiten Entfernung mancher Orte von dem Amtssitze dadurch abzuhelfen, daß mehrere neue Aemter errichtet werden. Wenn man bedenkt, welche große Summe für die Reisekosten der Beamten erforderlich ist, und rechnet die Unkosten dazu, welche sich mancher arme Mann macht, weil er tagelang an den Amtssitzen aufgehalten wird, so gibt dies eine große Summe, die derjenigen gleich kommen möchte, welche für Besoldungen der Mehrangestellten erforderlich wäre; es würde die Zeitversäumniß wenigstens gespart seyn. Das Geld, welches für Neubauten verausgabt werden müßte, bleibt als Realwerth dem Staat, und an den meisten Orten würden sich vielleicht die Gemeinden dazu verstehen, das Geld zu den Bauten vorzuschießen, dem hartgedrückten Handwerker zum Nutzen. — Die Zeit ist da, derjenigen Bevölkerung, welche zum Theil oder ganz vom Taglohn lebt, alle mögliche Erleichterung zu verschaffen, weil die Diebstähle, aus Noth entstanden, sich von Tag zu Tag mehren. Wenige herzogliche Schultheiße werden sagen können, sie hätten es noch nicht erlebt, daß arme Leute ihrer Gemeinde sie um Arbeit baten, sonst müßten sie hungern oder betteln. Die Reichen könnten mehr Steuer geben oder den Taglohn erhöhen; der Taglöhner und unbemittelte Handwerker kann, wenn die Lebensmittelpreise wieder steigen sollten, seine Bedürfnisse kaum befriedigen, da er von vorigem Jahre noch Schulden zu zahlen hat. Wir wollen annehmen, ein Taglöhner hätte 30 kr. den Tag; sehr viele haben nur 24 kr., wovon er grade seiner starken Familie für den kommenden Tag den Brodbedarf kaufen könnte; da wird er auf das drei Stunden entfernte Amt vorgeladen, weil er sein Loosholz nicht zur gehörigen Zeit abgefahren, das er längst an einen Hüttenbesitzer zum Verkohlen verkauft hat. Nun fehlt der Familie das Brod, sie muß daher betteln, um nicht zu hungern; der Vater macht noch dazu Ausgaben, woran er zu Hause nicht gedacht hätte. Dieser Fall ereignete sich wirklich und es waren aus einem Orte nicht weniger als 70 Leute an das Amt vorgeladen, welchen zwar nicht allen das Brod fehlte; sie hatten aber zwei Gänge umsonst gethan und zwei Tage versäumt, — gering angeschlagen 70 fl. Verlust für immer für dieses Ort.

Wetzlar, 28. Dec.

Gestern Abend gab die zweite Compagnie der hier garnisonirenden königl. 8. Jägerabtheilung im Saale zum römischen Kaiser einen solennen Ball. Der Saal war mit großer Sorgfalt festlich decorirt und in einem Transparent glänzten die schönen Worte: „Geselligkeit und Freude!“ Außerdem waren an der Gallerie die Werkzeuge der edeln Jägerei mit Guirlanden umschlungen in erhabener Arbeit in Form eines Wappenschildes sehr geschmackvoll dargestellt und gaben einen sprechenden Beweis von Kunst- und Schönheitssinn der Festordner. Das Offizier-Corps der Abtheilung wohnte dem Balle zahlreich bei und nahm bis spät in die Nacht an dem Tanzvergnügen Antheil. Gemeine und Offiziere ließen einander freudig hochleben. Der Ball dauerte bis gegen Morgen und endigte auf die honneteste und anständigste Weise. Die Jäger hatten zahlreich Ehrenkarten in die Stadt versandt, denselben war aber nicht in der lobenswerthesten Weise entsprochen worden. Es wurde solches missfällig wahrgenommen und anwesenden Bürgern ihre Theilnahme mit Wohlgefallen kund gegeben. Unsere Soldaten sind keine Söldner und Kriegsknechte mehr, sondern Söhne des Vaterlandes, Beschützer des eigenen Herdes und des gemeinsamen Vaterlandes. Wer eine Einladung derselben zu „Geselligkeit und Freude“ von der Hand weis't, der verläugnet seine Verpflichtung für die höchsten Volksinteressen und sollte schweigen über eine Kluft zwischen Civil- und Militärstand, indem er solche selbstthätig aufbauen hilft.

Wiesbaden, 29. Dec.

An dem unlängst von mir berichteten Schützenhofskauf ist insofern jetzt etwas Wahres, daß dieses geräumige Gast- und Badhaus die herzogl. Generaldomänen-Direction für 80,000 Gulden an sich gezogen hat. — Die vielen Krankheitsfälle, die wir hier in neuerer Zeit zu beklagen haben, scheinen das Gerücht zu bestätigen, daß die Grippe hier grassirt. Beinahe in allen Familien findet man Kranke; dem Vernehmen nach, sollen aber die Fälle nicht von Bedeutung und das Uebel bald wieder gehoben seyn.

Darmstadt, 29. Dec.

Hatte unsere Narhalla im vorigen Winter den Muth, der Ungunst der Zeit, der Theuerung mit ihren unzertrennlichen Widerwärtigkeiten, kühn Trotz zu bieten, so bedarf sie gegenwärtig, in einer ungleich besseren Zeit, keiner großen Aufmunterung, um ihres Berufs für die bevorstehende Carnevalszeit eingedenk zu seyn. Hoffentlich werden wir sie bald schöner und zahlreicher als je aufleben und das neue Jahr in heiterem Scherze begrüßen sehen. — Wer etwa von den Mitgliedern unserer Narhalla späterhin etwa noch gewisse äußere Abkühlungen bedürfen sollte, um zu dem gewöhnlichen Niveau der bürgerlichen Gedankenwelt wieder zurückzukehren -- dem glauben wir die in dem benachbarten Oberramstadt zu gründende Kaltwasser-Heilanstalt, die, wie wir vernehmen, im kommenden Frühling unter der Leitung des Hrn. Dr. med. Ahlefeld daselbst in's Leben treten soll, zur Nachkur empfehlen zu können. Unweit Oberramstadt, welches eine äußerst freundliche Lage an den Vorhöhen des Odenwaldes hat, liegen die drei französischen Coloniedörfer Rohrbach, Wembach und Hahn, ein redendes Zeugniß der religiösen Intoleranz Ludwig's XIV, der durch die Widerrufung des Edicts von Nantes viele Franzosen zur Auswanderung nöthigte.

Auflösungen in Nro. 1.

Logogryph: Prost, Rost, Ost.
Homonyme: Kiefer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre, von Wilh. Wagner, gesprochen von Hrn. Reger. Hierauf (zum Erstenmale): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 2. Jan. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 3. Montag, den 3. Januar 1848.

Prolog für 1848.

(Von Wilh. Wagner, gesprochen am 1. Jan. auf der Frankfurter Bühne von Hrn. Reger.)

Ein frischer Lebenshauch durchzieht die Welt,
Und das Bedürfniß freierer Bewegung
Hat sich den Völkern weithin beigesellt;
Die Geister steh'n in freudiger Erregung.
Verbess'rung, Fortschritt ist das Losungswort;
Von Land zu Land tönt es gewaltig fort.
Aus tausend Geistern schlagen mächt'ge Flammen
Zu einer feur'gen Morgengluth zusammen.

Dort ist die Rednerbühn' ein Leuchtthurm, der
Weithin der Freiheit helle Strahlen sendet;
Hier zieh'n Gedanken kampfbereit einher
Und ohne Schwert wird mancher Sieg vollendet.
Dort wird manch' gold'nes Korn aus tiefem Schacht
Durch rüst'ge Forscher an den Tag gebracht,
Und hier vereinen Männer sich, zu hindern
Der Willkür Druck, der Brüder Noth zu lindern.

Ein frischer Lebenshauch erfüllt die Welt
Mit neuer Lust und dringt in alle Räume.
Des Landmanns schlichte Wohnung wird erhellt,
Auf seinen Feldern pflanzt er schön're Bäume;
Der Bürger dehnt die enge Werkstätt' aus,
Sein Kunstfleiß schmückt des Reichen stolzes Haus;
Es eilt, dem Winde gleich, auf langen Schienen
Das Dampfroß fort, dem Erdengott zu dienen.

Wohl überall regt sich ein frischer Geist,
Doch auch ein eil'ges ungestümes Treiben,
Das Jeden fort auf rascher Strömung reißt;
Zurück will Keiner, der noch Kraft fühlt, bleiben.
Vorwärts und weiter! — ist das Losungswort.
Die Fluth des Tages drängt uns Alle fort.
Wer säumt und rastet, der muß unterliegen;
Die Kraft des Jüngern wird ihn bald besiegen.

Wer wollte diesen Kämpfen sich entzieh'n
Und jedem Anruf streitender Parteien?
Wer wollte muthlos in ein Kloster flieh'n,
Dem fernen Himmel träum'risch sich zu weihen?
Die Gegenwart, die eifrig wirkt und schafft,
Bedarf der That, der rüst'gen Manneskraft;
Zu ihrem Dienst soll unser Herz erglühen,
Und sey es unter Kämpfen auch und Mühen.

Doch wie der müde Wand'rer gerne ruht
Am Abend, wo man gastlich sein gedenket,
Und wie der Schiffer von der hohen Fluth
Zum sichern Port den Nachen heimwärts lenket,
So wollen wir auch ausruh'n von dem Streit
Des Tages und der aufgeregten Zeit,
Ausruh'n vom Zwiespalt kämpfender Parteien,
Die feindlich sich in Wort und That entzweien.

Wir wollen ausruh'n von des Lebens Müh'n;
Doch wo wird sich ein stiller Hafen finden?
Wo wird ein friedliches Asyl erblüh'n?
Wo wird der Lärm des Kampfgewühls verschwinden?
Wo anders, als im heiteren Bereich
Der Musen, die mit ihrem Blüthenzweig
Des Lebens rauhe Wirklichkeit bekränzen
Und deren Sterne ungetrübt erglänzen?

Stets war die Kunst ein heiteres Asyl,
Ein Wunderbaum, geschmückt mit holder Blüthe,
Ein Friedenseiland, ein erquickend' Ziel,
Ein Labetrunk dem dürstenden Gemüthe,
Und immer war mit liebevollem Sinn
Die Muse eine milde Trösterin,
Die uns der Noth des Irdischen entrückte,
Die uns erhob, beseligte, beglückte.

Im Bild, im Wort, in Tönen hat die Kunst
Das Herrlichste den Menschen offenbaret
Und ihnen stets der ew'gen Götter Gunst
Als heiliges Palladium bewahret;
Sie hat die Schönheit und das Ideal
Gepflegt im oft getrübten Erdenthal
Und uns erhoben aus beengten Schranken
Auf Adlerflügeln mächtiger Gedanken.

Sie sey gegrüßt, — und auch in diesem Jahr
Soll sie den Ernst des Lebens freundlich mildern,
Durch Dichterwort, durch Töne wunderbar
Und durch den Zauber von geweihten Bildern!
Ein frischer Lebenshauch durchweht die Zeit,
Die sich der Wahrheit und dem Recht geweiht,
Und daß der Sieg ihr edles Werk bekröne,
Geselle sich zum Guten auch das Schöne!

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Ganz recht, Mademoiselle Johanna,“ stammelte der Verlobte, ohne die Augen aufzuschlagen; „und damit wir ganz sicher gehen, so wollen wir uns zwei Mal trauen lassen; erst von dem Maire Groß-Jean, und dann von dem Herrn Pfarrer, sobald er angekommen seyn wird. Denn glauben Sie mir, ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn Sie über die Gültigkeit unserer Ehe einen Zweifel haben sollten.“

Ein schallendes Gelächter der Anwesenden folgte dieser naiven Bemerkung. Nur der Schulmeister runzelte die Stirn.

„Schweig!“ rief er seinem Sohne in gebieterischem Tone zu, „und sprich nicht solche Albernheiten, damit Du meiner Erziehung, die mir Mühe genug gekostet hat, keine Schande machst. Weißt Du nicht, daß ich Dir befohlen habe, in Deinen Gesprächen stets bescheiden und zurückhaltend zu seyn?“

Der arme Anton senkte schweigend den Kopf; aber ein leises Achselzucken verrieth, daß es ihm schwer wurde, sich dem herrischen Willen seines Vaters zu unterwerfen.

„Bei Gott! Nachbar,“ bemerkte lachend der Pächter, „Ihr treibt die Erziehung zu weit, und würdet wohl thun, Euch nicht in die Angelegenheiten Eures Sohnes zu mischen, wenn er meiner Johanna ein wenig den Hof macht. Es bedarf wahrhaftig nicht Eures Schulprügels, um einen jungen Burschen zu lehren, mit seinem Mädchen von Liebe zu schwatzen. Um aber jetzt wieder auf unser voriges Kapitel zurück zu kommen, ist es doch wirklich zu bedauern, daß unser guter Pfarrer, der würdige Abbé Düval, gestorben ist und nicht mehr zu seiner Gemeinde zurückkehren kann. Welch' ein Freudenfest würde das für das ganze Dorf gewesen seyn!“

„Ist das in der That Euere Meinung, Meister Fleuriot?“ fragte der Schulmeister in spöttischem Tone. „Ich meinerseits bin überzeugt, daß im ganzen Dorfe Niemand Eure blinde Anhänglichkeit theilt.“

„Ihr, Denis, freilich nicht; denn Jedermann weiß ja, daß Ihr den guten Düval niemals geliebt habt. Ich erinnere mich noch, wie aufgebracht Ihr gegen ihn waret, weil er die armen Kinder des Dorfes unentgeltlich unterrichtete.“

„Ich glaube seitdem zur Genüge bewiesen zu haben, wie weit geeigneter mein Erziehungssystem ist, tüchtige Bürger und wahre Vaterlandsfreunde zu bilden, als das seinige. Doch darum handelt es sich hier nicht. Ich habe nur behauptet, daß der Bürger Düval einen übeln Empfang finden würde, wenn er nach Saint-Clair zurückkehrte. Glaubt mir, man ist hinter seine Schliche gekommen und würde ihn wie einen Dieb behandeln, wie er es auch verdient.“

Fleuriot, als er den Mann, den er hochschätzte, auf diese Art verläumden hörte, erhob sich lebhaft von seinem Sitze und rief mit Donnerstimme:

„Hört, Denis, Ihr seyd ein Kläffer, der immer die Zähne weis't und niemals beißt! Ich weiß auch, daß Ihr weniger Böses in Eurem Leben begangen habt, als Ihr die Leute glauben machen wollet; aber wie Dem auch sey, ich werde niemals dulden, daß man einem so würdigen Manne, als unser Herr Pfarrer war, solche Schändlichkeiten nachsagt. Der gute Düval ist ohne Zweifel todt, denn weder Katharine noch ich, die wir ihn beide so innig verehren, haben ja nie eine Nachricht von ihm erhalten. Ueberdies vertraute mir ein unglücklicher Priester, den ich während der Schreckenszeit in meiner Wohnung verborgen hielt, daß er den Namen des Abbé unter denen der unglücklichen Opfer gesehen habe, die der schändliche Carrier in der Loire ertränken ließ. Und diesen Märtyrer unseres heiligen Glaubens erfrecht Ihr Euch, einen Dieb zu nennen, ohne es beweisen zu können!“

Bei diesen Worten schlug er mit seiner nervigen Faust auf den Tisch, daß die Krüge klirrten.

„Man wird es aber beweisen, Meister Fleuriot!“ entgegnete der Schulmeister, auf den der reichliche Cidergenuß seine Wirkung zu äußern begann, mit Heftigkeit. „Glaubt Ihr mir mit Eurem Brüllen etwa Furcht zu machen? Bedenket, daß wir einer Republik angehören, in welcher Gleichheit herrscht, und daß ich mich unter die wahren Patrioten zähle.“

„So beweiset Eure Beschuldigung!“ rief der kräftige Pächter im höchsten Grade der Entrüstung und nahm eine drohende Stellung an.

Die übrigen Gäste suchten die beiden Streitenden zu beruhigen, aber umsonst.

„Onkel Peter!“ flüsterte die erschrockene Johanna diesem in das Ohr, „wenn Ihr Euch mit Nachbar Denis veruneiniget, wer wird denn Eure arme Johanna heirathen? Bedenket doch, daß die Conscription fast alle jungen Männer des Landes weggeführt hat, und daß, in der Runde von drei Stunden, Anton die einzige annehmbare Partie für mich ist!“

„Papa!“ sagte Anton leise seinem Vater in das Ohr, und suchte den Erzürnten bei'm Aermel zurückzuhalten. „Ich will mich ganz Eurem Willen fügen; will Eurer Erziehung Ehre zu machen suchen; aber beleidigt nicht den Onkel meiner Johanna.“

Doch Fleuriot und Denis waren zu aufgebracht, um den Bitten der jungen Leute Gehör zu schenken, und beharrten in ihrer herausfordernden Stellung. Da erhob sich plötzlich die alte Haushälterin, welche an dem Gespräch bisher keinen Antheil genommen hatte.

„Warum erzürnt Ihr Euch so?“ sagte sie mit kraftloser, doch fester Stimme. „Ich dächte, wir brauchten wegen unserer Vertheidigung keinen so großen Lärm zu machen. Der Schulmeister mag sich näher über die Sache erklären.“

Der Pächter, der, wie ich schon bemerkt habe, stets große Achtung für die alte Katharine bezeigte, erwiederte in gemäßigtem Tone:

„Nun wohl! so sprecht denn, Denis, und beweiset Eure Beschuldigung. Aber das sage ich Euch, ich will mir eher die Haare meines Bartes einzeln ausraufen lassen, ehe ich zugebe, daß man in meiner Gegenwart unsern armen, verewigten Herrn Pfarrer beschimpft. Er war der Wohlthäter unserer Gemeinde, der Freund und Vater der Unglücklichen und Verlassenen.“

„Und wenn er auch der Freund der Unglücklichen gewesen wäre,“ entgegnete spöttisch der Schulmeister; „Ihr, Fleuriot, und Ihr, Katharine, sollt mir jetzt nur auf die einzige Frage antworten: Was ist aus den goldenen und silbernen Kirchengeräthschaften geworden, welche die ehemaligen Besitzer von Baussaye der Kirche von Saint-Clair geschenkt haben, und die in dem eisernen Schränkchen in der Sakristei aufbewahrt wurden? Was hat Euer würdiger Herr Pfarrer mit dem Schatze angefangen, als er sich veranlaßt fand, bei Nacht und Nebel zu fliehen? Wenn Ihr mir hierauf antworten könnt, so thut es!“

(Fortsetzung folgt.)

Skizze aus dem Bürgerleben.

Vor 60 bis 80 Jahren gestatteten die Verhältnisse dem thätigen, geschickten und haushälterischen Bürger, ein kleines Vermögen zu erwerben, durch welches bei eintretenden besondern Familienunfällen seine Existenz gesichert und nach seinem Tode seiner Familie ein, wenn auch dürftiges, Auskommen aufbehalten wurde. Einer Meisterswittwe war es eine Schmach, die öffentlichen Kassen in Anspruch zu nehmen; so selten kam es vor und so tief fühlte man sich dadurch herabgedrückt.

Der Grund davon war: *die Preise der Arbeiter waren besser und das Leben wohlfeiler; die Kleider einfacher; die Freuden wohlfeiler*, weil in der Häuslichkeit gesucht; die Sitten reiner. Seitdem hat eine maßlose, ja anarchische Concurrenz die Preise bedeutend niedergedrückt; der Handwerker hinterläßt in der Regel nur wenig; von erworbenem Vermögen ist selten die Rede; verlorenes dagegen bildet oft den Gegenstand der Unterhaltung. *Der Bürger braucht die Anstrengung aller seiner Kräfte, um nicht zu fallen, um stehen zu bleiben*; an Vorwärtsgehen wird selten mehr gedacht. Das Armenwesen nimmt in furchtbarem, stets wachsendem Maße die öffentlichen Kassen in Anspruch: der Krebsschaden der Gesellschaft, Pauperismus genannt, frißt auch in Deutschland immer weiter um sich.

Hier haben wir aber ein merkwürdiges Schauspiel. Die Moralität der höheren Klassen der Gesellschaft, der Klassen, die an manchen Stellen so knickerig und knauserig dem Bürger seinen verdienten Lohn abhandeln, tritt zwischen den armen Gefallenen und den Hungertod und sucht jenen mit großartiger Aufopferung gegen den letzteren zu vertheidigen. Leider nur thun die hochherzigen Wohlthäter dieses nicht oft direct, und so entstehen denn Scenen, die wir jetzt betrachten in dem *Bilde der Stadtarmen*.

Der Schlosser X. war vor einem Jahre noch im Besitze eines, zwar nicht schuldenfreien Hauses. Jetzt ist er ein ruinirter Mann und die Geschichte seines Falles ist der Beachtung werth. Es wurde nämlich eine größere Arbeit für die Stadt ausgeschrieben mit der beliebten Clausel: „*An den Mindestfordernden*.“ X. machte seine Berechnung, ging hin und stellte seine Forderung. Andere forderten weniger, X. aber hatte Noth um Arbeit. Er überschlägt seine Zuthaten, seine Arbeitszeit noch einmal oberflächlich; der Gedanke: „Eine öffentliche Arbeit, wenn gut gemacht, bringt Ehre und Kundschaft“, bestimmt ihn, sein Tagelohn zur großen Hälfte aufopfern zu wollen; vier Groschen täglich für seine Person zu verdienen, ist doch immer besser als nichts. Er erhält die Arbeit. Doch wehe! als er sein Eisen dazu verschreibt, *ist es theurer geworden*, die Kohlen sind theurer geworden, und er verbraucht von beiden mehr, als er ausgerechnet; die Lebensmittel für ihn, seine Familie und seine Arbeiter sind aufgeschlagen; die Arbeit kostet mehr Zeit, auch hat er in der Eile des letzten Ueberschlages das Porto für sein Eisen zu berechnen vergessen. — (Daß ein Arbeiter während seiner Arbeitszeit nicht für längere Zeit krank seyn *darf*, ohne mit scharfen Schritten seinem Untergange zuzueilen, versteht sich von selbst). — Er verliert 500 Thlr. an seiner Arbeit; sein Haus wird angeschlagen; ein neuer Verlust von 300 Thlrn. ergibt sich beim Verkaufe desselben; seine Vorräthe, seine Mobilien werden um den halben Preis veräußert; — *er ist zum Bettler geworden*. Vergeblich weint seine Frau vor Scham; eines wohlhabenden Bürgers Tochter, hat sie ihr Vermögen, die Hoffnung ihrer alten Tage, auch mit hergeben müssen.

Sie geht zum Armenpfleger, um etwas Brod und Holz zu bekommen, um das Leben und die Gesundheit ihrer Kinder für einen Tag zu fristen: — sie muß warten, bis dieser zu Hause ist und die Armen vor sich läßt. Da steht sie denn neben einem Haufen rohen Gesindels; einige gealterte Dirnen, denen sie früher manches Stück Brod gegeben, setzen ihre bösen Zungen in weithin schallende Thätigkeit („die sondert sich ab von uns; die will etwas Besseres seyn als wir; die hat's auch auf dem Leibe u. s. w. u. s. w.“). Weinend geht die arme, trostlose Mutter nach Hause und kehrt mit hochklopfendem Herzen nach einer halben Stunde zum Armenpfleger zurück. Sie findet hier kein freundlich ermuthigendes Wort; denn derselbe hat das Leben nie von solcher trüben Seite gesehen. „Es ist nichts mehr da, Ihr müßt kommen, wenn die Andern auch kommen; jetzt stört mich nicht weiter, ich habe dringendere Geschäfte.“ Die Arme geht; nach trostlosem Hin- und Hersinnen wendet sie sich an den Vorsteher der Armenpflege. „Kommen Sie morgen wieder“, heißt es hier. — Morgen können meine Kinder freilich krank seyn vor Hunger und Kälte, doch darf ich dem Manne nicht lästig werden. — Sie geht nach Hause, nimmt ihre zum Wechseln zurückgelassenen Kleider, trägt sie ins Pfandhaus und kauft Brod. Am andern Tage kehrt sie zu dem Chef der Armenpflege zurück. Der Mann ist gerade übel gelaunt und, anstatt das dringend Ersehnte zu erhalten, nimmt sie ein unwilliges „*Ueberlauft mich nicht*“ entgegen.

Indessen haben die Dirnen und anderes leichtsinniges Gesindel sich mit Brod, Holz und Geld, das sie erhielten, einen guten Tag gemacht und manche, durch irgend eine Connexion oder durch glatte Reden empfohlen, haben sogar ihr Theil ins Haus geschickt erhalten, vielleicht ohne dessen ganz bedürftig, vermuthlich ohne dessen würdig zu seyn.

In einem baufälligen Hause in einem vierten Stock wohnt eine arme Wittwe mit vier Kindern. Sie schläft auf ein wenig halbverfaultem Stroh; die Hälfte ihrer dürftigen Kleidung gibt sie ihren frierenden Kindern; sie selbst kann den Frost nicht beachten; bei einem elenden Lämpchen hat sie bis 2 Uhr Nachts genäht, um morgen Brod für ihre Kinder zu kaufen. Im unteren Stocke stößt eine wohlbezahlte Sängerin die höchsten Töne aus und regalirt sich an Wein und köstlichem Backwerke. So nahe wohnt oft der Schmerz bei der Lust!

Die großartigen, bewunderungswerthen Opfer der höheren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft fließen oft — und zwar meistens ohne direktes Verschulden der Austheiler! — den Unwürdigen zu; *die würdigen Armen*, die verunglückten Arbeiter, ihre Wittwen und Waisen, leiden bei aller Wohlthätigkeit edler Menschenfreunde — Hunger, Kälte, kurz jede Art erdenklicher Entbehrung! Millionen Thränen braver, redlicher Menschen fließen täglich, trotz der größten Opfer edler Menschenfreunde! Die ungemessene Concurrenz, der Mangel an Credit für den Unbemittelten sind ihr unversiechlicher Quell. Die herabgedrückten Arbeitspreise, die steigenden Preise des Lebensunterhaltes richten den niederen und mittleren Bürgerstand zu Grunde; die Speculanten und die Wucherer sind seine *lachenden Erben*.

Die Armenunterstützung unterscheidet nicht immer nach der größeren Würdigkeit; der freche Tagedieb schnappt dem redlichen verarmten Manne und die versunkene Buhldirne der armen Wittwe und ihren Waisen tausendmal das kärgliche Brod weg, abgesehen davon, daß diese unter den Auswurf der Gesellschaft sich mengen und sich mit diesem verwechseln lassen müssen.

(Allg. Anz. d. D.)

Mannichfaltigkeiten.

Eine gräßliche Scene, wie die Allgemeine Oderzeitung aus Paris schreibt, ereignete sich kürzlich auf der Straße nach Vichy in einem im Bau begriffenen Hause, an dem die Arbeiten der Kälte wegen eingestellt sind. Man vermuthete, daß sich dort ein Verbrecher verberge, der schon mehrere Missethaten ausgeführt hatte. Drei Gensd'armen, mit einer Blendlaterne versehen, durchsuchen das Haus und finden in einem Stalle auf Stroh einen halb entkleideten Menschen. Auf den Befehl, den Gensd'armen zu folgen, erklärte er sich bereit, er wolle nur seine Beinkleider anziehen. So wandte er sich um, bückte sich, hatte aber einen versteckten Dolch ergriffen und stürzte sich damit auf den nächsten Gensd'armen. Zum Glück gleitete der Stoß an dem Bandelier desselben ab und verletzte die Brust nur leicht. Doch die Blendlaterne war dem Gensd'armen dadurch aus der Hand geschleudert, und nun herrschte das tiefste Dunkel. Der Verbrecher

wollte sich jetzt mit dem Dolche Bahn brechen und stieß im Finstern wüthend um sich her; die Gensd'armen waren zwar mit Säbeln bewaffnet, wollten dieselben jedoch nicht gebrauchen, weil sie einander selbst zu verwunden fürchteten. Der Kampf war verzweifelt; auf der einen Seite ein Mensch, der mit der Wuth eines wilden Thieres um sein Leben focht, auf der andern drei entschlossene Männer, deren Ehre es gebot, den Verbrecher nicht entkommen zu lassen. Letzterer hatte schon 27 Wunden ausgetheilt: da entschied ein glücklicher Zufall. Er traf einen Gensd'armen dergestalt mit dem Dolch, daß er ihm fast den Daumen abschnitt; doch dieser verlor die Besinnung nicht, sondern schlug den Bösewicht mit dem Säbelgefäß auf den Kopf, daß er bewußtlos hinstürzte, und spießte ihn dann durch den Hals am Boden fest. So endete dieser graufenhafte Kampf im Dunkeln. Der Verbrecher wurde mit aller Sorgfalt, die sein Zustand erforderte, nach der Conciergerie gebracht. Er ist ein entsprungener Sträfling.

Man kann nichts Gutes mehr im Stillen thun, nach Allem wird gefragt und über jede geheime Gabe soll ein Protokoll aufgenommen werden. So hat jetzt die obere Justizbehörde in Hildesheim angeordnet, daß bei allen Unterbehörden über jede Hand voll Prügel, über jede Aushungerung eines Gefangenen, wovon bis jetzt kein Aufhebens gemacht wurde, immer eine Registratur geführt werden solle. Es ist zu fürchten, daß die Behörden in Zukunft ihre Wohlthaten lieber für sich behalten, was ihnen nicht zu verwehren ist. (Berl. Z.)

(Schwarzenberg, im sächs. Erzgebirge, 26. Dec. — W. Z.) Der kürzlich verstorbene Ritt- und Floßmeister, v. Woydt, ist, seinem Willen gemäß, ohne Sarg in das Grab, welches nur mit Fichtenreisig ausgeschlagen war, bestattet und mit gleichen Zweigen zugedeckt worden. Der Todte wurde zwar bis zur Gruft in einem Sarge getragen; dieser war aber so gebaut, daß ein Brett mit der Leiche herausgehoben und in das Grab gesenkt werden konnte. Der Sarg soll dem Willen des Verstorbenen gemäß für künftige Sterbfälle zum unentgeltlichen Gebrauche aufbewahrt werden. Man hofft, daß diese Beerdigungsweise immer mehr Nachahmung finden, der Holzverwüstung Einhalt gethan, den Hinterbliebenen mancher Thaler erspart und selbst die Todtenschau mit der Zeit entbehrlich werden wird.

Das Christfest ersetzt in England zum Theil den Fasching des Continents und wird in allen Familien aufs heiterste begangen. Das Land der größten Oeffentlichkeit ist zugleich das Land des häuslichsten Sinnes. Daß diese beiden Dinge ganz wohl mit einander sich vertragen, sieht man überhaupt am deutlichsten in England. Dort prägt sich der germanische Zug, den das englische Sprichwort: „Mein Haus ist meine Burg" so kräftig ausspricht, im ganzen Leben, sogar bis auf die Wohnart der Armen aus (denn selbst in den neuen großen Arbeiterbehausungen dort hat jeder Bewohner von außen seinen besondern Eingang, hätte er auch nur eine Stube bei einstöckigem Hause), und dennoch ist bei den Engländern alles Publizität. Tage- und Wochenblätter, auch bei uns nicht eben selten, wachsen in England wie Pilze aus dem Boden, und außer den großen Blättern der Hauptstädte hat auch der kleinste Ort seine Zeitung; wer in England lesen kann, der liest gewiß auch seine Zeitung, und wer es nicht kann, der versäumt keine Gelegenheit, sie vorlesen zu hören. Vieles, was bei uns als dem Familienkreise angehörig mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleibt, verfällt in England schonungslos der Oeffentlichkeit, und Niemand nimmt Anstoß daran, weil Jeder sich daran gewöhnt hat.

In Berlin häufen sich die frechsten und bedeutendsten Diebstähle auf eine Schrecken erregende Weise. So wurde bei dem Geh. Rath Dr. Johannes Schulze mittelst nächtlichen Einbruchs ein Diebstahl von 5000 Rthlr. verübt. Die Diebe drangen durch die Hausthüre ein, in welche sie ein großes Loch gesägt hatten. — An der Streit'schen Stiftungskasse in Berlin ist ebenfalls in denselben Tagen ein gewaltsamer Diebstahl im Belauf von 24,000 Rthlr verübt, so daß die Besorgnisse der wohlhabenderen Einwohner in hohem Grade gesteigert sind. (Weser-Ztg.)

Korrespondenz.

Weimar, 29. Dec.

In dem Dorfe Zwätzen bei Jena ereignete sich am 27. d. ein Unglücksfall, welcher allgemeines Bedauern erregt. Der Gensd'arme Walther besuchte nämlich mit seinem 10jährigen Sohne den dort stationirten Gensd'armen Eckert, welcher ebenfalls einen Sohn von gleichem Alter hatte. Beide Väter begaben sich in Begleitung ihrer Knaben und mit einem Jagdgewehr versehen in den Gasthof, lehnen das Gewehr in eine Ecke und beginnen traulich zu plaudern. Währenddessen ergreift der 10jährige Sohn des Eckert das Jagdgewehr, welches, ohne daß er es wußte, geladen war, legt es im Scherz auf den kleinen Walther an und fragt: „Soll ich dich todtschießen?" Dieser lacht über die scherzhafte Drohung, ohne etwas zu erwiedern; Jener aber thut den verhängnißvollen Druck und streckt den jungen Freund augenblicklich nieder. Dieser Unglücksfall mag bei den vielen vorgekommenen Fällen dieser Art abermals ein Beispiel zur Warnung seyn, welche ungemeine Vorsicht man auf geladene Schießgewehre zu verwenden habe. — Die Kaufleute Murand und Ferber zu Gera haben nach einem eigenthümlichen System eine Vorbereitungs-Maschine für Kammwoll-Spinnerei, bestehend aus einer Wollschlag-Maschine, einer Wasch-Maschine, einer Schneckenstrecke, einer Winkelmaschine und einer Kammmaschine erfunden und es ist ihnen auf Grund eingereichter Zeichnungen und Beschreibungen auf die ausschließliche Fertigung und Anwendung dieser Erfindung für den Bereich des Großherzogthums ein Patent auf fünf hintereinander folgende Jahre ertheilt worden.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Da die rühmlichst bekannte Sängerin Fräul. v. Marra demnächst auf der hiesigen Bühne gastiren wird, so theilen wir aus einem längeren Kunstberichte über dieselbe, den wir in einem auswärtigen Blatte lesen, Nachstehendes mit: „Fräul. v. Marra verbindet mit einer ausgezeichneten Schule einen Stimmenumfang, wie er nur selten anzutreffen ist. Besonders ausgezeichnet und schön ist die Höhe. Ihre Coloratur ist vorzüglich und die Aussprache klar und ausdrucksvoll. So viel Vortheilhaftes sich über ihre Bravour sagen läßt, so ist nicht minder ihr lebendiges Spiel und ihre dramatische Auffassung hervor zu heben." Bei der günstigen Aufnahme, welche die genannte Sängerin auf anderen Bühnen bereits gefunden, dürfen wir demnach ihr Gastspiel als ein der Beachtung der Kunstfreunde würdiges bezeichnen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. Jan. Undine, romantische Zauberoper in 4 Abth., nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. (Decorationen und Maschinerien des dritten und vierten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 3. Jan. Zweites Konzert des Violin-Virtuosen Hrn. François Prume aus Lüttich, worin derselbe mehrere Piecen vortragen wird. Dazu: Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von C. Blum.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 4. Dienstag, den 4. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Der Pächter schien durch diese Aufforderung tief bewegt, und nahm schweigend seinen Platz auf der Bank wieder ein. Die alte Katharine ergriff das Wort:

„Ihr fragt, was aus jenen heiligen Geräthschaften geworden sey," sagte sie in vorwurfsvollem Tone, und wisset doch, daß jene Elenden, die unsere Kirche plünderten, sie geraubt haben."

„Das läugne ich!" rief der Schulmeister mit zuversichtlicher Miene; „denn als die Patrioten jenen alten Schlupfwinkel des Aberglaubens verwüsteten, trieb auch mich eine gewisse Neugier hinzu. Ich selbst bezeichnete ihnen den Schrank, wo der Kirchenschatz aufbewahrt wurde, und mache daraus kein Hehl; denn meine Rechtschaffenheit und meine Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit sind zu bekannt, als daß mich dieses Geständniß in den Verdacht einer eigennützigen Absicht bringen könnte. Ich wollte dieses todt daliegende Gold und Silber zum Besten der Armen in der Gemeinde und jener ächten Vaterlandsfreunde verwendet wissen, die für die Sache der Freiheit Blut und Leben opferten. Als man aber den Schrank auf mein Anrathen erbrach, fand man ihn leer, gänzlich leer. Das goldene Ciborium und der goldene Kelch, die gegen acht Mark wogen; die Lampen und großen Leuchter von massivem Silber, ein Vermächtniß der alten Baronin, selbst die kleinen vergoldeten Kännchen waren verschwunden."

Der Pächter beharrte in seinem Schweigen.

„Sollte der Herr Pfarrer jene schönen und geweihten Gegenstände durch Euch und Eures Gleichen entheiligen lassen?" fragte Katharine in verächtlichem Tone. „Er wird dieselben vor seiner Flucht auf irgend eine Weise in Sicherheit gebracht haben, um sie der Kirche für spätere, ruhigere Zeiten zu retten."

„Daß er sie in Sicherheit gebracht hat, bezweifle ich nicht," entgegnete der Schulmeister mit höhnischem Lächeln. „Er wird sie in seinem Koffer verborgen und später in Paris gegen einige hübsche Rollen Louisd'or umgetauscht haben."

„Das ist Verläumdung, nichts als Verläumdung!" rief die alte Frau entrüstet. „Meister Fleuriot war bei der Flucht des Herrn Pfarrers zugegen, und kann bezeugen, daß der arme Mann, als er das Pfarrhaus verließ, nichts mit sich führte, als sein Gebetbuch und seinen Mantel. Wer könnte ihn auch für fähig halten, eine solche Schändlichkeit zu begehen? Wisset Ihr denn nicht, daß dies ein Kirchenraub gewesen wäre, das schrecklichste Verbrechen, das es giebt? Möge Gott jeden Christen schon vor dem Gedanken daran bewahren! Nicht wahr, Sakristan?"

Bei dieser direkten Aufforderung zu einer Bekräftigung erzitterte Fleuriot sichtlich.

„Aber auch der übrige Kirchenschmuck fehlte," begann der hartnäckige Denis auf's neue. „Niemand als der Pfarrer kann ihn entwendet haben; er müßte denn selbst davon geflogen seyn."

„Mein Gott, der Herr Pfarrer wird Mittel und Wege gefunden haben, ihn gleichfalls den Nachforschungen der wilden Rotten zu entziehen! Wer kann Das wissen? — Ihr aber sagt zu dem Allen kein Wort, Meister Fleuriot?" wandte sich die gute Frau an den Pächter. „Ihr könnt so ruhig mit anhören, daß man unsern guten Herrn eines solchen Verbrechens beschuldigt?"

„Wer Das thut, ist ein Lügner," erwiederte dieser kalt. „Der Herr Pfarrer wird jene Schätze der Kirche vor seiner Flucht an einem sichern Orte verborgen haben; das ist auch meine Meinung. Wo? das weiß weder ich, noch wird es ein Anderer wissen. Darauf aber, daß er sie nicht entwendet hat, wollte ich meine Hand in's Feuer halten."

„Dann sind jene Kostbarkeiten irgendwo vergraben!" rief Denis mit funkelnden Augen. „Wahrhaftig, das wäre ein prächtiger Fund!"

„Gebet Euch keine Mühe, Ihr würdet nichts finden," bemerkte der Pächter, und schien die Gedanken des Schulmeisters zu errathen, der schon bei sich beschlossen hatte, gründliche Nachforschungen deshalb anzustellen. „Glaubet mir, der Herr Pfarrer wird einen abgelegenen, sichern Ort dazu gewählt haben."

„Der Gegenstand ist zu wichtig, als daß es nicht der Mühe lohnte, wenigstens einen Versuch zu machen, zumal da es sich um ein allgemeines Interesse handelt," entgegnete Denis. „Gesetzt, ich wäre so glücklich, den Schatz aufzufinden, so würde ich ihn der Gemeinde zustellen, die, trotz unserer Fürsorge, der Armen noch viele aufzuweisen hat. Solltet Ihr, Nachbar Fleuriot, übrigens irgend eine Vermuthung über den Ort haben, wo diese Kostbarkeiten verborgen liegen, so wäre es als guter Bürger Eure Pflicht, der Behörde einen Wink zu geben, damit diese die nöthigen Nachgrabungen anordnen könnte. Hättet Ihr aber," fuhr er mit besonderem Nachdrucke fort, „ein Bedenken, so Viele in's Vertrauen zu ziehen, so dürftet Ihr Euer Geheimniß nur Jemanden entdecken, dessen Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit außer Zweifel stehen ...."

Ein bedeutsamer Wink seiner Augen vollendete, was er nicht aussprechen wollte.

„Ich versichere Euch noch ein Mal, daß ich über diese Sache nichts Näheres weiß," rief Fleuriot ungeduldig. „Wenn, wie ich überzeugt bin, der Abbé die Schätze der Kirche vor seiner Flucht wirklich vergraben hat, so könnt Ihr wohl denken, daß es ganz im Geheimen geschehen ist. Da nun der Tod des armen Mannes nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann, so sind auch jene Schätze für jetzt und alle Zeiten verloren, und es ist unnütz, noch viele Worte darüber zu verlieren."

„Sicher ist der arme Mann todt," seufzte Katharine. „Doch ihm ist wohl! Kränken würde es ihn aber, wenn er hörte, wie

kalt Meister Fleuriot ihn gegen den schändlichen Verdacht vertheidigt, einen Kirchenraub begangen zu haben. Was hat sich nicht in wenigen Jahren verändert, an was wird man sich noch gewöhnen müssen."

Bei diesen Worten senkte sie betrübt das Haupt und kehrte zu ihrer Arbeit zurück.

Die sichtliche Verwirrung, in welche der Pächter durch den gegen den Pfarrer erhobenen Verdacht versetzt worden war, konnte Keinem der Anwesenden entgehen. Der sonst so ruhige Mann hatte seine ganze Haltung verloren, senkte die Augen und suchte vergebens seine innere Bewegung zu verbergen. Er stürzte hastig einen Krug nach dem andern hinunter. Große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Die arglosen Landleute schrieben diese Verlegenheit des ehemaligen Meßners einem gewissen Gefühle der Scham zu, mit welchem er seines frühern Standes gedenke; nur der listige Denis glaubte darin die Befangenheit eines ehrlichen Mannes zu erkennen, der sich genöthigt sieht, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen, und sich doch nicht zu verstellen weiß.

„Thut, was Euch beliebt, Nachbar Fleuriot," sagte dieser mit erkünstelter Gleichgültigkeit. „Ich bin überzeugt, daß Ihr über diese Angelegenheit besser unterrichtet seyd, als Ihr zugeben wollt. Was mich betrifft, so kann ich zwar nicht die Möglichkeit läugnen, daß der Pfarrer die vermißten Gegenstände aus guten Absichten verborgen habe; so lange aber hierüber die Beweise fehlen, werdet Ihr mich nicht verhindern, anzunehmen, daß Euer würdiger Abbé an den schönen Sächelchen Gefallen gefunden und sie für sich gerettet habe. Ich bin überzeugt," — hier wandte er sich an die kleine Versammlung — „meine Freunde werden diese Ansicht theilen."

Denis hatte seine Meinung zu schroff hingestellt, als daß einer der Gäste eine bestimmte Erklärung hätte abgeben mögen; denn Jeder sah ein, daß er entweder dem aristokratisch gesinnten Pächter, oder dem republikanischen Schulmeister zu nahe treten müsse. Der Eine stellte sich, als ob er jene Aufforderung nicht gehört habe; ein Anderer murmelte Etwas vor sich hin, das halb wie eine Beistimmung, halb wie ein Widerspruch lautete; ein Dritter, an welchen sich der Schulmeister vorzugsweise gewandt hatte, äußerte, daß es allerdings nicht unmöglich wäre, daß sich die Sache möglicher Weise so verhalte.

Dessen ungeachtet würde es vielleicht zu weiteren Erörterungen gekommen seyn, wenn nicht ein unerwarteter Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.*)

Zweite Abtheilung.

Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende, wenigstens wurden mir daselbst keine zu Theil. Stadt wie Bevölkerung bieten kein Interesse dar. Sie wurde von Philipp dem Zweiten angelegt, von Carl dem Vierten verschönert, wobei man den unverzeihlichen Fehler beging, das Klima nicht zu berücksichtigen, indem man die Straßen so breit machte, daß sie in der heißen Jahreszeit gar nicht zu passiren sind. Die 10,000 Einwohner sind wie Bauern gekleidet und die Industrie fehlt gänzlich. Der Markt ist ein viereckiger Platz ohne Läden und Colonnaden, und nur von einstöckigen Häusern umgeben. Doch veranlaßte mich das Schloß mit seinem Park, einige Tage in Aranjuez zu verweilen. Dasselbe ist ein prachtvolles Gebäude, welches sowohl von außen als innen seinem Rufe entspricht. Seit seiner Gründung durch Carl den Vierten haben die von diesem bewohnten Gemächer keine Abänderung erlitten, in welchen jedoch der Freund der Kunst wenig Befriedigung finden wird, da außer einigen Gemälden in der Kapelle und dem großen Luxus der Gemächer sich kein Kunstwerk bemerkbar macht. Der Garten hat eine Ausdehnung von einigen Stunden und ist so prachtvoll angelegt, daß er jedem anderen fürstlichen Garten an die Seite gestellt werden kann. Der Tago, welcher seinen Lauf von Toledo nach Aranjuez nimmt, wurde vorzüglich benutzt, um dem Garten eine reiche Bewässerung zu geben, und ihm hat man die angebrachten Inseln, die großen und kleinen Seen, die Wasserfälle, Springbrunnen, die duftenden Blumen, überhaupt die ganze Vegetation zu danken. Nirgends in Spanien sind so hohe und dicke Bäume zu finden, die bei der drückendsten Hitze dem Spaziergänger kühlen und angenehmen Schatten darbieten. Der Tago trennt den Garten in drei Theile, wovon der Theil gegen das Schloß wegen seiner Blumen, Kiosken, Bildsäulen von Göttern, wie Neptun, Bacchus, der begünstigtste ist. Hier muß sich auch der Deutsche an Schillers Don Carlos erinnern, und mancher Baum und manche Ruhebank, die man hier sieht, mögen Zeugen jener Tage gewesen seyn. Der Casa del Labratos, ein Lustschlößchen, befindet sich im zweiten Theile und ist ein wahrer Edelstein von Aranjuez. Auch er ist eine Schöpfung Carls des Vierten, der hier residirte und dem die Gartenarbeit eine angenehme Beschäftigung war. Er verschwendete einen königlichen Schatz für dies Landhaus; die Malereien, Vasen, Sculpturen sind eben so prachtvoll als die Treppen mit goldnen Geländern, die Candelaber, Girondellen, silbernen Cascaden rc.

In diesem Landhause werden auch die vier in Platina eingefaßten Gemälde von Girondet gezeigt, welche Napoleon Carl dem Vierten zum Geschenk machte.

Würden die Könige Spaniens eine eben so große Sorgfalt für ihre schönen Provinzen als für ihre Gärten in Aranjuez, La Granja, Pardo rc. gezeigt haben, so würde Alt- und Neu-Castilien heute einen andern Anblick gewähren.

Der Garten von Aranjuez ist stets geschlossen und Niemand wird ohne Erlaubnißschein zugelassen, daher sauch außer einigen armen Gärtnern hier Niemand zu finden ist. Bei Anwesenheit des Hofs ist selbst den Fremden der Eintritt verboten.

Jeden Sommermorgen geht von Madrid eine Diligence nach dem Escurial; schon auf der Hälfte des Wegs erblickt man das Kloster mit seinen Thürmen am Fuße eines Gebirges, das einen großartigen Anblick gewährt. Dieser Eindruck wird aber sehr geschwächt, wenn man in die mit Gras bewachsene Straße einfährt. Dies weltberühmte Kloster verdankt sein Entstehen einem Gelübde Philipps des Zweiten. Als dessen Truppen 1557 St. Quentin in Frankreich belagerten und bei einem Bombardement am Lorenzo-Tage eine Kirche zerstörten, gelobte er dafür diesem Heiligen in der ödesten Gegend seines Landes ein Kloster zu erbauen, und hatte auch noch die Freude, das Kloster nebst Kirche bei seinem Leben gegen die Ausgabe von dreißig Millionen Gulden beendigt zu sehen. Das ganze aus Granit bestehende Gebäude sieht mehr einer Kaserne als einem Kloster ähnlich; doch ist hier Alles in großartigem Maßstabe und nichts erspart. Es besitzt Zellen, Höfe und Thüren in einer sehr großen Anzahl und zweifle ich keinen Augenblick, daß die Angabe von 4000 Fenstern richtig ist. Durch Aufhebung der Klöster in Spanien ist auch das St. Lorenzo-Kloster im Escurial ganz nutzlos geworden; die Mönche wanderten theils nach Italien, theils betteln sie sich in Spanien herum. Die Zellen sind jetzt ganz ohne Möbel, blos in den königlichen Zimmern befinden sich noch von den Zeiten Philipp's des Zweiten Möbel von den feinsten Holzarten. Merkwürdig ist der Corridor mit seinen fast 300jährigen Fresken, die durch ihre lebhaften Farben die allgemeine Bewunderung erregen. Sie stellen vor Scenen aus der Einnahme von Granada, die Gefangenschaft von Franz dem Ersten bei Pavia, die Schlacht

*) Siehe Nro. 278 d. Bld. 1847.

bei St. Quentin', die Seeschlacht bei Lepanto, sowie die Pferde und Waffen der verschiedenen Völker. Es ist überflüssig zu sagen, daß die Kirche das Wichtigste im Escurial ist; auch hier ward die Peterskirche zu Rom als Muster genommen. Sechs colossale jüdische Könige zieren die Façade, doch hatte der Bildhauer zweckmäßig gefunden, David und Salomon durch Carl den Vierten und Philipp den Zweiten vorzustellen. Ihre colossale Länge von 364 Fuß und Breite von 230 Fuß harmoniren eben so wenig als die 40 Kapellen und 48 Altäre mit der heutigen Bevölkerung des Escurials, die kaum 800 Seelen übersteigt. Die höchste Zierde sind die beiden Grabmäler Carls des Fünften und Philipps des Zweiten. Das Chor liegt dem Hochaltar gegenüber, und die darin angebrachten 200 Sitze sind von kostbarem indischen Holze verfertigt; einer davon wurde von König Philipp dem Zweiten während 14 Jahren, die er hier als Mönch lebte, benutzt, wahrscheinlich zur Buße dafür, daß er Hunderttausende seiner Unterthanen einem Autodafé übergeben hatte, weil sie beschuldigt wurden, Gott auf eine andere Weise zu verehren. Noch zeigte man im Kloster die Möbel, wie Stühle, Schemel u. s. w., deren sich Philipp der Zweite bediente. Die Sakristei wird wohl Niemand sowohl des kostbaren Marmors wegen als auch wegen der Geräthschaften und Gemälde unberücksichtigt lassen. Eine marmorne Treppe führt von der Sakristei hinab in die königliche Gruft, Pantheon genannt, welche ringsum mit Marmor und Jaspis eingefaßt ist und in 26 Nischen die Särge von schwarzem Marmor enthält. Die höchste bewahrt Kaiser Carl den Fünften, dann folgen Philipp der Zweite, Dritte und Vierte und die übrigen bis Ferdinand den Siebenten; andere Nischen enthalten die Königinnen, welche so glücklich waren, Kinder zu gebären, und sechs sind noch zur Aufnahme von königlichen Häuptern bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 26. Dec. — Magdeb. Z.) Auerbach hat bei der Intendanz der königl. Schauspiele gegen die fernere Aufführung von „Dorf und Stadt" protestirt, weil er für sich eine Entschädigung in Anspruch nimmt. Mad. Birch soll indessen keine Concession in Bezug auf Tantième machen wollen, vielmehr entschlossen seyn, lieber ihr Stück ganz zurückzuziehen, für welches sie sogar noch einen neuen Schluß zu bearbeiten im Begriff stand.

(Leipzig, 22. Dec. — Schw. M.) In Grimma trat im Laufe dieses Sommers ein Verein zusammen, welcher eine Arbeitsanstalt für Freiwillige errichtete. Jeder Arme aus der Stadt und Umgegend, welcher keine lohnende Beschäftigung findet, kann dergleichen durch diese Anstalt bekommen. Man sollte nun wohl glauben, daß die Gründer dieser Anstalt dafür Dank ernten würden; dem ist aber nicht so, sondern es sind schon wiederholt Drohbriefe ausgeworfen worden, welche die Anzündung der Stadt und andere Schändlichkeiten in Aussicht stellen, wenn der Verein seine Wirksamkeit nicht wieder aufgebe.

(Ulm, 23. Dec. — Ulm. S.) Die neue Oper: „Andreas Hofer", von unserem Kapellmeister Kirchhoff (Text von Held) ging hier mehrmals bei gedrängt vollem Hause über die Bühne. Die Aufnahme ist eine überaus günstige: die erste Nummer (Chor der Tyroler) und die Arie Hofers: O Vaterland, mein schönster Stern, finden lebhaften Beifall. Der erste Akt ist in jedem Falle der effektvollste und gelungenste. Die Ausstattung ist eine den Kräften unserer Bühne entsprechende und das Arrangement am Schlusse des ersten Aktes ganz vortrefflich; die Chöre gingen durchaus sehr gut. Hr. Kirchhoff wurde bei jeder Aufführung stürmisch hervorgerufen, auch mit einem Lorbeerkranz überrascht, welchen eine Anzahl Musikkundiger auf das Direktionspult gelegt. Einige Abkürzungen in den Partien zwischen Desval und Marie werden bei Wiederholungen nur günstig wirken. Die Oper dürfte bald den Lauf über alle deutschen Bühnen machen, wie denn überhaupt die Aufführung derselben auf einer großen Bühne ihr Glück bald entscheiden wird.

In England pflegen die Geistlichen ihre Predigten abzulesen; in Schottland aber wird es nicht gern gesehen, wenn der Prediger etwas Schriftliches auf die Kanzel mitnimmt. Ein Geistlicher hatte sich neulich die verschiedenen Abtheilungen seiner Predigt auf besondere Zettel geschrieben. Im Eifer der Rede warf er unbemerkt Nro. 3 über den Rand der Kanzel. Als er nun anfing: „Drittens" — und nach seinem Zettel sah, konnte er ihn nicht finden. Er wiederholte mit Verlegenheit: „Drittens" — „Drittens". Da rief eine Frau aus der Gemeinde: „Herr Pastor, „Drittens" ist vor einer Viertelstunde aus dem Fenster geflogen. (K 3)

(Bern.) In der Nacht vom 21. Dec. kam in Thun eine Frau mit vier lebenden Mädchen nieder.

Ueber das tragische Ende des ungarischen Schauspieldichters Czako erzählt der Pesti-Hirlap: Am 14. December um die Mittagsstunde machte der Unglückliche einen Besuch bei dem Redakteur dieses Blattes, zu dem er unter allen seinen Bekannten die meiste Anhänglichkeit hegte. Nach einem längeren Gespräche, in dessen Verlauf einige deutsche politische Gedichte vorgelesen wurden, pries er das Bild des unglücklichen Lenau, nahm dann Uhlands Porträt in die Hand und zeigte dieses mit einigen scherzhaften Bemerkungen dem gleichfalls anwesenden Referenten der Pesther Tagesneuigkeiten. Einige Augenblicke darauf lenkte er das Gespräch auf das Pistolenschießen und fragte, ob des genannten Redakteurs Scheibenpistolen wohl schwerer als die, welche er (Czako) unter dem Vorwande, sich in seiner entlegenen Wohnung gegen nächtlichen Einbruch zu schützen, von Baron Kemeny ausgebeten hatte. Unter einem ähnlichen Vorgeben hatte Czako dieser Tage sich auch vom Redakteur der „Eletkepek" eine doppelläufige Pistole ausgeborgt. Die unserige war am meisten nach seinem Sinne: Er nahm sie in die Hände und gab sie auch auf die wiederholte Bemerkung, daß sie geladen, nicht zurück. Er behauptete, mit diesem Laufe würde er auf fünfzehn Schritte einen Zwanziger aus der Luft schießen. Dies waren seine letzten Worte. Wie es scheint, wartete er nur auf den Moment, wo unser Beider Aufmerksamkeit, die wir anwesend waren, nach den Fenstern auf die Gasse sich ablenkte. Nach einem dumpfen Knalle, den man kaum für einen Schuß halten konnte, saß todesstarr der unselige Gast in seiner früheren Stellung vor uns. Wahrscheinlich hatte er den Lauf in den Mund gesteckt, wodurch der Knall gedämpft wurde: die Kugel war durch den Gaumen in die Hirnschale gedrungen. Aerztliche Hülfe war augenblicklich zur Hand, aber sie war nicht mehr im Stande, der Literatur das kostbare Leben zurückzugeben.

(Vaihingen a. d. Enz, 24. Dec. — Stuttg. Beob.) Am Thomastage fiel hier dem althergebrachten Unfuge des „Pelzmärte" (Knecht Ruprecht) ein Menschenleben zum Opfer. Es war ein nervenkrankes Mädchen von etwa 20 Jahren, welches beim Anblick eines popanzmäßig vermummten Hausgenossen in Krämpfe verfiel und in der Minute verschied. Die arglos-muthwilligen Gespielinnen hatten sie am versuchten Entrinnen verhindert: die Arme erlag dem Entsetzen.

Literatur.

Schwarze und Weiße. Skizzen aus Bourbon. Von Dr. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Verlag von Franz Schlodtmann. 1848.

Unter diesem Titel ist ein Buch erschienen, welches halb erzählend, halb beschreibend, halb Novelle, halb Länder- und Sittenschilderung, nicht ermangeln wird, mit Interesse gelesen zu werden. Man findet in ihm das vollständige Gemälde des Landes und Volkes einer überseeischen Niederlassung und des Lebens und Treibens auf derselben. Der Verfasser hat, wie aus Allem leicht zu ersehen ist, nach eigener Anschauung geschrieben und dabei, wie er selbst sagt, Wahrheit und Treue zu seiner ersten Pflicht gemacht. Seine Schilderungen sind so lebendig und anschaulich, daß man sich eines frischen Eindrucks nicht erwehren kann und seine Charaktere sind so motivirt, daß man begreift, wie sie gerade so und nicht anders denken und handeln mußten, wie wir sie im Verlauf der erzählten Begebenheiten handeln sehen. Was aber dem Werke einen ganz besonderen Werth verleiht, ist die Tendenz desselben, welche dahin abzielt, die traurige Lage der schwarzen Bevölkerung in jenen Niederlassungen der Europäer zu schildern und die endliche Lösung der Emancipationsfrage der Sclaven der Beachtung wiederholt und dringend zu empfehlen. So lange das schreckliche Uebel, die Sclaverei, in christlichen Staaten fortbestehen darf, erfordert diese hochwichtige Frage, welche bereits so viele Anhänger zählt, noch Vertheidiger jeglicher Art. Nur die Verbreitung vollständiger Kenntniß über die Verhältnisse der Schwarzen als Sclaven zu den Weißen als ihren Besitzern wird es vermögen, endlich einmal einen allgemeinen Ausdruch des Fluches auf diese Unsitte zu ziehen und deren Verfechter zu entwaffnen. Fast sämmtliche Kapitel dieses gehaltreichen Tendenzromans weisen auf große Verderbtheit der Sitten in den genannten Niederlassungen hin und führen dem Leser manches wahrhaft Schauderhafte und fast Unglaubliche vor. Dennoch konnte es dem Verfasser nicht einfallen, eine ganze Bevölkerung ohne Ausnahme als demoralisirt erklären zu wollen, sondern er berichtet zur Steuer der Wahrheit, daß er auch viele Creolen und Mulatten kennen gelernt hat, die in jeder Hinsicht durch Geistes- und Herzensbildung sich ausgezeichnet haben. Wir wiederholen es, daß die Lectüre des genannten Buches uns eine vielseitig belehrende Unterhaltung gewährt und den lebhaften Wunsch in uns erweckt hat, daß die Hoffnungen des Verfassers sich zum Wohl der unterdrückten Menschheit bald verwirklichen möchten.

Korrespondenz.

Gießen, 28. Dec.

In der ersten Beilage zu Nro. 354 des Frankfurter Journals vom 23. Dec. 1844 war ein Korrespondenz-Artikel aufgenommen, in welchem der Unterzeichnete eine durch den katholischen Pfarrer Franz Joseph Hartnagel zu Gießen an dem Söhnchen des dahiesigen Schlossermeisters W. Nagel gegen dessen Willen und in dessen Abwesenheit vollzogene Taufhandlung, worüber ich auch in Vollmacht des gedachten Schlossermeisters Beschwerde bei großherzogl. hess. Ministerium erhoben hatte, öffentlich zur Sprache brachte. Hr. Hartnagel suchte in Nro. 358 des Journals vom 28. Dec. diesen Artikel als eine verläumderische Entstellung, folglich mich als einen Verläumder, darzustellen und stellte an das lesende Publikum die Bitte, das Resultat einer gerichtlichen Untersuchung zu Begründung seines Urtheils abzuwarten. Verehrliche Redaction sicherte daher in einer Note zu, alle für und wider Hrn. Hartnagel einlaufenden Artikel zurückzuhalten, bis der wahre Sachverhalt durch die competente Behörde ermittelt seyn würde; indessen erschien schon in Nro. 1 der Didaskalia ein Artikel, unterzeichnet: „Ein Freund des Friedens und der Wahrheit", der ebenfalls auf Verläumdung von meiner Seite hinweiset, der ebenfalls um Suspendirung des Urtheils bittet, indem er versichert, daß mein Artikel der strengsten Untersuchung übergeben sey und damit die höchst überflüssige Versicherung verbindet, „daß wir im Großherzogthum Hessen Gesetze haben und Behörden, welche gut richten." Auch die gesammte katholische theologische Facultät der Universität Gießen hatte es nicht verschmäht, sich Hrn. Hartnagel's in einem gleichzeitig in Nro. 6 des Journals vom 6. Jan. 1845 und Nro. 4 der Oberpostamtszeitung abgedruckten Artikel anzunehmen, ihre Mißbilligung!? auszudrücken und auf die siegreiche Macht, mit welcher die Wahrheit in kürzester Zeit auch die größten Entstellungen aufdecken werde, zu verweisen. Eine Untersuchung gegen mich sowohl, als gegen Schlosser Nagel wurde allerdings auf geschehene Anklage eingeleitet, es sind viele Zeugen abgehört worden und nach Ablauf mehrerer Jahre ist endlich ein Urtheil großherzogl. Hofgerichts zu Gießen erfolgt, wodurch die Behauptung „des Freundes des Friedens und der Wahrheit", daß unsere Behörden gut richten, vollkommen bestätigt ist. Das am 20. Aug. d. J. erfolgte Urtheil lautet wörtlich so:

„In Untersuchungssachen gegen den großherzogl. Hofgerichtsadvokaten Welker und Schlossermeister Nagel zu Gießen, wegen Verläumdung, wird auf amtspflichtiges Verhör geführte Vertheidigung und schriftlichen Vortrag hierdurch zu Recht erkannt, daß

1) Hofgerichtsadvocat Welker von der angeschuldigten Verläumdung des Pfarrers Hartnagel mit Bezug auf Art. 303 des Strafgesetzbuchs freizusprechen,

dagegen

2) Schlosser Wilhelm Nagel wegen Verläumdung des Pfarrers Hartnagel auf den Grund der Art. 305, 306, Nro. 2, 307, 314, Absatz 1, Art. 121, Nro. 6, in eine Geldbuße von drei Gulden, sowie in die Hälfte der Untersuchungskosten zu verurtheilen sey.

v. R. W.

Dessen zur Urkunde ist dieses Urtheil nach Verordnung großherzogl. Hofgerichts ausgefertigt und mit dem größeren Gerichtssiegel versehen.

Gießen, den 20. August 1847.

Gr. hess. Hofgericht das.

(L. S.) vt. Wolf."

Sowohl durch Pfarrer Hartnagel in Nro. 358 des Journals von 1844, als durch den „Friedens- und Wahrheits-Freund" öffentlich der Verläumdung angeschuldigt, wird es mir Niemand verargen, das freilich erst spät erfolgte Resultat der gegen mich geführten Criminal-Untersuchung hierdurch öffentlich bekannt zu machen, zumal noch jetzt sehr häufige Anfragen über den Ausgang dieser Sache bei mir eingehen und ich mich nun überzeugt habe, daß weder Hr. Hartnagel, noch die katholische theologische Facultät, noch auch „der Freund des Friedens und der Wahrheit" sich dazu verstehen, das Resultat der Untersuchung zu veröffentlichen. Die gegen Hrn. Hartnagel geführte Untersuchung im Administrativ-Weg, hat, wie ich aus dem bei gr. Hofgerichte vom Hrn. Referenten erstatteten schriftlichen Vortrag entnommen habe (pag. 11), demselben den Tadel der höchsten Staatsbehörde zugezogen. Die von mir in dem angeblich verläumderischen Artikel behaupteten Thatsachen haben sich, wenn auch nicht alle Specialia formell erwiesen sind, in der Hauptsache als wahr ergeben, namentlich ist nach dem schriftlichen Vortrag als erwiesen angenommen (pag 8 des Vortrags), daß das Kind, ohne daß der Vater zugegen, ohne Zuziehung einer Amme und ohne Einwilligung des Vaters getauft worden ist. — Als nicht erwiesen ist angenommen, daß Hartnagel den Gymnasiasten Rossi zum Taufpathen bestellt habe — denn es ist dies von der Schwiegermutter Nagel's geschehen, und wenn der Hr. Referent die Ausdrücke am Schlusse meines Artikels in Nro. 354: „Unbill, Anmaßung" rc. zwar etwas hart findet, so hält er sie doch für keine ganz unrichtige Bezeichnung für die erwiesenen Mißgriffe des Geistlichen bei der Nagelischen Kindtaufe.

Gießen, den 28. Dec. 1847.

Ludwig Welker,
Hofgerichtsadvocat.

Palindrom.

Lest vorwärts mich, lest rückwärts mich,
Dasselbe bleib' ich immer,
Ein kurzes Redenwort bin ich,
Die unbegränzte Zeit nenn' ich,
Mein Ende seht ihr nimmer.

J. K.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. Jan. Zweites Konzert des Violin-Virtuosen Hrn. François Prume aus Lüttich, worin derselbe mehrere Pieçen vortragen wird. Dazu: Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abth., aus dem Französischen von C. Blum.

Mittwoch, 5. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 5. Mittwoch, den 5. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

II.

Die Sonne war unterdessen vollends den Horizont hinabgestiegen, und nur ein Halbkreis schwacher Strahlen verrieth noch den Ort ihres Unterganges. Der milde Glanz der blühenden Fluren erstarb mehr und mehr in dem hereinbrechenden Dunkel der Nacht. Die beiden Verlobten hatten schon seit einiger Zeit dem Gespräche des Pächters und des Schulmeisters wenig Aufmerksamkeit geschenkt und saßen stumm neben einander. Man sah es dem jungen Denis an, daß er seiner Braut gern etwas Verbindliches gesagt hätte, und eben so konnte man auf Hannchens Gesicht lesen, daß ihr dies gar nicht unangenehm gewesen seyn würde; aber der arme Anton, der durchaus der vortrefflichen Erziehung seines Vaters Ehre machen sollte, suchte vergebens nach Worten, und begnügte sich noch immer damit, seiner Schönen zuweilen einen verstohlenen Blick zuzuwerfen. Diese schüchterne Augensprache konnte eine liebende Braut unmöglich auf die Länge der Zeit befriedigen, und wirklich schien auch Johanna ihrem Verlobten wegen der blinden Unterwerfung in den Willen seines Vaters auf ihre Kosten ein wenig zu zürnen. Um ihn dafür zu strafen, nahm sie mit erkünstelter Heiterkeit an den Spielen ihrer jüngeren Geschwister Theil.

Plötzlich eilten diese dem Stackete zu, welches, wie schon erwähnt, den Hof von einem daran gränzenden öffentlichen Platze trennte. Sie hatten zwischen den Stäben hindurch einen Fremden bemerkt, der unweit der Pächterei in Gedanken versunken stehen geblieben war. Das Erscheinen eines Unbekannten, besonders zu dieser Stunde, gehörte in dem Dorfe Saint Clair zu den Seltenheiten, und auch Johanna wandte unwillkürlich den Schritt dem Stackete zu, um den Fremden näher in's Auge zu fassen. Sie erkannte in ihm einen Mann von vorgerückten Jahren, dessen Kleidung zu wenig mit der in der Umgegend üblichen Tracht übereinstimmte, um nicht sogleich den Reisenden aus fernen Landen zu verrathen. Er trug einen großen, breitrandrigen Hut und einen langen, zugeknöpften Oberrock, der über und über bestäubt war. Beide Hände auf seinen Stock gestützt, das Haupt etwas der Brust zugekehrt, beharrte er lange Zeit in einer Stellung, die eben so gut auf körperliche Erschöpfung, als auf geistige Niedergeschlagenheit gedeutet werden konnte, und richtete den Blick unverwandt auf die verwüstete Kirche und das in einen Schutthaufen verwandelte Pfarrhaus, die, wie ich schon bemerkte, der Pächterei gegenüber lagen.

Der Unbekannte schien es nicht zu bemerken, daß er zum Gegenstande der Aufmerksamkeit geworden war; Johanna aber sah, daß er sich mit dem Tuche mehrmals die Augen trocknete, und glaubte selbst einen unterdrückten Seufzer vernommen zu haben. Sie bedeutete die Kinder durch Zeichen, sich ruhig zu verhalten, und eilte zu ihrem Onkel, dem sie einige Worte in das Ohr sagte.

Der Pächter, augenscheinlich froh, ein Mittel gefunden zu haben, das peinliche Gespräch über den Abbé abbrechen zu können, erzwang ein Lächeln und wandte sich an seine Nichte mit den Worten:

„Ein armer Reisender, sagst Du? Laß ihn nur eintreten, mein Kind! Er soll einen Krug Cider mit uns trinken und ein Stück Kuchen essen; auch kann er bei uns übernachten, wenn er noch kein Unterkommen im Dorfe gefunden hat. Es würde uns kein Glück bringen, wenn wir an dem heutigen Freudenfeste einen armen Teufel abweisen wollten, der vielleicht keinen Sous in der Tasche hat. Führe ihn nur her, mein Kind!"

„Wie, Nachbar Fleuriot!" fiel der Schulmeister ein, „Ihr wolltet solches Gesindel an unsern Tisch ziehen? Ich muß Euch doch bemerken . . . ."

„Lasset das gut seyn, Nachbar; einen armen, müden Wanderer aufnehmen, bringt keine Schande. Wir rücken ein wenig zusammen, nicht wahr, meine Freunde? Wie sollte auch ein Mann wie Ihr, Denis, der so warm für Gleichheit und allgemeine Verbrüderung spricht, Anstoß an einer Sache nehmen, die doch so ganz natürlich ist!"

Diese Anspielung, die zugleich einen Vorwurf in sich schloß, machte den Republikaner verstummen. Leicht, wie ein Vogel, flog Johanna der Hofthür zu; aber plötzlich mäßigte sie ihre Schritte. Der Unbekannte stand noch immer in seiner vorigen Stellung, und das Geheimnißvolle, das in der ganzen Erscheinung lag, schüchterte das junge Mädchen ein. Sie war einige Augenblicke unschlüssig, was sie thun sollte, faßte aber doch endlich Muth, näherte sich dem Fremden und berührte leise seinen Arm.

Dieser fuhr aus seinem düstern Sinnen empor und sah erschrocken um sich.

„Mein guter Mann," sagte sie erröthend, und schlug die Augen nieder, „Ihr scheint mir ein Reisender zu seyn und sehr ermüdet . . . . In unserm Dorfe giebt es keine Herberge; aber wenn Ihr es Euch bei uns gefallen lassen wollet, würdet Ihr eine gute Aufnahme finden. Es ist heute der Tag meiner Verlobung," fuhr sie schüchtern fort, „und da trinken einige Freunde aus der Nachbarschaft im Hofe einen Krug Cider auf mein Wohl. Wenn's Euch beliebt, so könnt Ihr Theil nehmen."

Der Angeredete hörte die junge Bäuerin schweigend an.

„So finde ich doch wenigstens noch Ueberreste früherer Tugenden in dem unglücklichen Orte, wo man sich nicht gescheut hat, das Gotteshaus zu entweihen," sagte er endlich mit bewegter Stimme.

Nach diesen Worten schwieg er auf's neue und setzte dadurch das arme Mädchen in nicht geringe Verlegenheit.

„Ihr scheint sehr betrübt zu seyn," begann sie nach einigem Zögern; „vielleicht könnte mein Onkel Peter, den Ihr im Hofe antrefft, Etwas zur Linderung Eures Kummers beitragen. Ein gutes Abendbrod wird Euch wohlthun, und ich selbst will dafür sorgen, daß es Euch an nichts fehle."

„Mein Kind," erwiederte der Unbekannte schwermüthig, aber mit einnehmender Freundlichkeit, „ich bedarf weniger einer Erquickung für meinen Körper, als für den Geist. Dessenungeachtet nehme ich Deine menschenfreundliche Einladung an; denn allerdings bin ich den ganzen Tag über gereist, und obwohl ich in dem Dorfe nicht völlig fremd bin, weiß ich doch nicht, wo ich ein Obdach finden würde."

Er folgte dem jungen Mädchen, das, ihm voraus, der Gesellschaft unter den Aepfelbäumen zueilte. Als er sich dem Tische näherte, lüftete er zum Gruße den Hut und zeigte den Gästen ein Gesicht mit sanften, aber vom Gram tief gebeugten Zügen.

„Tretet näher, mein Freund!" rief Fleuriot dem Angekommenen indem ihm eigenthümlichen treuherzigen Tone zu. „Kommt! setzet Euch neben mich und trinket einen Krug Cider mit uns. — Bei Gott! Ihr seyd ganz erschöpft."

Anstatt dieser freundlichen Einladung zu folgen, blickte der Unbekannte verwundert in dem Kreise umher.

„Wo bin ich?" fragte er endlich mit bebender Stimme. „Wohin hat mich der Zufall geführet? . . . Wem gehört dieses Haus, wo man einen armen Reisenden also empfängt? Sollte man mich erkannt haben?" setzte er leise hinzu.

Plötzlich hörte man von der Seite des Wohnhauses her einen lauten Schrei.

„Er ist es!" rief die alte Katharine und ließ die Spindel fallen. „Ja, es ist keine Täuschung! Es ist der Abbé Düval, unser geliebter Herr Pfarrer!"

Unter diesen Ausrufungen eilte sie herbei, umfaßte die Kniee des Reisenden, ergriff seine Hände und bedeckte sie mit Küssen. Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge erhoben sich die Gäste unwillkürlich von ihren Sitzen.

„Der Herr Pfarrer!" wiederholten die erstaunten Landleute wie aus Einem Munde.

„Der Bürger Düval!" rief der Schulmeister mit höhnischem Lachen dazwischen. „Bei den unsterblichen Göttern! jetzt glaube ich an eine Vorsehung . . . . Er konnte in der That nicht gelegener kommen!"

Nur der Pächter hatte sich nicht erhoben und saß regungslos und bleich wie eine Leiche an dem Tische.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Das Kloster St. Lorenzo liegt in einer baumlosen und unfruchtbaren Gegend am Fuße des Guadrama-Gebirges, so daß selbst in seiner größten Blüthe der Aufenthalt in demselben sehr langweilig gewesen seyn mochte. Auf künstlichem Wege hatte man Wasser hierher geleitet, so daß jeder der 25 Höfe mit einem Brunnen versehen ist. Das von Carl dem Vierten erbaute Sommerhaus besitzt eine reiche Sammlung von Original-Gemälden der größten Meister und andere kunstvolle Sachen. Es liegt in der Mitte eines Gartens, der eine angenehme Abwechslung gegen das unfreundliche Kloster darbietet.

Mit einem in Frankreich erbauten Postwagen setzte ich meine Reise von Madrid nach Andalusien fort und erreichte bald die Mancha, eine sehr ergiebige, aber ganz entvölkerte Provinz, daß man einen ganzen Tag reisen kann, ohne ein einziges Dorf zu finden. Daher ist auch der Ackerbau ganz vernachläßigt, indem die Bauern stundenweit von ihren Feldern entfernt wohnen, und, wie die Araber und Beduinen, nur das Nothwendigste beim Feldbau besorgen, um zur Erntezeit die Frucht, Oliven und Trauben holen zu können. Die Mancha ist sehr reich an Bergwerken und enthält auch die Quecksilberminen von Almaden, welche, wenn ich nicht irre, dem Hause Rothschild verpfändet waren. In Val de Penas speisten wir zu Mittag; das Städtchen ist durch seinen feurigen Wein sehr bekannt, der so dick ist, daß es fast unmöglich ist, ein Glas davon zu trinken. In Santa-Cruz ward unser Wagen von einer Menge Handelsleute umzingelt, die allerlei in diesem Ort fabrizirte Messer zum Verkaufe anboten. Diese Messer, Navaja genannt, haben eine Länge von 2—3 Fuß, und geöffnet sind sie einem Säbel gleich. Sie sind die Lieblingswaffe der untern Volksklasse in Spanien. Bei Armeriedial gelangten wir an den Fuß der Sierra Morena. Die über dies Gebirge führende und mit Sorgfalt von der spanischen Regierung unterhaltene Straße ist jener über den Simplon ähnlich und nimmt bei Viesta de Cordenas, einem einsam stehenden Wirthshause, ihren Anfang. Die senkrecht aufsteigenden Felsen gewähren einen malerischen Anblick. Bald erreichten wir das Puerto dellos Peros (Hundsthor), welches Neucastilien von Andalusien trennt, und seinen Schimpfnamen daher erhalten hat, weil die Mauren diesen Durchgang wählten, als sie Castilien verlassen mußten. Je weiter man kommt, wird die Straße schmäler und pittoresker. Dies Gebirge hat nichts so Anmuthiges als die Sierra Novada und andere Gebirge, und den Ruf, den es genießt, verdankt es daher wohl mehr seiner geographischen Lage als Gränze zwischen Castilien, Andalusien und der Mancha, sowie den in seiner Nähe in verschiedenen Zeiten gelieferten Schlachten, und den zahlreichen Schluchten, welche den Räuberbanden sichere Schlupfwinkel darbieten. Nach dem Rückzuge der Mauren blieb die Sierra Morena ganz unbevölkert, und dieser Zustand ward durch hier organisirte Räuberbanden so traurig, daß aus eigenem Antrieb und mit Erlaubniß des Königs Carl des Dritten Don Pablo Olivades, ein spanischer Edelmann, sich nach Bayern und der Schweiz zu reisen entschloß und daselbst durch Versprechen und Zureden an 6000 Katholiken bewog, mit ihm nach Spanien zu gehen und die Sierra Morena zu cultiviren. Auf diese Weise entstanden die Orte Armeriedial, Sta. Helena, Los Corredos und La Carolina. Doch hatte diese Kolonie nicht den erwünschten Fortgang, die meisten Deutschen erlagen dem Klima, und die Kolonie kam bald in solchen Rückgang, daß neue Einwanderer herbeigeholt werden mußten. Das Uebel, woran der größere Theil Spaniens leidet, ward auch hier fühlbar, nämlich der Wassermangel; doch verlor Olivades den Muth nicht, ließ die von den Mauren früher benutzten Quellen aufsuchen, und so war man bald im Stand, jedem einzelnen Kolonisten die für seinen häuslichen Bedarf sowie zur Bewässerung seiner Felder nöthige Quantität Wasser zuweisen zu können. Olivades gab den Kolonisten zweckmäßige Gesetze; er hatte nichts Geringeres im Sinne, als jene von der spanischen Kirche unabhängig zu halten, und wollte daher weder religiöse Anstalten noch Klöster und Hospizien eingeführet wissen, was ihm den Haß der Kirche zuzog und seinen Untergang herbeiführte. Während auf der einen Seite die Kolonie den erwünschten Fortgang nahm, Städte und Straßen entstanden, eine Wüstenei in Gärten umgewandelt wurde, sehen wir am 22. Nov. 1778 den Don Pablo Olivades vor dem Inquisitionstribunal erscheinen, als Ketzer die schrecklichsten Folterqualen erdulden und endlich zur siebenjährigen Einsperrung in ein Kloster der Mancha verurtheilt. Der Hof, welcher ihn sehr bedauerte, sogar insgeheim unterstützte, bewirkte endlich durch seinen Einfluß auf die Inquisition, daß diese dem großen Manne zur Stärkung seiner Gesundheit den Aufenthalt in den Pyrenäen-Bädern gestattete, von wo er jedoch wegen fortgesetzter Verfolgungen nach der Schweiz entfloh und daselbst starb. Die Caro-

lina, mitten in der Sierra Morena gelegen, ist der Hauptort der Kolonisten, hat breite Straßen, gleichförmige Häuser, und von ihrem Marktplatz kann man die ganze Stadt übersehen. Von Deutschen konnte ich hier nichts finden, die Alle sich zu sehr mit den Spaniern vermischt haben, und blos die Haare und der Typus der Kinder zeigen, daß nicht viel spanisches Blut in ihren Adern fließt.

Die Auswanderungslust der Deutschen ist eine Krankheit, welche seit undenklichen Zeiten besteht, und in allen Ländern die ich besuchte, fand ich Deutsche, welche darin ihr Glück suchten. Die unaufhörlichen Versicherungen der deutschen Kammern und der deutschen Presse, daß Deutschland wie Europa übervölkert sey, scheint nicht wenig beizutragen, daß der Zug der Auswanderer nach Texas und Brasilien seine Richtung nimmt. Mir scheint die Ansicht über die europäische Uebervölkerung nicht ganz wahrheitsgetreu, denn wenn man die einzelnen europäischen Staaten betrachtet, so findet man allerdings, daß die Schweiz, Oberitalien, Frankreich, England, Belgien, Holland, sowie das südliche und westliche Deutschland zu viele Menschen ernähren müssen, dagegen Schweden, Dänemark, Unteritalien und Norddeutschland eher zu wenig als zu viel Menschen haben. Eben so gibt es Staaten in Europa, und man kann sie als die ergiebigsten ansehen, die blos wegen Mangel an Bewohnern ganz verarmt sind. Diese sind der südliche Theil von Rußland, Ungarn, Sicilien, Spanien und Portugal. Stellt man sich die Frage, warum die Menschen diese schönen Länder meiden, so kann der Grund wohl nur in den nicht zeitgemäßen Gesetzen und Verhältnissen derselben liegen. Rußland hatte nur eine Periode, in welcher es die Einwanderung von Deutschen begünstigte, nämlich zur Zeit der großen Kaiserin Katharina, welche die von den Türken verlassenen Provinzen Krim und Bessarabien durch Deutsche wieder bevölkern wollte. Die russische Regierung hat allerdings die den Einwanderern damals bewilligten Privilegien bis heute getreulich erhalten, aber nicht weiter die Einwanderung begünstigt, sey es, daß die Deutschen den Erwartungen der Russen nicht entsprachen, oder daß es auf politischen Gründen beruht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Berthold Auerbach's Dorfgeschichte: Die Frau Professorin, unter dem Titel: „Dorf und Stadt" von Frau Charlotte Birch-Pfeiffer für die Bühne bearbeitet, wurde zuerst am k. Hoftheater zu Berlin zur Aufführung gebracht; die Frankfurter Bühne folgte unmittelbar nach. An beiden Orten war der Erfolg ein gleicher, d. h. ein überaus günstiger, wie er wohl seit Laube's „Karlsschüler" keinem Drama zu Theil geworden. Es sind hier nicht Zeittendenzen oder politische Anspielungen und Schlagwörter, welche den Sieg erringen helfen, sondern es ist nur der poetische, tüchtige Kern, der in allen Schöpfungen Auerbach's liegt. Es kann nicht fehlen, daß das Drama die Runde an allen deutschen Bühnen machen wird. Freilich kann man einen solchen Erfolg nur dann als gesichert annehmen, wenn die Aufführungen so künstlerisch vollendet sind, wie es die hiesige war. Einstimmig läßt man dem trefflichen Zusammenspiel, der guten Rollen-Besetzung, der höchst gelungenen Handhabung des schwäbischen Dialectes von Seiten der Künstler volle Gerechtigkeit widerfahren. Das Publikum verließ das Haus in höchster Befriedigung, ja es wurden schon während der Aufführung Bestellungen auf Plätze für die nächste Vorstellung gemacht, welches in Frankfurt sonst nicht üblich ist.

Man schreibt aus dem Haag vom 29. Dec.: Heute Morgen gegen 11 Uhr bot der größte Weiher im Bosch in dieser Stadt ein ungewöhnliches Schauspiel dar. Es erschienen nämlich vor demselben eine Abtheilung von ungefähr hundert Mann aus dem Regiments der Grenadiere und Jäger, unter Leitung eines Lieutenants. Es waren den meisten dieser Mannschaften vor ihrem Abmarsch aus der Stadt Schlittschuhe ausgetheilt worden. Auf das Commando „Halt!" stellte der Trupp die Gewehre in Pyramiden auf, schnallte die Schlittschuhe an, nahm die Gewehre dann wieder auf und begab sich mit Sack und Pack in voller Waffenrüstung auf das Eis, wo er unter dem Commando des Lieutenants verschiedene Evolutionen ausführte. Ein Trompeter begleitete den Trupp und blies die Signale der Commando's, welche mit viel Geschicklichkeit ausgeführt wurden. (K. Z.)

(Vermuthliche Witterung im Januar 1848.) Gelind, trüb, Neigung zu Regen oder Schnee bis 5., dann meist hellere Witterung, zunehmend kalt bis 10., abnehmend kalt, trüb, Nebel und Schneeflocken vom 11. bis 15.; leicht Thauwetter und windig mit Regen oder Schnee vom 16. bis 19.; zu Schnee geneigt am 20., 21., wieder heller und kalt vom 22. bis 26.; gelind, windig, trüb, Regen oder Schnee vom 27. bis 31. — Im Allgemeinen kalt und trocken mit vorherrschenden Nordostwinden. (Prof. Stieffel's „Zeus.")

(München, im Dec. — Allg. Z.) Se. kais. Hoh. der Herzog von Leuchtenberg hat der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften neuerdings eine kostbare Auswahl russischer Mineralien zum Geschenk gemacht, welche der mathematisch-physikalischen Klasse durch Akademiker v. Kobell vorgezeigt worden sind. Es finden sich in dieser Sammlung die schönsten und seltensten Vorkommnisse des Ilmengebirges, der schischimskischen Berge, der Distrikte von Slatust und anderer des Urals. Zirkon, Smaragd, Korund, Chlorospinell, Ilmenit, Granat, Vesuvian u. s. w. sind hier durch herrliche Stufen von ausgezeichneter Schönheit vertreten. Dazu kommen die eben so wissenschaftlich interessanten als noch höchst seltenen neueren Entdeckungen wie Uranotantal, Perowskit, Xanthophyllit, Leuchtenbergit, Uwarowit, und ein durch außerordentliche Schönheit ausgezeichnetes Handstück von Dioptas aus der Kirgisensteppe. Diese Mineralien sind von dem hohen Geber selbst aus dessen großer Sammlung in Eichstädt ausgewählt worden, welche Sammlung namentlich durch ihren Reichthum an russischen Mineralien bereits eine allgemeine Berühmtheit erhalten hat.

Korrespondenz.

Weimar, 27. Dec.

Unser Theater fährt fort, seine künstlerische Aufgabe zu erfüllen. Dem Publikum stets etwas Neues zu bieten und das Alte in möglichst guten Darstellungen vorzuführen, scheint der leitende Grundsatz des neuen Intendanten zu seyn, und diesem rühmlichen Streben hatten wir es auch ohne Zweifel zu verdanken, Hrn. Wagner vom Leipziger Stadttheater in der Titelrolle des „Hamlet" und des „Egmont" als Gast auftreten zu sehen. Hr. Wagner zeigte sich in der meisterhaften Dichtung Shakespeare's als ein denkender, in die Mysterien der Kunst eingeweihter Schauspieler, welcher, unterstützt von einer angenehmen Persönlichkeit und einem wohltönenden Organ, die Rolle des Hamlet mit einer Künstlerschaft ausführte, wie sie hier lange nicht mehr beobachtet wurde. Der Künstler erntete stürmischen Beifall und wurde dreimal gerufen. Der Aufführung des „Egmont" waren wir beizuwohnen verhindert, hörten aber, daß er im Auffassen und Wiedergeben des volksfreundlichen Kriegshelden weniger glücklich gewesen sey, obschon er auch in dieser Partie Rühmliches geleistet habe. Es vergeht fast keine Woche, ohne daß nicht eine interessante Persönlichkeit oder eine neue Erscheinung aus dem Gebiet der Kunst über unsere Bühne schreitet. So traten kurz vorher die Herren Chapman, Daley, William und Nicholas vom Astley-Theater in London auf und gaben theils pantomimische, theils acrobatische Vorstellungen, ohne aber einen ungetheilten Beifall zu erringen.

Die Pantomime: „das Zauberfaß“ war ziemlich langweilig und an den acrobatischen Künsten, so geschickt sie auch immer ausgeführt wurden, schien das meistens aus Frauen bestehende Publikum kein sonderliches Vergnügen zu finden. Während der gliederverrenkenden Vorstellung gab sich ein Gemisch von Mitleid, Aengstlichkeit und Bewunderung kund. Indem wir die vorgekommenen Erscheinungen auf der Bühne einmal zu verfolgen begonnen haben, können wir nicht unerwähnt lassen, daß wir einige Wochen vor den Kunstproductionen jener „Gentlemans“ das Vergnügen hatten, eine hiesige Künstlerin als Gast auftreten zu sehen. Fräul. Emilie Franke gastirte einmal als Markitta in „Dinko“ und das andere Mal als Parthenia in Halm's „Sohn der Wildniß“ und wußte sich durch ihre naive, lebenswarme Darstellung in beiden Rollen verdienten Beifall zu erwerben. Fräul. Franke, welche vor einigen Jahren ihre künstlerische Laufbahn mit Thekla in Schiller's „Wallenstein“ begann und seitdem an auswärtigen Bühnen thätig war, ist von der Natur mit allen für die Bühne erforderlichen Eigenschaften ausgestattet und besitzt ein Darstellungstalent, das, bei mehr künstlerischer Ausbildung, Ausgezeichnetes zu leisten verspricht. Sie ist gegenwärtig ohne Engagement, was wir um so mehr bedauern müssen, als sie dadurch offenbar der Kunst entfremdet werden muß. Möchten darum diese Zeilen dazu dienen, sie zu ihrem von der Natur ihr vorgezeichneten Berufe aufzumuntern.

Leipzig, 30. Dec.

Das hiesige Museum, dessen Fortbestehen durch die auffallende Theilnahmlosigkeit der Kaufmannschaft zweifelhaft geworden war, ist durch die uneigennützigen Bemühungen zweier Israeliten, der Herren Aschard und Oppenheimer, erhalten worden Diese erließen ein Rundschreiben an ihre Genossen und gewannen dadurch 100 neue Jahresabonnenten, also eine Einnahme von 800 Rthlr. für die Anstalt. Sie sollen sogar erklärt haben, daß sie für 100 Abonnenten einständen und die fehlenden Beträge selbst decken wollten.

Aus Oberhessen, im Dec.

Die Gründung eines Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung genannt „Hausberg.“

Am 6. d. M. hielt der Zweigverein der Gustav-Adolf-Stiftung zu Butzbach seine Hauptversammlung, in welcher Rechnung abgelegt und ein neuer Vorstand gewählt wurde. Das Ergebniß dieser Wahl war, daß der Rechner Collector Kuhl mit 48 Stimmen zum Präsidenten erwählt wurde, wogegen der seitherige, Pfarrer Klingelhöffer, nur 36 hatte. Die Stelle des Rechners erhielt ein anderer Bürger, Grünninger, durch Stimmenmehrheit, und der Secretär Conrector Steinberger verblieb als solcher. Aus der Rechnung ergab sich das nicht erfreuliche Resultat, daß sich gegen das vorige Jahr die Mitgliederzahl um 100 und der Geldbeitrag um 31 fl. vermindert hatte. Diese Verminderung schrieb man allgemein der diesjährigen Theuerung und dem Umstand zu, daß noch hier und da der irrige Glaube besteht, als könnten die jährlichen Beiträge zu einer ständigen Abgabe werden; auch waren mehrere Mitglieder gestorben. — Seit einigen Tagen hörte man nun in Butzbach, daß Hr. Pfarrer Fabricius in Niederweisel am Christtag von der Kanzel verkündigt habe, er beabsichtige, einen Zweigverein der Gustav-Adolf-Stiftung zu gründen, und es möchten sich Diejenigen, welche sich demselben anzuschließen gesonnen seyen, Mittwoch den 20. Dec. in der Schule einfinden. — Der Präsident des Butzbacher Zweigvereins nahm Veranlassung, dieser Versammlung beizuwohnen, um zu erfahren, warum man in dem eine halbe Stunde von Butzbach entfernten Niederweisel einen neuen Zweigverein zu stiften gesonnen sey. Hier vernahm derselbe denn aus dem Munde des Pfr. F. die ihn ganz befremdende Nachricht, daß 100 Mitglieder insbesondere von Butzbach aus dem dortigen Verein in Folge stattgehabter Streitigkeiten ausgetreten seyen, und daß man, um diese der Gemeinschaft zu erhalten, einen neuen Verein gründen wolle. Nur ein Mitglied war nach der Hauptversammlung ausgetreten und aus dem Grunde, weil es nicht von dem Vereinsdiener zu jener eingeladen worden sey. Es war daher natürlich, daß die Butzbacher, auf welche man besonders gerechnet hatte und von denen wenigstens 30 ihre Theilnahme an der Versammlung zugesagt haben sollten, ausblieben; nur einer nahm auf den Bänken Platz und zwei später eingetretene entfernten sich, nachdem sie einen Brief von Pfr. Klingelhöffer abgegeben hatten, in welchem derselbe, wie aus dem Benehmen des Pfr. F. zu schließen war, eine besondere Mittheilung gemacht hatte. — Obschon Pfr. F. erklärte, daß, wenn der Austritt aus dem Butzbacher Verein sich nicht so verhielte, die Gründung des neuen Zweigvereins eigentlich nicht erforderlich wäre, schritt er doch zur Verlesung der von ihm entworfenen Statuten für den „Hausberg“, die darauf hinaus zu gehen schienen, in dem Verstand ein Glaubensgericht zu bilden, um sie mit den etwa 35 Anwesenden von Niederweisel und Ostheim zu berathen, und fuhr hiermit auch dann noch fort, nachdem der Präsident des Butzbacher Zweigvereins zur Eintracht und zum festen Aneinanderschließen ermahnt und den §. 8 der Statuten des Hauptvereins im Großherzogthum Hessen, der dem Hrn. F. ganz fremd war und wie folgt lautet:

> „Die Geschäftsverwaltung liegt in den Händen eines Verwaltungsraths. Derselbe zerfällt in einen weiteren und engeren. Der weitere besteht aus Abgeordneten der Zweigvereine, von denen jeder einen auf drei Jahre aus seiner Mitte wählt. Bilden sich neue Zweigvereine, so bedürfen sie, um ein gleiches Recht zur Vertretung durch ein Mitglied zu erwerben, der Anerkennung von Seiten des engeren Verwaltungsraths. Diese Anerkennung ist dem Ermessen des engeren Verwaltungsraths nur mit der Beschränkung überlassen, daß in einem Decanate nur Ein Zweigverein sich bilden darf ꝛc.“

vorgelesen hatte. Fragt man nun, welche Streitigkeiten in dem Butzbacher Verein vorgekommen sind, so betrafen sie, in Folge der Rupp'schen Angelegenheit hervorgerufen, kirchliche Zeitfragen, die in den Versammlungen im März und Juni d. J. zur Sprache gekommen waren, und auf der Versammlung in diesem Monat wurde eine Streitigkeit dadurch hervorgerufen, daß nach der Präsidentenwahl dem neuen Präsidenten, der die Stimmzettel eingesammelt hatte, von einem gutchristlichen Mitglied der Vorwurf gemacht wurde, er habe mehr Zettel gehabt, als Mitglieder anwesend seyen, welche Beschuldigung sich nach vorgenommener Zählung als eine durchaus unrichtige ergab. Und wie kann diese Streitigkeit einen Grund abgeben, einen neuen Zweigverein zu gründen, da man sich doch seither nach Abhaltung der zwei zuerst genannten Versammlungen, in welchen die kirchlichen Fragen, die von dem Präsidium als nicht in den Verein gehörend, zur Besprechung nicht hätten zugelassen werden sollen, beruhigt hat, und nachdem auf der Hauptversammlung in Darmstadt die Rupp'sche Angelegenheit auf eine so friedliche Weise beigelegt worden ist. — Nach der Rückkehr von Niederweisel kam dem Collector Kuhl folgende Einladung des Pfr. F. zu obiger Versammlung zu Gesicht: „Zur Besprechung der Statuten eines neu zu gründenden Gustav-Adolf-Zweigvereins „Hausberg“ ladet Unterzeichneter die Herren Geistlichen und Theologen Butzbach's auf künftigen Mittwoch den 29. huj., Nachmittags 3 Uhr, in das hiesige Rathhaus mit der Bitte ein, dieses Vorhaben auf geeignete Weise unter Butzbach's gutchristlichen Bewohnern bekannt werden zu lassen.“

Logogryph.

Ein bergicht Ländchen nennt mein Wort,
Dem Kaiser unterthan.
Ein Zeichen streich' — und Brudermord
Verübt' ein harter Mann.

J. Keller.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 4.
Stets.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 5. Jan., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Mähren und Oesterreichisch-Schlesien von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. Jan. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., nach St. Georges und Bayard von C. Gollmick, Musik von Donizetti.

Mittwoch, 5. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 6. Donnerstag, den 6. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Es ist nicht möglich!" sagte der Pächter halblaut mit hohler Stimme, als spräche er zu sich selbst. „Der Herr Pfarrer ist ja während der Schreckenszeit gestorben .... Ich habe Beweise dafür .... Er war unter den Opfern, die man in der Loire ertränkte ...."

„Man hat Euch getäuscht, mein guter Fleuriot," antwortete der Greis mit wehmüthigem Lächeln, während er sich den Liebkosungen der alten Dienerin zu entwinden suchte; „wenigstens hat man Euch die Wahrheit nicht vollständig gesagt. Ich war allerdings dazu bestimmt, mit jenen unglücklichen Priestern, die man in die Kerker von Nantes geworfen hatte, den Märtyrertod zu sterben, doch ein wunderbarer Zufall — nein, kein Zufall, der unerforschliche Rathschluß Gottes — rettete mich aus den Händen der Wüthenden. Ich flüchtete nach England und wartete dort auf bessere Tage. Als ein treuer Hirt der mir anvertrauten Heerde kehre ich jetzt zu Euch zurück, um Euch nie wieder zu verlassen."

Die Züge des erstaunten Pächters nahmen immer mehr den Ausdruck einer tiefen innern Bewegung an. Endlich brach er in die Worte aus:

„Ja, er ist es! Seine Stimme, seine Züge, seine Bewegungen, Alles sagt mir, daß es keine Täuschung ist!"

„Ja, er ist es!" wiederholte Katharine mit Freudenthränen im Auge. „Aber Fleuriot," fuhr sie mit Bitterkeit fort, „empfangt Ihr also den würdigen Mann, der so oft der Gegenstand unserer Gespräche war, und den wir gleich einem Heiligen verehren?"

Fleuriot, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht täuschte, näherte sich bewegt und mit Thränen in den Augen dem Abbé.

„Herr Pfarrer," stammelte er mit unsicherer Stimme, „ich heiße Sie in Saint-Clair willkommen! Mein Haus steht Ihnen offen .... verfügen Sie über mich und die Mein'gen .... In unserem Verhältniß zu einander hat sich nichts geändert; ich erkenne Sie noch immer als meinen Vorgesetzten an."

„Ich bin Euer Freund, Peter," erwiederte der Abbé, indem er die dargebotene Hand des Pächters ergriff, „und verdanke Euch den ersten Trost in der tiefen Betrübniß, in die ich durch den Anblick der verwüsteten Kirche und meiner zerstörten Wohnung versetzt worden war. Die Menschenfreundlichkeit, mit der Ihr mich als einen unbekannten, armen Reisenden aufnahmet, läßt mich hoffen, daß das Wort Gottes, das ich dieser Gemeinde so oft verkündet habe, nicht ganz ohne Frucht geblieben sey."

„Peter ist immer gastfrei gewesen, Herr Pfarrer," betheuerte Katharine, „und obgleich ich ihm so eben erst vorgeworfen habe, daß er sich seiner Freunde mit zu wenig Wärme annähme, so muß ich doch zu seinem Lobe bekennen, daß er keinen Armen, keinen Reisenden unbeschenkt von seiner Thüre entläßt. Auch ist er der Wohlthäter seiner Familie, und hat mich Verlassene, die ohne ihn im Elende gestorben seyn würde, liebreich bei sich aufgenommen."

„Dafür hat ihn Gott auch gesegnet," sagte Abbé Düval, indem er einen zufriedenen Blick auf die Umgebungen warf. „Alles scheint bei ihm wohl bestellt, und doch war er arm, als ich ihn vor zehn Jahren verließ. Ein neuer Beweis, daß Frömmigkeit und Rechtschaffenheit oft schon hier auf Erden ihren Lohn finden."

Diese Lobsprüche schienen Fleuriot in Verlegenheit zu setzen. Er bat den Pfarrer dringend, in sein Haus einzutreten, um sich von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen; aber der würdige Mann nahm Anstand, ihm zu folgen und erwiederte:

„Warum wollet Ihr mir nicht das Vergnügen gönnen, einige Augenblicke im Kreise dieser Glieder meiner Gemeinde zu verweilen? Geist und Herz bedürfen bei mir mehr der Labung, als der Körper."

Mit diesen Worten nahm er den Platz des jungen Denis ein, den dieser ihm ehrfurchtsvoll überlassen hatte. Während der Pächter mit Katharinen und seiner Nichte die nöthigen Anordnungen zur würdigen Aufnahme des unerwarteten Gastes besprach, musterte dieser den kleinen Kreis der um den Tisch versammelten Landleute.

„Seyd gegrüßt, Müller Hieronymus!" redete er mit Wohlwollen einen großen, starken Mann an, dessen bestäubte Kleidung auf sein Gewerbe hindeutete. „In den letzten zehn Jahren hat Euch kein Pfarrer Vorwürfe gemacht, wenn Ihr des Sonntags Euere Mühle anzuhalten vergessen hattet; ist es nicht so? Aber wie ist es Euch ergangen? Seyd Ihr wohlhabender und dabei auch glücklicher geworden? — Und Ihr, Meister Dürand," fuhr er gegen einen Andern gewendet fort, „habt Ihr Euere alten Streitigkeiten mit dem Wildmeister des Barons von Saint-Clair, der Eure Kühe durchaus nicht auf seiner Trift weiden lassen wollte, endlich vergessen? Grollt Ihr mir noch immer, weil ich Euch eines Tages von der Kanzel herab einen unverträglichen Nachbar nannte? — Ach, Ihr seyd ja Alle für die vermeintlichen Kränkungen, die ich Euch zugefügt haben sollte, gerächt worden," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Die Landleute beobachteten bei diesem Anspielen auf die Vergangenheit eine kluge Zurückhaltung, doch waren ihre einsylbigen Antworten ohne Bitterkeit. Endlich fiel der Blick des Abbé Düval auf Denis, der in nachlässiger Stellung da saß und eine vornehme Theilnahmlosigkeit erheuchelte.

„Ach, da ist ja auch mein alter Feind, der Schulmeister," rief der Pfarrer freundlich. „Nun, Herr Denis, Sie haben seit langer Zeit allein die schwierige Aufgabe zu lösen gehabt, die

Kinder des Dorfes zu unterrichten und heranzubilden; vielleicht stimmen Sie mir jetzt bei, wenn ich noch immer behaupte, die Religion müsse die Grundlage der Erziehung bilden."

„Ich setze eine Ehre darein, Bürger Düval," entgegnete Denis trotzig, „meine Ansichten festzuhalten, und habe mein Erziehungssystem nicht geändert. Sie sehen hier meinen Sohn Anton, der weder das Evangelium noch den andern Wortkram gelesen hat und sich doch einer vorzüglichen Erziehung rühmen kann. Er ist sanft, bescheiden, gehorsam und erfahren in den Wissenschaften, die einem jungen Manne nützlich sind; dennoch habe ich bei seiner Bildung nur mein väterliches Ansehen in Anwendung gebracht und allen religiösen Firlefanz bei Seite gelassen. Auf diese Weise erzieht man ächte Bürger der Republik, unversöhnliche Feinde der Tyrannei!"

„Es würde vielleicht besser seyn, darauf hinzuarbeiten, ehrliche, brave Menschen zu bilden," versetzte der Abbé ruhig. „Auch hoffe ich, Herr Denis, daß Sie nichts dagegen einwenden werden, wenn ich Ihren Sohn, so wie die andern jungen Leute und Kinder des Dorfes mit den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens bekannt mache. Ich werde dabei gern berücksichtigen . . . ."

„So denken Sie schon daran, mir meine Schüler zu entführen!" rief Denis mit Heftigkeit. „Selbst meinen Sohn, auf dessen Erziehung ich stolz bin, wollten Sie mit Ihren Netzen umstricken? Ich glaube wohl, daß Sie gern wieder den Herrn hier im Dorfe spielen möchten, wie ehemals; aber die Zeiten haben sich geändert! Bedenken Sie doch, daß wir in unserem Lande nur Eine Herrschaft anerkennen: die Herrschaft der Republik, und daß wir nicht gesonnen sind, uns je wieder unter das Joch des Adels und der Priester zu beugen, um uns wie ein besiegtes Volk unterdrücken zu lassen."

„Habe ich das Ansehen eines Eroberers?" fragte der Abbé mit wehmüthigem Lächeln, „komme ich nicht zu Euch als ein armer Pilger, der meistens von der Mildthätigkeit Anderer gelebt hat?"

Diese einfachen Worte blieben nicht ohne Wirkung auf die Anwesenden. Nur Denis erwiederte in spöttischem Tone:

„Wir werden es wohl noch erleben, daß der Bürger Düval die gutmüthigen Leute von Saint-Clair durch seine gleißnerischen Worte bekehrt. Sicher wird er ihnen noch beweisen, daß der reiche Kirchenschmuck und die geweihten Gefäße, welche die ehemaligen Besitzer von Baussaye der Kirche geschenkt haben, dem Schutze der Engel vertraut und im Himmel gut aufgehoben sind." Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Pfarrer verwundert.

„Nichts Anderes, als daß wir Ihnen Rechenschaft über jene Kostbarkeiten abverlangen werden, welche der Gemeinde angehören und die . . . ."

Der Pächter fiel ihm in das Wort.

„Haltet Frieden, Denis!" sagte er besänftigend, aber verlegen, „und hütet Eure böse Zunge. Achten Sie nicht auf sein Geschwätz, Herr Pfarrer," fuhr er fort; „er hat schon vor Ihrer Ankunft versucht, diese guten Leute gegen Sie zu erbittern, und scheint es sich zum Vorsatze gemacht zu haben, Sie zu erzürnen. Die kleinen Mißverständnisse, welche hier obwalten, werden sich aufklären; ich stehe Ihnen dafür. Sie bedürfen jetzt vor Allem der Ruhe. Katharine und meine Nichte haben schon die nöthigen Anstalten zu Ihrer Bequemlichkeit getroffen, und ich bitte Sie daher wiederholt, mir zu folgen. Der morgende Tag giebt uns Muße zu weiterer Unterhaltung." Dabei bot er dem Abbé seinen Arm.

„Es sey denn, Fleuriot! ich folge Euch," erwiederte der Pfarrer mit matter Stimme. „Meine Kräfte sind allerdings erschöpft, und längere Erörterungen mit dem Bürger Denis würden mich heute zu sehr angreifen. Wir werden später Gelegenheit finden, uns gegen einander auszusprechen und hoffentlich zu vereinigen; denn wenn mein ehemaliger Widersacher nicht ein besonderes Vergnügen im Streiten findet, so wird er den Frieden, den ich ihm anbiete, nicht von sich weisen. Adieu, meine Freunde!" wandte er sich an die übrigen Gäste. „Ihr könnt überzeugt seyn, daß, trotz Eurer Verirrungen und Fehler, ich mich doch glücklich fühle, wieder in Euerer Mitte zu seyn!"

Er grüßte die Gesellschaft freundlich und folgte dem Pächter in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Die russische Regierung, die auf ihren einmal gefaßten Beschlüssen beharrt, will durchaus keine neuen Privilegien mehr zugestehen, nicht einmal den Nachkommen jener Eingewanderten weitere Grundstücke überlassen, so daß ich, während meines früheren Aufenthaltes in diesen Provinzen, mehrere derselben mit dem Sack auf dem Rücken sich eine andere Heimath in der Moldau suchen sah. Anders sind übrigens die Verhältnisse in Ungarn, welches zum Theil noch vor 170 Jahren unter der Tyrannei eines türkischen Pascha stand, heute von einem humanen deutschen Fürsten beherrscht ist, und seine Civilisation, seinen Glauben und seine Sicherheit den Deutschen verdankt. Dies Land, welches mit seinem milden Klima, seinen großen Strömen und seinem fruchtbaren Boden als eines der schönsten der Welt betrachtet werden kann, ist fast ganz im Besitz des Adels, der nur dann dem Fremden Etwas überläßt, wenn dieser sich verbindlich macht, sich unter die Herrschaft des Edelmanns zu stellen, und demselben während ⅓ oder gar der Hälfte des Jahres Robot-Dienste zu leisten. Dem Nichtadeligen ist es bis jetzt kaum möglich, sich einen ungestörten Besitz von Grundeigenthum zu verschaffen, und wenn der ungarische Edelmann in neuerer Zeit durch die Verhältnisse gezwungen wurde, von seinen ihm von Gott übertragenen Privilegien etwas abzustehen, so ist das Mitteralterliche noch zu vorherrschend, um ein Land dieser Art, welches mit dem angränzenden Siebenbürgen die ganze Bevölkerung von Nordamerika aufnehmen könnte, diesem freien Lande vorzuziehen. Was in Ungarn der Adel ist, ist in Sicilien die Geistlichkeit, die zum Nachtheil des Ganzen sich nach und nach fast der Hälfte des Bodens bemächtigt hat. Dies Land, dessen Städte, wie Syracusa, Girgenti (das alte Agrigentum) rc., früher eine dem heutigen London und Paris gleichstehende Bevölkerung hatten, welches Griechenland und Rom als ihre Kornkammer ansahen, ist jetzt so traurig verwaltet, daß ich selbst Augenzeuge war, wie seine schwache, arme Bevölkerung ihren Bedarf an Lebensmitteln vom Auslande bezieht.

Spanien allein ist das Land, welches früh oder spät die Augen der Auswanderer auf sich ziehen wird. Zur Zeit der Mauren hatte dasselbe 32 Millionen Menschen; seine Schifffahrt, sein Handel, seine Industrie, sein Ackerbau waren in Blüthe, die Bewohner wohlhabend, Kunst und Wissenschaft geschätzt; warum sollte dieser Zustand nicht wieder in diesem neugebornen Land hergestellt werden können, besonders da seine vorzügliche geographische Lage durch die Communication der Dampfboote weit größere Vortheile als früher darbietet? Aus dieser kurzen Zusammenstellung ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß in dem übervölkerten Europa noch eine Menschenmasse von hundert Millionen, eine fünf Mal so starke Bevölkerung als Nordamerika, zum Wohl der verschiedenen Staaten Platz finden würde.

Nachdem ich die deutschen Colonisten-Orte verlassen hatte, gelangte ich endlich am 24. Juni 1846 nach Granada, wo ich die ganze Bevölkerung, vorzüglich die Frauenwelt, in Bewegung fand. Die Castagnetten und Guitarren, die sich bei den zahlrei-

chen Gruppen vernehmen ließen, sagten mir deutlich, daß heute eine Festlichkeit stattfinden mußte. Es war der Johannis-Abend, der seit undenklichen Zeiten auf eine eigene Weise in Granada gefeiert wird, indem eine alte Sage behauptet, daß alle Mädchen, welche sich an diesem Abend um Mitternacht im Flusse Xenil waschen, während des ganzen Jahrs eine weiße Haut behalten und mit einem Manne beglückt werden. Keine Frau, kein Mädchen, selbst kein Kind ist an diesem Abend zu Hause zurückzuhalten, die ausgelassenste Freude herrscht während der ganzen Nacht; allenthalben wird gescherzt, gesungen, getanzt, ohne daß selbst bei der geringeren Klasse nur im entferntesten der Anstand verletzt wird; doch mit dem Glockenschlage 12 eilt Alles nach dem Flusse, um sich seine weiße Haut zu sichern. Dies unschuldige, kostenfreie Vergnügen dauert bis zum Tagesanbruch, wo die Schaaren mit Castagnetten- und Guitarren-Musik nach ihrer Wohnung ziehen. Wenn ich in Spanien dies lustige Volk betrachtete, so dachte ich stets, wie Unrecht der Deutsche hat, welcher blos die politischen Verhältnisse kennt, den Spanier immer zu bemitleiden; fast sollte dies umgekehrt der Fall seyn. — Diese Wasserverehrung ist noch ein Ueberbleibsel aus den maurischen Zeiten, und wenn der Johannistag auch der größte Feiertag in Schweden, der Zahltag der Hausmiethe in Deutschland ist, so kann sich der Heilige nicht beklagen, daß man die Ehre ihm zu Theil werden läßt, zur Verheirathung der schönen Andalusierinnen beizutragen. Wenn mir daher als Fremder dies Abendfest eine Belustigung gewährte, so muß ich doch tadeln, daß am darauffolgenden Tage alle Läden geschlossen waren, und in der ganzen Stadt nichts gearbeitet würde, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, daß einige Tage später der heilige Petrus dieselben Ansprüche wie der heilige Johannes machen würde. Diese große Anzahl von Feiertagen, gewöhnlich drei bis vier in einer Woche, ist das größte Uebel der Spanier und aller derjenigen Nationen, welche die Religion als Deckmantel für ihren Müßiggang und Wohlleben benutzen.

Wenn Granada nicht die schönste Stadt in Europa ist, so ist sie meiner Ansicht nach jedenfalls die interessanteste. Wenn ich manchmal auf dem Theaterplatze in Granada meine Augen umherschweifen ließ, vor mir die ganz nahe liegende mit ewigem Schnee bedeckte 10,000 Fuß hohe Sierra Novada betrachtete, an deren Fuß Mandeln, Citronen, Feigen, Orangen und Granaten wachsen, selbst die Baumwolle und das Zuckerrohr gedeihen; wenn ich zu meiner Rechten das hier zum Andenken an die für die Constitution Gefallenen errichtete Monument, zur Linken das vom General Sebastiani 1810 erbaute Theater, etwas höher die weltberühmte Alhambra bewunderte; wenn ich ferner von diesem Platze die ganze christliche Bevölkerung in die Kirche eilen sah, deren Vorfahren eben so fanatische Muselmänner waren, so stellte sich in mir die Ueberzeugung fest, daß keine Stadt Europa's ähnlichen Eindruck hervorzubringen vermöchte. Den Mauren gereicht es zur größten Ehre, daß sie die schöne Lage Granada's besser als ihre Nachfolger zu schätzen wußten und hier eine der ersten Städte der Welt gründeten; und wer im geringsten bezweifelt, daß hier einst 400,000 Menschen lebten, möge nur die ehemalige Stadtmauer betrachten, um sich davon zu überzeugen. Die von allen Reisenden beschriebene, von allen Malern abgezeichnete Alhambra lockt den Fremden so sehr an, daß er sogleich die Höhe ersteigt, um dies Meisterwerk kennen zu lernen: aber die Lobeserhebungen wurden von jenen so über alle Maßen verschwendet, daß das ehemalige Schloß trotz aller seiner Schönheiten den Erwartungen nicht entsprechen kann. Die Alhambra liegt auf einem 700 Fuß hohen Hügel und bietet von unten her beinahe den Anblick eines alten Klosters dar. Interessant ist es jedoch, daß im Innern dieses an 600 Jahre alten Gebäudes die Höfe, Gemächer, Bäder u. s. w. so gut erhalten sind, daß sie jeder Fürst bewohnen kann. Am besten erhalten ist der Thurm von Comarez, welcher den Gesandtensaal in sich schließt. Die Alhambra läßt sich weder mit einem Schlosse noch mit einem Kirchengebäude in eine Parallele stellen, denn von außen ist Alles dem Auge entzogen, während, wenn man das Innere häufiger besucht, man zuerst erfährt, wie die Könige der Mauren Kunst und Luxus mit dem sinnlichen Vergnügen zu verbinden wußten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Moral für junge Frauen. Von einem Engländer.) „Hört an", sagte ich — „hört an und merkt auf und Ihr sollt eine Moral und ein Beispiel vernehmen. Wenn jetzt die Wespe im Fenster in das Zimmer hereinkommt, so fallt Ihr mit stürmischer Heftigkeit darüber her. Mich wundert, daß sie nicht jede von Euch sticht. Inskünftige laßt eine Wespe, wenn sie erscheint, ein wenig gewähren und etwas Lärm machen. Regt keine Muskel, bewegt keine Lippe, sondern seyd ruhig wie die Statue der Venus oder Diana oder dergleichen, bis die Wespe wie in diesem Augenblick geneigt scheint, sich zu setzen. Alsdann thut, wie ich jetzt thue." Hierauf tauchte ich das befiederte Ende eines Gänsekiels in das Fläschchen mit Salatöl, näherte mich der Wespe, und so sanft und leise, als ich es nur vermochte, ölte ich den Leib des Thierchens ein — und es fiel nieder, wendete sich auf den Rücken und war in einer Minute todt. „Da, Mädchen", — sagt' ich — „da seht, was Sanftmuth und ein wenig Oel vermag. Nun hört meine Moral und mein Beispiel. Wenn ein Gemahl in übler Laune nach Hause kommt, so schreit nicht und seyd nicht aufgeregt; versucht es vielmehr mit ein wenig Oel — und, wie gesagt, behandelt Eueren Gemahl wie eine Wespe.

(Wien. Ztg.)

(Hannover, 18. Dec. — Magd. Z.) Pastor Schläger zu Hameln feierte vor einigen Tagen sein 25jähriges Dienstjubiläum. Deputationen, Geschenke, Adressen, Ständchen u. s. w. bewiesen die große Theilnahme an diesem Feste und die Liebe, welche dem würdigen Manne zu Theil geworden ist. Die Universität Göttingen beehrte ihn mit dem Diplom eines Doktors der Theologie. Hamelns Ehrenbürgerrecht hat der Jubilar nicht erhalten, wie sehr seine Verehrer und Freunde es auch wünschten, und man Ursache hatte, eine solche Anerkennung seiner Verdienste zu erwarten.

(Berlin, 29. Dec. — Berl. N.) Die amtliche Bevölkerungsliste der Zollvereinsstaaten ergab zu Ende des Jahres 1846 Folgendes: Preußen hatte 16 Mill. 112,948 Einwohner, das Großherzogthum Luxemburg 186,140, Bayern 4 Mill. 511,135, Königreich Sachsen 1 Mill. 836,664, Würtemberg mit beiden Hohenzollern 1 Mill. 786,870, Baden 1 Mill. 360,764, Kurhessen 754,590, Großherzogthum Hessen 852,679, Weimar 245,270, Meiningen 160,733, Altenburg 128,819, Koburg und Gotha 141,934, Schwarzburg-Sondershausen, Rudolstadt und die reußischen Fürstenthümer 191,682, Braunschweig 231,983, Nassau 418,627, Frankfurt 68,240, gibt eine Hauptsumme von 29 Mill. 460,816 Einwohnern.

Frankfurter Theater.

Wir können die Reihe unserer Theaterberichte für 1848 durch günstige Mittheilungen eröffnen. Die zwei jüngsten Novitäten des Schauspiels haben lebhaften Anklang gefunden und werden sich noch für längere Zeit als anziehend erweisen. Das Lustspiel von Feldmann: „der Rechnungsrath und seine Töchter" gewährt angenehme Unterhaltung und ist als ein gutes Bühnenstück zu bezeichnen, ohne aber eine höhere Be-

deutung ansprechen zu können. Feldmann hat das Verdienst, für die practischen Bedürfnisse des Theaters durch manches gefällige Lustspiel gesorgt zu haben, und dies ist nicht unrühmlich. Das vorliegende zeigt uns einen Rechnungsrath in einer Residenzstadt, welcher zwar in seinem Amt und Fach ein Pedant, dabei aber klug und practisch genug ist, die Versorgung seiner drei Töchter und die Protection von deren Heiraths-candidaten nicht aus den Augen zu verlieren. Die Verwickelung ist recht artig und es fehlt nicht an komischen Situationen, welche dem Talente der Darsteller Vorschub leisten, so wie auch der Dialog leicht und fließend ist. Zeitgemäße Pointen, besonders über Bureaukratie und Protectionswesen, sind das attische Salz, womit Feldmann ein Lustspiel gewürzt hat, dem man den Vorzug, angenehm zu unterhalten, nicht streitig machen kann. Der gestellten Aufgabe ganz entsprechend war die Darstellung. Hr. Meck gab den Rechnungsrath mit der ihm stets eigenen ungezwungenen und gemüthlichen Komik, die ihn bei uns so beliebt und der Anerkennung der Kunstfreunde so würdig macht. Die drei Töchter wurden durch die Damen Hausmann, Quint und Daun gut repräsentirt, eben so die beiden Accessisten durch die Herren Thomas und York, der Kammerdiener des Ministers und der Actuarsgehülfe Geiser durch die Herren Diehl und Schneider. Der letztere besonders ist in dieser, wenn auch nur kleinen Rolle ganz ausgezeichnet und gibt sie mit so viel Laune und Frische, mit so ergötzlichen Nüancirungen, daß man unwillkürlich gefesselt wird.

Am Neujahrstage wurde nach altem Brauch die Bühne durch einen Prolog eröffnet, den wir den Lesern bereits mitgetheilt haben. Der Regisseur des Schauspiels, Hr. Reger, zugleich eines der thätigsten und mit Recht sehr geschätzten Mitglieder, sprach denselben in klarer Exposition und mit der erforderlichen Kraft und Würde. Hierauf folgte die erste Aufführung der vielbesprochenen Novität: „Dorf und Stadt", mit freier Benutzung der Auerbachischen Erzählung: „die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer. So sehr es auch üblich ist, die genannte Verfasserin zur Zielscheibe von mitunter guten und noch viel häufiger von schlechten und plumpen Witzen zu machen, so bleibt es doch gewiß, daß sie eine mehr als gewöhnliche Befähigung besitzt und daß die laufenden Bühnenrepertoire, so wie die Unterhaltung des größeren Publikums ihr nicht wenig zu Dank verpflichtet sind. Mad. Birch-Pfeiffer kann sich übrigens bei den von ihr erzielten Resultaten über die Unbilden ihrer Gegner beruhigen und sind auch die Spruchfähigen über die Stellung, welche sie einnimmt, längst im Reinen. So gern man ihr das Verdienst einer wirklich großen Bühnenkenntniß und der Benutzung alles Desjenigen, was theatralischen Effect macht, so gern man ihr ferner eine nicht geringe Geschicklichkeit, beliebte Romane in dramatische Form umzugießen, so gern man ihr endlich eine glückliche Wahl und viel Leichtigkeit der Behandlung in den Details zugesteht, so sind dieses doch Dinge, welche man nicht überschätzen muß; denn es ist am Ende weit leichter und bequemer, Vorhandenes zu benutzen, als Neues zu schaffen, leichter, Gegebenes umzugestalten, als selber zu erfinden, leichter, zu arrangiren und zuzuschneiden, als den Stoff zu produciren. Das Talent der Mad. Birch-Pfeiffer ist vorhanden, aber es ist im Vergleich zu ihren Originalen ein sehr untergeordnetes; diese geben den Geist und den Kern, — sie gibt nur die Form und die Schale; diese sind die Schöpfer, sie ist die Nachahmerin; diese bringen das Gold, sie schlägt es platt und versetzt es mit unedeln Metallen; diese genügen den höheren Anforderungen der Kunst, sind von der Urkräftigkeit des Genius durchweht, sind ursprünglich und selbstständig, schöpfen aus der Tiefe und formen in poetische Gebilde, während sie dagegen nur practischen Bedürfnissen genügt und nur für die Unterhaltung des großen Publikums, nur für das laufende Theaterrepertoir sorgt. Mehr dürfen wir ihr nicht zugestehen und mehr hat sie auch diesmal im Verhältniß zu B. Auerbach's trefflicher Novelle nicht geleistet. Das vorliegende Stück bewährt wiederum die Bühnenkenntniß und das practische Talent der Verfasserin; es wird aller Orten gefallen. Was dagegen die Frage des bei dieser Arbeit dem Dichter einer schönen und gemüthskräftigen Novelle gegenüber verletzten Eigenthumsrechtes betrifft, so bedauern wir, daß diesem durch die Unbestimmtheit unserer deutschen Gesetze über literarisches Eigenthum so wenig Schutz geboten wird. Mad. Birch-Pfeiffer will Auerbach's Novelle frei benutzt haben, aber sie ist in dieser Freiheit sehr weit gegangen, denn sie hat nicht nur die ganze Erfindung der Handlung und der Charaktere sich angeeignet, sondern auch die einzelnen Scenen und Situationen, ja sogar den größten Theil der Details der poetischen Intensionen und sogar die effectvollsten Pointen des Dialoges für sich behalten. Ihr eigen sind einige andere Motivirungen im Verhältniß zwischen dem Maler Reinhard und der Gräfin von Felseck, welche aber keineswegs schön, noch weniger Verbesserungen sind; ihr eigen ist die triviale Aenderung des Schlusses, wodurch die tiefe Wahrheit und Poesie des Originales ganz und gar verwischt werden. Wie man vernimmt, hat Auerbach eine gerichtliche Klage gegen Mad. Birch-Pfeiffer wegen literarischen Plagiats eingeleitet. Da indessen kein nur einigermaßen bestimmtes Gesetz für den gegenwärtigen Fall vorhanden ist, so wird der Kläger wenig ausrichten; dagegen wäre sehr zu wünschen, daß man diese nicht unwichtige Frage einmal gründlich erörtern und einige Ordnung in diese Begriffsverwirrung bringen möchte, damit man endlich erfahre, wie weit das geistige und literarische Eigenthum reiche und damit endlich die noch bestehende Dämmerung der Rechts- und Ehrenbegriffe etwas gelichtet werde. Unbekümmert um solchen Rechtsstreit können sich übrigens die Theaterdirectionen zu dem neuen Kassenstück, welches auch bei uns mit großem Beifall aufgenommen wurde, Glück wünschen, und wenn man Hrn. Auerbach damit trösten will, daß nun sein Namen noch populärer geworden, so möchten wir ihn um diesen Zuwachs von Popularität nicht beneiden.

Die erste Stelle unter den Leistungen der Mitwirkenden nimmt die der Fräul. Lindner als Bärbel ein und schon um dieser Rolle willen muß man das Stück einmal sehen. Hier erscheinen Kunst und Natur innig verbunden und wird man durch die Meisterschaft der Darstellung in der Charakteristik, wie in den Details wahrhaft überrascht. Wir wollen nicht weiter besprechen, was man selber sehen muß und was in solcher Vollendung wohl keine andere Bühne aufzuweisen haben dürfte. Der unserer trefflichen Lindner gespendete Beifall war der vollendeten Darstellung angemessen. — Auch Fräul. Hausmann (Lorle) gab ihre höchst dankbare Rolle mit glänzendem Erfolg und war sowohl in ihrer persönlichen liebenswürdigen Erscheinung, als in ihrem vorzüglichen Spiel eine sehr würdige Darstellerin, welche ihren Kunstberuf bei dieser Veranlassung in schönster Weise bekundete. — Die Herren Schneider (Reinhard), Meck (Lindenwirth) und Frau Thomas (Gräfin Ida von Felseck) gaben die darzustellenden Charaktere im Sinne der Dichtung und wurden wie die vorigen durch den lebhaftesten Beifall und Hervorrufung belohnt. — Auch die kleineren Rollen waren gut und geeignet besetzt und so gehört die ganze Vorstellung zu jenen gelungenen und anziehenden, die unserer Bühne in jeder Beziehung nur zur Ehre gereichen. Die Novität kann nicht verfehlen, der Kasse reichlichen Ertrag und den Freunden des Theaters noch manchen genußreichen Abend zu bereiten.

W.

Korrespondenz.

Kleinschwalbach bei Soden, 31. Dec.

Michael Rooß, Taglöhner von hier, ein rechtlicher und braver, aber armer Mann, der sich Tag und Nacht quälte, um sich mit seiner Frau und drei unmündigen Kindern ehrlich durchzubringen, dieser Mann wollte sich vor kurzem auf die nahen Feiertage etwas Holz im Walde holen, um sich wenigstens erwärmen zu können. Zu diesem Zwecke ging er mit drei seiner Freunde in den nahen, bei Kleinschwalbach gelegenen Sodener Wald. Sie fanden dort gefälltes Holz und nahmen sich ein jeder zwei Scheit. Kaum hatten sie sich aber mit ihrer Last fortbegeben wollen, als ihnen ein „Halt!" entgegen gedonnert wurde. Zu gleicher Zeit fiel ein Schuß, welcher den Michael Rooß in Hals und Schulter traf. Er lief noch einige Schritte weiter; allein ein zweiter Schuß traf ihn in die Seite, und so stürzte er mit dem zweimaligen Ausruf: „Jesus! Jesus!" zu Boden und verschied. Leicht kann man sich den Schmerz seines Weibes denken bei dem Eintreffen der Nachricht von dem schrecklichen Ende ihres Mannes, wenn man bedenkt, daß diese Frau jetzt ihrer Stütze beraubt und daß Der, der sie Alle bis jetzt erhalten, eines solchen Todes dahin sterben mußte, und wenn man bedenkt, daß er seine Lieben gesund verlassen und gehofft hatte, sie wieder gesund zu sehen. Die Leiche wurde nach Soden gebracht und bei der Section derselben fand man Herz, Lunge und Leber von 28 Schrot sehr stark verletzt. Am ersten Weihnachtsfeiertage wurde die Leiche in Soden zu Erde bestattet. Rührend und ergreifend war die Rede, die der dortige Geistliche am Grabe gehalten. Kein Auge der anwesenden Freunde und Bekannten des Verunglückten, die aus der ganzen Umgegend zusammen kamen, blieb thränenleer. Etwa 1800 Personen waren anwesend, denn Allen war der Verstorbene ein liebevoller Mann, so wie er auch ein guter Vater seiner Kinder war.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 7. Freitag, den 7. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Unter den Gästen entstand jetzt ein neuer Wortwechsel. Sie erhoben sich von ihren Sitzen und schlossen einen Kreis um den Schulmeister, der natürlich den Hauptsprecher abgab und in seinen Verwünschungen gegen Adel und Geistlichkeit kein Ziel finden konnte. Auch andere Bewohner des Dorfes eilten auf die Nachricht von der Ankunft ihres ehemaligen Pfarrers herbei, und der anfänglich kleine Kreis vergrößerte sich von Minute zu Minute.

„Ihr müsset aber auch nicht zu viel Aufhebens von der Sache machen, Nachbar Denis," sagte der Müller begütigend. „Der Pfarrer, so ungebärdig er sich früher manchmal stellte, scheint jetzt ganz andere Saiten aufzuziehen. Ich glaube, die erhaltene Lektion hat ihm gedient, und wenn er sich in Zukunft darauf beschränkt, die Armen zu trösten, für die Kranken zu bitten und . . . ."

„Hat Euch Fleuriot schon mit seinen Ideen angesteckt, Meister Hieronymus?" unterbrach ihn der Schulmeister. „Heulte der erbärmliche Wicht nicht wie ein Schulbube, als er den gleißnerischen Pfaffen erblickte? Als ob ein Mann in seinen Verhältnissen und von seinem Ansehen noch nöthig hätte, sich vor einem solchen Heuchler zu erniedrigen! Habe ich nicht von jeher behauptet, daß Fleuriot kein aufrichtiger Anhänger der Republik sey?"

„Papa!" flüsterte Anton seinem Vater zu, indem er ihn am Rockschoße zupfte, „wenn man Euch vom Hause aus so sprechen hörte."

„Wenn sie es auch hören!" rief dieser unwillig. „Die Verwandtschaft mit einem ehemaligen Sakristan ist eben nicht von so hoher Wichtigkeit, daß ich deßwegen große Rücksichten nehmen werde, selbst wenn die versprochene Mitgift von tausend Livres schon auf dem Tische läge."

„Aber für mich ist sie von Wichtigkeit," seufzte der arme Bursche. „Johanna ist hübsch und liebenswürdig . . . ."

Ein strenger Blick seines Vaters legte ihm Schweigen auf.

„Seht, meine Freunde," fuhr er gegen die Versammlung gewendet fort, „wenn Ihr mehr Festigkeit besäßet, und wenn Einigkeit unter uns herrschte, so faßten wir einmüthig einen Entschluß über die passenden Maßregeln gegen diesen aristokratischen Eindringling."

„Was können wir aber thun?" fragte Einer aus dem Kreise.

„Wir dürfen ihm nicht eher erlauben, sein Amt wieder anzutreten und seine religiösen Narrenspossen zu beginnen, als bis er dargethan hat, was aus dem goldenen Kelche und Ciborium, den silbernen Leuchtern und den andern Kostbarkeiten geworden ist. Stellt sich, wie nicht zu bezweifeln steht, heraus, daß er sie gestohlen hat, so jagen wir ihn mit Schimpf und Schande über die Gränze."

„Wahrhaftig, der Schulmeister hat Recht!" rief eine Stimme. „Wie aber, wenn er Alles wieder zum Vorschein brächte?"

„Wenn er Alles zurückerstattete, so würde ich zugeben, daß meine Beschuldigung ungegründet gewesen sey. Aber, meine Freunde, könntet Ihr in Wahrheit glauben, daß der Abbé zu Fuße und in so ärmlicher Kleidung bei uns eingetroffen seyn würde, wenn er noch über jene Schätze zu verfügen gehabt hätte?"

Einige der Umstehenden lächelten beifällig. Der Schulmeister, durch dieses Zeichen der Zustimmung ermuthigt, fuhr mit wichtiger Miene fort:

„So höret denn meinen Rath! Wir können den Bürger Düval allerdings nicht auf gesetzlichem Wege verhindern, sich hier niederzulassen und von der Kirche und dem Pfarrhause, das man ohne Zweifel auf unsere Kosten wieder herstellen wird, Besitz zu nehmen; aber einen Schurken brauchen wir nicht zu dulden! Ich werde deshalb noch heute in aller Form eine Anzeige über die Entwendung des Kirchenschmuckes und der heiligen Gefäße aufsetzen, dieselbe Euch, als den Angesehenern des Dorfes, zur Mitunterschrift vorlegen und dann bei dem Maire von Baussaye, der zugleich mein Freund ist, einreichen."

„Das werdet Ihr nicht thun, Denis," ließ sich plötzlich eine kräftige Stimme vernehmen. „Ueber eine solche Schändlichkeit würde ich Euch zur Rechenschaft ziehen!"

Der Schulmeister sah sich nach dem verwegenen Sprecher um, und erblickte dicht hinter sich den Pächter, welcher, nachdem er dem Abbé das beste Zimmer seines Hauses angewiesen hatte, zurückgekehrt war, um sich bei seinen Gästen zu beurlauben. In der Dunkelheit hatte man seine Ankunft nicht bemerkt.

„Was wollet Ihr damit sagen?" rief Denis, der seinem Ansehen in Gegenwart so vieler Zeugen nichts vergeben mochte, heftig. „Ihr wagt es, mir zu drohen? Oh, ich fürchte Euch nicht, Fleuriot, und . . . ."

„Ich drohe Niemanden," unterbrach ihn der Pächter mit Löwenstimme; „sollte aber wirklich Jemand wagen, die Anzeige, die Ihr beabsichtiget, zu unterzeichnen, so bräche ich ihm den Hals! Ihr wisset, daß ich Wort halte!"

„Ihr wollt Euch also gegen das Gesetz auflehnen, das jedem Bürger gestattet, seine unantastbaren Rechte zu wahren?" stotterte der Schulmeister verwirrt.

„Ich denke nur einem Narren zu verwehren, einen ehrlichen Mann zu verfolgen, der Niemanden Leids zugefügt hat. Ich will mich kurz gegen Euch erklären, Denis, damit wir wissen, wie wir mit einander stehen. Ihr werdet zugeben, daß wir schlecht zusammen passen und daß, nach den Vorfällen dieses Abends, die Verhältnisse sich geändert haben; mit einem Worte, ich kann meiner Johanna jetzt nicht mehr die tausend Livres geben, die ich ihr zur Mitgift bestimmt hatte. Lasset uns die beabsichtigte Ver-

bindung aufgeben, da es noch Zeit ist; behaltet Ihr Euern Sohn, so wie ich meine Nichte behalten will. Seyd Ihr damit einverstanden?"

Die beiden Verlobten stießen bei diesen Worten, die alle ihre Hoffnungen mit einem Male vernichteten, einen Schrei des Entsetzens aus. Die Umstehenden sahen sich bestürzt an; selbst Denis schien überrascht. Er hatte nicht geglaubt, daß durch diesen Streit ein förmlicher Bruch mit dem Pächter herbeigeführt werden würde, war aber doch zu stolz, um sein Bedauern über diesen unerwünschten Ausgang zu äußern, und bemühte sich, möglichst gleichgültig zu scheinen.

„Wie's Euch beliebt, Fleuriot!" erwiederte er. „Ich denke, mein Sohn wird keine Noth haben, eine Frau zu finden, in deren Besitz er Eure Nichte vergessen kann. Ihr hättet übrigens dieses Vorwandes nicht bedurft, um Euer Wort zurückzunehmen; wir wissen doch, von wem Ihr Euch leiten lasset, und wem Ihr in Zukunft blindlings gehorchen werdet. Wo sich nur einer der fortgejagten Schwarzröcke wieder blicken läßt, entsteht auch gleich Uneinigkeit in den Familien."

Der Pächter hatte schon eine Antwort auf der Zunge, als ein tragisch-komischer Auftritt die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung in Anspruch nahm. Die beiden Verlobten waren einander unter lautem Schluchzen in die Arme gesunken und hielten sich fest umschlungen.

„Ich lasse nicht von meinem Anton!" rief weinend das Mädchen. „Ich bin es überzeugt, Anton nimmt mich auch ohne Mitgift. Ich werde mit ihm arbeiten, für ihn sparen und ihm ewig treu bleiben . . . ."

„Ich verlasse meine Johanna nicht!" betheuerte entschlossen der junge Bursche. „Man hat sie mir ein Mal zugesagt, und soll sie mir nicht wiedernehmen, sonst stürze ich mich in den Fluß oder hänge mich am nächsten Baume auf."

„Schweig, Einfaltspinsel!" rief der Schulmeister zornig und suchte sich seines Sohnes zu bemächtigen. „Erinnerst Du Dich so wenig der guten Grundsätze, die ich Dir eingeflößt habe, daß Du Dich nicht scheust, Dich meinem Willen zu widersetzen?"

„Ja, ich widersetze mich!" rief dieser außer sich. „Ich erkläre es Euch offen, Papa, daß ich mich dagegen auflehnen werde. Was kümmert mich Eure Erziehung? Entweder Ihr gebt mir meine Johanna gutwillig, oder ich entführe sie und entfliehe mit ihr. Wer hat das Recht, mich zu zwingen? Habt Ihr mir nicht hundert Mal gesagt, daß wir in dem Lande der Freiheit wohnen? Auch ich bin Franzose! auch ich bin ein freier Bürger!"

Denis suchte ihn zu besänftigen.

„Sey ruhig, mein Sohn," flüsterte er ihm zu; „Du bringst mich sonst durch Dein Betragen noch um meinen pädagogischen Ruf."

Aber Anton achtete weder auf Drohungen, noch auf Bitten, und blieb dabei: „Johanna oder den Tod!"

Endlich gelang es den vereinten Anstrengungen des Schulmeisters und des Pächters, die jungen Leute zu trennen. Der Erstere bemächtigte sich seines Sohnes, der Letztere seiner Nichte.

„Unglückliche! willst Du mich in's Verderben stürzen?" sagte Fleuriot zu dem weinenden Mädchen, während er sie nach dem Hause zu ziehen suchte.

„Höret nicht auf sein Geschwätz!" rief Denis, der nur mit Beihülfe des kräftigen Müllers seines Sohnes Meister werden konnte. „Seht Ihr denn nicht, daß er von momentanem Wahnsinne befallen ist? Würde er so mit seinem Vater, seinem Lehrer sprechen, wenn er im vollen Besitze seines Verstandes wäre? Aber," fuhr er mit erhobener Stimme im drohenden Tone fort, „der Sakristan soll mir die zugefügte Beleidigung theuer bezahlen."

„Er fürchtet Euch nicht, Denis," erwiederte Fleuriot, schon im Fortgehen begriffen, mit Nachdruck, und verschwand bald darauf mit seiner Nichte in der Thüre der Pächterei. Als sich Denis mit seinem Sohne gleichfalls entfernt hatte, zerstreuten sich auch die Uebrigen; aber das sonderbare Benehmen des Pächters verursachte den guten Leuten noch vieles Kopfzerbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar an die Alhambra stieß zur Zeit der Mauren ein eben so großer Winterpalast, welchen Kaiser Carl der Fünfte unbarmherzig niederreißen ließ, um einen andern an seine Stelle zu setzen, der die Alhambra noch übertreffen sollte. Derselbe legte hierzu den Grundstein 1526, und da er den Bau aus eignen Mitteln nicht herstellen wollte, versprach er hinterlistigerweise den Mauren vollkommene Religionsfreiheit, wenn sie dagegen 1,600,000 Ducaten entrichteten. Diese zahlten sogar die ungeheure Summe doppelt und waren am Ende in der Ausübung ihrer Religion noch mehr beschränkt. Dieser Palast steht auf drei Seiten frei, während die vierte Seite mit der Alhambra in Verbindung steht. Seine Eingangsthüren sind sämmtlich mit prachtvollen Verzierungen versehen und seine Basreliefs stellen Kämpfe und Schlachten vor. Er besteht aus zwei Stockwerken ohne Dach, und ist es wohl nur dem Mangel an Regen in diesem Lande zuzuschreiben, daß das Schloß sich noch in tauglichem Zustande befindet. Dies Gebäude ist heute ganz unbenutzt und nur sein Hof könnte vielleicht zu einem Circus verwendet werden. Ein drittes von der Alhambra etwas entfernt liegendes Gebäude ist die Generalife, ein Lustschloß der maurischen Könige. Hier ist es nicht die Kunst, sondern die Natur, welche man bewundert. Dies ebenfalls auf einer Anhöhe liegende Gebäude mit seinem Park gehört seit einigen Hundert Jahren einer genuesischen Familie, welche dieselben noch nie besucht hat, aber viel Geld dafür verwendet. Der Garten ist mit den köstlichsten Früchten und Gewächsen bepflanzt, und Springbrunnen, Wasserfälle und Terrassen wechseln auf's anmuthigste mit einander ab. Die Aussicht von diesem Garten nach der Ebene der Stadt und der Sierra Novada ist unvergleichlich. Man zeigte mir auch in demselben eine uralte Cypresse, unter welcher die Maurenkönigin Liebschaften anknüpfte und eines Tags von ihrem Gemahl, dem Könige Boabdil überrascht wurde. Dieser Baum führt heute noch den Namen „die Cypresse der Sultanin." Die zur Alhambra und Generalife führenden sanft aufsteigenden Anhöhen sind auf beiden Seiten von hochstämmigen Eichen, Ulmen und Kastanienbäumen bewachsen und bieten dadurch so angenehme Spaziergänge, daß ich sie während meines zehntägigen Aufenthaltes fast jeden Morgen aufsuchte.

Granada, welches dem Fremden so viele Merkwürdigkeiten bietet, hat seit Aufhebung der Klöster ein nicht unbedeutendes Museum erhalten, in welchem sich unter andern 25 große Gemälde befinden, welche die Verfolgungen der katholischen Priester unter Heinrich dem Achten von England darstellen. Zu jeder Zeit findet man in Granada eine gewisse Anzahl Maler aller Nationen; wo Kunst und Natur so viel für eine Stadt gethan haben, wird es nie an Anziehungspunkten für diese Künstler fehlen. Die zu Zeiten der Mauren so bedeutenden Fabriken sind in Granada gänzlich verschwunden; die Stadt hat jetzt weder Großhändler noch Banquiers; das Nothwendigste liefern die Kaufleute in der Straße Zacatin, die ihren Namen seit jener Zeit nicht veränderte. In der Mitte dieser Straße fand ich einen Rheinländer, Hrn. Hermann Stadecker aus Weinolsheim, der ein Quincaillerie-Geschäft errichtet hat und im Zacatin allgemeine Achtung genießt. Ich bedauerte sehr, einer Einladung seines Freundes Micklenburg auf sein mit Maulbeerbäumen bepflanztes Landgut in der Nähe der

fünfzehn Stunden entfernten Stadt Montril nicht Folge leisten zu können. — In allen großen Städten Andalusiens findet man noch Franzosen, welche während des Napoleonischen Kriegs desertirten und wegen ihrer Sprachkenntnisse sich als Lohnbediente anbieten und als solche auch den Fremden unentbehrlich sind.

Die Almedas in Granada ist der angenehmste Spaziergang in ganz Spanien; um die auf beiden Seiten stehenden Ulmen schlingen sich Gesträuche von Rosen, Myrthen u. a., was einen köstlichen Geruch verbreitet. Der Xenil nimmt seinen Lauf mitten durch die Promenade und versieht die Springbrunnen mit seinem Schneewasser aus der Sierra Novada. Auch hier beginnt erst nach Sonnenuntergang die Almedas belebt zu werden; erst nach zehn Uhr erscheinen gewöhnlich die Frauen in weißer Hauskleidung und verlieren nichts durch diesen Anzug.

Die Mauren hatten in ihrer Zeit die Bewässerungskunst so hoch geschätzt, daß sie nicht den reichen Wasserabfall der Sierra Novada, wie die Flüßchen Xenil und Darro in jeder Hinsicht benutzt hätten. Nicht nur die ganze Vega von Granada, sondern auch die Felder und Promenaden wurden mit Wasser versehen; jedes Haus, jedes Patio erhielt seinen Springbrunnen, was nicht wenig zur Frische und Gesundheit in diesem heißen Klima beitrug. —

Alles in Granada erinnert so lebhaft an die Mauren, daß man glauben sollte, sie seyen erst vor wenig Tagen abgezogen. Fast jedes Haus enthält noch Andenken aus jenen Zeiten, und manches hat noch gar keine Aenderung erlitten.

Unweit der Almedos befindet sich eine von General Sebastiani erbaute, über den Xenil führende Brücke, welche wegen der guten Erinnerungen, die er als Gouverneur zurückgelassen, seinen Namen erhalten hat.

Granada hat zu jeder Zeit ausgezeichnete Personen hervorgebracht. Der hier geborne Martinez de la Rosa ist allenthalben als Schriftsteller und Redner bekannt; ihm wurde auch seit vielen Jahren die Deputation anvertraut. Er hat durch seine constitutionelle gemäßigte Gesinnung Spanien viele Dienste geleistet, und als bei der letzten in der Kammer stattgehabten Präsidentenwahl er trotz der Unterstützung der Minister unterlag, fanden sich diese veranlaßt, ihre Stellen niederzulegen. — Eine andere in Deutschland vielleicht nicht bekannte Person, Donna Mariana Pineda, hat in Granada zwei Monumente erhalten. Als nach der Julirevolution die Spanier die im Jahre 1823 durch die Franzosen abgeschaffte Constitution wieder herstellen wollten, bildeten sich Verschwörungen, die ihren Hauptsitz in Gibraltar hatten und durch alle andere spanischen Städte verzweigt waren. Die 24jährige reiche und hübsche Wittwe Donna Mariana ward Mitglied einer solchen Gesellschaft und erhielt den Auftrag, eine Fahne für die Liberalen bereit zu halten. Als dieselbe die Fahne ihrer ganz ergebenen Näherin gab, um das Wort „Libertad" hineinzusticken, erzählte diese es unglücklicher Weise ihrem Liebhaber, welcher neben seinem Handwerke ohne ihr Wissen noch das Spionirgeschäft betrieb und, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Fahne sich wieder im Hause jener Dame befinde, davon die Anzeige machte, worauf sogleich Donna Mariana verhaftet wurde. Der Gefe politico beeilte sich, diesen Vorfall nach Madrid zu berichten, und da man daselbst gegen die Verschwornen alle Strenge anwenden wollte, kam schon nach acht Tagen die Mittheilung, daß das Kriegsgericht sie verurtheilt habe, binnen 24 Stunden gehängt zu werden; doch sollte ihr gänzliche Freisprechung zu Theil werden, wenn sie unverzüglich alle ihre Mitschuldigen angebe. Jeder fürchtete, die schwache Frau würde das letztere wählen; aber diese Heldin rief mit lauter Stimme, man solle das Urtheil gleich vollziehen, denn ihre Hinrichtung würde der Sache der Freiheit mehr nützen, als alle Fahnen der Welt. Nach spanischem Gebrauch wurde sie auf einen Esel gesetzt und, mit einem Crucifix in den gebundenen Händen, nach dem Hinrichtungsplatze gebracht. In allen Straßen, durch welche sich dieser traurige Zug bewegte, waren die Fenster und Läden geschlossen und keine menschliche Seele zu sehen. An der Stufe des Schaffots wurde ihr die Gnade unter denselben Bedingungen nochmals angeboten, aber sie blieb standhaft. Der Zocos-Platz, wo das Urtheil vollzogen ward, und der Theaterplatz sind mit Monumenten zur Verewigung dieses Ereignisses versehen, und im Saale der Cortes prangt der Name Donna Mariana neben jenem Riegos in goldnen Lettern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 2. Jan. — D. A. Z.) Unser Theater eröffnete gestern das neue Kalenderjahr mit einem neuen Stücke, mit Carl Gutzkow's „Wullenweber". Da der Festtag an sich, bei dem durch die gegenwärtige Wintermesse erhöhten Fremdenverkehr der Stadt, das Haus in allen Räumen gefüllt haben würde, so konnte der Besuch durch die Anziehungskraft einer bedeutungsvollen Neuigkeit nur verstärkt werden, und in der That wohnte der Vorstellung eine außerordentlich zahlreiche Versammlung bei. Sie war nicht unempfänglich gegen das Stück, dessen Gange sie mit gespannter Aufmerksamkeit und vom zweiten Akte an mit mannichfachem Applause folgte. Allein sie zeichnete mit ihrem Beifall bei weitem mehr das politische als das künstlerische Verdienst des Werkes aus, und sollen wir die Wahrheit sagen, so glauben wir nicht, daß der größere Theil der Anwesenden das Theater mit rechter Befriedigung verließ. Gerade Diejenigen unter ihnen werden die erfahrene, kleine Täuschung nicht verläugnen wollen, die für Hrn. Gutzkow's Talent eine so hochachtende Meinung hegen, als der Verfasser nach seinen früheren Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Literatur von den Zeitgenossen mit bestem Fug in Anspruch nehmen darf. Sein „Wullenweber" wird als ein „dramatisches Gemälde" in fünf Akten aus der Geschichte der Hansa bezeichnet und würde, aus dem gewöhnlichen Gesichtspunkte des Kritikers betrachtet, ein Rückschritt in der Form zu nennen seyn. Die Handlung zerstreut sich nämlich zwischen Lübeck und Kopenhagen auf so verschiedene Schauplätze, daß fast jede Scene auch eine Verwandlung der Bühne erfordert, und sie überspringt, wie den Raum, so auch die Trennungen der Zeit mit Shakespeare'scher Willkür. Aber diese Form ist es nicht, an der wir Grund zum Tadel finden mögen, sondern Das, was aus ihrer Handhabung hervorwächst. Wir wollen dem Dichter die unbeschränkte Freiheit der Gestaltung auch in Bezug auf die dramatische Erzeugnißform gesichert sehen, und halten uns für verpflichtet, jedes Genre gelten zu lassen, welches dem Verfasser das geeignetste schien, um uns auf solchem Wege zu seinen poetischen Eroberungen zu führen. Allein Gehalt und Geist des „Wullenweber" stimmt sich zum zerfahrenen Ritterstücke herab, und es ist nicht etwa die gestörte Einheit der Form, die uns befremdend daraus anmuthet, sondern der Mangel an Einheit des Interesses, ja an starkem und künstlerischem Interesse überhaupt, was dem Werke vorzuwerfen.

(Ein Pröbchen bürgermeisterlicher Beredtsamkeit.) Der „Courrier de Lyon" macht in diesem Betreff folgende lustige Mittheilung: Der Maire (Bürgermeister) einer wichtigen Gemeinde eines benachbarten Departements empfing einen neuen Präfecten und machte gegen seine Ortsangehörigen, die ihn umgaben, der Fähigkeit dieses hohen Staatsbeamten große Lobeserhebungen. „Unser Präfect", sagte er in seinem Panegyrikus, „ist nicht blos ein vortrefflicher Administrativbeamter, sondern auch ein ausgezeichneter Landwirth. Jedermann weiß, daß das Gut zu X.

keinen Sou abwarf, ehe er es an sich kaufte; seit er im Besitze desselben ist und seine landwirthschaftlichen Kenntnisse darauf anwandte, trägt dieses Landgut das Doppelte ein!"

Korrespondenz.

Darmstadt, 3. Jan.

Gestern wurde die Oper: „Catharina Cornaro", unter des Componisten, Hrn. Kapellmeisters Lachner persönlicher Leitung zum zweiten Male auf dem großh. Hoftheater aufgeführt, wo möglich mit noch größerem Beifalle als bei ihrer ersten Darstellung am zweiten Weihnachtstag. Die Besetzung der Rollen war die nämliche. Am Schlusse des zweiten Acts ward Hr. Lachner gerufen, und zwar mit solch' einer beharrlichen Ausdauer, daß er nicht umhin konnte, sich dem Hause auf der Bühne zu zeigen. Doch der anhaltendste und lauteste Beifallssturm erfolgte am Schlusse der Vorstellung: das ganze Opernpersonal ward gerufen, und Namens desselben traten an das Proscenium Mad. Pirscher und Hr. Krenzer mit Hrn. Lachner in der Mitte, welchen Hr. Breiting mit einem Lorbeerkranz krönte. Diese interessanteste Ueberraschungs-Scene entsprach ganz der Stimmung des Hauses, welches mehr als je bewies, daß es gute Musik zu schätzen und sich dafür zu enthusiasmiren weiß. Der im dritten Act vorkommende, von Hrn. Tescher arrangirte Tanz der Gondoliere machte auch dieses Mal wieder einen herrlichen Eindruck. — Die Mitglieder des großen Gesangvereines „Harmonie" brachten am 30. v. M. ihrem bisherigen Präsidenten, dem städtischen Beigeordneten und Landtagsmitglied Hrn. Kahlert eine glänzende Serenade als Ausdruck der Erkenntlichkeit für die unverdrossene Mühe und den Eifer, womit derselbe die socialen Angelegenheiten des Vereines bisher geleitet hat. — Der Hofball in dem Jagdschloß Wolfsgarten, der am 27. v. M. daselbst stattfand, soll dadurch ein ganz besonderes Interesse dargeboten haben, daß, wie man hört, alle Herren und Damen in dem Costüme aus der Zeit des Landgrafen Ludwig's VIII. erschienen seyen. — Wie wir vernehmen, so war zu der bereits vor den Christfeiertagen ausgeschriebenen neuen städtischen Anleihe von 100,000 fl. am Jahresschluß etwa ein Viertel gezeichnet worden. Der langsame Fortgang des Geschäfts mag wohl großentheils in dem Umstande zu suchen seyn, daß in Folge der großen Eisenbahn-Anleihen im In- und Auslande gegenwärtig wenig disponibles Geld in unserer Stadt vorhanden ist. — Zu der projectirten städtischen Gewerbshalle sind bereits gegen 4000 fl. in Actien und Geschenken gezeichnet worden, obschon die desfallsige Liste noch lange nicht geschlossen ist. Wie wir hören, so haben JJ. KK. HH. der Großherzog sowohl, als auch der Erbgroßherzog und die übrigen Mitglieder des großh. Hauses geruhet, sich bei diesem so gemeinnützigen Unternehmen mit namhaften Beiträgen zu betheiligen.

Frankfurt a. M., im Jan.

So oft die Erde den letzten Tribut gefordert hat von einem der Besseren, steht der Menschenfreund gedankenvoll an dem frischen Grabeshügel still, sich den Betrachtungen überlassend, die der neuerlittene Verlust Jedem einflößen muß, der die Gesammtheit in den Edleren, Hervorragenden in ihrer Mitte liebt. So nahmen wir vor wenigen Tagen den letzten, trauervollen Abschied von den irdischen Resten eines in vielfacher Beziehung ausgezeichneten Mannes, dessen theures Andenken noch gar lange Zeit in tausend dankbaren Herzen fortleben wird. Aaron Moses Fuld, geb. am 27. Nov. 1790, wurde von seinen Eltern, der damaligen Sitte unter den Israeliten gemäß, in seiner Jugend zum Studium der jüdischen Theologie, namentlich der Bibel und der rabbinischen Werke angehalten. Bald entwickelten sich in dem Knaben eminente Fähigkeiten, die ihn zum Gegenstande der Bewunderung seiner Lehrer und Bekannten machten und ihm in seinem dreizehnten Jahre, bei Gelegenheit einer von ihm gehaltenen öffentlichen Disputation, das zu damaliger Zeit keineswegs unschwer zu erlangende rabbinische Diplom erwarben. In der That brachte Fuld es, neben einer sonstigen vielseitigen wissenschaftlichen Bildung, in der Bibelkunde sowohl, als in dem gesammten weitschichtigen Gebiete der jüdischen Theologie zu einem solchen Grade der Vollkommenheit, daß er in der Folge, selbst die kühnsten Erwartungen seiner Eltern und Lehrer weit übertreffend, zu einem bis weit über die Gränzen von Europa hinaus bekannten eigentlichen Lichte der Synagoge ward, indem er, von der Natur mit einem erstaunlichen Gedächtnisse begabt, einen unermeßlichen Schatz von Wissen in sich aufnahm, der ihn im buchstäblichen Sinne in seiner Art einzig und zu einer vollständigen lebendigen Encyklopädie der Bibel, des Thalmud's und der rabbinischen Schriften zumal für Diejenigen machte, die sich mit Herausgabe in das Fach einschlagender wissenschaftlicher Werke beschäftigten und denen er stets mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit die häufigen Anfragen und Citate, Parallelen, Abstammung und Ursprung verschiedener theologischen Objecte rasch und mit orakelmäßiger Sicherheit beantwortete und selbst mit dem entlegensten Material hülfreich an die Hand ging. Beispiele hiervon sind unzählig und ist der Verlust dieses in seinem äußeren Auftreten so bescheidenen und anspruchslosen großen Gelehrten für die Wissenschaft völlig unersetzlich. Aber es ist nicht blos der Gelehrte, den die Wissenschaft als einen ihr verloren gegangenen Schatz beklagt, sondern es ist auch in nicht geringerem Grade der edle, gemüthvolle, hochherzige Mensch, über dessen Verlust der Freund der Menschheit mit Recht in tiefe Trauer versinkt. Die Anzahl Derer, welche seines väterlichen Rathes und Beistandes genossen, Derer, die seinen stets unentgeltlichen Unterricht (auf dessen Ertheilung er mehrere Stunden des Tages zu verwenden pflegte) empfangen, Derer, für die er, zur Milderung ihres Schicksals, mit Ausbietung seines bedeutenden Ansehens Verwendung und Fürsprache bei mildthätigen Freunden eingelegt, Derer, die er mit Kleidung versah, wenn sie entblößt waren, die er mit der zartesten Rücksicht und unter den ehrendsten Formen an seinen Familientisch zog, wenn sie hungerten, die Anzahl Derer, die er, obgleich selbst der eifrigen, entschieden orthodoxen Richtung angehörend, ohne Rücksicht auf Glauben und Meinung, mit Rath und That unterstützte, die Anzahl Derer, welchen seine seltene Tugend zur Richtschnur und zur festen Stütze durch ihr ganzes Leben geworden, diese Anzahl der Empfänger seiner Wohlthaten beläuft sich, man kann es ohne die allermindeste Uebertreibung sagen, notorischermaßen auf viele Tausende, deren Thränen um den dahingeschiedenen ausgezeichneten Mann und edlen Menschenfreund sich mit denen seiner trostlosen Wittwe und zahlreichen, tieftrauernden Kinder vermischen. — Am 22. Dec. 1847 endete dieser merkwürdige Bürger unserer Stadt sein stets der Gottesfurcht und den schönen Werken der Nächstenliebe geweihtes Leben. Seinem Sarge folgte am 26. Dec. in tiefster Trauer ein unabsehbarer Zug von Verehrern und Freunden des Verblichenen, worunter Niemand von den Notabilitäten und der Elite der hiesigen israelitischen Gemeinde vermißt ward, da unter allen Parteien und Meinungsgenossen derselben über den biederen und edlen Charakter, wie über die außerordentlichen Talente des Seligen nur eine einzige Stimme herrschte. Als auf dem Friedhofe das Grabgebet: „Des Schöpfers Thun ist tadellos!" angestimmt ward, da blieb in der großen Versammlung kein Auge trocken und man hörte Greise, Männer und Jünglinge, gleich Frauen und Kindern laut weinen und schluchzen. Das Andenken des Frommen sey gesegnet! — „Er ist der Glückliche, er hat vollendet!"

L.

Programm des Museums vom 7. Januar 1848.

Symphonie von Mozart aus D dur.
Arie von Mozart mit Orchesterbegleitung, vorgetragen von Fräulein Oswald.
Violin-Variationen von Mayseder, vorgetragen von Hrn. Wolff.
Gesang: „Der Hirt auf dem Felsen", von Schubart, mit obligater Clarinette, vorgetragen von den Herren Caspari und Mehner.
Große Sonate von Beethoven, für das Orchester arrangirt von dem Hofkapellmeister Rummel.

Der Anfang des Museums ist auf halb 7 Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Nebucadnezar, große Oper in 4 Abth., von Th. Solera, übersetzt von H. Proch, Musik von G. Verdi.

Samstag, 8. Jan. (Neu einstudirt): Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum.

Sonntag, 9. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 10. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky neu einstudirt): Zum treuen Schäfer, Oper in 3 Abth., Musik von Adam. Zum Schluß: Der Schauspieldirector, Operette von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 8. Samstag den 8. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

III.

Kaum graute der nächste Morgen, so eilte Fleuriot, den Spaten in der Hand, schon in sein Gärtchen, um ein Stück Land umzugraben. Es war nur ein Obst- und Gemüsegarten für den Hausbedarf, umgeben mit einer Hecke von Hagedorn, die man in Brusthöhe verschnitten hatte, um eine freie Aussicht zu gewinnen. An Blumen zur Zierde fehlte es gänzlich darin, und eine schmale Einfassung der Wege mit Buchsbaum war die einzige Verschönerung, die wohlthätig auf das Auge wirkte.

Der Pächter ging mit ungewöhnlichem Eifer an sein Werk; es schien, als suche er in der Ermüdung des Körpers ein Gleichgewicht für moralische Leiden. In seinen Bewegungen lag etwas Krampfhaftes, das auf eine unnatürliche Aufregung schließen ließ. Die Blässe seines Gesichtes, die Schlaffheit seiner Züge und die fieberhafte Röthe seiner Augen deuteten auf eine durchwachte Nacht hin; auch trug er noch ganz dieselbe Kleidung, in der wir ihn gestern erblickt haben. Zuweilen hielt er plötzlich mit seiner Arbeit an, ließ die Arme kraftlos hinab sinken und beharrte, die Augen auf den Boden geheftet, einige Zeit in unbeweglicher Stellung. Dieser Zustand körperlicher und geistiger Abspannung endete gewöhnlich mit einem tiefen Seufzer; dann ergriff er mit Hast den Spaten wieder und fuhr mit erneuerter Heftigkeit, man möchte fast sagen mit einer gewissen Wuth, in seiner Arbeit fort.

„Guten Morgen, Fleuriot!" ließ sich plötzlich eine wohltönende Stimme hinter ihm vernehmen. „Schon so früh bei der Arbeit? Scheint es doch, als wenn Ihr ganz vergessen hättet, daß heute Sonntag ist, der Tag, an welchem man die gewöhnlichen Beschäftigungen unterbrechen soll, um an wichtigere Angelegenheiten zu denken!"

Bei dieser unerwarteten Anrede schauderte der Pächter zusammen, wie Jemand, der bei einem Verbrechen überrascht wird. Er wandte sich schnell um, und vor ihm stand der Abbé mit dem ihm eigenthümlichen ruhigen Lächeln.

„Es ist wahr," stotterte Fleuriot verwirrt und ließ den Spaten fallen, „es ist heute Sonntag .... Wie konnte ich auch nicht daran denken! .... Und doch, Herr Pfarrer, ist der Arme gezwungen, zu arbeiten; die Arbeit ist seine Stütze, sein Trost!"

„Ihr seyd also mit Eurer Lage nicht zufrieden?" fragte der Abbé in einem Tone, der einen leichten Vorwurf ausdrückte. „Ich sollte doch meinen, wer so viel besitzt, daß er von seinem Ueberflusse noch Almosen spenden kann, dürfe sich nicht unter die Armen rechnen. Gestehet lieber," fuhr er bewegt fort, „daß die kirchliche Feier des Sonntages seit langer Zeit in Saint-Clair vernachlässigt worden ist, und daß auch Ihr Euch habet von dem Strome fortreißen lassen. Die alte Gewohnheit, sich des Sonntags auf dem Kirchhofe zu versammeln, wird man ohne Zweifel auch aufgegeben haben; oder hält man noch daran fest, wenn auch aus andern Rücksichten?"

Der Pächter war unterdessen näher zu dem Abbé heran getreten und hatte Zeit gefunden, sich ein wenig zu sammeln.

„Allerdings, Herr Pfarrer," erwiederte er mit möglichster Ruhe, „besucht man jenen geweihten Ort noch regelmäßig, und das Trachten der Jakobiner, von dieser alten, löblichen Gewohnheit zurückzubringen, ist fruchtlos geblieben. Der religiöse Sinn, der sich früher dabei kund gab, fehlt jetzt freilich .... Sie wissen ja, daß der Sonntag in die Reihe der übrigen Tage getreten ist."

„Nun, so kann ich doch wenigstens meine alte Gemeinde noch heute um mich versammelt sehen," sagte der Abbé, und ergriff den Pächter vertraulich bei'm Arme, um ihn zu einem Spaziergange in dem Gärtchen zu veranlassen. „Ach Peter," fuhr er sanft bewegt fort, „welche hohe Freude wird mich durchdringen, wenn ich mich nach langer Zeit zum ersten Male wieder in ihrer Mitte befinde! Glaubet mir, die Hoffnung auf diesen Augenblick erhielt mich in der Verbannung aufrecht und versüßte mir den bittern Leidenskelch, den ich leeren mußte! Wie oft habe ich mir im Geiste den Tag der Wonne vergegenwärtigt, an welchem ich dies entheiligte Gotteshaus zu Saint-Clair wieder weihen und die zerstreuten Glieder der Gemeinde darin versammeln würde, um sie zur Buße und Besserung zu führen! Der Herr hat mein Gebet erhört, die Zeit der Prüfung ist überstanden, und lindernder Balsam ergießt sich in die Wunden meines Herzens."

Der Pächter schenkte den rührenden Worten des würdigen Priesters nur halbe Aufmerksamkeit. Sein Geist schien mit andern Dingen beschäftigt.

„Sicher muß der heutige Tag ein Freudenfest für Sie seyn," begann er nach einer kleinen Pause; „dennoch würde ich Ihnen anrathen, ein wenig vorsichtig zu Werke zu gehen. Die Leute hier zu Lande sind schon von Natur nicht gutmüthig, und die Revolution hat sie wahrhaftig nicht besser gemacht; wenn Sie sich daher bei Ihrem ersten Auftreten zu streng zeigten, so ..."

„Beruhiget Euch, mein Freund!" entgegnete der Abbé gerührt. „Mein Herz fühlt Mitleid mit den armen Verirrten, und nur durch die unwiderrufliche Macht der Wahrheit und der Liebe hoffe ich sie auf den rechten Weg zurückzuführen; was sollte ich dabei zu fürchten haben? Euere Besorgniß für mein Wohl läßt Euch Gefahren sehen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind."

Der Pächter schwieg und senkte den Kopf zur Erde. Nach einigen Augenblicken begann der Pfarrer, wie es schien, nur um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, in ruhigem, fast gleichgültigem Tone:

„Ihr habt ohne Zweifel ein wachsames Auge auf den Ort gehabt, wo wie in der Nacht vor meiner Abreise die heiligen Gefäße und die andern der Kirche angehörenden Gegenstände verbargen. Es war am Saume des Waldes, wie Ihr wisset. Ich hoffe, daß wir noch Alles unberührt antreffen werden."

Diese wenigen Worte äußerten einen mächtigen Eindruck auf den Pächter. Sein ohnehin blasses Gesicht nahm eine wahre Todtenfarbe an; sein ganzer Körper erzitterte, als hätte ihn plötzlich ein Fieberfrost befallen.

„Warum sollten wir nicht mehr Alles dort antreffen?" erwiederte er mit unsicherer Stimme. „Könnten Sie etwa befürchten, daß ich . . . ."

„Ich befürchte nichts, Fleuriot," unterbrach ihn der Abbé, welcher glaubte, unwillkürlich einen beleidigenden Verdacht ausgesprochen zu haben. „Würde ich Euere Hülfe bei diesem wichtigen Geschäfte in Anspruch genommen haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, Euerer sicher zu seyn? Waret Ihr doch der Einzige, dem ich mein Geheimniß anvertraute, und dem ich es zur Pflicht machte, über jene Schätze zu wachen, um sie, falls ich in der Verbannung sterben sollte, einst meinem Nachfolger in Saint-Clair zu übergeben, sobald der heilige katholische Glaube in Frankreich wieder triumphiren würde. Auch habe ich nie die leiseste Besorgniß gehegt, mein guter Peter, daß meine Bestimmungen von Euch nicht pünktlich ausgeführt werden könnten; denn wie wäre es möglich, daß Ihr, der fromme und tugendhafte Mann, sich je so weit hätte vergessen sollen, um frevelhaft die Hand nach den heiligen Gefäßen auszustrecken, die den Leib und das Blut des Herrn getragen haben!"

Bei diesen Worten schien der Pächter der Last eines geheimen Vorwurfs unterliegen zu wollen. Seine Kniee zitterten, der Kopf war ihm kraftlos hinab gesunken; nur die Brust arbeitete heftig, als wolle sich ein Geheimniß daraus hervor kämpfen. Plötzlich ermannte er sich. In seinen Augen leuchtete ein heimliches Feuer, die erschlafften Züge nahmen den Ausdruck fester Entschlossenheit an, die krampfhaft zusammengepreßten Lippen öffneten sich zu einem Bekenntnisse: da ließen sich in der Nähe Schritte und Stimmen vernehmen.

„Es kömmt Jemand. Kann man denn nicht einen Augenblick ungestört seyn!" sagte Fleuriot in fieberhafter Aufregung.

Als er sich umwandte, sah er Katharinen in Begleitung seiner Nichte ihnen entgegen eilen. Johanna trug noch ihre Nachthaube und weinte so heftig, daß man sie schon von ferne schluchzen hörte; auch ließ sie sich durch die alte Frau mehr fortziehen, als daß sie ihr folgte.

„Beruhige Dich, meine Kleine," sagte die Haushälterin in ermuthigendem Tone zu dem weinenden Mädchen, „der Herr Pfarrer ist ein Mann, mit dem sich recht gut sprechen läßt, und dem Du Deinen Kummer ohne Rückhalt vertrauen darfst. Ich versichere Dir, er wird Dich gütig anhören. Fasse nur Muth, mein Kind!"

Johanna verbarg das Gesicht in die Schürze und schluchzte heftiger als zuvor.

„Was fehlt Dir, meine Tochter?" fragte der Abbé theilnehmend. „Was kümmert Dich so? Könnet Ihr, Katharine, mir vielleicht Aufschluß darüber geben?"

„Nun, wenn das närrische Ding nicht selbst reden kann, so muß ich wohl für sie sprechen. Mit einem Worte, Herr Pfarrer, man hält Sie für die Ursache, daß die beabsichtigte Verbindung zwischen Johanna Fleuriot und Anton Denis seit gestern Abend von dem Onkel und dem Vater der bereits Verlobten gegen deren Willen aufgehoben worden ist."

„Man hält mich für die Ursache von einem Zerwürfnisse, von welchem ich so eben das erste Wort höre?" fragte der Abbé verwundert. „Fleuriot, welchem Verdachte setzet Ihr mich aus! Saget mir, wodurch habt Ihr Euch in den wenigen Stunden seit meiner Ankunft bewogen gefunden, ein Verhältniß lösen zu wollen, das Ihr vorher billigtet?"

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Von Granada führt ein schlechter Weg durch eine sehr fruchtbare Gegend nach Malaga. Die Straßen dieser Stadt sind eng, klein und mitunter schmutzig, doch herrscht hier eine ganz andere Thätigkeit und ein größerer Wohlstand. Der Fremde findet hier ein mildes Klima, ein Kasino, gute Gasthöfe, Kaffeehäuser, die sich des Zuspruchs der Damen erfreuen, und stark besuchte Seebäder. Auch hier stehen die Stiergefechte in hohem Ansehen, und die Stadt hat viele Hunderttausende Gulden zu einem Circus verwendet. Der Dom ist ein majestätisches Gebäude, und ich war so glücklich, den Trauerfeierlichkeiten zu Ehren des verstorbenen Papstes beizuwohnen. Einer seiner Thürme ist noch unvollendet, was einen unangenehmen Anblick darbietet, wogegen man vom andern aus eine weite Aussicht über die Stadt, das Meer und die reiche Umgegend genießt. Wer Malaga im Juni verläßt und im August wieder betritt, glaubt sich in eine ganz andere Stadt versetzt, denn in diesem Monat kommen in den hiesigen ausgedehnten sichern Hafen mehr als vierhundert Schiffe aller Nationen, um die Landeserzeugnisse auszuführen. In allen Straßen sind Leute mit Verpacken von Kisten und Fässern beschäftigt. Die Hauptausfuhr besteht in Wein, Oel, Mandeln, Feigen und hauptsächlich in Rosinen. Diese letztern bilden einen der wichtigsten Handelsartikel Malagas, und sind längs des Weges von Malaga bis Almedas angepflanzt. Sobald die Traubenernte eingethan ist, werden dieselben auf einen der ganzen Sonnenhitze ausgesetzten Boden gelegt und bei häufigem Wenden in vier Tagen getrocknet; beim unbedeutendsten Regen gehen sie jedoch in Fäulniß über. Die Kistchen, worin sie versandt werden, wiegen 25 Pfd. und werden mit 8 Realen (fl. 1) bezahlt. Die meisten dieser Rosinen gehen nach Amerika, Frankreich und Holland, woher sie an den Rhein kommen, um daselbst zur Veredelung des Weins zu dienen. Die Trauben reifen im Monat Mai, wo die ersten den Kirchen zugesandt werden, um bei der Fronleichnamsprozession zur Ausschmückung zu dienen. Auch bedeutende französische und englische Häuser haben sich in Malaga angesiedelt; unter den deutschen sollen jene des österreichischen und des preußischen Consuls sich wegen ihres Handels auszeichnen. — So bedeutend auch die Handelsverbindungen Malaga's sind, so hatte ich mich doch in einer Hinsicht getäuscht. Ehe ich nämlich die Rheinlande verließ, bemühte ich mich, Accreditive nach Spanien zu erhalten, denn wenn sie in allen Ländern von Nutzen sind, sind sie in Spanien, wo man, wie ich anfänglich glaubte, von einer Poststation zur andern einem Anfall von Räubern ausgesetzt seyn kann, ganz unentbehrlich. Aber bei der schwachen Verbindung von Deutschland mit dem innern Spanien gelang es mir erst in Paris, ein solches zu erhalten. Hier hatte der bekannte Banquier Königswärter die Gefälligkeit, mich durch ein in Paris wohnendes spanisches Banquierhaus, Acquirrevengoa Sohn und Uribaren, mit einem Credit-Schreiben zu versehen, das mir bei meiner spanischen Reise von größtem Nutzen war. Dadurch ward ich in 30 spanischen Städten bei den ersten Häusern eingeführt, fand allenthalben Freunde, konnte nach Belieben über eine Summe Geld disponiren und hatte für mein Tagebuch Notizen aus den besten Quellen. Doch daß in der Welt nicht Alles vollkommen ist, mußte ich auch hier erfahren, denn als ich bei Erhalt des Credit-Schreibens wohl alle wichtigen Städte

Spaniens, aber keine von Portugal darin verzeichnet fand, war ich in Paris auf Madrid vertröstet worden, wo ich dies leicht nachholen könnte. Aber nicht ohne Erstaunen hatte ich bei den ersten sechs Häusern Madrid's erfahren müssen, daß diese Hauptstadt mit jener Portugals in keiner Handelsverbindung stünde, und ich mußte nun meine Hoffnungen auf Malaga und Cadix setzen. Sobald ich Malaga erreicht hatte, war mein erster Gang zum bedeutenden Banquierhause Heredia, um mich darüber zu vergewissern. Doch geht in Spanien Alles sehr langsam und Niemand übereilt sich; hat Jemand ein Empfehlungs- oder Credit-Schreiben, so hat der Spanier den Gebrauch, den Inhalt und selbst die Adresse mit aller Vorsicht zu lesen; alsdann erhebt er sich mit einer gewissen Gravität, dankt dem Fremden für seinen Besuch, bewillkommt ihn herzlich mit der gewöhnlichen Anrede: „Mein Haus ist Ihnen, meine Familie steht zu Ihrem Befehl, und Alles, was ich besitze, steht zu Ihren Diensten.“ Wenn auch dies Anerbieten keine große Bedeutung hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß in Spanien wie in allen Ländern, wo Fremde selten sind, viele Gastfreundschaft besteht. Als ich nun im Laufe des Gesprächs die Rede auf einen Creditbrief nach Portugal brachte, so wich Heredia den Antworten aus, bis er endlich eingestand, daß Malaga mit Portugal in keiner Verbindung stände, indem Lissabon und Oporto dieselben Artikel wie Malaga ausführen. Ich überzeugte mich dadurch immer mehr, daß Portugal mit Europa weiter keine Verbindung hat, als daß es auf derselben Landkarte zu finden ist. Mir war dies sehr unangenehm, da die Räuber Portugals wo möglich einen größeren Ruf genießen als jene Spaniens, denn vor meiner Abreise nach Spanien hatte ich von einem deutschen Reisenden gelesen, daß er in Lissabon, wenn er das Theater verließ, nur mit dem gezogenen Degen in der Hand seine Wohnung aufsuchte, um einen Angriff zurückweisen zu können. Doch wurde hierdurch mein Entschluß, nach Portugal zu reisen, nicht wankend, denn ich dachte, daß, wenn Gott wirklich so viele Heilige geschaffen hat, daß jede Stadt und jedes Dorf in Spanien sich einen Heiligen als Schutzpatron wählen kann, wohl auch ein Engel zum Schutze des Reisenden existiren könnte, den dieser um so nothwendiger hat, da er unzählige Mal in Städten ankömmt, wo außer einem eigennützigen Wirthe er keinen Freund findet. Der Schutzengel, welcher mich nach Portugal begleitete, mochte wohl wirksamer gewesen seyn, als jener, welcher über Heredia wachte; denn bei meiner Rückkunft fand ich denselben nicht mehr unter den Lebenden, und ward von einem seiner fünf Erben bewillkommt. Die plötzliche Nachricht von der glücklichen Ankunft eines reich beladenen und nicht assecurirten Schiffes, welches dies Haus schon seit langer Zeit vergebens aus der Havanna erwartet hatte, hatte die Nerven des Chefs so angegriffen, daß er nach einem kurzen Krankenlager unter allgemeinem Bedauern verschieden war, und sein kolossales Vermögen von 9 Mill. Piaster (22½ Mill. Gulden) seinen Kindern hinterließ. Heredia hat viel Gutes für Malaga gewirkt; ein Eisenwerk bei der Stadt beschäftigt viele Hundert Menschen, und die Stadt selbst besitzt jetzt eine von ihm gebaute Passage nach dem Muster der in Paris bestehenden. Heredia war Mitglied der ersten Kammer und mit dem Carls-Orden geschmückt, welches der einzige Verdienstorden in Spanien ist, der nur an zweihundert Ritter und sechzig Großkreuze vergeben werden kann. Ich glaube, daß diese Einzelnheiten einiges Interesse haben, weil man bei uns der Ansicht ist, daß, seit die Regierung die Zinsen der Staatsschuld nicht bezahlt, auch der Bürger verarmt ist. Im Gegentheil ist der Handelsstand in Spanien sehr reich, solid, lebt dabei ohne Aufwand, daher auch Fallimente selten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Herling's Jubelfest.

(Frankfurt, 4. Jan.) Das Ehrenfest eines edlen, verdienten Mannes ist zugleich ein Fest für seine Mitbürger, und so fühlen wie uns gedrungen, eine Ehrenbezeugung hier zur Kunde zu bringen, die vor einigen Tagen einem unserer wackersten Mitbürger, dem Hrn. Prof. Herling, von seinen wirklichen und ehemaligen Schülern am Tage der vierzigjährigen Dauer seiner Berufsthätigkeit dargebracht wurde. Wir brauchen wohl kaum die hohen Verdienste zu erwähnen, welche sich der Gefeierte um die Wissenschaft im Allgemeinen und um die tüchtige Erziehung und Bildung unserer hiesigen Jugend erworben hat und, trotz seines vorgerückten Alters, mit jugendlich begeisterter Kraft noch fortwährend erwirbt. Diese Verdienste gehören wohl der geistigen Thätigkeit nicht allein an; sie sind zum Theil ein Ausfluß jenes Charakters und Seelenadels, jener väterlich milden Herzensgüte, die unserem trefflichen Herling von jeher die Gemüther der Schüler und Eltern sowohl als die seiner Collegen gewonnen hat. Dieser, für jeden Lehrer der Jugend so beneidenswerthen Stellung hat Hr. Herling die schöne Stunde zu danken, deren ihm seine jungen und älteren Verehrer vor einigen Tagen theilhaft machten, und die in diesem Sinne den ganzen bedeutsamen Umfang seiner Verdienste bezeichnete. Gegen 10 Uhr Abends fand sich vor Hrn. Herling's Hause ein zahlreicher Kreis seiner Verehrer, mit bunten Leuchten versehen, ein, und nachdem die, dem hiesigen Liederkranze angehörenden Mitglieder desselben, unter Leitung des Hrn. Messer, einige feierliche, dem Momente angemessene Lieder gesungen, überbrachte eine Deputation dem Jubelgreise die herzlichen Glückwünsche seiner vielen Freunde und Schüler. Auch Hr. Dr. Weismann sprach in trefflichen und wahren Worten die Gefühle der Liebe und des Dankes aus, die sich in dem Herzen Aller, die des Verehrten Wirken kennen, für ihn so lebhaft kundgeben. Die Worte, die Hr. Herling erwiederte, kamen aus so treuem, innigem Gemüthe und waren ein so klarer Spiegel seiner Seele und seines edelwirkenden Lebens, daß alle Anwesenden von tiefster Rührung ergriffen waren. Möge dem edlen Manne die kindliche Liebe seiner Freunde und Schüler ein Lohn für so treue und unerschütterliche Hingebung an das wahre Menschenwohl seyn, und möge unsere Jugend mit dankbarem Gefühle den Vorzug erkennen, unter solcher Leitung dem durch Gefahren und Prüfungen so mannichfaltig bewegten Jünglingsalter kräftig entgegen zu reifen! Möge Hr. Herling noch lange Jahre seine Wirksamkeit zum Heile des heranblühenden Geschlechtes in voller Geistes- und Körperkraft ausüben können!

Mannichfaltigkeiten.

(Neueste Mode für 1848.) In Cherbourg zog am 4. Adventsonntag der Ausrufer mit Trommelschlag durch die Stadt und rief mit lauter Stimme: Nachricht für junge Mädchen. Vier junge Zimmerleute, welche kürzlich angekommen sind und Anstellung im Militärhafen gefunden haben, wünschen sich zu verheirathen. Liebhaberinnen melden sich in der Charlottenstraße Nro. 7. Eine Probe ist hier zu sehen. Es gingen zwei annehmliche junge Leute hinterdrein. (Dorfz.)

In Genua, Padua u. s. w., wo der Schnee sonst eine Seltenheit ist, hat man denselben in diesem Jahre vollauf.

Korrespondenz.

Würzburg, 31. Dec.

Auch bei uns ging Gustav Schmidt's neue Oper: „Prinz Eugen" mit dem ungetheiltesten Beifall und unter persönlicher Leitung des jungen Componisten über die Bühne. Dieselbe war trefflich einstudirt und konnte also, da sie durchaus populär gehalten, ihre Wirkung nicht verfehlen. Es ist jedenfalls ein glücklicher Wurf, das bekannte Volkslied: „Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc." als Staffage zu benutzen: ist doch dies Lied Eigenthum des gesammten deutschen Volkes. Was die Musik im Allgemeinen betrifft, so ist sie recht charakteristisch gehalten, ohne in der Instrumentation überladen zu seyn. Vor allen aber hat der Componist verstanden, die Saiten des Gemüths anzuschlagen; wir brauchen nur an Conrad's Uhrenlied im dritten Acte zu erinnern. Gewiß aber ist, daß diese Oper mehr als eine der Neuzeit die Runde auf allen deutschen Bühnen machen wird, wozu noch der Umstand kommt — und den so wenige Componisten berücksichtigen — daß sie auch, was Besetzung betrifft, den kleinsten zugänglich ist. — Wir konnten mit der Aufführung recht zufrieden seyn und der Hr. Componist auch; stürmisch wurde derselbe am Schlusse gerufen, was sich nach der zweiten Aufführung wiederholte. Auch unseren Darstellern wurde diese Ehre zu Theil. Prinz Eugen, Hr. Koch, war an seinem Platze. Wachtmeister Jakob, Hr. Steinacker, im Spiel und Gesang recht gut. Uhrenhändler Conrad, Hr. Kühn, hat einen sehr schönen Tenor und zeigt stets Fleiß und Verständniß seiner Partie. Engelliese, Fräul. Ziemlich, that, was sie konnte. Corporal, Hr. Oeser, verfehlte seine Wirkung nicht. Vor Allen aber müssen wir anerkennend unseres Orchesters und seines schönen Piano's gedenken. Wir sehen einer baldigen Wiederholung entgegen.

Mainz, 5. Jan.

Die Bewohner der zu Mainz gehörigen Gemeinde Zahlbach sind in Betreff eines unumgänglich nöthigen Lebensbedürfnisses, nämlich des Wassers, auf den Bach Zahlbach angewiesen oder müssen sich, wenn sie trinkbares Wasser haben wollen, dasselbe aus dem ziemlich entfernten Bretzenheim holen. Seit Jahren petitioniren sie (man sollte es kaum für möglich halten) um Wasser, an dem es doch keinem Verbrecher mangelt, und noch im verflossenen Sommer las man in unserem Wochenblatte eine nicht ohne Humor geschriebene Klage der Zahlbacher, worin sie unter Anderem sagten: „In allen Staaten gesteht man den Unterthanen zwei Rechte zu, nämlich Wassertrinken und Petitioniren. Das erste können wir nicht, weil wir kein Wasser haben; das zweite wollen wir nicht mehr, weil es ohne Erfolg bleibt. Wir sind also gezwungener Weise entschlossen, unser Mißgeschick des Durstes bei diesem heißen Wetter mit stiller Ergebung zu tragen, wie es ruhigen Bürgern geziemt; vielleicht daß uns für eine so edle, conservative Gesinnung alsdann der verehrliche Stadtvorstand mit gutem Sechsundvierziger entschädigt." Den Stadtrath von Mainz versetzte diese Klage in ungewöhnliche Heiterkeit, und er faßte den Beschluß, den nur nach Wasser dürstenden Zahlbachern einen Brunnen graben zu lassen, um auf diese Weise die gehoffte Entschädigung mit Sechsundvierziger zu umgehen. Es erschien alsbald eine Baucommission an Ort und Stelle; dieselbe machte die Voranschläge, und der Stadtrath genehmigte darauf ohne alle Widerrede die betreffenden Kosten, ja einige der Mitglieder desselben drückten sogar ihr Erstaunen darüber aus, daß solchem dringenden, gar nicht abzuweisenden Bedürfnisse nach einer Reihe von Jahren erst jetzt abgeholfen werde. Man sollte nun glauben, die Zahlbacher müßten längst einen Brunnen haben; aber siehe, diese geduldigen Leute warten noch immer darauf, und haben auch den Sechsundvierziger nicht erhalten. Jetzt, bei dem niedrigen Wasserstande, ließe sich ein Brunnen ganz bequem anlegen, aber es scheint, daß man die Zahlbacher an einen Luxusartikel, wie Trinkwasser, nicht gewöhnen will. Wir möchten wohl wissen, mit welchen nur einigermaßen haltbaren Gründen man diese beispiellose Verzögerung zu entschuldigen gedenkt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt, Anfangs Jan.) Je seltnere Erscheinung in den Ausstellungssälen des Städel'schen Instituts Gemälde von entfernteren auswärtigen Academien sind, je freudiger werden sie mit Recht begrüßt. So sahen wir in den letzten Tagen eine kleine Anzahl Landschaften aus München, Düsseldorf und Dresden sich sammeln, zu deren Besuch wir Kunstfreunde ermuntern und dabei zweien Bildern aus letztgenannter Stadt, von Ed. Beyer, einige Worte widmen wollen, da der Künstler, ein Schüler Scheuren's, jung und talentvoll, doch noch ohne Ruhm, sie uns zu verdienen scheint. In Farbe und deren Behandlung verräth er deutlich seinen Meister, doch noch nicht in dessen gediegener, glanzvoller Composition. Ernste, ja beinahe an Ruysdael's tiefen Trübsinn erinnernde Motive sind aber auch die Vorwürfe dieser beiden Naturscenen. Die kleinere Landschaft, „vom Winde bewegt", mit regengießenden Wolken in der Ferne, weckt jene Erinnerung besonders; die kalte Luft reflectirt überall, auf dem trefflich gemalten Wässerchen, wie auf Bäumen und Sträuchern, deren Blätter sich einzeln vor dem nahenden Unwetter zu schütteln scheinen. Das größere Bild, ein öder Sumpfwald, mit wilden Enten und einigen Störchen bevölkert, durchglüht dagegen, durch große Wolkenmassen hindurch, die allbelebende Sonne. Wir fühlen sie das Bild durchschimmern und fernhin warm durch die Stämme scheinen. Hier tanzt gewiß bald wieder die Mücke über die stille Wasserfläche. Möchten diese Zeilen, indem sie auf Betrachtung des Gegenstandes verweisen, dem Künstler die rechte Ermunterung zu schaffen im Stande seyn und die Bilder sich einen Freund erwerben, der auch in dem Schauer der Natur ihre Poesie erkennt.

Im Verlag der Hermann'schen Buchhandlung (F. E. Suchsland) in Frankfurt a. M. ist das erste Heft eines Werkchens erschienen, unter dem Titel: „Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen von 1813 und 1814." Diese erste Lieferung enthält Beiträge von den in Frankfurt a. M. lebenden Herren Ackermann, Lehrer an der Musterschule, und geh. Hofrath Dr. Stiebel. Die geehrten Herren Verfasser sagen in einer kurzen Vorbemerkung, daß sie diese Mittheilungen aus ihrem Kriegsleben dem Druck übergeben haben, „um dadurch ihre lieben alten Cameraden zu veranlassen, werthvollere Beiträge zur Geschichte jener großen Zeit, als sie zu geben vermöchten, der Nachwelt zu erhalten." Die Absicht der Verlagshandlung ist, durch dieses Werk der Jugend und dem Volk Beispiele treuer Vaterlandsliebe vorzuführen, und was könnte die Liebe zum Vaterlande mehr hervorrufen, als wenn Männer, die Gut und Blut für dasselbe einsetzten, ihre Erlebnisse mittheilen, in die Tiefen ihres Herzens und Gemüthes schauen lassen, und wenn wir sie bekennen hören, daß, nachdem die Begeisterung der Jugend verflogen, sie noch mit derselben Treue, Liebe und Aufopferungsfähigkeit am Vaterland hangen? Alle die wackern Mitkämpfer in jener ruhmreichen Zeit werden nun von der Verlagshandlung aufgefordert, derselben für dieses Werkchen ihre Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Erlebnisse, wenn sie für den erwähnten Zweck sich eignen, zugehen zu lassen. Dieses neue literarische Unternehmen ist besonders den Volksbibliotheken zu empfehlen und wird nicht ermangeln, die ihm gebührende Beachtung zu finden.

Logogryph.

Ihr seht mich auf Mühlen, auf Flaschen und Faß,
Mein Wirken erzählet euch Nürnberg im Spaß,
Und wollt ihr mich köpfen, bestraf' ich den Mord,
Bestraf' ich den Diebstahl, jed' Kränkung sofort.

J. Keller.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 5.

Krain, Kain.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Jan. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare.

Sonntag, 9. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 10. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky neu einstudirt): Zum treuen Schäfer, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Lichtenstein, Musik von Adam. Zum Schluß: Der Schauspieldirector, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Helfer und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 9. Sonntag, den 9. Januar 1848.

Legende.

(Von Karl Enslin.)

Wie einst Belsazar von Babylon,
So sitzt der Kaiser auf seinem Thron.

Er ist umringet von Schmeichlern ganz,
Die preisen seines Reiches Glanz.

Und all' der Schimmer und all' die Pracht,
Die haben ihn übermüthig gemacht.

Er höhnet die Armuth der Könige laut,
Die nicht, wie er, stolze Schlösser erbaut;

Die nicht in Purpur und Seide, wie er,
Mit Rossen in Menge fahren daher;

Die nicht in Gold und in Edelstein
Kredenzen sich lassen den köstlichsten Wein;

Die nicht die Schätze von Land und Meer
Gehäuft in seinen Palästen, wie er.

Und die Diener stimmen ein in den Hohn;
Es gilt ja der feilen Gnadenlohn.

Da tritt aus des Saales Hintergrund
Der Bischof hervor und öffnet den Mund:

„Wohl hast du des Reichthums, der Schätze genug,
O Kaiser — doch haftet daran der Fluch!“

„Die Könige, die du frevelnd gehöhnt,
Die sind mit himmlischem Segen gekrönt.“

„Sie schwelgen, wie du, im Ueberfluß nicht;
Doch üben sie treu die Regentenpflicht.“

„Sie mehren des Volkes Wohl und Heil,
Und Liebe und Treue wird ihnen zu Theil.“

„Du aber beraubest im Uebermuth
Deine Unterthanen um Hab' und Gut!“

„Was sie sich erworben mit sauerm Schweiß —
Du verprassest die Früchte von ihrem Fleiß!“

„Du achtest der Wittwen, der Waisen Schmerz,
Ihre Seufzer nicht — verstockt ist dein Herz!“

„Du prahlest mit deinem Sündengut —
Doch Thränen kleben daran und Blut!“

„Den Fluch deines Volkes achtest du nicht,
So merke des Himmels Fluch und Gericht!“ —

Der Bischof schwieg. Der Kaiser stand
Verstummt im Zorn, das Schwert in der Hand.

Jetzt ras't er: „Ihr Knechte, haut nieder den Hund!
Euern Kaiser hat gelästert sein Mund!“ —

Doch regungslos stehet der Schergen Schwarm,
Als hielte sie fest ein höherer Arm.

Und ruhig der Bischof den Kaiser fragt:
„Soll ich dir beweisen, was ich gesagt?“

„Ein Goldstück nimm, einen Edelstein!
Reich' mir sie her! Die Wahl sey dein!“

Der Kaiser, verwirrt in seinem Sinn,
Reicht beides zitternd dem Bischof hin.

Der zerbricht den blinkenden Edelstein —
Dem entquellen Thränen, heiß und rein.

Er zerbricht das Gold — da entrieselt hell
Das rothe Blut dem metall'nen Quell.

Todt sinket der Kaiser von seinem Thron —
Der Purpur zerreißt, es zerbricht die Kron'.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Der Pächter war in düsteres Sinnen versunken und schien die Worte des Pfarrers kaum vernommen zu haben.

„Was will das einfältige Mädchen? Sie soll mich jetzt in Ruhe lassen!“ rief er in augenblicklicher Selbstvergessenheit, und sah seine Nichte mit zerstörten Blicken an. „Sie und ihre Geschwister, sind sie nicht an meinem Unglücke schuld? Ich sah sie weinen, hörte sie nach Brod schreien .... mir brach bei dem Anblick des Elendes das Herz .... können sie sich beklagen, wenn jetzt die Strafe auch mit auf sie fällt?“

Niemand verstand den Sinn dieser dunkeln Worte.

„Es scheint mir, Fleuriot,“ begann endlich der Abbé, „als drücke Euch ein geheimer Kummer. Ihr seyd diesen Morgen auffallend zerstreut, ja ich möchte Eure Gedanken fast verworren

nennen .... Warum wollt Ihr Euch mir nicht anvertrauen? Bekennet offen, welche Gründe haben Euch bewogen, die beabsichtigte Verbindung Euerer Nichte mit dem Sohne des Schulmeisters aufzugeben?"

Diese wiederholte Aufforderung zu einer Erklärung brachte den Pächter zum Selbstbewußtseyn.

„Ganz recht! ich verstehe ...." erwiederte er außer Fassung; „aber Herr Pfarrer, Sie wissen ja, daß Denis kein guter Christ und überdies Ihr geschworner Feind ist."

„Lasset mich bei dieser Angelegenheit ganz aus dem Spiele, Peter; ich selbst übernehme es, die Anfeindung meiner Person zu bekämpfen. Was aber die religiösen Rücksichten betrifft, die Ihr erwähntet, so frage ich Euch, ob nicht selbst der Sohn eines Gottesläugners ein rechtschaffener Mann und guter Gatte seyn kann."

„Das nenne ich schön und weise gesprochen!" rief Johanna mit Entzücken. „Ach, Herr Pfarrer, wie sind Sie so gütig! Aber Sie sollen uns auch in der Kirche einsegnen, und ich will mich bestreben, fromm und gut zu seyn. Wenn ich erst einen eigenen Hausstand haben werde, dann bringe ich Ihnen Eier und Butter .... Mein Gott, welch' ein vortrefflicher, welch' ein heiliger Mann! Ein wahrer Engel des Himmels!"

„Nun, mein Kind, hatte ich nicht Recht, als ich Dir sagte, Du brauchst keine Furcht zu haben?" bemerkte Katharine mit zufriedenem Lächeln.

Ein bedeutsamer Blick des Abbé legte der geschwätzigen Alten Schweigen auf.

„Also, Fleuriot," fuhr er fort, „wenn Ihr keinen andern Grund anzuführen habt, als das feindselige Verhältniß mit dem Vater des jungen Mannes, so solltet Ihr jener Verbindung nicht hinderlich seyn."

„Aber," stotterte der Pächter verlegen, „Denis fordert eine Mitgift, und ich kann jetzt nicht mehr ...."

„Wenn es sich nur um eine bescheidene Summe handelt, so kann ich Euch vielleicht helfen. Als ich vor kurzem über Paris reis'te, erfuhr ich zufällig, daß einer meiner nahen Verwandten dort, während meines Aufenthaltes im Auslande, gestorben sey und mir einiges Vermögen hinterlassen habe. Die Ungeduld, Saint-Clair wiederzusehen, gestattete mir nicht, viel Zeit auf die Erhebung jener Summe zu verwenden, und so setzte ich, obwohl fast von allen Mitteln entblößt, meinen Weg zu Fuße fort, nachdem ich einem Sachwalter die nöthige Vollmacht in dieser Angelegenheit ertheilt hatte. Man wird das kleine Kapital seiner Zeit einem Notar in Mortagne zustellen, und Ihr sehet daraus, daß ich Euch nicht allein nur kurze Zeit zur Last zu fallen brauche, sondern vielleicht bald in den Stand gesetzt werden kann, Euch auch meinerseits gefällig zu seyn."

Der Abbé hatte diese Worte in so einfachem, anspruchslosem Tone gesprochen, als ob sein großmüthiges Anerbieten sich ganz von selbst verstände. Er fuhr hierauf, gegen Johannen gewendet, fort:

„Beruhige Dich, kleine Thörin, und bedenke, daß es einem verständigen Mädchen nicht wohl ansteht, sich eines Mannes wegen so zu gebärden. Uebrigens hoffe ich, daß Dein Onkel meiner Bitte Gehör schenken und die Sache wieder in das alte Gleis zu bringen suchen werde, vorausgesetzt, daß Dein Verlobter ein Mann ist, der Dich wahrhaft glücklich machen kann, worüber ich jetzt noch kein Urtheil zu fällen vermag."

„Gewiß, Herr Pfarrer, gewiß wird er mich glücklich machen! Ach, er ist so gut, so verständig, so ehrlich! .... Noch vor kurzem erzählte er mir, daß er, als ein kleiner Knabe, oft mit seiner Mutter Ihrem Religionsunterrichte beigewohnt habe, und zwar ganz im Geheimen, da sein Vater sie Beide geschlagen haben würde, wenn er es erfahren hätte. Und dann, — dann bleibt mir auch keine andere Wahl, als Anton zu nehmen, oder unverheirathet zu sterben; denn die Conskription hat alle hübsche junge Männer aus dem Lande geführt, und nur die Lahmen und Buckligen sind zurück geblieben."

„In der That, ein wichtiger Grund!" bemerkte der Abbé lächelnd. „Aber, wie ich schon sagte, mein Kind, ich muß Deinen Verlobten vor allen Dingen näher kennen lernen; denn die Erziehung, die der junge Mann genossen hat, macht mich ein wenig mißtrauisch gegen ihn. Ich will mich selbst überzeugen, daß Kopf und Herz bei ihm durch den nachtheiligen Einfluß seines Vaters nicht gelitten haben."

„Nichts hat bei ihm gelitten, Herr Pfarrer, ich versichere es Ihnen; aber wenn Sie wünschen, ihn kennen zu lernen, so kann dies gleich geschehen. Er ist in der Nähe."

„Anton! Anton!" rief sie, ohne eine Antwort vom Abbé abzuwarten.

Sogleich sah man einen jungen Mann mit einem kühnen Sprunge über die Hecke von Hagedorn setzen, in deren Nähe das Gespräch geführt wurde. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß es Anton Denis war, der, mit seinen langen Beinen und seiner körperlichen Gewandtheit, dem Rufe der Geliebten ohne Verzug folgen konnte, da er sich, nur wenige Schritte von der kleinen Gesellschaft entfernt hinter der dichten Hecke verborgen gehalten hatte. Alle, Johannen ausgenommen, waren überrascht. Fleuriot runzelte die Stirn; die Frauen lachten.

„Das nenne ich eine originelle Art, sich vorzustellen," sagte der Abbé lächelnd zu dem jungen Burschen, der sich plötzlich mitten in dem kleinen Kreise befand; „aber," fuhr er ernster fort, „es scheint mir fast, als ob ein Einverständniß zwischen Euch stattfinde. Das wäre unrecht, Kinder, sehr unrecht!"

Beide schlugen die Augen nieder und zeigten sich so bestürzt, daß der Abbé Mitleid mit ihnen fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Sowohl bei meiner Hin- als Rückreise fand ich Malaga im Belagerungszustand. Der Grund davon war, daß, als eines Abends der Obrist Trabads mit mehreren Offizieren auf der Almeda spazieren ging, er von einem Offizier gegrüßt und im nämlichen Augenblicke von demselben mittelst einer Pistole erschossen wurde. Auffallend ist es, daß der Offizier, welcher sich diesen Spaß erlaubte, ein Preuße in spanischen Diensten, ein Herr Schweckart aus Magdeburg, war. Da jener Obrist überhaupt nicht in Malaga beliebt war, vermuthete die spanische Regierung hier ein Complott und nahm dies von der ernsthaftesten Seite auf. Mehr als zweihundert Personen wurden eingezogen und Malaga in Belagerungszustand erklärt, worin es sechs Monate verblieb. Die preußische Regierung, bekannt durch ihre Humanität, soll alle mögliche Aufklärung sich in dieser Angelegenheit zu verschaffen gesucht haben, aber leider gibt es noch keinen preußischen Gesandten in Madrid und der Consul in Malaga hat keine Exequatur. Der Angeklagte ward am 18. Sept. 1846 in Malaga öffentlich hingerichtet. Ein Belagerungszustand in Spanien hat nicht die Bedeutung, welche man sich in der Regel in Deutschland davon macht, denn weder Handel noch Verkehr sind dadurch gestört; Hunderte von Fremden kommen und gehen, ohne zu bemerken, in welchen Verhältnissen sich die Stadt befindet, da sie von den gewöhnlichen nur dadurch abweichen, daß das Militär die Justiz und die Polizei in Händen hat.

Gewöhnlich fährt das nach Gibraltar fahrende Dampfboot Abends um 7 Uhr ab, so daß man vor Tagesanbruch vor Gibraltar liegt. Die geographische Lage und Verhältnisse dieser Stadt sind der Art, daß man in Marocca frühstücken, in Spa-

nien zu Mittag speisen und bei einem Engländer in Gibraltar Abends seinen Thee nehmen kann. Gibraltar hat eine ganz andere Physiognomie als die übrigen spanischen Städte. Häuser, Kirchen, Straßen, Trottoir und Pflaster, sowie die Reinlichkeit zeigen deutlich, daß die Engländer schon seit 142 Jahren im Besitz dieser Stadt sind. Beim Betreten derselben fallen sogleich die schlanken schottischen Soldaten ohne Beinkleider in die Augen; dies hübsche Militär scheinen die Engländer in den von ihnen besessenen heißen Ländern akklimatisiren zu wollen, denn einige Jahre vorher waren sie noch in Indien, und der nächste Wechsel sollte sie nach Malta bringen.

Auffallend ist auch die Tracht der englischen Kaufleute und Beamten mit ihren langen hageren Gesichtszügen, welche im weißen Wamms und leinenen Hosen im Gegensatz zum Kostüm der leichtsinnigen und lebenslustigen Spanier einhergehen. Auch die Frauen erscheinen hier wieder mit ihren großen, abscheulichen Hüten, da die Mantillen nur die spanischen Damen gut kleiden. Einen noch größeren Kontrast bildet die Kleidung der hier sich aufhaltenden Juden, welche mir auf dieser Reise hier zum ersten Male zu Gesicht kamen und die Hälfte der Bevölkerung Gibraltars ausmachen. Sie sind aus Marocco, Algier, Tunis, Tripolis und andern afrikanischen Ländern, die vielleicht in unsere Landkarten noch nachzutragen sind, hierher eingewandert und scheinen den ihnen eigenthümlichen Handelsgeist in Afrika nicht zurückgelassen zu haben. Sie tragen rothe, weiße, schwarze Kopfbedeckung, mitunter auch Turbane, sowie auch die Farbe ihrer Kleidung je nach dem Lande ihrer Abstammung verschieden ist, und wie man mich versicherte, soll jede dieser Farben ihre Synagoge besitzen. Sie sind gut genährt und gut logirt, und wie es scheint, behagt es ihnen unter den Säulen des Hercules an der äußersten südlichen Spitze Europa's besser als in manchem kaiserlichen Staate. Wir sehen unter denselben Banquiers wie Abondero und Renoliet, die über Millionen gebieten, und Besitzer von Waarenlager, wie solche in ganz Spanien nicht zu finden sind. Die eingewanderten Italiener, Franzosen und Deutsche sind mit Zugvögeln zu vergleichen, indem sie nur so lange an einem Orte bleiben, als sie Geld verdienen, und sobald dies nachläßt, an den ausgedehnten Küsten Spaniens und Portugals einen andern Aufenthalt suchen. Auffallend ist die Angst und das Mißtrauen der Engländer gegen den Fremden; hat dieser das Boot verlassen, so wird der Paß, der im Innern von England ganz unbekannt ist, hier sehr genau untersucht, dem Gouverneur zugestellt, der dagegen einen Aufenthaltsschein für drei Tage ausstellt, welcher pünktlich erneuert werden muß, und ohne Visa des Gouverneurs kann Niemand die Stadt verlassen. Damit diese Vorschriften befolgt werden, hat jeder Fremde bei seiner Ankunft einen Bürgen zu stellen, und da gewöhnlich die Fremden in Gibraltar keine Bekannten besitzen, so hat sich eine Gesellschaft von Bürgern gebildet, die gegen eine kleine Zahlung diese Bürgschaft leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Lamartine über den Kommunismus.

Lamartine hat sich neulich bei Gelegenheit eines Artikels über die Reformbankette in seinem Lokalblatte von Macon, dem Bien public, gegen den Kommunismus ausgesprochen, worauf Hr. Cabet, das Haupt der kommunistischen Schule, in dem Populaire einen Brief an den Deputirten von Macon einrückte und diesen aufforderte, sich über seine socialen Ansichten deutlich zu erklären. Lamartine antwortete nun im Bien public auf dieses Schreiben wie folgt: „Mein Herr und ehemaliger Kollege! Ich habe den Brief, den Sie an mich zu richten mir die Ehre erwiesen, empfangen; die Zeit fehlt mir, um so ausführlich darauf zu antworten, als die Wichtigkeit des Gegenstandes es erheischt. Ich werde Gelegenheit haben, es bald zu thun. Einstweilen beschränke ich mich darauf, Ihnen heute auf zwei Fragen, die Sie mir stellen, zu antworten. Meine Ansicht über den Kommunismus läßt sich in Ein Gefühl zusammenfassen: Wenn Gott mir eine Gesellschaft Wilder zu civilisiren und zu versittlichen überließe, wäre das Eigenthum die erste Einrichtung, die ich ihnen gäbe. Meine Meinung über die Verfolgungen, worüber Sie sich beschweren, ist in meinem ganzen Leben und in all meinen Worten verzeichnet: „Man lasse die Meinungen frei und setze den Verirrungen der Theorien keine andere Schranke als die der Gesetze und des gesunden Menschenverstandes." Ich habe Sie nur mit Gründen bekämpft, und hätte ich die materielle Macht in Händen, ich würde mich deren begeben, um an meiner Stelle die Natur und die menschlichen Triebe kämpfen zu lassen, die zu aller Zeit und an allen Orten die drei Grundlagen jeder gesellschaftlichen Ordnung aufgestellt haben: den Staat, die Familie und das Eigenthum. Der Mensch erwirbt die Luft, indem er sie einathmet, den Raum, indem er sich darin bewegt, den Boden, indem er ihn bearbeitet, selbst die Zeit, indem er sich darin durch seine Kinder fortpflanzt: das Eigenthum ist die Entfaltung des Lebensprincips in der Welt; der Kommunismus wäre das Aufhören der Arbeit, der Tod der Menschheit. Ihr Traum ist zu schön für die Erde. Selbst jenseit des Meeres finden Sie dieselben menschlichen Bedingungen. Bleiben Sie also, wo Sie sind, und beschränken Sie sich darauf, das Mögliche, die wahren und praktischen Einrichtungen der Bruderliebe zu verwirklichen, die nicht allein der Traum Ihres Geistes, sondern die Tugend Ihres Herzens ist. Genehmigen Sie etc."

Jodbilder.

Bei Durchlesung der in Ihrer Didaskalia Nro. 1. gegebenen Mittheilung über die interessante Erfindung, Niepse's Jodbilder darzustellen, wird man versucht zu glauben, es sey dabei das Licht thätig — indem erwähnt wird, Hr. Niepse habe eine Wirkung der Joddämpfe auf die schwarze und weiße Farbe entdeckt, — indem er Kupferstiche oder Lithographien mit Jod imprägnirte, solche dann auf mit Stärke überzogenes Papier preßte, so macht sich das Jod von dem Schwarzen frei und bildet eine violett schattirte genaue Copie des Originals. — Ich habe das Verfahren versucht und mich der Bestätigung des eigenthümlichen neuen Druckverfahrens erfreut, die Thatsachen bestätigt gefunden, die Erklärung scheint mir aber nicht richtig. — Nicht das Schwarze ist die Ursache, daß sich das Jod von den dunkeln Schattirungen schneller losmacht, als von dem Papier, sondern die Substanz der Druckfarbe, und wie mir scheint, ist es der Firniß derselben — ich habe verschiedenfarbige Abdrücke mit Jod behandelt — und von allen Farben, die mit Firnißfarbe gedruckt waren, gleich violette Abdrücke auf dem Stärkepapier bekommen, der Firniß läßt das Jod leicht los, während das Papier sich inniger mit ihm verbindet. Es ist die chemische Verwandtschaft, oder anders gesagt, der elektrische Zustand, der den Austausch bewirkt, Licht und Farbe sind bei der Darstellung dieser Jodbilder nicht thätig, sie könnten im Dunkeln verfertigt werden. Vorerst scheint mir das Verfahren vor den bekannten Druckmethoden keine besonderen Vorzüge zu versprechen. — Doch soll damit nicht gesagt seyn, daß sich daraus nicht noch viel Vollkommneres entwickeln könnte.

Frankfurt, den 6. Jan. 1848. F. Vogel.

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 31. Dec. — Köln. Ztg.) Unser Stadt-Theater wird uns am Neujahrstage mit K. Gutzkow's neuestem Drama: „Jürgen Wullenweber", begrüßen. Der Held dieses Stückes war bekanntlich ein lübecker Kaufmann, der den kühnen Plan faßte, nicht blos das sinkende Ansehen der alten Hansa neu und großartig zu heben, sondern dessen geheimste Ideen auf die Stiftung eines großen norddeutschen Reiches hinausliefen. Er ist der deutsche Bonvivant, ein Republikaner im schönsten und größten Sinne des Wortes. Das Bürgerthum seiner Vaterstadt wollte er zunächst stärken gegen die innere Junker- und Aristokraten-Herrschaft und gegen die Macht der nordischen Könige. Im Vereine mit dem Hamburger Marcus Meier trat er mit Erfolg gegen die Anmaßungen Dänemarks und Schwedens auf. Er ward ein Opfer der Parteiwuth; nach der Belagerung Lübecks durch Christian III., 1535, trat er von seinem Amte als Bürgermeister zurück: die Aristokratie kam wieder an's Ruder und stürzte ihn. Er wurde mit seinem hamburger Freunde und Genossen gefangen genommen, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Gutzkow hat diesen vaterländischen Stoff mit der ganzen Fülle seines geistreichen Talentes bearbeitet. Das Stück ist sehr lang und mußte vom Dichter bedeutend gekürzt werden. Auf den Erfolg ist man sehr begierig. „Wullenweber" hat natürlich in Hamburg auf bedeutende Sympathieen zu rechnen.

(Dresden, 27. Dec.) Der „Allg. Z." wird von hier aus geschrieben: „Es ist nun ein Jahr verflossen, seit Gutzkow die Leitung unserer Bühne übernommen hat. Die allzu sanguinischen Hoffnungen für die Entwickelung unsers Theaters, die an die Anstellung dieses geistvollen Mannes geknüpft wurden, haben sich allerdings nicht alle erfüllt. Ja im Laufe des Sommers war die öffentliche Meinung so entschieden gegen den Dramaturgen eingenommen, daß seine Stellung Vielen unhaltbar schien. Dies hat sich im Laufe der letzten Monate glücklicherweise sehr geändert. Das Repertoire bot in dieser Zeit so viele gut in Scene gesetzte classische Stücke und so viele Novitäten dar, daß das Publikum mit Gutzkow ziemlich ausgesöhnt wurde. Wenn er auf diesem Wege fortgehen und sich bemühen wird, durch umsichtige Besetzung und Einrichtung der neu einstudirten Stücke den Vorstellungen immer mehr die Abrundung zu geben, die sie unter Ed. Devrients Leitung hatten, so wird er eine seines Namens würdige Stellung an unserer Bühne behaupten können. Den 1. Jan. wird auch sein neues Drama „Wullenweber" aufgeführt werden, dem man mit Spannung entgegen sieht. Während wir so für das Drama die besten Hoffnungen hegen können, bleiben uns für die Oper nur Wünsche übrig. Denn ein so beschränktes Repertoir, wie in dem nun bald verflossenen Jahre uns hier angeboten wurde, dürfte bei einer Bühne mit so reichen musikalischen Kräften ohne Beispiel seyn."

(München, 4. Jan. — N. K.) Die ausgezeichnete Gemäldegalerie des im vorigen Jahr dahier verstorbenen Domkapitulars Späth ist um die Summe von 16,000 fl. nach Berlin verkauft worden, wodurch München mancher Kunstschatz entgeht.

Als neulich auf einem Tanzplatze ein Tanzlustiger ein Mädchen mit den Worten: „Na, wollen wir ein Tänzchen machen?" zum Walzer aufforderte, erwiederte die Schöne: „Ich dank' Ihnen, ich bin für den ganzen Ball schon veraccordirt." (N. K.)

Korrespondenz.

Gießen, 5. Jan. — Einges.

Das Urtheil des großh. hess. Hofgerichts zu Gießen in Untersuchungssachen gegen den Hofgerichts-Advocaten Welcker und den Schlossermeister Nagel wegen Verläumdung des kath. Pfarrers Dr. Hartnagel daselbst ist nach Ablauf mehrerer Jahre endlich am 20. Aug. 1847 erfolgt und in der Didaskalia vom 4. Jan. d. J. in einem von dem Hofgerichts-Advocaten Ludwig Welcker unterzeichneten Korrespondenzartikel aus Gießen dem Publikum mitgetheilt worden. Es ergibt sich daraus, daß der schuldige Theil allerdings der Client des Hrn. Welcker, der Schlosser Wilhelm Nagel, war, und daß somit die früherhin öffentlich ausgesprochene Behauptung des Pfarrers Dr. Hartnagel, der kath. theol. Facultät zu Gießen und des „Freundes des Friedens und der Wahrheit": es seyen in dem bezüglichen Korrespondenz-Artikel vom 23. Dec. 1844 „Verläumdungen" enthalten, jetzt gerichtlich erwiesen ist. Ob diese Verläumdungen dem Hrn. Welcker, der sich später als Verfasser jenes Artikels bekannte, oder seiner Quelle, dem Schlossermeister Nagel, eigentlich zur Last fielen, darüber konnte natürlich damals schon um so weniger etwas ausgesagt werden, als zur Zeit über ihren noch unbekannten Urheber gar nichts constatirte. Der erwähnte Ausspruch des Gießener Hofgerichts verdient aber in diesem Falle auch noch darum eine besondere Anerkennung, weil in demselben gegenwärtig bekanntlich kein einziger Katholik Sitz und Stimme hat, obwohl mindestens ein Viertel der Bevölkerung Oberhessens katholisch ist. — Bald nach der Publication des deregten Artikels hatte Hr. Welcker gegen das Verfahren des Pfarrers Dr. Hartnagel in der bekannten Taufgeschichte auch eine Klage bei der höchsten Staatsbehörde angebracht. In der von dieser eingeleiteten administrativen Untersuchung ergab sich, daß Alles, was nach den Angaben des Klägers in jenem Verfahren den Charakter einer Rechtsverletzung gegen den Vater des Kindes &c. an sich tragen sollte, theils irrig dargestellt, theils unerwiesen sey und in dieser Beziehung dem Pfarrer nichts zur Last falle. Nur einen Mangel an der gehörigen Pastoral-Klugheit fand die Staatsbehörde zu rügen, obwohl die bischöfliche Behörde den Pfarrer auch hiergegen in Schutz nahm — ein Tadel übrigens, dem gewiß selbst der redlichste und besonnenste Seelsorger unter so schwierigen Verhältnissen nicht immer entgehen wird und der jedenfalls ganz etwas Anderes besagt, als Unbill, Anmaßung &c., womit der Hr. Advocat Welcker nicht ohne Heftigkeit jenes Verfahren öffentlich bezeichnet hatte. — Ob nun die, allem Gesagten zufolge rechtlich nicht motivirte, Bekanntmachung dieses Factums und der Ausdruck einer Gesinnung, die dem Andersdenkenden seine Confession selbst zum Verbrechen macht, trotzdem, daß sie für sich die Toleranz zum Aushängeschild gebraucht, von dem Standpunkte der Moral aus zu billigen oder zu mißbilligen sey, möge sie wie immer vor dem Staatsgesetz als gerechtfertigt oder nicht gerechtfertigt erscheinen: darüber wird nach solchen Präcedentien kein Wohlmeinender mehr zweifelhaft seyn, so wenig als dieses schon damals die katholisch-theologische Facultät war, die es für ihre Pflicht hielt, sich ihres Collegen und Freundes sofort nach Kräften anzunehmen.

Frankfurt a. M.

Bei dem Mangel an guten neuen Opern wird es, wie wir schon öfters bemerkt haben, immer rathsam bleiben, zurück zu greifen und frühere Tonwerke von Interesse hervorzusuchen. Zu diesen gehört die hier so beliebt gewesene, durch ihre gefällige und leicht fließende Musik sich auszeichnende komische Oper von Adam: „Zum treuen Schäfer." Hr. Chrudimsky hat solche zu seinem Benefiz am 10. d. M. gewählt und bei dem Fleiß und der Beliebtheit dieses Sängers steht eine freundliche Beachtung der genannten Vorstellung um so mehr in Aussicht, als die Operette: „Der Schauspiel-Director" von W. A. Mozart den Genuß des Abends noch erhöhen wird.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Jan. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare.

Sonntag, 9. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 10. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky neu einstudirt): Zum treuen Schäfer, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Lichtenstein, Musik von Adam. Zum Schluß: Der Schauspieldirector, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 10. Montag, den 10. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Nun, junger Mann," begann der Abbé in milderem Tone, „sprecht offen, seyd Ihr mit Vorwissen und mit der Bewilligung Eures Vaters hierher gekommen?"

„Nein, Herr Pfarrer, der Vater glaubt mich noch auf meinem Zimmer, wo er mich diesen Morgen eingeschlossen hatte. Ich benutzte einen günstigen Augenblick, um aus dem Fenster zu springen, und bin hierher geeilt, Johannen zu sehen. Ich, ein freier Bürger, sollte länger eine solche Behandlung dulden? Nur zu lange habe ich mich unter das drückende Joch meines Vaters gebeugt; von jetzt an will ich Mann seyn und mich gegen jede Tyrannei auflehnen. Mit welchem Rechte kann man mir verwehren wollen, meine Johanna zu lieben?"

„Höret Ihr, Fleuriot?" sagte der Abbé mitleidig, jedoch nicht ganz ohne Ironie, „das sind die Früchte einer Erziehung, die Denis ächt patriotisch nennt; das sind die Grundsätze, die er seinem Sohne, gewiß nicht ohne Mühe, vielleicht selbst nicht ohne Stockschläge, einzuflößen gewußt hat. Kann man diesen armen Burschen für die Fehlgriffe seines Vaters und Lehrers verantwortlich machen? — Anton," fuhr er gegen den jungen Denis gewandt fort, „wenn man Euch die frühere Verlobte noch zur Frau geben würde, wolltet Ihr ein verständiger, braver Ehemann werden?"

„Ach, Herr Pfarrer!" rief der junge Mann mit freudestrahlenden Augen.

„Würdet Ihr mir dann auch versprechen, Euern Vater zu lieben und zu achten?"

„Die ganze Welt wollte ich lieben, so glücklich würde ich mich fühlen."

Der Abbé wurde nachdenkend und schwieg einige Minuten.

„Ich glaube, daß man an dem jungen Manne noch nicht verzweifeln darf," begann er endlich; „ungeachtet des nachtheiligen Einflusses, den die fehlerhafte Erziehung seines Vaters auf seine Grundsätze geäußert hat, ist sein Herz nicht böse. Meiner Meinung nach, Fleuriot, müsset Ihr Euch jedenfalls mit dem Schulmeister wieder zu vereinigen suchen, um so mehr, als es zu unangenehmen Auftritten in der Gemeinde führen könnte, wenn Ihr auf der Trennung jener Verbindung beständet. — Ihr aber, meine Kinder, seyd verständig und vertraut auf Gott! — Die Sonne steht schon ziemlich hoch," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „und ich hoffe, meine liebe Gemeinde jetzt vor der Kirche versammelt anzutreffen; es ist also an der Zeit, mich auch dahin zu begeben. Bittet Gott, meine Freunde, daß er ihre Herzen für meine Worte empfänglich mache."

In der That vernahm man von dem nahen Kirchhofe her ein dumpfes Geräusch von Stimmen, das auf eine zahlreiche Versammlung schließen ließ. Der Pfarrer knöpfte seinen alten Ueberrock auf und warf einen prüfenden Blick auf seine ärmliche Kleidung, um zu beurtheilen, ob er sich in derselben auch öffentlich zeigen könne. Schon hatte er seine Schritte der kleinen Gartenthüre zugelenkt, als Anton ihm bestürzt nachsprang und ihn bei'm Arme erfaßte.

„Gehen Sie nicht zu der Versammlung, Herr Pfarrer!" sagte er dringend. „Ich bitte Sie inständigst darum."

„Und warum nicht, mein junger Freund?"

„Weil .... so eben, als ich aus dem Fenster sprang .... Ich will es Ihnen nur gestehen, ich kam nicht blos hierher, um Johannen zu sehen, ich wollte Sie auch veranlassen, den ganzen Tag über nicht auszugehen; denn obwohl ich nicht fürchte, daß man Sie bei Fleuriot aufsuchen werde, so könnten Sie doch an jedem andern Orte großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn. Mein Vater hat seit dem frühesten Morgen den Nachbarn von den verschwundenen heiligen Kirchengefäßen vorgeschwatzt, und die Bürger sind so aufgeregt, so wüthend, daß ...."

„Es kommt Euch nicht zu, junger Mann, die Handlungen Eures Vaters zu verrathen," unterbrach ihn der Abbé in strengem Tone; „doch," setzte er freundlicher hinzu, „erkenne ich Euern guten Willen und danke Euch für diese Nachricht. Uebrigens glaube ich von den Gliedern meiner Gemeinde nichts zu fürchten zu haben, und beharre auf meinem Entschlusse, mich sogleich in ihre Mitte zu begeben."

Johanna und Katharine, welche die Warnung Antons gehört hatten, vereinigten ihre Bitten mit den seinigen; doch umsonst. Als der Pächter, der bisher stumm und in Gedanken versunken da gestanden war, den Abbé wirklich im Begriff sah, sich zu entfernen, faßte er ihn bei der Hand.

„Bleiben Sie! ich bitte Sie darum," sagte er mit dumpfer Stimme. „Sie wissen nicht, wessen ein aufgeregter Haufe fähig ist .... Man beschuldigt Sie eines Kirchenraubes ...."

„Vergesset Ihr, Peter, daß ich die Mittel in den Händen habe, sie augenblicklich zu entwaffnen?"

„Aber .... aber .... wenn man Sie nicht hörte, wenn man Sie mißhandelte?"

„Selbst die Furcht vor ihren Mißhandlungen kann mich nicht schrecken!" erwiederte der Abbé fest. „Vielleicht finde ich sie um so empfänglicher für das Wort Gottes, wenn sie ihrem Grolle gegen mich freien Lauf gelassen haben. Wie sollte ich in solcher Stunde auch Rücksichten auf meine Person nehmen? Der Amtseid, den ich geleistet habe, legt mir die Verpflichtung auf, diese Aufregung niederzuschlagen, ehe es zu ernsteren Auftritten kommt. Adieu, meine Freunde! Ich glaube, es wird besser seyn, mich den Verirrten allein zu zeigen; folget mir daher nicht. Bald bin ich wieder bei Euch."

Hierauf wandte er sich auf's neue der Gartenpforte zu und beschleunigte sichtlich seine Schritte.

„Herr Pfarrer!" rief Fleuriot mit Nachdruck. „Herr Pfarrer, um Gottes Willen!"

Der würdige Priester antwortete ihm nur durch ein ruhiges Lächeln und verschwand bald darauf hinter der Thür des Hauses, durch welches ihn sein Weg führte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Im Frieden und Krieg bleibt die Maßregel gegen die Fremden unverändert, denn Gibraltar ist von den Engländern in beständigen Kriegszustand erklärt. John Bull hat zu viel politische Erfahrung, um nicht einzusehen, daß ein 142 jähriger Besitz noch nicht alle Garantie darbietet. Gibraltar ist nicht die Insel Malta, noch Corfu, sondern ist eben so fest an Spanien gekettet, als Dover an England. Mit eben so großer Vorsicht verfahren die Engländer gegen die Bewohner, indem außer den Ureinwohnern nur Engländer Bürger werden können; alle Ausländer, wie die hier lebenden Spanier, Franzosen, Juden rc., haben nur Aufenthaltskarten auf bestimmte Zeit, um deren Erneuerung sie zur Zeit wieder einkommen müssen, aber oft abgewiesen werden. Dadurch ist's jederzeit den Engländern möglich, die Bevölkerung nach Belieben zu vermindern. Um diesen Plackereien zu entgehen, gibt es für die reicheren Kaufleute nur das einzige Mittel, von irgend einem Staate sich ein Consulat übertragen zu lassen, wodurch auch nirgend so viele Consuln als in Gibraltar gefunden werden. Fast jeder große und noch so kleine Staat ist hier repräsentirt; zu letzteren zähle ich auch Frankfurt a. M., welches von einem Hrn. Schott würdig vertreten wird. Hierdurch gewährt der Aufenthalt in Gibraltar dem Deutschen einige Annehmlichkeit, indem er mit Landsleuten in Berührung kommt, die für ihr Vaterland mehr Interesse zeigen, als dies bei ausgewanderten Deutschen gewöhnlich der Fall ist. Auch muß ich noch lobend den preußischen Consul, Hrn. Keiser, erwähnen, bei welchem jeder Tourist und Geschäftsreisende eine freundliche Aufnahme finden wird, und welcher, obschon ich nicht an ihn empfohlen war, die Gefälligkeit hatte, mich mit Empfehlungsschreiben an seine Freunde in Lissabon zu versehen, welche mir bei meinem dasigen Aufenthalt sehr nützlich wurden. Der dänische Consul, Hr. Fröhlich, wünschte durchaus, daß ich mit ihm einen kleinen Abstecher nach dem maroccanischen Städtchen Tanger machen sollte; aber da dies bei widrigen Winden einen Aufenthalt von acht Tagen verursacht hätte, so mußte ich diese Einladung ablehnen.

Das eigentliche Gibraltar besteht nur aus einer breiten, ¾ Stunden langen Straße; hier sind der Palast des Gouverneurs, das Rathhaus, die Kasernen, Kirchen, Läden der Kaufleute; in dieser Straße begegnet man sich wohl zwanzig Male des Tags, ohne sich ausweichen zu können, und hier herrscht ein Leben und eine Thätigkeit, die mit jener der City in London, aber nicht mit der einer wenig belebten Stadt Andalusiens verglichen werden kann. Die Engländer sahen anfänglich in Gibraltar nur eine Festung, von wo aus sie die beiden Meere beherrschen konnten; aber die Taktlosigkeit der Spanier und die große Toleranz der Engländer haben Gibraltar zu einer Handelsstadt emporgehoben. Obzwar ein bedeutender Absatz nach Marocco besteht, wird doch der Schmuggelhandel nach Spanien das Hauptgeschäft bleiben. Das unglückliche Spanien, welches durch Gibraltars Verlust ein Glied seines Körpers eingebüßt hat, wird dadurch nie im Stande seyn, seine Fabriken emporblühen zu sehen. Am großartigsten ward dieser Schmuggelhandel bei den Pronunciamentos in Valencia, Carthagena, Alicante und anderen Seestädten benutzt, die häufig keinen andern Zweck hatten, als die Douane zu vertreiben. Schnell langten dann die mit englischen Waaren beladenen, nicht selten unter englischer Flagge fahrenden Schiffe aus Gibraltar vor diesen Häfen an, und nachdem die Waaren zollfrei in Spanien eingeführt waren, hatte die Revolution ein Ende. Um diesem Unfug zu steuern, mußte Spanien über alle Maßen seine Armee vermehren, um die Küstenpunkte zu besetzen, deren Sold prompt entrichten, wodurch die größere Hälfte der spanischen Staatseinnahmen vom Kriegsbudget verschlungen wird. — Mit allen möglichen Erlaubnißscheinen versehen, erstieg ich in Begleitung eines Führers das 1400 Fuß hohe Vorgebirge an der äußersten südwestlichen Spitze von Europa, um eine Uebersicht über alle Schanzen, Bastionen und Forts zu bekommen. Alle paar Schritte stießen wir auf eine Kanone und einen Wachtposten. Ganz ermattet und erhitzt erreichten wir endlich das Signalhaus, wo man einem englischen Matrosen eine kleine Wirthschaft gestattet hat, die nirgend zweckmäßiger als hier ist. Nachdem wir uns bei Porter erholt hatten, führte uns der Matrose auf eine Terrasse, wo sich mir eine Aussicht darbot, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Gibraltar, Algesiras mit seiner Bucht, Spanien, die Nordküste von Afrika, der große Ocean, das mittelländische Meer, eine unbezwingliche Festung unter meinen Füßen, und über mir einen andalusischen Himmel. Welcher Platz auf der ganzen Erde mag wohl ein Aehnliches darbieten? Hier überblickt man auch die Scheidelinie zwischen dem Weltmeer mit seiner Ebbe und Fluth und dem Mittelmeer, dem dies Naturereigniß gänzlich unbekannt ist. Ich verweilte hier eine Stunde und bemerkte mittelst eines Fernglases ein der afrikanischen Küste zufahrendes Dampfboot, welches aus Europa kam und nach Mogador eilte. Beim Herabsteigen zeigte man mir die Michels- oder Affen-Höhle, deren Tiefe Niemand ergründen konnte, und durch welche die Affen von Afrika nach Gibraltar herüberkommen sollen. Weiterhin liegt der Kanonenfelsen, der daher seinen Namen hat, weil, von welcher Seite man sich auch demselben nähert, man die Schlünde von Kanonen erblickt. Den Rückgang nahmen wir durch die oberhalb der Stadt liegenden Wohnungen, welche auf den Felsen errichtet sind, und nur auf engen Fußpfaden und in die Felsen eingehauene Treppen ist es dem Bewohner möglich, in sein Haus zu gelangen. Das Gebirge, zu dessen Füßen Gibraltar liegt, hat das Sonderbare, daß es für sich allein und mit keinem anderen Gebirge in Verbindung steht, so daß man in der Ferne glaubt, es sey durch ein Wunder dahinversetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Leichardt in Australien.

† (Butzbach, im Januar. — Corresp.) Es ist schon oft beklagt worden, daß so mancher tüchtige, unternehmende Mann dem deutschen Vaterlande den Rücken kehrt und durch freiere, ungehemmtere Entwickelung seiner Kräfte für den Ruhm und die Wohlfahrt anderer Völker arbeitet. Wir Deutsche in unserer Zerrissenheit haben keine Flotte, keine Nationalflagge, keine Kolonieen, keine großartigen wissenschaftlichen Expeditionen, wie sie Rußland, Frankreich und England besitzen. — Deshalb stehen so viele der thatkräftigsten, unermüdlichsten deutschen Männer im Dienste jener Völker, und in Neuholland haben drei deutsche Gelehrte bereits den größten Ruhm durch ihre Thätigkeit und Tüchtigkeit erlangt, nämlich der vortreffliche Ingenieur Ferdinand von Sommer aus Braunschweig, dessen an Abenteuern reiche Lebensgeschichte neulich die Allgemeine Zeitung mittheilte; Dr. Menge aus Sachsen, der die reichhaltigen Kupferminen bei

Kapneda entdeckt hat, und Dr. Leichardt, der von allen Reisenden am weitesten in diesen merkwürdigen Welttheil vorgedrungen ist. — Man erinnert sich vielleicht aus unsers Arnold Wendel's „Reise um die Welt", welche vor zwei Jahren in diesen Blättern mitgetheilt wurde, daß auch zwei Butzbacher in Sidney ansässig sind. — In einem Briefe derselben geschieht in folgender Weise des kühnen Dr. Leichardt Erwähnung: „Heinrich Böcking, den Du kennst, ist mit einem deutschen Naturforscher Namens Dr. Leichardt in's Innere von Neuholland abgereis't. Dieser Mann ist hier sehr berühmt geworden wegen seiner ersten Reise von Morton Bay zu Land nach Port Essington, eine Strecke von 2000 englischen Meilen (1700 deutsche Stunden). Es wurde anfangs ausgeschrieen, daß er mit seinen Begleitern von den Schwarzen ermordet worden sey. Nach einer achtzehnmonatlichen Reise kam er, wie von den Todten auferstanden, in einem Schiff von Port Essington zurück. Es soll eine sehr fruchtbare und wasserreiche Gegend seyn, die er ausfindig gemacht hat, und sie wird wahrscheinlich nicht lange unbewohnt bleiben. — Er ist sowohl von der Regierung, wie auch von den Kolonisten gut belohnt worden. Dieser außerordentliche Mann hat sich durch die erlittenen tausendfachen Beschwerden, Hunger und Durst und Lebensgefahr nicht abhalten lassen, eine zweite weit gefährlichere Reise zu unternehmen, welche zwei Jahre dauern wird. — Am 1. October 1846 ist er abgereis't."

Kirchliche Rundschau.

(6. Januar.)

Das Kirchenrecht der freievangelischen Gemeinde zu Magdeburg ist immer noch nicht bestätigt und geordnet, während die Behörden dem Gottesdienste der gegen das Patent protestirenden Deutschkatholiken Nichts in den Weg legen. Die größte der dortigen reformirten Gemeinden hat in einer allgemeinen Versammlung den Beschluß gefaßt: sich das apostolische Glaubensbekenntniß bei Taufe und Confirmation nicht ausdrängen zu lassen. Uhlich hat inzwischen aus Osnabrück eine von dem Kerne der ganzen dortigen Bevölkerung unterzeichnete Beistimmungsadresse erhalten. Im Königreich Hannover werden die Verwalter der reichen Jungfrauenstifter im Fürstenthum Kalenberg angeklagt, daß sie die ihnen zu Gunsten des Volkes und seines Unterrichts anvertrauten Einkünfte vielmehr zu Gunsten des Adels, besonders des militärischen, verwenden. In Preußen erwartet man die Gründung einer evangelischen Centralkirchenbehörde, die, von dem geistlichen Ministerium unabhängig, etwa dem h. Synod der russisch-griechischen Kirche entsprechen soll. In Leipzig hat eine katholisierende Fraction der Protestanten Sylvestergottesdienst mit mäßiger Erleuchtung der Kirchen gehalten. Bei Butzbach in Oberhessen wurde der Versuch gemacht, ein Ketzergericht in Gestalt eines Gustav-Adolph-Zweigvereines zu errichten. In Bayern hat das neue Ministerium der römischen Curie die Abstellung der weltlichen Commissäre für die Seminarprüfungen zugegeben. In Graz wird die Stimmung des Volkes gegen den Klerus durch die Ankunft flüchtiger Jesuiten gesteigert; Fürstbischof Zengerle hat sich entfernt und kommt schwerlich wieder. In Mailand sah sich die Polizei durch die Volksstimmung veranlaßt, den ankommenden Jesuiten nur flüchtige Rast in der Stadt zu erlauben. Benfey hat Recurs gegen seine Ausweisung aus Halle a. d. S. ergriffen, da sie ein Ministerialbefehl ohne alle weitere Motivirung verfügte; seine Subsistenzmittel hat er genügend nachgewiesen. S. M. der Kaiser von Oesterreich hat ein Gesuch der Wiener Juden um theilweise Emancipation angenommen.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 3. Jan. — Schles. Ztg.) Die fast täglich hier wiederholte Aufführung des Vaudevilles: „Einmalhunderttausend Thaler", eine Posse, welche die Vorkommnisse der letzten Jahre mit einem seltenen Erfolge zur theatralischen Darstellung bringt, ist von einem Schlesier, Namens David Kalisch, verfaßt. Die Besitzerin des königsstädtischen Theaters, wo das Stück aufgeführt wird, ist schon von mehreren Bühnen wegen Zusendung desselben ersucht worden. Dieses Stück hat der hiesigen betreffenden Bühne bereits mehr als 8000 Thlr. eingebracht. Obgleich der Verfasser gut bedacht worden seyn soll, so dürfte es für Hebung des vaterländischen Vaudevilles doch für zweckdienlich erachtet werden, wenn auch bei den nichtköniglichen Bühnen eine Tantieme für die Dichter eingeführt werden möchte.

Die Anwendung von Chloroform bei schweren Operationen hat noch schneller Anerkennung gefunden als der Schwefeläther, und ist gewiß eine der wohlthätigsten Entdeckungen der neuesten Zeit. An vielen Orten sind sehr gelungene Versuche gemacht worden, der gelungenste in Berlin, und wir erzählen ihn der Zeitungshalle nach, hauptsächlich für Die, die immer noch schmerzlose Operationen für einen Eingriff in die göttliche Ordnung ausgeben möchten. Mögen sie Gott auf den Knieen danken, der in die Kräfte der Natur das Heilmittel für das schrecklichste physische Uebel gelegt hat. In Berlin war ein Kranker, dem der ganze Oberkiefer und ein Theil des Unterkiefers von dem Krebs auf das schrecklichste zerstört war. Vergebens waren wiederholte Versuche gemacht worden, durch Auftragung von Chlorzinkpaste der immer weiter um sich greifenden Zerstörung Einhalt zu thun; es blieb als letztes Mittel nur das Glüheisen übrig. Nachdem man ungefähr 12 Minuten nach begonnener Einathmung der Empfindungslosigkeit des Kranken sicher war, wurde zur Operation geschritten. Schnell wird das Glüheisen angesetzt, zischend dringt es in die Tiefe, ein dicker Qualm steigt luftverpestend in die Höhe, rasch ein anderes Eisen, und so fort bis zum achten. Da fängt der bis dahin wie eine Leiche gelegen an zu zucken; wenige Tropfen des Zauberbalsams auf das Tuch gegossen sind hinreichend, seine frühere Todtenstarre zurückzuführen. Von neuem wüthet das mörderische Instrument in dem Fleische des Unglücklichen, bis mit dem vierzehnten Glüheisen alle krebshaft entarteten Stellen mit einer schwarzen Brandschorfe bedeckt sind. Nun wird der schützende Verband aufgetragen; noch liegt der Kranke da, mit ruhigem Athem, langsamem Blutstrom, von ruhigem Schlafe umfangen, bis er, durch wiederholtes Rufen erweckt, mit Staunen und Dank die Kunde von der vollbrachten Operation erhält.

Auf dem Mecklenburger Landtage hat eine förmliche Debatte darüber stattgefunden, ob in ständischen Schriften statt der bisherigen französischen Benennungen Madame und Demoiselle die deutschen Frau und Fräulein zu gebrauchen seyen. Der deutsche Sinn siegte und fortan schreibt der Landtag Frau und Fräulein. Wir geben zu, daß die Verhandlung über einen Gegenstand wie diesen etwas Komisches hat und daß, wenn man die Aenderung wünschte, sie besser stillschweigend geschehen wäre; aber ganz ohne Bedeutung ist eine solche offizielle Aufhebung des Demoisellen-Titels nicht; wenigstens kennen wir conservativ-aristokratische Herren, die um keinen Preis der Welt eine bürgerliche Jungfrau Fräulein anreden würden; freilich würden sie sich auch durch einen ständischen Beschluß nicht dazu vermögen lassen.

(H. M.)

Literatur.

Der Märwolf. Vaterländischer Roman in drei Büchern von W. Alexis. Zweite Abtheilung der Hosen des Herrn von Bredow. 1. Buch: Hake von Stülpe. 2. Buch: die Sündfluth und der Tempelhof'sche Berg. 3. Buch: Kurfürstin Elisabeth und die weiße Frau. 3 Bände. Berlin, Adolf, 1848.

Schon in den beiden ersten Bänden („Hans Jürgen und Hans Jochem") dieses bedeutungsvollen Werkes berührten uns die vielfachen, in ganz ungesuchter Weise auftretenden, Beziehungen jener alten Zeit zu der gegenwärtigen auf's lebhafteste. Dieses Interesse steigert sich in vorliegenden drei Bänden, welche uns in dem eben so ahnungsvollen, als thatenreichen Beginne der Reformation einen älteren Bruder unseres heutigen Zeitraums schildern. Der Augustinermönch zu Wittenberg tritt vor die Augen des gegenwärtigen Geschlechtes als der Mitbegründer seiner eigenen Wünsche und Bestrebungen. Der Magus, der Luthre's Geist citirt, sieht tief in den Zusammenhang der Geistererscheinungen und würdigt, trotz aller Menschenthorheit, die edle Menschenkraft, ohne sie zu vergöttern. Kurfürst Joachim, dessen Person und Regierung den Hauptgegenstand dieser zweiten Abtheilung bildet, widersteht der Reformation theils aus Eigensinn gekränkter Eitelkeit, weil Luther ihm zuvorgekommen ist, theils weil seine feinsinnige Natur durch die drohende Zerstörung des reichgeschmückten alten Götterdomes, durch den oft dunkeln und rohen Drang der Volksmassen und durch Luther's bekannte Individualität verletzt wird. Im Anfange der Reformation wird Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg besorgt durch „die bekannte Lust des Kurfürsten, in Theologicis zu stänkern. O er hat Entwürfe im Kopf von Klosterzucht und Kirchenregiment und neuen und alten Spitalrittern und Spitalweibern und möchte Concilien berufen, wo der wahre Glaube bis auf's Kleinste aufgeschrieben und festgesetzt würde. Und Concordate möchte er schließen, und Bisthümer bei den Heiden anlegen und Gott weiß was Alles." Auf seinem Todtenbette hinterläßt derselbe Bischof dem Kurfürsten zum Vermächtniß durch den edeln Matthias Jagow die Worte: „Sage ihm, er leckt gegen den Stachel. Der Geist Gottes läßt sich nicht länger binden. Das waren gute, schöne Bilder, als wir Kinder waren. Wir sind über die Bilderbücher hinausgewachsen, die Dinge selbst zu sehen. Es ist vom Uebel, wer Erwachsene noch am Gängelbande führen will. Das heißt eingreifen in Gottes Allmacht, Vermessenheit ist's!"

Ritter Hake von Stülpe ist eine halb burleske, halb dämonische Gestalt. Wie er von der Geistlichkeit denkt, mögen einige seiner Worte beurkunden: „Laß Einen seinen Sohn umbringen, sein Weib verstoßen, weil er ihrer satt, sein Leibpfaff wird Gottes Willen darin schnüffeln; Abraham wollte ja auch seinen Sohn schlachten, und sein Weib verstieß er in die Wüste. Nichts heuer, was die Fürsten thun und vornehmen, was nicht die Priester gut, recht und wohlgefällig, wofür sie nicht zehnhundert Exempel aus der Schrift finden. Ja könnte Unsereiner nur auch so die Schrift lesen, ich glaube, da steht Viel's d'rein auch für uns." — Viele unserer Tagesfragen berührt unser Chronist bei guter Gelegenheit. So z. B. bei einem alten plattdeutschen Spottliede auf die verhängnißvollen Hosen: „Damals fingen sie schon an zu meinen, daß Schriften, die gedruckt wurden, vorher von Einem eingesehen werden müßten, der sagen sollte, ob sie gut wären; und wenn sie nicht gut waren, nämlich wenn der Eine es meinte, so verbot man sie oder verbrannte sie. Aber was die Leute auf den Straßen sangen und sagten, konnte man nicht verbieten."

Im Verlaufe der Erzählung tritt auch Hans Jochem (einer der Helden der ersten Bände) wieder auf, zum halb wahnsinnigen Schwärmer oder auch Seher geworden. Sein düsterer, aber durchdringender Blick will alle Bilder wegschmelzen, durch deren Hülfe der Menschengeist die Jakobsleiter bis zu dem Ueborne des Lebens hinauf zu ersteigen sucht. Wie eine Vision tritt er vor den schon krankhaft gereizten und ruhelosen Kurfürsten und schleudert Blitze einer weltvernichtenden Weltanschauung in dessen Seele. Wir erinnern daran, daß den einst leichtfertigen Jüngling ein physischer Unfall zum geistlichen Leben führte. Die Erkenntniß seiner eigenen bisherigen Nichtigkeit brachte ihn zu dem verzweiflungsvollen Glauben an eine allgemeine Nichtigkeit alles Menschlichen. Er schalt das Volk, „daß, wo es nach Wein dürste, es mit dem Spülicht in den Fässern zufrieden sey; wo es den Götzendienst vernichten wolle, sich neue Abgötter mache; Luther sey höchstens, wie der Täufer Johannes, der dem Heiland voranginge." Aber die Versöhnung bleibt nicht aus; er lernt endlich, in geduldiger Wirksamkeit für das Volk sich den beschränkten Kräften desselben liebevoll anbequemen und in der Allmäligkeit des Wachsthumes und Fortschrittes ein allgemeines Naturgesetz ehren. — An den komischen Faden der Angst vor einer neuen Sündfluth knüpft der Leser von selbst ernste Reflexionen über Weisheit und Thorheit der Menschen. Die Anecdotenkenntniß des Verfassers mischt hier, wie überall, in reichlichem und doch besonnenem Maße Ergötzliches unter das Belehrende. So namentlich die drolligen Scenen der Sündfluthangst in Wittenberg, Lehnin und Berlin. Zumal sind Menschen und Scenerien der Mark Brandenburg ein unerschöpfliches Thema für den eingeborenen Dichter. Unter Anderen kommt als umgekehrter Revenant ein amüsanter Edelmann v. Thadden vor.

Das Juwel des ganzen Werkes bleibt die alte Frau v. Bredow. Unter vielem Anderen empfehlen wir dem Leser ihre kernigen Worte (B. 3, S. 201 ff) über den Werth der wirklichen Welt und des Menschenlebens, den sie auch in ihren alten Tagen frisch und fröhlich genug erkennt, um trivialer Tröstungen über das „Jammerthal" nicht zu bedürfen. Wir finden überhaupt viel Gespräch, aber so lebendigen Inhaltes und Ausdruckes, daß es gleich als Begebenheiten fesselt. Wir vernehmen nirgends ein abstractes Raisonnement des Verfassers, sondern die Gedanken und Worte der vielen einzelnen Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit. Das ganze Werk gehört zu den sehr wenigen, welche dem gebildetesten Denker würdige Unterhaltung und Anregung in Fülle geben und zugleich dem denkenden Mittelstande Preußens und ganz Deutschlands als ein köstliches Volksbuch empfohlen werden darf.

Offenbach a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Dem neuesten Jahrgang für 1848 des bekannten und seit einer Reihe von Jahren bestehenden „Frankfurter Theater-Almanach's", herausgegeben von dem Opernsouffleur Hrn. Carl Oettinger entnehmen wir Nachstehendes: „Vom 1. Dec. 1846 bis den 30. Nov. 1847 wurden auf der Frankfurter Bühne an 310 Spieltagen gegeben: 162 Opern-Vorstellungen (enthaltend 61 verschiedenartige Opern), worunter 5 große neu aufgeführte Opern, 3 einactige (neu), 18 neu einstudirte Opern, 5 Konzerte, 6 Ballette; 163 Schauspiel-Vorstellungen (enthaltend 197 Stücke unter 82 verschiedenartigen Schauspielen), worunter 19 neu aufgeführte und 23 neu einstudirte Trauer-, Schau- und Lustspiele, 4 französische Tragödien, 3 neue Wiener Possen mit Gesang und 6 neu einstudirte Possen mit Gesang. Vom 1. December 1846 bis den 30. November 1847 wurden 262 Abonnement-Vorstellungen und 48 Vorstellungen mit aufgehobenem Abonnement gegeben." — Besagter Theater-Almanach enthält außer den hierher gehörigen Personal- und statistischen Mittheilungen noch eine recht gut getroffene Auswahl von verschiedenartigem Lesestoff, welcher der Aufgabe, eine angenehme Unterhaltung zu bieten, entspricht, und so wird auch dieser Jahrgang gleich den früheren eine freundliche Aufnahme finden.

Logogryph.

Einer Stadt im milden Süden,
Neuerlich gar oft genannt,
Nimm den Kopf, dann ist's ein Heil'ger,
Den man schmählich einst verbrannt.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 8.
Trichter, Richter.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 10. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky neu einstudirt): Zum treuen Schäfer, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Lichtenstein, Musik von Adam. Zum Schluß: Der Schauspieldirector, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 11. Dienstag, den 11. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Die alte Katharine brach in Thränen aus und betete mit lauter Stimme für das Heil ihres geliebten Herrn. Die beiden Liebenden hatten sich bei der Hand gefaßt und sprachen kein Wort. Fleuriot, der dem Abbé schon einige Schritte nachgeeilt war, stand wie vernichtet da; aus seinen Augen leuchtete ein wildes Feuer, seine Züge waren widerlich verzerrt.

„Wenn man ihn tödtete," sagte er mit hohler Stimme zu sich selbst, „so wäre der ganzen Sache ein Ende, und man wüßte nicht . . . ."

Plötzlich erscholl von der Kirche her ein lautes Gebrüll, welches ohne Zweifel eine Folge der unverhofften Ankunft des Pfarrers bei der versammelten Gemeinde war; denn man unterschied mitten unter den verworrenen Tönen deutlich dessen Namen.

Dieses Unheil verkündende Toben schien den Gedanken Fleuriots eine andere Richtung zu geben.

„Nein, er soll nicht sterben!" rief er entschlossen. „Eher soll man mich tödten, mich, den Schuldigen! Ich will ihn vertheidigen!"

Mit diesen Worten ergriff er das Grabscheit, das in seinen kräftigen Händen eine furchtbare Waffe werden mußte, und stürzte wie ein Rasender fort, um dem Greise zu Hülfe zu eilen.

„Wartet einen Augenblick, ich gehe mit Euch!" rief der junge Denis nicht minder entschlossen, und bemühte sich, einen Rebpfahl aus der Erde zu ziehen, um für den Nothfall eine Waffe zu haben. „Auch ich will den guten Pfarrer vertheidigen, der mir wieder zu meiner Johanna verhelfen will."

„Brav gedacht, mein Sohn, sehr brav!" sagte Katharine ermunternd.

„Bedenke wohl, Anton," rief Johanna ängstlich, „daß es Dir Dein Vater niemals verzeihen würde, wenn er Dich Partei für seinen Todfeind nehmen sähe!"

„Seitdem ich mich gegen des Vaters Tyrannei aufgelehnt habe und mich als freier Bürger fühle, kümmere ich mich weder um seine Erziehung, noch um seine Meinung!" erwiederte der junge Denis entschlossen, indem er seine Waffe kräftig über dem Haupte schwang. „Ich werde den guten Pfarrer vertheidigen, und will es Jedem gerathen haben, die Bekanntschaft mit diesem Stocke zu vermeiden."

„Wie aber, Anton, wenn Dich der Tumult Deinem Vater gegenüber führete?"

„Meinem Vater? — Ich habe dem Herrn Pfarrer versprochen, ihn zu ehren, und will mich schon in Acht nehmen, daß meine Schläge ihn nicht treffen."

Er raubte Johannen einen Kuß, ehe diese es hindern konnte, und rannte davon, so schnell ihn seine Beine tragen wollten.

„Wie unartig!" sagte die alte Haushälterin, jedoch in einem Tone, der nur zu sehr verrieth, daß sie mit der entschlossenen Handlungsweise des jungen Mannes gar nicht unzufrieden war. „Denis kann wirklich stolz darauf seyn, das liebe Söhnchen so gelehrig und unterwürfig gemacht zu haben. Gebärdet sich der Bursche nicht wie ein Tiger, der seinen Käfig durchbrochen hat?"

Als Fleuriot sich der Kirche näherte, blieb er einen Augenblick stehen, um unter der Menge Den mit den Blicken zu suchen, zu dessen Schutze er herbei eilte. Er überzeugte sich bald, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen waren.

Das ganze Dorf, wie man zu sagen pflegt, hatte sich auf dem geräumigen Platze versammelt. Männer in ihrer alten malerischen Tracht, festlich geputzte Frauen und Schaaren fröhlicher Kinder umwogten die ärmlichen Waarenstände, in denen die Krämer des Dorfes feil hielten. Man war meistens in kleinen Gruppen zusammen getreten, die vereint einen großen Kreis bildeten, in dessen Mitte Fleuriot den Pfarrer erblickte. Heiter lächelnd, wie gewöhnlich, stand der Greis mit entblößtem Haupte da und richtete väterliche Worte an die Umstehenden. Hier erneuerte er mit älteren Männern die frühere Bekanntschaft, dort befragte er jüngere Leute nach ihren Verhältnissen; da war Keiner, für den es ihm an einem liebreichen Worte gefehlt hätte. Das ruhige Erscheinen und das einnehmende Betragen des Abbé hatten alsbald beruhigend auf die erregten Gemüther gewirkt, und der Versammlung den drohenden Charakter benommen, der sich allerdings in dem ersten stürmischen Empfange kund gegeben haben mochte. Anfangs waren seine Worte zwar nur mit Mißtrauen aufgenommen worden, aber nach und nach hatten sie in den einfachen Landleuten unwillkürlich ein gewisses Gefühl der Achtung hervorgerufen, und zuletzt drängte man sich von allen Seiten freundlich zu dem würdigen Priester heran. Manche kräftige Hand wurde ihm als Zeichen des wiedergekehrten Vertrauens gereicht, und in mehr als Einem Auge glänzten sogar Thränen der Rührung. Selbst auf Denis, diesen Hauptanhänger des Atheismus, schien die schnelle Umstimmung der Gemüther nicht ohne Wirkung geblieben zu seyn; er war plötzlich verstummt und hatte sich beschämt zurückgezogen. Schon warf ihm Dieser und Jener einen verächtlichen Blick zu, und dieselben Hände, die ihm noch vor wenigen Minuten Beifall geklatscht hatten, erhoben sich jetzt drohend gegen ihn.

Fleuriot sah diesem unerwarteten Auftritte mit Verwunderung zu, und versuchte umsonst sich zu erklären, durch welches Mittel es dem Abbé gelungen seyn möchte, die kleine Empörung so schnell zu unterdrücken. Anton Denis, der, die selbst geschaffene Waffe in der Hand, sich zu ihm gefunden hatte, theilte sein Erstaunen.

„Es scheint, Meister Peter," sagte er unwillig, „als ob wir

keine Veranlassung finden würden, mit den Schurken anzubinden. Wie schade! Mein Entschluß war gefaßt, ich würde nach Herzenslust d'rauf und d'rein geschlagen haben."

Fleuriot antwortete nur durch ein bitteres Lächeln. In diesem Augenblicke kam der Abbé, der den Pächter von ferne erkannt hatte, in Begleitung einer zahlreichen Menge auf sie zugeschritten, um sie über ihre Befürchtungen zu beruhigen.

„Hatte ich Unrecht, mein guter Peter," sagte er, indem er die nachgefolgten Landleute bedeutete, sich zurückzuziehen, als ich behauptete, Euere Furcht sey ungegründet? Wenige Worte haben hingereicht, die irre Geleiteten auf den rechten Weg zurückzuführen. O, wir verstehen uns noch wie früher, und es würde niemals so weit gekommen seyn, wenn nicht eine fremde Macht feindlich zwischen uns getreten wäre. Doch, ich bin jetzt genöthigt, Euch zu verlassen," fuhr er fort; „man hat mir so eben berichtet, daß ein Kranker in einem nahen Dorfe nach den Tröstungen der Religion Verlangen trägt. Ihr könnet Euch denken, mein guter Peter, welche hohe Freude ich darüber empfinde, schon heute die heiligen Pflichten meines Amtes in Ausübung bringen zu können. Der Herr sey gelobet, daß er uns in seiner Barmherzigkeit diesen neuen Glaubensmorgen gesandt hat!"

Bei diesen Worten strahlte Begeisterung aus seinen Zügen; der Pächter dagegen war niedergeschlagen und suchte umsonst seine Unruhe zu bekämpfen.

„Aber, Herr Pfarrer," fragte er mit unsicherer Stimme, „Sie haben mir noch nicht gesagt, wodurch es Ihnen gelungen ist, die allgemeine Aufregung zu dämpfen."

Durch das einfachste, natürlichste Mittel. Ich habe den guten Leuten versichert, daß die geweihten Gegenstände, deren Entwendung man mich beschuldigt, noch vorhanden sind; habe ihnen erklärt, aus welchen Gründen ich sie zu jener Zeit in Sicherheit bringen zu müssen glaubte, und mich verbindlich gemacht, der Gemeinde Alles zurück zu geben, sobald die verwüstete Kirche zur Ausübung des Gottesdienstes wieder hergestellt seyn wird."

„Sie hätten Das wirklich versprochen?"

„Allerdings; und da ich es für angemessen halte, jene Kostbarkeiten der Erde sobald als möglich zu entnehmen, so schlage ich vor, noch heute bei einbrechender Nacht Hand an's Werk zu legen. Wir bringen einstweilen die ganze Kiste in Euere Wohnung, um dort Alles vor der Uebergabe reinigen zu können. Den Ort, dem wir unsern Schatz anvertraut haben, werden wir leicht wieder auffinden; denn er steht noch ganz deutlich in meiner Seele, und auch Ihr, Peter, werdet Euch desselben ohne Zweifel erinnern. Es war am Saum des Waldes, wenige Schritte von der mächtigen Tanne entfernt, wo das Terrain etwas erhaben ist . . . Doch, das heilige Geschäft, das mir obliegt, leidet keinen Aufschub; also Adieu! Bereitet unterdessen Alles für den Abend vor, und vergesset nicht, das Maß mitzunehmen, das wir von der Schwarztanne aus genommen haben."

Er reichte dem Pächter wohlwollend die Hand und schritt dann auf mehrere Frauen zu, die ihn in einiger Entfernung erwarteten, und mit denen er sich sogleich entfernte. Beiden, Fleuriot, wie dem Abbé, war es entgangen, daß zwei Personen in geringer Entfernung ihrem Gespräche aufmerksam zugehört hatten. Anton Denis war nämlich, wenige Schritte abseits, auf seinen Pfahl gestützt stehen geblieben, und der Schulmeister hatte sich bei'm Erblicken seines Sohnes verstohlen herangeschlichen, um den Ungehorsamen über seine Handlungsweise zur Rechenschaft zu ziehen. Der Inhalt jenes Gespräches schien jedoch seine Absicht plötzlich verändert zu haben; denn kaum hatte sich der Abbé entfernt, so rief er, als ob er seinen Sohn so eben erst bemerke, mit erheuchelter Freundlichkeit:

„Ach, da ist ja auch mein lieber Sohn! Seht, Nachbarn, wie dieser brave Bursche an seinem Vater hängt! Er sieht, daß einige schlechte Gesellen eine drohende Miene gegen mich annehmen, und eilt mit einem Knittel herbei, um mich zu vertheidigen. Da seht Ihr die Früchte einer guten Erziehung! Doch Deine Hülfe ist nicht vonnöthen, mein Kind; ich habe nichts zu fürchten, und auch der Friede mit dem Pfarrer ist einstweilen hergestellt. Folge mir also nach Hause, mein Sohn."

Anton schien die Aufrichtigkeit der väterlichen Lobeserhebungen noch zu bezweifeln und bezeigte wenig Lust, dem Schulmeister zu folgen; doch ließ er sich maschinenmäßig mit fortziehen.

Fleuriot, obwohl er in der Nähe stand, hörte und sah von diesem ganzen Vorfall nichts. Er war, seitdem ihn der Pfarrer verlassen hatte, wie versteinert stehen geblieben und antwortete nicht auf die Fragen, welche einige vorübergehende Nachbarn an ihn richteten. Es war, als wäre er des Gebrauches seiner Sinne beraubt. Endlich erwachte er aus dem traumähnlichen Zustande, stierte wild um sich, ohne jedoch zu bemerken, daß er zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden war, und lenkte seine Schritte langsam der Pächterei zu.

„Alles ist verloren!" murmelte er vor sich hin. „So muß es also noch diesen Abend geschehen, wenn der gute Gott mir keinen wunderbaren Ausweg zeigt." —

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Napoleon nannte Gibraltar eine Eitelkeit der Engländer, und fand es sonderbar, daß dieselben jährlich so bedeutende Summen verwenden. Ein Kaufmann in Gibraltar erzählte mir, daß, als Marschall Bourmont nach der Julirevolution seine Stelle in Algier niederlegte, ihm bei seinem Aufenthalt in Gibraltar alle möglichen Ehren erwiesen und in Begleitung des Gouverneurs das Innere der Festung gezeigt wurde. Als Bourmont mit der Besichtigung zu Ende war, habe er dem erstaunten Gouverneur die Bemerkung gemacht, daß, wenn Frankreich 15,000 Mann opfern wolle, er sich verbürge, die Festung zu erobern. Diese Aeußerung machte einen solchen Eindruck in London, daß seitdem colossale Summen für die Festung verwendet wurden.

Gibraltar hat etwas theure, aber sehr bequeme Gasthöfe; bei Madame Hassan mit ihren sechs freundlichen Töchtern erfreut sich jeder Fremde einer guten Aufnahme. Unsere Table d'hote war hier besser besetzt, als ich es in dem übrigen Spanien fand; die meisten waren Deutsche, Handelsreisende aus Iserlohn, Hamburg und Böhmen, gebildete Leute, die Alle gut spanisch sprachen, und von denen ich schon viele Concurrenten in anderen spanischen Städten getroffen hatte. Manche davon hatten ihr Vaterland in 20—30 Jahren nicht gesehen und keine Gelegenheit gefunden, eine deutsche Zeitung zu lesen. Auch stellte man mir einen Engländer vor, der, eben aus Marocco zurückgekommen, über Mogador unter der Bedeckung des englischen Consuls nach Marocco und von hier nach dem 1½ Tagereise entfernten Fez gereis't war, wo er die Ehre hatte, dem Kaiser vorgestellt zu werden. In allen diesen Städten mußte er bei Juden, die sehr zahlreich in diesem Lande sind, logiren. Die Städte schilderte er als sehr häßlich, aber sehr bevölkert; die Hitze fand er unerträglich.

Von Gibraltar aus gibt es keinen einzigen Fahrweg, und wer nicht ewig hier gefesselt bleiben will, muß entweder das Pferd besteigen oder sich der See anvertrauen. Ich entschloß mich für letzteres, da die Landreise 2 bis 3 Tage erfordert. Die Wasserstraße von Gibraltar nach Cadix ist höchst interessant; sobald man die imposanten Säulen des Hercules hinter sich hat, befindet man sich zwischen zwei Ufern, wovon das eine Afrika, das andere Europa ist. Wenn beide Welttheile wirklich je zusammenhingen, so konnte die Verbindung nur hier stattgefunden

und nur ein großes Naturereigniß sie auseinander gerissen haben. Bei Tarifa nähert sich das afrikanische Ufer so sehr, daß man dieselben fast durch eine Brücke verbinden könnte. Weiterhin erblickt man zur Linken die Stadt Tanger, deren Häuser, Mauern und Casuba genau unterschieden werden können. Später erreichten wir die Spitze von Trafalgar, berühmt durch den Sieg der Engländer und den Tod Nelsons, in welcher Gegend wir das Meer mit vielen Fischerbarken bedeckt fanden, denn nirgends werden so viele gutschmeckende und schwere Fische gefangen als hier, und kaum ist ein Netz ins Wasser gelassen, so kann man es schon mit reicher Beute wieder herausziehen. Acht Stunden, nachdem wir Gibraltar verlassen hatten, gelangten wir nach Cadix, dessen ausgedehnte Quais mit ihren großen, weiß angestrichenen Gebäuden einen guten Eindruck auf den Reisenden hervorbringen, welcher sich beim Betreten der Stadt selbst nicht verminderte, würde der Reisende nicht von den Schiffern, Trägern und Paßbeamten so sehr in Anspruch genommen, die ihn in allen spanischen Städten wie Mücken verfolgen und ihm keine Zeit lassen, auf andere Sachen sein Augenmerk zu richten. Diese alte Stadt sieht aus, als ob sie gestern fertig geworden wäre; alle Gebäude haben ohne Ausnahme einen weißen Anstrich. Die glatten Dächer sind mittelst einer niedrigen Mauer eingezäunt und mit allerlei Blumen geschmückt, zwischen welchen die schönen Frauen von Cadix sitzen und Besuche von den benachbarten Dächern erhalten. Von diesen Dächern genießt man eine herrliche Aussicht über das die Stadt fast ganz einschließende Meer. Die Straßen sind weder so eng, daß ein Wagen sie nicht passiren könnte, noch so breit, daß die Sonne eindringen kann; die öffentlichen Plätze sind geräumig und manche mit Weinreben bepflanzt, wodurch Laubgänge gebildet werden. Das Theater ist einer deutschen Residenz würdig, die Gasthöfe so vortrefflich wie bei uns, die Kaffeehäuser mit französischen und englischen Zeitungen versehen, die Promenaden, welche die Aussicht nach dem Meere darbieten, sehr besucht und die Wohlthätigkeitsanstalten können Muster für andere Städte seyn. Aber was man in Cadix vergeblich sucht, ist der Handel. Diese Stadt, welche in Spanien als eine der ersten Handelsstädte betrachtet wird, hat keine Börse, keine Dreimaster in seinem Hafen, keine großen Magazine und Lagerhäuser, keinen thätigen Handelsstand und kaum eine einzige belebte Handelsstraße. Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß ein Land, welches über so viele Mittel gebietet und fast ganz vom Meere umgeben ist, außer Barcelona, nicht eine einzige große Handelsstadt aufzuweisen hat. Auch hiervon kann nur dem Fanatismus und den spanischen Gesetzen die Schuld zugeschrieben werden. Der Charakter der Spanier hat allerdings viel Gutes; er ist mäßig, uneigennützig, freisinnig und tapfer aber hat das schlimmste aller Uebel, daß er fanatisch ist. Durch Fanatismus wurden im Mittelalter die besten und thätigsten Einwohner, die Mauren aus Spanien vertrieben, die Urbewohner Amerikas aufs grausamste mißhandelt, und endlich das eigene Volk durch die Inquisition so vermindert, daß 1720 die ganze spanische Bevölkerung nur $7^1/_2$ Millionen betrug. Seit einem halben Jahrhundert, wo ganz Europa und selbst die Türken tolerant geworden sind, wo alle Religionssekten wetteifern, mit einander in Frieden zu leben, haben diese Grundsätze allein beim Spanier keinen Eingang gefunden. Zehn Mal hat seit vierzig Jahren Spanien seine Regierung und seine Constitution verändert, und obschon dadurch Legitimisten, Constitutionelle und Republikaner ans Ruder kamen, konnte sich doch keine Partei zu den religiösen Ansichten des übrigen Europa erheben. Der Spanier betrachtet heute den nicht spanischen Katholiken weniger katholisch als sich selbst, den Protestanten nicht einmal als Christen, und einen Spanier mit dem Namen Juden oder Türken zu schimpfen, wird durch das Gesetz bestraft. Von gleichen Ansichten geleitet, hatte man bei Ausarbeitungen aller Verfassungen immer noch allen Nichtkatholiken die Ausübung des Gottesdienstes untersagt. Daß dies ein großes Hinderniß für den Handel ist, der nur durch freie Bewegung gedeihen kann, ist klar; manche Theile von Afrika, die so nahe bei Spanien liegen, daß man sie fast mit der Hand greifen könnte, machen ihre Geschäfte nach Livorno, Marseille oder Gibraltar, und selbst in dem Afrika so nahe liegenden Cadix ist der Turban eben so selten wie bei uns. Cadix, Sevilla und andere Städte Spaniens blieben daher nur so lange blühend, als ihnen die Schätze aus seinen amerikanischen Besitzungen zugeführt wurden. Mit der Unabhängigkeit derselben begann auch ihr Ruin, und Cadix ist seit zwölf Jahren so zurückgegangen, daß mehr als 10,000 seiner Bewohner ausgewandert sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Alexander Dumas erschreibt sich mit seinen Romanen und Schauspielen jetzt etwa jährlich dritthalb hunderttausend Francs, nicht mehr, aber auch nicht weniger. L. Reybaud nennt seine Feder witzig — die Feder der Weisen (la plume philosophale) nach Analogie des Steins der Weisen. Alexander hat übrigens nicht **eine** Feder, sondern vier, nämlich vier Sekretaire, denen er vollauf zu thun gibt; ein einziger Kiel würde all die Dinge, die er in die Welt schickt, nicht fertig bringen. (Wes. Z.)

In Hildburghausen starb am Neujahr der aus der neuen Geschichte der Philosophie und den Fichteschen Streitigkeiten bekannte Geh. Canzleirath **Forberg**, früher Docent in Jena. (Dorfz.)

(**Berlin**, 3. Jan. — Hamb. B.) Ueber die neue Bearbeitung des Columbus vom Professor Werder stellt sich jetzt das allgemeine Urtheil so ziemlich dahin fest, daß, wenn er auch an dramatischer Haltung in Etwas gewonnen, doch der Inhalt dem Zeitbewußtseyn noch mehr widersprechend geworden ist. Die Haupttendenz des Werkes ist eine Verherrlichung des Christenthums, wie man sie sonst in Weihnachts- und Fastnachtsspielen gesehen, in denen dann noch Christus und die heilige Jungfrau selber erschienen. Die Darstellung wird in den nächsten Wochen vor dem Publikum stattfinden, aber ein bedeutender Erfolg ist trotz der christlichen Zusätze nicht zu hoffen. Bei seinem früheren Erscheinen wurde das Werk drei Mal aufgeführt und sprach in den Scenen auf dem Schiff besonders an; die folgenden Acte aber zerstörten diesen Eindruck wieder, und so machte Berlin den Witz (Columbus heißt in dem Stücke Colomb), es sey erst ein Colon gewesen, dann ein Semicolon, endlich ein Punktum geworden. Da bei Hofe die Hegelianer noch immer äußerst unbeliebt sind, so hat man dem Professor Werder daselbst das Zeugniß gegeben, er sey immer ein sehr gemäßigter Hegelianer gewesen. — Der Prozeß Auerbachs gegen Mad. Birch-Pfeiffer findet im Publikum nicht viel Sympathien; das bestrittene Stück ist noch immer sehr besucht.

Das „Würzb. Abendbl." schreibt: In den letzten Tagen ereignete es sich im Dorfe Eßleben (auf dem Wege von Würzburg nach Werneck), daß eine fremde Weibsperson sich plötzlich sehr unwohl fühlte, ihr Testament zu machen begehrte und unter Andern auch einige der herbeigerufenen Zeugen mit ansehnlichen Legaten bedachte. Die Dankbarkeit der Beglückten sprach sich nun in dem Bestreben aus, derselben den Abschied vom Lichte so agreabel als möglich zu machen. Man verschaffte ihr alle Bequemlichkeiten, verköstigte sie so trefflich, als der Wunsch der Fremden begehrte, rief einen Arzt herbei, der nach mehreren Besuchen auch fand, daß die Fremde vollkommen gesund war, und

es sich auf ihre Legate hin sehr wohl hatte seyn lassen. So weit ist es in dieser Welt jetzt gekommen, daß man sich sogar vor Testamenten in Acht zu nehmen hat!

Korrespondenz.

Marburg, 7. Jan.

Während man bei uns in der Regel in den Wintersemestern an die fünfzig Studenten weniger findet, als im Sommer, hat sich diesmal im Vergleich zum vorigen Halbjahr die Zahl der Studirenden nur um etwa ein Dutzend verringert und besteht aus 260 Musensöhnen (worunter dreißig Nicht-Hessen, vier Nicht-Deutsche). Eine mit jedem Semester wachsende Quote unserer Academiker besteht aus den Studiosen der Naturwissenschaft, deren wir jetzt 42 (worunter sehr viele Chemiker) zählen. Bunsen's Wirken und dessen treffliches Laboratorium ist es, was diese stete Mehrung der sich genanntem Fache Widmenden zur Folge hat. Außerdem steht unsere medicinische Facultät, wie namentlich der Zuspruch der s. g. Ausländer zeigt, noch immer in ihrem alten, wohlbegründetem Rufe. — Unsere, durch die Landestrauer einige Zeit gestörten geselligen Wintervergnügungen sind gestern durch einen von etwa 200 Personen besuchten Ball des hiesigen neuen academischen Museums wieder eröffnet worden. Wenn auch die ganze Festlichkeit im Allgemeinen sehr befriedigte, so mußte es doch um so unangenehmer berühren, daß wieder einige Studenten von der Kaste der „Corpsbursche" durch unmotivirtes, rohes und unpassendes Benehmen noch gegen den Schluß des Balls denselben zu turbiren strebten. Im Uebrigen war die gesellige Freude durchaus ungetrübt. — Unsere Winterkonzerte, von denen man sich, nach den Leistungen des vorigen Jahres zu schließen, einigen Genuß versprechen kann, werden, wie verlautet, auch demnächst wieder ihren Anfang nehmen.

Mainz, 7. Jan.

Unserem alten kurfürstlichen Residenzschlosse, welches in neuester Zeit durch die Munifizenz unserer städtischen Behörde so herrlich restaurirt wurde, steht eine neue Zierde bevor, indem man beabsichtigt, die Nischen im großen Marmorsaale mit Statuen zu schmücken, wozu man 12 berühmte Männer vorschlägt, theils geborene Mainzer, theils solche, welche Großes für unsere Stadt gewirkt haben. Es sind dies: 1) Drusus, genannt Germanicus, Gründer des Castrum Moguntiacum. 2) Dagobert I., König der Franken, Gründer von Mainz 3) St. Bonifacius, der erste Erzbischof von Mainz. 4) Rhabanus Maurus, Erzbischof, Gründer der Schulen. 5) St. Willigisus, Erzbischof, Erbauer des Domes. 6) Heinr. von der Meiße, genannt Frauenlob, Liederdichter. 7) Arnold von Walpode, Gründer des rheinischen Städtebundes. 8) Joh. Gensfleisch, genannt Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. 9) Albrecht von Brandenburg, der große Kurfürst. 10) Joh. Fischart, der Mainzer Satyrendichter. 11) Joh. Philipp v. Schönborn, Kurfürst. 12) Emmerich Jos. v. Breidenbach, Kurfürst. Die Fenster im Saale sollen mit gemalten Rouleaux versehen werden, welche 80 Wappenschilder enthalten, und zwar 76 der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, das Wappen der französischen Republik, des französischen Kaiserreichs, der provisorischen und endlich der großherzoglich hessischen Regierung. Der von unserem tüchtigen Architecten Hrn. Laske vorgelegte und vortrefflich ausgeführte Plan findet von allen Seiten den größten Beifall und dürfte ohne Zweifel vom Gemeinderathe ohne alle Veränderung adoptirt werden, um so mehr, als die Ausführung Seitens der Stadt nur wenig Kosten verursacht und alle hiesigen Vereine mit Vergnügen dazu beitragen werden, den schönen Plan zu verwirklichen.

Frankfurt a. M. — (Verspätet einges.)

Zweites Konzert des Instrumental-Musik-Vereins.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie dieser Verein raschen Schrittes sich empor zu heben strebt. Die höchste Anerkennung hierfür gebührt Hrn. Messer, der auf die uneigennützigste Weise die Leitung des Vereines übernommen, dessen Eifer für das Aechte und Wahre in der Kunst, dessen Direktionstalent dem vorhandenen Material Form zu geben und dieser Form die Seele einzuhauchen wußte! Erst wenige Monate sind es, seit der Verein sich dieser Leitung zu erfreuen hat und schon haben wir zwei Konzerten beigewohnt, deren Programm mit denjenigen des Leipziger Gewandhauses kühn in die Schranken treten kann, während die Ausführung — was Auffassung, Lebendigkeit und Feinheit der Nüancirung betrifft — einem Künstler-Orchester zur Ehre gereicht haben würde. Dafür erfüllt aber auch anerkennende Dankbarkeit alle Mitglieder des Vereines, deren unausgesetztes Streben es ist, durch das unbedingte Eingehen in die Intentionen ihres Dirigenten dessen Ideale immer mehr zur Verwirklichung zu bringen. Das Band der vollkommensten Harmonie, das Dirigenten und Ausübende umschlingt, verspricht die glücklichsten Resultate für den Verein und die Kunst überhaupt. Denn täuschen wir uns nicht, so zeigt das Horoskop des Vereines, daß derselbe berufen sey, bei wahrhaft künstlerischem Streben der Repräsentant der classischen Konzertmusik dahier zu werden, sonach inmitten der vielen musikalischen Vereine und Anstalten unserer Stadt eine Stelle auszufüllen, die nur zu lange unbesetzt geblieben ist. Das zweite Konzert brachte nun: 1. Symphonie in Es dur von Haydn. 2. Quartett aus Idomeneo von Mozart. 3. Sonate für Pianoforte von Beethoven, Opus 109. 4. „Herr Oluf", Ballade von Dr. Carl Löwe und Sextett aus dessen Oratorium „die sieben Schläfer." 5. Ave Maria für eine Sopranstimme mit obligater Clarinette von Cherubini. 6. Ouvertüre zu Faniska von Cherubini. — Die herrliche, eben so geist- als gemüthreiche Symphonie von Haydn, so wie die feine charakteristische Ouvertüre von Cherubini wurden mit einer solchen Präcision und einem solchen Feuer ausgeführt, daß das freudig überraschte Publikum zu dem lebhaftesten Beifall hingerissen wurde. Nicht mindere Anerkennung fanden die Gesangvorträge. Als eine erfreuliche Erscheinung und als ein Zeichen, wie das Streben und die Bedeutung des Instrumental-Musik-Vereines in vielen Kreisen bereits richtige Würdigung gefunden, mußte es betrachtet werden, daß selbst Damen und Herren der höheren Schichten der Gesellschaft bei den Vocalvorträgen sich mit dankenswerther Bereitwilligkeit betheiligten. Ehre ihnen deshalb! Einen seltenen Genuß gewährte der Vortrag der großen Beethoven'schen Sonate Op. 109. Unser als Mensch wie als Künstler gleich hochgeschätzter Pianist Hr. Jean Schoch, dessen Namen das Programm verschwieg, hatte es unternommen, dieses großartige Werk Beethoven's vorzuführen. Es spricht nicht wenig für die edle, ächt künstlerische Richtung des Hrn. Schoch, daß er, es verschmähend die Huldigung der großen Masse zur Richtschnur seiner Wahl zu nehmen, gerade dieses, dem größeren Publikum allerdings weniger verständliche Werk zum Vortrag erkor. Die Ausführung entsprach vollkommen den Erwartungen. Wenn wir schon früher die der Vollendung nahe Technik des Hrn. Schoch zu bewundern hatten, so wurden wir diesmal durch das tiefe Eingehen in den Geist dieser herrlichen Composition, durch das lebensfrische, poetische Erfassen und ächt künstlerische Wiedergeben des Beethoven'schen Genius hoch erfreut und wahrhaft erwärmt. Der Vortrag des Hrn. Schoch erinnerte lebhaft an die unvergeßlichen Leistungen eines zu früh dahingeschiedenen Meisters! Der reichlichste Beifall aller Kenner und Kunstfreunde lohnte Hrn. Schoch und freudig stimmte auch das größere Publikum bei aus Achtung sowohl vor einem Beethoven'schen Werke — dessen ganze Tiefe freilich mehr geahnt, als begriffen seyn mochte — als auch vor einem Künstler, der, sein Talent dem Aechten und unvergänglich Schönen weihend, sein Streben, wie seinen Beruf gezeigt hat, Jünger und Vorkämpfer der wahren Kunst zu seyn. Wir schließen diesen Bericht mit dem Wunsche, daß nun auch das größere Publikum die Bedeutung des Instrumental-Musik-Vereines erkennen und durch zahlreiche Betheiligung bei dem nunmehr beginnenden neuen Abonnement nicht nur seinen Kunstsinn bewähren, sondern auch zugleich dem Verein die Mittel an die Hand geben möge, seinen Beruf immer vollständiger zu erfüllen, das vorgesteckte Ziel um so gewisser zu erreichen. Wir können die Bemerkung beifügen, daß die nächsten Konzerte des Interessanten und Seltenen sehr Vieles bringen und unter Anderem theils neue, theils hierorts noch nicht gehörte Compositionen von Mendelssohn, Beethoven, Mozart und dem unverdienter Maßen fast der Vergessenheit anheim gefallenen Ferdinand Ries vorführen werden.

L. F.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky neu einstudirt): Zum treuen Schäfer, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Lichtenstein, Musik von Adam. Zum Schluß: Der Schauspieldirector, komische Operette in einem Act, von L. Schneider, Musik von Mozart. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 11. Jan. (Neu einstudirt): Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum. Vorher: Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 12. Mittwoch, den 12. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

IV.

An dem Abende desselben Tages, etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, verließen zwei Männer das Dorf Saint-Clair und beeilten sich, einen Hohlweg zu gewinnen, der dem nahen Walde zuführte. Beide sprachen kein Wort und vermieden sorgfältig jedes Geräusch; es schien ihnen daran zu liegen, kein Aufsehen zu erregen. Der Sturm hatte sich erhoben und führte schwarze Wolken am Himmel herauf, die sich zu drohenden Massen anhäuften. Im Westen zeigte sich jenes phosphorescirende, in's Gelbliche spielende Licht, welches eine mit Elektricität überladene Atmosphäre andeutet. Schon zuckten hin und wieder einzelne Blitze am Horizonte auf und erleuchteten schwach die weite Landschaft, die außerdem in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Alles verkündete, daß ein schweres Ungewitter im Anzuge sey.

Ohne Zweifel hat der Leser in den beiden nächtlichen Wanderern schon den Pächter Fleuriot und den Abbé Düval erkannt, die bei einbrechender Nacht unbemerkt das Dorf verlassen hatten, um die vor zehn Jahren vergrabenen Besitzthümer der Kirche wieder an das Tageslicht zu fördern. Nicht ohne Grund hatte der Abbé beschlossen, diese wichtige Expedition ganz im Geheimen vorzunehmen; er wußte aus früheren Zeiten nur zu gut, daß so manches Glied seiner Gemeinde nicht im besten Rufe stand, und fürchtete, diese Gegenstände von nicht geringem Werthe möchten die Habgier des Einen oder des Andern reizen. Um diesen auch die Versuchung zu ersparen, hatte er gewünscht, die Ausgrabung bei Nacht und ohne weitere Beihülfe vorzunehmen.

Der Greis war augenscheinlich sehr ermüdet und schleppte sich, auf seinen Stab gestützt, nur mit Anstrengung aller Kräfte vorwärts. Der Pächter dagegen beeilte auffallend seine Schritte, und war seinem Gefährten fortwährend ein gutes Stück Wegs voraus, ungeachtet ihm die schwere Hacke, die er mit sich führte, bei'm Gehen hinderlich seyn mußte. So oft der Abbé ihn aufforderte, nicht so zu eilen, mäßigte er zwar auf kurze Zeit seine Schritte, verfiel aber bald wieder in seinen ungestümen Lauf. Es war, als treibe ihn eine unsichtbare Gewalt gegen seinen Willen vorwärts.

Endlich verließen sie den gebahnten Weg und lenkten gegen den Wald zu quer in das Feld ein. Plötzlich blieb der Abbé stehen, um Athem zu schöpfen und sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen.

„Lasset mich einen Augenblick ruhen, mein guter Peter," sagte er mit keuchender Stimme; „meine Beine sind weder so jung, noch so kräftig, als die Eurigen, und überdies habe ich heute schon einen anstrengenden Weg zurückgelegt, um jenen armen Kranken durch die Tröstungen der Religion zu erquicken . . . . Auch sind wir, nachdem wir den Fußpfad verlassen haben, meiner Meinung nach, nicht mehr so leicht einer Ueberraschung ausgesetzt, zumal bei dem herannahenden Ungewitter, wo Jeder gern ein schützendes Obdach sucht."

„Gewiß, es steht uns eine böse Nacht bevor," erwiederte der Pächter mit gedämpfter Stimme, indem er gegen den drohend bewölkten Himmel blickte. „Ich glaube, wir hätten zu unserem Geschäfte keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können . . . . Sehen Sie nur, das Ungewitter rückt immer näher, und Sie sind bis zur Erschöpfung ermüdet . . . . Sollte es nicht rathsam seyn, unser Vorhaben für heute aufzugeben?"

„Nein, Fleuriot, das können wir jetzt nicht mehr. Man weiß im ganzen Dorfe, daß jene Schätze noch vorhanden und in der Umgegend verborgen sind, und es läßt sich voraussetzen, daß mehr als Eine Nachforschung deßhalb angestellt werden wird. Wenn man nun durch Zufall auf die rechte Spur kommen sollte, glaubet Ihr wohl, daß die Scheu, einen Kirchenraub zu begehen, einen Jeden zurückschrecken würde? Leider sind wenige Menschen so ehrlich und gottesfürchtig wie Ihr, mein guter Peter. Ich fühle mich übrigens durch die kurze Rast schon etwas gestärkt; lasset uns daher unsern Weg fortsetzen. Wir haben diese Nacht noch viel zu vollbringen."

„Ich bitte Sie noch ein Mal, Herr Pfarrer, Alles zu bedenken," sagte der Pächter mit Nachdruck. „Sie sind nicht wohl, der Schweiß rinnt Ihnen unaufhörlich von der Stirn, und ich fürchte, daß Sie Mühe haben werden, nur Ort und Stelle zu erreichen."

„Beunruhiget Euch meinetwegen nicht; meine Kräfte sind noch nicht erschöpft; nur die schwüle Gewitterluft hat mich ermüdet. Reichet mir Euern Arm, damit ich mich ein wenig darauf stützen kann."

Als der Pächter sah, daß seine Bemühungen, den Abbé von seinem Vorhaben zurückzubringen, fruchtlos blieben, seufzte er schwer auf, schwang dann die Hacke auf die linke Schulter und reichte den rechten Arm seinem ermüdeten Gefährten. So gingen sie einige Zeit schweigend neben einander.

„Was ist Euch aber, Fleuriot?" begann endlich der Abbé. „Es scheint mir, als ob Ihr zitterte . . . Sollte ich Euch vielleicht zu beschwerlich fallen?"

„Die Hitze, die unerträgliche Schwüle!" erwiederte dieser verlegen. „Aber stützen Sie sich nur unbesorgt auf meinen Arm, und lassen Sie uns eilen . . . da es denn ein Mal seyn muß!"

Bei diesen Worten drückte er den Arm des Greises krampfhaft gegen seine Brust, und zwar gegen einen harten Gegenstand, den er unter dem Kleide verborgen hatte.

„Was habt Ihr aber da?" fragte der Abbé verwundert.

„Wenn ich mich nicht täusche, so traf mein Arm auf den Griff eines Pistols."

Der Pächter zog den in Frage stehenden Gegenstand hervor. Es war in der That eine jener alten Pistolen, deren sich die Bauern bei Gelegenheit einer Hochzeit oder einer Kindtaufe an Stelle der Böller zu bedienen pflegen. Lächelnd deutete er auf den Lauf, der bis zur Mündung geladen war.

„Um's Himmels Willen! wozu diese mörderische Waffe?" rief der Greis erstaunt, aber ruhig. „Gegen wen könnte sie dienen, wenn nicht gegen mich?"

„Gegen Sie?" erwiederte Fleuriot zusammen schaudernd. „Bei Gott! ein solcher Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen! — Nein, eher gegen mich selbst, gegen mich allein!" fügte er in unheimlichem Tone hinzu.

„Ihr sprecht in Räthseln, Peter. Aber, noch ein Mal: wozu führet Ihr diese Waffe bei Euch?"

Erst jetzt schien der Pächter wieder zu völligem Bewußtseyn zu kommen. Er erzwang ein Lächeln und erwiederte mit möglichster Ruhe:

„Sollte es nicht eine anzurathende Vorsicht seyn, bei einem so wichtigen Geschäfte für den Nothfall eine Waffe zu haben? Sagen Sie selbst, wenn man unser Vorhaben errathen hätte, wenn man uns gefolgt wäre und sich des Schatzes, der nicht ein Mal unser Eigenthum ist, bemächtigen wollte? . . . ."

„Ihr habt Recht!" unterbrach ihn der Greis, der wieder frei aufathmete; „wir haben allerdings nöthig, Vorsichtsmaßregeln zu nehmen . . . . Doch, Fleuriot, selbst in dem Falle, den Ihr erwähntet, würde ich Euch bitten, von dieser Waffe keinen Gebrauch zu machen. So hohen Werth jene heiligen Gefäße auch in meinen Augen und in den Augen eines jeden guten Christen haben müssen, wiegen sie doch kein Menschenleben auf, und ich würde sie eher opfern, als einen Tropfen Blut dafür vergießen."

„Wäre es möglich? Sie könnten das Leben eines Nichtswürdigen, eines elenden Schurken . . . ."

„Das Leben ist ein Geschenk Gottes," fiel der Abbé ein, „und ihm allein steht das Recht zu, darüber zu verfügen; daher gilt in meinen Augen ein Tropfen Menschenblut mehr, als alle Schätze der Erde. Ich bitte Euch, Peter, lasset Euch nicht zu einem übereilten Schritte hinreißen, und bedienet Euch in keinem Falle dieser mörderischen Waffe. Versprechet es mir!"

„Gewiß! . . . . gewiß! . . . Ja, ich verspreche es Ihnen!" erwiederte Fleuriot, und hielt bei jeder dieser Betheuerungen einige Augenblicke inne, als befürchte er, zu viel zu versprechen. „Aber," setzte er kaum hörbar hinzu, „was soll denn aus mir werden?"

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Cadix hat nicht so imposante Monumente als die andern großen Städte; die Domkirche ward erst vor zwei Jahren vollendet und ist, wie die modernen Gebäude aller Länder, vielem Tadel ausgesetzt, welcher nicht selten weit herbeigeholt wird. Die Kapuzinerkirche ist klein; das Gemälde am Hochaltar war es, bei dessen Ausführung 1685 Murillo, der spanische Raphael, vom Gerüste fiel und an der dabei erhaltenen Wunde bald darauf verschied.

Cadix ist vielleicht in neuester Zeit die in der Geschichte wichtigste Stadt Spaniens, denn hier war es, wo Napoleon, dem fast der ganze europäische Continent gehorchte, einen bisher noch nicht erfahrenen Widerstand fand, daß er nach dreißig Monaten die Belagerung aufheben mußte. Die Bevölkerung, welche sich während dieser Zeit um das Dreifache vergrößert hatte, entwarf die Constitution von 1812, welche von den beiden Ländern Rußland und England Anerkennung und Aufmunterung fand. Auf der Insel Leon, zu welcher Cadix gehört, war es, wo acht Jahre später diese Constitution auf's neue proclamirt ward, was mit Jubel in ganz Spanien aufgenommen wurde. Hier machte auch Spanien die traurige Erfahrung, wie theuer die Freiheit erkauft werden muß, denn gleich nach der Proklamirung empörte sich ein Regiment Soldaten, das keinen Sold erhalten hatte, und plünderte zwei Tage lang die Stadt. Nach Einrückung der Franzosen in Spanien 1823 zogen sich die Cortes mit dem König nach Cadix zurück, und eben so war es die Insel Trocadero bei Cadix, deren Wegnahme den Fall dieser Stadt nach sich zog, worauf die Deputirten aus dem Lande flohen und die Verfassung auf ewig abgeschafft wurde. Gleich nach der Julirevolution war es wieder Cadix, wo die größte Begeisterung für die Constitution sich äußerte und der Gouverneur Hiero Olivares, der diese Begeisterung unterdrücken wollte, bei hellem Tage auf öffentlichem Markte ermordet wurde. Von allen diesen großen Ereignissen ist kaum die geringste Spur in Cadix zu bemerken; die Stadt ist ruhig und wünscht zeitgemäße Fortschritte, nicht aber jene, welche auf gänzlichen Umsturz der bestehenden Verhältnisse hinzielen. —

Obgleich ich schon vielen Stiergefechten beigewohnt hatte, so konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, Spanien zu verlassen ohne den berühmten Montes gesehen zu haben. Ich fuhr deßhalb mit dem Dampfboote nach Puerto de Santa Maria, um von da nach dem sechs Stunden entfernten Xeres zu gelangen. Auch nicht eine einzige Seele begegnete mir auf dieser Landstraße, aber um so größer war das Gedränge in der Stadt, das ich bei meiner Einfahrt bemerkte, indem Alles zum Stiergefechte hinströmte. Wie Karlsruhe, Leipzig ꝛc. stolz darauf sind, Sänger und Schauspieler zu besitzen, welche in den ersten Städten Deutschlands auftreten können, so ist Xeres stolz darauf, Mittel zu haben, einen Montes engagiren zu können. Dieser gehört nicht, wie Viele glauben mögen, zur Metzgerzunft, sondern ist vielmehr der Sohn eines Bauern aus Schiklano, wo die Cadixer ihre Landhäuser besitzen. Er ist von mittlerer Größe, 40 — 50 Jahre alt und soll seit seiner frühesten Jugend viel Vergnügen an diesen Kämpfen gefunden haben. Er hat sich einen so großen Ruf als Matador erworben, daß in Spanien kein Amphitheater ist, worin er nicht in Gegenwart von 20 — 30,000 Zuschauern aufgetreten ist. Nur tadelt man seine zu große Verwegenheit, daß er häufig verwundet wurde und sogar öfters halbtodt aus der Arena weggetragen werden mußte, aber meines Erachtens ist ein Tod für ein solches Applaudissentent, wie es ihm gewöhnlich zu Theil wird, nicht zu theuer erkauft. Seine praktische Erfahrung geht so weit, daß er beim Eintritt des Stieres in die Arena dessen schwache Seite gleich auffaßt und ihm dadurch mehr als ein Mitkämpfer das Leben zu danken hat. Mit wahrem Vergnügen sah ich stets diesen berühmten Mann, wie er Gesicht gegen Gesicht, Auge gegen Auge mit übergeschlagenen Armen dem wüthenden Stier sich entgegenstellte, und dieser, durch solche Kühnheit erschreckt, dem Angriff auswich. So war ich auch ganz überrascht, als er unter andern einen Stier, als dieser auf ihn losstürzte, bei dessen Schweife ergriff und zu dessen größtem Aerger einige Male mit ihm herumtanzte. Er soll sich ein Vermögen von 100,000 Piastern erworben haben.

Xeres ist eine belebte Stadt mit schönen Straßen und großen Häusern, der Handelsstand ist sehr solid und thätig und hat sein Vermögen größtentheils an den Xeres-Weinen erworben. Die Reisenden geben die Bevölkerung auf 10,000 Seelen an, aber eine Stadt, die jeden Sonntag 15,000 Personen zum Stiergefechte schickt, muß wenigstens drei Mal so viel haben. Ueberhaupt sind den von Reisenden angegebenen Bevölkerungszahlen bis jetzt wenig Glauben beizumessen, da diese nicht auf officiellen Anga-

den beruhen. Dagegen ist jetzt wegen der Deputirten-Wahlen die Stärke der Bevölkerung auf den Wahllisten angegeben.

Bei den englischen Weinhändlern Gordon u. Comp. fand ich eine freundschaftliche Aufnahme und erhielt einen Begriff, wie der Weinhandel in Xeres betrieben wird. Das Comptoir des Hrn Gordon führt direct ins Weinlager, wo fünf Reiber Zulastfässer übereinander geschichtet lagen, so daß ein Faß mit dem andern communicirt und dadurch die unten liegenden Fässer leicht aus den obern gefüllt werden können. Keller wie bei uns kennt man nicht in Xeres, da dieser Wein die große spanische Hitze ertragen kann und sich dadurch nur veredelt. Bei demselben wird die Qualität vorzüglich durch das Alter bestimmt, daher auch der junge Wein sechs Jahre lang in ein Gewölbe eingesperrt wird, und ein Wein, der das hohe Alter von 60 bis 80 Jahren erreicht, wird in England so sehr hoch geschätzt, daß die Zulast mit 80 — 100 Livres Sterling bezahlt wird, besonders weil er durch sein Feuer dem Branntwein immer mehr gleich kommt, an welchen der englische Gaumen sich so sehr gewöhnt hat. Das Geschäft der Herren Gordon u. Comp. ist so bedeutend, daß stets 25 Küfer darin beschäftigt sind; das zu den Fässern nöthige Holz beziehen sie aus Dänemark und Nordamerika, und nicht selten senden sie die daraus verfertigten Fässer mit Xeres gefüllt nach diesen Ländern zurück. Der Bauer keltert hier nie, indem jeder Weinhändler im Herbst die ganze Crescenz eines Orts an sich kauft, wo man ihm die Trauben vorwiegt, und dadurch den Vortheil hat, fast nur eine Sorte Wein auf sein Lager zu bekommen.

Eine andere eben so große englische Weinhandlung besitzt Hr. Burton, den ich später in Puerto de Santa Maria besuchte, und der so gefällig war, mir in seinen Wein-Manipulationen einen kleinen Unterricht zu ertheilen, indem er wohl an fünfzehn Weinsorten von jüngeren und älteren Jahrgängen herbeiholte und den Weingeistgehalt derselben berechnete, um aus dieser Mischung einen Wein hervorzubringen, dessen Gehalt ihn zur Versendung nach Indien tauglich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das nach Auerbach's Erzählung von Mad. Birch-Pfeiffer bearbeitete neue Drama: „Dorf und Stadt" hat bereits auf der hiesigen Bühne in einer Woche drei Aufführungen bei jedesmal überfülltem Hause gehabt und werden deren noch viele nachfolgen. Die obschwebende Frage über das Mein und Dein des novellistischen Originales und der dramatischen Nachbildung auf sich beruhen lassend, ist nicht in Abrede zu stellen, daß dies Stück bei guter Aufführung einen sehr günstigen Eindruck hervorbringt und als eine der gelungensten Bühnennovitäten, welche den Theaterfreunden viel Interesse gewährt, hervorzuheben ist. Ohne solche Kassenstücke würde es bei dem heutigen Tages offenbar verminderten und durch mancherlei wohlbekannte Ursachen geschmälerten Theaterbesuch um den Fortbestand vieler Bühnen übel stehen und in dieser Beziehung wenigstens sind diese der Mad. Birch-Pfeiffer zu großem Danke verpflichtet.

Der „Nürnb. Kurier" macht über das Jahr 1847 folgende nette Bemerkung: Das Jahr, welches eben zu Ende gegangen ist, es verdient das schmerzstillende genannt zu werden. Es hat durch eine reiche Ernte Kummer und Noth, die sich, ein trauriges Vermächtniß seiner Vorgänger, in immer weitere Kreise verbreitet hatten, glücklich ein Ziel gesetzt, die Sorgen zerstreut und eine drohende Zukunft aufgehellt. Es hat uns mit den Wirkungen des Aethers bekannt gemacht und die Aerzte gelehrt, die Uebel zu heilen, ohne zuvor andere geschaffen, den Leidenden zu helfen, ohne sie zuvor gequält zu haben. Es hat der Menschheit einen reichen Segen gebracht und wir können ihm nichts Besseres nachwünschen, als daß das Jahr, welches ihm folgt, sich als gleich trefflicher Schmerzstiller, aber in anderem Sinne, erweise, daß es lehren möchte, die Krankheiten der Völker und Staaten zu heilen, ohne die Zuckungen einer vorhergehenden, nur zu oft tödtlichen Qual. Gibt es ein Mittel dazu? Wir zweifeln nicht. Wenn die Anforderungen der fortschreitenden Entwickelung allseitig begriffen werden, wenn der individuelle Egoismus es verlernt, die Mahnungen der Zeit künstlich zu übertäuben und des eigenen Behagens wegen sich dem allgemeinen Besten entgegen zu stellen, wenn alle Versprechungen erfüllt, alle Rechte geachtet werden, wenn Gesetze und Verträge nicht gedreht und gedeutet, nicht nach den aus dem lebendigen Zusammenhang gerissenen Worten, sondern nach ihrem Geiste gehandhabt werden: dann werden sich die Verwicklungen lösen, ohne daß wir Qualen zu bemitleiden, Opfer zu beklagen haben. Der Aether des Völkerlebens — er ist die Huldigung vor dem ächten, wahren Fortschritt."

Es wäre gut, wenn ein Ausschreiben der bayerischen Regierung an recht vielen Orten Anklang und Beachtung fände. Dasselbe ordnet nämlich höchst zweckmäßig die Verlegung der Zahltage für Tag- und Wochenarbeiter vom Sonnabend auf den Donnerstag an. Dabei soll kein Zwang eintreten, sondern Alles der freien Uebereinkunft der Betheiligten überlassen werden. — Es sieht Jeder, daß die vorsorgliche Regierung Denen, die von der Hand in den Mund, mehr aber noch, wenn sie gerade Sonntags die Tasche voll haben, in den Tag hinein leben in den Wirthshäusern, manchen sauer verdienten Batzen und Gulden für den Haushalt erhalten möchte. (Dorfz.)

Dem freien Nordamerikaner sind Journale ein fast eben so nothwendiges Lebensbedürfniß, wie Luft und Licht. Kaum hatte daher das nordamerikanische Heer am Anfange dieses Jahrs die mexikanische Gränze überschritten und sich in einigen Plätzen festgesetzt, als auch sofort in den eroberten Provinzen Zeitungen herausgegeben wurden. Das erste in Mexiko veröffentlichte amerikanische Journal war der „Anglo-Saxon", welcher in der Stadt Chihuahua erschien, und dessen Herausgeber ein ehemaliger Zögling der höhern Bürgerschule zu Köln, Christ. Kribben, jetzt Führer einer Freischaar in Taylors Heere, ist. (Hann. Morgenz.)

Der „Schwäb. Merkur" bringt am 8. Januar mit dem Motto: „Einheit in Dem, was noth thut, Freiheit, wo's noch im Zweifel ruht, Liebe ist in Allem gut" als Beilage die erste Nummer der „Blätter für das Armenwesen", welche von nun an jeden Samstag, einen halben Bogen stark, dem genannten Blatte beigefügt werden. Dieses Unternehmen kann in einer Zeit, in welcher die Noth der unteren Volksklassen einen immer greller hervortretenden Contrast mit dem Egoismus der Besitzenden bildet, dem wahren Menschenfreund nicht warm genug empfohlen werden. (Mannh. J.)

Korrespondenz.

Hamburg, 3. Jan.

Gutzkow's Wullenweber.

„Dieser Wullenweber wird auch keine Seide spinnen", bemerkte mir ein Freund nach der Aufführung und gab damit eine schlagende Kritik dieses neuesten Gutzkow'schen Stückes, das am 1. Jan. in unserem Stadttheater zur Aufführung kam. Gutzkow's Wullenweber ist ein Stück dramatisirter Chronik; es ist kein Fortschritt, sondern, zumal im Vergleich

mit Uriel Acosta, ein bedeutender Rückschritt zu nennen. Der Verfasser hat sich hier als erfahrenen Theaterpraktiker bewährt, ist aber auch, möchte ich sagen, mehr zur Handwerkerei übergegangen und hat eine bühnengerechte Mosaikarbeit à la Birch-Pfeiffer geliefert. Es fehlt an Einheit, an einem durch das Ganze sich hindurchziehenden dramatischen Hauptfaden; die Theilnahme des Zuschauers, der sich in raschen Sprüngen von Lübeck nach Kopenhagen und von Kopenhagen nach Wolfenbüttel versetzt findet, wird getheilt und zersplittert und die Lösung des Knotens ist nicht befriedigend. Die Fäden laufen nebeneinander her und zum Theil bunt durcheinander und verrathen überall den geschickten Webermeister, aus dessen Fabrik diese Arbeit hervorgegangen; er hat die einzelnen Fäden fortwährend in seiner Hand — aber es fehlt leider oft das geistige Band. Die Sprache ist edel und kernig und reich an Bildern, die wie stolze Schwäne auf dem blauen Strome der Rede dahinschaukeln; wir erkennen immer den geistvollen Schriftsteller und gewandten Dramatiker, doch die Muse schien ihm diesmal weniger hold gewesen zu seyn. — Die beiden Hauptrollen des hanseatischen Drama's fanden an Hrn. Fehringer (Wullenweber) und Hrn. Baison (Marcus Meyer) tüchtige Darsteller, indem der Erstere den edeln Repräsentanten des deutschen Bürgerthums, den Lübecker Rathsherrn, mit Würde und Kraft veranschaulichte, Letzterer den thatendurstigen Helden, der aus niederem Stande sich emporgeschwungen, in scharf ausgeprägten Zügen uns vorführte. Die Schwester Wullenweber's spielte Fräul. Wilhelmi mit der ihr eigenthümlichen Zartheit; außerdem verdienen Mad. Bost (Siegbritt), Hr. Bürde (der schwedische Prinz) und Hr. Weber (Syndikus von Lübeck) rühmliche Erwähnung, kurz die ganze Darstellung zeigte, daß unser Schauspiel fortwährend tüchtige und zahlreiche Kräfte vereinigt.

Niederweisel, 6. Jan.

In Nro. 5 der diesjährigen Didaskalia findet sich ein „die Gründung eines Zweigvereins u. s. w." überschriebener und „aus Oberhessen, im Dec." datirter Artikel, der den Unterzeichneten zur Beleuchtung und Berichtigung nöthigt. — Der Unterzeichnete, welcher die Butzbacher Versammlungen wegen wiederholt dort vorgekommener ärgerlichen Streitigkeiten schon seit längerer Zeit nicht mehr besucht hatte und also auf die Berichte Anderer bauen mußte, hatte von mehreren glaubhaften Männern, die er auf Verlangen nennen kann, gehört, daß in Folge jener Streitigkeiten, die gewiß mit den Zwecken des Gustav-Adolph-Vereins nichts zu thun hatten — Streitigkeiten, welche er hier aus Rücksichten der Humanität nicht näher nach Inhalt und Art bezeichnen mag — weit über 100 Mitglieder ausgetreten seyen und also für den Gesammtverein verloren wären, wenn ihnen nicht eine andere Gelegenheit gegeben würde, ihre Beiträge zu entrichten und sich Kenntniß von dem Wirken des Vereines zu verschaffen. Diese Nachrichten und Klagen bewogen ihn, einen Versuch, wenn auch ungern, zu machen, ob nicht diese Ausgetretenen oder zum Austritt Geneigten, deren namentlich auch in Ostheim und Niederweisel mehrere seyn sollten, unter Statuten vielleicht noch zu erhalten wären, welche ungeeignete Erörterungen von vornherein und ausdrücklich von den etwa zu haltenden Versammlungen verbannen müßten. Die Mitglieder des hiesigen Kirchenvorstandes stimmten ihm bestärkend bei. Er entwarf also unmaßgebliche Grundzüge hierzu und lud von der Kanzel „zu einer Besprechung in Angelegenheiten des Gustav-Adolph-Vereins", und weiter schriftlich seine nächsten Collegen zu dieser Versammlung ein. Für eine Unwahrheit muß es erklärt — und kann es als solche von 1000 Zuhörern bestätigt werden — daß derselbe von der Kanzel verkündigt habe: „er beabsichtige, einen Zweigverein der Gustav-Adolph-Stiftung zu gründen. Die Hrn. Collector Kuhl und Anderen zu Gesicht gekommene, der Festtage wegen jedenfalls höchst eilig geschriebene Einladung mag eine Andeutung dazu enthalten haben; darin mag auch der einem etwa zu Stande kommenden Zweigvereine am passendsten zu gebende Name erwähnt worden seyn, auch wird die darin enthalten gewesen seyn sollende Bezeichnung „gut christliche Bewohner" nicht in Abrede gestellt. Es sollte dies eben eine Bezeichnung solcher Ausgetretenen seyn, welche sich bestrebten, gute Christen zu seyn, und — wie ich hinzusetzen möchte — als solche auch Mitglieder des Gustav-Adolph-Vereins zu bleiben. Und das wird man ja doch auch heutzutage einem Pfarrer nicht verargen, wenn er gute Christen lieber um sich hat, als minder gute? Für die Veröffentlichung war diese Einladung, wie schon die Adresse bezeugt, nicht bestimmt, und kann dieselbe auch nur entweder durch Vertrauensmißbrauch oder irgend eine — Zufälligkeit dem Hrn. Collector zu Gesichte gekommen seyn. Was bezweckt derselbe nun durch deren Veröffentlichung?! — Der dem Unterzeichneten während der erregten Versammlung zugekommene Brief des Pfarrers Kl. aus Butzbach enthielt keineswegs die Mittheilung, daß es mit den Butzbacher Austritten sich anders verhielte, als Ersterer vernommen hatte, sondern — da der Hr. Berichterstatter doch den Inhalt dieses Briefes, wie es scheint, gern wissen möchte — unter Anderm einen Aufschluß über den von ihm verbotenus mitgetheilten §. 8, von welchem dem Unterzeichneten nur Das nicht ganz erinnerlich gewesen war, daß die darin enthaltene Beschränkung auf Einen Zweigverein in einem Decanate nicht wunschweise, sondern unbedingt ausgesprochen wäre. Das mußte der Verhandlung freilich eine andere Wendung geben. Demgemäß wurde unter dem Bemerken, daß vor der Hand ein an den wetterauer Zweigverein sich anschließender Sammelverein unter bestimmten Regeln sich bilden könne, der sich zu erwünschten Mittheilungen aus dem Vereinsboten von Zeit zu Zeit versammeln könnte — dazu geschritten, die entworfenen Bestimmungen einzeln durchzugehen, um zu sehen, mit welchen Abänderungen dieselben etwa festzuhalten wären. Wenn der unvermuthete Zuhörer ein in dem projectirten Vorstande sich bildendes Glaubensgericht zu erkennen meinte, so beruht dies auf seiner persönlichen Ansicht. Unterzeichneter, der nicht mit dem Uebel, Gespenster zu sehen, behaftet ist, weiß nichts hiervon. Eintracht liebt auch er, und festes Aneinanderschließen zu guten Zwecken auch; doch möge man ihm nicht verargen, wenn er dies auf einem Wege zu ermöglichen sucht, der ihm zum Ziele zu führen und mit seiner Stellung, seinen Pflichten als Seelsorger sich zu vertragen scheint. Leid sollte es ihm übrigens seyn, wenn erneuerte Angriffe ihn zu weiterer Verschwendung seiner Zeit an derartige Erläuterungen nöthigen sollten.

Fabricius.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Da es zu geschehen pflegt, daß neue Taschenbücher schon 3 — 4 Monate vor Beginn des neuen Jahres in's Publikum gebracht und besprochen werden, so dürfte es auch wohl einmal vorkommen, daß man später auf sie verweis't. Wir thun dies mit der „Cornelia" für 1848, welches seit einer langen Reihe von Jahren und unter verschiedenen Herausgebern besteht. Der vorliegende Jahrgang steht an Eleganz der Ausstattung und an Interesse des Inhaltes den früheren nicht nach. Er enthält 5 Erzählungen von Dräxler-Manfred, Walter Tesche, Bernd von Guseck, Elisabeth Becher und Julie von Großmann und 7 Stahlstiche zu den Geheimnissen von Paris, zum Friedel von W. O. von Horn, Daniel in der Löwengrube, Christus im Tempel und ein sehr schönes Titelblatt. Diesen Illustrationen sind zur Erläuterung sinnige Sonnette beigegeben, von welchen das zum Titelblatt eine Widmung an die Frauen bringt und mit den Worten schließt:

Fürwahr, begeisternd wirket der Gedanke,
Ein Musenwerk zu schaffen edeln Wesen,
Das innig sich um ihre Herzen ranke,

Ein Büchlein, das vom Haff zu den Vogesen
Hinpilgert nach der Frauen stillem Danke,
Und glücklich ist, wenn sie es hold gelesen!

(Frankfurt a. M.) Mit Konzerten von Virtuosen sind wir diesen Winter nicht überhäuft und deshalb haben die nur in geringer Anzahl stattfindenden sich zahlreicheren Besuches zu erfreuen. Einen solchen haben wir auch dem für den 19. d. M. bestimmten des ausgezeichneten Pianisten Hrn. E. Aguilar in Aussicht zu stellen, welches derselbe unter Leitung des Hrn Kapellmeister Guhr und Mitwirkung anerkannter Künstler im „Holländischen Hofe" geben wird. Näheres wird das Programm bestimmen.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 12. Jan., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Steiermark nebst einigen Bemerkungen über den dort vorkommenden Cretinismus, von Dr. Stricker.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. Jan. (Neu einstudirt): Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum. Vorher: Die Geschwister, Schauspiel in einem Act, von Göthe.

Mittwoch, 12. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 13. Donnerstag, den 13. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Der Weg über die Felder war äußerst beschwerlich, und nahm bei der wachsenden Dunkelheit die Aufmerksamkeit Beider so in Anspruch, daß sie das Gespräch unterbrechen mußten. Der Abbé war bis zum Tode ermüdet, hielt aber dennoch jede Klage zurück, aus Furcht, seinen Gefährten dadurch zu entmuthigen. Dessen ungeachtet konnte die Erschöpfung des Greises dem Pächter nicht entgehen, und mehrmals trat diesem ein Geständniß auf die Lippen, das sie zum Rückwege bestimmt haben würde. Aber eine geheime Macht verschloß ihm, so oft er sprechen wollte, den Mund, und die Dunkelheit verbarg den innern Kampf, der sich in seinen Zügen aussprach.

Der Sturm hatte sich gelegt, und tiefe Stille herrschte rings umher. Da ließ sich, als sie an einem dichten Gebüsch vorüber schritten, plötzlich in der Nähe ein Geräusch vernehmen, das wie der leise Schritt eines Menschen klang. Beide blieben betroffen stehen, setzten aber, da das Geräusch sich nicht wiederholte, ihren Weg fort, ohne weiter darauf zu achten.

„Das Wetter wird immer drohender, und der Weg ist in der That sehr beschwerlich," begann endlich der Abbé; „dennoch erinnere ich mich, dieses Feld in einer noch dunkleren Nacht und unter weit entmuthigenderen Umständen durchschritten zu haben. Gedenket Ihr nicht mehr jener rauhen Winternacht, in der wir, beladen mit dem Schatze, den wir jetzt im Begriff sind wieder aufzusuchen, uns nur langsam und mit größter Anstrengung vorwärts schleppten? Wir konnten öfters vor Ermattung nicht weiter; Kraft und Muth verließen uns, und wir brachen mehrmals selbst in Thränen aus. Als wir endlich an Ort und Stelle angelangt waren, fanden wir den Boden so hart gefroren, daß es uns nur mit Aufbieten aller Kräfte gelang, unser Werk zu vollbringen. Bevor wir den Rückweg antraten, fielen wir auf die Kniee nieder und sandten aus der Tiefe des Herzens ein andächtiges Gebet zum Himmel. Ueber und über bereift und mit erstarrten Gliedern erreichten wir erst das Dorf wieder, als schon der junge Tag im Osten zu dämmern begann; aber wir achteten aller Mühseligkeiten nicht, und waren nur mit der nahen Zukunft beschäftigt, die in düsteren Bildern vor die zagende Seele trat . . . ."

„Halten Sie ein, Herr Pfarrer!" rief Fleuriot mit bebender Stimme, und eine Thräne fiel auf die Hand des Abbé. „Welche Erinnerungen wecken Sie in mir auf! Wenn ich der Vergangenheit gedenke, so durchschneidet ein unendlicher Schmerz meine Seele, und ein Gefühl, für das ich keinen Namen habe, droht mir die Brust zu sprengen. Ja, selbst in der Schreckensnacht, von der Sie sprechen, war ich weniger unglücklich als heute!"

„Man muß sich dem Schmerze nie ganz zur Beute geben, mein Lieber; der Herr verlässet die Seinen nicht! Ist uns, nach langer Nacht, nicht schon ein neuer Morgen angebrochen, dessen Strahlen mit wunderbarer Macht in jede gläubige Seele dringen? — Aber wo sind wir? — Die Dunkelheit ist so undurchdringlich, daß ich mich selbst in dieser mir bekannten Gegend nicht mehr zu finden weiß."

„Wir sind sogleich am Ziele," erwiederte der Pächter gefaßter als früher. „Der mächtige Baum, gerade vor uns, ist die Tanne, die uns zur Richtschnur dient."

In der That gewahrte der Abbé in geringer Entfernung eine Baumgruppe, die gleichsam als der Vorposten des dahinter liegenden, nicht unbedeutenden Waldes erschien. Zur Linken bildete der Boden eine kleine Erhöhung, die an die Todtenhügel der alten Gallier mahnte, von denen man in dieser Gegend hin und wieder noch Ueberreste findet. Daneben erhob sich ein einzeln stehender majestätischer Baum, dessen pyramidenförmiger Gipfel fast biß zu den tief herabhängenden Wolken reichte; es war die Tanne, auf welche der Pächter so eben hingedeutet hatte, und die den Ort bezeichnete, wo ihre Nachforschungen beginnen mußten.

„Ganz recht! Es fängt jetzt an in mir zu tagen," rief der Abbé in freudiger Aufregung; „der Schatz liegt etwa drei Schritte von jenem Baume entfernt, in der Richtung des Waldes, und ich glaube, wir werden das genaue Maß, das ich Euch aus Fürsorge mitzunehmen rieth, kaum nöthig haben. — Peter," fuhr er mit Begeisterung fort, „dieser Ort hat eine höhere Weihe empfangen durch die Heiligthümer, die er einschließt, und es ist mein stiller Wunsch, hier ein Kreuz aufzurichten, sobald der Seelenzustand meiner Gemeinde mir die Hoffnung giebt, dieses Werk der Sühne würdig vollbracht zu sehen. Noch in späten Zeiten wird man dann nach diesem einfachen Sinnbilde unseres heiligen Glaubens wallfahrten und den Herrn preisen, der sein Wort glorreich aus dem Kampfe mit der Finsterniß hervorgehen ließ."

Sie waren nur noch wenige Schritte von der bezeichneten Stelle entfernt, als sich in dem Buschwerk, am Fuße des Hügels, ein verdächtiges Geräusch vernehmen ließ.

„Wer ist hier?" rief der Abbé mit aller Kraft der Stimme, die ihm noch zu Gebote stand.

Es erfolgte keine Antwort; aber eine dunkle Gestalt schlüpfte schnell an ihnen vorüber und eilte dem nahen Walde zu.

„Das ist doch seltsam!" sagte der Pfarrer nachdenklich. „Wer hätte erwarten können, an diesem einsamen Orte in so später Stunde noch Jemand anzutreffen?"

„Es war ein böser Geist, Herr Pfarrer, vielleicht Satan selbst!" stotterte der Pächter erschrocken, und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Der Böse an diesem geweihten Orte! Solltet Ihr das

wirklich glauben, Fleuriot? Nicht doch! es wird ein Wildschütz oder ein Holzdieb gewesen seyn, der uns in der Dunkelheit für Feldwächter gehalten hat und deshalb bei unserer Annäherung die Flucht ergriff. Aber mich erfaßt eine ernste Besorgniß um unseren Schatz. Lasset uns die Sache sogleich näher untersuchen ..."

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Es war in den ersten Tagen vom August 1846, wo ein großer Theil der Bewohner Sevilla wegen der großen Hitze verließ, ich dagegen einen dreiwöchentlichen Aufenthalt darin nahm, da ich glaubte, daß, um Rußland und Spanien kennen zu lernen, man ersteres im Winter, letzteres im Sommer aufsuchen sollte. Wenn die Russen durch Oefen, Doppelfenster und Pelze sich vor Erfrieren sichern, so haben gleichfalls die Mauren schon frühzeitig durch das Anlegen von Patios sich gegen das Verbrennen geschützt. Dieser Patio, welcher in keinem Hause in Sevilla fehlt, ist ein viereckiger Hof, der ringsum von 2 — 3stöckigen Wohnungen eingeschlossen und außerdem durch ein Segeltuch bedeckt ist, daß es der Sonne unmöglich wird, hier einzudringen. Außerdem verschaffen die schattigen Bäume und Springbrunnen eine angenehme Kühle. Jeder Patio ist von Säulen eingefaßt, mit Wandgemälden und dem besten Hausmöbel versehen; hier verweilt der Sevillaner den ganzen Tag, hier wird gespeist, gespielt, geplaudert und politisirt, und hieran stoßen auch die Zimmer, die im Sommer zur Schlafstätte dienen. Die meisten Patio sind sehr rein und jene der Reichen mit fast orientalischer Pracht ausgestattet. In einem Patio lernte ich einen jungen Architekten Mitjana kennen, dessen Vater Stadtbaumeister in Malaga ist und der eben seine Studien in Madrid, London und Paris vollendet hatte. Mit diesem Freunde besuchte ich alle hiesigen Monumente und viele Privatfamilien. Das wichtigste von allen Monumenten Sevilla's und fast der ganzen Christenheit bleibt die Domkirche, die selbst noch groß bleibt, wenn man ihr die Peterskirche zu Rom, die Dome zu Mailand, Burgos und Granada an die Seite stellt. Sie verdankt ihre Entstehung den Benedictinern, die auch hier, wie in Italien, sehr große Reichthümer besaßen. Als der Baumeister sie befragte, nach welchem Style sie die Kirche gebaut haben wollten, sollen sie geantwortet haben, er solle die Kirche bauen, daß die Nachwelt sagen könne, sie wären verrückt gewesen. Mit dieser unumschränkten Vollmacht ward die Kirche 1400 angefangen und schon nach hundert Jahren war Europa um ein Wunderwerk reicher. Während des ganzen Baues suchte jede religiöse Corporation ihr Scherflein beizutragen; die eine überließ auf eine Reihe von Jahren ihre Renten; andere enthielten sich aller Nebenausgaben und die ärmeren nahmen nur die unentbehrlichsten Lebensmittel, um das Werk möglichst zu fördern. Die Länge und Breite dieser Kirche bietet einen Raum dar, daß sich die ganze Bevölkerung Sevilla's darin bewegen kann, ohne daß ein Gedränge stattfindet. Die Kirche theilt sich in fünf Schiffe, und die zweiunddreißig Pfeiler, welche sie tragen, haben eine Dicke, daß sie einem Thurm fast ähnlich sind. Die Kirche ist so reich an Merkwürdigkeiten, daß es bis heute Niemand wagen konnte, sie einzeln zu beschreiben; die 70 Kapellen allein würden Foliobände erfordern. Der Hochaltar mit seinen Gemälden und Statuen bildet für sich eine unermeßliche Kirche, überhaupt ist Alles hier in ganz großem Maßstabe, wovon auch 83 vortrefflich gemalte Fenster Zeugniß geben. Man berechnet, daß an den 86 Altären jeden Tag 500 Messen gelesen und an 100,000 Pfund Wachs jährlich verbrannt werden. Beim Abendgottesdienst wird die Kirche durch 120 große Silberlampen erleuchtet. Von den vielen Gräbern hebe ich jenes Ferdinands des Dritten hervor, der 1248 den Mauren Sevilla wegnahm; jenes von Christoph Columbus, dessen Gebeine übrigens nach St. Domingo gebracht wurden, und das seines Sohnes, welches sich in der Mitte der Kirche befindet. Die Taufkapelle enthält das berühmte Gemälde Santo Antonio di Padua von Murillo. Der Schatz der Cathedrale, der beim Einrücken der Franzosen noch zeitig nach Cadix gebracht wurde, bewahrt die reichen Geschenke von Alphons dem Weisen, sowie die Reliquien, welche bloß bei der großen Procession am 8. December mitgetragen werden. Der von der Kirche etwas getrennte Thurm, bekannt unter dem Namen Giralda, ist einer der interessantesten Theile derselben; er hat ein Alter von 848 Jahren, eine Höhe von 350 Fuß, und ist vom berühmten Araber Gever, der die Buchstabenrechnung erfand, erbaut. Das Innere hat einige Aehnlichkeit mit dem Thurm der Trinitatis-Kirche in Copenhagen, auf welchen Peter der Große hinauffuhr. Hier werden zwei Reiter ganz gemächlich bis zur Spitze reiten können; oben, wo die Glocken hängen, genießt man eine herrliche Aussicht über die Stadt, Umgebung und den Lauf des Quadalquivir.

(Fortsetzung folgt.)

Berthold Auerbach und Charlotte Birch-Pfeiffer.

In Erwiderung eines in der „Europa" enthaltenen Artikels von Dr. Auerbach gibt Mad. Birch-Pfeiffer in der Beilage zur königl. privil. Berl. Z. eine ausführliche Erklärung, welcher wir Nachstehendes entnehmen:

„Hr. Berthold Auerbach hat (Europa Nro. 52, 25. December 1847) seinen Unwillen über meine Dramatisirung seiner „Frau Professorin" in einer Form und auf eine Weise ausgesprochen, die mir verbieten, Das, was ich über diese Angelegenheit zu sagen mich gezwungen sehe, an ihn zu richten. Dennoch fühle ich die moralische Verpflichtung gegen mich selbst, das Schweigen zu brechen, welches ich seit Jahren jedem Angriff entgegenzusetzen pflege, da es sich im vorliegenden Falle nicht um ein reines Kunsturtheil, sondern um förmliche Verdächtigung der Nation gegenüber handelt. Ich ersuche demnach die verehrlichen Redactionen des In- und Auslandes, meiner Antwort in diesem ernsten Falle die Verbreitung nicht zu versagen. Die Sprache, welche Hr. Auerbach gegen mich führt, könnte das Publikum in den Irrwahn versetzen, daß ich mich einer ehr- und rechtlosen Handlung schuldig gemacht, als ich es gewagt, mit freier Benutzung der Erzählung: „Die Frau Professorin" mein Schauspiel „Dorf und Stadt" zu schreiben — wenn das Publikum nicht wüßte, daß, von Shakspeare's Zeiten bis auf den heutigen Tag, die Geschichte, der Roman und die Novelle mehr oder weniger die Quellen waren, aus denen die Dramatiker ihre Stoffe zogen! — Kein Gesetz verbietet ein solches Umgestalten jedes beliebigen Stoffes für die Bühne; sogar Goethe, ein so großer, selbstschaffender Geist, scheute sich nicht, seinen „Clavigo" nach Beaumarchais Memoiren zu arbeiten, und ganze Scenen aus denselben wörtlich auszuheben; Töpfer dagegen benutzte Goethe's „Hermann und Dorothea" zu einem wirkungsreichen Bühnenstück, wie denn überhaupt die Aufzählung aller ähnlichen Bearbeitungen von Werken der Historiker und Romantiker ein eigenes Buch füllen würde! — Ein derartiges Verfahren kann daher — zumal das deutsche Theater, wenn es nur reine Originalwerke darzustellen berechtigt wäre, in unseren Tagen längst kein Repertoir mehr hätte — unmöglich ein rechtloses, verbrecherisches seyn, wie Hr. Auerbach es darstellt. Aus dieser Rücksicht hatte ich keine Verpflichtung, die Erlaubniß des Hrn. Auerbach als Autor der Erzählung zur Dramatisirung derselben nachzusuchen, und alle Schriftsteller, deren Werke ich früher in ähnlicher Art ohne Anfrage benutzte, na-

mentlich Storch („Hinko,") und die Paalzow („Thomas Thyrnau") haben mir niemals einen Vorwurf darüber gemacht. Da ich indeß mit Hrn. Auerbach in freundlicher Beziehung stand, würde ich ihn von meiner Absicht in Kenntniß gesetzt haben, wenn ich nicht durch ihn selbst zu einem Irrthume veranlaßt worden wäre, der mir jetzt erst klar wird. — Vor zwei Jahren äußerte Hr. Auerbach bei meiner Anwesenheit in Leipzig den Wunsch gegen mich: ich möge es versuchen, eine seiner Dorfgeschichten auf die Bühne zu bringen. Diese Aeußerung hat in mir zuerst die Idee geweckt, und ich würde sie schon damals unzweifelhaft ausgeführt haben, wenn mich nicht die Vorarbeiten zu meinem Original-Schauspiel: „Eine Familie", beschäftigt hätten. Als aber Fräulein Louise Neumann im Laufe des verflossenen Sommers den dringenden Wunsch gegen mich aussprach, die „Frau Professorin" zu dramatisiren, nahm ich keinen Anstand, die frühere Idee auszuführen, da es mir gänzlich unbekannt war, daß (wie Hr. Auerbach veröffentlicht) bereits deßhalb bei ihm eine Anfrage geschehen sey; ja, ich wollte sogar, in dem guten Glauben, daß Hr. Auerbach nicht das Geringste dagegen hätte, ihm das fertige Manuscript zuschicken, allein Niemand wußte mir im August v. J. seinen damaligen Aufenthaltsort anzugeben, man glaubte ihn auf einer Reise in der Schweiz. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß Hr. Auerbach die Dramatisirung des gewählten Stoffes nicht wünsche, so würde ich auf denselben — aus Rücksicht für die Person des Hrn. Auerbach — augenblicklich verzichtet haben, da ich meinerseits nicht in dem Falle bin, durch eine Bearbeitung der „Frau Professorin" meinen Werth oder Unwerth als dramatische Schriftstellerin dokumentiren zu müssen. — Hr. Auerbach wendet seinen ganzen Unwillen, der ihn, wie er sich ausdrückt, gegen „die Ehr- und Rechtlosigkeit unserer Zustände" erfaßt hat, wider mich, und vergißt, daß er Kläger und Richter in einer Person ist, indem er die absprechendste Recension meines Stückes schreibt. — Ob diese ihm zusteht, ob der Romantiker überhaupt fähig ist, sich vom objectiven Standpunkt aus als Beurtheiler eines, nach seinem Stoff für die Bühne bearbeiteten Stückes aufzuwerfen, ob mein Stück „eine schamlose Verzerrung", und der Beifall, den es findet, „ein unverdienter, durch elende Theatercorps bedingter" ist, — über alles Das steht mir keine Stimme zu, dies hat das deutsche Publikum zu entscheiden."

Hierauf geht Mad. Birch-Pfeiffer zu einigen Einzelnheiten ihrer Bearbeitung über und schließt dann ihre Erklärung wie folgt: „Wenn aber Hr. Auerbach durch sein Anathema gegen mein Stück zu beweisen sucht, daß es durchaus nicht seine Erzählung, sondern etwas ganz Anderes, daß es jämmerlich und verwerflich sey, so scheint er nicht erwogen zu haben, daß er in diesem Falle auch nicht einen Vorwand zur Beschwerde haben kann. — Nur mir konnte es Nachtheil bringen, wenn ich mich durch eine so erbärmliche Dramatisirung einer guten Erzählung um das einzige Zugeständniß gebracht hätte, das mir selbst von meinen erbittertsten Gegnern nicht versagt worden, — daß ich eine „bühnenkundige Schriftstellerin" sey. Wäre mein Stück durchgefallen, so hätte selbst dies den Ruhm der Erzählung nicht verkleinern können, und nun sollte es sogar der gute Erfolg desselben? — Wenn ich, was Hr. Auerbach mir so sehr vorwirft, seinen Namen mit auf den Zettel brachte, so geschah dies eben, weil ich kein Plagiat zu begehen willens war, und weil ich nicht auf „Raub" ausgehe, sondern stets frei und offen dem Publikum die Quellen angebe, die meinen Arbeiten, wenn sie nicht Originalstücke sind, zum Grunde liegen. Hätte ich Hrn. Auerbachs Namen nicht genannt, so würde er mich mit Recht der Unredlichkeit beschuldigt haben. — Die Verantwortung des Stückes, die Abänderungen und Hinzufügung anderer Gestalten und Charaktere fällt dennoch auf mich, als dessen Verfasserin allein; die Erzählung des Hrn. Auerbach liegt deshalb ungefährdet und unverändert dem Publikum vor. Ich bedaure, durch die Wahl des Stoffes Hrn. Auerbach zu solchem Unwillen gegen mich Veranlassung gegeben zu haben. Da es aber ein Mal geschehen ist, kann und werde ich im Interesse der deutschen Bühnen überhaupt, für welche der vorliegende Fall eine Lebensfrage berührt — in keiner Weise von meiner Berechtigung abgehen. Wenn Hr. Auerbach endlich bei mir, wie bei einem Kaufmann, der seine Wechsel nicht honorirt, durch einen Notar hat Protest einlegen lassen, so habe ich begreiflich davon keine Notiz zu nehmen; der Entscheidung des zuständigen Gerichtes, mit welchem Hr. Auerbach mich bedroht, werde ich mich willig unterwerfen, indem ich mit Zuversicht vertraue, daß Das, was von deutschen Dramatikern stets geschehen und was kein Gesetz verbietet, von vorurtheilsfreien Richtern nicht werde für unerlaubt erachtet werden. Dies mein erstes und letztes Wort in dieser Angelegenheit.

Berlin, den 2. Januar 1848. Charlotte Birch-Pfeiffer."

Mannichfaltigkeiten.

(Luzern. Amt Sursee.) Ein Landstürmer verkauft seine Frau, muß sie aber wieder zurückkaufen. — Ein gewisser Salzmapeter, einer der eifrigsten Landstürmler, erhielt letzter Tage zwei eidg. Soldaten als Einquartierung. Nach traulichem Gespräche beim Kirschenwasser fing er nach gewohnter Weise seine Frau sehr zu rühmen an. Natürlich gefiel eine so musterhafte Frau den auch musterhaften eidg. Soldaten, und sie kauften dieselbe dem Manne um 100 Frcs. ab. Nachdem der Kauf geschlossen, schriftlich abgefaßt und beiderseits unterschrieben war, erlegten die zwei Soldaten 100 Frk. Als sie aber die Frau mit sich nehmen wollten, weinte sie sehr und leistete Widerstand, indem sie glaubte, daß sie mit dem Manne die gleichen Rechte theile, und von ihm nicht verkauft werden könne — und der Mann sah sich, da die Soldaten den Kauf wollten gehalten wissen, genöthiget, seine Frau mit 2 Louisd'or und 15 Maß Kirschenwasser Reukauf zurückzukaufen. (N. Zürch. Z.)

Der unglückliche Nikolaus Lenau hat kürzlich gegen eine ihn besuchende Dame eine Aeußerung vorgebracht, welche wie ein schimmernder Strahl des niedergedrückten poetischen Genius aus der Geistesumnachtung des Dichters aufblitzte. Lenau sagte nämlich zu der Dame, nachdem er sie sinnend betrachtet hatte: „Ach, wie Sie schön sind!" — „Was fällt Ihnen ein, lieber Lenau, ich bin ja alt und gar nicht schön!" — Darauf erwiederte Lenau: „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen der Seele." (Mainz. Unterh.)

Korrespondenz.

Hamburg, Neujahr.

Das neue Jahr hat unsere zahlreiche Journalistik um eine Nummer vermehrt. Es wäre sehr zu wünschen, daß es einmal eine Eins neben den vielen Nullen wäre. C. A. Schlönbach, ein talentvoller, aber leider noch allzu grüner Literat von Profession, hat eine: „Nordische Fackel" angezündet und fordert das Publikum dringend auf, die Flamme fleißig zu nähren. Etwas Licht und Feuer könnte der norddeutschen Literatur in der That nicht schaden, nur ist mit Grund zu fürchten, daß, was Hamburg betrifft, ein zu strenges Löschamt gehandhabt werden wird, denn unsere Censur übt fortwährend eine Strenge, für die es keinen andern Grund geben kann, als übertriebene Aengstlichkeit. Allein darin aber den Grund zu suchen, warum eine Stadt wie Hamburg kein einziges Journal von einiger Würde und Bedeutung besitzt, wäre ungerecht. Es scheint auch in vielen, fast in allen anderen Beziehungen hier kein guter Boden für die Literatur zu seyn, deshalb befinden sich auch geradezu alle unsere Journale unter der Leitung von Männern, die eher

alles Andere seyn könnten, als eben gute und würdige Leiter von Organen der öffentlichen Meinung. Hamburg und die Nachbarorte haben fast an 30 Blätter und Blättchen, und von wie vielen weiß die Welt etwas? Die „Börsenhalle" ist ziemlich unser einziges Blatt, welches in die Welt kommt, aber auch sie nicht ihres literarischen Inhaltes wegen, sondern als commercielles Anzeigeblatt. Möge es im neuen Jahre besser werden und zu unseren vielen Handelsartikeln auch etwas von geistigem Gute kommen.

Aus dem Badischen, 7. Jan.

Wenn von Seiten des reisenden Publikums nichts eingewendet werden kann, daß auf der Main-Neckarbahn noch jetzt der Sommerfahrtenplan mit täglich fünf Zügen besteht, so wird demselben diese Annehmlichkeit durch den Mangel einer richtigen Influenz auf die Bahnzüge der badischen und der Taunuseisenbahn doch sehr verkümmert. — Unangenehm berühret es auch, die langen Bahnzüge so wenig besetzt zu sehen, und natürlich wird man zu der Frage geleitet, wie es sich mit dem Interesse der Bahnverwaltung vertragen mag, daß täglich ohngefähr sechsmal mehr leere Plätze als Passagiere zwischen Heidelberg und Frankfurt hin- und hergefahren werden. — Bedenkt man, wie viel Kohlen, Oel u. s. w. dabei aufgehen, wie viel Dienstpersonal dafür bezahlt und wie viel an dem Transportmaterial dabei abgenützt wird und zu Grunde geht, so muß man sich wundern, daß nicht schon längst ein der jetzigen Personenfrequenz entsprechender Fahrtenplan in's Leben getreten ist.

Mainz, 9. Jan.

Nächsten Freitag, den 14. d., werden sich die Mainzer Carnevalsfreunde zum ersten Male in der Narrhalla versammeln. Das Comité des Carnevals-Vereins hat bereits die Einladung dazu in der hiesigen Zeitung erlassen und dadurch Viele aus einer peinlichen Spannung gerissen. Wird die Narrhalla in diesem Jahre geöffnet werden oder nicht? das war die große Frage, welche Wochen hindurch in unserem Wochenblatte in gebundener und ungebundener Rede abgehandelt wurde, bis endlich die befriedigende Lösung derselben durch die erwähnte Einladung erfolgte. Der Carneval berührt die Mainzer Interessen sehr nahe, und da alle diese Interessen seit einiger Zeit in unserem Wochenblatte durch „Eingesandts" besprochen werden, so hat das Wochenblatt gewissermaßen einen geschichtlichen Werth, denn es gibt Zeugniß dafür, welche geistige und materielle Fragen die Mainzer beschäftigen, in welchem Ideenkreise sich die Localschriftsteller der goldenen Moguntia bewegen, und in welcher Form und Redeweise sich die Parteien bei einer streitigen Frage angreifen und abfertigen. Diese Localliteratur hat für den stillen Beobachter einen eigenen Reiz; sie läßt ihn erkennen, auf welcher Stufe die Schreibelustigen stehen, und wenn er zufällig Bauverständiger ist, so wird er auf den ersten Blick zu dem Schlusse kommen, daß die Mainzer Localliteratur viel Massives hat und in der Wahl der Ausdrücke nicht ängstlich ist. Man verfährt hierbei nach dem Sprüchworte: „Was grob ist, hält gut", — ohne zu bedenken, daß dies dem gewerblichem Leben entlehnte Sprüchwort doch auch viele Ausnahmen zuläßt. In der Carnevals-Frage nun griffen die Widersacher derselben zu allen möglichen Mitteln, um ihren „lieben Mitbürgern" die Lust am Fasching zu verleiden. Da mußten die „ernste Zeit", die „Eisenbahn", die „Noth", nochmals die Noth, dann wieder die ernste Zeit und abermals die Eisenbahn herhalten; man könne jetzt aus vollem Herzen nicht lustig seyn; man solle die Lust auf bessere Tage verschieben; als ob es ein besonderes Kunststück sey, gerade dann recht heiter zu seyn, wenn man bis über die Ohren in der Wolle sitzt. Mit dem eigentlichen Grunde ihrer Antipathie gegen den diesjährigen Faschingsjubel traten die Gegner desselben nicht hervor, nämlich mit dem, daß in dem Narren-Parlamente Manches verhandelt werden könnte, was vielen Ohren nicht angenehm zu hören seyn dürfte. Gerade die ernste Zeit, die Eisenbahn und die Noth werden vielen Rednern, die zu gewissen Zeiten des Jahres die Schellenkappe der steifen Alongenperücke vorziehen, einen reichen Stoff bieten, mit den Waffen des Humors, der Satyre und Ironie Die zu geißeln, die weder der ernsten Zeit Rechnung getragen, noch in der Eisenbahnfrage ihre Schuldigkeit gethan, noch in der Noth sich so benommen haben, wie sie sich hätten benehmen sollen. Der „Sonderbund" gegen den Carneval kann versichert seyn, daß die Geldopfer, die er es sich bereits kosten ließ, damit der Narrentempel noch auf einige Jahre verschlossen bleibe, ihm nichts geholfen haben und nur Denen nützen werden, welchen er sie gebracht; es werden ihm recht viele Dinge aufgetischt werden, deren Verdauung einen gesunden Magen erfordert, und wenn wir aus dem Alphabet der Narrendebatten nur Anfang und Ende: „Actien" und „Zahlbacher" Trinkwasser erwähnen, so braucht er nicht zu glauben, daß im ABC nichts weiter zu finden sey. Die Narren haben im verflossenen Jahre ihre Ausbeute nicht an den Mann bringen können; aber „lange geborgt, ist nicht geschenkt", und gerade unter den Narren gibt es Leute, die ein entschiedenes Talent zum Sammeln haben und Das, was sie gesammelt, mit dem Motto zum Besten geben: „Kinder und Narren reden die Wahrheit." Die ernste Zeit rechtfertigt dies Motto in jeder Beziehung, und vielleicht bietet sich Gelegenheit, recht anschaulich nachzuweisen, daß man im Narren-Parlamente die Bedeutung dieses Sinnspruches zu würdigen weiß.

Wetzlar, 5. Jan.

Der in den vorjährigen Blättern der Didaskalia verhandelte Streit über die Beseitigung des aus alter Zeit herstammenden hiesigen Intelligenz-Blattes, an dessen Stelle das vereinigte fürstlich solms-braunfelsische und Wetzlarer Kreisblatt treten sollte, ist nun in Folge einer Anordnung des königl. hohen Ministerio des Innern, welche von der Bürgerschaft dankbar erkannt wird, erledigt. Die bejahrte Wittwe des verlebten vieljährigen Redacteurs jenes Intelligenz-Blattes hat nämlich, nachdem der Stadtverordneten-Vorsteher derselben sich als verantwortlicher Redacteur an die Seite gestellt, die Concession zur Wiederherausgabe des besagten Blattes in der früheren üblichen Form erhalten. Es ist dadurch sowohl einem billigen Anspruch dieser Wittwe, als Druckerei-Besitzerin, Berücksichtigung, als auch der Stadt und ihren Vorständen für deren völlige Umgehung bei dem veranstalteten Wechsel der fraglichen Blätter eine wohl nicht unangemessene Genugthuung zu Theil geworden, was nur dazu beitragen kann, das Vertrauen des Bürgerstandes zu den Gesinnungen der Staatsregierung gegen denselben zu erhöhen und zu befestigen.

Freitag, 14. Jan.: Vierte und letzte Quartett Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner. Programm: 1) Quartett aus D dur (Nro. 10) von Mozart, 2) Quartett aus C moll von Heinrich Wolff, 3) Quartett aus Es dur von Cherubini.

Palindrom.

Hat es die Geburt gegeben,
So sey stets auch dein Bestreben,
Des Geschenkes werth zu seyn.
Achte nie auf seinen Schimmer,
Nur im Herzen trag' es immer,
Es der Menschheit Dienst zu weih'n.
Wirst du rückwärts nun es lesen,
Nennt es dir ein holdes Wesen
Aus dem schönen Fabelland.
Söhne sind ihm zwei entsprossen;
Von dem Götterglanz umflossen,
Schlangen sie das treu'ste Band.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 10.

Florenz, Lorenz.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 13. Jan. Zum treuen Schäfer, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Lichtenstein, Musik von Adam.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 14. Freitag, den 14. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Kaum hatten sie einige Schritte vorwärts gethan, so bemerkten sie einen frisch aufgeworfenen Erdhaufen.

„Unser Geheimniß ist verrathen! Man ist uns zuvorgekommen!“ rief der Abbé bestürzt.

Fleuriot schien noch nicht an die Möglichkeit dieses Falles zu glauben, und bemühte sich eben, mit seinem scharfen Blicke die Finsterniß zu durchdringen, um das Terrain näher in's Auge zu fassen, als plötzlich ein hell leuchtender Blitzstrahl sich über den nächtlichen Himmel schlängelte. Er überzeugte sich, daß in der That an der Stelle, wo der Schatz lag, eine Nachgrabung stattgefunden hatte, und zwar, der Beschaffenheit des Bodens nach zu urtheilen, erst vor ganz kurzem. Ja, selbst das Grabscheit, mit welchem die Arbeit ohne Zweifel ausgeführt worden war, erblickte er zu seinen Füßen.

„Kein Anderer kann der Schuldige seyn, als der Flüchtige, der so eben dem Walde zueilte,“ begann der Abbé etwas gefaßter. „Hoffentlich sind wir noch zur rechten Zeit gekommen, um diesen Elenden an der Ausführung seiner verbrecherischen Absicht zu verhindern. Ihr habt selbst gesehen, Peter, mit welcher Schnelligkeit er die Flucht ergriff, und es ist in der That nicht denkbar, daß ein Mensch eine solche Last so leicht mit sich fortführen könne. Dann hätten also die Anstrengungen dieses Räubers nur dazu gedient, uns die Arbeit zu erleichtern, wie denn der Herr in seiner Weisheit die Werke der Bösen immer zum Besten seiner Getreuen lenkt.“

Fleuriot stand unbeweglich da und stierte in die Grube vor sich. Tausend sich widersprechende Gedanken durchkreuzten seinen Kopf.

„Lasset uns die begonnene Arbeit unverzüglich fortsetzen,“ sagte der Abbé dringend, indem er den Träumenden leise berührte. „Kann ich doch kaum den Augenblick erwarten, wo wir den Kasten von Eichenholz, der unser Theuerstes birgt, dem dunkeln Schoße der Erde unversehrt wieder entnehmen. Aber sehet nur,“ fuhr er um sich blickend fort, „zu welchen Anstrengungen Geiz und Habsucht, diese niederen Leidenschaften, den Menschen anzuspornen vermögen. Sollte man wohl glauben, daß ein einzelner Mann im Stande wäre, in wenigen Stunden eine so schwierige Arbeit zu vollbringen? Nehmet Ihr die Hacke,“ wandte er sich an den Pächter; „ich werde Euch mit dem leichteren Grabscheit nach Kräften unterstützen.“

Mit diesen Worten war der Greis in die Vertiefung hinabgestiegen und wollte eben seine Arbeit beginnen, als Fleuriot, der endlich aus seinem finstern Brüten erwachte, ihn bei dem Arme erfaßte.

„Wir würden uns vergebens bemühen, Herr Pfarrer,“ sagte er in entschiedenem Tone. „Man ist uns zuvorgekommen .... Was wir suchen, ist nicht mehr vorhanden.“

„Was wollet Ihr damit sagen?“ fragte der Abbé verwundert. „Ihr werdet doch zugeben, daß der Mann, der bei unserer Ankunft so schnell entfloh, unmöglich eine Kiste von dieser Schwere mitgenommen haben kann.“

„Er hatte dieselbe ohne Zweifel schon in Sicherheit gebracht und war nur zurückgekehrt, um den Graben wieder zuzuwerfen und die verrätherischen Spuren seiner Arbeit möglichst zu verwischen.“

„Warum aber diese Annahme?“

„Die Kiste war genau an der Stelle vergraben, wo wir uns befinden, und zwar nur etwa zwei Fuß tief: Sie sehen selbst, daß keine Spur mehr davon vorhanden ist ....“

„Ihr könnet Euch aber täuschen, Peter; vielleicht wenn wir tiefer graben ....“

Anstatt auf diese Einwendung zu antworten, schlug der Pächter links und rechts mit seiner Hacke in den Boden und überzeugte den Pfarrer, daß er auf eine Tuffschichte gestoßen war, die das weitere Eindringen unmöglich machte. Jetzt konnte der arme Getäuschte nicht mehr an der Entwendung des Schatzes zweifeln.

„So hätte Gott also wirklich dieses Vergehen am Allerheiligsten geschehen lassen!“ sagte er niedergeschlagen. „Aber der Dieb ist vielleicht noch in der Nähe; man muß ihm nachspüren, ihn zu erreichen suchen, bevor er Zeit gewinnt, weiter zu entfliehen. Es könnte doch seyn, daß er sich durch Bitten oder Drohungen bestimmen ließe, uns das geraubte Kirchengut wieder zu überliefern.“

„Wo aber den Nichtswürdigen aufsuchen? Wir wissen ja nicht ein Mal mit Bestimmtheit, ob er unserem Dorfe angehört.“

„Habt Ihr nicht vielleicht Verdacht auf Jemand, Fleuriot?“

„Gott bewahre mich vor der Vermessenheit, einem meiner Nächsten ohne tristigen Grund ein solches Verbrechen anzusinnen!“ erwiederte der Pächter ausweichend. „Wie leicht könnte mein Verdacht einen Unschuldigen treffen!“

Der Abbé schien diese Bedenklichkeit zu theilen; denn auch er zögerte, irgend eine bestimmtere Vermuthung auszusprechen. Indem er den Blick nachdenklich auf den Boden heftete, bemerkte er zu seinen Füßen etwas Glänzendes. Als er es aufhob, erkannte er eine silberne Brille, die der Dieb wahrscheinlich bei seiner schnellen Flucht verloren hatte.

„Sollten Euch diese Gläser nicht bekannt seyn?“ fragte er den Pächter.

„Ich bin der Meinung, Herr Pfarrer, Sie müßten so gut als ich wissen, wer diese Brille noch diesen Morgen trug.“

„Sie gehört dem Schulmeister Denis; Niemand in der gan-

zen Gemeinde trägt, so viel ich weiß, Gläser von ähnlicher Fassung."

„Ganz recht! sie gehört dem Schulmeister Denis," bestätigte Fleuriot. „Da Sie, Herr Pfarrer, jetzt ohne mein Zuthun einen bestimmten Verdacht ausgesprochen haben, so nehme ich auch keinen Anstand mehr, zu erklären, daß Denis vor wenigen Tagen dieses Grabscheit zur Bestellung seines Gartens bei mir geliehen hat. Ich erkannte es sogleich wieder."

„So wäre also dieser bedauernswürdige Gotteslängner der Strafbare?"

„Das habe ich nicht gesagt, Herr Pfarrer. Beachten Sie wohl, ich bemerkte nur, daß Denis noch diesen Morgen im Besitze dieser Brille und dieses Grabscheites war."

„Begreift diese Behauptung nicht eine Beschuldigung, — ja ich möchte fast sagen einen Beweis, in sich? Wie aber konnte Denis wissen? . . . ."

„Haben Sie nicht bemerkt, daß er diesen Morgen in meiner Nähe stand, als Sie die baldige Ausgrabung des Schatzes vorschlugen und dabei des Ortes gedachten, an welchem wir denselben vergraben hatten? Wie leicht könnte der Schlaukopf unser Gespräch belauscht haben und dadurch auf die rechte Spur geleitet worden seyn, um so mehr, als er seit dem Beginne der Revolution bemüht gewesen ist, die verschwundenen Kostbarkeiten ausfindig zu machen, und sich seit gestern gewiß in Vermuthungen über diesen Gegenstand erschöpft hat. Uebrigens, Herr Pfarrer, möchte ich aus meinen Worten durchaus keinen Verdacht hergeleitet wissen, und ich wiederhole es Ihnen nochmals, daß ich Denis keineswegs des vollführten Verbrechens beschuldige."

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Die Kirchen werden in Spanien ewig das Anziehendste bleiben, und der Reisende, welcher sich nicht für sie interessirt, wird den Hauptgenuß entbehren. Wir Deutsche bei unserem ewigen Nachgrübeln über Religion, was allen Glaubenssecten eigen ist, bei unsern Synoden und Bibelvereinen, bei unseren alt- und neukatholischen Kirchen, bei unseren verschiedenen Rabbiner-Versammlungen, können uns schwer vom spanischen Charakter einen Begriff machen, der nie über Religion nachdenkt und nicht anders weiß, als den Glauben, wie er ihn von seinen Vätern ererbt hat, auf seine Nachkommen zu übertragen. In diesem Lande des unbedingten Glaubens ist dem Menschen die Kirche Alles, indem er sie als einen Theil seines Eigenthums betrachtet. Hier, wo Fürst wie Bettler, Jung wie Alt, Mann wie Frau gleiche Rechte besitzt; hier, wo der Bildhauer, Maler und Architekt alle ihre Kräfte aufbieten, um das Vollkommenste hervorzubringen; hier, wo der Diamant, der Edelstein, Gold und Silber Jedem die Augen blenden; hier, wo man bei der drückendsten Hitze die angenehmste Frische und Kühle empfindet: hier verweilt der Spanier den ganzen Tag und hier verlebt er alle seine Mußestunden.

Wenige Schritte vom Dom liegt die Lonja oder Börse, eines der schönsten Gebäude Sevilla's; sie bildet ein regelmäßiges Viereck mit einem platten Dache und wurde der Stadt von der Regierung geschenkt, die sich jedoch den ersten Stock für das amerikanische Archiv vorbehielt. Dieses Archiv, welches einen ungeheuren Saal in Anspruch nimmt, enthält in großen gebundenen Päcken die Correspondenz sämmtlicher Statthalter von Amerika im ersten Jahrhundert nach dessen Entdeckung. Aus einem besondern Glasschranke zeigte man uns die Correspondenzen und eigenen Handschriften von Christoph Columbus, Ferdinand Cortez, Pizarro und Las Casas.

In Sevilla ist wegen seines geringen Handels im Sommer die Börse gar nicht, im Winter nur einmal in der Woche eröffnet; acht Mäkler sind hinreichend für die Geschäfte, da die Ausfuhr höchst unbedeutend ist. Der Handelsstand in Sevilla ist indeß sehr reich, lebt aber ohne Aufwand und Luxus.

Unweit der Börse liegt der Alcazar, ein altes maurisches Schloß, welches heute eben so gut wie die Alhambra zu bewohnen ist. Die Regierung hat die durchbrochenen Stuccatur-Arbeiten, sowie die maurischen Verzierungen ganz nach altem Styl wieder herstellen lassen, und dadurch den Beweis geliefert, daß es für unsere Zeit keine große Aufgabe seyn mag, eine Alhambra aufzubauen. An den Alcazar stößt ein sehr prachtvoller Garten, dessen Bouquets, Bäder, Springbrunnen und ein Vexirwasser bei unseren häufigen Abendbesuchen uns viele angenehme Stunden verschafften.

Der Wohlthätigkeitsanstalten in Sevilla sind so viele, daß wir zu ihrem Besuche einen ganzen Tag nöthig hatten.

Die Liebhaberei von Gemälden ist eine Hauptleidenschaft der Sevillaner, und man findet daher nirgends so viele Bilderhändler als hier, daß sogar in einigen Hauptstraßen einer neben dem andern wohnt. Bei keinem Vornehmen wird man einen Besuch machen, ohne daß er mit dem Besitze eines Murillo, Valdez, Ribera oder eines andern Meisters prahlen wird. Die Patios sind ganz mit Gemälden geschmückt; die geringere Klasse mißt mit einer Elle die Länge und Breite des Raumes, um in dem ersten Bilderladen ein Gemälde zu kaufen, das denselben einnimmt, wodurch man sich einen Begriff machen kann, von welchen Gemälden oft ein solcher Patio ausgefüllt ist.

Doch mehr als für Gemälde interessirt man sich in Sevilla für das Stiergefecht, das hier sehr glänzend ausgeführt wird. Ein Künstler, der hier mit Beifall auftritt, hat sich einer guten Aufnahme in ganz Spanien zu erfreuen. Das Amphitheater ist aus Stein und das Dachwerk wird von Marmorpfeilern getragen, und obschon es an 22,000 Menschen fassen kann, müssen doch häufig Besucher wegen Mangel an Raum zurückgewiesen werden. Durch die Liebe zu diesen gräßlichen Schauspielen ist die eigentliche Kunst sehr in den Hintergrund getreten. In der heißen Jahreszeit wandert die Oper nach Cadix, welches der Seebäder wegen von Fremden stark besucht ist.

Da in einem Lande, wo die Ruhe schon einen so großen Genuß gewährt, der Mensch bei einer Hitze, wie sie in Sevilla herrscht, nicht viel arbeiten kann, so ist das Müßigleben in Sevilla fast allgemein. Um 10 Uhr Morgens werden alle Läden, Comptoirs und Kaffeehäuser geschlossen und die Siesta gehalten, daher in dieser Tageszeit die Straßen menschenleer sind und Niemand sich durch gute Worte noch Geld bewegen läßt, Etwas zu besorgen. Es besteht in Spanien sogar das Sprichwort, daß um diese Zeit nur Franzosen und Hunde auf den Straßen zu sehen sind. Dem Fremden, welcher nicht allein wach bleiben will, bleibt nichts Anderes übrig, als sich auch schlafen zu legen. Nach der Siesta wird zu Mittag gespeis't, und nach Untergang der Sonne beginnt das eigentliche Leben in Sevilla, werden Einkäufe und Geschäfte gemacht, die Straßen belebt und die Patios zur Einathmung der Abendluft geöffnet. Je weiter die Nacht vorrückt, desto belebter werden die Straßen, und ich fand manchmal die Almeda del Duque Morgens 3 Uhr noch mit Menschen angefüllt, die sich hier theils auf Bänken ausruhten, theils die Alleen auf- und abgingen, um von Zeit zu Zeit dem lechzenden Körper einige Erfrischung zukommen zu lassen, weßhalb auch in allen öffentlichen Plätzen von Süd-Spanien besondere Buden aufgeschlagen sind, welche mit Laub und Blumen verziert sind und worin Wasser, Milch und Limonade verkauft werden. Der Aguadoren (Wasserverkäufer) gibt es in Andalusien eine solche Menge, daß dieser Handel für einen wichtigen Nahrungszweig der armen Leute betrachtet werden kann. Zu jedem Glas Wasser erhält man verzuckerten Anis, den man zuerst in den Mund nimmt,

und vergütet im Ganzen etwa einen halben Kreuzer. Männer und Frauen in Andalusien haben ihre Nationaltracht noch aufrecht erhalten; nur manche Kaufleute mit ihren Commis in Sevilla und Cadix scheinen derselben den Krieg erklären zu wollen, werden aber hoffentlich den Sieg nicht so leicht erringen. In Sevilla wird viel politisiet, aber wenig gelesen; französische Blätter sind nur in dem kaufmännischen Club, deutsche und englische gar nicht zu finden. Ich befand mich am 5. August in dieser Gesellschaft, als die Nachricht anlangte, daß bei einem Konzert im Tuilerien-Garten auf Louis Philipp geschossen worden war, was mit allgemeinem Unwillen aufgenommen wurde. In sieben Tagen hatte die Nachricht eine 500 Stunden lange Strecke durchlaufen, während unter Ferdinand dem Siebenten es Monate bedurft hatte, um die wichtigsten europäischen Nachrichten nach Andalusien gelangen zu lassen, wo sie durch die Censur ganz entstellt dem Volke mitgetheilt wurden. Am folgenden Tage brachten die drei hiesigen Zeitungen diese Nachricht mit allen möglichen Commentaren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Galignani's Messenger berichtet aus Buchareſt über eine wahrhaft empörende Mißhandlung, die sich der Hospodar der Wallachei gegen eine junge Dame aus Hannover, welche die Erziehung seiner Kinder leitete, hat zu Schulden kommen lassen. Die Erzieherin (sie ist 25 Jahr alt) hatte sich über das Benehmen einer Amme im Dienst der Fürstin zu beklagen, fand aber so wenig Schutz, daß sie von dieser vielmehr für eine Lügnerin erklärt wurde. Die begreifliche Bestürzung über solche Behandlung sah die Fürstin als ein Geständniß der Schuld an. Sie zittern — rief sie — also sind Sie schuldig! Die Erzieherin antwortete: Ich zittere nur vor Gott. Diese Antwort scheint die Frau Hospodarin völlig außer sich gebracht zu haben; sie ward so wüthend, daß sie der jungen Dame mit Schlägen drohte, als der Hospodar selbst ins Zimmer trat. Er ließ sich von seiner Frau den Vorfall berichten, hörte die Erzieherin gar nicht an und ließ ohne Weiteres das unglückliche junge Mädchen durch einen Adjutanten in ein nahes Zimmer schleppen, wo der von der Fürstin angedrohte Strafakt von einem Bedienten an ihr auf die brutalste Weise vollzogen ward. Sie erhielt zwanzig Peitschenhiebe! Halb besinnungslos ward das Opfer dieser Niederträchtigkeit nach einem Hotel gebracht. Von dort führte man sie zu dem katholischen Erzbischof, ihrem einzigen Bekannten in Bucharest; dieser empfahl ihr, sich an die Konsularbehörden zu wenden. Sie begab sich zum englischen Generalkonsul, Hrn. Colquhoun, der indessen nicht mehr die hannover'schen Interessen vertritt; doch empfahl er die Sache der jungen Dame auf das angelegentlichste dem gegenwärtig die hannover'schen Konsulargeschäfte führenden österreichischen Konsul, der es wenigstens dahin brachte, daß der Hospodar sich zu einer Entschädigung von 400 Dukaten bereit erklärte und sein Bedauern über die „Ungeschicklichkeit" seines Adjutanten aussprach, seinen Befehl buchstäblich auszuführen. Die junge Dame wollte Bucharest in der Mitte des Dezembers verlassen. Der Vorfall hatte dort bei Einheimischen wie bei Fremden den tiefsten Unwillen erregt.

(Hannover, 6. Jan. — Hall. C.) Eine seltsame Bescheerung brachte der zweite Weihnachtstag, die denn auch allgemeines Erstaunen erregt. In der Kreuzkirche beim Beginn des Gottesdienstes wurden Blätter ausgetheilt, worauf Gesänge mit angehängten Bemerkungen abgedruckt waren. Beide sind in barbarischem Style verfaßt und strotzen von mystischem Unsinn. So z. B. lehrt die Bemerkung zu einem Liede (mit diplomatischer Genauigkeit kopirt): „dies Lied hat zum inhalt die wunder der menschwerdung; wer ohren des glaubens hat, höret sie mit lust — und selig ist wer's hören kann. Das wurde den rathskämerer Christian Knesebeck in Rostock einst merkwürdig gegeben. Derselbe war 10 jahr lang völlig taub gewesen; da begab es sich am heiligen abend vor weinacht im jahr 1703 als er 81 jahr alt war, daß sein weib und tochter dis lied zu singen anfingen, kaum aber hatten sie hell und frolich gesungen: gelobet seist du Jesus Christ als der alte man einfiel: daß du mensch geboren bist; Gott hatte ihn durch das lied die ohren aufgethan." Auch noch ein anderes „Wunder von Zinsendorf vor 100 Jahren" wird erzählt u. dgl.

(Berlin, 4. Jan. — Schles. Z.) Die gemeinnützige Bau-Gesellschaft, welche sich hier gebildet, hat nach den uns vorliegenden Statuten zunächst den Zweck: in gemeinnütziger Weise durch Bauausführungen in den verschiedenen Stadttheilen Berlins oder vor dessen Thoren gesunde und geräumige Wohnungen für sogen. kleine Leute zu beschaffen, diese Wohnungen billigst zu vermiethen, und die bebauten Grundstücke den Miethern, welche zu diesem Behufe einzelne Genossenschaften bilden, 30 Jahre nach dem Zusammentritt einer jeden betreffenden Genossenschaft als freies Eigenthum zu übergeben. Nach Erreichung dieser ersten Aufgabe beabsichtigt die Gesellschaft die gemeinnützige Ausführung baulicher Anlagen von Bädern, namentlich für Kinder, ferner die Errichtung von Waschhäusern und Trockenplätzen, die Beschaffung von Lokalen für Kleinkinder-Bewahranstalten und Spielplätzen ꝛc. Die Gesellschaft will keine großen, sogen. Familienhäuser, sondern nur Gebäude von ungefähr 6—12 Wohnungen, je nach Verhältniß des Raumes und sonstiger Umstände errichten. Die Wohnungen sollen luftig, geräumig und bequem eingerichtet werden, Kellerwohnungen dabei gänzlich ausgeschlossen seyn. Zu Miethern werden nur Personen angenommen, die mindestens fünf Jahre in Berlin wohnen, in gutem Rufe stehen, eigenes Mobiliar besitzen und einen bestimmten Broderwerb nachweisen können. Vorzugsweise soll auf Familienväter gesehen werden, welche von Mitgliedern der Gesellschaft empfohlen sind. Mitglied der Gesellschaft ist Jeder, der entweder sich durch Uebernahme von Aktien betheiligt, oder sich zu einem jährlichen Beitrage von mindestens 8 Thalern verpflichtet. Das Aktienkapital soll die Summe von 1 Mill. Thalern nicht übersteigen und in Aktien à 100 Thaler vertheilt werden, die auf jeden Inhaber lauten.

(Wien, 5. Jan. — A. Preuß. Z.) Die Resultate der neuen Wiener Dampfbäckerei, welche am 21. v. M. ihr Eröffnungsfest feierte, sind sehr befriedigend, und alle Sachverständige sprechen sich sehr günstig über die vortheilhafte Ofenkonstruktion, über die Vollkommenheit des Gebäckes und der dabei bestehenden vortrefflichen Manipulation aus. Sie vermag täglich in 2 Oefen, nebst einer bedeutenden Anzahl von Luxusgebäcken, 9600 Brode à 1 Pfd. $11^1/_2$ Loth zu backen. Bei der ersten Backprobe wurden in einer Stunde 172 Brode à 1 Pfd. $11^1/_2$ Loth, 300 Kaisersemmeln à 4 Loth und 80 Weißbrode à 1 Pfd. gebacken. Der Hülfsverein hat die Einleitung getroffen, daß das Brod aus dieser Dampfbäckerei an die Bedürftigen in satzungsmäßigem Gewichte statt $7^1/_2$ Kr. W. W. um $6^1/_2$ Kr. abgelassen werde.

(Berlin. — Schles. Z.) Vor kurzem feierte hier ein Pärchen seine Hochzeit, dessen Brautstand nicht weniger als 30 Jahre gewährt hat. Der Bräutigam war nämlich an einem Waisenhause als Lehrer angestellt, wo er freie Wohnung und ein Gehalt erhielt, welches eben nur genügte, sich allein, aber nicht auch Familie durch's Leben zu schlagen. Er blieb daher so lange bei jener Anstalt, bis er Ansprüche auf Pension hatte. Jetzt ist er 59 Jahre alt und mit seiner 50jährigen Braut getraut worden.

Korrespondenz.

Vom Mittelrhein, 9. Jan.

Unter jene Gegenstände, von deren erfolgreicher Lösung sich die Gemeinde Kastel eine entschiedene Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse verspricht, gehört namentlich die Reduction des Rheinbrückenzolls. Es ist nämlich notorisch, daß unser Brückenzoll-Tarif mit den Tarifen in anderen Staaten in keinem Verhältnisse steht, indem z. B. das Personen-Brückengeld zu Köln, Koblenz ꝛc. nur 2 Pfennige, bei der Brücke zwischen Kastel und Mainz aber 2 Kreuzer beträgt, und zahlen auch gleichwohl die Bewohner von Kastel nur einen Kreuzer Brückengeld, so wäre dennoch leicht nachzuweisen, daß dieselben, wegen der nöthigsten Käufe und Verkäufe auf die Stadt Mainz hingewiesen, jährlich mehr an Brückengeld wie an Steuern bezahlen. Nach dem Grundsatze einer gleichmäßigen Besteuerung aller Einwohner unseres Staates dürfte daher der Antrag der Kasteler Bewohner auf Herabsetzung des Brückenzolls eben so billig als gerecht erscheinen, um so mehr, als dieses Verlangen, nicht erst heute, sondern längst schon besprochen, bei In- und Ausländern eine gleiche Theilnahme findet. Aber selbst im Allgemeinen ist eine Reduction unseres fast veralteten Rheinbrückenzolltarifs Bedürfniß geworden, da man eine gleichmäßige Behandlung in dieser Beziehung mit anderwärtigen Brückenzoll-Abgaben wohl mit Recht ansprechen kann, und eine Communication um so frequenter besucht wird, je billiger solche ist. Daß aber bei den Winterüberfahrten zwischen Mainz und Kastel von der Person 4 Kreuzer erhoben werden, während für die Ueberfahrt zwischen Köln und Deutz, und zwar mittelst eines Dampfboots, die Person nur 2 Pfennige bezahlt; daß ferner für den Transport von Vieh und Wagen ꝛc. so enorm hohe Kosten verlangt werden, dies hat schon vielseitige Klagen hervorgerufen. — Eine billige Berücksichtigung dieser Verhältnisse höheren Orts bleibt sonach dringend erwünscht. — Noch ein anderer Gegenstand ist es, der das Interesse unseres Staates wesentlich berührt, nämlich die Landung der Dampfschiffe am Kasteler Ufer, für welches Unternehmen, wie bekannt, die Gemeinde Kastel schon seit einer Reihe von Jahren kämpft. Denn während der Verkehr möglichst erhalten werden soll, zeigt sich dessen Abnahme in unserem Staate immer mehr und mehr, und ist es bereits so weit gekommen, daß kaum $^1/_8$ des Verkehrs, welchen die Dampfschiffe und Eisenbahn bringen, dem Großherzogthum sich zuwendet, während Biebrich in dieser Beziehung steigt. Hatte ja im Laufe des verflossenen Jahres fast jeder einzelne Bahnzug bewiesen, wie nachtheilig die directen Verbindungen zwischen Biebrich und Frankfurt auf die Landungsplätze der Dampfschiffe zu Mainz und den Mündungsplatz der Eisenbahn zu Kastel wirken. Hat nun, wie man sich mit Bestimmtheit sagt, die technische Behörde die Anlegung eines Landungsplatzes für die Dampfschiffe am Ufer von Kastel längst schon für ausführbar erklärt, warum sollte man, das Interesse unseres Staates verkennend, bei künftiger Wiederbelebung der Schiffahrt noch weiter mit Verwirklichung dieses Unternehmens zögern?

Wiesbaden, 9. Jan.

Der vielfach geäußerte Wunsch, hier eine Trinkhalle in der Nähe des Kochbrunnens zu erbauen, wird nun wahrscheinlich in Bälde erfüllt werden. Wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, dann würde in das von der Domänendirection angekaufte Badhaus zum Schützenhof das Hospital und zugleich eine Versorgungsanstalt für alte, gebrechliche Leute verlegt und das jetzige Krankenhaus am Kochbrunnen zum Zwecke der Erbauung der Trinkhalle niedergerissen werden. Es würde dies außerordentlich viel zur Verschönerung dieses Platzes und zur Bequemlichkeit der Kurfremden bei ungünstigem Wetter beitragen; ob aber die Verlegung des Hospitals in die Mitte der Stadt von großem Nutzen seyn würde, das muß man noch sehr dahin gestellt seyn lassen. Es läßt sich diese Veränderung übrigens noch nicht verbürgen; vielleicht wird es auch damit, wie es ja hier bei jeder Gelegenheit der Fall ist, nicht so schnell gehen. — Wenn man hier die vielen Klagen der Geschäftsleute hört und wenn man überhaupt sieht, wie es hier in jeder Beziehung stockt, dann findet man es ganz natürlich, daß sich Viele von hier weg wenden, um sich über dem Oceane eine neue Heimath zu suchen. Ich möchte aber doch die Fragen aufstellen: „Könnte ein tüchtiger und fleißiger Geschäftsmann nicht wohl ganz gut seine Familie ernähren und sich auch mit jedem Tage ein Weniges erübrigen, wenn er sich ein Bischen mehr einschränken und den übertriebenen Luxus bei Seite legen würde? Könnte überhaupt durch ein gemeinsames energisches Handeln nicht dahin gewirkt werden, daß die Last der Steuern und Abgaben, über die man so viel klagt, einem Jeden erleichtert würde, etwa dadurch, daß der Bürger aus seinem Indifferentismus aufwachen und sich um alle Communalverhältnisse mehr bekümmern würde, statt um Dinge, die nur sein sinnliches Vergnügen betreffen?“ Gerade das Volk muß sich bessern und gerade es darf in keiner Hinsicht, wenn für sein Bestes zu sorgen ist, die Flügel hängen lassen und sich der Trägheit und dem geistigen Schlafe hingeben! Blickt man aber unsere Verhältnisse näher an, — welcher Geist herrscht unter der hier sonst so aufgeklärt seyn wollenden Bevölkerung? — Hört man doch z. B. heute ein Jammern und ein Wehklagen, daß keine Billette zu dem heute stattfindenden Maskenballe mehr zu bekommen sind!! Ich will keineswegs sagen, daß man auf dergleichen Vergnügen gänzlich verzichten soll (soll ja doch jeder Mensch sich seines Lebens freuen); aber in einer Zeit, in welcher man so unendlich viel seufzt und jammert wegen Verdienstlosigkeit und drückender Lasten, sollte man doch die Zügel mehr anhalten und seine Habseligkeiten für ganz andere, für edlere Zwecke in's Leihhaus schleppen, als für einen mitzumachenden Maskenball oder ein sonstiges, theuer zu stehen kommendes Vergnügen!

Homburg v. d. H., 11. Jan. — (Eingef.)

In diesen Tagen geruhten Se. hochfürstl. Durchl. der souveraine Landgraf Gustav zu Hessen ꝛc., den landgräflich hessischen Oberkammerrath und Generalkassirer Ludwig Schmalen zum Oberfinanzrath gnädigst zu ernennen. Wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, ist diese Ernennung wegen langer treuer Dienste erfolgt, die der betreffende hochgeachtete Beamte dem Fürstenhause immer geleistet hat. Wer die Verdienste dieses Mannes um das hohe Regentenhaus, an welchem er mit der größten Liebe hängt, wer seine aufopfernde unermüdliche Bereitwilligkeit, stets in der uneigennützigsten Weise für das Wohl Anderer zu wirken, zu würdigen weiß, wer seine ächt deutsche Offenheit und Wahrheitsliebe, die in der Gegenwart eben nicht so gar häufig sich findet, achtet und ehrt, kann sich nur freuen, daß diesem Beamten jene ehrenvolle Anerkennung seines segensreichen Wirkens zu Theil wurde.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Unter dem Titel: „Voies de communication aux Etats Unis“ hat der ehemalige Direktor der Strasburg-Basler Eisenbahn, Hr. Stückle, welcher die vereinigten Staaten bereis'te, ein äußerst belehrendes Werk herausgegeben. Wir finden in demselben reiche Notizen über die Eisenbahnen, die Kanäle, den Handel und Verkehr, die Production und Industrie jenes interessanten Landes. Die Tabellen, welche dem anziehenden Buche beigefügt sind, geben Auskunft über die Kosten der Eisenbahnen und Kanäle; die beigegebene Landkarte ist sorgfältig und eine der besten, die uns über die vereinigten Staaten zu Gesichte gekommen ist. Das Werk des Hrn. Stückle ist ein äußerst practisches und unterhaltendes zugleich, das in Frankreich von competenten Männern sehr günstig beurtheilt wird.

Se. k. Hoh. der Großherzog von Sachsen-Weimar hat durch Hrn. Minister v. Schweitzer dem Dr. Puttrich in Leipzig unter besonderer Anerkennung seiner historischen und artistischen Forschungen bei Herausgabe der Serie über das Großherzogthum und besonders die Wartburg (als Theil seines größeren Werkes über die „Denkmale mittelalterlicher Baukunst in Sachsen“) eine goldene Tabatière mit Höchstseinem Namenszuge in Brillanten überreichen lassen.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 13.

Adel, Leda.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Jan. Zum treuen Schäfer, komische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Lichtenstein, Musik von Adam.

Samstag, 15. Jan. Der Landwirth, Lustspiel in 4 Abth., vom Verfasser: „Der Oheim.“ Rudolph: Hr. Coslin, als erster theatralischer Versuch.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 15. Samstag den 15. Januar 1848.

Der Gevattermann.

(Von Ludwig Hub.)

Es hat mir einen muntern Knaben
Der güt'ge Himmel jüngst verlieh'n;
Das Kind mußt' einen Pathen haben,
Doch, Freunde, sagt, wo find' ich ihn?
Viel' Namen steh'n in dem Kalender,
Worunter frei man wählen kann.
„Zum Nachbar! Er sey Namenspender,
Ihn bitt' ich zum Gevattermann."

Er wußt' um meinen Ehesegen
Und merkte Lunten; gleich bereit
Zur Abwehr, kam er mir entgegen
Und sprach gar viel von schlechter Zeit.
Leicht zu errathen war der Klager;
Umstrickt blieb meine Zung' vom Bann. —
„Hab' ich doch einen reichen Schwager:
Ihn bitt' ich zum Gevattermann."

Und rasch voll Zuversicht, voll fester,
Ging's zu ihm — er war nicht zu Haus,
Doch gründlich redet die Frau Schwester
Mir alle Pathenpläne aus:
Er kann jetzt nicht Gevatter stehen!
So sprach sie, eh' ich noch begann.
„Adieu! Ich will zum Peter gehen!
Ihn bitt' ich zum Gevattermann."

Der Peter war mein lieber Bruder,
Wohl einen bessern gab' es nie;
Doch führte seine Frau das Ruder,
Er war das Tüpflein auf dem i.
Mit Zittern hört' er mein Begehren
Und sprach: Bedenk'! — mein Haustyrann! —
„Hast Recht! Ich will den Freund beehren:
Ihn bitt' ich zum Gevattermann."

Der hörte lächelnd meine Bitte
Und sprach am Schlusse: Herzlich gern!
Doch morgen ruft aus eu'rer Mitte
Mich ein Geschäft schon in die Fern';
Nicht zu verschieben ist die Reise.
Wenn Das nicht wäre, Freund, ja dann! — —
„Ich glaub's! Jetzt im Bekanntenkreise
Such' ich mir den Gevattermann!"

Und Dutzenden d'rauf von Bekannten
Trug' ich verblümt die Bitte vor,
Doch ward von Keinem ich verstanden
Und nirgends gab's ein off'nes Ohr;
Stets aus dem Regen in die Traufe
Kam ich, bis ich mich kurz besann:
„Den Buben heb' ich selbst zur Taufe,
Mein eigener Gevattermann!"

Und so geschah's! — Nach wenig Wochen
Ward allenthalben ich gefragt,
Warum ich Den nicht angesprochen
Und Jenem nicht ein Wort gesagt.
Mich rühren diese Freundschaftsproben,
Doch fällt mir oft das Sprüchwort ein:
„Sobald das Kindlein ist gehoben,
Will Jeder gern Gevatter seyn."

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Erklärt Euch deutlicher, Peter," sagte der Abbé, der solche Umschweife an dem freimüthigen Manne nicht gewohnt war, mit Ungeduld. „Warum diese übertriebenen Rücksichten für einen Nichtswürdigen? Sprechet offen: haltet Ihr den Mann, der bei unserer Ankunft entfloh, und der ohne Zweifel auch diese Nachgrabung angestellt hat, für den Schulmeister, oder nicht?"

„Allerdings war jener Flüchtling kein Anderer als Denis; ich habe ihn sogleich erkannt."

„Nun, dann ist auch nicht mehr zu bezweifeln, daß er der Räuber des verschwundenen Schatzes ist. Uebrigens, Fleuriot, wie viel auch gegen die Gesinnungen und die Grundsätze des Schulmeisters zu sagen seyn möge, halte ich ihn doch nicht für einen ganz verstockten Sünder, und hege einige Hoffnung, daß er vernünftigen Vorstellungen Gehör schenken werde. Lasset uns daher versuchen, ihn einzuholen, ehe er seine Wohnung erreicht. Ich werde ihm die Zusicherung geben, seines abscheulichen Versuches nie zu gedenken, wenn er sich bestimmen läßt, uns den Schatz unversehrt zu überliefern, und in diesem Falle würde ich auch Euch bitten, von dem Geschehenen nicht zu sprechen. Doch, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, sondern müssen uns unverzüglich dem Walde zuwenden und laut des Schulmeisters Namen rufen."

„Unsere Bemühungen würden vergebens seyn, Herr Pfarrer; ich kenne Denis zu gut. Was er ein Mal in den Händen hat, hält er auch fest. Dieser Mensch glaubt weder an Christus, noch

an die heilige Jungfrau, und für ein paar Goldstücke verkauft er seine arme Seele dem Teufel."

„Sollte er gegen die Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit wirklich taub bleiben, so würde ich ihn durch die Strenge des Gesetzes nöthigen, das unrechtmäßiger Weise an sich gebrachte Gut wieder heraus zu geben. Nachdem die neue Regierung die vertriebenen Diener der Kirche zur Rückkehr aufgefordert hat, kann sie mir auch den Schutz der Gesetze nicht vorenthalten, und ich würde den Schulmeister vor die Tribunen fordern, wenn er . . . ."

„Das bedürfte doch noch der reiflichen Ueberlegung, Herr Pfarrer. Die Gesetze lassen der Chikane ein weites Feld, und der schlaue Denis würde die Sache sicher so zu drehen wissen, daß die Entscheidung nicht zu Ihren Gunsten ausfiele. Der Grund und Boden, in welchem der Schatz aufgefunden worden ist, gehört weder Ihnen, noch mir, und nur dem Besitzer dieses Stück Landes und der Nation steht das Recht zu, Ansprüche gegen Denis zu erheben. Zwar könnte ich bezeugen, daß Sie diese der Kirche von Saint-Clair angehörigen Gegenstände vor zehn Jahren aus guter Absicht hier niedergelegt haben; würde man aber auf mein Zeugniß großes Gewicht legen? Sie wissen ja selbst, wie Viele es giebt, die für Geld Alles bezeugen, was man von ihnen verlangt."

Die große Lebhaftigkeit, mit welcher der Pächter sprach, stach zu grell gegen seine frühere Niedergeschlagenheit ab, als daß sie dem Abbé hätte entgehen können.

„Ich glaubte," sagte er mißbilligend, „ein so schweres Verbrechen würde größeren Unwillen bei Euch erregen. Wenn meine Bitten und Drohungen nun wirklich fruchtlos blieben: was würdet Ihr mir dann rathen, zu thun? Sollte ich den Bösewicht nicht ein Mal zur Rechenschaft ziehen?"

„Wäre es, falls die geraubten Gegenstände nicht wieder zu erlangen seyn sollten, nicht möglich, dieselben durch andere, weniger werthvolle, zu ersetzen?" erwiederte Fleuriot ausweichend. „Ich würde für diesen Zweck gern Alles beisteuern, was ich an baarem Gelde besitze; ja, selbst die beiden fetten Schlachtochsen, die in meinem Stalle stehen, würde ich mit Freuden opfern."

„Ihr seyd ein frommer, edler Mann und machet Euch der Segnungen würdig, die der Herr Euch hat angedeihen lassen," sagte der Abbé gerührt. „Euer großmüthiges Anerbieten verdient besonders deshalb Anerkennung, weil Ihr dem Schulmeister seit den Vorfällen des gestrigen Tages feindlich gesinnt seyd. Doch Ihr verkennt das Gefühl, das mich beherrscht. Es handelt sich weniger um den materiellen Werth des geraubten Kirchenschatzes, als um den nachtheiligen Eindruck, den das Verschwinden desselben unfehlbar auf den größeren Theil der Gemeinde machen würde. Allerdings ist es für den hohen Zweck der religiösen Uebungen und Gebräuche ohne Wichtigkeit, ob die heiligen Gefäße von Gold oder Kupfer, ob die Gewänder und Bekleidungen von kostbarem oder geringerem Stoffe sind; was aber würden die bösen Zungen in der Gemeinde sagen, wenn ich wortbrüchig werden müßte und nicht, wie ich erst heute versprochen habe, das verschwundene Kirchengut wieder zum Vorschein bringen könnte? Ihr wisset, wie tief das Ansehen der Geistlichkeit in den Augen des Volkes gesunken ist, und wie sehr man sich bemüht, uns auf jede Art und Weise zu verdächtigen. Daß ich nicht für meine Person besorgt bin, darum rufe ich den Himmel zum Zeugen an! Weder Verläumdungen noch Verfolgungen können mich schrecken; aber fürchterlich ist mir der Gedanke, daß dieser Vorfall von nachtheiligem Einflusse auf die Wiederbelebung des religiösen Sinnes und die Wiedereinführung des kirchlichen Lebens in der Gemeinde werden könnte. Glaubt mir, Peter, in diesem Augenblicke, wo es sich darum handelt, die Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten, kann auch der kleinste Anstoß von nicht zu berechnenden Folgen seyn."

Fleuriot hatte diesen Worten des würdigen Mannes mit gesenktem Haupte zugehört. Die hohen Rücksichten, die Jener geltend machte, und die er sich gezwungen fühlte anzuerkennen, raubten ihm die mühsam errungene Fassung. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte laut.

„Du weinst, guter, edler Freund!" sagte der Abbé tief gerührt. „O, wie erhebend und tröstend ist es, mitten unter Verräthern und Bösewichtern einen Mann zu finden, wie Dich! Daß doch der Strafbare, der uns in diese traurige Lage versetzt hat, hier wäre; die Stimme des erwachenden Gewissens würde ihn niederschmettern! Aber beruhige Dich . . . . Gott verläßt die Seinen nicht, und Du — Du darfst ihm mit ganzer Seele vertrauen!"

Der Pächter schien vom Schmerze überwältigt zu werden. Er stampfte mit dem Fuße krampfhaft gegen den Boden und rief mit gebrochener Stimme:

„O, nicht diese Sprache, Herr Pfarrer! Wenn Sie wüßten, wie tief Ihr Lob mich beschämt . . . . wie das Gefühl der Unwürdigkeit mich zu vernichten droht! . . . . Der Boden zu meinen Füßen öffnet sich zu einem schwindelnden Abgrund . . . . es ist mir, als müsse der Himmel jeden Augenblick seine rächenden Blitze auf mich herabschleudern . . . . O, ich bin ein Elender, ein Nichtswürdiger! . . . Ich verdiene kein Erbarmen! . . . Ich bin verloren! . . . ."

Der Abbé konnte sich das sonderbare Benehmen Fleuriots, das dem plötzlichen Ausbruche einer Geistesverwirrung glich, nicht erklären, und war eben im Begriff, diesen mit Fragen zu bestürmen, als sich in geringer Entfernung ein dumpfes Geräusch vernehmen ließ, dem ein schwaches Stöhnen folgte. Bald darauf erscholl ein durchdringender Hülferuf.

„Das ist die Stimme des Schulmeisters!" rief der Pfarrer in lebhafter Aufregung. „Vielleicht ist ihm ein Unglück begegnet; lasset uns schnell zu Hülfe eilen."

Mit diesen Worten lenkte der Greis seine Schritte dem Orte zu, von wo her der Hülferuf ertönte; Fleuriot folgte ihm, ohne zu wissen, was er that. Als sie am Saume des Waldes angekommen waren, erblickten sie einen Mann, der auf der Böschung eines tiefen Grabens lag, und erkannten in ihm sogleich den Schulmeister. Wie es schien, war er nicht im Stande, sich vom Boden zu erheben.

„Unglücklicher!" rief der Abbé ihm zu, „was machen Sie hier?"

„Ich habe mich in der Finsterniß verirrt," antwortete der Schulmeister unter fortwährendem Stöhnen; „und dann fürchte ich mich auch vor dem Blitzen und Donnern . . . . Es ist dies eine Schwachheit, die mir noch von den Kinderjahren anhängt. . . . Ich wollte über diesen Graben springen und glaube dabei ein Bein gebrochen zu haben."

„Wäre es möglich! Denis, erkennen Sie darin eine gerechte Strafe Gottes für den Raub, den Sie begangen haben?"

„Daran habe ich auch schon gedacht," entgegnete der Atheist ängstlich. „Huh! das wäre schrecklich! Es gäbe also wirklich einen Gott, der das Böse bestraft und das Gute belohnt?"

In diesem Augenblicke fuhr ein hell leuchtender Blitzstrahl über den Himmel, und ein furchtbarer Donnerschlag erfolgte, wie eine zürnende Stimme von oben, auf die lästerlichen Worte.

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!" rief der Unglückliche und schlug unwillkürlich ein Kreuz. „O, wie schwer straft mich Gott dafür, daß ich mich des unheilbringenden Kästchens bemächtigt habe."

„So gestehen Sie also den begangenen Raub ein?" fragte der Abbé.

„Ich kann ihn nicht läugnen; aber haben Sie Mitleid mit mir Armen! Ich müßte elendiglich hier umkommen, wenn Sie sich meiner nicht annähmen."

Bei diesem offenen Geständnisse des Schulmeisters konnte Fleuriot sein Erstaunen nicht ganz verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung und Schluß der zweiten Abtheilung.)

In Begleitung meines Freundes ritt ich eines Morgens zu den zwei Stunden entfernten Ruinen von Italica und gelangte über eine wenig elegante, über den Quadalquivir führende Brücke nach der jenseitigen Vorstadt. Kaum hatten wir diese verlassen, so waren wir so in Staubwolken gehüllt, daß wir uns kaum mehr erkannten. Der schon während vier Monaten herrschende Mangel an Regen, welcher in dieser Jahreszeit immer selten ist, hatte allen Pflanzen und Gewächsen, welche vergebens nach Wasser lechzten, ein höchst trauriges Ansehen gegeben und Alles war im Absterben; erst im Spätjahr, wenn bei uns die Blätter abfallen, sproßt dort Alles wieder heraus, und wenn wir gegen den Winter kämpfen, leben und grünen hier alle Pflanzen, so daß die Winterszeit es eigentlich ist, wo man die Umgebung Sevilla's aufsuchen muß. Das alte Italica, Vaterstadt der römischen Kaiser Hadrian, Trajan und Theodosius, bietet heute nichts dar als einige Treppen eines ehemaligen Amphitheaters, einige Fragmente von früheren großen Gebäuden und ein paar Dutzend Bauern, welche alte ausgegrabene Münzen anbieten.

In Sevilla besuchten wir auch die königliche Tabakmanufaktur, worin Tausende von Armen Beschäftigung finden und in den verschiedenen Höfen an 300 Menschen mit Verpackung der Fässer beschäftigt waren. Die männlichen und weiblichen Arbeiter sind in 2 Sälen geschieden, deren kleinerer an 600 Männer und größerer an 2000 Mädchen aufnehmen mag. In der Mitte des letztern kann man diese Frauenlegion überblicken; je zehn sind an einem Tisch mit Rollen von Cigarren beschäftigt und theilen sich gemeinschaftlich in den Verdienst, da der Lohn nur nach den gelieferten Cigarren bestimmt wird, wodurch die Person im Durchschnitt 40 — 45 Kreuzer verdient. Die Vereinigung so vieler weiblichen Zungen, deren Bewegung hier keiner Beschränkung unterworfen ist, soll nichts desto weniger dazu beitragen, daß die Frauen verhältnißmäßig mehr Cigarren liefern als die Männer. Man hat die Aufsicht über diese weiblichen Arbeiten einigen Frauen übertragen und das ganze Etablissement nach zweckmäßigen Gesetzen geordnet. Die Mädchen haben trotz ihrer ärmlichen Kleidung ein gutes Aussehen, doch wurden wegen der großen Hitze einige derselben während meiner Anwesenheit ohnmächtig und mußten deßhalb weggetragen werden. 300 Maulthiere hat die Fabrik nöthig, um die Maschinen in Bewegung zu setzen, womit der Tabak geraspelt wird.

Die Mutter Natur hat die Frauen Andalusiens so sehr begünstigt, daß vielleicht nur in diesem Lande die vollkommensten Schönheiten zu finden sind. Die feurigen Augen, die schwarzen Haare, die gut geformten Hände und chinesischen Füße sind eine Gabe, wodurch jede Andalusierin sich auszeichnet. Dabei sind sie gutmüthig, religiös und sehr häuslich, jedoch sollen sie die Hauptursache seyn, daß in andalusischen Städten so viele Zuckerbäcker zu finden sind. Sie sind in der Regel nicht groß gewachsen, reifen schon im elften Jahre und heirathen so frühzeitig, daß sie fast Großmutter in einem Alter werden, wo bei uns die Mädchen in die Ehe treten. In diesem Lande der Liebe stehen die Frauen in großer Achtung und tragen viel dazu bei, den Fremden angenehme Tage zu verschaffen. Die andalusischen Frauen tragen noch die alte Nationaltracht, ihre Lieblingsfarbe ist schwarz und die Mantille ist noch nicht vom Hute verdrängt.

Die Cathedrale von Cordova steht in so großem Rufe, daß ich trotz der vielen Kirchen, welche ich besucht hatte, nicht die Gegend verlassen wollte, ohne auch sie gesehen zu haben. Die Entfernung von Sevilla nach Cordova beträgt über 30 Stunden und die Reise ist mit vielen Kosten verknüpft. Obschon dieser gute Boden zu Allem benutzt werden könnte, so gleicht er einer Wüste; kein Dorf, kaum ein Haus ist stundenlang zu finden, und allenthalben fehlen Hände, um das Land zu bebauen. Von der schönen Stadt Ecija aus benutzte ich die Malle, welche nach französischer Art in Spanien eingeführt ist, zur Fortsetzung meiner Reise nach Cordova. Eine zwischen Ecija und Malaga eingerichtete Post mußte eingehen, da die Zahl der Reisenden zu unbedeutend war. In dieser Gegend waren die Räuberbanden vor zehn Jahren noch so gefürchtet, daß selbst die Regierungspräsidenten Malaga, Sevilla und Cordova nicht ohne den Geleitsbrief eines Räuberhauptmanns verließen, der nur gegen eine schwere Abgabe zu erhalten war, und noch begegnet man jetzt in Andalusien Niemanden auf der Landstraße, der nicht gehörig bewaffnet ist. Mein französischer Reisegefährte beklagte sich bei einem Spanier in Ecija, daß in diesem schönen Lande Alles so vernachlässigt und kaum eine ordentliche Bauernwohnung zu finden wäre. Dieser erwiederte ganz kalt: „Mein Gott, was kümmern Sie sich um Sachen; mein Vater hat eben so wie ich gelebt, und ich halte es für klüger, sich nach einem kühlen Plätzchen für die Siesta umzusehen und für's Uebrige die Madonna sorgen zu lassen."

Die alte Stadt Cordova, worin einst Römer, Gothen und Mauren wohnten, die in ihrer blühendsten Zeit 6000 Bäder und 200,000 Häuser enthalten haben soll, hat außer einer armseligen Bevölkerung und ihrem hohen Alter nichts als die Cathedrale übrig behalten. Hat man diese in Augenschein genommen, so kann man gleich abreisen. Nach der Vertreibung der Mauren verlor diese berühmte Stadt nach und nach ihren Handel, ihre Industrie und ihre Bevölkerung; in den napoleonischen Kriegen hatte sie das Unglück, erstürmt und deßwegen drei Tage lang geplündert zu werden; im jüngsten Bürgerkrieg wurde sie von den Carlisten erobert und hatte diesen eine starke Contribution zu entrichten. Die berühmte Cathedralkirche trägt das ehrbare Alter von 1050 Jahren und war ursprünglich eine Moschee, weßhalb sie noch Mosquita genannt wird. Der Kalif Abderrhaman der Erste, welcher sie erbaute, wollte mit dieser Kirche ein Mecca gründen, wohin alle europäischen Muselmänner wallfahrten sollten, und beeilte den Bau so sehr, daß dies Riesenwerk, das wahrscheinlich sowohl an Kunst als Größe die das Grab Mohamed's enthaltende Moschee in Mecca übertreffen wird, in 21 Jahren vollendet wurde. Als 1236 Ferdinand der Heilige Cordova eroberte, gab er den sehr klugen Befehl, in dieser Moschee nur so weit Veränderungen anzuordnen, wie sie der christliche Gottesdienst verlangt, deren jedoch leider so viele vorgenommen wurden, daß der ursprüngliche Zustand sich theilweise verloren hat; achtzehn große Eingänge, noch sämmtlich mit maurischen Inschriften versehen, führen ins Innere dieses viereckigen Tempels, welcher nicht weniger als 620 Fuß lang und 440 Fuß breit ist. 1018 zehn bis zwölf Fuß hohe Marmorsäulen stützen die Decke des Gebäudes, dessen Niedrigkeit einen fremdartigen, aber doch angenehmen Eindruck macht; dasselbe ist jedoch nicht geeignet, mit andern christlichen Kirchen in eine Parallele gestellt zu werden. Die Höhe, die schon ohnedies in keinem Verhältnisse zur Länge und Breite stand, ward dadurch noch vermindert, daß man den Fußboden mit Steinplatten belegte und ihn dadurch so erhöhte, daß die Fußgestelle der Säulen durch dieselben bedeckt sind. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten ist vorzüglich der Tabernakel zu erwähnen, der von Marmor und Achat aus der nahe gelegenen Sierra Morena eingefaßt ist. An der Peterskapelle ist seit der Zeit der Mauren nichts verändert, aber der sehr reiche Schatz der Kirche wurde größtentheils nach Erstürmung der Stadt von den Franzosen mitgenommen. Der Vorhof dieser Kirche ist jeden Abend

der Sammelplatz der Spaziergänger und wird wegen der vielen Orangen, Palmen und Cypressen, mit denen er bepflanzt ist, der Orangenhof genannt, und die in seiner Mitte befindlichen Bassins und Springbrunnen verdanken ihr Entstehen noch den Mauren. Wie in Sevilla ist auch hier der Thurm ganz von der Kirche getrennt, aber an Schönheit nicht mit dem Giralda zu vergleichen. Wenn zu Römer-Zeiten auf diesem Platz wirklich ein Tempel des Janus stand, so wäre dies die dritte Art der Gottesverehrung, die hier stattfand.

Sevilla und Cordova waren früher die Wiege der Kunst und Wissenschaften und die Geburtsstätte der ausgezeichnetsten Personen; ich erwähne nur Herrera, Murillo, den Dichter Guzman, den großen Gonzalvo Maimonides, dessen Werke noch bei den Juden sehr geschätzt sind, und die beiden Seneca, von denen man noch den Platz, wo sie wohnten, bei Cordova zeigt.

Bildliche Satyren.

Die in München erscheinenden „Leuchtkugeln“, welche den „fliegenden Blättern“ eine gefährliche Concurrenz zu machen drohen, enthalten zum Theil ganz kostbare Satyren auf unsere Zustände. Wir heben zum Beweise einige Beispiele aus. Da wird z. B. ein wachthabender Bürgergardist bei der Runde auf dem Bänkchen noch halb schlafend überrascht, wie er sich noch streckt und die Augen sich ausreibt. „Ja — was ist denn das, Herr Schnakenhuber“, — sagt der Offizier, — „Sie haben ja gar auf dem Posten geschlafen!“ — „Na — na — nur ein wenig ausgeruht“, erwiedert der Bürgergardist, — „und — Ruhe ist ja die erste Bürgerpflicht!“ —

Auf einem anderen Bilde, mit der Ueberschrift „Schriftsteller-Ausweisung“, sieht man einen wohlgenährten Beamten mit dickem Bauche und einer ellenlangen Feder hinter dem Ohre. Er hält ein Buch, „der beste Staat“ überschrieben, in die Höhe und vor ihm steht ein abgemagerter Literat. „Kennen Sie dieses Buch?“ fragt der Beamte. „Ja“ — erwiedert der Autor — „es ist mein Werk über den besten Staat.“ — „So?“ — gibt der Beamte zurück — „da können wir Sie in unserem nicht brauchen.“

Ein weiteres Bild trägt die Ueberschrift „Naturforscher“. Ein Jäger steht in drohender Haltung vor einem Bauern, welcher ein todtes Häschen an den Läufen hält und dasselbe möglichst zu verbergen sucht. „Was will Er mit dem Hasen?“ fragt der Jäger. — „Ich mit dem Hasen — Herr Graf“ — erwiedert der Ertappte — „ich wollt' nur den Schulmeister fragen, ob alle so lange Ohren haben, wie der da?“

Mannichfaltigkeiten.

(Eisenbahnen.) Die durchschnittliche Geschwindigkeit auf den Eisenbahnen beträgt: 1) in England 8$^{36}/_{100}$ geographische Meilen in einer Stunde; 2) in Frankreich 5$^{37}/_{000}$ geographische Meilen in einer Stunde; 3) in Deutschland 4 $^{8}/_{000}$ geographische Meilen in einer Stunde. In Deutschland beträgt von einzelnen die durchschnittliche Geschwindigkeit in einer Stunde: 1) auf der Leipzig-Magdeburger Bahn 5$^{26}/_{000}$; 2) auf der Leipzig-Dresdener Bahn 5$^{00}/_{000}$; 3) auf der Berlin-Hamburger Bahn 4$^{22}/_{100}$; 4) auf der baierischen Bahn 4$^{05}/_{100}$; 5) auf der Wien-Prager Bahn 3$^{90}/_{100}$; 6) auf der Wien-Gloggnitzer Bahn 3$^{70}/_{100}$; 7) auf der badischen Bahn 3$^{70}/_{100}$; 8) auf der Berlin-Breslauer Bahn 3$^{66}/_{100}$ geographische Meilen.

Korrespondenz.

Weimar, 11. Jan.

In diesen Tagen wurden hier zwei Burschen eingebracht, deren jeder bei seiner Verhaftung mit geladenen Terzerolen und anderen gefährlichen Waffen versehen gewesen war. Sie hatten sich schon seit mehreren Tagen aus dem älterlichen Hause entfernt und sich dem tollen Gedanken hingegeben, als Raubritter die Welt zu durchziehen und sich Reichthümer zu erwerben. In dieser Absicht sollen sie auch versucht haben, mehrere Diebstähle zu verüben, wobei sie aber ergriffen und festgenommen worden sind. Das seltsame Treiben dieser Burschen war um so räthselhafter, als sie Söhne braver Eltern sind und eine gute Erziehung genossen haben. Das Räthsel hat sich aber bald gelöst. Ihrem eigenen Geständniß zufolge, hatten die Burschen eine Menge von jenen, das Gemüth und die Sitten verderbenden Ritter- und Räuberromanen gelesen, wie sie leider noch immer auf dem Lande von Haus zu Haus colportirt und von den gemeinen Leuten mit Begier verschlungen werden. Diese Lectüre hatte ihnen die Köpfe verdreht; ihre Phantasie hatte sich in die romantische Zeit des Mittelalters verirrt; sie betrachteten sich als Ritter von Habenichts, verließen Vater und Mutter und beschlossen, das Handwerk des Wegelagerns zu betreiben. Schade nur, daß zu diesem Vorhaben die Witterung nicht eben günstig war und die Polizei den jugendlichen Glücksrittern bald auf die Spur gelangte.

Mainz, 12. Jan.

Der Brunnen, um den die Bewohner der zu Mainz gehörigen Gemeinde Zahlbach schon seit Jahren petitioniren, wie Ihnen letzthin gemeldet wurde, ist den guten Leuten zu Wasser gemacht worden, was ihnen gewiß ganz angenehm wäre, wenn sich dies Wasser nur trinken ließe. Sie bekommen den ihnen im verflossenen Sommer so gut wie zugesagten Brunnen nicht, sondern unser Stadtrath hält es für besser, einen anderen Beschwerdepunkt der Zahlbacher zu beseitigen, dessen dieselben in ihrer humoristischen Klageschrift vom verflossenen Sommer auch Erwähnung gethan. Sie hatten nämlich in derselben gesagt, auch aus dem Bache Zahlbach, dessen Trinkwasser nicht selten der spartanischen Suppe des Alterthums sehr ähnlich sieht, könnten sie, da zu demselben nur an einer Stelle zu gelangen, wegen der alten und gebrechlichen Treppe nicht ohne Lebensgefahr Wasser schöpfen, und diesem Beschwerdepunkte will unsere städtische Behörde abhelfen und den Leuten den Zugang zum schlechten Wasser erleichtern. Mit anderen Worten, die Treppe soll gang-, oder auf- und absteigbar gemacht werden, woraus zu ersehen, daß man die dringenden Bedürfnisse der Zahlbacher stufenmäßig erfüllen will. Statt des Brunnens bekommen sie eine Treppe, sind dadurch des Pumpens überhoben und auf das Schöpfen angewiesen und werden zugleich von der immer mehr überhand nehmenden Neigung zur Hydropathie zurückgehalten, denn zur Wasserkur ladet die sanft murmelnde Zahlbach, die sich nicht wie ein Silberband, sondern wie ein grauer Zwirnsfaden durch die romantische Landschaft hinzieht, nicht ein; auch dürften ihre plätschernden Wellen selbst den eingefleischtesten Mäßigkeitsfreund nicht verlocken, sich an ihnen zu laben. Die Zahlbacher mögen sich demnach vorläufig mit einer Treppe zu ihrem schleichenden Bache begnügen und hierdurch zu der Selbsterkenntniß gebracht werden, daß sie für eine Reform, wie der Besitz eines Brunnens, noch nicht reif sind.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Jan. Der Landwirth, Lustspiel in 4 Abth., vom Verfasser: „Der Oheim.“ Rudolph: Hr. Collin, als erster theatralischer Versuch.

Sonntag, 16. Jan. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planchó, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 16. Sonntag, den 16. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

V.

Die Verletzung, die sich Denis durch seinen Fall zugezogen hatte, war bei weitem nicht von der Bedeutung, als man, seinem Benehmen nach, hätte erwarten sollen. Der Abbé überzeugte sich bald, daß es sich nicht um einen Beinbruch, sondern nur um eine leichte Fußverrenkung handle, die keine schnelle ärztliche Hülfe erfordere. Diese Nachricht wirkte nicht wenig ermuthigend auf den lebenslustigen und für seine Gesundheit ängstlich besorgten Schulmeister.

„Sie halten demnach die Verletzung nicht für gefährlich?" fragte er den um ihn beschäftigten Pfarrer. „Ich befürchtete in dem ersten Augenblicke wirklich, daß die Röhre gebrochen sey. Was aber nun beginnen? Ich fühle fortwährend einen heftigen Schmerz, und kann unmöglich den weiten Weg bis in das Dorf zurücklegen. Aber das Ungewitter rückt immer näher, und wenn ich die Nacht hier allein zubringen müßte, so würde ich vor Furcht und Schmerzen umkommen. O, verlassen Sie mich nicht!"

„Ich bin hier in der That um Rath verlegen," erwiederte der Abbé. „Wir sind beide äußerst ermüdet und können Sie unmöglich bis in das Dorf tragen; es wird uns also nichts Anderes übrig bleiben, als Sie einstweilen hier zu lassen und Hülfe herbei zu holen."

„Wie, Sie wollen mich hier allein lassen!" rief Denis mit Entsetzen. „Der Donner .... die heiligen Gefäße ... huh! mich überfällt ein heimliches Grausen! Ich glaube jetzt selbst, daß meine bisherige Denk- und Handlungsweise nicht so gewesen ist, wie sie hätte seyn sollen."

„Dieser Vorfall wird hoffentlich die Veranlassung zu Ihrer Bekehrung werden," sagte der Abbé tröstend; „der Allgütige hat viele Mittel, um den Sünder auf den Weg der Besserung zu leiten! Aber sehen Sie, ob Sie sich aufrecht zu erhalten vermögen, wenn Fleuriot und ich Sie unterstützen; in diesem Falle könnten wir Sie vielleicht nach Hause führen."

Unter Stöhnen und Aechzen versuchte Denis aufzustehen, und bemerkte zu seiner großen Freude, daß er sich in der That ohne große Anstrengung auf den Füßen zu erhalten vermochte; dies gab ihm Hoffnung, mit Hülfe seiner beiden mitleidigen Gefährten das Dorf erreichen zu können. Diese beruhigende Aussicht verlieh ihm erst den völlig freien Gebrauch seiner Geisteskräfte wieder, denn Todesangst und abergläubische Furcht hatten ihm bisher das klare Bewußtseyn geraubt. Als ihm der Pächter die verlorene Brille überreichte, wuchs sein Muth noch um ein Beträchtliches.

„Vermaledeites Ding!" rief er ärgerlich, indem er die großen Gläser hastig über die Nase klemmte; „du bist an all' dem Unglücke schuld. Als ich bei Ihrer Ankunft die Flucht ergriff," wandte er sich an den Pfarrer, „verlor ich in der Eile meine Brille, und konnte mich nun, da ich sehr kurzsichtig bin, in der Dunkelheit nicht mehr zurecht finden. Nachdem ich einige Zeit blindlings umhergetappt war, führte mich das Unglück an diesen Graben; ich bemerkte ihn nicht und stürzte hinein. — Aber lassen Sie uns nicht länger mehr hier verweilen, meine Herren; ich werde ohnedies nur sehr langsam vorwärts schreiten können."

„Vor allen Dingen muß ich Sie bitten, uns den Ort anzugeben, an welchen Sie die Kiste mit dem Kirchenschatze gebracht haben," antwortete der Abbé ruhig.

„Die Kiste mit dem Kirchenschatze?" fragte Denis, indem er sich verwundert stellte. „Wie sollte sie in meine Hände gekommen seyn?"

„Keine leeren Ausflüchte, Herr Denis! Wie, Sie wollten jetzt läugnen, was Sie erst vor wenig Minuten eingestanden haben? Ich frage noch ein Mal, wohin haben Sie jene Kostbarkeiten verborgen, auf die Ihnen kein Recht zusteht?"

„Nun ja! ich werde Ihnen Alles sagen; aber später, wenn ..."

„Ich verlange es jetzt zu wissen! jetzt, in diesem Augenblicke!"

„Ich glaube, Sie wären wirklich im Stande, mich im Stiche zu lassen und hier dem Unwetter preiszugeben," sagte der Schulmeister einlenkend. „Nun ja! .... ich will es Ihnen nur gestehen .... die Kiste ist in diesem Augenblicke ohne Zweifel schon in Saint-Clair. Ich habe meinen Sohn Anton, der mir bei der Ausgrabung behülflich gewesen ist, damit vorausgesandt, und war bei Ihrer Ankunft nur noch beschäftigt, die Grube wieder zuzuwerfen. Da der Bursche stark wie ein Löwe ist, so hoffe ich, daß er, trotz der Schwere seiner Last, das Dorf glücklich erreicht und den Schatz an passendem Orte untergebracht haben wird. Ach, Sie glauben nicht, wie gehorsam und achtungsvoll das gute Kind sich gegen mich beträgt. Aber ich bitte Sie, lassen Sie uns eilen; es kommt sicher Mitternacht heran, ehe wir Saint-Clair erreichen."

Der Abbé hatte keinen Grund, diesem Berichte des Schulmeisters zu mißtrauen. Er erinnerte sich, daß sie unterwegs ein Mal geglaubt hatten, leise Schritte in ihrer Nähe zu vernehmen, und hielt es für nicht unwahrscheinlich, daß jenes Geräusch von dem vorübereilenden Anton verursacht worden sey.

Man schickte sich, ohne ein Wort zu sprechen, zum Rückwege an. Auf den Pächter hatte der unerwartete Vorfall so betäubend gewirkt, daß er keinen klaren Gedanken und noch weniger einen Entschluß zu fassen vermochte. Er sah wohl ein, daß die Wendung seines Schicksals ganz außer dem Bereiche seiner Macht liege, und überließ sich willenlos dem Laufe der Begebenheiten. Der Abbé war in Gedanken versunken, und Denis, welcher fürchtete, daß man ihn durch neue Fragen über diesen Gegenstand in Verlegenheit bringen könne, stellte sich, als ob er große

Schmerzen leide, und stieß bei jedem Schritte einen Seufzer aus. Endlich brach der Abbé, der diese List vielleicht durchschaute, vielleicht auch zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt gewesen war, um sie nur zu bemerken, das Schweigen und begann in strengem Tone:

„So haben Sie also das Werk Ihrer Erziehung, auf das Sie so stolz sind, Herr Denis, dadurch zu krönen gesucht, daß Sie Ihren Sohn zwangen, der Mitschuldige bei einem Kirchenraube zu werden?“

„Nicht doch! das gute Kind hat sich willig und eifrig gezeigt, wie immer, und ist mir gefolgt, ohne zu fragen, um was es sich handle. In der That, ohne ihn würde es mir nie gelungen seyn, die schwierige Arbeit in so kurzer Zeit zu vollbringen; deshalb habe ich ihm auch den muthwilligen Streich verziehen, den er diesen Morgen begangen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahn-Statistik.

Bei dem Beginn des Jahres 1848, zu einer Zeit, wo der Eisenbahnbau fast überall durch die Kälte unterbrochen ist, dürfte es nicht als unangemessen erscheinen, eine statistische Uebersicht Dessen zu liefern, was im Jahr 1847 in Europa im Eisenbahnbau geleistet worden ist. Dem Verkehr eröffnet wurden im Laufe desselben in Deutschland circa 150 geogr. Meilen Eisenbahn, wovon $59\frac{1}{2}$ Meilen Staatsbahnen (sieben Staaten angehörig) und $90\frac{1}{2}$ Meilen Privatbahnen, 16 Eisenbahngesellschaften angehörig. Hinter dem Jahr 1846, in welchem gegen 175 Meilen eröffnet wurden, ist demnach das Jahr 1847 nicht unbedeutend zurückgeblieben. Die eröffneten Strecken von Staatsbahnen sind: 1) in Hannover, von Celle nach Harburg am 1. Mai, von Hannover über Wunstorf bis zur kurhessischen Gränze in der Richtung nach Minden am 15. Oct., von Wunstorf nach Bremen am 12. Dec., zusammen 33.7 Meilen; 2) in Bayern, von Augsburg nach Kaufbeuern am 25. Aug., 8 Meilen (nach einigen Nachrichten auch von Nordheim bis Donauwörth, etwa $\frac{1}{2}$ Meile); 3) in Würtemberg, am 11. Oct. von Bietigheim nach Ludwigsburg und von Plochingen nach Süßen, am 24. Oct. von Ravensburg nach Friedrichshafen, zusammen $7\frac{6}{5}$ Meilen; 4) in Baden am 14. Juni von Freiburg nach Schliengen, 4,7 M.; 5) in Schaumburg-Lippe am 15. Oct. $3\frac{2}{5}$ M., und 6) in Kurhessen an demselben Tage $1\frac{2}{5}$ M. (beide Strecken sind Theile der Bahn von Hannover nach Minden); 7) in Bremen am 12. Dec. circa $\frac{3}{4}$ M. (zu der Bahn nach Hannover gehörig). Von Privatbahnen wurden folgende Strecken eröffnet: 1) am 31. März, 10. Mai und 24. Juni drei Strecken der thüringischen Bahn von Weimar über Erfurt und Gotha nach Eisenach, zusammen $10\frac{3}{5}$ M.; 2) am 1. Mai eine Strecke der mecklenburgischen Bahn von Hagenow nach Schwerin, fast 4 M.; 3) am 1. Mai eine Strecke der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn von Leipnik nach Oderberg, $10\frac{1}{2}$ M.; 4) an demselben Tage eine Strecke der Kosel-Oderberger oder Wilhelmsbahn, von Ratibor bis Annaberg oder Preußisch Oderberg, 3 M.; 5) am 15. Mai und 15. Oct. der fehlende Theil der Köln-Mindener Bahn, von Duisburg über Hamm und Minden bis zur schaumburg-lippeschen Gränze, $27\frac{1}{2}$ M.; 6) am 22. Mai die kleine Zweigbahn der Taunusbahn von Höchst bis Soden, circa $\frac{3}{4}$ M.; 7) am 10. Juni die Strecken der pfälzischen Ludwigsbahn von Neustadt nach Ludwigshafen und Speyer, $5\frac{2}{5}$ M.; 8) am 1. Juli und 1. September das fehlende Stück der sächsisch-schlesischen Eisenbahn von Löbau über Reichenbach bis Görlitz, $3\frac{2}{5}$ M.; 9) am 23. Juli der größte Theil der Brieg-Neisser Eisenbahn, von Brieg bis Bösdorf, $5\frac{2}{5}$ M.; 10) am 10. Aug. die kleinere Hälfte der Stargard-Posener Eisenbahn, von Stargard bis Woldenburg, 9 M.; 11) am 29. Aug. und 22. Sept. die beiden ersten Strecken der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn, von Riesa über Döbeln nach Limmeritz, 4 M.; 12) am 20. Aug. die Zweigbahn der Wien-Gloggnitzer Bahn von Wiener-Neustadt nach Oedenburg, wovon aber nur die der Gloggnitzer Gesellschaft gehörige, etwa $\frac{1}{2}$ M. lange Strecke von Neustadt bis zur ungarischen Gränze bei Katzelsdorf hierher gehört; 13) am 1. Sept. das letzte fehlende Stück der niederschlesisch-märkischen Bahn von Hennersdorf bis Görlitz, $\frac{3}{4}$ M.; 14) am 13. Oct. die krakau-oberschlesische Bahn, von Myslowitz nach Krakau, über 8 M., wovon aber nur das kleine auf deutschem Gebiete liegende Stück zwischen Myslowitz und der österreichisch-preußischen Gränze hierher gehört; 15) am 9. Oct. die erste Strecke der bergisch-märkischen Bahn, von Elberfeld bis Schwelm, $1\frac{1}{2}$ M.; 16) am 1. Dec. die Prinz-Wilhelms-Bahn von Vowinkel unweit Elberfeld (Station der Düsseldorf-Elberfelder Bahn) nach Steele, $4\frac{1}{10}$ M. lang. Die Eröffnung der Bahnstrecken von Gensernborf bis Presburg, von Neuenmarkt bis Hof, von Frankfurt bis Offenbach, von Frankfurt bis Hanau wurde im Jahr 1847 vergeblich erwartet.

Sämmtliche im Jahre 1847 in Deutschland eröffnete Strecken liegen in 14 Staaten, und zwar in Preußen $54\frac{3}{4}$ M., in Oesterreich 11 M., in Hannover $33\frac{3}{4}$ M., in Bayern $13\frac{2}{3}$ M. u. s. w. Im Ganzen werden jetzt in Deutschland circa 744 M. Eisenbahnen befahren, die sich auf 24 Staaten folgendermaßen vertheilen: Preußen 290 M., Oesterreich 161, Hannover $48\frac{2}{5}$, Bayern $46\frac{2}{5}$, Sachsen $42\frac{1}{2}$, Baden 40, Holstein $25\frac{1}{10}$, Mecklenburg-Schwerin $14\frac{3}{5}$, Würtemberg $12\frac{3}{5}$, die drei Herzogthümer Anhalt 12 [illegible]/10, Braunschweig $11\frac{1}{3}$, Hessen-Darmstadt $7\frac{1}{10}$, Sachsen-Weimar 7, Sachsen-Gotha $6\frac{3}{10}$, Nassau $4\frac{9}{10}$, Sachsen-Altenburg $4\frac{2}{5}$, Schaumburg-Lippe $3\frac{2}{5}$, Hamburg und Lübeck $2\frac{7}{10}$, Kurhessen $1\frac{2}{5}$, Frankfurt a. M. $1\frac{1}{2}$, Bremen $\frac{3}{4}$ Meilen. Darunter sind 248 Meilen (genau der dritte Theil der Gesammtlänge) Staatsbahnen, im Besitz von 13 Staaten (Oesterreich 66, Hannover $46\frac{3}{5}$, Bayern 40, Baden 40, Braunschweig $15\frac{7}{10}$, Sachsen 14, Würtemberg $12\frac{3}{5}$, Hessen-Darmstadt $6\frac{7}{10}$, Schaumburg-Lippe $3\frac{2}{5}$, Hessen-Kassel $1\frac{2}{5}$, Frankfurt a. M. und Bremen je $\frac{3}{4}$ Meilen), und über 496 Meilen Privatbahnen, im Besitze von 37 Actiengesellschaften.

Die Actiencapitale aller dieser 37 Gesellschaften betragen zusammen circa $144\frac{1}{2}$ Mill. Thlr., die Anleihen etwas über 50 Mill. Thlr.

In den übrigen Ländern des europäischen Continents wurden folgende Bahnstrecken eröffnet: 1) In Frankreich von Amiens nach Abbeville, von Rouen nach Havre, von Orleans über Vierzon nach Bourges, von Vierzon nach Chateauroux, von Creil an der Nordbahn nach Compiegne, der größte Theil der Bahn von Avignon nach Marseille und die atmosphärische Eisenbahn von Nanterre bis Saint-Germain, zusammen 55 Meilen; 2) in Belgien von Thourout bis Courtrai (westflandrische Eisenbahn), von Saint-Trond bis Hasselt, von Saint-Nicolas bis Gent und von Jurbise bis Maffle (Anfang der Bahn nach Tournai), zusammen 12 Meilen; 3) in Holland von Delft nach Rotterdam, 2 Meilen (womit die Bahn von Amsterdam nach Rotterdam vollendet ist); 4) in Italien von Pontedera bis Empoli (Theil der Leopoldsbahn von Florenz nach Livorno), $4\frac{1}{2}$ Meilen; 5) in der Schweiz von Zürich nach Baden (erste Strecke der schweizerischen Nordbahn), $2\frac{9}{10}$ Meilen; 6) in Ungarn von Oedenburg bis Katzelsdorf (in der Richtung nach Wiener-Neustadt) und von Pesth bis Szolnok (Theil der ungarischen Centralbahn), zusammen 17 Meilen; 7) in Polen von Czenstochau bis Zabkowice (Theil der Warschau-Wiener Bahn) 9 Meilen; 8) in Dänemark von Kopenhagen bis Roeskilde (Anfang der seeländischen Eisenbahn), $4\frac{1}{2}$ Meilen. Dies gibt zusammen für den außerdeutschen Continent nicht ganz 107 Meilen oder wenig über zwei Drittel der in Deutschland

allein eröffneten Länge. Die Länge der in Großbritannien und Irland eröffneten Strecken berechnet die Times auf 755 englische oder 164 geographische Meilen, wovon auf England 516½, auf Schottland 127½, auf Irland 111 englische Meilen kommen. (D. A. Z.)

Kirchliche Rundschau.

(13. Januar.)

In Großbritannien greifen die kirchlichen Streitsachen immer mehr in die politischen ein. Immer lebendiger tritt die allgemeine Freiheit in religiösen Angelegenheiten, sofern diese die weltlichen nicht antasten, als unerläßliche Bedingung des Staatswohls hervor. Von diesem Grundsatze ausgehend, suchen auch protestantische Dissenters zu Gunsten ihrer bedrängten Glaubensgenossen im Waadtlande zu wirken. In Königsberg haben die staatschristlichen Geschichtsprofessoren Drumann und Voigt die Unzulässigkeit der Katholiken und der Juden zu akademischen Lehrstühlen nachzuweisen gesucht. Das neueste Bekenntniß der dortigen freievangelischen Gemeinde ist wiederum von den Behörden als ungenügend zurückgewiesen worden. In Breslau lautet die Antwort des Magistrates auf die bekannte Bürgereingabe wesentlich ganz zustimmend, doch temporär vermittelnd und beruhigend. In der Provinz Sachsen fordern die Superintendenten zu Beistimmungsadressen für das Magdeburger Consistorium gegen Uhlich auf. In Magdeburg hat die reformirte Kirche die Zumuthung des apostolischen Glaubensbekenntnisses durch das Consistorium als unberechtigt zurückgewiesen. In Preußen wird der Ehescheidung auch ohne kirchlichen Sühneversuch (im Nothfalle) gesetzliche Zulässigkeit gewährt. Ein Weihnachtsgottesdienst in einer Kirche zu Hannover hat einen Pendant zu der jüngst gemeldeten Sylvesterfeier in Leipzig geliefert. Neue Ministerialerlasse in Preußen bestimmen die folgerechte Verwirklichung des Patentes. Ein solcher verbietet den protestantischen Lehrern bei Strafe der Amtsentsetzung, bei dem christkatholischen Gottesdienste mitzusingen. Die christkatholischen Geistlichen in Breslau haben zu Protokoll gegeben, daß sie die ihnen verbotenen Amtsverrichtungen fortsetzen werden, und ihre Gemeinde hat die Bürgschaft für die Folgen dieser Renitenz übernommen. Bei der christkatholischen Weihnachtsfeier zu Berlin hat der Frauenverein eine reichliche Bescheerung bewerkstelligt. Am Rheine, in Schierstein und Westhofen, haben die Deutschkatholiken neue selbstständige Gemeinden gegründet. In Bayern reizen die Maßregeln gegen gemeinschädliche Congregationen den Widerspruch der Eiferer, namentlich in Bezug auf die sogenannten dritten Orden. Vom Niederrhein wird gleichzeitig Wundermedaillenhandel und Kirchenraub berichtet; auch eine an Tetzels Schicksal erinnernde Beraubung eines solchen Medaillenhändlers. Die Universität zu Münster strebt, zur rein katholischen Anstalt zu werden. In Berlin will der römischkatholische Klerus ein Gymnasium seiner Confession errichten. Das früher berichtete Auftreten von Jesuiten in Wien und in Bonn wird in Abrede gestellt. Viele Bürger Genuas haben um die Ausweisung dieses Ordens aus dem Königreiche petitionirt. Eine gleiche Petition daselbst für die Emancipation der Juden ist von vier Bischöfen mitunterzeichnet.

Mannichfaltigkeiten.

(Königsberg, 9. Jan. — Berl. Ztg.) In der vorigen Stadtverordneten-Versammlung hierselbst war wieder eine Dame anwesend, wie solches auch bei der ersten öffentlichen Sitzung der hiesigen Stadtverordneten der Fall war. Sie hat sich darauf berufen, daß für diese Sitzung eine „unbedingte" Oeffentlichkeit angeordnet ist, und auch ihre der Männerkleidung in einigen Stücken sehr ähnliche Tracht, da sie zu den sogen. Emanzipirten ihres Geschlechts gehört, ihr nach Männerart frisirtes Haar u. s. w. wird ihr bei dem Eintritt förderlich gewesen seyn, sonst würde man ihr denselben doch vielleicht verweigert haben. Die in Rede stehende Dame ist dieselbe, deren wohlgetroffenes Conterfei man in Brennglas humoristischem Kalender findet, wo sie mit Stiefeln und Sporen abgebildet ist.

(Amberg. — Nürnb. K.) Es ist hier ein Verein im Werden, dessen Mitgliederschaft unendlich zahlreich zu werden verspricht, ein Verein gegen den Genuß des Pferdefleisches, den uns der bekannte Edelmuth der liberalen Engländer zuerst angerathen hat, während sie unser fettes Mast- und Schlachtvieh an sich ziehen und sich die saftigen Beefsteaks und Roastbeefs wacker schmecken lassen. Der neue Verein findet hier großen Anklang, und das gesammte Publikum protestirt gegen die Empfehlungsschrift des Hofraths Dr. Perner „für den Genuß des Pferdefleisches", welche der Münchener Verein gegen Thierquälerei in 100,000 Exemplaren verbreitet hat. Die Mitglieder des Vereins gegen Hippophagie geben sich das heilige Versprechen, nie Roßfleisch zu verkosten, sich lieber an fadigem Kuhfleisch oder an jenem saftlosen Gehäut und lederzähen Knorpel- und Flechsengefug satt zu essen, welches einige unserer superfeinen und höflichzarten Knochenhauer als Mastochsenfleisch verkaufen, und auch den Armen von dieser theuern Delikatesse zukommen zu lassen.

Die Redaktion der „Speyerer Zeitung" führt bittere Klage über den theueren Abonnementspreis des zu Paris erscheinenden „Galignani's Messenger", von welchem sie behauptet, daß er durch den bayerischen Postaufschlag in Speyer höher zu stehen komme, als das Abonnement dieses Blattes in China oder Indien betrage! (Augsb. Abdz.)

Korrespondenz.

Stockach, im Großh. Baden, 8. Jan.

Es sind der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde seit den ersten Tagen ihres Bestehens bis auf die heutige Stunde so viele Beweise inniger und liebevoller Theilnahme von nahe und fern zugekommen, daß wir uns bei gegenwärtigem Jahresschlusse gedrungen fühlen, für dieselben unseren Dank hiermit öffentlich auszusprechen. Es wird wohl wenige Gemeinden geben, welche unter so ungünstigen Auspicien das Licht der Welt erblickten, welche seit der kurzen Zeit ihres Bestehens mit so mannichfachen, theils laut gewordenen, theils unterdrückten Hindernissen zu kämpfen hatten, als die unsrige. Obgleich die Deutschkatholiken nirgends auf Rosen gebettet sind, so finden doch viele Gemeinden, theils in ihrer Größe, theils in ihrer Wohlhabenheit, Garantien, die sie über so manche kleinere Hindernisse fast ungewahrt hinwegheben, während ein kleines, mitten unter einer römischkatholischen Bevölkerung lebendes, mit Hülfsmitteln nur dürftig ausgestattetes Häuflein darunter fast erliegen müßte, würde nicht die Liebe und Theilnahme auswärtiger Glaubensgenossen und Glaubensfreunde uns tröstend und unterstützend zu Hülfe eilen. Diese Hülfe wurde uns dann auch zu Theil und mit ihr nicht nur das Bestehen der südwestlichsten deutschkatholischen Gränzwarte gesichert, sondern uns auch ermöglicht, den Bau eines uns so nöthigen Betsaales anzustreben, welchen wir auch, zunächst mit Gottes und unserer Religionsverwandten und ihrer Freunde fernerer Hülfe, mit aller uns möglichen Förderung und Aufopferung auszuführen fest gewillt sind; der Ueberzeugung lebend, daß auch die Spender solcher Liebesgaben, deren Verwendung in den verehrlichen Begleitschreiben nicht ausdrücklich zu einem Betsaalbau bestimmt ist, zu einer theilweisen solchen Verwendung ihre Zustimmung nicht verweigern werden. Die eingegangenen Beiträge sind: A. Früher eingegangene Beiträge: Von der löbl. Lutherstiftung in Frankfurt 150 fl.; von dem Hülfsverein in Stuttgart 83 fl. 31 kr.; von dem Hülfsverein in Berlin 87 fl. 30 kr.; von

dem Frauenverein in Berlin 29 fl. 10 kr.; von dem Hülfsverein in Stettin 87 fl. 30 kr.; von Reformfreunden in Lörrach 45 fl. 51 kr. Zusammen 483 fl. 32 kr. — B. Beiträge deutschkatholischer Gemeinden: Von der Gemeinde in Hirschberg 8 fl. 45 kr.; v. d. G. in Hildesheim 5 fl. 15 kr.; v. d. G. in Rüdesheim 8 fl. 45 kr.; v. d. G. in Erfurt 5 fl. 15 kr.; v. d. G. in Neuruppin 8 fl. 45 kr.; v. d. G. in Berlin 17 fl. 30 kr.; v. d. G. in Pforzheim 12 fl. 6 kr.; v. d. G. in Halberstadt 8 fl. 45 kr.; v. d. G. in Danzig 28 fl.; v. d. G. in Görlitz 8 fl. 45 kr.; v. d. G. in Heidelberg 30 fl. 53 kr., sammt einem goldenen Ring; v. d. G. in Braunschweig 8 fl. 30 kr.; v. d. Vorstand der Gemeinde Weimar 1 fl. 45 kr.; v. d. G. Schweidnitz 35 fl.; v. d. G. Stuttgart 13 fl. 2 kr.; von Unbekannten 21 fl. 32 kr.; von Reformfreunden Stockachs und Umgegend 111 fl. Im Ganzen 822 fl. 5 kr. — Möge unser innigster Dank, mit welchem wir für die verehel. Gemeinden, denen eine Empfangsbescheinigung noch aussteht, eine solche hiermit zu verbinden uns erlauben; möge derselbe die Vereine, Gemeinden und Privaten versichern, wie hoch wir den Werth ihrer Gaben zu schätzen wissen, wie wesentlich ihre Spenden beitrugen, unseren Muth und unsere Ausdauer aufrecht zu erhalten, und wie auch wir — selbst fremde Hülfe beanspruchend — doch jeweils gern unser Scherflein zu bieten bereit sind, wo es gilt, unserer heiligen Sache einen Dienst zu erweisen. Doch noch haben wir das Schwerste erst vor uns. Mögen auch unsere übrigen lieben Glaubensbrüder unserer in Liebe gedenkt seyn, auf daß bald vollendet sey die lange Reihe deutschkatholischer Gotteshäuser von Königsberg bis an den Bodensee, daß unser kleines Kirchlein bald hinüberleuchte in das frischerwachte, vielversprechende Schweizerland, damit die Sache ächter Religion und wahrer Menschlichkeit auch dort Wurzel fasse und mit ihrer gewaltigen Leuchte die finsteren Mächte bald über die Berge hinüber treibe, von wannen sie gekommen.

J. A. Beyer, Cassier. H. Sadde, Vorsitzender.

Darmstadt, 12. Jan.

Wie wir vernehmen, so haben Se. k. Hoh. der Großherzog dem k. bayerischen Kapellmeister Hrn. Franz Lachner, den wir kürzlich bei Gelegenheit der zweimaligen Aufführung seiner Oper: „Katharina Cornaro“ in unserer Mitte sahen, den Orden Philipp's des Großmüthigen zu verleihen geruht. — Gestern Abend sahen wir wieder einmal auf unserer Bühne: „'S letzti Fensterln“, Alpenscene von J. G. Seidl, Musik von Ignaz Lachner. Mad. Marlow, die das steyermärkische Idiom eben so vollkommen inne hat, als sie bei der ungemeinen Biegsamkeit und Stärke ihrer Stimme auch eine Natursängerin in der Alpenwelt täuschend darzustellen weiß, sang und spielte die „Rosel“ ausgezeichnet schön. Aber auch Hr. Cramolini war als „Mathias“ ein ächter steyermärkischer Alpenjäger, der in Rede und Gesang den einfachen Naturmenschen gut darzustellen wußte. Das Haus ließ es an Beifallsbezeigungen nicht fehlen. — Hierauf folgte das von W. Friedrich aus dem Französischen übertragene einactige Lustspiel: „Doctor Robin“, welches zum Erstenmale gegeben wurde. Dieses kleine Lustspiel ist wirklich Das, was es seyn soll, und es gereicht uns zum Vergnügen, hier blos andeutend bemerken zu können, daß die Hauptrolle, Garrick, von Hrn. Becker zur großen Erheiterung des Hauses in sehr origineller Weise gegeben wurde. Ueberhaupt fand die Darstellung des ganzen Stückes eine beifällige Aufnahme. — Wußten wir schon längst, daß Fräul. Louise Weiß aus Stuttgart in der Poesie des Leibes, dem Ballet, ausgezeichnete Dichterin ist (sie hat es hier, auf dem Drurylane-Theater zu London, auf den Bühnen von Mailand, Moskau u. a. O. bewiesen), so erfahren wir jetzt erst, daß sie zugleich auch in Versen dichtet und bereits eine Anzahl „Gedichtproben aus einer größeren Sammlung“ im Drucke hat erscheinen lassen. Die vollständige Sammlung ihrer Gedichte soll in einigen Monaten erscheinen. — In der im vorigen Jahre zu Erlangen bei Heyde herausgekommenen Schrift: „Die Krankheiten der Arbeiter in den Phosphorzündholzfabriken, insbesondere die Leiden der Kieferknochen durch Phosphordämpfe. Von Dr. Frhrn. E. v. Bibra und Dr. Lor. Geist“ wird unter Anderem von den Herren Verfassern insbesondere bemerkt, daß diese in ihrem endlichen Verlauf mit dem Tode endigende Krankheit da, wo sie zum Ausbruche gekommen, sich zunächst an einem kranken Zahne entwickelt habe, und auf diese Erfahrung hin von denselben weiter der Rath ertheilt, daß die Eigenthümer von Phosphorzündholzfabriken bei Annahme von Arbeitern zunächst darauf zu sehen hätten, daß keiner derselben an krankhaften Zähnen leide. Ein als sicher erprobtes Präservativ gegen den schädlichen Einfluß der Phosphordämpfe auf die Zähne und Kieferknochen kennt man bis jetzt noch nicht. Der französische Arzt Dr. Roussel empfiehlt vor Allem geräumige Werkstätten und öftere Lufterneuerung als das geeignetste Mittel, die in dergleichen Fabriken ständig beschäftigten Arbeiter gesund zu erhalten. Nicht alle Fabriken entsprechen diesem Erforderniß, es sind uns deren bekannt, wo eine Menge Arbeiter in einem engen und niedrigen Raume zusammengepreßt sind. Es herrscht aber auch darin ein wahrhaft infernalischer Dunst, der, auf die Dauer eingeathmet, der Gesundheit unmöglich zuträglich seyn kann.

Aschaffenburg, 13. Jan.

Gestern brach in dem benachbarten Dorfe Glabbach ein fürchterlicher Brand aus; in kurzer Zeit war das Schulgebäude, mehrere Wohnhäuser und einige Scheunen der Raub der Flammen geworden. Dem verheerenden Elemente konnte durch das Gefrieren des Wassers in den Feuerspritzen, so wie durch das Zerplatzen der ledernen Schläuche nicht kräftig genug entgegen gewirkt werden. In Bezug auf diese zwei bei Feuersbrünsten so oft vorkommenden Mißstände erlauben wir uns, auf die trefflichen Feuerspritzen mit leinenen Schläuchen, wasserdichten Stoffen und Wassersaugapparaten der Löschmaschinen-Fabrik des Hrn. Carl Metz in Heidelberg aufmerksam zu machen. Die in dieser Fabrik verfertigten Löschmaschinen übertreffen durch verbesserte Einrichtungen weit jene der so rühmlich bekannten Pariser und Londoner Feuerlöschanstalten und sind daher dieselben zur allseitigen Anschaffung auf's wärmste zu empfehlen. — Der Wasserstand des Mains ist bereits so nieder, daß man, so zu sagen, trockenen Fußes durch denselben gehen kann.

Literatur.

Künstlerjugend. Roman aus dem Leben von Dr. C. A. Menzel. 2 Bände. Berlin, Adolf, 1848.

Liebe, Wehmuth und Zorn der Kunst halten in dieser Schrift Gericht über sogenannte Künstler und Kunstfreunde, über „die ganze deutsche Kunstgeschichte seit den Franzosenkriegen, ihre idealen Morgenträume, ihren Jubelrausch und ihren Katzenjammer. Alles Wahrheit, das Hintreiben der Jugend nach dem Ideal, damit sie nachher in der hausbackenen Misère untergehe, der altdeutsche Fanatismus, der Schinkel'sche Classicismus, der tödtende Despotismus der Kunstschulen, der Mäcene ohne Kunstsinn, der steifleinenen Academien, des Philisteriums aller Orten. Die Begeisterung für die ächte Kunst geht darüber nicht unter; aber sie muß ihr Heiligthum im Mantel der Resignation verhüllen.“ Das Buch gibt statt der Einheit des Romans vielmehr eine pikante Mannigfaltigkeit von Scenen und Scenerien, bald aus dem Leben daguerreotypirt, bald zur Charge gesteigert, aber auch dann sichtbar auf bittere Wahrheit gegründet. Die alte Anklage der Kunst und der Wissenschaft gegen das utilistische Leben: Wer sich nicht verbrauchen lassen will, ist nicht zu gebrauchen! bildet den Grundton der geschilderten Schicksale, doch nicht ohne Versöhnung durch den inneren Segen der Kunst und durch die bescheidenen Blüthen eines unbegränzten Stillebens.

Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie Fouqué's von J. E. Hitzig und einem Vorwort und biographischen Notizen von Dr. H. Kletke. Herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Berlin, Adolf, 1848.

Gewiß haben einst viele unserer Leser in der phantasiereichen Jugend ihres Lebens und des jetzt im Mannesalter stehenden Jahrhunderts den Dichter des Zauberrings und der Undine gekannt und geliebt. Indessen bedarf es nicht einmal des Interesses an Fouqué's Persönlichkeit, um durch diese an ihn gerichteten Briefe angezogen zu werden. Eine ganze Schaar der bedeutendsten Menschen unseres Vaterlandes und Zeitraumes tritt hier lebend und redend vor den Leser; wir nennen Beispiels halber Chamisso, Eichendorff, H. Heine, E. T. A. Hoffmann, Immermann, Jung-Stilling, J. Kerner, W. Müller, Jean Paul, Rückert, Schelling, die Schlegel, die Stolberge, Uhland u. s. f. Begreiflicher Weise entfalten sich hier nicht blos Schätze der inhaltreichsten Einzelleben, sondern auch zugleich folgenreiche Ereignisse, Worte und Werke aus der Geisterwerkstatt unserer Zeit. Gar manchmal, wenn der warme Hauch aus den Jahren 1818 ff. uns berührt, möchten wir schmerzlich mit dem preußischen Censor in einer köstlichen Anecdote W. Müller's (Brief vom J. 1816) ausrufen: „Ja, damals!“

Offenbach a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 17. Montag, den 17. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„So haben Sie also die Einfalt des jungen Mannes benutzt," fuhr der Abbé fort, „um . . . ."

„Hören Sie mich an, Bürger!" unterbrach ihn der Schulmeister, indem er sein bisheriges Stöhnen einstellte und einen andern Ton annahm. „Es handelt sich vor allen Dingen darum, uns zu verstehen und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte aufzufassen. Ich frage Sie daher: warum sollte es mir nicht erlaubt seyn, mich eines Schatzes zu bemächtigen, der an einem einsamen Orte vergraben liegt und keinen Eigenthümer hat? Der Schatz gehört weder Ihnen noch mir, und nur wer ihn zuerst entdeckt, hat Ansprüche darauf. Ich würde mein Recht als Finder selbst vor der Behörde geltend zu machen wissen. Wer könnte mir übrigens beweisen, daß ich jene Kiste an mich gebracht habe, wenn ich es läugnen wollte? Kein Mensch, als mein Sohn, war bei der Ausgrabung zugegen, und es kann also Niemand wider mich zeugen."

„Verblendeter! glauben Sie denn nicht, daß ich bei der Behörde von Saint-Clair unverzüglich Klage gegen Sie erheben und auf Nachsuchung bei Ihnen dringen werde?"

„Bei der Behörde?" wiederholte Denis mit verächtlichem Achselzucken. „Der Maire von Baussaye ist mein bester Freund, und da ich, als Gemeindevorsteher, in Saint Clair seine Stelle vertrete, so würden Sie Ihre Klage bei mir anzubringen haben. Nun, es gilt einen Versuch! Sollten Sie mich übrigens für so einfältig halten," fuhr er mitleidig lächelnd fort, „um glauben zu können, ich werde die Kiste in meine Wohnung zu Jedermanns Belieben hinstellen? Ich müßte mich sehr irren, oder der Schatz ist in diesem Augenblicke schon an sicherem Orte untergebracht, und dann gehört wirklich ein Schlaukopf dazu, um noch Beschlag darauf zu legen."

„Elender!" rief der Abbé in höchster Entrüstung, indem er dem Schulmeister seinen Arm entzog; „wenn es Ihnen auch gelingen sollte, die Menschen zu täuschen, dem Strafgerichte Gottes entziehen Sie sich nicht!"

Da Fleuriot unwillkürlich dem Beispiele des Pfarrers folgte, so sah sich Denis plötzlich ohne Stütze. Dieses Zurückziehen von dem Hülflosen war kein Werk der Berechnung, sondern nur eine Folge des Abscheues, den ein so schändliches Benehmen nothwendig hervorrufen mußte. — Die Gewitterwolken hatten sich unterdessen immer drohender gegen den Zenith zusammengezogen. Die Blitze folgten zwar nicht schnell auf einander, aber sie wurden immer blendender, und die ihnen folgenden Donnerschläge immer stärker. Es herrschte jene beängstigende Stille, die schweren Gewittern oft vorherzugehen pflegt, und die jeden Augenblick erwarten läßt, der Kampf der Elemente werde nur um so heftiger beginnen.

Denis bereute es, seine Absicht zu deutlich ausgesprochen zu haben, und suchte das Mitleid seiner Gefährten wieder rege zu machen.

„Sie wollen mich doch nicht verlassen?" rief er in kläglichem Tone. „Sehen Sie nur, ich vermag keinen Schritt allein zu gehen; mein Fuß ist schon über und über geschwollen und fordert schleunige Hülfe . . . ."

„Ich kann es nicht über mich gewinnen, noch länger in Ihrer Nähe zu verweilen und Ihren Arm zu berühren," erwiederte der Abbé. „Da Fleuriot ohne Zweifel meinen Widerwillen gegen Sie theilen wird, so rathe ich Ihnen, sich unter den Schutz eines Baumes zu begeben, bis wir Ihnen vom Dorfe aus Hülfe senden können."

„Sie sprechen nicht im Ernste; das wäre ja die Unmenschlichkeit auf das höchste getrieben! Mein Fuß würde sich verschlimmern, vielleicht selbst gefährlich werden, wenn Sie mich nöthigten, in Sturm und Regen hier liegen zu bleiben, und schon der schreckliche Gedanke, mitten in der Nacht im Freien allein zu seyn und jeden Augenblick einen Donnerschlag gewärtigen zu müssen, könnte mich tödten. Es ist wahr, meine Furcht vor dem Donner ist eine Schwachheit, die mir noch aus der Kinderstube anklebt; aber die größten Männer des Alterthums haben solche Schwächen gehabt, und alle Philosophie kann von so Etwas nicht losmachen. Nicht wahr, Freunde, Ihr verlasset mich nicht? Ihr rühmet Euch ja, gute Christen zu seyn; wie könntet Ihr eine solche Grausamkeit begehen! — Aber der Sturm erhebt sich schon; das Unwetter kann jeden Augenblick in voller Wuth losbrechen; lassen Sie uns eilen . . . ."

„Wer weiß," rief der Abbé mit weissagender Stimme, „ob Gott nicht einen rächenden Blitzstrahl gegen den verhärteten Sünder schleudert, der in seiner Unbußfertigkeit beharrt und das Heiligste mit Füßen tritt! Die Nähe des Gottlosen ist immer gefährlich."

Er hatte kaum geendet, als sich der Himmel gleichsam zu öffnen schien, um Feuerströme auf die Erde herabzugießen. Der Boden erdröhnte unter dem furchtbaren Donnerschlage, der diese mächtige elektrische Entladung begleitete; es war, als ob die Erde in ihren Grundfesten erschüttert worden wäre. Eine etwa zwanzig Schritte von unsern Wanderern entfernte Eiche war von dem Strahle getroffen worden und ging in hellen Flammen auf; unter lautem Geprassel brachen die gespaltenen riesigen Aeste herunter.

Denis stieß einen durchdringenden Schrei aus und stürzte zu Boden. Seine beiden Begleiter bekreuzigten sich. Als der Abbé den Schulmeister fallen sah, glaubte er im ersten Augenblicke, der Blitz habe den Ruchlosen niedergeschmettert. Er nahte sich ihm, um ihm beizustehen.

„Ist Ihnen Etwas geschehen?" fragte er theilnehmend.

„Ich fürchte es nicht," antwortete Denis kläglich, und versuchte sich vom Boden zu erheben. „Aber, bei meiner armen Seele, ich glaubte im ersten Augenblicke, es sey auf mich abgesehen! Das war ein Schlag! Noch jetzt ist der häßliche Schwefelgeruch nicht ganz verschwunden."

„Denis, es war vielleicht eine warnende Stimme von oben; bedenken Sie das wohl."

„Eine Warnung? — Auch den Fall, bei welchem ich das Bein gebrochen zu haben glaubte, nannten Sie schon eine Warnung .... In der That, wenn es so wäre, dann stürzte das mühsam aufgeführte Gebäude meiner Philosophie in Nichts zusammen .... Und doch ist es schon der zweite Unfall, der mich seit der Ausgrabung des verwünschten Schatzes trifft! Sonderbar bleibt es immer!"

„Gott sandte in seiner Langmuth den Aegyptiern neun Plagen, ehe der Würgengel die Erstgebornen dem Tode weihete!"

„Wenn ich wüßte, daß auch mir vor der wirklichen Strafe neun Warnungen gesandt würden, so hätte ich noch Zeit, mich zu besinnen," erwiederte der Schulmeister, indem er schon wieder in seinen alten Unglauben verfiel. „Aber warum so viele kostbare Zeit verlieren? wir können ja auch im Gehen sprechen. Ich bitte Euch, Freunde, unterstützet mich ein wenig. Ich hoffe, daß wir uns über den bewußten Gegenstand vereinigen werden, und da ich nichts Ungerechtes zu verlangen denke, so wird mir auch der Himmel fernerhin nicht mehr zürnen."

Der Abbé und Fleuriot widerstanden seinen Bitten nicht länger und nahmen ihn wieder in ihre Mitte. Es war rings umher tiefe Stille eingetreten; die Natur schien nach der vorhergegangenen außerordentlichen Kraftentwickelung Athem schöpfen zu wollen. Der vom Blitzstrahle entzündete Baum leuchtete unheimlich durch das Dunkel der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die Bücherwelt.

6.

Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens machten, der Verbesserung der Welt und dem Glück der Mitmenschen den reinsten Willen und die beste Kraft zu weihen. Als Herrscher und Gesetzgeber, als Männer des Kriegs und des Friedens, als Priester und Dichter, als Forscher und Entdecker haben sie an dem großen Bau der Menschheit gearbeitet und dafür ist ihr Andenken gefeiert und ihre Namen sind der Vergessenheit durch den Griffel der Geschichte entrissen worden. Was diese Männer gewollt und erstrebt haben, muß man nach den Verhältnissen, dem Bedürfniß und dem Kulturzustand ihrer Zeit bemessen, damit es im gehörigen Licht erscheine. So wird das Wort des Dichters wahr, daß für alle Zeiten gelebt hat, wer den Besten seiner Zeit genügte. Erst seit der Reformation und erneuert wiederum seit der französischen Revolution ist man jedoch dahin gelangt, auch die unteren Klassen des Volkes mehr ins Auge zu fassen und der Volksbildung eine freie und kräftige Entwickelung anzubahnen. Freiheit des Denkens, Gleichheit vor dem Gesetz, Emancipation aller Stände gelangten erst in neuerer Zeit zur Geltung, und Diejenigen, welche sie vertreten haben, verdienen mit vollem Rechte Männer des Volks genannt zu werden. Ihr Leben und Wirken recht anschaulich dem Volke bekannt zu machen, dies ist die rühmliche Aufgabe, welche sich die unter dem Titel: „Männer des Volks" erscheinende Sammlung von Biographien (Frankfurt a. M. bei J. B. Meidinger) gestellt hat. Durch frühere Besprechungen ist dies Werk unsern Lesern bekannt; doch halten wir es für Pflicht, wiederholt auf dasselbe zurückzukommen. Es sind jetzt 12 Lieferungen oder 4 Bändchen desselben erschienen. Das vierte enthält die Lebensbeschreibungen von J. G. Fichte, Hermann von Beckerath, Uwe Jens Lornsen, Schiller, L. von Finke, Uhlich, Arnold von Brescia, J. Wicliffe, Gregor von Heimburg und Ernst Ludwig Heim. Gleich den früheren sind auch die hier angezeigten Biographien nicht trockene Aufzählungen von Lebensereignissen, noch gelehrte oder kritische Untersuchungen, sondern frische und anziehende Lebensbilder, kräftige Charakteristiken und anregende Schilderungen, aus deren Betrachtung hervorgeht, daß es edle Herzen gegeben hat und noch gibt, die für das Große und Herrliche erglühen. Ihr Vorbild möge uns für Freiheit, Recht und Vaterland begeistern! Wir erinnern an die schöne Mahnung Dr. Dullers, welcher in einer der früheren Lieferungen gesagt hat: „Nun wohl auf, deutsches Volk! harre getreulich aus im herrlichen Kampfe, den du begonnen hast, auf daß die Erkenntniß dieser Offenbarung Eigenthum der ganzen Menschheit werde. Mitten im heißen Kampfe mit den Gegnern der Wahrheit und der Liebe blicke zum Firmament der Geschichte hinan und sieh' die herrlich leuchtenden Sterne großer Geister, und dein Genius schwinge sich durch all die Millionen Welten zu Dem hinan, dessen heiliger Wille sie alle lenkt und durch den jeder große Gedanke, jeder feste Wille, dessen du in deiner sittlichen Freiheit fähig bist, zur unsterblichen That für die Menschheit wird!"

Von der von Dr. G. L. Kriegk bearbeiteten „Weltgeschichte von Schlosser" (Frankfurt a. M. bei Ph. Krebs) ist die 15. Lieferung erschienen. Da die Bearbeitung derselben jener der früheren Bände gleich geblieben ist, so haben wir zur Empfehlung dieses trefflichen und in jeder Beziehung gediegenen Werkes nichts weiter beizufügen, um so weniger, als es überall die gebührende Würdigung gefunden hat. Aus einem Vorworte zur gegenwärtigen Lieferung ersehen wir, daß mit Beendigung des achten Bandes die Mitwirkung des Hrn. Kriegk schließt. Für diese dankt Professor Schlosser in einer Weise, welche seiner Bescheidenheit eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie den Verdiensten des Hrn. Kriegk Gerechtigkeit angedeihen läßt. Da der universal-historische Abriß und die größere Weltgeschichte von Schlosser nur bis zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte reichen und jene Bücher noch unvollendet sind, so kann Hr. Dr. Kriegk aus diesem Grunde nicht weiter arbeiten. Was nun die Fortsetzung der vorliegenden „Weltgeschichte für das deutsche Volk" betrifft, so wäre wohl das Leichteste gewesen, wie auch anfangs der Verleger dachte, Schlosser hätte das größere Werk fortgesetzt und nach jedem Bande einen Auszug für das kleinere besorgen lassen; dadurch wäre aber die Erscheinung der einzelnen Theile des Werkes auf viele Jahre hinausgeschoben, ja bei des Verfassers Alter die Vollendung desselben zweifelhaft geworden. Er will daher den umgekehrten Weg nehmen, erst diese kurze Weltgeschichte nach seinen Heften beendigen und dann, wenn er noch Leben und Kraft hat, das größere Werk fortsetzen. Der Verfasser hat sehr lange für eine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte und besonders für die Kulturgeschichte gesammelt, das läßt ihn hoffen, daß er dieses Werk in kürzerer Zeit wird vollenden können, als sonst möglich wäre. Wir aber wünschen, daß es dem eben so gelehrten und geistreichen als gesinnungskräftigen und hochgeehrten Schlosser noch recht lange vergönnt seyn möge, seine rastlose Thätigkeit zur Freude des deutschen Volkes fortsetzen und sein begonnenes Unternehmen in der angedeuteten doppelten Weise zu Ende führen zu können.

Im Verlagsbureau von Arnold Ruge in Leipzig ist erschienen: „Weltgeschichte für die Jugend", von Theodor Althaus, 1. Band (Geschichte der alten Welt.) Wir empfehlen hier den Eltern und Erziehern eine dankenswerthe Gabe für jüngere Schüler zur Grundlegung für die späteren und tieferen historischen Studien. Die schwere Aufgabe der Einfachheit ist hier glücklich gelös't und dem jungen Gedächtniß die Qual erspart,

durch eine Menge von Zahlen und unwesentlichen Namen und Begebenheiten die Auffassung und Bewahrung erschwert zu sehen. Nachdem der Verfasser die Entwickelung und den Zusammenhang der Begebenheiten in klaren und lebendigen Bildern den jungen Lesern vorgeführt hat, läßt er chronologische und übersichtliche Tabellen folgen. Mit richtigem Takt sind alle philosophischen Folgerungen und abstrakten Gedankenreihen hinweggelassen und nur an rechter Stelle findet sich hier und da ein Wort, das schlagend den Grund der Dinge beleuchtet und dem kindlichen Gemüth jenen Ernst der Geschichte verkündet, mit welchem sie später dem reiferen Verstand eine Lehrerin des Lebens und eine Leuchte ewiger Wahrheiten werden soll. Uebrigens werden auch Erwachsene nicht ohne Interesse dies sinnige Buch lesen und mit uns die baldige Fortsetzung und Vollendung desselben wünschen.

W.

Der alte Reinhart über Papst Pius den Neunten.

Der Nestor unter den deutschen Künstlern, der kürzlich im 87. Jahre zu Rom verstorbene Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, welcher 57 Jahre lang in Rom lebte, schrieb in einem seiner letzten Briefe an einen deutschen Freund folgendes Urtheil über Pius den Neunten nieder: „Von den sechs Päpsten, die ich erlebt, ist dieser Pius der Neunte der erste, dem ich meine Protektion so ganz geweiht habe, daß ich als Protestant mit den eifrigsten Katholiken in der Achtung für ihn wetteifern könnte." Für diesmal glaube ich, daß der Spirito Santo (der heilige Geist) im Conclave thätig war. Er wäre ein Mann, wie er für unsere Zeit nöthig ist, wenn man ihn nur machen ließe. Vieles Gute hat er bereits gewirkt. Er stößt aber in seinem Gange immer auf Gegner (razza maledetta!) die an dem alten Sauerteige festhalten. Sie haben ihn schon bei dem Volk zu verdächtigen gesucht; sie haben den Leuten gesagt: er sey ein Revolutionär, ein Freimaurer. Indessen sieht das Volk im Großen doch mit eigenen Augen. Auch hat das hiesige Volk sehr viel Anlagen und natürlichen Verstand." Sein letztes Gedicht — denn der alte Reinhart liebte es auch, sich in Versen auszusprechen — das der Greis gedichtet, feiert den großen Mann auf dem Stuhle Petri, und ruft ihm unter andern zu:

Hast du begeisterten Muth, mit Wahn und Irrthum zu kämpfen,
Auf! nach errungenem Sieg find'st du den Lohn schon in dir;
Und ein dankbares Volk wird Den in Gesängen erheben,
Der sich durch eigene Kraft zu den Heroen gesellt.

Vor anderthalb Jahren sah ich den Greis in Rom, gebeugt von der Last von 85 Jahren, aber noch jugendfrisch theilnehmend an Allem, was die Welt bewegte, und ungleich den meisten seiner Kunst- und Landesgenossen, jeder großen Erscheinung in der Literatur der Heimath sein Interesse zuwendend. König Ludwigs von Bayern Huld hatte großmüthig und edel sein Alter vor Mangel gesichert und entzog seine Achtung dem Greise nicht, der ihm seine Begeisterung für einen Strauß, dessen Werke er eifrig studirte, nicht verhehlt. Er erzählte, wiewohl scherzend, wie es ihm durch die Reisen des Königs möglich geworden, die Strauß'schen und Feuerbach'schen Schriften nach Rom gesendet zu erhalten, und zeigte mir Briefe von Strauß, Anastasius Grün und andern bedeutenden Männern der Gegenwart und Vergangenheit, die ihm ihre Verehrung aussprachen. Wie es heißt, wird Heinrich Stieglitz in Venedig Leben und Briefwechsel Reinharts veröffentlichen. Als Künstler hat seine Werke Fr. Vischer in den „kritischen Gängen" besprochen, und neuerdings ein Unbekannter in dem Novemberhefte der Cotta'schen Monatblätter, welchen wir die obige Mittheilung entnahmen.

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Niederrhein, 1. Jan. — Brem. Ztg.) Es ist in den Zeitungen bereits von einem merkwürdigen Erlaß gesprochen worden, wonach den Gewerbtreibenden aufgegeben worden, in ihren Inschriften und Aushängeschildern sich aller fremdländischen Bezeichnungen zu enthalten. Ich bin im Stande, Ihnen den Wortlaut der Verfügung mitzutheilen, welche die Behörde in dieser Beziehung an die Gewerbtreibenden einer niederrheinischen Stadt hat ergehen lassen, und durch welche der Teutonismus augenscheinlich eine unerwartete Unterstützung erhält; über die Sache selbst glaube ich alle Bemerkungen bei Seite lassen zu können, aber in der Form dieser Verfügung wird man wahrscheinlich nicht ohne Ueberraschung hervorragende Verstöße gegen den Inhalt selbst finden. Die Verfügung lautet: „Des Königs Majestät haben auf Allerhöchst Ihrer jüngsten Reise durch die Rheinprovinz mißfällig bemerkt, daß mehrere gewerbliche Etablissements, Gasthöfe, Fabriken rc. mit französischen und sonstigen fremden Inschriften bezeichnet waren. Diese der Würde der Landessprache entgegenstehende Bezeichnung soll auf Allerhöchsten Befehl nicht mehr stattfinden, und namentlich das Wort „Logement" nicht mehr gebraucht werden, auch müssen alle Bezeichnungen in plattdeutscher Sprache ganz wegfallen. Diejenigen Inhaber von gewerblichen Etablissements rc., welche dieselben noch mit derartigen Inschriften versehen haben, werden daher hiermit aufgefordert, dieselben durch deutsche, und zwar bis zu Ende dieses Jahres längstens, zu ersetzen. Alsdann wird eine Revision dieser Inschriften vorgenommen, und werden allenfallsige Contravenienten dem hiesigen Polizeigericht zur Bestrafung angezeigt werden. W. im December 1847. Königliche Polizeidirektion."

(Speyer, 12. Jan. — Speyr. Ztg.) So lange man sich erinnert, jedenfalls seit einigen 30 Jahren, war der Wasserstand des Rheines niemals so niedrig, wie gegenwärtig. Das Eis in dem Strome hat sich bei Rorheim gestellt, und der Fluß dürfte in diesem Augenblicke in jener Gegend bereits vollständig zugefroren seyn.

Ein deutscher, liberaler Fürst, den die Literatur zu ihren wärmsten Jüngern zählt, hatte eines Tages zwei nicht hoffähige Gäste zur Tafel geladen, nämlich den Baron von C...., seinen Verleger, und einen Künstler, Namens Thorwaldsen. Daran nahm ein Adeliger vom Lande, der diese Gesellschaft theilen mußte, großes Aergerniß, und als er in sein Hotel zurückgekehrt war, sprach er mit eigenen, textgetreuen Worten: Das ist mir eine schöne Wirthschaft, da habe ich bei Hofe gegessen mit einem Buchhändler und einem Steinmetzen! (K. Z.)

In einer am 22. Dec. zu Trier abgehaltenen Versteigerung wurde unter Anderem ein Fuder 1847r Piesporter mit dem Faß für 31 Thlr. dem Meistbietenden zugeschlagen. Die baaren Auslagen belaufen sich:

	Rthlr.	Sgr.
für ein neues, mit 8 eisernen Reifen bezogenes Faß	13 Rthlr.	— Sgr.
für Lese- und Kelterkosten	5 „	10 „
für Fracht nach Trier, für das Anfahren und Schroten in Piesport und Trier, für Lager	5 „	15 „
für die Moststeuer	7 „	3 „
Zusammen auf	30 „	28 „

Mithin erhält der Producent für ein ganzes Fuder Wein von ziemlich guter Lage nur 2 Silbergroschen, sage und schreibe zwei Silbergroschen. Wovon, sagt die „Trier'sche Ztg.", soll er jetzt

noch die Grund- und Communalsteuern, die Baukosten, Pfähle, Düngung rc. rc. bezahlen, wovon endlich selbst mit den Seinigen leben! (Hall. C.)

Frankfurter Theater.

Seit dem neuen Jahre gingen über unsere Bretter die Opern: „Undine", „die Regimentstochter", „Nebucadnezar", „der Schauspieldirector" und zweimal „zum treuen Schäfer." Die letztere, neu einstudirt, ist uns noch von Hrn. Adresch Zeiten erinnerlich, der, wie so mancher andere Mime zu erfreulichen Hoffnungen berechtigte, einige Zeit florirte und dann wieder in's bürgerliche Leben zurücktrat. Das lockere und schlüpfrige Süjet dieser Oper, worin der höchste Adel mit ganz geringen Leuten, mit Zuckerbäckern, Modisten, Polizeidienern und Parfumeusen durcheinander läuft, verlangt eine eben so lockere und frivole Musik. Adam, der Nachahmer Auber's, hat diese Aufgabe gelöst und seine Musik ist süß und geschmackvoll wie Conditorei und gefällig und elegant wie Modewaare; sie ist mit liebenswürdiger Leichtfertigkeit behandelt und paßt so zum Text. Indessen kann es doch nicht fehlen, daß eine solche Musik leicht monoton wird, so wie sie auch das Gemüth nur wenig anregt. Die interessante und correcte Instrumentation kann uns dann nicht vor dem Eindruck dieser Monotonie bewahren. Die Darstellung war im Ganzen gelungen und besonders war Fräul. Oswald als Caroline recht liebenswürdig, welche Eigenschaft überhaupt ihren verdienstlichen Leistungen eigen zu seyn pflegt und sie beim Publikum beliebt gemacht hat. Als Undine dürfte Fräul. Oswald etwas ätherischer erscheinen, als Regimentstochter ist sie ungemein lieblich und spielt mit eben so viel Wahrheit, als Lebendigkeit. Sie scheint sich, besonders was Spiel betrifft, Jenny Lind zum Vorbilde genommen zu haben, und wir wollen gerne zugestehen, daß ein solches Streben verdienstlich ist. — Hr. Ehrnbimsky hatte „zum treuen Schäfer" zu seinem Benefiz gewählt und auch er mußte die alte Erfahrung bestätigt finden, daß sich unser Logenpublikum bei solchen Veranlassungen nur wenig betheiligt. Er gab die Rolle des Coquerel in Spiel und Gesang sehr lobenswerth und weiß in dergleichen Partieen, wo es auf Natürlichkeit und Ungezwungenheit ankommt, den rechten Ton zu treffen und die Extreme der Ueberbietung zu vermeiden. Auch sein Nebucadnezar ist eine verdienstliche Leistung, in welcher er die Kraft und Frische seiner Stimmmittel geltend macht. In letzterer Oper gefiel ebenfalls Hr. Conradi. Seine Persönlichkeit als Patriarch, wie seine kräftige Stimme imponirten; namentlich war der Vortrag der Preghiera würdevoll. — Die Leistungen des Hrn. Caspari als Tonio und Mozart sind als verdienstlich bekannt, eben so Hassel's Schikaneder, worin er schwerlich übertroffen werden wird. Ob der Dichter der Zauberflöte von dem Verfasser dieser dramatischen Skizze aber getreu gezeichnet ist, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Fräul. Brand gab die Rolle der Abigail in selbstständiger Darstellung. Ihre reine, hohe und metallreiche Stimme ist immer effectvoll, so wie die Sängerin auch hinsichtlich der guten Verwendung derselben fortzuschreiten strebt. — Die Musik zum „Nebucadnezar" ist gehaltlos und mehr auf massenhafte Toneffecte, als auf geistigen Ausdruck berechnet. Sie wird sich auf unserem Repertoire nicht halten. Der Beifall des sich zu beiden Malen nur spärlich einfindenden Publikums galt sichtlich nur den Bemühungen der Mitglieder, der Correctheit des Orchesters und der sorgfältigen Ausstattung und Scenirung. — Der Violinist Fr. Peume spielte zweimal im Theater und fand sehr lebhaften Beifall, ohne aber wie früher Furore zu machen. Die goldenen Tage des modernen Virtuosenthums liegen bereits hinter uns, und wir können uns darüber schon trösten. Die Tonkunst und der Sinn für's Schöne scheinen eine bessere Richtung nehmen zu wollen.

Im Schauspiel trat Hr. Breuer in „Bürgerlich und romantisch" nach längerem Unwohlseyn zum Erstenmale wieder auf und wurde vom Publikum auf eine Weise begrüßt, die ihm bekunden mußte, wie man seine Verdienste zu würdigen weiß. Sein Hamlet (am 8. d. M.) wurde in so geistiger Auffassung und mit so viel poetischem Feuer, wie in so edlen Kunstformen durchgeführt, daß es nicht übertrieben erscheinen wird, wenn wir annehmen, daß Hr. Breuer eine Stelle unter den besten der heutigen Repräsentanten des tragischen Faches einzunehmen berechtigt sey. Die genannte Leistung fand lebhafte und einstimmige Anerkennung.

M.

Korrespondenz.

Hamburg, 10. Jan.

Abermals ist die Hoffnung auf ein deutsches Nationaldrama vereitelt: Gutzkow's „Wullenweber" ist gänzlich mißlungen! Schon hört man bei diesem traurigen Anlaß wieder die abgedroschenen Phrasen: „Wir können kein Nationaldrama haben, denn wir sind keine Nation, wir haben kein Volksleben u. s. w." Wie viel nun auch in dieser Klage traurig Begründetes an und für sich seyn mag, in Bezug auf die Hervorbringung eines ächt deutschen Geschichtsdrama's ist sie unbegründet. Wir fragen nur: ist Götz von Berlichingen, ist Wilhelm Tell ächt deutsch, historisch, dramatisch? Es wird wohl Niemand nein zu sagen wagen, und da fragen wir weiter, ob nicht zur Zeit, als diese ewigen Dramen geschrieben wurden, das deutsche Nationalbewußtseyn noch viel gedrückter, die deutschen Staatsverhältnisse noch viel verworrener und kleinlicher gewesen sind? Und doch konnten jene Dramen geschrieben werden! Warum? Weil ächte Dichter da waren und weil sie Herz und Sinn für deutsche Bildung und Geschichte hatten; weil sie sich nicht in eine fremde, affectirte Bildung und Verbildung hineinforcirt, weil sie die Kunst in Wahrheit und Freiheit, nicht aber in intriguantem Cliquenwesen übten. Daß an der besonders ungünstigen Aufnahme „Wullenweber's" hier in Hamburg auf die Antipathie, welche Gutzkow hier gegen sich erzeugt hatte, mit schuld sey, kann zugegeben werden, ohne übrigens das gänzlich mißlungene Stück irgend vertheidigen zu können, so gern man es einem strebsamen Zeitgenossen und der deutschen Bühne zu Liebe auch vertheidigen möchte.

Jedem das Seine.

In einem vor acht Tagen in diesen Blättern enthaltenen Artikel über Hrn. Professor Herling's Jubelfeier war irrthümlich Hr. Messer als Direktor des Liederkranzes bezeichnet. Nicht Hr. Messer, sondern Hr. Just bekleidet diese Stelle, was wir übrigens für das hiesige Publikum, dem Hrn. Just's Wirksamkeit rühmlichst bekannt ist, kaum zu berichtigen brauchen.

Charade.

Erste Sylbe.

Auf einem großen Felde
Geh' ich und schau' herab,
In Wärme und in Kälte
Trägt sich mein Kleid nicht ab;
Und meinen Glanz und Schimmer
Leiht mir ein Frauenzimmer.

Die Zweite

Ihr lauft nach mir vergebens,
Ich bin dem Schatten gleich,
Vom Anfang eu'res Lebens
Entwisch' und täusch' ich euch;
Und ob ich euch gefalle,
Belüge ich doch Alle.

Das Ganze.

Der Ersten dank' ich Leben,
Stirbt sie, bin ich auch todt;
Ob meinem Haupte schweben
Viel Lichtlein goldig roth,
Und die Verliebten schauen
Zu mir hin mit Vertrauen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. Jan. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 17. Jan. Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 18. Dienstag, den 18. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Nun, Denis," wandte sich der Abbé an den Schulmeister, der mit sich selbst zu Rathe zu gehen schien, „haben Sie sich entschlossen, den Schatz, zu dem Sie durch eine unwürdige List gelangt sind, gutwillig zurückzugeben?"

„Zurückgeben?" wiederholte Denis langsam, und ließ eine lange Pause eintreten, um Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen; „ein herrenloses Gut, das man durch Zufall gefunden hat, giebt man eigentlich nicht zurück .... Dessen ungeachtet will ich mich gefällig und erkenntlich für die Dienste bezeigen, die Sie mir diesen Abend geleistet haben. Ich bin allerdings im Besitze der hübschen Sächelchen, und es dürfte schwierig seyn, mir dieselben streitig zu machen; aber aus Rücksichten für die Religion, aus Dankbarkeit gegen Sie und aus Gefälligkeit für meinen alten Freund Fleuriot werde ich Alles zurückgeben, jedoch nur unter **einer** Bedingung."

„Und die wäre?"

„Wir lassen den Inhalt der Kiste wiegen und schätzen, und Sie bezahlen mir die Hälfte des Werthes in klingender Münze. Nicht wahr, ich feilsche nicht jüdisch? Noch mehr! ich dringe nicht auf augenblickliche Zahlung, wenn Fleuriot mir mit seiner Unterschrift dafür bürgt."

„Habsüchtiger Mensch!" sagte der Abbé verächtlich; „ich lasse mich nicht darauf ein, mit Ihrer Ungerechtigkeit zu unterhandeln. Sie haben das Gut der Kirche gestohlen und müssen es entweder ohne Umstände zurückgeben, oder über das abscheuliche Verbrechen vor Gott und den Menschen Rechenschaft ablegen."

„Wenn Sie dieser Ansicht sind, nun dann ...."

Das Wort erstarb dem Schulmeister auf der Zunge; denn es erfolgte ein neuer furchtbarer Donnerschlag. Nachdem der majestätische Schall in den Lüften verklungen war, und der Furchtsame sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, begann er mit unsicherer Stimme:

„Ich will mich noch billiger finden lassen und mit einem geringeren Antheile an dem Schatze zufrieden seyn, als selbst das Gesetz mir zugestehen würde. Es steht dem Bürger einer Republik nicht wohl an, einen unmäßigen Hang für den Reichthum zu zeigen; versprechen Sie mir daher den dritten Theil des ganzen Werthes, und ich trete Ihnen alle meine Rechte auf den kostbaren Fund ab. Aber Sie mißbrauchen meine Schwäche und die grausame Lage, in der ich mich befinde, auf unverantwortliche Weise," setzte er kleinlaut hinzu.

Der Abbé schwieg und schien zu überlegen. Er war in der That versucht, dem Schulmeister eine mäßige Summe für die Abtretung des Kirchengutes zu bewilligen, da er wohl einsah, daß ein gerichtliches Verfahren gegen den Listigen mit großen Umständen verknüpft und von ungewissem Erfolge seyn würde.

„Fleuriot, was meint Ihr zu dem Vorschlage?" sagte er endlich.

Der Pächter, der bisher einen stummen Zuhörer abgegeben hatte, fuhr bei dieser Frage wie aus dem Traume empor.

„Keine Unterhandlung mit ihm!" rief er mit hohler Stimme, aber entschieden. „Ich bitte Sie, Herr Pfarrer, gehen Sie nicht die geringste Verbindlichkeit gegen Denis ein, und kümmern Sie sich weder um seine Versprechungen, noch um seine Drohungen. Sie würden Ihren Zweck in keinem Falle erreichen, glauben Sie mir."

Denis war keineswegs unzufrieden damit, seinen Vorschlag, den er im Geheimen schon zu bereuen anfing, verworfen zu sehen. Einige Lichter, die er in geringer Entfernung bemerkte, verriethen ihm die Nähe des Dorfes und gaben ihm die Hoffnung, bald am Ende seiner Mühseligkeiten und Schreknisse zu seyn. Auch das Gewitter begann in seiner Heftigkeit nachzulassen, nachdem der Sturm die dichten Wolkenmassen in einzelne Gruppen von weniger drohendem Aussehen zerstreut hatte. Die Blitze wurden immer schwächer, und anstatt der ihnen bisher gefolgten starken Schläge vernahm man erst nach geraumer Zeit aus der Ferne ein dumpfes Rollen.

In gleichem Maße, als der Schulmeister die Ursachen seiner kindischen Furcht verschwinden sah, verfiel er auch wieder in seine gewöhnliche Verstocktheit. Dessen ungeachtet hütete er sich wohl, den Zorn seiner Gefährten auf's neue zu reizen, so lange er ihres Beistandes noch bedurfte, und beobachtete deßhalb ein hartnäckiges Schweigen.

Als man das Dorf endlich erreicht hatte, bemerkte Denis zu seiner großen Freude in einem Fenster seines Hauses noch Licht.

„Man erwartet mich," murmelte er zufrieden vor sich hin; „wie erquickend wird mir die Ruhe nach den überstandenen Mühseligkeiten und Leiden seyn! Ohne Zweifel ist Anton schon angelangt und hat meine Anordnungen pünktlich ausgeführt. Alles geht erwünscht!"

Er stellte diese Betrachtungen zwar nur für sich an, jedoch laut genug, daß seine Gefährten, um die er sich jetzt wenig mehr zu kümmern schien, dieselben hören konnten. Als sie sich seiner Wohnung näherten, hielt der Abbé plötzlich an.

„Denis," sagte er mit ruhiger Würde, „als Freund bitte ich Sie noch ein Mal, in sich zu gehen. Sie haben sich schon eines großen Vergehens schuldig gemacht, indem Sie durch List ein Depositum an sich brachten, dessen hohe Bestimmung Ihnen nur zu gut bekannt war; noch steht es in Ihrer Macht, den begangenen Fehltritt gut zu machen. Setzen Sie mich in den Besitz jener geweihten Gegenstände, die ich als Diener der Kirche, welcher Sie angehören, von Ihnen fordere, und ich verspreche Ih-

nen, in meinem und Fleuriots Namen, die strengste Verschwiegenheit über das Geschehene."

„Ich kann nicht!" antwortete der Schulmeister, indem er sich nach der Thür seines Hauses drängte. „Ich habe einen Sohn, und darf mein Vermögen nicht leichtsinnig verschenken. Nun bin ich zwar, wenn Sie wollen, durch das Recht des Eroberers in den Besitz jenes Schatzes gekommen; aber Recht ist Recht!"

Dabei legte er die Hand an den Drücker des Thürschlosses und verzog das Gesicht zu einem widerlichen Grinsen.

„Erwägen Sie wohl, daß ich eine gerichtliche Klage gegen Sie erheben werde, und daß es dann jedenfalls um Ihr Ansehen bei der Gemeinde geschehen ist, selbst wenn die Entscheidung zu Ihren Gunsten ausfallen sollte. Man wird die Kinder Ihrem Unterrichte entziehen, ja man wird mit Fingern auf Sie weisen."

„Bah! wenn man reich ist und .... tugendhaft ...."

„Und wenn ich darein willige, Ihnen die verlangte Entschädigung zu gewähren? ...." fragte der Abbé, um auch das letzte Mittel nicht unversucht zu lassen.

„Sie kommen zu spät, mein armer Bürger," erwiederte Denis, indem er die Thür öffnete; „meine schwache Stunde ist glücklich vorüber, und ich bin jetzt in Sicherheit. Der Schatz ist gut aufgehoben, das Gewitter hat sich verzogen, und hier ist meine Wohnung; haben Sie also Dank für die mir geleisteten Dienste. Ich halte jetzt an meinem Rechte, und wenn Sie wollen, so sprechen wir uns das nächste Mal vor Gericht."

Unter schallendem Hohngelächter verschwand der Nichtswürdige in der dunkeln Hausflur und schlug die Thüre zu.

Der Abbé und Fleuriot blieben einige Augenblicke wie ververblüfft vor der geschlossenen Thüre stehen. Endlich vermochte der würdige Greis den lange zurückgehaltenen Schmerz nicht mehr zu bekämpfen, und große Thränen rannen über seine Wangen herab.

„Sehet da einen würdigen Repräsentanten unseres gerühmten Zeitalters!" rief er mit Bitterkeit aus. „Prahlend mit selbstgeschaffener Weisheit, und doch abergläubisch; voll Hochmuth, und doch verzagt; habsüchtig und gewissenlos .... Aber was nun beginnen? — Auf welche Weise ein allgemeines Aergerniß vermeiden? Wie den mißtrauischen Landleuten beweisen, daß Denis sich durch eine schändliche List in den Besitz des Kirchenschatzes gebracht hat? Es ist wahr, Anton würde vielleicht bekennen; soll ich aber den Sohn veranlassen, Zeugniß gegen seinen Vater abzulegen? Und ich, in welchem zweideutigen Lichte erscheine ich! Wie kann ich jetzt noch meine hohe Sendung erfüllen, Eintracht und Frieden in der Gemeinde herzustellen! O, mein Gott! warum hast Du mich nicht in der Verbannung sterben lassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Nikolaikirche in Frankfurt a. M.

Im Schlußmonat des verwichenen Jahres ist die auf dem Römerberge in Frankfurt liegende Nikolaikirche zum evangelischen Gottesdienste wieder neu eingeweiht worden — ein mittelalterliches Gebäude, das lange Jahre öde und unbenutzt da lag, über welchem eine Zeit lang schon drohend das Damoklesschwert der Modernsucht schwebte. Glücklicherweise ist das Gefühl für deutsches Leben, ist der Geschmack für angestammte Kunst im gesammten Volke wie auch in Frankfurt schon so groß und so gekräftigt, daß der Vorschlag nicht allein den heftigsten Widerspruch fand, daß er im Gegentheile den Plan hervorrief, die lang vernachlässigte Kirche im Geiste der ersten Gründer wieder herzustellen, wieder zum Gottesdienste einzurichten.

Durch die Ausführung dieses Planes erhielt die evangelische Gemeinde eine, wenn auch kleine, doch sehr brauchbare Kirche, erhielt die Stadt eine ihrer Hauptzierden, erhielt das ganze große Vaterland ein Kunstmuster, das besonders für evangelischen Gottesdienst mit vollem Rechte zur Nachbildung empfohlen werden kann.

Die Kirche selbst ist nur mäßig groß. Ihr Grundriß wird beinahe ein regelmäßiges Geviert bilden, an dessen östlicher, der schmäleren Seite der Thurm neben der kleinen Chorrundung angebracht ist.

Das Aeußere der Kirche sowohl als der Grundriß zeigt, daß wahrscheinlich der Bau nicht durch einen Meister, nicht zu derselben Zeit entstand, daß er im Laufe der Jahrhunderte erst zu Dem erwuchs, was er wirklich geworden ist. Der im Geviert gehaltene Bau, die eigentliche Kirche, scheint der älteste Theil zu seyn, wenn nicht das untere Geschoß des Thurmes denselben noch an Alter überragt. Später ist die Chorrundung, welche, auf unregelmäßige Weise angebracht, dort steht, wo der zweite Thurm (vorausgesetzt, daß die Kirche mit einem Thurmpaare geschmückt werden sollte) stehen müßte; noch späterer Zeit entstammen die höheren Geschosse des Thurmes, entstammt die Galerie, welche sich oben um die ganze Kirche zieht. Wenn aber auch Vollendung und Gründung Jahrhunderte weit auseinander liegen dürften, so ist dennoch der Eindruck, den der ganze Bau hervorruft, keineswegs die des geflickten Buntscheckigen zu nennen, sind selbst die Unregelmäßigkeiten, welche sich wohl durch die verschiedenen Bauzeiträume erklären lassen, für das Auge nicht beleidigend. Im Gegentheile scheint das Ganze dennoch, aus einem ernsten Geiste hervorgegangen, ziemlich die Durchführung eines und desselben Gedankens zu seyn.

Nach dreien Seiten hin sind die starken Wände von einer Reihe von drei Fenstern durchbrochen, welche ebenmäßig auf denselben vertheilt sind und zwar so, daß das mittlere weniger tief hinunterreicht, um unterhalb noch einer Thüre Raum gewähren zu können. Die Kirche hatte somit drei Eingänge; weil aber der südliche in eine zu enge, dunkle Gasse führte, hat man denselben zugemauert und die Stelle mit einigen Leichensteinen bezeichnet. Dort, wo die Fenster unten beginnen, verdünnen sich die Mauern der Fensterfelder von außen nach innen um mehrere Fuß, daß nur die Pfeiler in der ursprünglichen Stärke verbleiben. Durch Anbringung der Pforten, welche die mittleren Fensterfelder verengern, ist die zu strenge Gleichmäßigkeit glücklich gemieden und ein wohlthuender Wechsel der Linien herbeigeführt worden. Die Fenster selbst sind ohne Spallen (Fensterstäbe), ohne Krönungen, sind aber schon im gothischen Spitzbogen eingeschnitten, wogegen die Fensterlucken des unteren Thurmgeschosses, selbst die Muldungen aller Thürtiefungen noch mehr das Gepräge der Rundbogenzeit tragen. Ueber den Fenstern erst, in der Höhe des Simses, wachsen die Mauern auf mächtigen Verkragungen wieder zur Stärke der Pfeiler hervor und tragen in dieser Höhe eine Brustwehr, welche, reich durchbrochen, in ihrer Zeichnung der letzten blühendsten gothischen Zeit entstammt, in welcher die Flamme oder Zunge eine so große Rolle spielt. Von der Galerie führen Wasserspeier den Regen nieder. Auf den vier Ecken des Gebäudes erheben sich über dieser Brustwehr Eckthürmchen, in der Art der Luger, wie sie an Burgbauten wohl stattfinden, aber ganz aus durchbrochener Steinarbeit, wie die der Galerie um den ganzen Bau. Diese Thürme, durch die Galerie verbunden, geben als Krönung des ganzen Baues ein äußerst stattliches Ansehen, geben der Kirche einen höchst eigenthümlichen Schmuck, ohne sie jedoch zu überladen, wie leider die meisten Neubauten gothischer Präge in solcher Größe überladen werden.

Der Thurm, welcher, wie gesagt, nördlich an der östlichen Seite angebracht ist, erhebt sich über den alten, viereckig angelegten Gaden, zum Achtecke ausgequickt, in Geschossen, welche

in ihren Durchbrechungen dem Kirchenbau vollkommen anpassen, welcher mit der höchsten durchbrochen gearbeiteten Spitze der Galerie entspricht und so das Gebäude würdig schließt.

Die innere Einrichtung erklärt sich beinahe ganz aus dem Grundrisse. Der kleine, im Osten nach der Südseite zu angebaute Chor enthält den Altar, der untere Gaden des Thurmes die Ger- oder Gewandkammer. Die dadurch herbeigeführte Unregelmäßigkeit wird weniger fühlbar dadurch, daß an der nördlichen Seite des Kirchenraumes auf einer Galerie eine stattliche Säulenreihe angebracht ist, deren Brüstung eben auch mit den Flammenzierathen der äußeren Galerie prangt. Dieser Galerie gegenüber, an der Seite des Chores, erhebt sich die Kanzel.

(Schluß folgt.)

Laiengedanken über das Theater.

I.

Das Theater spielt in der Presse beiläufig die Rolle des Pierrot im Ballet: es fängt zuletzt immer die Prügel auf. Wer mit der Censur, die ihn nicht schreiben, oder dem Buchhandel, der ihn nicht drucken läßt, zerfallen ist, wird in letzter Instanz ein Richter in Thaliens Tempel. Da kann er seinem Gelüste zum Crawallmachen und der Liebhaberei, sich gedruckt zu sehen, volle Genüge verschaffen.

Aber auch manches harmlose Menschenkind findet bei dem Geschäfte des Theater-Bericht-Schreibens schuldlos sein tägliches Brod.

Das Theater hat bei dem Allen seine große Noth. Aber dennoch will es beurtheilt seyn, denn der dramatische Künstler leidet dann am meisten unter dem Druck der Presse, wenn sie ihn ungedruckt läßt.

Der fürchterlichste unter den Kunstrichtern ist derjenige Hochbegabte, welcher selbst Bühnenstücke schreibt, die vor leeren Bänken spielen.

Ein solcher Genius ist der Dämon der Bühne, die er mit seinen Produkten beschenkt. Fallen seine Stücke durch, was sonst ist schuld, als die Darstellung? Da ist der erste Liebhaber nicht in den Geist der Rolle eingedrungen; die Anstandsdame verließ gänzlich die ihr durch die Dichtung vorgezeichnete Sphäre; von einem Ensemble war keine Spur. — Wehe der Direktion auf lange Monden hinaus, wenn sie wiederum eines seiner Stücke hat „durchfallen lassen."

Ein solcher Hochbegabter speit Feuer und Flamme, wenn ein Benedix, Feldmann und vor Allem die Birch-Pfeiffer auf dem Theaterzettel stehen. Er ruft Verrath, wenn ein Stück aus der „schlechten französischen Schule" gegeben werden soll.

Mit einem solchen Gestirn am dramatischen Horizont ergeht's einem Theater fast noch übler, als wenn eines seiner Mitglieder im Interesse der Kunst sich selbst zum journalistischen Dolmetscher seiner Künstlerschaft macht, was schon ein wahrer Gräuel ist. Geht man die Zeitungen durch, so taugen die Theater im Grunde alle nichts; den Verfall aber der dramatischen Kunst haben blos die Theater-Direktionen zu verantworten.

Und es ist wohl ein beneidenswerthes Ding um eine Theater-Direktion, deren Aufgabe so mühelos, so lohnend! Der befähigten darstellenden Künstler gibt es so viele; ihre Zufriedenstellung ist so leicht. Mit der Bagatelle von drei-, viertausend Gulden macht man heutzutage schon recht artige Acquisitionen; und trifft sich's hin und wieder einmal, daß man einen Sänger mit einem Staatsrathsgehalt auf eine Reihe von Jahren angagirte, der kaum so viel Monate singen konnte; oder daß ein Künstler von Bedeutung durch den Geniestreich des Durchgehens der Direktion ein solches Schnippchen schlägt, daß ihr Repertoir auf Monate hin zerstört ist, je nun, wer wollte davon viel Aufhebens machen!

Eine Direktion, die auf der Höhe der Kunst steht, die, von der Erhabenheit ihres Berufes durchdrungen, alle Erzeugnisse der schaffenden wie darstellenden Kunst-Notabilitäten sich aneignet, die mit edlem Stolze auf den schnöden Gewinn der Kassenstücke verzichtet, die den Muth hat, dem Geschmack des Publikums entgegenzutreten, eine solche Direktion setzt sich über derlei kleine Inconvenienzen leicht hinweg. Hat sie ja doch das Bewußtseyn, dem guten Geschmack in seinen höchsten Ansprüchen Genüge geleistet zu haben, und es wird ihr die Anerkennung der Kunstrichter so wenig fehlen, als ein — gewaltiges Einnahme-Defizit. A.

Mannichfaltigkeiten.

Als nachahmungswerthes Muster für große Grundbesitzer verdient die vereinigte Spar- und Leihkasse zu Meerholz im Großherzogthum Hessen rühmliche Erwähnung. Der menschenfreundliche Graf zu Ysenburg-Meerholz, welcher schon früher sämmtliche Frohnen erließ und während der Theurungsnoth viele Familien vom Hungertode rettete (das Gegenbild zu so vielen reichen Gutsherren in Irland)), hat seit dem 1sten Oktober jene Anstalt in Wirksamkeit gesetzt indem er vorläufig 15,000 Gulden dafür hergab und bei eintretendem Bedürfniß ferneren Zuschuß leisten wird. Die Sparkasse soll den Bewohnern der Grafschaft dienen, um kleine Ersparnisse sicher und gegen leidliche Zinsen anzulegen; die Leihkasse giebt Darlehne bis zu 100 Gulden, ohne den Entleihern die Umstände und Kosten zu verursachen, welche sonst solche Geschäfte so drückend und nachtheilig machen. Die Verwaltungskosten sind nämlich sehr geringfügig, weil die Leitung der Anstalt unentgeltlich geschieht und blos ein paar Unterbeamte besoldet werden. Sehr zweckmäßig ist die Einrichtung, daß die Entleiher zu jeder Zeit in beliebigen Theilzahlungen ihre Schuld abtragen können. Der Graf Ysenburg will mit der Leihkasse vornehmlich die Landleute gegen scheußlichen markaussaugenden Wucher beschützen und sie aus dessen Krallen befreien; er erweist sich dadurch als ächten Wohlthäter seiner ganzen Gegend.

Eine alte Frau, welche in einer Kirche zu Wien täglich bis zum Schlusse derselben vor einem Marienbilde betend auf den Knieen lag, wurde von dem Kirchendiener belauscht. Zu seinem Erstaunen rief die Andächtige die heilige Jungfrau nur um die Gnade an, ihr drei Nummern träumen zu lassen, um eine Terne machen zu können! — Frömmelei und Aberglaube gehen gewöhnlich Hand in Hand! (Sp. Z.)

(Rom, 1. Jan. — D. A. Z.) Ich muß das Wesentlichste über das letzte in Rom geschehene Wunder berichten, weil der vom Volke so geheißene Vorfall in allen hiesigen Klassen noch immer gegen Verdienst viel besprochen wird, hauptsächlich aber wegen des von der obersten geistlichen Curie nun darüber gefällten charakteristischen Urtheils. Ein unweit der Piazza Deca in einer Nebenstraße wohnendes junges Mädchen, Giovanna Teslini mit Namen, ward unlängst vom Schlage getroffen. Ihre Mutter lag krank danieder, dem Vater ward es schwer, seiner Familie Unterhalt zu verschaffen. Die bedrängte Lage des Hauses, die schwere Krankheit der vom Arzt aufgegebenen Mutter, ihr eigenes Leiden bewirkten in dem Mädchen eine außerordentliche Extase, in der es nun mit der Madonna ein ziemlich langes Gespräch geführt haben will, dessen unmittelbarste Folge ihre urplötzliche Heilung war. Es ist kaum zu sagen, wie viele Hunderte von Menschen aller Klassen das Haus dieser von der Gebenedeiten so gnädig Beschützten zu allen Stunden des Tages umlagerten und mit ihr in eine heilbringende Berührung zu kommen suchten. Der

Papst befahl zuletzt, das Mädchen in das **Kloster Bambin Gesu** zu führen und von den Exorcisten prüfend beobachten zu lassen. Diese Prüfung ist in ihren Resultaten den Erwartungen des abergläubigen Haufens durchaus nicht günstig ausgefallen, macht aber auf der andern Seite den betreffenden geistlichen Behörden alle Ehre. Unter dem vorigen Pontificale dürfte das Urtheil der Curie ein gar verschiedenes gewesen seyn. Hier die Worte der römischen Staatszeitung darüber: „Der Generalvicar Sr. Heil., Cardinal Patrizi, zeigt dem Publikum an, daß eine summarische Prüfung der Umstände in der Krankheit und bei Genesung des im Vicolo della Penna unweit der Piazza del Popolo wohnhaften jungen Mädchens ergeben hat, daß ihnen durchaus nichts Außerordentliches und viel weniger etwas Wunderbares zum Grunde gelegen, wie man unabhängig von der geistlichen Curie verbreitet hatte." Ein nicht weniger bemerkenswerthes Zeichen der fortgeschrittenen Zeit ist, in Rom wenigstens, die Rücksichtsnahme auf das Publikum mittels einer gleichen Bekanntmachung von Seiten des Generalvicars.

Korrespondenz.

Marburg, 12. Jan.

Ihr geschätztes Blatt enthält unter dem 7. d. M. einen Korrespondenzartikel aus Marburg, welcher unter dem Deckmantel gemeinnütziger, das öffentliche Interesse in Anspruch nehmender Nachrichten seinen wahren Zweck mit nicht genug zu bewundernder Geschicklichkeit zu verhüllen strebt. Nachdem wir uns mit dessen Hülfe von dem blühenden Stande der Alma Philippina überzeugt und den Hauptgrund davon in Bunsen's vortrefflicher Leitung seines Laboratoriums gefunden haben, sehen wir uns, durch das Medium der beendigten Landestrauer hindurch, in die glanzvolle Feier eines von der Direction des neuen Museums veranstalteten Balles versetzt. Hier aber enthüllt sich des Pudels Kern. Der alte Corpsgeist, der so lange geschlummert, mußte nothwendigerweise wieder einmal heraufbeschworen werden, um die öffentliche Meinung in Athem zu erhalten. Es lagen ja auch wieder neue, entsetzliche Facta gegen denselben vor! Er hatte sich als Störenfried in die Freude eines, harmloser Fröhlichkeit gewidmeten Abends gedrängt und dieselbe durch „unmotivirtes, rohes und unpassendes" Gebaren auf jede mögliche Weise zu turbiren gesucht. Anathema sit! — Da nun aber ein jedes Ding seine zwei Seiten hat und, von einem andern Gesichtspunkt aus betrachtet, eine andere Gestalt gewinnt, so scheint es nicht unmöglich, auch den vorliegenden Thatbestand durch diesen ihm zugewandten Vortheil in einem milderen Lichte aufzufassen. Jedem mit der Sachlage Unvertrauten wird dies durch die Vergewisserung leicht gemacht, daß sich die Größe der zur Last gelegten Verschuldung lediglich auf eine leichte, während des Tanzes entstandene Zwistigkeit beschränkt, weshalb man es unbegreiflich findet, daß der Hr. Korrespondent die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums einer Sache zuwendet, der doch eine hinlänglich genügende und bei weitem natürlichere Sphäre auf dem academischen Boden selbst angewiesen ist. Auch verräth sich die Gehässigkeit parteilicher Interessen zu sehr in dem unverkennbaren Bestreben, einen unter Einzelnen zufällig entstandenen Wortstreit einer Mehrheit von Studenten, welche man witzig genug die „Kaste der Corpsburschen" zu nennen beliebt, als einen berechneten, auf das Ganze gerichteten Störungsplan unterschieben zu wollen. Was die oben erwähnten, in herrlicher Steigerung zusammengefaßten Prädicate anlangt, deren sich der Hr. Korrespondent bedient, so sind dieselben im Allgemeinen viel zu verbraucht und leiden zu sehr an Altersschwäche, als daß man sich dadurch tiefer, als höchstens zum Lächeln angeregt fühlen könnte; in Bezug auf den vorliegenden Fall aber entbehren dieselben sogar jeder inneren Begründung, da gerade die nächste Veranlassung zum Streite durch das unziemliche, jedes socialen Tones baare Benehmen eines Studenten von der s. g. Fortschrittspartei geboten wurde, so daß also nach dieser gewonnenen Ansicht die Folgen jenes Streites keineswegs so unmotivirt erscheinen möchten, als sie der Korrespondent prävenirend darzustellen sich bemüht. Nur das naheliegende Interesse, diese leider einmal vor die Oeffentlichkeit gebrachte Angelegenheit auf das Maß der gegebenen, wahrheitsgetreuen Verhältnisse zurückzuführen, konnte uns bestimmen, zu Repressalien zu greifen, die, in Betracht der Geringfügigkeit des Gegenstandes, vor den Augen eines so ausgebreiteten Leserkreises kaum gerechtfertigt erscheinen möchten.

Bückeburg, 12. Jan.

Die verflossene Woche brachte uns einen schönen und seltenen Festtag. Der fürstl. Hofmusikus G. **Werner** feierte am 5. Jan. das dreifache Fest: Geburtstag, goldene Hochzeit und 50jähriges Dienstjubiläum. Im Kreise geliebter Kinder, blühender Enkel und Enkelinnen und durch vielfache Beweise herzlicher Verehrung erfreut, war dieser Tag unserem Jubelpaare gewiß einer der schönsten im Leben. Segensreich war die langjährige Wirksamkeit unseres Meisters im Reiche der Töne und ihm gebührt ein wesentlicher Antheil an dem in mancher Beziehung so glücklichen Gedeihen der Musik in unserem Fürstenthume. Freundlichkeit und Liebe leuchten noch in Jugendfrische aus dem Auge des Jubelgreises und sie waren es auch, die einer unermüdlichen Thätigkeit so Vieles und Großes gelingen ließen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Festfeier in denselben Räumen stattfand, in denen einst ein Chr. Fr. **Bach** seine unsterblichen Werke schuf. Gewiß, einem würdigen Kunstjünger fiel das huldvolle Geschenk der Wohnung eines so berühmten Meisters aus fürstlicher Hand zu! Möge Gg. Werner noch viele Jahre mit den Seinen im besten Wohlseyn darin verleben!

Frankfurt, 16 Jan.

Viertes Quartett-Konzert der Herren Wolff, Posch, Geißler und Eisner, am 14. Januar.

Das zahlreiche und ausgewählte Publikum, das sich mit stets erhöhtem Interesse um die Leistungen der genannten Künstler versammelt, ist ein vollgültiges Zeugniß für die klassische Bedeutung, die man diesen Konzerten beilegt. Die herrlichsten Kunstschätze, die sonst wenigen Eingeweihten sich erschließen, werden hier in edelster, geistigster Auffassung dem Verständnisse eines größeren Kreises zugänglich gemacht und der für die höchste Bestimmung der Kunst begeisterte Sinn erholt sich von den herabziehenden Eindrücken einer schalen, nervenaufregenden Alltagsmusik. — Der heutige Abend brachte uns Quartette von Mozart (aus D dur, Nro. 10), von Cherubini (Es dur) und vom Konzertgeber, Hrn. Wolff, selbst (C moll). Letzteres dürfte ohne Unbescheidenheit seinen Ehrenplatz zwischen Mozart und Cherubini nehmen; es zeigte sich durch edle Einfachheit, harmonische Anordnung des Ganzen, durch feinen Geschmack und manche lieblich-ernste Motive eines ächten Kunstjüngers durchaus würdig und erntete lebhaften Beifall. — Wenn wir bei Mozart überall jenen hohen Seelenadel, jene ätherische und doch so reinmenschliche Anmuth der Form, die diesen Meister zum Raphael der Musik machen, erkennen, so glauben wir doch, in dem heutigen Quartette eine gewisse absichtliche, ich möchte sagen kokettirende Eleganz bemerkt zu haben, die der lebendigen, unmittelbar poetischen Frische dieses Kunstwerkes einigermaßen Eintrag thut. Ist aber auch das Gemüth weniger davon angeregt, so findet der Geist um so thätigeres Interesse an dem Genusse dieser an tiefen Gedanken und glänzenden Farben so reichen Tondichtung. — Einen wahren Himmel von Schönheit schließt das Quartett von Cherubini in sich ein. Das ist ächte Poesie, durch und durch vollendet, Phantasie, Geist und Herz zugleich bezaubernd! Welche unerschöpfliche Fülle von reizenden und edlen Gedanken, von überraschenden und entzückenden Wendungen, welche weise, ächt-künstlerische Mäßigung bei übersprudelndem Reichthum! Wir kennen wenige so in sich selbst vollendete Werke der Kunst, wie dieses Quartett von Cherubini, das sich an erhabener Schönheit des Geistes und der Form mit dem Besten von Mozart und Beethoven vergleichen darf! Diesen Eindruck machte es auf alle Zuhörer und selbst der minder Empfängliche schied mit dem lebhaften Wunsche, recht bald dieses köstlichen Genusses wieder theilhaft zu werden. Möge Hr. Wolff diesem gewiß einstimmigen Wunsche seines Publikums Rechnung tragen und möge er überhaupt in der warmen Theilnahme, die seinen tüchtigen Bestrebungen gezollt wird, die lebhafte Aufforderung erkennen, den eben vollendeten Cyklus seiner Konzerte für die beginnende zweite Hälfte des Winters baldigst zu erneuen.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Jan. **Eine Familie**, Original-Schauspiel in 5 Acten und einem Nachspiel von Charl. Birch-Pfeiffer.

Dienstag, 18. Jan. **Der Weltumsegler wider Willen**, Posse in 3 Abth., von Räder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 19. Mittwoch, den 19. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Fassen Sie sich, beruhigen Sie sich, Herr Pfarrer!" sagte Fleuriot, der wieder freier aufzuathmen schien. „Es wird nicht schwer halten, den Trotz des Schulmeisters zu beugen. Wir haben jetzt Zeit gewonnen, und Alles wird sich noch zum Besten kehren."

„Zeit gewonnen! wie verstehet Ihr das? Die Umstände waren nie ungünstiger und zugleich dringender, als gerade in diesem Augenblicke."

„Es ist wahr, ich vergaß .... doch das Verweilen vor dem Hause dieses Schurken kann zu nichts führen! Lassen Sie uns in die Pächterei zurückkehren; dieser Tag war äußerst ermüdend, und Sie bedürfen in der That der Ruhe. Sorgen Sie nicht, Denis wird seinen verdienten Lohn erhalten, und zwar ehe er es ahnet!"

„Den Bösen straft schon das zürnende Gewissen," sagte der Abbé, „aber Denis verdient für seine Schändlichkeiten noch eine andere Strafe."

Auf dem Wege nach der Pächterei zeigte sich Fleuriot außergewöhnlich gesprächig, und suchte den Abbé, der immer düsterer und niedergeschlagener wurde, durch die alltäglichsten Trostgründe zu beruhigen. Ihre Ankunft zu so später Stunde setzte in Haus und Hof Alles in Bewegung; die Hunde bellten, und das Vieh stampfte und lärmte in den Ställen. Die Hausthüre war schon geöffnet und die alte Katharine erwartete sie mit einer Leuchte in der Hand an der Schwelle.

„Sie sind's," rief sie bei ihrem Anblicke erfreut aus. „Guten Abend, Herr Pfarrer, guten Abend, Meister Fleuriot! Warum kommen Sie aber so spät? O, wenn Sie wüßten, welche angenehme Ueberraschung Sie erwartet!"

„Eine angenehme Ueberraschung?" sagte der Abbé mit ungläubigem Kopfschütteln; „ich glaube an keine mehr."

„Auch ich bin mißtrauisch dagegen," sagte Fleuriot; „aber lassen Sie uns sehen. Nun, Katharine, um was handelt es sich? Wir sind nicht in der Stimmung, erst lange herumzurathen."

Sie waren unterdessen in das Zimmer getreten, das zum allgemeinen Aufenthalte diente. Johanna, die, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, in einem Winkel saß, eilte ihnen in freudiger Aufregung entgegen. An dem äußersten Ende des geräumigen, nur spärlich erleuchteten Zimmers stand noch eine zweite Person, aber so im Dunkeln, daß sie von den Eintretenden nicht bemerkt wurde. Katharine öffnete die Thüre eines kleinern anstoßenden Gemaches, welches der Pächter für sich allein im Gebrauch hatte.

„Treten Sie gefälligst ein, meine Herren," sagte sie mit zufriedenem Lächeln. „Das allgemeine Wohnzimmer schien mir für Das, was Sie erwartet, kein passender Ort, und ich habe es deshalb hierher bringen lassen."

In der Mitte des Zimmers stand auf einem schönen Nußbaumtische ein großer, mit Erde verunreinigter Kasten von Eichenholz. Die gute Frau deutete darauf hin und sagte mit einem gewissen Selbstgefühl:

„Herr Pfarrer, ich übergebe Ihnen hiermit, was Sie und Fleuriot mit großer Mühe vergeblich gesucht haben; es sind die heiligen Besitzthümer der Kirche von Saint-Clare."

Der Abbé stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel auf die Kniee nieder.

„Mein Gott, ich danke Dir!" rief er. „Dein heiliger Name sey gepriesen!" Mehr konnte er im Uebermaß der Freude nicht hervorbringen.

Fleuriot war bei dem Anblicke der ihm nur zu wohl bekannten Kiste todtenbleich geworden. Er taumelte gegen den Tisch zu, als wenn er einen betäubenden Schlag erhalten hätte, und konnte sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten.

VI.

Nachdem der Abbé der Freude seines Herzens in lautem Dankgebete Luft gemacht hatte, näherte er sich dem Tische, auf welchem die Kiste, die für ihn von unschätzbarem Werthe war, stand. Er wurde nicht müde, dieselbe zu betrachten und zu berühren, und bewunderte die vollständige Erhaltung des Holzes, so wie den guten Verschluß.

„So ist also das Trachten des Gottlosen doch vereitelt worden," rief er, noch immer trunken vor Freude, „und die Heiligthümer, die ich entweiht und verloren glaubte, sind wieder in meinen Händen. Die heiligen Gefäße werden nun auf's neue den Altar zieren, und die kostbaren Gewänder zur Verherrlichung der kirchlichen Feierlichkeiten beitragen, wie es der Wunsch der frommen Geber gewesen ist. Peter," fuhr er gegen den Pächter gewandt fort, „Alles, was auf die wunderbare Erhaltung dieses Schatzes Bezug hat, soll hinfort in Ehren gehalten werden. Ich beabsichtige deshalb darauf anzutragen, das Gedächtniß dieses Tages alljährlich in Saint-Clair auf eine feierliche Art zu begehen, und selbst diese Kiste, obwohl nur ein einfaches Gefüge aus Holz und Eisen, soll in der Kirche aufgestellt und als eine Reliquie betrachtet werden."

Fleuriot stand mit gesenktem Haupte da und stützte sich auf einen Stuhl. Die Gefühle, die ihn bestürmten, schienen anderer Art als die, welche den Abbé durchströmten.

„Aber wer ist der Schöpfer meines Glückes?" begann dieser letztere plötzlich und schritt auf einige Personen zu, die sich bisher bescheiden in der Nähe der Thüre gehalten hatten. „Wo ist er, und warum verbirgt er sich? Wenn er die Segnungen eines

einfachen Dieners der Kirche nicht verachtet, so möge er sich mir nahen!"

„Hier ist er!" rief Johanna, indem sie auf eine Gestalt deutete, die, bei der spärlichen Erleuchtung des Zimmers, ziemlich im Dunkeln stand; „es ist mein Anton .... Aber, Herr Pfarrer, Sie glauben nicht, wie durchnäßt von Schweiß der arme Bursche war, als er mit der schweren Last ankam; und seine Hände sind voll Blut und Quetschungen."

Der junge Denis trat bescheiden, aber nicht ohne einiges Selbstgefühl heran.

„Es ist allerdings mein Werk, Herr Pfarrer; ich wußte, daß Sie auf den Besitz dieser Kiste großen Werth legten, und dieser Gedanke verlieh mir Muth und Kraft. Es war in der That kein leichtes Unternehmen, und mehr als ein Mal verzweifelte ich daran, die schwere Last bis hierher tragen zu können."

„Ihr seyd ein braver junger Mann, und diese That zeugt von einem edlen Herzen!" rief der Abbé mit Wärme. „Möge der Himmel Euch dafür segnen!"

Mit diesen Worten zog er den Sohn des Schulmeisters an seine Brust und umarmte ihn mit Inbrunst. Der junge Mann war nicht wenig stolz auf diese Beweise von Zuneigung, und zeigte sich tief gerührt.

„Nun, Johanna," rief er mit bewegter Stimme, „hatte ich Unrecht, als ich behauptete, der gute Herr Pfarrer würde sicher nichts mehr gegen unsere Trauung einzuwenden haben?"

Als der Abbé, dessen Seele bisher nur von der hohen Wichtigkeit des glücklichen Ereignisses erfüllt gewesen war, den Namen Johannens nennen hörte, wurde er unwillkürlich an die Gründe erinnert, welche die Handlungsweise des jungen Mannes ohne Zweifel mit bedingt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nikolaikirche in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Ist das Gebäude außen zierlich und gefällig, ohne daß es an Würde dadurch verloren, so ist es innen edel und einfach. Es macht, mit schlichten Kreuzgewölben überdeckt, einen Eindruck des Ernstes und der Ruhe, wie ihn eine Kirche eben gewähren soll. Was den Wiederherstellungsbau dieser Kirche betrifft, so ist er mit völligem Verständnisse, mit großer Kenntniß der altdeutschen Kunst unternommen und ausgeführt worden und zeugt er in jeder Hinsicht für den Meister. Besonders ist der Thurm, dessen Spitze neuerfunden werden mußte, gelungen. Das Gebäude hat sogar unter der Wiederherstellung gewonnen, hat mehr Einheit und hat eine größere Reinheit des Styles erhalten, wo gewöhnliche Wiederherstellungsbauten in unserer Zeit so leicht in Verballhornungen umschlagen. Jeder Freund vaterländischer Kunst wird daher dem Meister gewiß die größte Anerkennung zollen sowohl für die Durchführung des ganzen Baues wie für die Schonung der einzelnen Gliederungen, der Wappen, Bildwerke und Grabmale, die an den Stellen, wo sie sich befanden, auch alle geblieben sind, und wird ihm bald ein ähnliches Feld der Thätigkeit gönnen. Wenn auch einzelne Wünsche noch übrig bleiben, welche sich bei genauerer Durchmusterung aufdrängen, betreffen diese mehr einzelne Zuthat, Zierden, welche leicht noch später zugefügt werden können, welche nirgends bis in den Stein hineingreifen. An der südlichen Seite ist freilich die Galerie über dem Simse nicht durchgeführt worden und sind die Mauern nicht, wie an den übrigen Seiten, keck vorgekragt. Da aber die hier an der Kirche hinlaufende Gasse, wie schon erwähnt, enge und dunkel ist, da die Kirche aus ihr beinahe nicht gesehen werden kann, so fällt dieser Mangel auch gar nicht weiter auf.

Störender wirken kleinere Uebelstände im Innern des Baues. Wände und Decke sind hier mit derselben Tünche überzogen, wodurch die Gurte und Gräte des Gebäudes, die Hauptzierden und Glieder der gothischen Kunst, ganz verschwinden, wodurch, dem Anscheine nach, die Festigkeit des Ganzen leidet. Da nun die Gurte und Gräte schnell, leicht und ohne sonderliche Kosten vielfarbig (polychromatisch) hervorgehoben werden können, so lohnte es hier gewiß vollkommen, auch diesen Uebelstand zu heben, hier der Schönheit des Baues vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ein fernerer Wunsch betrifft die Einrichtung des Altares. Die Altäre in den ersten deutschen und deutschchristlichen Kirchen waren einfache Opfersteine.

Als die Kunst die Kirche und die in ihr vorkommenden Handlungen mit Zauber umkleidete, schmückte sie die Stelle des Altares durch die der Kirche angebaute mit einem Kreise von zierreichen Fenstern durchbrochene Chorrundung. Zusammengesetztere, mannichfaltigere Gewölbe, reichere Säulen und Knäufe, Fensterkrönungen und Glasgemälde hoben diesen Ort vor dem eigentlichen Kirchenschiffe bedeutsam hervor.

Es kam aber eine Zeit, wo man den Geist deutscher Kunst gänzlich verkannte, wo man den schönen, aus dem Volksgefühl hervorgegangenen Bau nicht mehr verstand, wo man mit Schnörkeleien und Bombast die alte ernste Würde zu überragen meinte. Diese Zeit, die eigentliche jesuitische Kunstepoche, führte Bilder auf dem Altare ein, baute auf dem Opfertische aus Schnörkeln allerlei seltsame Thürme und abenteuerliche schrankartige Fachwerke auf, welche sich einander an Höhe überboten, endlich bis oben an die Decke stiegen und die Schönheit des Baues, die gemalten Fenster, die Gewölbe und Gräte ganz verdeckten, welche den Gesammteindruck des edlen Baues aufhoben. Der Priester stand in den Zeiten des einfachen Altares hinter demselben und drehte der Gemeinde, wie sich dieses gebührt und wie es noch in der griechischen Kirche stattfindet, die Stirnseite; wie aber die Altäre zu solchen geschmacklosen Gerüsten emporwuchsen, Rahmen für Gemälde und Füße für Bildwerke wurden, mußte der Priester sich einen andern Standpunkt suchen, mußte er, wie ungebührlich es immerhin lassen wollte, der Gemeinde die Kehrseite weisen. Es wäre nun, auf unsern Bau zu kommen, sehr erwünscht gewesen, wenn die evangelische Gemeinde in der neuen Kirche den jesuitischen Altar bei Seite gelassen, den einfachen Altar der ersten christlichen und deutsch-gothischen Zeit wieder eingeführt hätte, hinter welchem der Priester sich zur etwaigen Handlung aufstellen könnte. Das Bild Rethel's wäre dann vergeblich als Altarblatt gemalt gewesen, aber vielleicht nicht vergeblich gemalt, da es an jeder anderen Stelle sich gewiß besser ausgenommen. An der jetzigen wirkt es leider nicht viel mehr als jede grüne oder glänzende Wachsleinwand wirken würde. Der schlichte, einfache Altar, der dem Baue anpaßte, würde freilich nicht zu den Fenstervorhängen stimmen, wie sie jetzt angebracht sind, und würde Glasgemälde, wenigstens gesichtete (mussivische), farbige Scheiben bedingen. Diese sind aber nur mit größeren Kosten zu beschaffen. Die Glasmalerei macht aber täglich mehr Fortschritte, und überdies hat man ein Auskunftsmittel gefunden, das sehr täuschend ist. Man übermalt nämlich die Scheiben mit Oelfarben. Die Farbendecke bleibt mehrere Jahrzehnte wohlerhalten und frisch, blendet das zu grelle Licht und bringt eine, den gemalten Scheiben ähnliche Lichtwirkung in den betreffenden Räumen hervor.

Der Wiederherstellungsbau dürfte vollkommen seyn, wenn diese angeführten Kleinigkeiten noch nach dem größeren Baue ausgeführt, wenn diese Mißstände völlig gehoben würden. Wäre einmal die Kirche bis in diese Kleinigkeiten hin vollendet, so könnte man sie ohne Zweifel wohl das schönste und originellste Gebäude

der gesammten Stadt nennen. Man dürfte sie als Musterbild besonders bei evangelischen Kirchenbauten empfehlen, sowohl weil sie bei geringerer Ausdehnung eine bedeutende Menschenmenge fassen kann, als weil sie im Innern jeden Vortrag gestattet, weil sie die Rede deutlich wiederklingen läßt, dann zuletzt, weil sie trotz der Einfachheit eine Würde und Zierlichkeit entfaltet, die manchen größeren Bau verdunkelt und dennoch mit weit geringeren Mitteln herzustellen wäre. W. v. Waldbrühl.

Zehn Gebote der Gesundheitslehre.

Erstes Gebot. Du sollst keine andere als reine atmosphärische Luft einathmen und sollst deßwegen alle Räume und Orte möglichst vermeiden, welche mit verdorbener Luft angefüllt sind, so wie alles Das sorgfältig von dir entfernt halten, was das Ein- und Ausathmen mechanisch zu erschweren oder gänzlich zu unterbrechen geeignet ist!

Zweites Gebot. Du sollst nur trinken, wenn dich dürstet, und sollst dir nie mehr und nie ein anderes Getränk aneignen, als was deinen Durst zu stillen hinreichend und vermögend ist!

Drittes Gebot. Du sollst nur essen, wenn dich wirklich hungert, und aufhören, Speisen zu dir zu nehmen, sobald dein Hunger gestillt ist!

Viertes Gebot. Du sollst von Kindheit an körperlich und geistig thätig seyn, um nicht allein deinen Körper und Geist nach und nach mehr auszubilden und zu vervollkommnen, sondern auch deine Gesundheit dauerhafter zu machen, zu erhalten und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben!

Fünftes Gebot. Du sollst nach Bedürfniß schlafen, um deine geschwächten Kräfte wieder herzustellen und deine Gesundheit zu erhalten!

Sechstes Gebot. Du sollst dahin wirken, daß die natürlichen Ausleerungen deines Körpers zeitgemäß und regelmäßig von statten gehen können!

Siebentes Gebot. Du sollst deinen Körper und dessen Theile stets rein halten, damit deine Haut immer gesund bleiben und ihren wichtigen Verrichtungen bestimmungsmäßig vorstehen kann!

Achtes Gebot. Du sollst dich gegen die Einwirkungen der Witterung, welche deine Gesundheit oder dein Leben gefährden können, so weit es in deinen Kräften steht, erfolgreich schützen!

Neuntes Gebot. Du sollst von Kindheit an bis ins Greisenalter hinein bestimmungsmäßig von einer Entwickelungsstufe zur andern fortschreiten und auf jeder derselben eifrigst an der Vervollkommnung deines Organismus arbeiten!

Zehntes Gebot. Du sollst, wenn sich in deinem Organismus Zeichen einer herannahenden oder einer plötzlich ausgebrochenen Krankheit oder einer erfolgten Beschädigung zu erkennen geben, Alles anwenden, um deine Gesundheit thunlichst wieder herzustellen!

* * *

Diese Vorschriften stellt Dr. J. C. G. Jörg zu Leipzig in einer bei F. A. Brockhaus erschienenen Schrift: „Zehn Gebote der Diätetik" (Pr. 1 Thlr.) auf und gibt zu deren Befolgung beachtungswerthe nähere Anweisung.

Mannichfaltigkeiten.

(Was ist Plagiat?) Chrl. Birch-Pfeiffer hat aus Auerbachs Novelle: „Die Frau Professorin" ein Kassenstück: „Dorf und Stadt" gemacht, das Auerbach für Plagiat erklärt und verfolgt hat. Der „Handel", wie Auerbach den Streit getauft hat, ist allerdings für die Literaturverhältnisse bemerkenswerth, obwohl Auerbach einen schwereren Stand haben dürfte, als v. Hugo in dem bekannten Handel mit A. Dumas. Die Begriffsbestimmung „Plagiat" ist hier die Hauptsache. In den Berl. Nachr. giebt Th. H. folgende Definition: „Seit Campe übersetzt man dies Wort gewöhnlich durch Gedankendiebstahl, Gedankenraub, Bücherplünderei, Ausschreiberei. Wären diese Uebertragungen richtig, so müßte man die Hälfte unserer literarischen Welt des Plagiats beschuldigen; denn sie hat die Schätze der altklassischen Literatur bis auf den heutigen Tag stark geplündert, und besonders die Dichtkunst in allen ihren Formen beraubt. Unsere Bürger, Stolberg und Schiller wären dann fast in jeder ihrer Balladen und Romanzen Plagiarien, denn sie haben den Stoff derselben aus verschiedenen Jahrhunderten entnommen, wie jeder Literaturkenner weiß. Auch ganze Theile dramatischer Dichtung sind, oft sogar wörtlich, aus andern Schriftformen entlehnt. So benutzte Schiller, auf Göthe's Weisung, für seine Strafrede des Kapuziners eine bekannte Predigt des Abraham a Santa Clara zu einer Art Mosaik, und Niemand hat ihm darüber einen Vorwurf gemacht. Passen nun die harten Begriffe Diebstahl, Raub, Plünderung für einen Schriftsteller, der fremde Gedanken oft wörtlich, aber doch in andern Formen und Verbindungen, mit mannichfachen Veränderungen des Ausdrucks zu andern Zwecken benutzt? Man wird fühlen, daß ein Plagiat andere Elemente in sich tragen muß, daher ich den Begriff so fassen möchte: ein Plagiat, oder Plagium, ist die, durchweg wörtliche, Benutzung fremder Gedanken in derselben Form und denselben Verbindungen, unter dem absichtlich-trügerischen Schein des Selbstgedachten. Dies ist die tropische Bedeutung des lateinischen plagiarius, d. h. eines Menschen, der sich für den Erfinder und Verfasser einer fremden Schrift ausgiebt. Da dies nun auf Dorf und Stadt nicht paßt, so ist dieses, einer Novelle nachgebildete Drama auch kein Plagiat, und würde also nur eine dramatische Nachbildung genannt werden können, die der Literat nicht tadeln, der Richter nicht strafen kann." (Mainz. Unterhbl.)

(Berlin, 12. Jan.) Der Sultan Abdul-Meschid hat durch Vermittelung der hiesigen türkischen Gesandtschaft aus der hierselbst befindlichen großen Schumann'schen Porcellan-Fabrik zwölf Arbeiter nebst einem Werkführer nach der Türkei kommen lassen, um in Konstantinopel eine gleiche große Fabrik anzulegen. Die Arbeiter erhalten jeder 120 Thaler Reisegeld, ein Jahrgehalt von 600 Thlrn., und haben außerdem zur Abwickelung ihrer hiesigen Verbindlichkeiten jeder auf sein Gehalt einen Vorschuß von 100 Thalern durch die türkische Gesandtschaft ausgezahlt bekommen. (Köln. Ztg.)

Aus Paris eingegangene Berichte über den jetzt dort lebenden General-Musikdirektor Meyerbeer lauten alle sehr günstig und erwähnen nichts Bedenkliches, welches mehrere Blätter über dessen Gesundheitszustand verbreiten. Derselbe will demnächst seine Oper „der Prophet" dort zur Aufführung bringen und vor seiner Reise nach Venedig die letzte Feile an die „Afrikanerin" legen. (Düss. Ztg.)

Ein Knecht mißhandelte in Berlin sein abgetriebenes Pferd, als es auf das Pflaster niedergestürzt war und sich trotz aller Anstrengung nicht wieder erheben konnte, so unmenschlich, daß die

Umstehenden kurzen Prozeß machten, den Kerl durchprügelten und dann dem Thiere auf die Beine halfen. (Dor'z.)

Korrespondenz.

Nürnberg, im Jan.

Es sind in der letzten Zeit so häufige Klagen über das Wirken des hiesigen Kunstvereins laut geworden, daß es hier nicht am unrechten Orte seyn möchte, einige Worte im Interesse der Kunst und der Vereinsmitglieder zu sagen. Obgleich der hiesige Kunstverein eine gleiche Tendenz mit den übrigen deutschen Kunstvereinen theilt, so nimmt doch hier das Interesse an demselben in dem Grade ab, wie es bei den übrigen zunimmt und es treten, für die Sache erkaltet, manche Mitglieder aus; die Ausstellungen werden von Jahr zu Jahr magerer und selten mehr mit Werken renommirter Künstler bedacht und wer jetzt das Versammlungslocal in Dürer's Hause besucht und in einer Versammlung von Künstlern und Kunstfreunden eine andere als die gewöhnliche Alltagsunterhaltung zu finden hofft, irrt sich, denn statt diesen trifft er eine kleine Bühne im Hintergrunde des Gesellschaftzimmers aufgeschlagen, auf welcher Mitglieder ehemaliger Liebhabertheater plastische Vorstellungen, resp. Lustspiele und Possen, aufführen oder durch Abhaltung eines nachgeahmten Inquisitionsgerichtes oder was dergleichen Kindereien mehr sind, irgend eine gutmüthige Seele mystifiziren. Wer dieses hört und sieht, in diesen Räumen, wo unser unsterblicher Dürer so viele herrliche Werke geschaffen hat, dem muß sich mit Staunen die Frage aufdrängen, welcher Geist wohl diesen Verein beherrschte. Und woher dieser Verfall? — Nürnberg besitzt gegenwärtig wenig schaffende Künstler. Der größte Theil besteht aus solchen Kupferstechern, deren künstlerisches Wirken mehr auf technischer Fertigkeit beruht, und aus diesen ist bis jetzt das leitende Comité des Vereines zusammen gesetzt. Bei den alljährlichen Ausstellungen werden nun meistens schlechte Bilder zu geringen Preisen angekauft und nach diesen von einem Mitgliede des Vereines ein Gedächtnißblatt zu einem enormen, den Ankaufspreis des Bildes oft um's Zwanzigfache übersteigenden Honorare gestochen, die Finanzen demnach auf eine ganz unzweckmäßige Weise verwendet und der Verein zu einer Beschäftigungsanstalt für Nürnberger Kupferstecher gemacht. Zwar sucht Hr. Professor Heidloff in seiner neuesten Idee (der deutschen Bauhütte) besagtem Uebelstande abzuhelfen und will, so viel uns bekannt, das nächstfolgende Gedächtnißblatt: „das Portal der Lorenzkirche zu Nürnberg" als erstes Blatt des vom Verein im Interesse der Bauhütte herauszugebenden Werkes geben, was uns aber, ohne diesem anerkannten Künstler nur im entferntesten zu nahe treten zu wollen, insoferne nicht ganz klar ist, als jedes Vereinsmitglied ohnehin schon Anspruch auf ein jährliches Gedächtnißblatt hat, der Beitritt zur „Bauhütte" aber mit einem weiteren jährlichen Beitrag von 12 fl. verbunden ist. Aus dem Obengesagten ergibt sich nun, daß die bisherige Geschäftsführung nicht die beste ist und daß unter solchen Umständen der Verein mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen geht und deshalb muß es natürlich der Wunsch der meisten Mitglieder seyn, aus den Trümmern des jetzigen einen der Stadt Nürnberg und ihres alten Ruhmes würdigen Kunstverein erstehen zu sehen. ***

Gießen, 13. Jan.

In der Heidelberger „Deutschen Zeitung" vom 12. Jan. findet sich eine harte Anklage gegen den hiesigen Provinzialcommissär und Kreisrath Prinz. Sie lautet auf Polizeiwillkür. Es wird zuerst hingewiesen auf die ähnlichen Klagen in anderen öffentlichen Blättern (wahrscheinlich von demselben Verfasser) über die exemte Stellung der Kreisräthe im Großherzogthum Hessen, ja sogar auf Aeußerungen bei den Landständen und dann rhetorisch im Klimax das Factum angeknüpft: um so mehr müsse man sich wundern über diese große Polizeiwillkür. Und worin besteht diese nun? Prinz habe in der Polizeiverfügung über die Ruhe in der Neujahrsnacht gesagt: für das Betragen der Kinder, Lehrlinge und Gesellen blieben die Eltern, Vormünder, Meister „ꝛc." verantwortlich. Dieses „ꝛc." sey eine Bereicherung der Polizeiwissenschaft. Jeder Verständige sieht indeß, daß es einfach die Kategorie fortsetzt: „Alle, denen die Aufsicht über jüngere, noch nicht selbstständige Leute (sui jurii) zukömmt." Ist etwa der Korrespondent der „Deutschen Zeitung" ein studios. juris, so kann er ja diese Glosse in seinem Hefte nachtragen. Wichtiger scheint der zweite Anklagepunkt. Es bestehe hier eine auf Actien gegründete Backgesellschaft: der Vorstand habe nun mit dem Ingenieur der Eisenbahn einen Vertrag geschlossen über Brodlieferung von großer Quantität täglich, die Bäckerzunft habe sich beklagt, Prinz habe jene Brodlieferung (ein Beweis seiner Willkür) verboten. Der Sachverhalt ist folgender. Die von der Behörde genehmigten Statuten der Backgesellschaft besagen §§. 1, 2, 3: „Mitglied ist nur, wer eine Actie von 20 fl. übernimmt und entweder in Gießen wohnt oder durch einen Einwohner in Gießen vertreten wird." §. 29 lautet wörtlich: „Wer nicht Mitglied der Backgesellschaft und in deren Verzeichniß eingetragen ist, kann keinerlei Backwaaren aus der Gesellschafts-Bäckerei erhalten und eben so wenig darf ein Mitglied seine von ihr empfangenen Backwaaren an ein Nichtmitglied abgeben." So lange also die Eisenbahnarbeiter nicht selbst Actionäre sind, können sie nichts erhalten, und darf der Ingenieur nichts abgeben, selbst wenn er Actionär ist. Der Vorstand würde einfach gegen die von der Behörde gestellte Bedingung der Genehmigung handeln. Gleichwohl schreibt ein Korrespondent von hier unbedenklich eine so harte Anklage gegen den ersten Verwaltungsbeamten der ganzen Provinz, der unbestritten zu den intelligentesten, thätigsten und humansten Beamten des ganzen Landes gehört. Doch wundert man sich hier nicht, daß die sog. „Deutsche Ztg." von Heidelberg dergleichen pikante Waare abdruckt; sie ist noch jung, wird von Gelehrten, d. h. Professoren, redigirt, und diese mögen wohl fühlen, daß ihre trockenen Gerichte einiger Würze bedürfen. — Mehr wundert man sich über die Korrespondenz der „Allg. Ztg." zu Augsburg von hier. So brachte sie jüngst die Nachricht: die theologische Facultät richte sich einen Gottesdienst ein; dies deute auf größere Einigkeit in ihr; doch dürfe das Gedeihen des Gottesdienstes bezweifelt werden. Vernünftigerweise richtet die theologische Facultät den Gottesdienst nicht sich, d. h. für sich, ein, sondern für andere mit, z. B. den Korrespondenten der „Allg. Z." Der Schluß auf größere Einigkeit ist logisch falsch, denn die Facultät handelt wahrscheinlich in höherem Auftrage; das Gedeihen kennt natürlich nur Gott; so ist jedes Wort der Korrespondenz ein Unsinn. Gleichwohl druckt die „Allg. Ztg." dergleichen Unsinn ab, und die „Allg. Ztg." wie die sog. „Deutsche" von Heidelberg rechnen sich gewiß zu den bedeutendsten Organen der deutschen Presse. Dennoch fordern wir unbedingt Preßfreiheit, denn — die Presse kann ja solche Verirrungen und Gebrechen, auch der Heidelberger, wie der „Allg. Ztg.", wieder heilen.

Frankfurt a. M.

In dem am 19. d. M. im „Hof von Holland" stattfindenden Konzerte des Hrn. Aguilar, in welchem Fräul. Oswald und die Herren André, Eliason und Bockmühl unter gefälliger Leitung des Hrn. Kapellmeister Guhr mitwirken werden, kommen zwei neue Compositionen des Konzertgebers für Pianoforte und zweites Trio von Mendelssohn für Pianoforte, Violine und Cello zur Ausführung. Das Konzert beginnt um 7 Uhr.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Der Schluß der von der graphischen Anstalt von Friedlein in Leipzig herausgegebenen Illustrationen zu Shakespeare's Werken liegt nun vor uns. Wir empfehlen das Werkchen nochmals allen Freunden des unsterblichen Britten, indem wir dieselben auf die in diesen Blättern früher erschienenen kritischen Anzeigen verweisen. L.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 19. Jan., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Illyrien, von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Auflösung der Charade in Nro. 17.

Mondschein.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. Jan. Der Weltumsegler wider Willen, Posse in 3 Abth., von Räder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 20. Donnerstag, den 20. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Mein Sohn," begann der Abbé ruhiger, „ich habe dem frommen Sinne und dem Muthe, die Ihr bei dieser Gelegenheit gezeigt habt, die Anerkennung gezollt, die sie verdienen; vielleicht hätte ich Euch in anderer Beziehung auch Vorwürfe machen sollen. Ihr habet ohne Zweifel den Zorn Eures Vaters in hohem Grade erregt . . . ."

„Freilich wird Papa Denis nicht damit zufrieden seyn, daß ich die Kiste in Fleuriots Pächterei getragen habe, während er mir befohlen hatte, dieselbe vorsichtig im Schilfe des großen Teiches zu verbergen."

„Ich kann Euch diesen Ungehorsam nicht als Sünde anrechnen; denn Euer Vater verlangte etwas Ungerechtes und Strafbares. Aber saget mir, mein junger Freund, wie kam es, daß man diese werthvollen Gegenstände Euch so ohne weiteres anvertraute?"

„Die Sache ist ganz einfach, Herr Pfarrer. Sowohl der Vater als ich hatten diesen Morgen Ihr Gespräch mit dem Pächter belauscht, und es konnte uns, nach dem Gehörten, kein Zweifel mehr darüber bleiben, an welchem Orte der Kirchenschatz vergraben lag. Obgleich der Vater unterwegs die größte Sanftmuth und Freundlichkeit erkünstelte, war ich schon darauf gefaßt, zu Hause die bittersten Vorwürfe anhören zu müssen, nicht nur weil ich mich aus dem verschlossenen Zimmer durch das Fenster gerettet hatte, sondern auch, weil ich zu Ihrer Vertheidigung bewaffnet an die Kirche geeilt war. Doch auch hier ließ er zu meinem Erstaunen das Vorgefallene ganz unberührt, sprach von alltäglichen Dingen, und bat mich endlich, ihn des Abends an die hohe Schwarztanne zu begleiten, die gleich am Anfange des Waldes steht. Er sprach von einer dringenden Besorgung, die er dort zu verrichten habe, und sicherte mir in Zukunft die rücksichtsvollste Behandlung und das beste Leben zu, wenn ich mich in dieser Angelegenheit willig und gehorsam zeigen würde. Ich begriff natürlich gleich, um was es sich handelte, und sah ein, daß der Vater Ihnen einen bösen Streich spielen wollte. Da er sich nicht kräftig genug fühlte, das schwierige Werk allein zu vollbringen, und er doch zu geizig war, um den Schatz mit Jemand zu theilen, blieb ihm keine andere Wahl, als mich in das Geheimniß zu ziehen, und da ich ihm, die Angelegenheiten meines Herzens abgerechnet, bisher blinden Gehorsam erwiesen hatte, so glaubte er, auch dies Mal auf mich zählen zu können. Ich wußte, welchen Werth Sie auf jene Kostbarkeiten legten, und willigte deshalb in sein Verlangen, in der Hoffnung, sein böswilliges Vorhaben vielleicht vereiteln zu können. Als der Abend herangekommen war, versahen wir uns mit den nöthigen Werkzeugen und machten uns auf den Weg nach dem bewußten Orte, wo wir, wie ich Ihnen versichern kann, keine leichte Arbeit fanden."

„Ich weiß es," sagte der Abbé lächelnd. „Ihr habt in kurzer Zeit ein Riesenwerk vollbracht."

„Das Unternehmen wurde dadurch schwierig," fuhr Anton in seinem Berichte fort, „daß uns die Lage des Schatzes nicht genau bekannt war, und wir also bei unserer Arbeit eigentlich im Finstern tappten. Auch fürchteten wir jeden Augenblick, Sie und Fleuriot möchten uns überraschen, und der Vater ermahnte deshalb fortwährend zur größten Eile. Während der Arbeit bemühte ich mich vergebens, ein Mittel zu ersinnen, durch welches es mir gelingen möchte, die Kiste in Ihre Hände zu bringen. Endlich kam mir das Glück zu Hülfe, und die Sache machte sich ganz von selbst. Als wir nämlich den Schatz aufgefunden hatten, befahl mir der Vater, damit voraus zu eilen. Er selbst blieb zurück, um den Graben wieder zuzuwerfen, versprach jedoch, mir sobald als möglich nachzufolgen. Ich ließ mich nicht lange bitten, lud die Kiste auf die Schulter und machte mich damit eiligst auf den Weg. Die Last war jedoch zu groß, um ohne Rast das Dorf erreichen zu können, und ich wählte deshalb einen wenig betretenen Fußpfad, damit der Vater nicht etwa wieder zu mir stoßen möchte. Plötzlich vernahm ich in geringer Entfernung Schritte und Stimmen. Ich lauschte und erkannte bald Sie und den Pächter. Anfangs beabsichtigte ich, mich Ihnen zu erkennen zu geben; aber die Furcht, der Vater möchte doch meine Spur gefunden haben und uns beisammen antreffen, hielt mich zurück. Ich verbarg mich daher im Gebüsch und setzte, als Sie, ohne mich zu bemerken, vorübergeschritten waren, meinen Weg so schnell als möglich fort. Obwohl meine Last mich beinahe zu Boden drückte, erreichte ich doch endlich glücklich die Pächterei, wo Johanna und Katharine mich zurückgehalten haben, damit ich Zeuge Ihrer freudigen Ueberraschung wäre. Ich fühlte mich so glücklich, wieder ein Mal ungestört mit Johannen plaudern zu können, daß ich gegen meinen Willen geblieben bin."

„Ah, ich verstehe!" sagte der Abbé lächelnd. „Ihr habt Euch für die überstandenen Mühseligkeiten schon einigermaßen schadlos zu halten gesucht. Ich muß offen gestehen, daß ich die Gewandtheit, die Ihr bei dieser Gelegenheit gezeigt habt, nicht in Euch gesucht hätte; aber was wird Euer Vater zu dem Vorfalle sagen? Fürchtet Ihr nicht seinen Zorn?"

„Was kann er thun? Etwa mich schlagen? — nun, daran bin ich schon gewöhnt, und seine drohende Faust erschreckt mich so wenig, als sein durchbohrender Blick. Wenn ich mich übrigens meiner Kraft bedienen wollte . . . ."

„Frieden, junger Mann!" unterbrach ihn der Abbé ernst. „Der Zorn des Vaters ist für den guten Sohn immer ein großes Unglück, in das er sich mit Ergebung zu finden suchen muß. Ich weiß, welchen Werth Euer Vater auf den Besitz dieses Schatzes legt, und er könnte sich leicht in der ersten Hitze zu einer Unge-

rechtigkeit hinreißen lassen; haltet ihm das zu gute. Ihr müsset überhaupt den Vater von dem Lehrer unterscheiden, und jenem nicht zur Last legen, was dieser verschuldet hat."

„Ganz wohl, Herr Pfarrer; ich werde ihn toben lassen, obwohl es für einen freien Bürger ein bitteres Gefühl ist, sich mißhandeln lassen zu müssen.

„Und was das Schlimmste ist," rief Johanna weinend, „der Schulmeister wird sowohl gegen den Herrn Pfarrer, als gegen meinen Onkel und Anton auf's neue aufgebracht werden, und mehr als je wird er sich unserer Verbindung widersetzen."

„Glauben Sie das auch, Herr Pfarrer?" fragte Anton kleinlaut.

„Das ist allerdings zu wahrscheinlich, mein Sohn. Er wird sich, wenn nicht für immer, wenigstens für geraume Zeit dieser Verbindung widersetzen."

„So wird er mich doch nicht verhindern können, meine Johanna von ganzem Herzen zu lieben," rief Anton, indem er gleichfalls in Thränen ausbrach.

Der Abbé war von dem Schmerze des jungen Burschen tief gerühret, mehr, als er es bemerken lassen wollte.

„Nur nicht verzweifelt, meine Kinder!" rief die alte Haushälterin ermuthigend. „Alles geht vielleicht besser, als wir glauben. Wenn der Herr Pfarrer es sich angelegen seyn läßt, so wird es ihm bald gelingen, Denis und Fleuriot mit einander zu versöhnen. Ja, ja! er wird schon dafür Sorge tragen . . ."

„Ihr versprecht zu viel, Katharine, und schmeichelt den guten Kindern mit Hoffnungen, die leicht unerfüllt bleiben können. Die Zeit, wo mir die Bewohner dieses Dörfchens freiwillig eine väterliche Gewalt über sich einräumten, ist vorüber, und besonders Denis wird die Worte eines armen Priesters schwerlich beachten. Ich kann daher Nichts im voraus versprechen; aber hoffen wir auf den Allgütigen, der die Herzen der Menschen nach seinem Gefallen lenkt.

Obwohl das Schicksal der jungen Leute bei dem Abbé die lebhafteste Theilnahme erregt hatte, kehrten seine Gedanken doch bald wieder zu dem wunderbar geretteten Schatze zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Rathschläge für Auswanderer nach Nordamerika.

Folgende Bemerkung für Auswanderer aus dem „Lippischen Anzeigeblatte" dürfte eine weitere Verbreitung verdienen:

Indem ich vor ungefähr fünfzehn Jahren einige Bemerkungen zum Besten der Auswanderer in dem „Mindener Sonntagsblatte" abdrucken ließ und jetzt bei der vermehrten Auswanderung einige Blätter für Auswanderer niederzuschreiben gedachte, ist mir diese Mühe durch eine zwölf Seiten enthaltende Schrift: „Einige Anweisungen für Auswanderer nach den westlichen Staaten von Nordamerika, von August Rauschenbusch. Altona. P. A. Sanz 1847", erspart. Es sind diese Anweisungen von dem Pastor Rauschenbusch, welcher vor zwei Jahren nach dem Staate Missouri in Nordamerika auswanderte und seit länger als einem Jahre daselbst als Reiseprediger wirkt, abgefaßt, und es sollten dieselben von keinem Auswanderer ungekauft und unbefolgt bleiben. Es dürfen dieselben allen Auswanderern als durchaus sachgemäß und praktisch empfohlen werden, und es wird ein Jeder, welcher dieselben befolgt, einen großen Nutzen von ihnen haben. Als einige wichtige Bemerkungen aus ihnen mögen angeführt werden:

1) Landbauer haben vor Allen Aussicht, in Amerika gut fortzukommen, und es ist der Landbau daselbst ein sehr geachteter, wahrhaft belohnender, patriarchalischer Stand. 2) Dienstmädchen erhalten in St. Louis 6 bis 8 Dollars für den Monat. 3) Für hundert Dollars erhält man eine große Strecke Congreßland, für vierhundert Dollars einen ziemlich gut eingerichteten Farm. 4) Das beste Geld sind holländische Zehnguldenstücke und Zwanzigfrankenstücke, und nach anderer Nachricht auch die Fünffrankenstücke, zu Haus in der Heimath, nicht in Bremen einzuwechseln. 5) Kleidungsstücke und Möbeln nimmt man nicht zu viel mit, besonders kupferne Kessel, Kochgeschirr und Eßgeschirr. 6) Der Weg geht von Bremen über New-Orleans und St. Louis nach den westlichen Staaten. 7) Die beste Zeit zur Abreise ist Ende August und Anfang September, oder früh im Frühjahr (am besten wohl wegen der Märzstürme Anfang April). New-Orleans muß man zur Zeit der Wärme, sobald als möglich wegen der gelben Fieber und wegen der Theuerung verlassen. 8) Zur Seereise nehme man in Bremen mit: Bremer Zwieback, Hafergrütze, Essig und getrocknetes Obst, und für Kinder etwas Zucker, obwohl man freie Schiffskost hat. 9) Man lese mehrere Schriften über Amerika, um sich richtige Vorstellungen über das Land und die Lebensart daselbst zu machen.

Zu diesen Bemerkungen von Rauschenbusch möchte ich noch die eigenen Warnungen hinzufügen: 1) Niemand wandere nach Amerika aus, wenn er nicht schon Bekannte und Verwandte daselbst hat, welche ihn eingeladen haben und auf deren Rath und Unterstützung er sicher rechnen kann. 2) Niemand wandere nach Australien, Südamerika, Texas und den südlichen Staaten von Nordamerika, weil Australien zu entfernt ist und die übrigen Länder ein zu heißes, ungewohntes, meist ungesundes und von anstrengender Arbeit abhaltendes Clima haben. Es muß der Deutsche ein verwandtes, gemäßigtes und deshalb zuträgliches Clima wählen, und dieses findet er in den westlichen und nördlichen Staaten. Es ist offenbarer Unverstand und Unvernunft, nach den südlichen heißen, ungesunden und theils politisch ungeordneten Ländern auszuwandern, und dort Leben, Gesundheit, Eigenthum und Familienglück in Gefahr zu setzen, während in den westlichen und nördlichen Staaten von Nordamerika jährlich Millionen Acres des fruchtbarsten und zu den köstlichsten Früchten geeignetsten Landes der Acre zu Einem Dollar verkauft werden. 3) Die gesundesten und zur Auswanderung empfehlenswerthesten Staaten sind Missouri, Illinois, Indiana, Iowa und Wisconsin. Nach Wisconsin reiset man über New-York, Albany, Utica u. s. w., nach den ersteren über New-Orleans, St. Louis u. s. w, und ist namentlich die Dampfschifffahrt von New-Orleans außerordentlich billig. 4) Niemand träume sich dort ein Paradies, sondern Jeder mache sich auf angestrengte harte Arbeit gefaßt, besonders während der ersten Jahre. Gleich wie Jacob um die Rahel sieben Jahre dienen mußte, so muß man um das ersehnte Glück in Amerika auch sieben Jahre dienen, aber alsdann heißt es auch, durch Finsterniß zum Lichte, durch Kampf zum Siege, durch Leiden zur Freude und Zufriedenheit.

Horn, 27. Dec. 1847. Wippermann,
erster Pastor in Horn.

Noch Etwas über die deutsche Sprache.*)

Am meisten erbittert über alles Fremdländische war die deutsche Nation unmittelbar nach Vollendung des deutschen Freiheitskampfes. Besonders aufgebracht war man über die häufige Anwendung der Fremdwörter in der Umgangs- und Schriftsprache und, um diesem Uebel zu begegnen, bildete sich im Jahre 1816 zu Berlin eine „deutsche Sprachreinigungs-Gesellschaft", welche in kurzer Zeit mehrere Hundert Mitglieder zählte, deren jedes vor der Aufnahme erklären mußte, sich in der Umgangs- und Schrift-

*) S. Nro. 202—203 d. B.s. 1847.

sprache aller fremdländischen Ausdrücke enthalten zu wollen. An der Spitze standen die beiden als Sprachforscher bekannten Professoren Wolke und Heinsius. Diese Gesellschaft versammelte sich wöchentlich zwei Mal, um sich einige Stunden über die Sprachreinigung zu belehren; neuerfundene Wörter bekannt zu machen und sich dann über die neue preußische Verfassung oder sonstige Staatsangelegenheiten zu besprechen. Indessen wurde von Vielen bedauert, daß die Gesellschaft nur zwei Mal in der Woche ihre Versammlung halte, in der Absicht, jedes Wort besonders durchzugehen und seine Bedeutung aus einander zu setzen; denn da die deutsche Sprache, nach dem gangbarsten Wörterbuche, 180,000 Wörter enthalte und man annehmen wolle, daß in jeder Sitzung 25 Wörter zergliedert würden, jährlich aber, mit Inbegriff der Sonn- und Feiertage, nur 104 Sitzungen stattfänden, so würden in einem Jahre nur 2660 Wörter behandelt und zur Vollendung des, übrigens sehr rühmlichen Werkes ein Zeitraum von 69 Jahren erforderlich seyn. Da aber viele der Mitglieder erklärten, nicht mehr Zeit auf diesen Zweck verwenden zu können, so blieb es bei den zweimaligen Versammlungen wöchentlich und es wurden schon in den ersten Sitzungen mehrere sehr zweckmäßige Benennungen für in der deutschen Sprache eingebürgerte fremde Namen in Vorschlag gebracht. So z. B. statt Registrator „Schriftwart“, statt Kasse „Lade“, statt Lieutenant „Wehrhold“; statt Rentier „Geldbold“, statt Cigarre „Glimmstengel“ u. a. m. Es scheint jedoch, als ob diese Vorschläge nicht durchgedrungen wären, wenigstens sind die alten fremdländischen Benennungen noch bis heute gänge und gäbe. Die Gesellschaft hatte übrigens ihre Satzungen dem Könige, sämmtlichen Prinzen des königl. Hauses, so auch der Prinzessin Wilhelm überreicht. Von Sr. Maj. ward die Antwort, daß gegen den Zweck der Gesellschaft nichts einzuwenden sey; auch die Prinzessin Wilhelm hatte ihren Beifall über eine so gemeinnützige Anstalt in sehr verbindlichen Ausdrücken zu erkennen gegeben. Der Zweck dieser sprachreinigenden Gesellschaft fand auch bald außerhalb ihres Kreises Nachahmung. So ließ der General-Intendant des k. Schauspielhauses, Graf Brühl, die Titulaturen Mademoiselle, Madame ꝛc. auf dem Theaterzettel einfach in Fräulein, Frau ꝛc. umwandeln, aber obschon einige dieser Schauspieler Mitglieder der sprachreinigenden Gesellschaft waren, so wollten sie diese Veränderung doch nicht gelten lassen und sie wurden vor Aerger so lange krank, bis der Intendant sich entschloß, die fremdländischen Titulaturen wieder einzuführen. So sehr klebt der Mensch an alten Vorurtheilen.

F. Schrader.

Einige Worte

muß ich noch zur Verständigung der Birch-Pfeiffer'schen Geschichte hinzufügen. Ich erhielt gestern die Beilage zur Berliner Vossischen Zeitung vom 8. Januar, die eine Entgegnung auf meine Erklärung in Nr. 52 von Kühne's „Europa“ enthält. Frau Birch-Pfeiffer behauptet, ich hätte den Wunsch gegen sie geäußert, sie möge eine meiner Dorfgeschichten auf die Bühne bringen. Dies ist — wie sage ich's nur, ohne ungalant zu erscheinen? — diese Behauptung ist ein Originalstück der Frau Birch-Pfeiffer, bei dem sie keinen fremden Stoff benutzte. Woher diese sicherlich auf Selbsttäuschung beruhende Fiction stammt, weiß ich nicht. Man wird mir glauben, daß ich von Frau Birch-Pfeiffer keine Dramatisirung meiner Sachen wünschte, sowie, daß ich nur mit dem höchsten Widerwillen mich in diese Debatte einließ. Ich folgte den allseitigen Aufforderungen sowie meinem eigenen verletzten Rechtsgefühle. Ob rechtswidrig und gesetzwidrig hier in Eins zusammenfällt, wird sich entscheiden. Ich wollte mich der Verpflichtung nicht entziehen, durch den vorliegenden Fall darauf hinzuwirken.

Ueber die ästhetische Seite der Sache habe ich mich ausgesprochen und glaube bewiesen zu haben, daß ich das Stück gelesen habe, wenn ich auch in einem einzigen Falle — nach den rasch genommenen Notizen — eine Theaterphrase einer andern Person zuschrieb, wodurch sie indeß derselbe Aberwitz verbleibt.

Frau Birch-Pfeiffer schließt mit dem stolzen Abgange: „Dies mein erstes und letztes Wort in dieser Angelegenheit“. Sie möge mir gestatten, diese ihre Erfindung in dem Schlußsatze für mich zur „freien Benutzung“ in Anspruch zu nehmen.

Heidelberg, im Januar 1848. Berthold Auerbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Erfurt, 1. Jan. — Rhein. Beob.) Unsere kirchenhistorisch denkwürdige Augustinerkirche, welche seit längerer Zeit der evangelischen St. Johannis-Kirchengemeinde zum Gebrauche übergeben worden ist, hat im Frühjahr 1847 aus polizeilichen Rücksichten geschlossen werden müssen, weil das bedeutend ausgewichene Dach und die westliche Giebelmauer den Einsturz drohen. Es wäre für Erfurt ein großer Verlust, wenn diese von den Augustiner-Eremiten gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Klosterkirche erbaute Kirche, an welche sich eine Menge geschichtlicher Erinnerungen knüpfen, vor dem Untergange nicht sollte bewahrt werden können. In ihr hat Dr. Luther Jahre lang als Klosterbruder dem Gottesdienste beigewohnt und die Priesterweihe empfangen; in ihr hat er auf seiner Reise nach Worms am Sonntage nach Ostern des Jahres 1521 vor einer unzählbaren Menge gepredigt und sich und seine Geistesverwandten im Vertrauen auf die Hülfe Gottes gestärkt; in ihr hat die von Anton Musa gesammelte, von Dr. Lange, dem vormaligen Prior des Klosters und Nik. Fabri befestigte evangelische Gemeinde seit dem Jahre 1521 sich erbaut. Sie nun zusammenfallen zu sehen, ist für die Gemeinde sehr betrübend. Sie kann aber die auf 15,900 Thlr. veranschlagten Kosten zur Wiederherstellung nicht aufbringen. Deshalb hat sich der Vorstand derselben an die Gnade des Königs gewandt, und Allerhöchstdieselben haben zu dem gedachten Zwecke eine im Jahre 1848 abzuhaltende allgemeine evangelische Haus- und Kirchen-Kollekte huldreich bewilligt. Bei der großen Menge von Kollekten, welche alljährlich abgehalten werden, ist zwar der Ertrag derselben in der Regel nicht hoch anzuschlagen; im vorliegenden Falle aber hoffen wir, daß die evangelischen Mitbrüder mit Rücksicht auf den Mann, dem unsere Kirche nächst Gott ihre Entstehung verdankt, ein Uebriges thun und durch reichliche Gaben uns in den Stand setzen werden, das altehrwürdige Denkmal früherer, für die evangelische Kirche unvergeßlicher Tage vor dem Ruin zu bewahren.

Die Seide bekommt einen gefährlichen Nebenbuhler, dem wir viel Glück wünschen. Es ist ein neu erfundener Webestoff, den ein Berliner in Leipzig ausstellt. Der Stoff ist glänzend weiß, langfaserig und zärter als die feinste Seide. Das Pfund dieses Rohstoffes kommt auf etwa zwei Thaler. Die Bereitung desselben ist das Geheimniß des Erfinders. Der Erfinder behauptet, daß der Stoff etwas sehr Gewöhnliches und seine Herstellung sehr leicht sey. Es sind ihm bereits 20,000 Pfund Sterling für sein Geheimniß geboten worden. (Dorfztg.)

Korrespondenz.

Berlin, 15. Jan.

Der hiesige Freihandels-Verein hatte am 11. d. wieder eine Sitzung. Ueber die Eisenzölle hielt Hr. Prince-Smith einen Vortrag, dem wir einige Hauptpunkte entlehnen. Der Verbrauch des

Eisens, sagte er, ist der sicherste Maßstab für die Vermehrung des industriellen Kapitals; denn das Eisen wird fast ausschließlich zur Herstellung der Werkzeuge, Maschinen und sonstigen Hülfseinrichtungen verwendet, wodurch die Productionsthätigkeit vergrößert wird, und in diesen Mitteln zur Unterstützung der Productions-Kraft besteht hauptsächlich das industrielle Kapital. Die große Haltbarkeit des Eisens als Material gibt den Kapitalsanlagen eine Dauer, welche die Anhäufung derselben vorzüglich begünstigt. Das Eisen ist der eigentlichste Nerv moderner Industrie; England's neuere Geschichte beweis't dies augenfällig. Die Erfindungen von Watt, Arkwright und Hargreaves hätten unmöglich den erstaunlichen Erfolg für die britische Industrie, den sie gehabt haben, äußern können, wenn nicht die kurz vorangegangene Verwendung der Steinkohle bei den Eisenhütten die Production des Eisens in Großbritannien seit jener Epoche bis heute um das Siebzehnfache vermehrt hätte! Großbritannien mit Irland verbraucht jetzt jährlich etwa 27 Millionen Ctr., der Zollverein, mit ohngefähr gleicher Volkszahl, dagegen nur $6^1/_2$ Millionen Ctr. Eisen. Wie aber soll ein Industriegebiet, welches, wie der Zollverein, nur etwa 23 Pfund Eisen jährlich auf den Kopf zur Vermehrung seiner productiven Anlagen verwendet, mit einem Volke concurriren können, welches jährlich auf den Kopf einen Centner hineinsteckt. Der Abstand an Nationalreichthum muß ja immer größer werden, wenn England sein größeres industrielles Kapital durch einen vier- und halbmal größeren Zuwachs eines solchen Hauptbestandtheils jährlich noch vergrößert. Den Verbrauch des Eisens in einer Nation durch künstliche Vertheuerung beschränken, ist eine Politik, die geradezu als eine selbstmörderische in den Augen jedes Staatswirths erscheinen muß. Die ergiebigen Berg- und Hüttenwerke Großbritanniens, denen dies Land erweislich seinen industriellen Aufschwung und den Wachsthum seines productiven Kapitals in so wesentlichem Grade verdankt, stehen indessen der deutschen Industrie eben so frei zu Gebote, leisten ihr dieselben Dienste, als sie der englischen leisten, wenn Deutschland nicht durch seine Zollsperre diesen Vortheil von sich abweis't. Diesen Vortheil verkennen die deutschen Industriellen nur deshalb, weil sie blos den Gewinn am Produciren des Eisens berechnen und dabei ganz den unendlich größeren Gewinn durch den Gebrauch der Eisenproducte vergessen. Aber in welchem Verhältniß steht der Productionsgewinn beim Stück Eisen für einen Hammer zum Werthe aller Arbeit, die sich mit dem Hammer verrichten läßt? Es handelt sich zunächst um die Besteuerung des Stabeisens, welches, als Halbfabricat, das Material für die Industrie der Grobschmiede, Nagelschmiede, Schlosser, Maschinenbauer u. a. m. bildet. Jede Maßregel, welche den Verbrauch beschränkt, mindert die Beschäftigung dieser Vorarbeiten desselben; jede Vertheuerung ihres Materials kürzt ihren Lohn. Der Lohn der rheinländischen Kleinschmiede erleidet nach einer Berechnung in der Aachener Zeitung, Nro. 348, durch den Eisenzoll eine Kürzung um mehr als 8 Sgr. pro Mann täglich! Der Uebelstand ist klar dargethan worden und die Lage jener Schmiede, „die um so kärglicher gelohnt werden, je mehr Masse ihre fleißigen Arme bewältigen“, schreit dringend um Abhülfe. Der Vorschlag, den Eingangszoll von Schmiedewaaren zu erhöhen, kann dabei gar nichts helfen, denn einerseits geben jetzt nur 46,000 Ctr. ein, deren gänzliche Ausschließung keine merkliche Preiserhöhung der inländischen Eisenfabricate bewirken könnte; andererseits müßte eine solche Preiserhöhung die Ausfuhr derselben, welche etwa 120,000 Ctr. beträgt, mindern. Durch neue Handelsbeschränkungen kann man unmöglich einem Gewerbe helfen wollen, von dessen Erzeugnissen dreimal mehr ausgeführt als eingeführt wird. Wäre das Eisen zollfrei, dann müßte die Ausfuhr, wie auch der inländische Verbrauch der Schmiedewaaren noch sehr zunehmen und die Verarbeiter alles Eisens, deren Anzahl in Preußen 120,000 übersteigt, hätten bei billigerem Material noch viel größere Beschäftigung. Dagegen betrug 1843 die Anzahl der Arbeiter in sämmtlichen Eisenhütten Preußens nicht ganz 25,000. Wie viel die Beschäftigung derselben den Verbrauchern der Hüttenproducte direct kostet, ergibt sich, wenn man das producirte Quantum mit dem Steuersatze multiplizirt, nämlich 1,195,000 Ctr. Gußwaaren zu 1 Rthlr.; 2,288,000 Ctr. Stabeisen zu $1^1/_2$ Rthlr.; 248,000 Ctr. Eisenblech zu $2^1/_2$ Rthlr.; 194,000 Ctr. Eisendraht zu 4 Rthlr.; 111,000 Ctr. Stahl zu $1^1/_2$ Rthlr., macht im Ganzen 6,187,500 Rthlr. Demnach wird für jeden einzelnen Arbeiter in den preußischen Eisenhütten eine jährliche Subvention von über 240 Rthlr. jährlich den Eisenverbrauchern abgenöthigt! Dergleichen Wirkungen des Tarifs bedürfen keines Commentars; sie brauchen nur zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden. Die Verarbeitung des Stabeisens beschäftigt viermal so viel Arbeiter als die Herstellung desselben. Gewiß ist es ein falsches Mittel, die Beschäftigung der Arbeiter zu befördern, wenn man der einheimischen Production dieses Materials eine geringe Erweiterung dadurch gibt, daß man die Verarbeitung desselben durch aufgelegte Zölle auf die Einfuhr beträchtlich vermindert, da der einheimischen Production natürliche Schranken gesetzt sind, welche es bedingen, daß der größere Theil des Materials eingeführt werden muß.

Nassau a. d. Lahn, im Jan.

Referent meldet Ihnen, daß der hiesige Männergesang-Verein am 1. Jan. sein viertes Jahresfest durch ein Konzert gefeiert hat. Sämmtliche Gesänge, welche mitunter schwierig sind, wurden sehr exact und schön vorgetragen, wodurch, so wie durch die sociale Cultivirung der Vereinsglieder, das zahlreiche Auditorium wahrhaft erfreut wurde. Der Dirigent des Vereins, Hr. Organist Roos, ist ganz dafür geschaffen, die Musik als kräftiges Bildungsmittel für Geist und Herz zu üben, denn er versteht und vermag Theorie und Praxis so zu paaren, daß ihm das Prädicat eines gebildeten Musikers mit Recht gebührt. Durch sein kerniges und doch so gemüthliches Orgelspiel, so wie durch die vom Vereine ausgeführten vierstimmigen Chorsätze und Responsorien, wovon wir uns an dem Weihnachts- und Neujahrsfeste überzeugt haben, trägt er nicht wenig auch zur Verbesserung des Kirchengesangs und Erhöhung der Feierlichkeit bei. Ueberhaupt werden wir immer mehr überzeugt, daß den Verein bei seinen Zusammenkünften nur edle Motive leiten, wozu ihm die Musik hülfreiche Hand bietet. Die lebhafteste Anerkennung des in diesem Konzerte Geleisteten konnte nicht fehlen. Ein grand divertissement à 4 mains, vom Dirigenten und Hrn. Wagner, cand. phil., vorgetragen, bewies deren bedeutende Technik und Geschmacksbildung. Der Ertrag des Konzertes ist zum Besten der Hausarmen. Das Werk lobt den Meister.

Wetzlar, 12. Jan.

Vor einigen Tagen wurden von Hrn. Stadtrath Rüdsamen mehrere Bürger der Stadt zu einem frugalen Abendessen eingeladen, welches in einem Sauerbraten aus — Pferdefleisch bestehen sollte. Mit Vergnügen wurde die Einladung angenommen; sie hatte den Zweck, den practischen Beweis zu liefern, daß das Pferdefleisch nicht allein ein kräftiges und gesundes Nahrungsmittel sey, sondern auch schmackhaft zubereitet werden könne. Alle Anwesenden, und es mochten deren wohl 15 seyn, kamen nach beendetem Mahle darin überein, daß dieser Beweis vollständig geliefert worden. Das Fleisch war von einem kräftigen Rinderbraten fast gar nicht zu unterscheiden. Mit Rücksicht auf den wohlthätigen Zweck, der durch den verbreiteteren Genuß des Pferdefleisches erreicht werden könnte, vereinigten sich die Anwesenden dahin, in ihren Kreisen nach Kräften das noch so verbreitete Vorurtheil zu bekämpfen und baten den Hrn. Rübsamen, sobald ein geeigneter Mann ermittelt seyn würde, welcher das Schlachten der Pferde und den Verkauf des Fleisches übernähme, bei dem hiesigen Magistrate die polizeiliche Erlaubniß dazu zu erwirken. Mit Freuden wurde Dies zugesagt und so steht denn zu erwarten, daß vorläufig denjenigen Einwohnern, denen es an den nöthigen Mitteln gebricht, sich öfter eine andere, jetzt so kostspielige Fleischnahrung zu verschaffen, bald ein Ersatz für dieselbe geboten werden kann. Es wäre zu wünschen, daß von einem Sachverständigen in dem hiesigen Wochenblatt über den Genuß des Pferdefleisches und dessen verschiedene Zubereitung die nöthige Anleitung ertheilt würde. Den wärmsten Dank aber hiermit dem Hrn. Stadtrath Rübsamen für seine menschenfreundlichen Bemühungen um die nothleidenden Brüder. Sie werden sein Andenken ehren, wenn es ihm gelingen sollte, sein Wirken mit Erfolg gekrönt zu sehen.

Frankfurt a. M.

Der hiesige Blechinstrumentalmusik-Verein, dirigirt von Hrn. Triebel, wird Mittwoch den 19. Jan., unter Mitwirkung des Sachsenhäuser Lieder-Vereins im Saale des „Wolfseck“ eine Abendunterhaltung veranstalten.

Der Namen des in der Didaskalia, Nro. 8, besprochenen Baritonisten in Würzburg ist nicht, wie in dem Theaterberichte angegeben, Steinacker, sondern Steinecke, was hiermit zur Berichtigung dient.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Jan. Titus, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 21. Freitag, den 21. Januar 1848.

Guten Morgen!

Wer auch grollt dem Musensohne,
Seinem Gruß gebührt die Krone,
Tönend stets in gleichem Wort;
Mag die Sonne scheidend sinken,
Wo die frohen Becher blinken,
„Guten Morgen!“ aller Ort!

Und kann bess'rer Wunsch im Grunde
Kommen aus der Menschen Munde?
Nur die Muse hat's bedacht:
Wie der Morgen, so die Tage;
Gut' Erwachen wehrt der Plage,
Wehrt der bösen Schicksalsmacht.

Ja, das Schicksal ist der Morgen;
Er bestimmt dem Tag die Sorgen,
Wenn den jungen Tag er schmückt,
Wenn er uns zum ersten Male
In dem niedern Erdenthale
An mit gold'nen Strahlen blickt.

D'rum mit Recht in allen Zungen
Wird des Morgens Huld besungen,
Hold gedacht, was ihm entblüht;
Morgen glänzt und Fluren prangen,
Höher strahlen Rosenwangen,
Wenn der Gott vorüberzieht.

Und die großen Erdgedanken,
Wiedersehen ohne Schranken,
Sonnen sich in seinem Bild;
Morgen wird's und Gott erwecket,
Was da Nacht und Gräber decket;
Großer Morgen einst vergilt.

D'rum, wo immer Menschen wohnen,
„Guten Morgen!“ allen Zonen,
„Guten Morgen!“ aller Ort;
Ob die Sonne steigt, ob sinket,
Ob ein neues Jahr uns winket,
„Guten Morgen!“ tön' es fort!

Gießen. Karl Merz.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Ihr hattet die Kiste noch nicht geöffnet?“ fragte der Abbé Anton verwundert. „Sollte vielleicht eine gewisse natürliche Scheu Euern Vater zurückgehalten haben? oder wäre derfeste Verschluß die Ursache?“

„Das wollte ich meinen!“ antwortete der junge Mann. „Die Kiste ist von festem Holze, mit starken eisernen Reifen beschlagen und gut verschlossen. Da uns der Schlüssel dazu fehlte, so hätten wir, um sie zu öffnen, den Deckel absprengen müssen, und das erfordert Zeit und passende Werkzeuge, an denen es uns nicht minder gebrach. Auch war der Vater nichts weniger als gespannt auf den Inhalt, da er recht wohl wußte, was die Kiste enthält, und schon während des Grabens rechnete er mir Stück für Stück seinem Werthe nach vor, um mich dadurch zu größerem Eifer anzuspornen.“

„Ich glaube es gern, daß ihm der Inhalt nicht unbekannt gewesen seyn wird,“ sagte der Abbé mit traurigem Kopfnicken. „Aber es ist schon spät, und Ihr, Anton, müsset jetzt ungesäumt Euere Wohnung aufsuchen. Ich empfehle Euch nochmals Gelassenheit und Ergebung gegen Euern Vater.“

„Zweifeln Sie nicht, Herr Pfarrer, ich werde mich zu beherrschen wissen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ein einziges Wort aus Ihrem Munde macht einen tieferen Eindruck auf mich, als die längsten Reden und die ernstesten Drohungen meines Vaters.“

„Die Gewalt, die ich ausübe, hat einen höheren Ursprung als die seinige!“ erwiederte der Abbé mit Würde. „Ich bin erfreut, mein junger Freund, Euch so verständig zu finden, und da Ihr Euch willig zeiget, meinen Lehren zu folgen, so möchte ich Euch noch ein Versprechen abnehmen.“

„Und das wäre?“

„Ihr sollet mir versprechen, Johannen nicht eher wieder aufzusuchen, als bis Ihr die Erlaubniß Eures Vaters dazu habt. Selbst durch die Gartenhecke sollt Ihr sie nicht zu sprechen suchen, denn ich weiß wohl, daß dergleichen Hindernisse für Euch leicht zu beseitigen sind.“

„Ich soll Johannen nicht mehr sehen? Sie verlangen zu viel, Herr Pfarrer! Ich würde das nicht über mich vermögen.“

„Und doch müsset Ihr es mir versprechen, wenn Ihr auf meine Vermittlung rechnen wollet. Nun, wenn Anton mein Begehren nicht erfüllen zu können glaubt,“ wandte sich der Greis an Johannen, „so versprichst Du mir vielleicht, meine Tochter, als ein verständiges und braves Mädchen, Deinen Geliebten einstweilen zu meiden.“

„Ach, Sie verlangen ein Schweres!“ seufzte die arme Kleine; „doch, da Sie ein Mal fordern . . . .“

„Auch ich will mich in den Willen des guten Herrn Pfarrers fügen!" unterbrach sie Anton entschlossen. „Ich will mich als Mann zeigen und das Unmögliche möglich zu machen suchen!"

„Ihr seyd gute Kinder!" sagte der Abbé gerührt; „Gott wird Euch für das Opfer, das Ihr der Pflicht bringt, belohnen. Umarmet Euch zum letzten Male und nehmet Abschied von einander; dann aber dürft Ihr Euch nicht eher wieder sehen, als bis mir erlaubt ist, dem Bunde Euerer Herzen die kirchliche Weihe zu geben."

Nachdem der Abbé die jungen Leute einige Zeit sich selbst überlassen hatte, damit sie ungestört dem Drange des Herzens folgen konnten, mahnte er zur Trennung, und Beide verließen in Begleitung Katharinens weinend das Zimmer. Der Abbé machte es der letztern zur Pflicht, dem jungen Manne keinen längern Aufenthalt bei der Geliebten zu gestatten, weil er fürchtete, sie könnten in ihren guten Entschlüssen wieder wankend werden. Die gute Frau versprach zwar pünktlichen Gehorsam, doch möchte ich, bei dem lebhaften Mitleiden, das sie für die Unglücklichen fühlte, nicht behaupten, daß sie gewissenhaft Wort gehalten habe.

Als Abbé Düval sich mit dem Pächter allein sah, verschloß er die Thür sorgfältig, ergriff dann die Lampe und näherte sich der Kiste. Fleuriot, der bisher schweigend und in unbeweglicher Stellung da gestanden hatte, erwachte wie aus einem Traume und folgte den Bewegungen des Greises mit ängstlichen Blicken.

„Was wollen Sie thun, Herr Pfarrer?" frogte er mit zitternder Stimme. „Ich dächte, es wäre Zeit, daß auch wir die Ruhe suchten."

„Wie, ich sollte mich jetzt der Ruhe hingeben? jetzt, wo es mir endlich vergönnt ist, Auge und Herz an dem Anblicke der Heiligthümer zu weiden, die der Verehrung der Gläubigen seit so langer Zeit entzogen waren, und die nur durch eine wunderbare Fügung des Himmels gerettet worden sind? Ist doch meine Seele in diesem Augenblicke so ganz von hoher Wonne durchdrungen, daß ich weder Müdigkeit, noch die Gebrechen des hinfälligen Körpers empfinde!"

Während er noch sprach, drückte er schon an den Federn, welche den Deckel geschlossen hielten; aber diese waren durch die lange Berührung mit der feuchten Erde so verrostet, daß sie der schwachen Kraft des Greises widerstanden.

Fleuriot machte durchaus keine Anstalten, hülfreiche Hand zu leisten. Die gebückte Stellung seines Körpers, das krampfhafte Zucken seiner Glieder, die leichenhafte Blässe seines Gesichtes, die großen Schweißtropfen, die ihm über die Schläfe rannen, der stiere Blick der hervorgetretenen Augen, Alles verrieth den furchtbaren Kampf, der in seinem Innern vorging. Man hätte ihn eine Verkörperung des Entsetzens und der Gewissenkqual nennen können. Welcher Unterschied zwischen ihm und der ehrwürdigen Gestalt des Greises, in dessen Zügen sich die reinste Freude, die erhabenste Begeisterung aussprach, und der, im Gegensatze, als ein Bild himmlischer Glückseligkeit erschien.

Endlich wichen die Federn dem Drucke, und der Deckel sprang auf. Kaum hatte der Abbé einen flüchtigen Blick in die geöffnete Kiste geworfen, so wurde er leichenblaß, und seine vor wenigen Augenblicken noch so belebten Züge nahmen, wie durch einen bösen Zauber, den Ausdruck des Entsetzens an. Als wolle er sich überzeugen, daß seine Augen ihn nicht täuschten, griff er mit der Hand nach dem Inhalte der Kiste und — traf auf Steine und Sand!

Ohne ein Wort zu sprechen, selbst ohne einen Laut des Erstaunens von sich zu geben, wandte er sich nach dem Pächter um. Dieser stürzte auf die Kniee nieder und senkte das Gesicht zur Erde. Der Abbé trat zu ihm heran.

„Peter! so seyd Ihr es gewesen?" sagte er ruhig, aber in einem Tone, der den tiefsten Seelenschmerz aussprach.

„Ja, ich bin der Schuldige .... tödten Sie mich!"

Diesen Worten folgte ein langes Schweigen. Ueberraschung und Schmerz schienen dem Greise die Sprache geraubt zu haben. Zu seinen Füßen lag Fleuriot und schlug die Stirn wie ein Wahnsinniger gegen den Fußboden.

„Ihr! Ihr, mein Freund, mein Bruder!" begann der Abbé mit erstickter Stimme, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen; „Ihr seyd der Dieb, Ihr der Kirchenräuber!"

Hier erstickten Thränen seine Stimme.

„Ja, ich bin der Nichtswürdige," stammelte Fleuriot, und schlug auf's neue mit der Stirn gegen den Fußboden, als wolle er sich den Kopf zerschmettern.

Der Schlag hatte den Abbé zu unerwartet getroffen, als daß er ihn nicht hätte niederbeugen sollen. Trotz der hohen Selbstverläugnung, die er besaß, unterlag die geistige Kraft in ihm dies Mal doch der menschlichen Natur; aber nur auf Augenblicke: denn die Macht des Glaubens entriß ihn bald wieder der dumpfen Verzweiflung, die sich seiner bemächtigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Karoline Lukrezia Herschel

Wenn Frauen aus der ihnen von der Natur angewiesenen Sphäre heraustreten, wenn sie sich in Künsten und Wissenschaften auszeichnen und die Schranken, die ihnen Natur oder Vorurtheil gezogen, kühn durchbrechen, so haben sie gegründete Ansprüche auf die Anerkennung ihrer Zeitgenossen und der kommenden Geschlechter. Aber fast zu allen Zeiten hat es Frauen gegeben, welche in der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes eine bedeutende Stelle einnehmen und deren Namen mit Glanz auf die Nachwelt übergegangen sind. Die durch ihre hohen Geistesgaben wie durch ihre ausgebreiteten mathematischen und philosophischen Kenntnisse so berühmt gewordene Hypatia, Tochter des Philosophen Theon, welche gegen Ende des vierten Jahrhunderts zu Alexandrien lebte und an der dortigen berühmten Schule als ordentliche Lehrerin die Systeme des Aristoteles und Plato lehrte und erläuterte, endlich aber, von einem feindlichen Geschicke verfolgt, als Opfer des Fanatismus der von dem Erzbischof Cyrillus gegen sie aufgehetzten christlichen Partei auf die grausenerregendste Weise fiel, indem sie in der Kirche von wüthenden Mönchen und andern Fanatikern schauderhaft ermordet wurde — diese durch ihre Tugenden wie durch ihren Scharfsinn und ihr ausgebreitetes Wissen gleich ausgezeichnete Philosophin, welche jene Partei mit dem unversöhnlichsten Hasse verfolgte, weil sie sich nicht zu der neuen Lehre des Christianismus bekannte, wird in den Jahrbüchern der Geschichte der Wissenschaften stets mit Bewunderung und Verehrung genannt werden. Aehnlich der berühmten Alexandrinerin, welche unter andern auch die Geometrie des Appollonius und Diophantus erläuterte, ist die in der europäischen Gelehrten-Republik ehrenvoll eingebürgerte Italienerin Marie Gaetane Agnesi, geboren zu Mailand den 16. März 1718 und gestorben daselbst den 9. Jan. 1799. Nach ihres Vaters Tode (1750), der Professor der Mathematik an der Universität zu Bologna war, ward sie von dem damaligen Papste Benedikt des Vierzehnten zur Nachfolgerin ihres Vaters in dem akademischen Lehramte ernannt. Ihre Lehrvorträge waren eben so instructiv als ihre zum Drucke beförderten wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen ihr Werk über höhere Mathematik in der Literaturgeschichte mit Auszeichnung genannt wird. In einem höheren Alter von den Regungen der Frömmigkeit angetrieben, trat sie von dem Schauplatze ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit ab und zog sich in ein Kloster zurück, um die Armen und Kranken zu pflegen. Ihr würdig zur Seite steht eine andere italie-

nische Dame, Scarlati, welche einige Werke über Algebra und Geometrie hinterlassen hat. — Gehen wir endlich zu den Franzosen über, so bemerken wir Mademoiselle Germain in Mitte der Schreckenszeit der Revolution in ihrer einsamen Wohnung den tiefsten mathematischen Forschungen hingegeben, in ihren Resultaten wichtig genug, um von unserem berühmten Landsmanne, Hrn. Gauß zu Göttingen, mit welchem sie in Correspondenz stand, geprüft und geschätzt zu werden. Diese vortreffliche Dame, welche ganz den Wissenschaften lebte und die Befriedigung kleinlicher weiblicher Eitelkeiten nicht zu kennen schien, starb zu Paris im Sommer 1831.

Es würde den Deutschen, die in der Welt für ein sehr ernsthaftes, zur wissenschaftlichen Speculation äußerst aufgelegtes Volk gelten, wahrlich nicht zum Ruhme gereichen, wenn sie in ihrer wissenschaftlichen Geschichte keinen mit geringerem Glanze umgebenen weiblichen Namen den eben erwähnten Berühmtheiten Italiens und Frankreichs entgegen zu halten hätten. Wen anders könnte ich im Auge haben als die verehrungswürdige, kürzlich zu Hannover in einem Alter von 98 Jahren mit Tod abgegangene Kar. Luk. Herschel, Schwester des berühmten Astronomen Wilh. Herschel (gest. 23. Aug. 1822), welche ihren Bruder eine lange Reihe von Jahren hindurch in seinen astronomischen Arbeiten auf der Sternwarte von Slough unterstützte und in der Eigenschaft als förmlich angestellter Adjunkt eine jährliche Besoldung bezog. Arago spendet ihr in seinem Werke über Herschels Leben und Wirken die glänzendsten Lobsprüche, er sagt von ihr unter Anderem, daß sie ohne Ausnahme alle Rechnungen machte, alle Beobachtungen drei oder vier Mal copirte, und die damit in Verbindung stehenden übrigen Arbeiten, als Eintragen in die Register rc., selbstthätig verrichtete. Auch war sie eine geschickte Beobachterin des gestirnten Himmels, und ihr diesfälliges Verdienst hat sie durch die Entdeckung mehrerer Kometen beurkundet. Nach vieljährigem Aufenthalte in England kehrte Karoline Herschel wieder nach Deutschland zurück, wo sie in Hannover bei ihrem Bruder, Johann Dietrich Herschel, der als Musiker bekannt ist, zwar in Zurückgezogenheit, aber nicht in Unthätigkeit lebte, indem sie an der Fortbildung der Astronomie und ihren Hülfswissenschaften stets das regste und intelligenteste Interesse nahm. — Hat man in einem früheren Zeitalter der Welt die Namen fabelhafter Personen an den Himmel versetzt und Sternbilder nach ihnen benannt, so sollte man die nun verewigte verdienstvolle Schwester unseres berühmten Landsmannes von Seiten der Astronomen der Ehre für würdig halten, daß ihr in der fernen Sternenwelt durch Uebertragung ihres Namens in dieselbe ein unvergängliches, ewig leuchtendes Denkmal gesetzt werde, wozu es, wie gesagt, nur ihres Namens und keines sonstigen Aufwandes von schwer zu beschaffenden Mitteln bedürfte. Man hat ja so viele abgeschmackte Benennungen der neueren Sternbilder, daß es in der That eine löbliche Ausnahme von einer zur Gewohnheit gewordenen schlechten Regel seyn würde, wenn man einmal bei schicklicher Gelegenheit an eine sinnvolle Bezeichnung einer Himmelsgegend durch einen verdienstvollen Namen denken wollte, an welchen sich so viele für Deutschland und Europa theure wissenschaftliche Erinnerungen knüpfen.

Darmstadt. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Kleine Stecknadeln.

Für Corsett hat Jemand ein deutsches Wort erfunden. Er nennt es „Zierzwangs-Jacke!"

Ein Witzling meint, ein Weib, das sich emancipiren wolle, gleiche einer Taube, die ein Falke seyn möchte.

Nichts gereicht einer geistvollen Frau mehr zur Unehre, als die Liebschaft, die sie mit einem Dummkopf gehabt. Man kann einer Frau Leidenschaft und Wankelmuth, Schwärmerei und Koketterie verzeihen, die Neigung aber für einen Dummkopf nie.

Was ist mehr zu entschuldigen, wenn ein Mann eine Frau wegen ihrer Schönheit liebt, oder eine Frau einen Mann wegen seines Geldes? (W. Thz.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eisenbahn-Eile.) Die Breslauer Ztg. erzählt auf Anlaß der jetzt häufigen Verspätung von Zügen auf der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn folgende Geschichte: „In der gestrigen Nummer dieser Zeitung wurde die Vermuthung ausgesprochen, der Berliner Zug, welcher am Sonntage 8 Stunden später hier eintraf, als er eintreffen sollte, müsse wohl irgendwo in Gedanken stehen geblieben seyn. Dem ist aber nicht so; vielmehr verhält sich die Sache folgendermaßen. Ein Bauer, welcher jene Sonntagsreise mit machte, und sich zum ersten Male auf einem Eisenbahntrain befand, fragte nach dem Zwecke der Fähnchen, welche sich in den Waggons befinden. Man erklärte ihm, daß sie dazu dienten, um dem Kondukteur ein Zeichen zu geben, wenn sich irgend Etwas zutrüge, was ein Stillhalten des Zuges nöthig mache. Der Bauer ließ sich dies gesagt seyn, und schaute, sein Pfeifchen schmauchend, vergnügt zum Wagen hinaus. Plötzlich aber springt er auf, ergreift die Signalfahne und streckt dieselbe zum Wagenfenster hinaus. Der Zug hält, die Wagenführer eilen herbei und fragen, was es gäbe? Da erklärt der Bauer, daß er so eben den Abguß nebst Kopf von seiner Pfeife verloren habe, und bittet, ihm denselben aufzuheben, da er wohl noch nahe liegen müsse. Man ist so gefällig, ihm zu willfahren. Da man aber doch eine Strecke Weges fortgefahren ist, bevor das Signal bemerkt wurde, und dieser Weg zu Fuße zurückgelegt werden muß, das Suchen auch seine Schwierigkeiten hat, so ist wohl begreiflich, daß sich der Berliner Zug am Sonntage mehr als gewöhnlich verspätete."

(Düsseldorf, 14. Jan. — Rh. B.) Dieser Tage ereignete sich leider ein trauriger Vorfall, der wohl geeignet ist, zu menschenfreundlicherer Vorsicht zu mahnen. Ein sehr armes Mädchen aus Elberfeld kehrte mit ihrem elf Tage alten Kinde vorgestern bei der strengen Kälte aus der Gebäranstalt zu Bonn mit der Eisenbahn zurück. Da Mutter wie Kind nur sehr dürftig bekleidet waren und beide sichtlich von der Kälte litten, so machten mehrere der Mitreisenden eine kleine Kollekte für sie, damit sie nicht sofort nach Elberfeld weiter zu reisen brauchte, sondern in Düsseldorf übernachten könnte. Auf dem hiesigen Bahnhofe angekommen, gab das Kind noch ein Lebenszeichen von sich, als aber die Mutter mit ihm bis ins Gasthaus gekommen war, fand es sich, daß sie eine Leiche im Arme trug. Das Kind war nach der Erklärung des schnell herbeigeholten Arztes an Kälte und Schwäche gestorben, und alle Wiederbelebungsversuche blieben fruchtlos. Ein trauriges Beispiel, daß man sich nicht mit einer abstrakten Wohlthat begnügen, sondern diese durch menschenfreundliche Umsicht und Fürsorge verdoppeln soll. Sollte es nicht leicht gewesen seyn, vorauszusehen, daß ohne wärmende Bekleidung ein so schwaches Kind der harten Witterung unterliegen mußte, und sollten in Bonn nicht menschenfreundliche Herzen genug seyn, die — wenn die Mittel einer wohlthätigen Anstalt dies nicht erlauben — jene arme Mutter und ihr Kind mit dem Nöthigen gern unterstützt hätten?

(Erlangen, 15. Jan. — N. K.) Von den anderwärts gemachten schlimmen Erfahrungen, daß die Eisenbahnen nicht im-

mer günstig auf die Beschleunigung des Postverkehrs einwirken, haben wir auch unsern guten Theil zu tragen. Seit nämlich die Eisenbahn zwischen Bamberg und Nürnberg eröffnet ist, werden alle hierher, nach Baiersdorf, Forchheim u. s. w. bestimmten, aus dem Norden kommenden Postwagen-Pakete erst nach Nürnberg zum dortigen Oberpostamt gesandt, von wo sie dann den Rückweg antreten. Es wird dadurch eine Verzögerung von zwei Tagen herbeigeführt, die nicht selten bis auf vier Tage gestiegen ist. Diese Thatsache würde unglaublich erscheinen, wenn sich unsern Geschäftsleuten die Wahrheit derselben nicht täglich fühlbar machte. Alle deßhalb eingereichten Reklamationen sind bis jetzt erfolglos geblieben, und mehrere Versuche, den offenbaren Mißstand in öffentlichen Blättern zur Sprache zu bringen, wurden von den Censoren zurückgewiesen. Hoffentlich werden die gegenwärtigen Zeilen ihr Ziel und ihre Wirkung nicht verfehlen.

(Mannheim, 16. Jan. — M. J.) Am 15. d. M. setzte sich ein Bahnwärter an der Eisenbahnstation Emmendingen auf die Puffer eines Wagens an dem abwärts cursierndeu Güterzug, um auf diese Art ohne Fahrtaxe auf seine Station bei Riegel zu gelangen. Als der Zug eine Strecke von Emmendingen entfernt war, fiel der Bahnwärter vom Wagen, zwischen den Zug; die nachfolgenden Wagen drückten ihm sogleich beide Füße ab und zerquetschten ihm eine Hand.

(Eine Griseldis.) Dieser Tage hat in Wien ein armes Mädchen einen reichen Mann geheirathet, doch mußte sie sich vor der Heirath durch einen Contract verpflichten, nach ihrer Verehelichung weder ihre Eltern, noch ihre Geschwister zu besuchen, auch mußte sie sich bequemen, all' ihre Kleider im älterlichen Hause zurückzulassen, und diese mit neuen, von ihrem Bräutigam bezahlten zu vertauschen, so daß sie aus dem Hause des Vaters nicht ein Mal ein Hemd dem Bräutigam zubrachte. Auch mußte sie ihrem Bräutigam, Percival dem Zweiten, geloben, Niemanden vor dem Tage ihrer Hochzeit mit ihrem Glücke bekannt zu machen; wahrscheinlich wollte dadurch Percival ihre Verschwiegenheit erproben. Ein Mädchen, welches unter solchen Bedingnissen heirathet, muß entweder sehr verliebt oder sehr toll seyn. Percival dem Zweiten dürfte aber eine Eiskappe nicht schaden. (N. K.)

Literatur.

Die Verwitterung im Mineralreiche. Mit Rücksicht auf Agricultur und Technologie dargestellt von Dr. Gustav Suckow, Professor an der Universität zu Jena. Leipzig. Baumgärtner's Buchhandlung 1848.

Die Bearbeitung eines so wichtigen und interessanten Thema's, wie es die Verwitterung der Mineralien ist, war bisher ein nicht gelöstes Problem im weiten Gebiete der Mineralogie. Indem es daher für die meisten Gegenstände, welche hier einer speciellen Untersuchung zu unterwerfen waren, an Vorarbeiten fehlte und viele in Journalen und geognostischen Beschreibungen zerstreute Notizen mühsam aufzusuchen waren, so ist das Verdienst, welches sich der rühmlich bekannte Verfasser auch durch diese Schrift, namentlich durch die in ihr niedergelegten vielen eigenen Untersuchungen, Prüfungen und Vergleichungen an Gebirgsverhältnissen zum Theil weit entlegener Gegenden erworben, um so mehr anzuerkennen. Durch die chemisch-geologischen Erklärungen, oryktognostischen und geognostischen Schilderungen, so wie durch die gleichzeitige Berücksichtigung der practischen Beziehungen, welche die Verwitterungsprozesse haben, ist das Werk ebensowohl für den Mineralogen von Fach von Interesse, als auch für den Agronomen und Techniker überaus brauchbar.

L. D. J. G.

Korrespondenz.

Mainz, 18. Jan.

Ernst und Scherz haben jetzt bei uns ihre Wohnung aufgeschlagen: Mittwoch den 12. d. haben die Bürgerversammlungen begonnen und zwei Tage darauf ist das Narrenparlament eröffnet worden. Beide Versammlungen stehen in so fern in einiger Beziehung, als der Ernst in der ersten oft von bitterem Scherze und der Scherz in der anderen nicht selten von dem bittersten Ernste begleitet wird. Beide stellen die Kehrseiten des Lebens dar, und sie können recht gut neben einander gehen, ohne daß dadurch die Würde der einen verletzt oder der heitere Charakter der anderen geschwächt wird. Was in der ersten Bürgerversammlung verhandelt ward, haben Sie bereits in Ihrer Zeitung gemeldet, und so wollen wir denn hier der ersten Sitzung des Narrenparlaments erwähnen. Die Halle war überfüllt und auch dem Kaltblütigsten mußte es roth, blau, gelb und weiß (diese vier Farben gehören dem Narrenreiche an) vor den Augen werden; denn an die 700 mit bunten Kappen geschmückte Narrenhäupter, die sich beständig hin und her bewegen, können recht gut ein wogendes roth-blau-gelb-weißes Meer darstellen, besonders, wenn der Sturm der Lust und Freude über dasselbe dahin braus't und statt Nothschrei und Hülferuf schallendes Gelächter und ausgelassener Jubel den Sturm zeitweise übertönt. Diese erste Sitzung des Narrenparlaments hat wieder bewiesen, daß jeder Druck einen Gegendruck erzeugt; engherzige Philister und einzelne Tirailleurs der Glaubensarmee hatten versucht, den Carneval nicht nur zu drücken, sondern sogar zu unterdrücken, und siehe, nun unterdrückt sie der Carneval und gibt sie sogar dem Gelächter preis. Die Debatten der ersten Sitzung haben zur Genüge dargethan, daß in dieser Narrensession sehr ernste Dinge zur Sprache kommen werden; das Nahe und Ferne bieten einen reichen Stoff, und die Redner, die nach einander auftraten, haben diesen Stoff benutzt und in zwerchfellerschütternder Weise über Dieses und Jenes gesprochen und Geschichte und Geographie, Länder- und Völkerkunde, Statistisches und Biographisches, Allgemeines und Locales, Gutes und Schlimmes, Lächerliches und Erhabenes, mit einem Worte: das bunte Gewirr der jüngsten Vergangenheit mit so großer Gewandtheit in das Bereich ihrer Vorträge gezogen, daß die Zeit im Fluge dahineilte und Keiner so recht eigentlich wußte, was die Glocke geschlagen hatte. Die Sorgen des Tages waren auf einige Stunden abgeschüttelt, und wir denken, wer das so recht aus vollem Herzen vermag, der hat auch den Muth, die momentan abgewälzte Last mit frischer Kraft wieder zu tragen und das Leben zu nehmen, wie es eben ist. Sie sehen, unser Carnevalstreiben kann auch zu philosophischen Betrachtungen veranlassen, und da schon so viele Philosophen Narren geworden sind, so fordert es das Recht der Wiedervergeltung, daß die Narren von Zeit zu Zeit auch Philosophen werden. Das ist eben der Humor davon!

Charade.

(Dreisylbig.)

In des Sommers heißen Tagen
Hört man oft den Wand'rer klagen,
Daß die Erst' ihm lästig sey.
Bei Gesang und heitren Scherzen,
Selbst des Nachts beim Schein der Kerzen
Schafft man meine letzten Zwei.
Wann der Lenz die Fluren schmücket,
Neues Grün das Aug' entzücket,
Bäume in der Blüthe steh'n,
Dann wird man das Ganze seh'n.

Er. Sch.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Jan. Titus, große Oper in 2 Abth., [illegible] Mozart.

Samstag, 22. Jan. Der Freischütz, große Oper [illegible] Musik von C. M. v. Weber.

Sonntag, 23. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel [illegible] und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erz[illegible] Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 22. Samstag den 22. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

„Peter, Ihr habt mich fürchterlich getäuscht," sagte der Abbé tief bewegt; „aber stehet auf . . . ."

„Lassen Sie mich! lassen Sie mich zu Ihren Füßen! O, daß ich hier sterben könnte!"

Der Schmerz, der sich in der Stimme und den Gebärden des Unglücklichen aussprach, war so groß, daß der Abbé den eigenen darüber vergaß.

„Der Schuldige, wie schwer auch sein Verbrechen sey, darf nie an der göttlichen Barmherzigkeit verzweifeln," begann er mit ruhiger Würde. „Wenn Euere frühere Frömmigkeit und Rechtschaffenheit nicht blos erheuchelt waren, so müsset Ihr in der That in einer höchst traurigen Lage gewesen seyn, um Euch so weit vergessen zu können."

„Gewiß, Herr Pfarrer, ich habe viel, sehr viel gelitten!" erwiederte der ehemalige Sakristan, noch immer auf den Knieen. „Und doch kann ich Ihnen hoch und theuer versichern, daß, wenn das Unglück mich allein betroffen hätte, ich den elendesten Tod dem Verbrechen am Allerheiligsten vorgezogen haben würde. Lange habe ich Mißhandlung, Hunger und Frost standhaft ertragen, denn die Kraft des reinen Bewußtseyns erhielt mich aufrecht; aber endlich wurde die Versuchung zu stark. Eines Tages überbrachte man mir die Nachricht, daß mein Bruder, ein armer Taglöhner in Baussaye, gestorben sey. Als ich die ärmliche Hütte betrat, fand ich den entseelten Körper auf einem elenden Strohlager ausgestreckt, das vier kleine, halb nackte Kinder umstanden. Kein Bissen Brod, kein wärmendes Kleidungsstück, kein Scheit Holz war vorhanden; selbst für einen Sarg war noch nicht gesorgt. Die armen Waisen brachen bei meinem Anblicke in lautes Wehklagen aus und klammerten sich weinend an mich an, als ob sie von mir Rettung erwarteten. Was konnte ich, der ich selbst mit Noth und Elend zu kämpfen hatte, für die Hülflosen thun? Mit gebrochenem Herzen und verwirrten Sinnen verließ ich die Hütte. Mein böses Geschick führte mich in die Gegend, wo wir den Kirchenschatz vergraben hatten. Man hielt Sie damals in dem Dorfe schon für todt; die Kirchen waren verwüstet, die Religion in den Staub getreten, und Niemand glaubte an die Rückkehr der Priester. Ach! das Uebrige wissen Sie ja schon! Ich benutzte das Dunkel der Nacht, um die Kiste auszugraben, eilte mit dem Inhalte in die Stadt und verkaufte Alles an einen Goldschmied, der ohne Zweifel an dergleichen Geschäfte schon gewöhnt war. Tags darauf hatte mein armer Bernhard einen Sarg, und seine Kinder konnten ihren Hunger stillen. Ich würde vergebens versuchen, Ihnen zu beschreiben, was ich seitdem gelitten habe. Dem Anscheine nach war ich glücklich und zufrieden, aber in der Wirklichkeit hatte ich keinen ruhigen Augenblick. Am Tage, wie in der Nacht; bei der Arbeit, wie in der Stunde der Erholung wich die Erinnerung an die begangene Frevelthat nicht aus meiner Seele, und ich erduldete Höllenqualen. Stellen Sie sich nun mein tödtliches Schrecken vor, als ich Sie plötzlich wieder in Saint-Clair erscheinen sah, nachdem ich seit Jahren der festen Ueberzeugung gewesen war, Sie hätten sich unter jenen Unglücklichen befunden, die zu Nantes den Märtyrertod erduldeten! Ich glaubte einen Geist aus dem Jenseits vor mir zu sehen, der gekommen sey, mir Rechenschaft abzufordern. Ach! Herr Pfarrer, man stirbt nicht vor Scham und Schrecken, sonst würde ich bei Ihrem Anblicke todt zur Erde gestürzt seyn."

„Aber, Unglücklicher, warum gestandet Ihr mir Euere Schuld nicht eher?"

„Bei Gott! mehr als zwanzig Mal habe ich Ihnen Alles bekennen wollen, denn das Lob und die Beweise von Freundschaft, mit denen Sie mich überhäuften, vermehrten meine Qual; aber immer erstarb mir das Wort auf den Lippen. Und dann vermag selbst der Verzweifelnde sich nie ganz von der Hoffnung zu trennen, es könne sich ihm noch ein Weg zur Rettung zeigen. Auch mich hielt noch ein schwacher Hoffnungsstrahl aufrecht, und die Raubgier des Schulmeisters wäre mir in der That bald zu Hülfe gekommen."

„Aber selbst dann, als mein Verdacht auf einen Andern fiel, bekanntet Ihr Euch nicht zu der That! Sühnt man auf diese Art ein so schweres Verbrechen?"

„Sie werden sich erinnern, daß Ihr Verdacht ohne mein Zuthun auf den Schulmeister fiel; und war er denn weniger strafbar, weil er bei seinem bösen Vorhaben getäuscht wurde? Konnte es seine Schuld in Ihren Augen mindern, daß die geraubte Kiste, in der er die Schätze der Kirche vermuthete, nur Sand und Steine enthielt?"

„Als Ihr aber endlich sahet, daß sich die Wahrheit nicht länger verbergen ließ, was hielt Euch auch dann noch von einem freien Geständnisse zurück? Wozu hattet Ihr Euch entschlossen?"

„Ich wollte mich tödten, und nur Ihr Ausspruch, daß alle Schätze der Erde, selbst diese Heiligthümer, nicht das Leben eines Menschen aufzuwiegen vermöchten, bestimmte mich, diesen Entschluß aufzugeben. Sollten Sie aber jetzt, nachdem Sie Alles wissen, anderer Meinung seyn," setzte er unheimlich hinzu, „so hätte ich nur noch eine Bitte an Sie: Absolution von meinen Sünden."

Bei diesen Worten zog er das Pistol hervor, das wir schon in seinen Händen gesehen haben, und richtete es gegen seine Stirn. Der Abbé entriß ihm die mörderische Waffe.

„Unglücklicher!" rief er, „gedenket Ihr eine Schuld durch ein neues Verbrechen zu sühnen? Entschlaget Euch dieses feigen Gedankens für immer! Das Daseyn hienieden muß jetzt einen dop-

pelten Werth für Euch haben; denn nur durch ein Leben, das der Reue und Buße geweiht ist, tilget sich so schwere Schuld."

Der Abbé schritt in der Stube auf und ab, um seine fieberhafte Aufregung zu bekämpfen.

„Welche neue Prüfung legest Du mir auf, mein Gott!" fuhr er mit gen Himmel gehobenen Händen fort. „Wo finde ich ein Mittel, dem Aergernisse vorzubeugen, zu welchem das Verschwinden des Schatzes nothwendig Veranlassung geben muß. O, zeige mir einen Ausweg aus diesem Labyrinth, bei dem die heilige Sache des Glaubens nicht gefährdet wird! Noch diesen Morgen habe ich der versammelten Gemeinde die Versicherung gegeben, daß die Heiligthümer der Kirche durch meine Fürsorge vor Entweihung und Entwendung geschützt worden wären, und daß ich bereit sey, dieselben zur passenden Stunde dem heiligen Dienste wieder zu weihen: was soll ich dem Mißtrauen und der Verläumdung jetzt entgegenstellen? Der erste Verdacht muß natürlich auf mich fallen, und die Zusicherung, die ich diesen Morgen ausgesprochen habe, kann nur dazu beitragen, die allgemeine Entrüstung zu vermehren. Auf der andern Seite wird Denis, aufgebracht durch das Mißlingen seiner habsüchtigen Pläne, seinen ganzen Einfluß benutzen, um Alles gegen uns zu erbittern. Er kann versichern, daß sein Sohn die uneröffnete Kiste selbst in die Pächterei getragen habe; er wird sich auf das Zeugniß der Leute im Hause berufen, die ihm nur beistimmen können. Ich sehe ein, daß selbst der Schein gegen uns ist."

Während der Abbé sprach, nahmen die Züge des Pächters nach und nach den Ausdruck fester Entschlossenheit an.

„Herr Pfarrer," sagte er in entschiedenem Tone, „weder Sie, noch das heilige Interesse der Religion sollen durch meine Nichtswürdigkeit gefährdet werden. Ich selbst erlege mir eine Strafe auf, die bitterer für mich ist, als der Tod. Ich will mich öffentlich als schuldig bekennen! Ich werde erklären, daß ich durch diesen Raub den Grund zu meiner Wohlhabenheit gelegt habe, werde versichern, daß ich des Verbrechens allein schuldig bin und die unwiderlegbarsten Beweise für meine Selbstanklage beibringen."

„Dieses offene Geständniß würde aber einen unvertilgbaren Flecken auf Euern Namen bringen, ja es könnte wohl auch ein gerichtliches Verfahren gegen Euch hervorrufen, da Denis sicher sein Möglichstes thun würde, die Gemeinde zur Klage anzureizen. Ich selbst wäre vielleicht durch meine Stellung gezwungen, auf Euere Bestrafung anzutragen."

„Was auch daraus entstehen möge, ich habe es verdient!"

„Nein, nein, ich will Euer Unglück nicht," erwiederte der Abbé nachdenkend. — Dieses großmüthige Benehmen rührte den Pächter tief.

„Sollte es wirklich Ihre Absicht seyn, mich zu retten, da doch das Geständniß meiner Schuld Sie von jedem falschen Verdachte reinigen würde?" fragte er mit ungläubigem Kopfschütteln und faltete die Hände wie zum Gebet. „Doch an dieser himmlischen Milde, an dieser hohen Selbstverläugnung erkennt man ja die wahren Jünger des Herrn! O, dann darf ich auch der Hoffnung leben, eines Tages Vergebung bei Ihnen zu finden, nachdem ich meine Schuld gebüßt haben werde."

„Sprechen wir noch nicht von Vergebung," entgegnete der Abbé streng. „Ungeachtet mein Herz schon längst nicht mehr am Irdischen hängt, vermochte ich doch nicht den schwachen Menschen gänzlich abzustreifen, und nur die heilende Kraft der Zeit kann die Wunde vernarben, die Ihr meinem Herzen geschlagen habt. Glaubt mir, es schmerzt tief, sich in einem Menschen getäuscht zu finden, den man achtete und als Bruder liebte!"

„So lieben Sie mich nicht mehr, Herr Pfarrer? . . . . O, warum haben Sie mich nicht sterben lassen!"

Nach kurzem Schweigen begann der Abbé:

„Ich fühle das Bedürfniß, allein zu seyn . . . . Mein Kopf ist zu angegriffen, als daß mir ein freier, schneller Ueberblick der gefahrvollen Lage möglich wäre, in der wir uns befinden . . . . Ich will mich auf mein Zimmer zurückziehen und mich in Andacht und ruhiges Nachdenken versenken; bittet Gott, daß er mir einen Weg zeige, der uns Beide rettet."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Heimkehr.

(Von Karl Enslin.)

„Komm', mein Sohn, zurück zur Heimath!
Warst jetzt lange in der Fremde;
Kehr' zum Kreise deiner Lieben!
Komm', wie Alle harren dein!"

„Ich bin alt und grau geworden,
Meine Kraft hat sich verloren,
Habe ausgewirkt hienieden,
Sehne herzlich mich nach Ruh'!"

„Deinen jungen, rüst'gen Händen
Uebergeb' ich meine Stelle.
Sey du jetzt der Herr des Hauses!
Kehre heim! Gott grüße dich!"

Also schrieb der treue Vater.
Und der Sohn, der in der Fremde
War gereift zum kräft'gen Manne,
Säumet nicht, und reiset ab.

Und nachdem er viele Tage
Ist gewandert, steht er endlich
An dem moosbewachs'nen Thore
Seiner lieben Vaterstadt.

Wie so wunderbarlich klingen
Doch die Glocken ihm entgegen!
Ihre Töne schlagen mächtig
An sein tief ergriff'nes Herz.

Eine Heimkehr, traut und lieblich,
Unter süßen Friedensklängen!
Ist's doch fast, als wenn sie sollten
Gelten seinem Einzug nur.

Freilich mischen unter helle,
Sanfte Laute sich auch dumpfe,
Trübe, schwermuthsvolle Töne,
Einer ernsten Mahnung gleich.

Doch nicht finsteren Gedanken
Mag er jetzt sich überlassen.
Und im Wonneschauer schreitet
Er in's theu're Vaterhaus.

Wie die Glocken, so die Leute!
Süß und schmerzlich die Umarmung!
Freundlich trübe alle Mienen!
Wunderbarliches Gemisch!

„Mutter, Schwestern, führet schnelle
Mich zu meinem alten Vater!
Sagt, wo ist er? Wie, ihr weinet!
Ist er krank? So redet doch!" —

„Hörest du die Glocken tönen?
Siehst du dort die schwarzen Träger?
Du bist heute heimgekehret —
Heimgekehret ist auch er!" —

Ueber geistiges und literarisches Eigenthum.

Da man sich bei Gelegenheit der zwischen Dr. Auerbach und Charl. Birch-Pfeiffer obschwebenden Streitfrage auch auf Das, was im Auslande Rechtens ist, berufen hat, so dürfte die nachstehende Mittheilung, welche wir dem „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." entnehmen, unsern Lesern von Interesse seyn:

„In Frankreich" — sagt genanntes Blatt — „ist allerdings jedes Erzeugniß, nicht blos des Schriftstellers und des Künstlers, sondern auch des Fabrikanten, falls sich darin ein ihm eigenthümlicher Gedanke durch Form, Muster rc. zu erkennen gibt, dermaßen geschützt, daß alle unbefugte Nachbildungen als „contrefaçon" angesehen und bestraft werden. Es wird dabei kein Unterschied gemacht, ob die Nachbildung durch eine verwandte Kunst mechanisch stattfindet, oder ob sie eine neue geistige Arbeit erfordert hat. So dürfte z. B. keine von Horace Vernet gemalte Gruppe von dem Bildhauer David in Marmor nachgebildet werden. Eben so hat Hr. Alex. Dumas allein das Recht, seine langathmigen Feuilleton-Romane in den Rahmen eines Theaterabends einzuspannen und auf die Bühne zu bringen, während Victor Hugo es durchsetzte, daß weder Donizetti's „Lucrezia Borgia", noch Verdi's „Ernani", obgleich ins Italienische übertragen und durch die Musik auf ein ganz anderes Kunstgebiet versetzt, auf französischen Bühnen dargestellt werden dürfen. „Fiat justitia, pereat ars", sagt das französische Gesetz, das aber in dieser strengen Konsequenz eben nur einen neuen Beleg zu dem alten „Summum jus summa injuria" liefert: „das auf die Spitze getriebene Recht kann zum höchsten Unrecht werden."

In England, wo Nachdruck sowie unbefugte dramatische Aufführungen und mechanische Nachbildungen von jeher verpönt waren, weiß man Nichts von jener Konsequenz, und Dickens (Boz), dem unser Auerbach vielleicht bald an europäischer Popularität gleichkommen wird, muß es sich gefallen lassen, daß seine in unzähligen Exemplaren jährlich ins Publikum kommenden Weihnachts-Novellen (Christmas tales) schon vor Neujahr auf allen Londoner Theatern als Volksstücke aufgeführt werden, in welchen ein großer Theil seiner Gespräche eben so benutzt wird, wie die Dialoge der „Frau Professorin" in dem Drama der Madame Birch-Pfeiffer. Ja, es ist auch schon vorgekommen, daß er sich über die Zustutzungen und Karikirungen, die seine Novellen auf der Bühne erfuhren, sehr geärgert hat, aber es blieb ihm dagegen kein anderes Mittel, als gleichzeitig mit der Novelle auch ein Theaterstück aus demselben Stoffe zu machen, was er namentlich 1846 mit seinem „Heimchen auf dem Herde" gethan. Natürlich wurde, schon wegen des Vorsprunges an Zeit, des berühmten Autors Bearbeitung von den meisten Bühnen vorgezogen, doch blieb es den kleineren Theatern gleichwohl unbenommen, auch ihr eigenes Weihnachtsstück unter dem Titel der Dickens'schen Novelle zu geben.

In Deutschland ist offenbar, sowohl nach dem preußischen Gesetze vom 11. Juni 1837 als nach der neueren Gesetzgebung des deutschen Bundes, die mildere englische und nicht die überstrenge französische Ansicht maßgebend in der vorliegenden Angelegenheit. Nur diejenigen Vervielfältigungen von Geisteswerken, die auf mechanischem Wege, also ohne eigene Geistesthätigkeit, stattfinden — mithin auch das Arrangement musikalischer Compositionen, das Abzeichnen und Abdrucken von Gemälden, der Gyps- oder Metallabguß von Bildhauerwerken, nicht aber die Anfertigung einer Reiterstatue nach einem Krüger'schen Bilde, die Lithographirung von Rauch's Denkmal Friedrich's des Großen, noch bevor dasselbe aufgestellt ist, die Benutzung der Motive einer Oper zu einem Liederspiele (Vaudeville), oder Friedr. Kind's Benutzung der Apel'schen Novelle zu seinem „Freischütz" und die Verwandlung von Kotzebue's „Kreuzfahrer" in Spohr's Oper — sind bei uns gesetzlich untersagt. Was insbesondere die neuere deutsche Gesetzgebung in diesem Punkte betrifft, so weisen wir auf die Bestimmung hin, daß ein Theaterstück nur so lange ohne die ausdrückliche Genehmigung des Verfassers aufzuführen untersagt ist, als es von diesem nicht anderweitig (durch den Buchhandel) veröffentlicht worden. Der Gesetzgeber ist hierbei unstreitig von der Ansicht ausgegangen, daß das Verfassen und das Aufführen eines Drama's zwei ganz verschiedene Geistesthätigkeiten sind, und daß es daher unkonsequent seyn würde, einem Theater die Aufführung eines Stückes zu untersagen, in dessen Besitz es mit dem ganzen übrigen Publikum gekommen ist. Daher mußte also die Voraussetzung gestellt werden, daß das Stück noch Manuscript (oder „als Manuscript gedruckt") und man also in seinen Besitz nur unter den Bedingungen zu kommen im Stande sey, die der Verfasser in Bezug auf die Veröffentlichung seiner Arbeit gestellt hat. Ist demnach die Aufführung eines bereits gedruckten, d. h. ohne Bedingung veröffentlichten Stückes gestattet, so kann noch viel weniger dagegen zu erinnern seyn, wenn eine gedruckte Novelle zur Dichtung und zur Aufführung eines Theaterstückes benutzt wird, da hier nicht blos keine mechanische Vervielfältigung stattfindet, sondern zwei ganz verschiedene Geistesthätigkeiten erforderlich sind um den ursprünglichen Gedanken des Verfassers einer Novelle auf der Bühne zu reproduziren. Das Verbot einer solchen Benutzung müßte in seiner Konsequenz nothwendig zu jener summa injuria führen, deren wir im Eingange unseres Artikel gedacht, und si parvis licet rc., würden z. B. eben so gut, wie Berthold Auerbach gegen die Dramatisirung seiner Novelle, die Münchener „fliegenden Blätter" dagegen Einspruch thun können, daß ihr Eisele und Beisele von allen Weihnachts-Ausstellungen, Konditoreien und Neujahrswunsch-Fabrikanten zu guten und schlechten Witzen benutzt und maltraitirt werden.*)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Deutschen in London.) Die letzten Londoner Blätter bringen eine Geschichte von deutschem Elende, welche sich nur allzu häufig in den englischen Polizeiberichten wiederholt. Einer jener Drehorgelspieler, welche in Deutschland armen Leuten ihre Kinder abhandeln und mit ihnen nach England gehen, ein gewisser Heuser hatte zehn Knaben in Sold, die für ihn Tag und Nacht in den Straßen der Hauptstadt musiciren mußten. Heuser führte von ihrem sauren Verdienste das lustigste Leben, während er die Kinder auf das jämmerlichste darben ließ und sie auf das empörendste mißhandelte. Endlich kam der Termin, wo er einem der Kleinen, Namens Glotz, den versprochenen Lohn von 6 Pfd. St. für 18 Monate auszahlen sollte, statt dessen warf er ihn ohne einen Shilling zum Hause hinaus. Doktor Kappel, Pfarrer an der deutschen Kirche in London, nahm sich des Unglücklichen an und belangte Heuser vor dem Gerichte des Lord Mayor. Letzterer versprach auch, indem er seine Entrüstung über die an solchen Kindern nur zu oft begangenen Grausamkei-

*) Wir freuen uns, hinzufügen zu können, daß einer der geachtetsten Veteranen der preußischen Rechtspflege, und zwar auf dem Gebiete der Presse, mit unseren hier ausgesprochenen Ansichten über den Geist der deutschen Gesetzgebung über Nachdruck und Nachbildung vollkommen übereinstimmt. (Anmerk. der Red. des Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

ten äußerte, den Seelenverkäufer Heuser wo möglich zu einer Geldentschädigung zu zwingen. Dies ist indeß nur ein Fall von vielen, und wir können nicht hoffen, daß eine so empörende Bloßstellung des deutschen Namens vor ausländischen Gerichtshöfen zum letzten Male vorgekommen seyn wird, falls nicht die deutschen Behörden selbst Mittel zu finden wissen, einem derartigen Freetrade ein Ende zu machen.

Mad. Schröder-Devrient hat eine Oper in einem Acte geschrieben, Text und Musik, welche den Titel führt: „In der sächsischen Schweiz." Bekanntlich befindet sie sich gegenwärtig in Riga; auf der Bühne dort soll diese Oper zum ersten Male gegeben werden. Sie selbst will ihr Werk in die Scene setzen, und gefällt dasselbe, will sie ferner als Schriftstellerin und Tondichterin Versuche machen. Das Sujet soll einem Erlebnisse der Mad. Schröder-Devrient mit einem absonderlichen Exemplar von Schottländer entnommen seyn, der ihr eine zweite sächsische Schweiz in Schottland wollte anlegen lassen, wenn sie ihn heirathen und ihm dahin folgen würde. (W. Thz.)

(Wien.) Das Birch-Pfeiffer'sche Schauspiel: „Dorf und Stadt" ist der kräftige Magnet, der das Publikum in Massen in das k. k. Hofburgtheater zieht. Bei jedesmaliger Aufführung ist das Haus in allen Räumen überfüllt. (W. Thz.)

Im k. k. priv. Theater an der Wien haben bereits die Proben von der Auber'schen Oper: „Die Krondiamanten" begonnen. Mad. Lutzer wird in derselben singen.

Mittag, Abend und Nacht haben sich für zahlungsunfähig erklärt. In der „Wiener Zeitung" vom 7. Jänner findet sich der Concurs eines Hrn. Gottlob Mittag; im „Arader Wochenblatte" vom 8. Dec. v. J. eines Konrad Abends und in der „Posener Zeitung" heißt es: Feodor Nacht habe am 30. Dec. Berlin heimlich verlassen und sey, vieler Schulden wegen, nach Rußland entflohen. Nun zahlt nur der Morgen noch, der gibt aber täglich die Anweisung: Morgen! Wenn Einer nun den Credits-Verhältnissen des heutigen Tages kein Zutrauen schenkt, wer kann es ihm übel nehmen?

Mad. Birch-Pfeiffer schreibt an einem Schauspiele für das Hoftheater in Berlin unter dem Titel: „Ein Frauenherz", zu welchem sie das Sujet in einem früheren Jahrgange des Taschenbuchs „Urania" gefunden hat.

Korrespondenz.

Köln, 18. Jan.

Wir haben hier jetzt gleichzeitig so viele Sehenswürdigkeiten und Unterhaltungen aller Art, wie es in dieser sonst stillen Winterperiode wohl noch nie der Fall war. Neben dem Gedächtnißriesen Dr. Kothe, der sich ungetheilten Beifalles erfreut, und dem Urgesundheitslehrer Mahner, dessen System, in so weit es wirklich neu ist, manche Zweifel an seiner practischen Ausführbarkeit erregt, wenn nicht eine Umgestaltung unserer ganzen bisherigen Lebensweise und Diät damit verknüpft wird, ist nun auch ein Nachfolger des Vaters Mathew in der Person eines Baron Seld hier angelangt, der heute Abend durch einen öffentlichen Vortrag der Enthaltsamkeitssache Proselyten zu gewinnen hofft. An Zuhörern wird es seinen Vorlesungen, wenn er sie, wie diese erste, gratis hält, wohl schwerlich fehlen; Kothe's Vorträge vermochten bei dem ziemlich hohen Abonnementspreis nur einen ziemlich beschränkten Kreis herbei zu ziehen und Mahner's wunderliche Declamationen lockten, obwohl der Eintrittspreis niedriger war, meistens nur junge Leute an, denen er unter Anderm durch sein Baden im eisbedeckten Rheine zu imponiren wußte. — Das Pferdefleisch hat sich bei uns schon feste Bahn gebrochen. Ein unternehmender Kopf macht bekannt, daß er eine Pferdefleisch-Metzgerei errichtet hat und dieser Tage mit dem Schlachten den Anfang macht; heute Abend aber wird abermals ein Pferdefleischessen gehalten, an welchem mindestens 60 Personen Theil nehmen werden, um die gepriesene neue Fleischkost in vierfacher Zubereitung zu versuchen. Man hofft, daß auch die Unbemittelten, die jetzt bei uns fast gar kein Fleisch genießen, weil es zu theuer ist, sich rasch an Pferdefleisch gewöhnen werden, welches ihnen per Pfund [illegible] 1½ Sgr. verabfolgt werden kann. — Inzwischen strömen täglich Tausende nach der am 15. eröffneten städtischen Speiseanstalt, wo das Quart nahrhafter Suppe zu einem Sgr. verabreicht wird. Ohne diese Anstalt würde man, da jetzt zahllose Arbeiter brodlos sind, gewiß bald von häufigen Verbrechen gegen Person und Eigenthum hören.

Kunst- und Literatur-Notizen.

In den zahlreichen nützlichen oder gemeinnützigen Schriften, welche wir der Thätigkeit der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung in Stuttgart verdanken, gehört Eduard Schmidlin's „Schlüssel zum Botanisiren." Die Schwierigkeiten, welche das Studium der Pflanzenkunde den Anfängern bietet, sind bekannt; aber der Lohn, wenn man sie überwunden hat, ist um so größer. Es gibt kaum eine schönere und lieblichere Wissenschaft, als die genannte, welche uns mit der Natur in einem so innigen Rapport bringt, unserem Geiste zu einer so reichen Quelle der Erkenntniß wird, unser Gemüth für stille Freuden und friedliche Eindrücke so empfänglich macht und uns von lärmenden Zerstreuungen und von flachen Unterhaltungen so sehr abzieht. Nicht minder ist die practische Nützlichkeit einer Wissenschaft hervorzuheben, welche zum Berufs- und Geschäftsleben so vieler Stände unentbehrlich ist und diese mit einem Schatz des nothwendigen Wissens bereichert. In den letzten zwanzig Jahren ist zur Verbreitung des Studiums der Botanik viel geschehen. Fast in allen Schulen wird die Pflanzenkunde gelehrt; jedes Jahr bringt uns wenigstens ein neues Handbuch der Botanik und einzelne sind so eingerichtet, daß sie auch von Demjenigen benutzt werden können, der keinen Unterricht in den sogenannten gelehrten Sprachen genossen hat. Der meistens ziemlich hohe Preis jedoch hindert deren allgemeinere Verbreitung. Das vorliegende Handbuch empfiehlt sich nun nicht nur durch die Billigkeit seines Preises, sondern ist auch ganz besonders geeignet, jungen Leuten bei ihren botanischen Wanderungen und bei der Anlegung von Pflanzensammlungen auf eine practische Weise an die Hand zu gehen, damit auf diese Art die Liebe zur Sache immer mehr geweckt und gesteigert werde. Auf practischem Wege muß die Liebhaberei allmälig zum Studium hingeleitet und der Schüler zum Ernste der Wissenschaft herangebildet werden, welche Aufgabe zu lösen der geschätzte Verfasser sich bestrebt hat.

(Frankfurt a. M.) Die ungarische Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor, deren ausgezeichnete Leistungen in London und Paris längere Zeit zu den Ergötzlichkeiten des Tages gehörten, werden auf ihrer Rückreise nach der Heimath demnächst noch auf unserer Bühne einige Vorstellungen geben. Die Pariser und Londoner Presse spendet den Divertissements von National- und Charaktertänzen dieser Gesellschaft das größte Lob; besonders aber wird die Grazie und Schönheit des Tänzerpersonals und die Eleganz der Costume hervorgehoben, eine Anerkenntniß, mit welcher die hierin verwöhnten Pariser sonst nicht freigebig sind. Für die Trefflichkeit der Leistungen des Hrn. Veszter-Sandor spricht noch der Umstand, daß derselbe nach St. Cloud berufen wurde und daselbst mehrere Vorstellungen vor der königlichen Familie mit großem Beifall gab.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Jan. Der Freischütz, große Oper in 3 Abth. Musik von C. M. v. Weber.

Sonntag, 23. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 24. Jan. Gastrollen der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor. Tanzdivertissement von National- und Charakter-Tänzen in 2 Abth. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 23. Sonntag, den 23. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Fleuriot ergriff die Lampe, um dem Greise voranzugehen, aber dieser lehnte jede Begleitung ab.

„Folget mir nicht," sagte er, „man hat sich im Hause noch nicht schlafen gelegt, und Euere verstörten Züge könnten Verdacht erwecken. Ich wünsche Euch eine ruhige Nacht, und fordere Euch noch ein Mal zu inbrünstigem Gebete auf. Gott allein vermag zu trösten; er allein tilget die Schuld und verleiht der geängstigten Seele wieder Ruhe und Frieden."

Mit diesen Worten verließ er den Pächter, um sich auf sein Zimmer zu begeben, wo man ihn noch während geraumer Zeit auf- und abgehen hörte.

Als Fleuriot sich allein sah, erfaßten ihn Muthlosigkeit und Verzweiflung auf's neue. Er zerraufte sich das Haar, schlug sich gegen die Brust und suchte sein lautes Schluchzen in den Kissen des Bettes zu ersticken, um nicht das ganze Haus dadurch in Aufruhr zu versetzen. Endlich erinnerte er sich der Worte des würdigen Pfarrers und versuchte zu beten. Er ließ sich vor der Kiste, die einst die heiligen Gefäße geborgen hatte, auf die Kniee nieder, und behielt lange Zeit diese demüthige Stellung bei. Als er sich wieder erhob, fühlte er einige Erleichterung und warf sich angekleidet auf das Bett. Tausend Gedanken und Pläne durchkreuzten seinen Kopf und ließen ihn keine Ruhe finden, bis endlich die kräftige physische Natur ihre Rechte geltend machte und ihm die thränenschweren Augen schloß. Aber selbst sein Schlaf war unruhig und mit düsteren Träumen durchwebt.

Als er am andern Morgen erwachte, stand die Sonne ziemlich hoch, und in der Pächterei herrschte schon reges Leben. Es hätte in der That nicht des Anblickes der verhängnißvollen Kiste bedurft, welche noch immer in der Mitte des Zimmers stand, um den Pächter wieder an die Vorgänge des letzten Abends zu erinnern. Er erhob sich von seinem Lager, brachte seine Kleidung nothdürftig in Ordnung und verließ das Zimmer, um sich nach dem Befinden des Pfarrers zu erkundigen.

Indem er bei der Küche vorbeiging, sah er die alte Katharine weinend in der Thüre stehen; doch war er so in Gedanken versunken, daß er sie schwerlich nach der Ursache ihres Kummers gefragt haben würde, wenn die geschwätzige Alte ihn nicht unaufgefordert damit bekannt gemacht hätte.

„Nun, Meister Fleuriot," sagte sie schluchzend, „was habet Ihr zu seiner plötzlichen Abreise gesagt? Ich war so fest überzeugt, er werde sich nun nie wieder von uns trennen, daß ich kaum meinen Augen traute, als ich ihn plötzlich reisefertig vor mir sah."

„Aber von wem sprechet Ihr?"

„Von wem könnte ich wohl sprechen, als von unserm armen Herrn Pfarrer?"

„Wie, der Herr Pfarrer wäre abgereis't?" rief Fleuriot mit veränderter Stimme. „Es ist nicht möglich!"

„Leider ist es nur zu wahr . . . Er verließ das Haus gleich nach Sonnenaufgang, und nahm sich nicht ein Mal Zeit zu frühstücken. Auch hat er mir aufgetragen, die Kiste mit den geweihten Gegenständen nochmals Euerer besondern Obhut anzuempfehlen."

„Das hätte er wirklich gethan? Aber wohin ist er gegangen?"

„Das hat er mir, ungeachtet meiner dringenden Bitten, nicht gesagt; jedoch versprach er, in kurzer Zeit wieder zurückzukehren. Ich sollte übrigens meinen, Ihr müßtet, besser als irgend Jemand, seine Pläne kennen, da Ihr Euch gestern bis spät in die Nacht mit ihm unterhalten habt."

„Wohin könnte er gegangen seyn? er, ein schwacher Greis, zu Fuße und ohne Geld!"

„Das weiß nur Gott! Aber welch' ein neues Unglück! Wer hätte das noch gestern glauben sollen?"

„Welchen Weg hat er genommen?"

„Er verbot mir, ihm zu folgen; aber wenn ich mich nicht getäuscht habe, so nahm er die Richtung nach Baussaye, wohin der Weg nach Mortagne führt."

„Ich weiß jetzt genug," sagte Fleuriot entschlossen. „Er hat zwar einen guten Vorsprung, aber ich will ihn schon einholen; ja, ich muß ihn einholen."

Wenige Minuten nachher bestieg der Pächter seinen besten Ackergaul und schlug im Galopp den Weg nach Mortagne ein.

VII.

Schon war ein Monat seit der Abreise des Pfarrers verstrichen, und noch hatte dieser keine Nachricht von sich nach Saint-Clair gelangen lassen. Der Schulmeister hatte in den ersten Augenblicken des Zorns das plötzliche Verschwinden des Abbé, das allerdings einer Flucht nicht unähnlich sah, benutzt, um den früher ausgesprochenen Verdacht einer Veruntreuung des Kirchengutes wieder rege zu machen, und so waren allerlei böse Gerüchte in Umlauf gekommen, die durch die lange Abwesenheit des Pfarrers immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewannen. Fleuriot wußte jedoch die bösen Zungen bald zum Schweigen zu bringen. Er führte einige der angesehenern Bewohner des Dorfes auf sein Zimmer, zeigte ihnen die Kiste, die noch die Spuren des langen Liegens in der Erde an sich trug, und versicherte, dieselbe enthalte alle jene Kostbarkeiten, deren Entwendung man dem Pfarrer fälschlich zur Last lege. Obwohl die Kiste fest verschlossen war und blieb, dachte doch Niemand daran, die Worte des geachtetsten Mannes in der Gemeinde in Zweifel zu ziehen, und nachdem die guten Leute zu der Ueberzeugung gelangt waren, der Kirchenschatz befinde sich in der Verwahrung des Pächters,

kümmerten sie sich wenig mehr um die Abwesenheit ihres Pfarrers. Denis allein, der durch seine Fußverrenkung gezwungen war, das Haus zu hüten, beharrte auf seiner verläumderischen Behauptung.

Zu dieser Zeit fanden in Saint-Clair große Veränderungen statt, die sich Niemand zu erklären wußte. Es war nämlich wenige Tage nach der Abreise des Pfarrers, ein Architekt mit einer Menge Gewerken und Arbeitern angekommen und hatte, nachdem er sich durch Vorzeigung einer von der höchsten Behörde ausgestellten Vollmacht bei dem Maire genügend legitimirt, die Wiederherstellung der Kirche und den neuen Aufbau des Pfarrhauses begonnen. Das Werk schritt mit bewundernswürdiger Schnelligkeit vorwärts, und nach wenigen Wochen waren die Arbeiten in der Kirche schon so weit gediehen, daß sich dieselbe wieder zur Abhaltung des Gottesdienstes eignete. Zwar hatte man die frühern bunten Fenster durch weiße Glasscheiben, den Marmor des Altars durch übermaltes Holzwerk, und die künstlich geschnitzten Bekleidungen durch einfache von Tannenholz ersetzt; aber es war doch jede Spur von Verwüstung verschwunden, und das Ganze zeigte sich des hehren Zweckes nicht unwürdig. Der Bau des Pfarrhauses wurde mit weniger Eifer betrieben, und nur aus der Anlage konnte man auf eine anständige und zugleich bequeme Wohnung schließen.

Ganz besonders erstaunt über diese kostspieligen Arbeiten waren Diejenigen, welche die beschränkten Mittel der Gemeinde kannten. Man bestürmte den Maire von allen Seiten mit Fragen; aber auch dieser vermochte keine andere Auskunft zu geben, als daß der fremde Architekt ihm eine Vollmacht des Ministeriums der innern Angelegenheiten vorgezeigt habe, gegen die nichts einzuwenden gewesen sey. Einige glaubten, die Wiederherstellung der kirchlichen Gebäude geschähe von Seiten des Staates, Andere hingegen schrieben sie dem frommen Sinne einiger reichen Kapitalisten zu, und in der That hatte diese letztere Annahme die größere Wahrscheinlichkeit für sich, denn die Kräfte des Staates waren damals auf so vielfache Weise in Anspruch genommen, daß man kaum glauben konnte, er werde einer einzelnen Gemeinde eine so beträchtliche Unterstützung zufließen lassen. Wer waren aber die geheimnißvollen Wohlthäter des unbekannten Dörfchens?

Fleuriot selbst wußte in dieser Angelegenheit so wenig als jeder Andere. Es kam ihm einige Male der Gedanke an, es möchte Alles das Werk Abbé Duvals seyn; aber bei Lichte besehen, war dies eine Muthmaßung, die mehr Gründe gegen, als für sich hatte. Wie sollte ein Priester, dessen Dürftigkeit an Armuth gränzte, über solche Hülfsquellen zu gebieten haben? Als Fleuriot nach der plötzlichen Abreise des Pfarrers diesem zu Pferde nachgeeilt war, hatte er ihn allerdings auf der Straße nach Mortagne eingeholt, doch waren seine Bitten um Aufklärung über den Zweck der geheimnißvollen Reise fruchtlos geblieben. Nachdem ihm der Abbé noch einige Verhaltungsregeln gegeben, hatte er seinen Weg fortgesetzt, ohne sich selbst über die wahrscheinliche Dauer seiner Abwesenheit auszusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Pius der Neunte.*)

Um Großes, Ausgezeichnetes zu leisten im Leben, muß ein Mann nicht allein begabt seyn mit einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrung, mit bedeutendem Talente und Charakterfestigkeit, sondern er muß auch das Glück haben, eine Gelegenheit zu finden, bei welcher sein Wissen und sein Talent sich bewähren können; er muß die Mittel besitzen, ins Werk zu bringen und ausführen zu können, was er zu thun beabsichtigt.

Pius der Neunte zeigt seltene Geistesklarheit, und durch seine weltliche Stellung bis zum reifen Mannesalter gewann er praktische Weltansichten und Lebenserfahrungen, von großem Nutzen in seiner gegenwärtigen Lage. Aber leider! mangelt ihm die Energie zur consequenten Durchführung seiner Pläne, wie auch zum Theil die Mittel, gehörig in das Leben zu rufen, was er beschlossen. Dies erklärt den häufigen Widerspruch in seiner bisherigen Handlungsweise. Er wünscht aufrichtig das wahre Wohl der katholischen Kirche, seiner sämmtlichen Unterthanen, der ganzen Menschheit; allein, mit beklagenswerther Schwachheit läßt er zuweilen sich ängstigen und abschrecken, durch die Opposition des höheren Clerus und Jesuiten-Machinationen, eifrig zu verfolgen die Bahn des Fortschritts. Pius der Neunte erkannte wohl die Nothwendigkeit kirchlicher und politischer Reformen und gleich bei seinem Regierungsantritt gab er Zeichen seiner Erkenntniß der Zeitumstände, eines edelmüthigen, guten Herzens und eines scheinbar großen Muthes. Wie zu erwarten war, fanden seine Reform-Tendenzen große Hindernisse zur baldigen und vollkommenen Ausführung in den verschiedenen Interessen der Geistlichkeit und seines Volks. Es ist bekannt, wie ultraconservativ der römische Clerus ist, wie er die geringste Neuerung fürchtet. Auf der andern Seite weiß man auch, wie sehr es der Einführung und dem Erfolge von wichtigen Reformen schaden muß, wenn diese von einer leidenschaftlichen und ungeduldigen Bevölkerung, wie die des Kirchenstaates, ohne die nöthige Mäßigung verlangt werden. Außerdem fehlt es in Rom an zuverlässigen Staatsmännern, welche die Ansichten des jetzigen Papstes theilen, seine Projecte kräftig unterstützen und seine Befehle genau vollziehen. Manche gehässige Decrete und Maßregeln, obgleich dem Anschein nach vom Papste ausgehend, rühren von Beschlüssen der Cardinäle und des Staatsraths her, oder sind gar eigenmächtige Schritte einzelner Beamten.

Diese Betrachtungen sollten uns verdeutlichen die Schwierigkeiten, welche den wohlmeinenden Absichten und den Gesetzentwürfen des großen römischen Fürsten sich entgegen stellen. Obgleich wir bedauern müssen, daß bei seiner hohen Mission ihm eine unerschütterliche Energie abgeht, sollten wir doch nicht verkennen den außerordentlichen Werth seiner Prinzipien und Verbesserungen, und wir sollten nicht die Hoffnung aufgeben, daß er glücklich besiegen wird alle Hindernisse durch ein kluges und vorsichtiges Benehmen, und zum Besten der gesammten Menschheit fortfahren wird, alle zeitgemäßen Reformen in Kirche und Staat nach und nach einzuführen.

*) Von einem jungen Frankfurter, der die Ehre hatte, in einer Privataudienz am 13. Oct. 1847 dem Papste vorgestellt zu werden.

Kirchliche Rundschau.

(20. Januar.)

In Schweden beantragt Graf von Stedingk allgemeine Religionsfreiheit. In Mühlhausen werden Deutschkatholiken und Juden städtische Aemter übertragen. In Belgien sucht die Geistlichkeit dem Staate die Leitung des Unterrichts zu entziehen. Der Bischof von Sitten nimmt gegen die Walliser Regierung u. a. die Autorität der Kirche über die öffentliche Erziehung in Anspruch. Im Elsaß wird über das Einschleichen der Ordensgeistlichkeit in das Schulwesen geklagt. In Leipzig sind die Zöglinge beider Gelehrtenschulen angewiesen worden, sonntäglich aus den Schulgebäuden zur Kirche zu ziehen. In Magdeburg zählt die freievangelische Gemeinde über 150 dies-

jährige Confirmanden. In Osnabrück hält die Mariengemeinde fortwährend an dem gewählten freisinnigen Candidaten Hirsche fest. In Mainz theilte der deutschkatholische Pfarrer Engelmann neulich das Abendmahl an Mitglieder aller christlichen Confessionen aus. In Rom beginnt das Volk eine Totalreform der Kirche zu fordern, namentlich Aufhebung des sittenverderblichen Cölibats, der Klöster und der vielen überzähligen Festtage! In Sardinien protestiren einige Bischöfe vergeblich für ihr Censurrecht in weltlichen Dingen. In Schwyz beschließt der Verfassungsrath, die Staatsreligion nicht römischkatholische, sondern christkatholische zu nennen, mit 19 gegen 11 Stimmen. Aus Genua haben sich die meisten Jesuiten entfernt, und zwei Drittheile ihrer Zöglinge sind aus ihrem Colleg ausgetreten. In Faenza hat das Volk Gewaltthaten gegen das Jesuitenconvent geübt.

Mannichfaltigkeiten.

Die „N. Zürcher Zeitung" erzählt folgenden Zug großen Muthes und lobenswerther Hingebung, der sich bei einem am 3. d. in der Ortschaft Goldenen stattgehabten Hausbrande zugetragen hat. Nach entstandenem Feuerlärm hatten die Bewohner des sechs Wohnungen haltenden Gebäudes diese verlassen, um wenigstens ihr Leben zu retten. Der Besitzer der vierten Wohnung sieht seinen Bruder (Besitzer der ersten Wohnung, in welcher der Brand seinen Ausbruch nahm), Vater von 8 Kindern, von denen das älteste ungefähr 12 Jahre alt seyn soll, mit seiner Familie vor dem brennenden Hause jammern. Auf die Frage des erstern, ob er auch seine Kinder alle in Sicherheit habe, werden sie gewahr, daß noch ein Knabe mangelt; seine eigene nirgends versicherte Fahrhabe den Flammen überlassend, stellte er eine in der Nähe des Gebäudes befindliche Leiter an das verschlossene Fenster der Kammer, worin der Knabe sich aufhielt, bestieg mittelst derselben (da die übrigen Zugänge bereits vom Feuer ergriffen waren) die Kammer und fand den Knaben stehend und weinend auf einem Bette. Da er beim Hineinsteigen die Leiter umgestoßen hatte, so blieb ihm nichts übrig, als den Knaben in die vorhandenen Bettstücke so gut als möglich einzuhüllen und so auf die Gasse hinunterzuwerfen und dann selbst hinunterzuspringen, auf welche Weise dann beider Leben gerettet war.

Meyerbeer hat dem Theater an der Wien schriftlich die Einwilligung gegeben, daß seine Oper „Wielka", die er vor einem Jahre nur für die Darstellung der Dem. Lind überlassen, nun auch mit Mad. Lutzer gegeben werden könne, aber nur mit Mad. Lutzer. Sodann hat er bedungen, daß dieselben Kräfte im Orchester benützt werden müssen, wie damals unter seiner Leitung, und natürlich auch Staudigl seine Partie wieder singe, wie damals. (W. Thz.)

Als am Schlusse einer Rede, die Baron von Seld am 10. Juni v. J. in Königsberg hielt, das Publikum in lauten Bravoruf ausbrach, erwiederte der Redner: „O, rufen Sie mir kein Bravo, ich rede nicht, um Bravo's zu ärnten! Machen Sie meine Rede recht schlecht, aber geben Sie mir Ihr Herz, Ihre Hand, dann rufe ich Ihnen ein Bravo zu!" In derselben Rede sagt von Seld: „Einst kam ich in Berlin in eine Kellerwohnung Auf einem elenden Strohlager lag eine alte Frau, in deren starren gedehnten Zügen der nahe Todeskampf sichtbar war. Dicht neben ihr lag ihre Tochter besinnungslos im hitzigen Fieber. Einen Schritt weiter saßen drei junge Leute, wovon zwei die Söhne der Frau waren, sie tranken Branntwein und spielten Karten. Mich durchrieselte ein eigener Schauer. Ich trat an die Leute heran und suchte sie zu überreden, einen Arzt zu holen; doch kein Zureden half. Da machte ich mich selbst auf; erst nach zwei Stunden gelang es mir, einen zu finden. Als ich kam, war die Frau schon todt, die Söhne saßen noch um den Tisch, sie spielten Karten und tranken Branntwein. Da erfaßte mich ein namenloser Grimm, ein unaussprechliches Entsetzen. Ich packte den Einen am Arm, schüttelte ihn und rief: „Mensch, deine Mutter ist todt, deine Schwester stirbt und du kannst hier saufen und spielen?" — Er antwortete nicht, aber der Andere sagte lachend: „Na, da kannst du singen: Molt' ist todt; Rieke liegt im Sterben" — — Lachte da Jemand? — — O, lachen Sie nicht; Sie haben auch eine Mutter gehabt; lachen Sie nicht!" (K. Z.)

Einer der frechsten Anfälle ist am 27. Dec. v. J. zu Berlin Abends zwischen 5 und 6 Uhr, in der Königsstraße, gegen eine achtbare Frau verübt worden. Ein Mann umhüllte sie nämlich urplötzlich mit einem großen Mantel, drückte ihr mit der Hand die Kehle zu, so daß die Frau keinen Laut hervorbringen konnte. Während der Räuber mit der einen Hand diese Gewaltthat verübte, tastete er mit der andern wahrscheinlich nach einer Uhr oder Börse, und als er sich hierin getäuscht sah, wollte er der Frau die Muffe entreißen. Als ihm auch das mißlang, entwischte er. Bevor die Mißhandelte die Sprache wieder erlangt hatte, war der Räuber unter der Menge verschwunden. Wenn man bedenkt, daß das Verbrechen unter den Augen von Hunderten hin- und hergehenden Personen verübt wurde, so muß man die That eine beispiellose nennen. Um die Vorübergehenden hinsichts seiner verbrecherischen Absicht zu täuschen, hatte der Räuber, als er die Frau umschlang, die Worte ausgestoßen: „Ah, treffe ich dich hier, mein Kind?" gleichsam als ob er sich mit einer Bekannten einen Scherz erlaube. (K. Z.)

(Paris. — Allg. Theaterz.) Nun ist Roger bei der großen Oper engagirt. Meyerbeer hat dies veranlaßt. Schon am 1. Sept. tritt er in sein neues Engagement. Er tritt zuerst in der Hauptpartie des „Propheten" auf. Er erhält für neun Monate 60,000 Franken Gage, ein Spielhonorar von 200 Franken und zwei garantirte Benefice, jedes zu 6000 Franken. Er kann daher nach dem österreichischen Gelde, in Zwanzigern berechnet, sehr leicht auf 36,000 fl. kommen. Das ist nicht zu verachten.

Literatur.

Deutschland's Dichterinnen. In chronologischer Folge herausgegeben von Abraham Voß. Düsseldorf, Verlag von Julius Buddeus. 1848. XVI. und 522 S. 8.

Der würdige Herausgeber dieser verdienstvollen Sammlung, Hr. Professor Voß in Kreuznach, erlebte noch das Erscheinen seines Werks; aber wenige Tage darauf ward er der Erde entrückt, zum innigsten Bedauern Aller, die ihn kannten, der an Herz und Geist, an kenntnißreicher Wirksamkeit in seinem Berufe, an Sinn und Gefühl für alles Edle, Schöne und Gute, so wie durch festes Wandeln auf der Bahn reiner Religiosität und wahrer Aufklärung, so warm und treu den Grundsätzen seines trefflichen Vaters, des großen Dichters und Gelehrten, entsprach. Schon früher, sowohl durch Herausgabe schätzbarer Nachlässe des Letztern, als durch manche eigene geist- und gemüthvolle Production im Felde der schönen Literatur rühmlich bekannt, konnte er dem gebildeten Publikum und namentlich der edlen Frauenwelt kein angenehmeres Geschenk hinterlassen, als das gegenwärtige, wo er mit Genauigkeit und Sachkenntniß und mit zartem Sinn und Geschmack unter den mannichfachen Blumen, welche Deutschland's Dichterinnen auf dem Altare der Musen gespendet, eine Auswahl getroffen und das Ganze in chronologischer Ordnung dargelegt hat. Der Zeitraum, welchen diese Sammlung umfaßt, beginnt von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und geht bis in die neueste Zeit. Die aufgenommenen Gedichte sind meist lyrischer Art und theils der Religion, theils der Liebe und Freundschaft, den Schönheiten der Natur und mancherlei Betrachtungen des Lebens geweiht. Ist auch ihr poetischer Werth ungleich, so findet sich doch keins darunter, das seiner Stelle nicht würdig sey.

über die Namen der vorzugsweise gefeierten Sängerinnen unseres Vaterlandes, unter welchen auch manche von fürstlichem Geschlechte sind, hier aufzuzählen, erlaubt uns der Raum nicht. Jeder Freund und jede Freundin des deutschen Musenhains kennt, schätzt und verehrt Das, was sie mit lieblicher Phantasie, zartem, reinsittlichem Gefühl und schöner Begeisterung in jedes dafür empfängliche Herz gesungen und wovon hier das Beste und Vollendetste mitgetheilt ist. — Die Zahl aller in dieser Anthologie erwähnten Dichterinnen beträgt 158 und 14 anonyme, von welchen nur Beispiele angeführt werden konnten. Fast allen ist eine literar-historische Notiz beigefügt, welche Namen, Stand, Geburts- und — wenn sie nicht mehr auf Erden lebt — Sterbejahr der Verfasserin enthält, so wie die Angabe der Schriften, die jede geliefert hat. Zudem ist das Buch mit einem zweckdienlichen Vorworte, einem Inhalts- und alphabetischen Namensverzeichnisse begleitet. Die Ausstattung ist einfach und geschmackvoll, Papier und Druck, aus der Offizin von Hrn. Hermann Voß in Düsseldorf, dem Sohne des Herausgebers, fein und gefällig. Möge denn — was nicht zu bezweifeln ist — dieser herrliche Blüthenkranz, der, bei dem wieder so schön erwachten Sinne für Poesie, einen schon lange gehegten Wunsch erfüllt, in jedem ästhetisch-gebildeten Kreise eine recht willkommene Gabe seyn! Karl Geib.

Korrespondenz.

München, 17. Jan.

Die Mad. Stöckl-Heinefetter beendigte gestern als Recha in Halevy's „Jüdin" ihr interessantes Gastspiel. — Ein vorgestern im „Bayerischen Hof" stattgehabtes Studenten-Bankett, das eine vielgenannte Dame veranstaltet hatte, macht hier gegenwärtig viel von sich reden. Wir leben bekanntlich jetzt in der Fastenzeit.

Aus der bayer. Pfalz, 16. Jan.

Die Gebirgsstraße zwischen Straßburg und Mainz, eine zweite Bergstraße, ist leider an einer kleinen Strecke, nämlich zwischen Dürkheim und Grünstadt, bisher unvollendet geblieben, wodurch die beiden letztgenannten Städte fast aller Communication entbehren und der Transport des Weines aus den bedeutenden Weirorten Ungstein, Kallstadt und Herxheim äußerst erschwert ist. Im letzten Protocoll des Landrathes der Pfalz lesen wir über diese unvollendete Straßenstrecke folgende bemerkenswerthe Stelle: „Der vorstehende Straßenbauetat enthält für den Fortbau der Staatsstraße von Dürkheim nach Grünstadt 20,000 fl. Da diese Straße die bevölkertsten und regsamsten Theile der Pfalz durchzieht, den Verkehr dieser Gegend mit der hessendarmstädtischen Rheinprovinz zu vermitteln bestimmt ist und der erzend gelegenen, eben mit umfangreichen und vielversprechenden Anstalten zur Gründung eines Heilbades beschäftigten Stadt Dürkheim neue Mittel der Belebung und Wohlfahrt zuzuführen verspricht, so muß der Landrath lebhaft wünschen, daß die in dem Etat eingestellten 20,000 fl. noch in diesem Jahre zur Verwendung kommen und überhaupt für die baldigste Vollendung dieser Straße jede mögliche Fürsorge eintreten möge." — Laut Privatnachrichten haben Se. Maj. unser geliebter König nunmehr den Ausbau dieser Straße befohlen und zwar in der Richtung über Kallstadt. Die Bewohner der betreffenden Gemeinden, namentlich jene von Kallstadt, die bisher über die einzuschlagende Richtung noch in Zweifel waren, hat diese Nachricht auf's angenehmste erregt, und ihrem tiefgefühlten Danke für diesen neuen Beweis der väterlichen Fürsorge ihres erhabenen Königs fügen sie den Wunsch bei, genannter Straßenbau möchte recht bald in Angriff genommen werden, da außer der Dringlichkeit der Sache ein weiteres Motiv hier zu Grunde liegt, nämlich Beschäftigung der ärmeren Klasse in einer Zeit, in welcher die Verdienste bei Privaten nur sehr spärlich ausfallen.

Konzert des Hrn. Aguilar.

Wenn schon der vorige Winter uns der Konzerte von Virtuosen und namentlich von auswärtigen nur wenig brachte, so haben sie sich im diesjährigen noch vermindert, und außer Fr. Prume, welcher im Theater spielte, hörten wir keinen fremden, hier sein Glück versuchenden Tonkünstler. Die Ursachen dieser Verminderung der Konzerte sind leicht aufzufinden. Im Allgemeinen wird selbst von den Reicheren mit dem Gelde zurückgehalten, wie viel mehr noch von den mittleren Ständen! Die Zeiten sind nicht glänzend und das Ueberflüssige kommt erst nach dem Nothwendigen. Ferner ziehen die sich stets vermehrenden Gesang-, Musik- und sonstigen Vereine von den Konzerten ab, und man ist immer weniger in Verlegenheit, wie man seine Abende ausfüllen möge. Endlich aber, und dies ist der wichtigste Grund, hat das moderne Virtuosenthum sich überlebt und seinen Reiz verloren; denn wir haben Alles, was auf diesem Gebiete geleistet werden konnte, bis zur Uebersättigung gehört und wenn Apollo selber mit seiner Leier herniederstiege, wenn Orpheus und Amphion selbst kämen, sie würden uns nicht mehr überraschen, nicht mehr zur Bewunderung zwingen. Nur in dem Falle kann ein Konzertgeber noch einiges Resultat erzielen, wenn sein Talent durch locale und freundschaftliche Beziehungen unterstützt wird und wenn solche Beziehungen seiner Subscriptionsliste den nöthigen Vorschub leisten. So gaben die Herren Eliason und Posch zahlreich besuchte Konzerte, so fanden die Soiréen der Herren Rosenhain und Wolff, und diese besonders noch wegen ihrer gediegenen Kunstrichtung, Anerkennung, und so auch das am 19. d. M. stattgehabte Konzert des Hrn. Aguilar. Hr. A. ist durch einen vieljährigen Aufenthalt in Frankfurt a. M. einer der Unsrigen geworden und hat seinem Namen guten Klang zu verschaffen gewußt. Das Konzert wurde mit Mendelssohn's zweitem Trio für Pianoforte, Violine und Cello, vorgetragen von den Herren Aguilar, Eliason und Bockmühl, eröffnet, einer ausgezeichneten Composition des frühverklärten Meisters, die reich an Schönheiten ist und besonders durch ihr herrliches und geniales Finale jeden Freund des Schönen entzückt; sie wurde trefflich executirt. Vom Konzertgeber hörten wir zwei seiner eignen Compositionen für Pianoforte, durch deren meisterhaften Vortrag er die Kraft und Bravour seines in technischer Beziehung den strengsten Anforderungen genügenden Spieles, so wie auch seine gediegene Auffassung bekundete. Die Compositionen erinnerten durch die Gründlichkeit und Correctheit des Satzes an Schnyder von Wartensee's rühmlich bekannte theoretische Grundlage und bewiesen zugleich die productive Selbstständigkeit, so wie die ernste Kunstrichtung des Hrn. Aguilar. Besonders ansprechend war die sehr schön durchgeführte Phantasie über ein Thema aus der Regimentstochter. Hr. Aguilar's Spiel und Compositionen fanden den lebhaftesten Beifall des zahlreich versammelten Auditoriums. Außer den anziehenden Gesangvorträgen der Fräul. Oswald und des Hrn. A. André brachte Hr. Eliason Variationen für die Violine, eigene Composition, die ihm Gelegenheit gaben, sein brillantes und ausdrucksvolles Spiel in vollem Maße geltend zu machen. Dieser Virtuose wird, so oft wir ihn auch hören, immer gerne vernommen, da er die Mitempfindung der Hörer anzuregen und das poetische Element seines Instrumentes vorwalten zu lassen versteht. Auch ihm wurde reichlicher Beifall. So war das Konzert des Hrn. Aguilar ein recht genußreiches, für dessen Veranstaltung wir ihm den verdienten Dank auszusprechen nicht unterlassen dürfen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Zweite kann nie ohn' die Erste gedeih'n;
Das Ganze führt uns in Familien ein.

Er. Sch.

Auflösung der Charade in Nro. 21.

Staubfäden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Jan. „Prinz Eugen, der edle Ritter," Oper in 3 Abth., von Gustav Schmidt.

Sonntag, 23. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 24. Jan. Gastrollen der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor. Tanzdivertissement von National- und Character-Tänzen in 2 Abth. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 24. Montag, den 24. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Die einzige Person, welche über die Verhältnisse näher unterrichtet zu seyn schien, war ein würdiger Geistlicher aus einem benachbarten Orte, der gleichfalls vor kurzem aus der Verbannung zurückgekehrt war und mit Abbé Düval früher in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte. Abbé von Savigny, dies war sein Name, kam jeden Tag nach Saint-Clair, um sich von dem guten Fortgange der Arbeiten zu überzeugen, und dieser Umstand war es besonders, der den Pächter auf den Gedanken brachte, der Pfarrer von Saint-Clair möchte dem Unternehmen wenigstens nicht fremd seyn.

Schon war die feierliche Einweihung der Kirche, durch einen Anschlag an der Hauptthüre, auf das bevorstehende Frohnleichnamsfest festgesetzt worden, und noch immer hatte Abbé Düval kein Wort von sich hören lassen; ja, selbst der Tag vor dem Fest brach an, ohne daß irgend Etwas über seine Rückkehr verlautet hätte. Das Ausbleiben des Pfarrers mußte um so größeres Aufsehen machen, als es in eine Zeit fiel, in welcher so manches wichtige Geschäft seiner wartete. Zwar wußte Abbé von Savigny den Abwesenden in jeder Beziehung würdig zu vertreten, und hatte auf die Ausschmückung der Kirche alle mögliche Sorgfalt gewendet; aber das Alles konnte die Stimmen, die sich tadelnd über das sonderbare Benehmen des Ortsgeistlichen aussprachen, nicht zum Schweigen bringen.

Am Vorabende des Festes versammelten sich die Bewohner des Dorfes auf dem Platze vor der Kirche und staunten das in so kurzer Zeit vollendete Werk an. Während außen die Arbeiter damit beschäftigt waren, die Gerüste abzubrechen und den Schutt bei Seite zu schaffen, erschollen von innen die Hammerschläge der Tapezierer, die noch die letzte Hand an die Ausstattung zu dem bevorstehenden Feste legten. Schon der Anblick der vielen auswärtigen Arbeiter gewährte den guten Landleuten reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung; denn in dem entlegenen Dörfchen ließ sich, ohne besondere Veranlassung, selten ein fremdes Gesicht sehen.

Unter den Neugierigen, die sich um die restaurirte Kirche und das noch unvollendete Pfarrhaus drängten, befanden sich auch Denis und Fleuriot. Um Jeden von ihnen hatte sich ein größerer Kreis gebildet, und man sah deutlich, daß sie gewissermaßen noch immer als die Häupter der beiden vorzüglichsten politischen Parteien betrachtet wurden, die sich übrigens an diesem Abende mehr gleichgültig als feindlich gesinnt gegen einander zeigten. Der Schulmeister, der in Folge seines Fußübels noch immer eines Stockes zur Stütze bedurfte, sprach mit weniger Anmaßung als gewöhnlich; der Pächter hatte die Hände auf den Rücken gelegt und war ruhig und natürlich, wie immer. Beide sprachen nur mit halblauter Stimme und drückten ihre Ansichten in so gemäßigten Worten aus, daß der Gegner, selbst wenn er sie vernommen hätte, nicht dadurch beleidigt worden wäre. Kurz, Fleuriot und Denis schienen eine gewisse Schonung gegen einander zu beobachten, gleich zwei rüstigen Kämpfern, die ihre Kraft gegenseitig erprobt haben und den ungewissen Ausgang eines erneuten Kampfes fürchten.

Der Zufall, vielleicht auch eine geheime Absicht, führte sie ein Mal so nahe zusammen, daß es unmöglich war, einander zu umgehen, ohne dadurch zugleich eine feindliche Gesinnung auszusprechen. Sie maßen sich gegenseitig einen Moment mit den Blicken; dann legten sie fast gleichzeitig die Hand an den Hut.

Die beiden Parteihäupter schienen bei diesem ersten Schritte der Annäherung, der schon das Erstaunen aller Umstehenden erregt hatte, nicht stehen bleiben zu wollen. Denis erkünstelte eine Freundlichkeit, die man an ihm nicht gewohnt war; Fleuriot lächelte verlegen. Beide wünschten augenscheinlich ein Gespräch anzuknüpfen und konnten die Einleitung dazu nicht finden. Der Schulmeister faßte sich zuerst.

„In der That, Herr Fleuriot, ein gelungenes Werk!“ begann er, indem er mit der Hand auf die Hauptseite des Gebäudes deutete. „Obgleich man noch nicht weiß, aus welchen Mitteln die Ausgaben zu dem Baue aufgebracht werden sollen, muß man doch zugeben, daß das Geld nicht übel angewandt worden ist. Nun, die guten Leute haben jetzt doch wieder eine Kirche, in der sie ihre Andacht verrichten können.“

„Ich hoffe Sie damit einverstanden, Herr Denis,“ erwiederte der Pächter höflich. „In einem Lande, wo Freiheit herrscht, muß doch auch Jedem die freie Ausübung seines Glaubens zustehen. Sie, als Gelehrter, werden mir darin gewiß beistimmen.“

„Dagegen läßt sich Nichts einwenden, Nachbar Fleuriot; auch muß ich sagen, daß Sie Ihre Ansicht in sehr richtiger Form gegeben haben, wie es von Ihnen nicht anders zu erwarten stand. Wenn Sie auch kein Gelehrter sind, so kann Ihnen doch Niemand ein scharfsinniges Urtheil absprechen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre gute Meinung von mir.“

Beide schwiegen einen Augenblick, als ob Jeder sich fürchte, zu weit zu gehen; dennoch war es nicht ihre Absicht, bei diesen gewöhnlichen Höflichkeitsformeln stehen zu bleiben.

„Wir haben uns fürwahr seit langer Zeit nicht gesehen, Nachbar Denis,“ begann endlich der Pächter, und schlug die Augen nieder. „Ich hoffe, die früheren Mißhelligkeiten werden uns nicht zu unversöhnlichen Feinden gemacht haben.“

„Es sollte mir leid thun, wenn es so wäre,“ entgegnete der Schulmeister verlegen; „allerdings fürchte ich, Ihnen Veranlassung gegeben zu haben, mir zu zürnen.“

„Bedarf nicht ein Jeder der Nachsicht des Andern? Auch ich habe Sie vielleicht beleidigt, ohne es zu wollen ....“

Diese schnelle Annäherung war nicht natürlich, und die Umstehenden von beiden Parteien schlossen sehr richtig, daß ihre Chefs Ursache haben müßten, sich gegenseitig zu fürchten. Der Schulmeister schnitt ihnen jedoch die Gelegenheit ab, noch ferner Zeugen dieser Unterhaltung zu seyn.

„Ich bin hoch erfreut, Sie in dieser glücklichen Stimmung zu treffen," sagte er. „Schon längst war es mein Wunsch, Sie in einer besondern Angelegenheit zu sprechen."

„Herr Denis, ich stehe ganz zu Ihren Diensten. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

„Ich mache von Ihrer Güte Gebrauch . . . . Freunde, ich bitte um Entschuldigung; aber ich habe mit Meister Fleuriot Etwas allein zu besprechen."

Arm in Arm, als wären sie die besten Freunde, entfernten sich die beiden Männer, die sich noch vor kurzem ewige Feindschaft geschworen hatten, und lenkten ihre Schritte der einsamsten Gegend des Platzes zu. Dieser Auftritt erregte unter der versammelten Menge das größte Aufsehen; Niemand aber wagte, den beiden Parteihäuptern auch nur von ferne zu folgen.

„Peter," begann der Schulmeister vertraulich, als sie allein waren, „ich bin Euch für das rücksichtsvolle Benehmen, das Ihr gegen mich beobachtet habt, Dank schuldig. Ich sehe ein, daß es mir großen Nachtheil gebracht haben würde, wenn Ihr die Vorfälle jenes Abends auf eine lieblose Weise veröffentlichet und mich dadurch in ein zweideutiges Licht gestellt hättet. Ihr wisset, wie bösartig und mißtrauisch die Leute im Dorfe sind! Man würde bezweifeln, daß ich jemals im Interesse der Gemeinde gehandelt hätte; man würde mir vorwerfen, ich hätte den Kirchenschatz veruntreuen wollen, und derartige Verläumdungen könnten mir allerdings einen Theil meiner Schüler entzogen und mich in's Unglück gebracht haben. Von dem Allen bin ich durch Euer rücksichtsvolles Schweigen verschont geblieben, und nur mein Sohn hat bei dieser Gelegenheit eine sehr zweideutige Rolle gespielt."

„Die Aussicht auf den Besitz eines solchen Schatzes kann uns schwache Menschen nur zu leicht verblenden, und ich muß Euch in sofern entschuldigen, wenn Ihr die Versuchung nicht kräftig genug bekämpftet."

„Es wäre allerdings ein großer Glücksfall gewesen, wenn ich meine Absichten erreicht hätte; gewiß, ein großes Glück für die Armuth. Doch, wie Dem auch sey, jedenfalls weiß ich die zarte Schonung zu schätzen, die Ihr bei dieser Gelegenheit bewiesen habt; denn auch von meiner lächerlichen Furcht vor dem Gewitter habet Ihr nicht gesprochen. Es ist wahr, Hannibal, Cäsar, Alexander und noch viele andere große Männer sind derselben Schwäche unterworfen gewesen; aber was würde mir das dem dummen Bauervolk gegenüber genützt haben? Die Tölpel hätten doch ihre plumpen Späße darüber gemacht und dadurch meinem Ansehen geschadet. Also noch ein Mal meinen Dank dafür, daß . . ."

„Ich mache keinen Anspruch auf Dank," unterbrach ihn der Pächter; „nur so viel bitte ich Euch, daß Ihr, wenn ja der umgekehrte Fall eintreten sollte, gegen Andere eben so nachsichtig seyd, als man es hier gegen Euch gewesen ist. Glaubet mir, Denis, wir sind alle Sünder und bedürfen Einer der Verzeihung und der schonenden Zurechtweisung des Andern."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Politik und des Kriegs.

Krieg ist nach der Staatspolitik ein nothwendiges Uebel, das man leiden muß, um größere Uebel zu verhüten. So lange die Menschen nicht nach einerlei Grundsätzen geleitet werden, so lange man das wahre Interesse des Staats seiner Leidenschaft aufopfert, wird ein immerwährender Frieden unter den verschiedenen Nationen des Erdbodens ein nie zu befriedigender Wunsch seyn. Die größten Weltweisen, die größten Staatsmänner haben mannichfaltige Theorien aufgestellt, wie Ruhe und Eintracht unter den Völkern bewirkt werden könnte. Noch bis jetzt konnte kein einziger ihrer Gedanken realisirt werden. — Ein goldenes Zeitalter, wo die Menschen nie nach regellosen Leidenschaften handelten, wo die reinsten Empfindungen der Freundschaft, des Wohlwollens sich aus einer Seele in die andere ergießen und Thaten erzeugen, die eben so untadelhaft als ihre Quellen sind, eine solche Welt schuf nur allein die Dichterphantasie und wird auch nie ihr Daseyn erhalten. Eine gesetzgebende Macht soll der Gottheit ähnlich seyn, sie soll nie selbstsüchtig zu Werke gehen, sie soll alle Räder der Staatsmaschine in Bewegung setzen, um Ordnung und Uebereinstimmung des Ganzen zu bewirken, um ihr Volk zu dem Grade von Vollkommenheit zu erheben, welche es zu erreichen fähig ist. Aber wie oft ist nicht das wahre Wohl des Vaterlandes, nach dem Beispiele so vieler Jahrhunderte, ein leeres Spiel der Einbildung? Was ist es nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge anders, als sich dem Privatvortheil einiger Wenigen aufzuopfern, ihren Leidenschaften dienstbar zu seyn? — Welcher Fürst hat seiner ganzen Regierung hindurch dem Grundsatze gemäß gelebt: der Staat hat keine Verwandte, oder Egoismus war nicht die Triebfeder seiner Unternehmungen? — Frankreich erhielt einst nach Abschaffung der Königswürde eine neue politische Schöpfung. Seine Bewohner, von Enthusiasmus beseelt, erkämpften sie nach unzähligen blutigen Auftritten. Bezaubernde Bilder der Zukunft reizten seine Kräfte zur heftigsten Spannung. Aber war es nicht in Händen von Tyrannen, deren einziger Zweck ihre irdische Größe war? War wohl Frankreich nach beendigtem Kriege glücklicher, nachdem seine Staatskassen erschöpft, sein Handel vernichtet war und Millionen seiner Bürger im äußersten Elende schmachteten? — —

Die weisesten Vorschläge, unter den Staaten Friede und Ruhe zu erhalten, sind nur auf eine kurze Zeit anwendbar. Unvorhergesehene Umstände geben oft den Handlungen der Menschen eine ganz andere Richtung. Was war das System des Gleichgewichts anders als ein gebrechliches Kunstwerk, das, weil es keinen Aufseher hatte, wieder von selbst zerfiel? Kennt man den Fürstenbund, das letzte Ehrendenkmal Friedrichs des Einzigen, nicht kaum seinem Namen nach? Und wer möchte das Fortbestehen des jetzigen Bundes der Deutschen vorauserkennen?! Ein Friedensvertrag ist, um jenem Witzling nachzusprechen, eine Uebereinkunft mehrerer Mächte, die man willkürlich aufheben kann, sobald sich Gelegenheit darbietet. Unläugbar ist es, daß, wenn die gesammten Staaten der Welt nicht ein Ganzes ausmachen, in welchem nur eine allen Menschen anpassende Regierungsform herrscht, wenn die ganze Menschenmasse nicht nach den strengsten Regeln der Vernunft handelt, jede Leidenschaft in den Schranken der Mäßigung hält, wenn nicht Parteigeist, unbegränzter Ehrgeiz und Herrschsucht auf immer von der Erde verbannt wird, kann der Janustempel nie für die Welt geschlossen werden; Ströme von Blut fließen, so lange die Menschen in ihren Gesinnungen und Meinungen von einander verschieden sind. Krieg hängt von Zufällen ab; keiner Verfeinerung der Sitten hat es bisher geglückt, ihn zu verhindern. Nur ist es Sache der Menschheit, ihn so wenig als möglich lästig zu machen. Nur ein geringer Theil der Volksklasse, welcher die Zügel der Regierung führt, verschuldet ihn. Tausende von Bürger suchen in dem Schooße des Friedens ihr einziges Glück. Ergreifen sie die Waffen, so fordert es ihre eigene Erhaltung, oder sie thun es aus Zwang, den eine gebietende Gewalt über sie verhängt. Wie ungerecht ist es nicht schon um deßwillen, weil sie den Namen Feinde führen, ihre ganze bürgerliche Verfassung umzustoßen, sie aller ihrer Hülfsquellen zu berauben? — Es ist auch für einen kriegführenden Theil äußerst unpolitisch, wenn seine Bemühungen auf die Vernichtung seines

Mitbürgers abzwecken. Was erhebt ein Land zu einer hohen Stufe von Vollkommenheit, als wenn andere Staaten ebenfalls blühend sind? Würde das russische Reich nicht größere Fortschritte gemacht haben, wenn es weniger mit barbarischen Ländern umgeben wäre? So viel man in neueren Zeiten von Toleranz und Menschenliebe sprechen mag, so sehr man sich bemüht, mehr Moralität durch eine bessere Einrichtung des Schul- und Erziehungswesens zu bewirken, so möchte doch nur selten in einem vorkommenden Kriege die Sprache hörbar seyn: Krieg den Soldaten und Frieden den stillen Wohnungen des Landmannes und Bürgers!

Der Verfasser des Faustins würde in keinem Zeitraum mehr Gelegenheit gefunden haben, ein größeres Feld von Beobachtungen zu bearbeiten, als in dem letzten französischen Kriege. Wer kennt nicht die unerhörten Gräuel, welche die im Kampfe begriffenen Armeen während jenes Krieges verübten? Die Schandthaten eines Herzogs von Alba, eines Tilly, eines Louvois haben nie einen solchen Abscheu erregt als die Unternehmungen so vieler französischer Feldherren in diesen Tagen. Große Distrikte der beiden Rheinufer stellten ein schaudererregendes Gemälde von Verwüstungen auf. Nichts war so heilig, das man nicht antastete. Ein fränkischer Cannibale berichtete einst in einer Zuschrift an seinen Nationalconvent, daß er den Einwohnern in jenen Gegenden nichts übrig gelassen hätte als ihre Augen, um ihr Schicksal beweinen zu können. — In keinem Religionskriege, in welchem die Menschen aus Fanatismus gegen einander wütheten, findet man so viele Beweise, wie tief die Menschheit sinken kann. Traurig ist es für den Bürger, der nie den Hang nach Krieg in seinem Herzen nährte, wenn sich zügellose Krieger gewaltsam sein Vermögen anmaßen, das er sich durch mühsame Arbeiten erwarb und worauf er nur allein Anspruch machen kann; wenn er die Denkmäler der Kunst, der Kultur in ihren Trümmern erblickt, die oft die Anstrengung von Kräften mehrerer Jahrhunderte hindurch erforderten; wenn Barbarei, Sittenlosigkeit einreißt, wenn kaum mehrere Menschenalter hinreichen, sich aus der Dürftigkeit, aus dem Elende empor zu arbeiten. Krieg ist immer die schrecklichste Erscheinung auf dem Schauplatze der Welt. Freilich betrachtet ihn mancher Seher zukünftiger Zeiten von einer anderen Seite. Er schafft sich ein Ideal, das, wenn es in Wirklichkeit überginge, denselben weniger furchtbar machen würde. Er soll einer weichlichen und entnervten Nation, die durch ihn in Thätigkeit gesetzt wird, wieder Geschmack an großen Thaten einflößen; ihr gestärkter Geist würde aufs neue Künste und Wissenschaften empor bringen, ohne die das Menschengeschlecht kein dauerndes Glück genießen kann. Sie würde mit fremden Nationen vermischt, die ihren Charakter veränderten und die Massen ihrer Kenntnisse und Erfahrungen unendlich vermehrten. Solche Urtheile und Resultate sind viel zu einseitig. Man muß den Krieg eher unter die unvermeidlichen Uebel der Welt rechnen, deren eigentliche Bestimmung es nicht ist, unter den Erdbewohnern heilsame Veränderungen hervorzubringen.

Laubach. W.

Mannichfaltigkeiten.

(**Zur Statistik der deutschen Feuer-Versicherungen.**) Es bestehen zur Zeit in Deutschland (ohne Oesterreich) 38 Versicherungs-Gesellschaften, wovon 15 auf Aktien, 23 auf Gegenseitigkeit gegründet sind, und bei welchen Ende 1846 ein Werth von fl. 3,490,000,000 in runder Summe versichert war. Diese Summe vertheilt sich wie folgt: A. Aktien-Gesellschaften: Aachen und München 911 Mill., kölnische 431 Mill., Elberfelder 262 Mill., Frankfurter 168 Mill., bayrische 155 Millionen, Leipziger 151 Mill., Königsberger 104 Mill., Magdeburger 58 Mill., die 7 übrigen zusammen 147 Mill. Thut zusammen 2387 Millionen. B. Gegens. Gesellschaften: Gothaer 556 Mill., Würtemberger 107 Mill., Schwedter 75 Mill., Neubrandenburger 12 Mill., Bremer 44 Mill., Lübecker 38 Mill., Marienwerder 37 Mill., Altonaer 32 Mill., die 15 übrigen zus. 152 Mill. Macht zusammen 1103 Mill. Ende 1843 betrug der versicherte Werth 2526 Mill. und hat sonach in drei Jahren um 964 Mill. oder um 38% zugenommen. Die Zunahme betrug bei den Actien-Gesellschaften 860 Mill. oder 56%, bei den gegenseitigen 104 Mill. oder 10,5%.

(**Berlin**, 20. Jan. — Berl. Z.) Gestern hat auf unserer Stadtvoigtei ein 17jähriges Mädchen eine 24stündige Gefängnißstrafe abgebüßt, zu welcher sie vom hiesigen Polizeigericht wegen verbotwidrigen Tabakrauchens auf der Straße verurtheilt worden war. Die Emancipation des weiblichen Geschlechts scheint also auch bei uns mit Riesenschritten fortzuschreiten. Unsere öffentlichen Schlittschuhbahnen werden jetzt fast eben so häufig von Damen als von Herren frequentirt.

(**Oldenburg**, 13. Jan. — Brem. Z.) Gestern wurde hier das dritte **Pestalozzifest** in einfacher, aber ansprechender Weise gefeiert. Es hatten sich dazu eine mäßige Anzahl Herren und Damen im Kasino versammelt, wo erst über die Angelegenheit der Pestalozzistiftung gesprochen und sodann mit einem Mahle die Feier beschlossen wurde. Jene, die Stiftung, will unbemittelten jungen Leuten, die sich dem Lehrstande widmen möchten, aus eigenen Mitteln aber nicht bis zur Aufnahme ins Seminar sich unterhalten können, unter die Arme greifen. Dabei ist es das vorzügliche Augenmerk des Vereins, daß die zur Unterstützung Kommenden tüchtige Köpfe seyen, damit aus seinen Bestrebungen dem Lehrstande ein wirklicher Gewinn erwachse.

Seltsamer Weise sind in Betreff der Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern gerade die Leute, welche **keine** Deutsche seyn wollen, am deutschesten, nämlich die **Schweizer**. Nicht nur, daß man dort Auszug statt Kontingent, Landjäger statt Gensd'armen hat, daß die Gerichtssprache auf eine Weise von fremden Ausdrücken gereinigt ist, welche dem Volke die Bekanntmachungen der Behörden wirklich verständlich macht, — es sind auch die in Deutschland fast verschollenen deutschen Monatsnamen, wie Hornung, Brachmonat, Heumonat, Weinmonat, Erntemonat in der amtlichen Sprache noch geltend. Hätten wir in Deutschland etwas Aehnliches wie den Sonderbund, so wäre gewiß eine Spezial- oder Separatallianz daraus geworden. Außer unterjochten Völkern, wo der herrschende Theil eine andere Sprache spricht als der beherrschte, gibt es kein anderes Beispiel, daß eine Nation sogar in Betreff der Sprache so nachgiebig und sclavisch gegen alles Fremde wäre, wie die deutsche. (St. Beob.)

(**Ein Felsensturz.**) In Goncelin, im Isere-Departement, waren vor einigen Tagen eine Menge Arbeiter beschäftigt, an einem Felsen Bausteine zu brechen. Der Unternehmer bemerkte, daß der Felsen zusammenzustürzen drohe, und eilte, die Arbeiter von der Gefahr zu benachrichtigen. Letztere konnten sich jedoch nicht rasch genug entfernen, sieben derselben wurden verschüttet, durch deren Tod dreiunddreißig unmündige Kinder brodlos wurden. (Allg. Theaterz.)

Therese (Frau von Bacharacht) und Fanny Lewald haben sich neulich bei ihrer Zusammenkunft in Hamburg verabredet, einen Roman gemeinschaftlich zu schreiben. Der Stoff soll der neuesten Geschichte in Griechenland entlehnt werden. (W. Thz.)

Korrespondenz.

Gießen, 19. Jan.

Die heutige Nummer Ihres Blattes enthält von Gießen aus eine in vielfacher Beziehung erbauliche, geharnischte Korrespondenz, worin irgend Jemand, dessen Motive wir wohl hier nicht zu beurtheilen brauchen, sich berufen fühlt, zur Ehrenrettung des hiesigen Provinzial-Commissärs in die Schranken zu treten und zu diesem Zwecke insbesondere mit großem Wortaufwande einen gegen diesen Beamten kürzlich in der „Deutschen Ztg.“ erschienenen Angriff zu entkräften sucht. Der Einsender Dieses findet sich nicht veranlaßt, die etwaige Begründung des an dem besagten Orte dem besagten Provinzial-Commissär gemachten Vorwurfs der „Polizei-Willkür ꝛc.“ hier zu untersuchen. Seine Absicht ist es hier nur, eine, wenn auch in vorsichtigen Andeutungen verhüllte Vermuthung des Hrn. Korrespondenten zurückzuweisen. Derselbe gibt nämlich nicht undeutlich zu verstehen, daß der betreffende Korrespondent der „Deutschen Ztg.“ wahrscheinlich „ein gewisser studiosus juris“ sey, und indem er kurz vorher parenthetisch bemerkt, daß die in der „Deutschen Ztg.“ angezogenen Klagen anderer öffentlicher Blätter über die exemte Stellung der Kreisräthe „wahrscheinlich von demselben Verfasser“ herrührten, deutet er unverkennbar und in einer für das oberhessische Publikum leicht verständlichen Weise auf einen gewissen „studiosus juris“ hin, welcher als der Verfasser mehrerer gegen das kreisräthliche Institut und einzelne oberhessische Repräsentanten desselben gerichteten Angriffe eines manchen Leuten höchst mißliebigen badischen Blattes bekannt ist und auf dessen Rechnung man neuerdings überhaupt alle in dieses reichhaltige Kapitel einschlagenden Artikel der badischen Oppositionspresse zu schreiben scheint. Der betr. „studiosus juris“, welchem hier einmal ad absurdum geführt zu haben, dem betr. Hrn. Korrespondenten eine sichtliche und leicht erklärliche Freude macht, findet sich jedoch veranlaßt, hiermit zu erklären, daß er weder Korrespondent der „Deutschen Ztg.“ überhaupt, noch Verfasser des fraglichen Artikels insbesondere ist und daß, da er bisher noch immer die Autorschaft der von ihm herrührenden Artikel vor Gericht anerkannt und vertreten hat, es dem genannten Hrn. Provinzial-Commissär, falls er seine Amtsehre durch denselben irgendwie früher oder später verdächtigt glaubt, völlig freisteht, sich in anderer und geeigneterer Weise als durch derartige Artikel die erwünschte Genugthuung zu verschaffen.

Der bewußte „studiosus juris.“

Marburg, 19. Jan.

Einsender Dieses hat aus verschiedenen öffentlichen Blättern zu seinem Leidwesen ersehen, daß eine lediglich ihn betreffende Angelegenheit, ein Streit auf dem letzten hiesigen Museumsballe, von einem Unberufenen in Nro. 18 Ihres geschätzten Blattes benutzt worden ist, sich in die Oeffentlichkeit einzudrängen und eine allzu sorgliche Fürsprache an den Tag zu legen, die um so weniger zu rechtfertigen ist, als die Sache, um welche es sich handelt, schon durch eine weit passendere Ausgleichung ihren Abschluß gefunden hatte. Insoweit daher der Artikel Ihres Hrn. Corps-Korrespondenten in seiner Weise eben dies bemerkt, ist demselben nur Recht zu geben; wenn er aber auf einen unbedeutenden Umstand, der von competenten Richtern des Anstandes auf doppelte Weise beurtheilt wird, also jedenfalls Streitfrage ist, die Anklage des Mangels an jedem socialen Tone gründet, so hat dies die Leidenschaft und nicht unbefangenes Urtheil dictirt, wenn nicht geradezu böser Wille Auch hätte der geehrte Korrespondent die unparteiische Stellung, die er zu beanspruchen scheint, besser wahren und es nicht verschweigen sollen, daß von den Seinigen sich an jenem Abend eines Betragens schuldig gemacht wurde, das freilich überhaupt keine, am wenigsten eine publicistische Vertretung verdiente, es müßte denn seyn, daß allzu sehr verbrauchte Schimpfwörter in einem Ballsaale und vor Damen in unseren Tagen noch irgend einen Vertheidiger fänden.

Frankfurt, 21. Jan.

Der hier seit August bestehende Heilcursus für Stotternde ist nun seinem Schlusse nahe, nachdem bereits wohl der größte Theil der sich hier und in der Umgegend vorgefundenen Stotternden daran Theil genommen hat. Für die Wenigen, welche bis jetzt versäumten, diese Gelegenheit zu benützen, ist die Aufnahmsfrist nur noch bis längstens Anfangs Februar festgesetzt. Die in diesem Heilcursus erzielten Resultate sind günstig, viele früher mit Sprachfehler Behaftete sind ganz von diesem Uebel befreit, andere, selbst ältere Leute, bei denen das Uebel lange und tief gewurzelt, haben sich mindestens einer bedeutenden Besserung zu erfreuen und somit darf im Ganzen das Wirken dieses Cursus als segensvoll betrachtet werden.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Aus Nürnberg wird gemeldet, daß daselbst eine bedeutende Verminderung des Pensums des auswendig zu lernenden Stoffes in den Werk- und Sonntagsschulen angeordnet worden. Bei dieser Veranlassung wird auf ein Wort von Dr. Mager im 5 Bande seiner „pädagogischen Revue“ verwiesen, worin es heißt: „Wer vermag die Zeitopfer zu berechnen, welche der lutherische Katechismus seit 1529 gekostet, wer die Thränen zu zählen, die er ausgepreßt hat! Wer ist im Stande, uns über die seinetwegen verhängten Einsperrungen, Nachsitzungen, Knieungen, Kopfstücke, Handschmitze, Ohrfeigen und wie jenes unglückselige Heer von Strafen und Zwangsmitteln heißen mag, das eine frühere Schuldisciplin mehr als die gegenwärtige zu ihrer Verfügung hatte, Rechnung zu thun? Doch von früherer Zeit ganz abgesehen und auf die Gegenwart den Blick gerichtet, findet man, daß ihm mehr denn irgend einem andern Gegenstande Zeit und Fleiß geopfert werden muß.“ Wenn man aber fragt, was durch solchen leidigen Gedächtnißkram und durch solche Plackereien gewonnen wird, so ist die Antwort gewiß eine betrübende; denn die armen Kinder haben Wochen, Monate und selbst Jahre ihres Lebens verloren, um Dinge ihrem Gedächtniß einzuprägen, welche ihnen nichts genützt haben, nie im Leben etwas nützen können und die sie ganz und gar wieder vergessen, wenn sie den lästigen Schulzwang hinter sich zu haben so glücklich sind.

Nachdem von Weidig's Gedichten mehrere Tausend Exemplare in Deutschland zum Besten seiner Kinder verkauft worden sind, ist nun auch eine englische Uebersetzung derselben von Meta Taylor erschienen, die als eine sehr werthvolle und gelungene gerühmt wird. — Der landwirthschaftliche Schriftsteller, welcher laut öffentlichen Blättern den Ruf eines Direktors über fürstliche Güter in der Wallachei erhalten, denselben jedoch abgelehnt hat, ist Dr. Adam Müller, Landwirth zu Gerhardsbrunn und Redacteur der „Rheinischen Zeitschrift für Landwirthschaft ꝛc“, eines auf practischem Weg die Interessen der Oeconomie fördernden Blattes. Schon vor zwei Jahren hätte er in gleicher Weise nach Frankreich kommen können. Die Nummern 3 und 4 des Jahrgangs 1848 der genannten Zeitschrift enthalten einen sehr beachtungswerthen Artikel über die Pflichten der Ortsvorstände von Adam Müller, auf den wir zu verweisen nicht unterlassen dürfen.

Die Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, mit welcher viele der neueren französischen Schriftsteller ihre bändereichen Werke gleichsam aus dem Aermel schütteln, sind bekannt und am auffallendsten da, wo diese auf dem Gebiete der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde arbeiten. Hier fördern sie Dinge zu Tag und stellen Behauptungen auf, über deren Unsinn man nicht selten erstaunen muß. Nichtsdestoweniger werden derartige Werke in der ganzen civilisirten Welt mit sogenanntem Interesse gelesen und finden einen Absatz, dessen ein deutsches Werk, und sey es noch so gehaltvoll, sich nie wird rühmen können. So beläuft sich der regelmäßige Absatz der Schriften von Alex. Dumas auf 4 — 5000 Exemplare und von Andern, wie von Fr. Soulié, L. Gozlan, Emile Souvestre, Alphonse Karr, M. Raymon, werden 2 — 3000 Exemplare verkauft. Wann werden deutsche Autoren und Buchhändler es einmal so weit bringen!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 24. Jan. Sonate von Beethoven, für das Orchester arrangirt von Hrn. Hofkapellmeister Rummel. Hierauf: Gastrollen der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor. Tanzdivertissement von National- und Charakter-Tänzen in 2 Abth. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 25. Dienstag, den 25. Januar 1848.

Auf dem Rhein.

Von Emanuel Geibel.

Es fährt das Schiff im Morgenglanz hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, d'raus hervor der Silberarm der Mosel wallt,
Und an der Lurlei schwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt.

Und seh'! Am Mast des Schiffes steht gelehnt ein fröhlicher Gesell,
Die Wange brennt ihm gar so tief, das Auge blitzt ihm gar so hell,
Und wie empor aus hohem Schlot des Dampfes schwarzer Wirbel zieht,
Da singt er in der Räder Tact mit lauter Stimm' ein frisches Lied:—

„So sey gegrüßt, du schöner Strom, so klar und tief und doch so wild,
Fürwahr, du bist in deiner Pracht des deutschen Sinnes schönstes Bild,
D'rum, wer das Auge nur versenkt in deine Fluth, gewalt'ger Rhein,
Der denket unbewußt mit Stolz des Glücks, ein deutscher Mann zu seyn.

O heil'ger Strom, behüt' dich Gott! O deutsches Reich, sey stark und eins,
So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins!
Halt' fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt, —
Nein, einem Banner sey du gleich, in dreißig Farben froh gestickt!

Kein Haufen sey vom rohen Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Thurm,
Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Wenn Quader fest an Quader schließt, so steht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Baschkirenbrüderschaft;
Nur fülle Jeder seinen Platz, und wer zum Eckstein nicht erseh'n,
Dem sey's der Ehre schon genug, als Mauerstein im Bau zu steh'n.

Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O dämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger, denn ihr;
Nein, weis' und mäßig steuernd nutzt, indem ihr sie beherrscht, die Fluth,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr, das Volk ist treu und gut.

Ihr Ritter, die ihr reich und hehr auf euren Adelsschlössern haus't,
Die ihr im hohen Rathe sitzt und führt das Schwert in eu'rer Faust,
Die Ersten steht in jedem Kampf, wo's Recht und Licht und Wahrheit heißt,
Denn eure Würd' ist hohler Schall, so ihr nicht adlig seyd von Geist.

Ihr Bürger, schaffet fröhlich fort am Herd in sicherm Eigenthum,
Ein treu Gemüth sey euer Dank und eure Pflicht sey euer Ruhm,
Seyd eurem Land ein fester Wall, ein fester Wall dem alten Recht,
Denn wer sich willig knechten läßt, verurtheilt selber sich zum Knecht.

Und du mit Spaten, Hack' und Pflug, Gott grüß' dich, wack'rer Bauernstand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und goldne Ernten deinem Land;
Sey fromm und einfach, schlicht und recht, halt' fest an Gott und Fürstenhaus,
Gewiß, des Landesvaters Huld, des Himmels Segen bleibt nicht aus.

Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es ist genug gescherzt, gespielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr drin gefielt.
Nicht singet dumpfen Sinnenrausch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuscher Schönheit führe sanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blüthenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Sang und Schall.
Des Geistes Ritter sollt ihr seyn, der Väter Glauben sey euch werth,
Ein klarer Spiegel euer Sinn und euer Wort ein flammend Schwert.

Fürwahr, sie irrten, die gesagt, die deutsche Poesie sey todt,
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das Morgenroth;
Schon seh' ich fern am Horizont des neuen Tages gold'nen Schein,
O lass' in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine seyn!"

So sang der Sängerknab' und fing im hellkrystallenen Pokal,
Darin das Gold der Rebe schwamm, des Morgens sonnenrothen Strahl,
Dann schwenkt er hoch den Wein und goß ihn opfernd von des Schiffes Rand,
Und von den Bergen klang es nach: Gesegnet seyst du, deutsches Land!

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Der Schulmeister begriff nicht, wohin Fleuriot mit dieser salbungsreichen Phrase zielte, und sah ihn mißtrauisch von der Seite an.

„Wenn Ihr so eben meine Nachsicht für Andere in Anspruch nahmet," bemerkte er listig, „so dachtet Ihr gewiß dabei zuletzt an Euch; denn Ihr seyd als ein zu rechtschaffener Mann bekannt, um je meiner Verzeihung zu bedürfen. Solltet Ihr vielleicht einen gewissen Jemand im Auge gehabt haben?"

„Ich hatte den Ersten den Besten im Auge, der einen Fehltritt thut."

„Gebet Euch keine Mühe! Ihr täuschet mich nicht ....

Gestehet lieber ein, daß der ehemalige Pfarrer von Saint-Clair Euch Veranlassung zu ernsten Besorgnissen gegeben hat, und daß Ihr eine traurige Katastrophe fürchtet."

„Eine traurige Katastrophe! Was wollet Ihr damit sagen?"

„Nichts Anderes, als daß Ihr mir beistimmt, wenn ich behaupte, Abbé Düval werde sich nie wieder in Saint-Clair blikken lassen."

„Und weshalb?"

„Weil er sein Wort nicht halten kann, da die heiligen Gefäße verschwunden sind und verschwunden bleiben."

„Die heiligen Gefäße verschwunden! So wüßtet Ihr nicht, daß die Kiste mit dem Schatze noch vor wenigen Stunden in meiner Verwahrung war, und daß sie erst diesen Abend auf Veranlassung des Abbé von Savigny in die Sakristei geschafft worden ist?"

„Und Ihr wüßtet nicht, daß jene Kiste nur Steine und Sand enthält?" fragte der Schulmeister, indem er in den Zügen des Pächters zu lesen suchte. „Sollte der Pfarrer Euch wirklich nicht in das Geheimniß gezogen und uns beide getäuscht haben? Nun, so höret! Als die Kiste diesen Abend aus Euerer Wohnung abgeholt wurde, folgte ich den Trägern bis an die Stufen der Kirche und leistete hier mit hülfreiche Hand. Es gelang mir, die Kiste plötzlich auf die eine Seite zu stürzen, und der Klang, der sich dabei vernehmen ließ, zeigte deutlich, daß der Inhalt weder in goldenen, noch in silbernen Gegenständen bestehen könne. Uebrigens . . . ."

„Denis, hat Euch der böse Geist erfaßt!" rief der Pächter, der seinen Unwillen nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Er sammelte sich jedoch schnell und fuhr in ruhigerem Tone fort:

„Ihr habt Euch geirrt, Nachbar; ich versichere es Euch. Der Herr Pfarrer wird ohne Zweifel noch vor der morgenden Feierlichkeit hier eintreffen, und die heiligen Gefäße werden, wie ehemals, wieder den Altar zieren, ... wenn nicht . . . . wenn nicht etwa ein unvorhergesehenes Ereigniß dazwischen tritt. Aber lasset uns jetzt auf einen andern Gegenstand übergehen. Ihr wisset, daß wir eben die Verlobung Eures Sohnes mit meiner Nichte feierten, als . . . ."

„Allerdings, die Ehepakten waren schon geschlossen, die Hochzeitkleider bereit, Alles in der besten Ordnung, und wenn nicht der unglückliche Zwist . . . ."

„Ich habe seitdem schon oft bedauert, daß ich mich von augenblicklicher Heftigkeit hinreißen ließ, und wenn ich es wohl bedenke, Denis, so glaube ich fast, daß ich damals ein paar Gläser feurigen Ciders zu viel getrunken hatte."

„Nun, Meister Peter, wenn Euch der Bruch wirklich leid thun sollte, so ließe sich die Sache wohl noch ausgleichen. Die jungen Leute sind beide noch frei, und wenn ich aufrichtig seyn soll, so hat mein Sohn, ungeachtet er mir sonst in allen Dingen gehorsam ist, Eure Nichte nicht vergessen können."

„Auch Johanna hängt noch mit ganzer Seele an Anton. Wie steht's, Denis, wollen wir unsern frühern Plan wieder aufnehmen? Ich gestehe Euch offen, es könnten Umstände eintreten, unter denen es mir besonders wünschenswerth wäre, Johannen versorgt zu wissen."

„Nun, Ihr denket doch nicht etwa schon an den Tod?"

„Man muß auf Alles gefaßt seyn; übrigens könnte ich ja auch außer Landes gehen . . . . Kurz, Denis, soll Alles wieder in das alte Gleis gebracht seyn?"

„Ich habe Nichts dagegen einzuwenden; nur Ein's, Nachbar: wie steht es mit der versprochenen Mitgift?"

Die Züge des Pächters verdunkelten sich.

„Ich habe Euch schon gesagt, daß ich hierüber nichts Bestimmtes versprechen kann," sagte er niedergeschlagen. „Es wäre möglich, daß man Forderungen an mich stellte, die mein ganzes Vermögen in Anspruch nähmen und . . . ." Er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben, und stockte.

„Ach, so! Ihr habt Schulden," sagte der Schulmeister trokken. „Ist mir der Gedanke doch schon manchmal angekommen, wenn ich Euern Aufwand sah; man weiß doch, daß Ihr mit Nichts angefangen habt. Wenn übrigens die Sachen so stehen, thut es mir leid, meine Einwilligung zu der Heirath verweigern zu müssen, denn Anton ist nicht reich genug, um eine arme Frau nehmen zu können."

Eine dunkle Röthe des Unwillens flog über das Gesicht des Pächters, und ohne Zweifel würde er sich zu einer heftigen, vielleicht unüberlegten Antwort haben hinreißen lassen, wenn seine Aufmerksamkeit nicht plötzlich abgelenkt worden wäre. Es zeigte sich nämlich plötzlich eine große Aufregung unter der versammelten Menge, die auf einen außergewöhnlichen Vorfall schließen ließ. Ungeachtet die Dämmerung schon ziemlich weit vorgeschritten war, erkannte Fleuriot doch in einiger Entfernung eine mit zwei Postpferden bespannte Landkutsche, die so eben vor seiner Wohnung Halt gemacht hatte. Er sah mehrere Personen schon mit dem Abladen des ziemlich ansehnlichen Gepäckes beschäftigt, und nur die Reisenden, die bereits ausgestiegen waren, konnte er vor dem dichten Kreise der Umstehenden nicht erkennen.

„Er ist's! Es ist der Herr Pfarrer!" ertönte es plötzlich von allen Seiten.

„Er ist es in der That!" rief Fleuriot in freudiger Ueberraschung. „Denis, ich muß jetzt unverzüglich nach Hause eilen, um den Herrn Pfarrer zu empfangen; verzeihet daher, daß ich die Fortsetzung unseres Gespräches bis auf gelegenere Zeit verschiebe. Ich hoffe, wir werden uns noch vereinigen."

„Bei'm Jupiter!" rief Denis höhnisch, „auch ich trage nach dem Anblicke dieses heiligen Mannes Verlangen. Wenn er nicht von Stein ist, so glaube ich, es wird ihm nicht wohl zu Muthe seyn."

Er eilte dem Pächter nach, der schon in aller Eile seinem Hause zuschritt; aber kaum hatten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt, so gewahrten sie in geringer Entfernung den Pfarrer, der eben im Begriff war, sich nach der Kirche zu begeben. Der würdige Greis redete die Umstehenden mit der ihm eigenthümlichen Leutseligkeit an, und überall wich die Menge ehrfurchtsvoll vor ihm auseinander.

Fleuriot und Denis blieben beide unwillkürlich stehen und suchten, jeder aus andern Rücksichten, in den Mienen des unerwartet Angekommenen zu lesen. Das Gesicht des Pfarrers trug die Spuren einer tiefen inneren Bewegung, die selbst das freundliche Lächeln auf seinen Lippen nicht zu verwischen vermochte. Er schien während seiner Reise viel gelitten zu haben. Uebrigens war er noch immer mit dem abgetragenen schwarzen Rocke bekleidet, in welchem wir ihn bei seiner ersten Ankunft in Saint-Clair erblickt haben.

„Was er mit dieser Reise auch beabsichtigt haben möge," murmelte Fleuriot seufzend vor sich hin, „es ist ihm nicht gelungen. Alles ist verloren."

Denis lächelte hämisch, als er den Abbé noch immer in der früheren ärmlichen Kleidung sah.

Der Pächter näherte sich seinem alten Vorgesetzten, um ihn willkommen zu heißen. Dieser empfing ihn mit Herzlichkeit.

„Guten Abend, Fleuriot," sagte er heiter. „Ich habe mir die Freiheit genommen, bei Euch abzusteigen, da meine Amtswohnung noch nicht vollendet ist; hoffentlich wird es Euch nicht in Eurem Hauswesen stören."

„Alles, was ich besitze, steht zu Ihrer Verfügung," erwiederte der Pächter mit eigenthümlicher Betonung; „aber warum sind Sie nicht sogleich in das Haus getreten, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen?"

„Es drängte mich, Gott für die Gnade zu danken, die er

mir hat angedeihen lassen, und deshalb soll mein erster Gang in die Kirche seyn, die ich ohnehin noch nicht gesehen habe, seitdem sie wieder ihrem hohen Zwecke entsprechend ausgestattet worden ist."

Fleuriot bemühte sich vergebens, aus dem Benehmen des Pfarrers einen Schluß zu ziehen. Gern hätte er ihn mit Fragen bestürmt; aber die Anwesenheit der vielen fremden Zeugen legte ihm Schweigen auf.

„Ihre ergebene Dienerin, Herr Pfarrer!" ließ sich plötzlich ein freundliches Stimmchen vernehmen.

„Ich bezeige Ihnen meine Ehrerbietung, Herr Pfarrer!" erscholl es gleich darauf von der entgegengesetzten Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber China und seine Bewohner.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Wenn irgend ein Volk der Erde durch das hohe Alter seiner Kultur, durch Sprache, Wissenschaft, eigenthümliche Staatseinrichtungen, Kunst und Industrie die Aufmerksamkeit der europäischen Welt verdient und ihrer gelehrten Forschbegierde einen weiten, kaum zu ermessenden Spielraum darbieten kann, so ist es unstreitig das chinesische, dessen Civilisation für die übrige Welt bis in die neuere Zeit großentheils ein Räthsel geblieben und wahrscheinlich auch noch längere Zeit bleiben wird, wenn nicht die engeren Berührungen, in welche China während der letztverflossenen Jahre, in Folge des britisch chinesischen Kriegs, zu den seefahrenden europäischen Nationen getreten, bald zu einer umfassenderen und tieferen Kenntniß des großen Reiches führen sollten, welches bis jetzt meist nur durch seine besuchtesten Küstenstriche bekannt geworden ist. Nächst dem Isolirungssystem, worin die chinesische Regierung, wie die japanesische, die sicherste Garantie für die ungeschwächte Fortdauer der bestehenden uralten Staatseinrichtungen zu finden glaubte, ist es hauptsächlich die in ihrer Erlernung und Anwendung unendliche Schwierigkeiten darbietende chinesische Sprache, welche dem zur selbsteigenen Forschung sonst befähigten Europäer große, ja unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, die im günstigsten Falle nur nach einem beharrlichen Sprachstudium von mehreren Jahrzehnten weggeräumt werden können. — Die Zahl der Werke über China, welche von Europäern herrühren, die mit den Chinesen unmittelbar verkehren und sich mit ihnen in der Landessprache verständigen konnten, dürfte daher vergleichsweise nur eine sehr geringe seyn. Eine der neuesten Schriften ist die im vorigen Jahre (1847) in dem Cotta'schen Verlage zu Tübingen erschienene, von dem in Europa sehr bekannten Missionär Gützlaff verfaßte „Geschichte des chinesischen Reiches von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking", deren Herausgabe K. Fr. Neumann besorgt hat. Die Kritik findet diese, wie es scheint, in manchen andern Beziehungen sonst sehr schätzenswerthe Schrift in so ferne nicht genügend, als sie darin nur dürftige Mittheilungen über Religion, Wissenschaft, Philosophie und sociales Leben der Chinesen gefunden zu haben versichert, läßt ihr aber, was die historische Darstellung der Wirksamkeit der Europäer in China und ihre religiösen Bestrebungen mittelst Missionen anlangt, volle Gerechtigkeit widerfahren, welche auch da ihr nicht vorenthalten wird, wo der Jesuiten und ihrer Missionsanstalten in China Erwähnung geschieht, welche, ihrer gesammten Wirksamkeit nach, eben kein sonderliches Lob verdienen sollen. — Missionäre könnten vermöge ihrer wissenschaftlichen Bildung und öfter sehr bedeutenden Sprachkenntnisse ungemein wichtige Beiträge zur Länder- und Völkerkunde liefern, wenn sie bei ihren diesfälligen Bemühungen weniger ihre geistliche Berufsstellung als die Aufgabe des gebildeten Forschers im Allgemeinen berücksichtigen wollten. Manche Missionäre sind in der Regel so gesinnt, daß sie in dem Nichtchristen kaum den Menschen erblicken, geschweige daß sie sich aufgelegt fühlen könnten, auf ihren Posten als Glaubensboten mit unbefangenem Blicke die Geschichte der Völker zu schreiben, welche sie bekehren wollen. Aus diesem Grunde lernt man öfter so wenig aus ihren Geschichtbüchern und Berichten, deren ich einst mehrere in dem Missionshause zu B** verlesen hörte, die außer den überschwänglichen pietistischen Redeformen wenig Interessantes in Bezug auf Länder- und Völkerkunde enthielten. Eben so sprach ich früher einen aus Ostindien zurückgekehrten Missionär, der zwar über den gesegneten Fortgang seines christlichen Bekehrungswerkes viel Erfreuliches zu melden wußte, sonst aber von der ureigenen Civilisation der Hindus, der neuen christlichen gegenüber, wenig Notiz genommen zu haben schien.

Es fehlt nicht an Schriften über China, welche sich mit der Geographie und Statistik dieses ungeheuren Reiches beschäftigen. Um unter vielen vorläufig wenigstens eine zu erwähnen, mag zunächst die von Davis genannt werden, der 20 Jahre hindurch als Chef einer Handelscompagnie in China lebte, dessen Werk vor etwa zehn Jahren herauskam und bald nach seinem Erscheinen aus dem Englischen in das Französische übersetzt wurde. Diesem Schriftsteller zufolge enthält China einen Flächenraum von 120,000 □ Meilen mit einer Bevölkerung von 300 Millionen. Aus der Vergleichung des Areals mit der Gesammtzahl der Einwohnerschaft ergäbe sich demnach im Durchschnitt eine Bevölkerung von 2500 Menschen auf die □ M.; eine Verhältnißzahl, deren approximative Richtigkeit durch andere statistische Thatsachen unterstützt wird, namentlich durch den außerordentlichen Anbau des Landes, erhalten und begünstigt durch ein weitverbreitetes Kanal- und Bewässerungssystem, welches einerseits der Schifffahrt zu statten kommt, anderseits aber zur größeren Fruchtbarmachung der Fluren dient, welche von Millionen fleißiger Hände Jahr aus Jahr ein bearbeitet werden. Der Kaiserkanal, der sich von Peking nach Hangtscheu fu auf eine Länge von 120 geographischen Meilen erstreckt, ist der größte unter den vielen Kanälen des chinesischen Reichs. Diese hydrotechnische Baute kann, was ihre Ausdehnung anlangt, nur mit dem weltbekannten chinesischen Bauwerk der großen Mauer im Norden von China eine annäherungsweise Vergleichung aushalten, welches ungeheure Fortificationswerk zweihundert Jahre vor Christus auf eine Länge von 150 geographischen Meilen aufgeführt wurde. Man hat berechnet, daß der Cubikinhalt dieser ungeheuren Mauer so groß ist, daß sie mehr Steine enthält als alle Gebäude in England und Schottland zusammengenommen. Wiewohl sie ihre eigentliche militärische Bestimmung schon längst verloren zu haben scheint, so kann sie doch als äußerst merkwürdiger historischer Beweis gelten für den civilisirten Zustand des chinesischen Reichs vor mehr als 2000 Jahren; eben so wie die Pyramiden von Egypten, nach einem Zeitraume von vier Jahrtausenden, dieses Reiches ehemalige Macht und Herrlichkeit der jetzt lebenden Generation in höchst lesbarem Lapidarstyl verkünden.

Die Volksreligion in China ist die indische des Buddha, oder Fo nach der chinesischen Benennung, und wurde im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in China eingeführt. Außer ihr hat auch noch die Lehre des Confucius und die lamaitische Religion ihre Anhänger und Bekenner. Der Buddhaismus ist eine mit den abenteuerlichsten Mythen und bizarrsten Erfindungen einer wild dichtenden Einbildungskraft ausgestattete Vielgötterei, welche als Fabelwerk kaum interessant ist, geschweige daß sie dem denkenden Leser noch ein anderes tieferes Interesse darbieten könnte. Man darf nur darüber Friedrich von Schlegels in vielfacher Beziehung lehrreiche Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier", welche vor etwa vierzig Jahren erschien, nachlesen, um von dem monströsen Polytheismus der Hindus eine

recht anschauliche Vorstellung zu erhalten. Wiewohl gegen die spätere Geistesrichtung und neu angenommene religiöse Denkart dieses Schriftstellers Vieles zu erinnern seyn dürfte, so bleibt doch immerhin seine „Philosophie der Geschichte“ (Wien, 1829) ein schätzenswerther Beitrag zur Literatur im Allgemeinen, wie zur Beurtheilung der altasiatischen Civilisation im Besonderen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt, im Jan. — Karlsr. Z.) Vor einem Jahre bereits trat in unserer Stadt eine Zahl der achtbarsten Männer zusammen, um zum Gedächtniß unseres verstorbenen Mitbürgers, des Orgelmeisters und Kirchen-Tonsetzers Christian Heinrich Rinck, eine Rinckstiftung zu begründen. Rinck war ein ächter Kantor im guten alten Sinne des Wortes, ein schlichter, redlicher Mann, dessen Tondichtungen gerade durch ihre einfache, kindliche Anlage bei der gewissenhaftesten Ausarbeitung bedeutend sind; darum würde ein prahlerisches Denkmal dem Wesen des Gefeierten schlecht entsprochen haben. Um so passender dagegen erscheint eine solche Stiftung, die es sich zur Aufgabe setzt, die Kirchenmusik im Geiste Rincks zu pflegen, und namentlich jungen strebsamen Organisten Gelegenheit zu schaffen, ihre in dieser Zeit so vielfach entweihte Kunst unter tüchtiger Leitung rein und gründlich auszulernen. Wer da weiß, wie rastlos und treu der alte Rinck sein langes Leben hindurch gearbeitet hat, und wie sauer er fichs oft mußte werden lassen, der wird es wohl gerechtfertigt finden, daß man auf seinen Namen eine Anstalt gründet, welche eine redliche künstlerische Arbeit fördern und auch dem Armen den Weg zur Kunst leicht machen soll. Durch die Noth der Zeit ist die Ausführung des bereits im December 1846 entworfenen Planes der Rinckstiftung hinausgeschoben worden; allein jetzt mit erneutem Eifer wieder aufgenommen, wird das Beginnen hoffentlich bald zum erwünschten Ziele führen.

„Buben, sitzt einmal wie die Studenten, nämlich aufrecht, mit unterschlagenen Armen!“ rief ein Dorfschullehrer, der schon alle Mittel fruchtlos versucht hatte, seine Schulkinder in Ruhe zu erhalten. Das Wort „wie Studenten“ half, und sein Befehl wurde schnell vollzogen. Ein Knabe allein verblieb in seiner bequemen, lümmelhaften Stellung. Vom Lehrer befragt, warum er nicht auch so sitzen wolle wie Studenten, antwortete er ganz phlegmatisch: „Ich brauche das nicht, ich werd' ein Schuster!“

(Düss. U.)

Sinnspruch.

Wie's aussieht in der weiten Welt,
Das wissen jetzo schon die Kinder;
Doch wie's mit ihnen sey bestellt,
Das wissen sie d'rum freilich minder.
Nun sagt, was thut der Bursche d'raus,
Der noch nicht kennt sein eigen Haus?

Man erzählt sich in Windsor folgende artige Geschichte von der ältesten königlichen Prinzessin. Alle Morgen pflegte der Apotheker Hr. Brown zu den königlichen Kindern zu kommen, und die Prinzessin war gewohnt, ihn schlechtweg Brown zu nennen. Nun verlangte ihre Erzieherin aber endlich von ihr, sie sollte Anstands halber Mr. Brown sagen. Da sie aber bei Brown blieb, so kündigte die Erzieherin ihr an, wenn sie wieder bloß Brown sage, so solle sie zur Strafe zu Bette gebracht werden. Als nun Hr. Brown das nächste Mal auf das Schloß kam, versah die Prinzessin es wieder. „Guten Tag, Brown!“ sagte sie und fügte hinzu: „und gute Nacht zugleich, denn ich bin gerade im Begriffe, zu Bette zu gehen.“ (Berl. Z.)

Literatur.

Titan und Eros. Dichtungen von Adolf Doerr, Darmstadt, C. W. Leske.

Man kann es den Freunden der poetischen Literatur und noch weniger dem größeren Publikum verübeln, wenn sie gegen neue Sammlungen von Gedichten mißtrauisch sind und sie nur wenig oder gar nicht beachten. Gute Gedichte sind äußerst selten und mit schlechten oder unbedeutenden wird die Welt fortwährend überschwemmt. Jeder angehende Lyriker glaubt sich drucken lassen zu müssen. Das Papier ist geduldig und ein paar Dutzend Subscribenten, so wie ein befreundeter Kritiker werden schon aufgetrieben. In dem Verfasser der vorliegenden Sammlung finden wir einen, der von dem gewöhnlichen, nur spärlich begrünten und nur mit Gänseblümchen gezierten Gemeinplatze der Versmacherei sich entfernt hat und auf eigenem Pfade Wald, Flur und Gebirg durchwandelt. Sind auch nicht alle Dichtungen dieser Sammlung bedeutend, gewahrt man auch an manchen derselben noch eine Unbestimmtheit und mitunter Unklarheit des Gedankens und der Form, ist auch die Subjectivität und das Ringen nach Gestaltung öfters noch zu vorherrschend, so ist dagegen eine eigenthümliche Befähigung nicht zu verkennen und finden sich hier Poesieen, welche in der That schön genannt werden können, so wie andere, die zu erfreulichen Hoffnungen für spätere Productionen des Verfassers berechtigen. Die Sammlung zerfällt in vier Abtheilungen, Balladen, dunkle Klänge, Liebe und Allah. Unter den Balladen sind z. B. Judith, der Renegat und der letzte Märtyrer mit gebührendem Lobe hervorzuheben. Unter den dunkeln Klängen und Liebe hat der Dichter seine kleineren lyrischen Poesieen niedergelegt und unter diesen viel Zartes und Sinniges, viel tief Empfundenes und wahrhaft Elegisches geboten, wie z. B. Morgen, stille Liebe, Kirchhof, was ist die Liebe, du gleichst im Haine der Gazelle, Nachtblumen u. s. w. Die Abtheilung Allah enthält das Beste und Eigenthümlichste der Sammlung und finden wir hier Dichtungen, wie z. B. Suez u. a., welche den erheblicheren Erscheinungen der neueren Lyrik wohl beigezählt werden dürften. Eine specielle Beleuchtung der vorliegenden Poesieen liegt außer der Tendenz unseres Blattes; doch glauben wir die Sammlung der Beachtung empfehlen und den Verfasser zu weiterem Verkehr mit der ihm holden Muse ermuntern zu müssen.

W.

Logogryph.

Still geht es seine Bahn,
Mit Wonne wird's erblickt;
Zwei Zeichen setz voran,
Den Gaumen es entzückt.

Auflösung der Charade in Nro. 23.

Stammbaum.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. Jan. Sonate von Beethoven, für das Orchester arrangirt von Hrn. Hofkapellmeister Rummel. Hierauf: Gastrollen der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Velzter-Sandor. Tanzdivertissement von National- und Charakter-Tänzen in 2 Abth. Zum Schluß: Christophe und Renata, oder: die Verwais'ten, Schauspiel in 2 Abth., frei nach Auoray, von C. Blum.

Dienstag, 25. Jan. (Neu einstudirt): Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 26. Mittwoch, den 26. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Als der Begrüßte sich überrascht nach den beiden Sprechern umsah, bemerkte er zu seiner Rechten Johanna Fleuriot, die sich vergebens bis zu ihm heran zu drängen strebte, und zu seiner Linken Anton Denis, der sich auf die Fußspitzen erhoben hatte, um den Müller Hieronymus zu überragen.

„Siehe da, meine jungen Freunde!“ rief der Abbé lächelnd. „Ihr seyd ohne Zweifel gekommen, um Euch in mein Gedächtniß zurückzurufen; nicht so? Nun, saumselig kann man Euch nicht nennen. Aber seyd Ihr auch Euerem Versprechen pünktlich nachgekommen? Habet Ihr Euch während meiner Abwesenheit gut und verständig gezeigt?“

„Gewiß, Herr Pfarrer, ich versichere es Ihnen,“ betheuerte Johanna.

„Nur zu sehr!“ seufzte Anton.

„In diesem Falle hoffe ich, daß Euer Bund der erste seyn werde, dem ich die kirchliche Weihe ertheile. Was saget Ihr dazu, Fleuriot?“

„Sie wissen, Herr Pfarrer, daß ich Ihren Wünschen überall gern entgegenkomme, aber ....“

„Vielleicht wäre es nicht überflüssig, auch meine Zustimmung einzuholen,“ fiel der Schulmeister spöttisch ein. „Mein Sohn erkennt keine andere Autorität an, als die meinige!“

„Auch Sie hier, Denis!“ erwiederte der Abbé, indem er ihm einen strengen Blick zuwarf. „Wir sind weit entfernt, Ihre Rechte auf diesen jungen Mann in Zweifel ziehen zu wollen, und es bedurfte in der That nicht dieser Bemerkung, uns daran zu erinnern. Weshalb sollten Sie sich übrigens dem Glücke dieser beiden braven jungen Leute entgegenstellen?“

„Ich glaube hierüber Niemanden Rechenschaft schuldig zu seyn,“ antwortete der Schulmeister trotzig. „Ich bin gewohnt, nach meinem eignen Gutdünken zu handeln, und fürchte mich vor Nichts.“

„Auch nicht vor dem Donner?“ fragte der Abbé mit wehmüthigem Lächeln.

Diese Anspielung auf seine schwache Seite verletzte den empfindlichen Denis um so tiefer, als sie in Gegenwart Anderer gemacht wurde.

„Ich erkläre es öffentlich,“ begann er gereizt, „mein Sohn läuft Niemandes Tochter oder Nichte nach; und sind wir nicht, weder er noch ich, gesonnen, uns von einem Priester leiten zu lassen.“

„Was Ihr da wieder sagt, Vater!“ flüsterte ihm Anton im Tone des Vorwurfs zu. „Ihr werdet wieder einen neuen Bruch herbeiführen.“

Die Umstehenden wunderten sich über die feste Haltung, die der Chef der Patrioten von Saint-Clair behauptete. Abbé Düval lächelte mitleidig dazu.

„Es ist zum Erstaunen, wie schnell man Etwas vergessen kann,“ bemerkte er mit Achselzucken. „Ich hoffte, Sie nachgiebiger zu finden, Herr Denis, und bedaure, mich darin getäuscht zu sehen. Wenigstens haben sich die guten Kinder doch überzeugt, daß Sie allein sich ihrem Glücke widersetzen.“

Er wollte den Weg nach der Kirche verfolgen, aber der Schulmeister, der den günstigen Augenblick benutzen zu müssen glaubte, hielt ihn zurück.

„Unter einer Bedingung würde ich in die Verbindung willigen,“ sagte er mit schalkhafter Miene; „wollen Sie dieselbe hören?“

„Ich bin in Erwartung.“

„Ich gebe meine Einwilligung für den Fall, daß wir die alten heiligen Gefäße der Kirche wieder auf dem Altar erblicken.“

Der Abbé schien überrascht und warf Denis einen durchdringenden Blick zu; aber schnell gewann er seine Fassung wieder.

„Ach! Sie hegen noch den alten Verdacht!“ entgegnete er ruhig. „Nun wohl! ich gehe auf diese Bedingung ein und nehme Euch, meine Freunde, zu Zeugen, daß Denis sich bereit erklärt hat, in die Verbindung seines Sohnes mit Johanna Fleuriot zu willigen, sobald die früheren heiligen Gefäße dem Dienste der Messe wiedergegeben sind. Denis, es wird eine Stunde kommen, in welcher ich Sie an dieses Versprechen erinnere.“

Keiner der Anwesenden, Fleuriot ausgenommen, konnte sich erklären, was der Schulmeister mit dieser sonderbaren Bedingung beabsichtigte. Man wußte, daß die Kiste, in der man den Kirchenschatz vermuthete, während der Abwesenheit des Pfarrers in Fleuriots Verwahrung gewesen war, und hielt also Nichts für leichter, als das Begehren Denis zu erfüllen. Auch die jungen Leute sahen die Sache aus diesem vortheilhaften Gesichtspunkte an.

„Wie gütig Sie sind, Herr Pfarrer!“ rief Johanna mit Freudenthränen im Auge. „Alles, unser ganzes künftiges Glück haben wir Ihnen zu verdanken!“

„Ich sage es Jedem, der es hören will,“ rief Anton, seiner vor Entzücken kaum noch mächtig, „der Herr Pfarrer ist hundert Mal weiser, hundert Mal besser als mein Vater, und ich meinerseits ....“

„Sey nicht zu voreilig mit Deinem Danke,“ unterbrach ihn der Vater ironisch; „ich weiß, was ich weiß, und Johanna Fleuriot heißt noch nicht Madame Denis. Freunde, wir werden sehen!“

Unter der versammelten Menge ließ sich ein zweideutiges Gemurmel vernehmen, und selbst den jungen Leuten drängte sich einige Besorgniß auf. Der Pfarrer behielt seine Fassung.

„Ich fordere alle Bekenner unseres heiligen Glaubens auf, mir zum Gebete zu folgen,“ wandte er sich an die Umstehenden.

Hierauf grüßte er den Schulmeister und den Pächter und setzte seinen Weg nach der Kirche fort. Eine zahlreiche Menge folgte ihm.

„Er denkt mich vielleicht durch ein Taschenspielerstückchen zu täuschen," murmelte Denis vor sich hin; „aber warte nur, so pfiffig wie Du sind wir auch!"

„Was er nur zu beginnen denkt!" sagte Fleuriot zu sich selbst. „Er hat die Herausforderung des Schulmeisters angenommen, und doch .... O, wie schwer büße ich mein Vergehen!"

Beide verloren sich in der Menge; der Eine, um seine Nichte, der Andere, um seinen Sohn aufzusuchen. An diesem Abende wurde in der Kirche von Saint-Clair seit zwölf Jahren das erste öffentliche Gebet wieder verrichtet.

VIII.

Der Tag, an welchem die Einweihung der Kirche von Saint-Clair statt finden sollte, war angebrochen. Der Klang der neuen Thurmglocke foderte die Gemeinde zur Theilnahme an dem kirchlichen Feste auf, und drang mit wunderbarer Kraft in so manches Herz. Von allen Seiten strömten festlich gekleidete Männer und Frauen herbei; auch die liebe Jugend, für welche die glänzenden Zurüstungen ein ganz neues Schauspiel waren, hatte sich zahlreich eingefunden und erschöpfte sich in Vermuthungen und Fragen über die Veranlassung zu dieser nie gesehenen Pracht.

Das Innere der Kirche war geschmackvoll ausgestattet; kostbare Draperieen, die man nicht ohne beträchtlichen Kostenaufwand geliehen hatte, bekleideten die Wände; Laubwerk und Blumengewinde zierten die Pfeiler und gaben dem Ganzen einen einfachen, ansprechenden Charakter. Einige Bildhauerarbeiten aus früherer Zeit, die bei der allgemeinen Verwüstung nur leichte Beschädigungen erlitten hatten, waren sorgfältig wiederhergestellt worden, und so stieß man hier und da noch auf Zeugen von ehemaliger Herrlichkeit, die gleichsam Uebergangspunkte von der Vergangenheit zu der Gegenwart bildeten.

Nach und nach fanden sich eine Menge Musiker und Choristen ein, die man aus der Umgegend herbeigezogen hatte, und für die ein Theil der Emporkirche frei gehalten worden war. Endlich öffnete sich die große Thüre, dem Hauptaltar gegenüber, und der Clerus, Abbé Düval an der Spitze, trat ein. Es waren meistentheils greise Männer, die erst seit wenigen Monaten den heimischen Boden wieder betreten hatten, und deren gefurchte Züge deutliche Spuren der überstandenen Mühseligkeiten trugen. In ihrem Gefolge befanden sich mehrere Cantoren, Meßner und niedere Kirchendiener, ebenfalls ältere Männer, die ohne Zweifel längst darauf verzichtet hatten, je wieder den heiligen Dienst bei der Messe zu versehen. Der Zug schritt langsam durch die Kirche und wandte sich langsam nach der Sakristei.

Obwohl die Anwesenden von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt wurden, verhielt sich die Versammlung doch durchaus anständig und ruhig. Wie man leicht glauben wird, befanden sich in ihrer Mitte auch die Hauptpersonen unserer Erzählung. Der Schulmeister, in seinem alten schwarzen Alltagskleide, das er aus Grundsatz beibehalten hatte, stand gegen einen Pfeiler gelehnt und warf den Blick unstät im Kreise umher. Das höhnische Lächeln, das um seine Lippen spielte, verrieth nur zu deutlich, mit welchem Sinne er an der Feierlichkeit Theil nahm. Neben ihm stand sein Sohn Anton. Der arme Bursche war von der kirchlichen Pracht, die ihm Erinnerungen aus seiner frühesten Jugend und das Bild seiner verstorbenen Mutter vor die Seele rief, zu sehr hingerissen, als daß er die mißbilligenden Blicke bemerkt hätte, die ihm sein Vater öfters zuwarf. Gern wäre er auf die Kniee gesunken und hätte seinen Gefühlen im Gebete Luft gemacht; aber er wagte es noch nicht.

Die allgemeine Aufmerksamkeit war übrigens weniger auf den Schulmeister als auf den Pächter gerichtet, der mit seiner Nichte auf einer für die Notabilitäten reservirten Bank Platz genommen hatte. Neben ihm saß der Maire von Vaussaye mit seiner dreifarbigen Schärpe. Sowohl Fleuriot als Johanna waren auf das sorgfältigste gekleidet und schienen ihre Plätze absichtlich so gewählt zu haben, daß ihnen nicht das Geringste von der religiösen Ceremonie entgehen konnte. Dessenungeachtet zeigte das junge Mädchen nicht die Andacht, die man von der Nichte des ehemaligen Sakristan erwartet hatte; sie war unruhig und sichtlich zerstreut. Die arme Kleine wußte, daß sie der Entscheidung ihres Schicksals entgegen sah, und fühlte eine innere Beklemmung, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Morgen.*)

Der Himmel lös't die diamantnen Schleifen,
Die Sterne sinken in die blauen Grüfte,
Der Mond strahlt mattes Gold durch helle Lüfte,
Im Osten glüht ein dunkler Flammenstreifen.

Vom Thale nach dem Wald die Nebel schweifen,
Verscheuchte Freier in die dunkeln Schlüfte,
Und Blüthenwogen aus dem Thal voll Düfte
Umschwanken sie, wie weißer Arme Greifen.

Ein Edelfalk schwimmt oben hoch im Blauen,
Tief in der Eb'ne unten läuten Glocken,
Die Erd' umwebt es wie ein still Erwarten.

In Glanz nun funkeln plötzlich alle Auen,
Der Tag steht auf des Himmels Purpurwarten,
Und schüttelt leuchtend seine goldnen Locken.

Ueber China und seine Bewohner.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Man ist zwar in Europa daran gewöhnt, China als das Reich des Stillstandes und der Unveränderlichkeit in den gesammten Staats- und Lebenseinrichtungen zu betrachten, allein nichts destoweniger hat dieses große Reich in seiner Geschichte eine Menge innerer Unruhen, heftiger Staatserschütterungen und anderer ähnlicher Ereignisse aufzuweisen, welche in ihrem Anfange wie in ihrem Verlaufe die blutigsten Kriege veranlaßten, ohne in ihrem endlichen Ausgange das Volk in seiner Kulturentwickelung, welche nunmehr seit etwa zwei Jahrtausenden im Beharrungszustande geblieben zu seyn scheint, weiter zu führen.

Die Vereinigung mehrerer unabhängiger Königreiche, aus denen China früher bestand, zu einer einzigen großen Monarchie unter dem ersten allgemeinen Kaiser, Shihoangti, welches denkwürdige Ereigniß zweihundert Jahre vor Christus stattfand, war unstreitig von großer politischer Bedeutung für den Gesammtstaat als solchen — ob aber auch für die Volkswohlfahrt und die allgemeinen Kulturbedürfnisse? dieß ist eine andere Frage, welche, bei den unvermeidlichen Nachtheilen, welche eine im Großen ausgeführte Vereinigung von Ländern und Reichen unvermeidlich im Gefolge hat, eher verneinend als bejahend beantwortet werden dürfte. Wenn schon in kleinen Staaten die ungezügelte Herrschbegierde groß ist, so ist sie in großen Reichen weit bedeutender und scheint fast progressiv mit dem Erwerbe neuer Länder und

*) Aus: „Titan und Eros. Dichtungen von Adolf Doerr. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848."

Provinzen zu wachsen. Der zuverlässigste und treueste Bundesgenosse des chinesischen Absolutismus ist unstreitig die Landessprache, welche mit ihren 80,000 Schriftcharakteren Gegenstand des lebenslänglichen Studiums der Gelehrten ist, sohin von dem Volke nur in ihren ersten, für das bürgerliche Leben unumgänglich nöthigen Elementen erlernt werden kann. Sind auch von jenen 80,000 Schriftcharakteren etwa nur ein Viertel im allgemeineren Gebrauch, so ist doch diese Zahl schon groß genug, um das glücklichste Gedächtniß und den unverdrossensten Fleiß bei dem Studium der chinesischen Schriftsprache zu entmuthigen.

In welcher Weise der chinesische Absolutismus unter dem oben erwähnten allgemeinen Kaiser, der 200 Jahre vor Christus regierte, in der Form von allgemeinen Regierungsmaßregeln sich geltend machte, darüber haben die Annalen des „himmlischen Reichs" zwei besonders bemerkenswerthe Thatsachen aufbewahrt, welche satt am beweisen, daß der Despotismus, mit einer unduldsamen, verfolgungssüchtigen Religion im Bunde, überall zu denselben schlechten Mitteln greift, um die neuen politischen und religiösen Ideen bis in die Köpfe ihrer Urheber zu verfolgen und diese nöthigenfalls durch das Schwert der gefügigen Gerechtigkeit ohne Umstände abschlagen zu lassen, wenn den neuen gefährlichen Ideen auf keine andere Weise mehr beizukommen ist. Besagter Kaiser ordnete, wahrscheinlich zur Läuterung der herrschenden staatsgefährlichen Ideen in Religion und Politik, eine allgemeine Bücherverbrennung an. Er blieb aber nicht dabei stehen, sondern griff zugleich auch nach den Gelehrten, den wirklichen oder muthmaßlichen Urhebern der den Thron und die Religion bedrohenden Schriften, indem er 460 derselben aus der Schule des Confucius verbrennen ließ. Dieses große Auto-da-fe scheint doch Alles zu übertreffen, was später in der Geschichte des südlichen und äußersten westlichen Europa's je Aehnliches vorgekommen ist, wiewohl man sich in diesen Ländern mit Ketzerverbrennungen keineswegs sparsam erwiesen hat, wie man aus des berühmten Llorente Geschichte der spanischen Inquisition des Näheren ersehen kann. Es ist übrigens schade, daß die Annalen des „himmlischen Reiches" über die veranlassenden Ursachen zu jenen großen Bewegungen und Umwälzungen in der chinesischen Gedankenwelt keine vollkommen befriedigende Aufschlüsse zu geben scheinen, sonst würde vielleicht die Geschichte den furchtbaren Terrorismus des ersten allgemeinen Kaisers von China mit noch größerem Abscheu brandmarken können.

Eine andere bemerkenswerthe historische Thatsache darf hierbei nicht übersehen werden, nämlich die, daß chinesische Art und Sitte auf die Eroberer des Reiches, Mongolen und Tartaren, stets einen solchen überwiegenden Einfluß äußerte, daß dieselben ihre Nationalität ablegten und mit der chinesischen vertauschten.

Ohne Zweifel erblickte die chinesische Regierung in ihrer Staatsklugheit in der Einführung der christlichen Religion durch die Missionäre eine bedenkliche Neuerung, welche früh oder spät Parteiungen und Unruhen im Staate veranlassen werde, weßhalb sie noch im Jahr 1836 ein scharfes Edict gegen die Uebung und Verbreitung des Christenthums erließ. In der Provinz Canton wurde dasselbe durch Gu, den Schatzmeister, und Bam, den obersten Richter, publicirt. Es ist ein dem Inhalte und der Form nach merkwürdiges Aktenstück, und als Probe des chinesischen Kanzleistyls und der Regierungsansicht über das „gefährliche Christenthum" theilen wir daraus folgende Stelle mit: „Die christliche Religion Europa's verbreiten, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist in der That das Verderben der Sitten und des menschlichen Herzens, und dieses ist die Ursache, warum sie zu allen Zeiten im Umfange des Mittelreichs verboten wurde; nach den von unseren Vorfahren uns überlieferten Weisungen aber ist Vergangenheit die Richtschnur der Zukunft. Das unwissende Volk läßt sich leicht hintergehen und schwer zurechtweisen; es ist daher nothwendig, gegen den Aberglauben mit Gewalt anzukämpfen." — Dieses scharfe Edict ist nun wohl schon längst außer Kraft getreten, seitdem die Engländer den fünfklauigen Drachen des jetztregierenden Kaisers Taou-Kwang (Ruhm der Vernunft), der den Thron seit dem 2 Sept. 1820 inne hat, glänzend überwunden haben. Unter englischem und französischem Schutze werden jetzt die Missionäre der unterschiedlichen christlichen Confessionen ihr Bekehrungswerk ungehindert betreiben können.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei einer am 20. Sept. v. J. in Schwäb. Gmünd unter dem Vorsitze des Hrn. Rechts-Consulenten Fetzer abgehaltenen Versammlung von Rechts-Anwälten hielt Hr. Rechtsconsulent R. Römer einen sehr gediegenen Vortrag über Gegenwart und Zukunft des Advokaten-Standes, in welchem er ausführte, daß der absolute Beamtenstaat und die Advokaten prinzipielle Gegner seyen, daß daher, so lange der Staat keine andere Form habe, an eine würdige Stellung des Anwaltstandes nicht zu denken und es namentlich ganz verfehlt sey, zu glauben, eine entsprechende Reform werde von den deutschen Regierungen selbst ausgehen. Der Beweis dieser Behauptungen wurde durch die Entwicklung des inneren Wesens des Polizeistaats, zusammengehalten mit der Aufgabe des Anwaltstandes, geführt und gezeigt, wie die Sätze, von denen der Vortrag ausgehe, durch den neuesten Versuch einer Regulirung der Verhältnisse des Advokatenstandes auf dem Wege der Gesetzgebung, durch den von der badischen Regierung ausgegebenen Entwurf einer Anwaltsordnung, bewährt worden seyen, indem dieser Entwurf die Anwälte der Bureaukratie vollends ganz in die Hände gebe. Dies wurde durch näheres Eingehen auf den Inhalt des Entwurfs, durch Zusammenstellung der wichtigsten Bestimmungen desselben und Entwicklung der Consequenzen aus diesen ausführlicher nachgewiesen. Aus diesen Prämissen zog der Redner das Resultat, daß es von den Mitgliedern des deutschen Anwaltstandes ein großer Fehler sey, darauf hinzuarbeiten, daß ihre Angelegenheiten in dem bestehenden Staate würdig geordnet werden, daß sie vielmehr, um ihr Ziel zu erreichen, an dem allgemeinen Streben nach der Reform des ganzen Staats in freierem Sinne überhaupt Theil nehmen müssen, da nur ein solcher Staat einen entsprechenden Boden für die würdige Entwicklung des Advokatenwesens gewähre, überhaupt die Befreiung der Anwälte von den sie drückenden Fesseln keine besondere. Demzufolge stellte der Redner an die deutschen Anwälte die dringende Forderung, namentlich auf dem Felde der Justizgesetzgebung für die Einführung der dem freien Staate entsprechenden Formen, der Constituirung von Volksgerichten, der durchgreifenden Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Abschaffung der Privilegien rastlos zu wirken. Wenn dieser Sieg errungen, werde ihnen das Andere Alles von selbst zufallen.

Die Bauern in Livland sind nach alten Gewohnheitsrechten gehalten, ihren Predigern jährlich zur Subsistenz gewisse Abgaben vom Ertrage ihrer Ländereien, bekannt unter dem Namen Kirchenzehnten, zu geben. Dieser kirchliche Zins hat nun für Diejenigen von ihnen zu bestehen aufgehört, die der orthodoxen griechischen Kirche sich angeschlossen. Der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen hat in dieser Beziehung eine Publication erlassen, worin es heißt: „Gemäß dem höchsten Willen Sr. kaiserl. Majestät sollen die livländischen Bauern, die sich mit der rechtgläubigen Kirche vereinigt haben, nicht allein von den Zahlungen an die Prediger für Vollziehung geistlicher Handlungen, sondern auch von den Obliegenheiten befreit werden, welche sie zum Vortheil der lutherischen Kirche und deren Geistlichkeit nach altem

Gewohnheiten für einstweilige Benützung von gutsherrlichen Ländereien geleistet haben. Ausgenommen jedoch von dieser Befreiung sind diejenigen Bauern, die auf den zu den Pastoraten gehörigen Ländereien angesiedelt sind." (W. Z.)

Korrespondenz.

Leipzig, 21. Jan.

Der über das wegen seiner herrlichen Bauart und schönen Fresken bekannte Römische Haus zu Leipzig zwischen dem Dr. Härtel und dem Ersteher desselben, dem bisherigen Stadtrath Baumgärtner geführte Prozeß ist jetzt zu Gunsten des Letzteren beendet und hiermit zugleich, durch Entscheidungen in zwei Instanzen, das Verhältniß des Gesetzes von 1848: wegen Aufhebung des im Interesse des Grundsteuerwesens bisher bestandenen gesetzlichen Verkaufrechts zu der älteren Gesetzgebung, für mögliche zukünftige ähnliche Rechtsfälle, näher begründet worden.

Mainz, 22. Jan.

Unter den dringendsten Angelegenheiten der Gegenwart steht die schon so oft besprochene Herstellung eines Sicherheitshafens immer noch oben an. Wenn man bei unbedeutender Zunahme des Maineises alle größeren Fahrzeuge, besonders die Dampfboote, aus unserem Hafen eilen sieht, als wenn die Pest hier herrschte, so kann man sein Bedauern nicht unterdrücken, daß keine Anstalt getroffen wird, dem Bedürfnisse eines Winterhafens, das so tief gefühlt und seit 25 Jahren immer wieder angeregt wird, abzuhelfen. Ist der Kostenpunkt die Ursache, daß diese Sache keine Erledigung findet, so ist uns dieser Tage von einem Sachkenner ein Vorschlag zugekommen, der diesen Anstand beseitigen könnte. Man bemerkt uns nämlich, wenn der Hafen auf dem Bruche unterhalb der Stadt angelegt würde, die Einfahrt in dem Gartenfelde, die Ausfahrt in der Nähe der Inundationsschanze, so würde, da das Terrain dort nicht theuer wäre, ein Aufwand von 60- bis 70,000 fl. vielleicht genügen. Unternehmer würden sich finden, wenn man nur Anstalten sähe; auch Kapitalisten, welche das nöthige Geld herschößen, wenn man ihnen den Ertrag des Hafens auf eine gewisse Zeit überließe. Wir übergeben diesen uns von achtbarer Seite zugegangenen Vorschlag der Oeffentlichkeit, ohne uns ein Urtheil darüber zu erlauben. Möchten Sachverständige dadurch veranlaßt werden, sich mit demselben zu beschäftigen und der hiesigen sowohl als der auswärtigen Schifffahrt Sicherheit zu verschaffen, die gegenwärtig hier die kleinsten Fahrzeuge nicht genießen, damit sie nicht gezwungen werden, beim Beginne des Winters den Hafen von Mainz zu meiden und in der Schwarzbach bei Ginsheim, in Mannheim, Koblenz und Köln ihre Zuflucht zu suchen. — In dem Mainzer Wochenblatte befindet sich unter der Rubrik Eingesandtes eine Uebersicht des Voranschlags über Einnahme und Ausgabe der Gemeinde Mainz für 1848. Zum ersten Male hat wahrscheinlich unsere städtische Behörde den Weg der Oeffentlichkeit betreten, um die Einwohner auf die Noth, in der sich die städtischen Finanzen befinden, aufmerksam zu machen und sie zu Opfern zu vermögen. Wir beloben dieses Verfahren und freuen uns darüber, wenn auch Das, was wir dadurch inne werden, uns nicht freudig stimmen kann. Die Ausgaben der Stadt Mainz übersteigen die Einnahmen im Jahr 1848 um 110,000 fl. und es sollen zur Deckung dieses Ausfalls während 5 Jahren jedes Jahr 22,000 fl. durch Gemeinde-Umlagen, die nach der Personal- oder Miethsteuer der Wohnungen zu vertheilen sind, erhoben werden. Also wir sind endlich dahin gelangt, wohin zu kommen wir seit 20 Jahren fürchteten, wir sollen Gemeindeumlagen bezahlen! Der Nothwendigkeit, die 110,000 fl. zu decken, entziehen wir nicht; es wäre vielleicht besser, noch einmal 100,000 fl. Kapital aufzunehmen, als zu dem Mittel der Umlagen zu greifen; aber lassen wir Das dahin gestellt seyn und fragen wir Den, der es versteht, warum gerade Umlagen nach der Personalsteuer, warum nicht, wie in Rheinpreußen, eine Fenstersteuer, warum nicht wie in England eine Vermögens-, wie in Frankreich eine Luxussteuer? Ist die Miethsteuer eine so sichere Vermögensbasis, daß man sie für die billigste halten muß? Entgeht ihr der 100,000 fl. reiche Geizhals nicht, wenn er sich in ein Dachstübchen sperrt und sein bischen Armuth dort aufbewahrt? Ist Derjenige, dessen Quartiere keine Miether finden und der davon die Miethsteuer entrichten muß, nicht schon gestraft genug? Muß er nun außer der Personalsteuer auch noch Umlage davon geben? Ist Derjenige der Wohlhabendste, der wegen seiner zahlreichen Familie oder seiner Verhältnisse wegen genöthigt ist, eine große Wohnung zu nehmen? An diese Fragen, deren Lösung uns nicht leicht scheint, reiht sich eine weitere: Warum sollen zugleich mit der Umlage auch die bisher durch freiwillige Beiträge erhobenen 18,000 fl. angeschlagen werden? Also Umlage und Armensteuer! Freilich nur 85,000 fl. für die ersten 5 Jahre, aber wie viel später? Hier, wo Brod und Fleisch schon durch das städtische Octroi in Anspruch genommen sind, auch noch eine gezwungene Armensteuer; dabei wird jedoch bemerkt, daß die freiwilligen Beiträge auch noch erforderlich wären. Also Umlage, Armensteuer und freiwillige Beiträge. Wir hoffen, daß der Voranschlag, so wie er eingesandt ist, noch nicht angenommen werde und daß andere Auskunftsmittel auf die Bahn gebracht werden, als Gemeindeumlagen. — Sine ira et odio.

Worms, 22. Jan.

An vielen Orten haben sich in neuerer Zeit Vereine constituirt, die es sich zur Aufgabe gestellt, die Jugend in freien Vorträgen heranzubilden. Auch hierorts fühlen die jungen Leute das Bedürfniß, nicht allein zu einem solchen Institute, sondern auch zur Beschaffung eines Lesezirkels, in welchem die besseren neueren Erscheinungen unserer Literatur einer gründlichen Behandlung unterzogen werden sollen. Beide Institute würden einander fördern und somit unsere Stadt um eine Bildungsschule reicher seyn. Bereits haben die sich dafür interessirenden jungen Leute Hrn. Dr. A. Adler um seine Mitwirkung ersucht und hat derselbe bereitwillig dem Vereine seine reichen Kräfte zugesagt; wie dieser junge Gelehrte überhaupt stets bereit ist, das Gute und Schöne zu fördern, dafür sprechen seine erläuternden Vorträge aus dem Bereiche der Literatur, die er seit einiger Zeit unentgeltlich vor einem Kreis von Damen hält und die sich stets einer wachsenden Theilnahme zu erfreuen haben.

Frankfurt, 22 Jan.

Vor einigen Tagen war in hiesiger Stadt eine gesellschaftliche Vereinigung, wie sie in dieser Ausdehnung noch nicht statt gefunden hat. Ein hiesiges neuerbautes Haus hat seine gesellige Pforte dem Wissen, dem Geiste, den Künsten geöffnet. Alle Zweige der Wissenschaft waren vertreten, die Blüthe der hiesigen Künstler vereinigt. Freie Unterhaltung, geistreiche Bemerkungen tönten aus allen Gruppen; Austausch solcher Geister, wie muß er fördernd seyn für die Wissenschaft, für die Kunst und zugleich wie belehrend, wie höchst anziehend für die anderen Theilnehmer. Eine solche Geselligkeit ist zu loben, hoch zu preisen; denn in ihr wird materiellen Genüssen nicht gehuldigt, sondern nur dem Geiste, den erhebenden Künsten. Darum Dank der Hausfrau, Dank dem Hausherrn, welche zeigen, wie sie das Edle ehren, das Geistige befördern. B. M. L.

Am 25. d. M. werden die Schwestern Sophie und Isabella Dulken in einem von ihnen veranstalteten Konzerte im Saale des Hauses „Mozart" spielen, erstere auf dem Piano und letztere auf dem neuerfundenen Instrumente Concertina. Nach dem bereits ausgegebenen Programme werden Fräul. Oswald und die Herren Andrö, Eliason und Bockmühl mitwirken. Das Konzert beginnt um 7 Uhr.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 26 Jan., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Kärnthen und das österreichische Küstenland von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. Jan. (Neu einstudirt): Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel.

Mittwoch, 26. Jan. Zweite Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor. Dazu: Das nächtliche Rendezvous auf der Leiter, komische Pantomime mit Tänzen in einem Act, arrangirt von Hrn. Balletmeister Kilanyi. Hierauf: Der Rechnungsrath und seine Töchter, Lustspiel in 3 Abth., von Feldmann.

Donnerstag, 27. Jan. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Gräfin: Frau Anschütz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 27. Donnerstag, den 27. Januar 1848.

Kairo in Egypten.

(Aus Prof. F. M. Hessemer's größerem Gedichte: „Jussuf und Nafisse.")

Er (der Sultan) ließ sich dann im Fenstererker nieder
Im Holzgeflecht, das feine Kunst ihm baute;
Umspielt von kühlen Lüften schaute
Durch schatt'ge Säume seiner Augenlieder,
Er müd im innern Sinnen
Hinab auf Kairo mit den stolzen Zinnen.
Und wachen Geists, doch ruhevoll
Glich er dem Steuermann bei guter Fahrt,
Der, wenn in Stetigkeit das Segel schwoll,
Und er kein Zeichen eines Sturms gewahrt,
In Frieden hingelehnt sein Schiff betrachtet,
Auf jeden Theil in strenger Prüfung achtet,
Und des sich freut, was er vermag und hat.
So sah der Sultan jetzt auf seine Stadt.

O welche Stadt, des Auges Wonne!
Im Feuerglanz der rothen Abendsonne
Lag unabsehbar da das Häusermeer;
Von langgezognen Gassen irr durchschlängelt,
Wie neckend Fantasie den Sinn gegängelt,
Der solch ein Netz von Pfaden dem Verkehr
Der strengen Arbeit, wie der Liebe machte,
Und nur auf Reiz des bunten Bildes dachte;
Denn niedrig hier, dort hoch und stolz erhoben,
Denn näher hier, dort fremd zurückgeschoben,
Denn ärmer hier, dort Farb- und Marmorreich,
Stand Hütte wie Palast dem Eigner gleich.
Und freundlich eingefangen zwischen
Den Häusern mit den frei bekrönten Dächern
Lag mancher Garten, wo mit frischen
Hoch aufgeschoßnen Palmenfächern,
Im Gleichgewicht auf feinem Stiel,
Sich sanftes Weh'n der Luft erging zum Spiel;
Und auf den ebnen Dächern waren
Vom Abendglanz geladne Menschenschaaren,
Die nun der Kühlung thau'ge Wogen
Umschwankt von weh'nden Schatten sogen.

Da ging der Blick des Sultans durch die Gassen,
Um dort und da vergnügen sich zu lassen,
Dann folgt er hin und her gezogen
Den Taubenschwärmen, die da kreisend flogen,
Die dort wohl niedersanken,
Bei reichen Marmorbrunnen, wo sie tranken,
Die dort sich hoch im Bogen
Nach den Getreidehöfen schwangen,
Nach Körnern, die verloren da gegangen,
Und die dann all' in sanftem Flügelwehen
Entschwanden in der Gassen blaue Schatten,
Wo sie bei Häusern und Moscheen
An stillen Plätzen ihre Nester hatten.

Und weiter ward sein Auge festgehalten
Von mancher Kuppeln mächtigen Gestalten,
Die der Begeistrung Kraft erhoben hat,
Wo des Gebetes Stimmen sich entfalten.
Wie reich geschmückt mit goldnen Blumenbändern,
Wie fein geschnürt in schimmernden Gewändern,
Da vor dem Sultan jede Kuppel stand:
Ein Turban, der sich um der Andacht Scheitel wand!

Und bei den Kuppeln grüßten ihn die Thürme,
Die Widersacher mancher heißen Stürme,
Die stattlich sich so manchen Kranz
Von Rosenwerk der Kunst umgürtet,
Die sich je höher, um so reicher Glanz
In Uebermuth von Zierden aufgebürdet,
Die hoch in rankendem Verzweigen
Mit Blumenzinnen in die Lüfte steigen,
Und hier des Neumonds goldne Ringe zeigen.
O schlanke Pracht, vom höchsten Preis,
Wo kaum der Blick die Möglichkeit ermißt!
So glänzt ein Feuerkunstwerk, das mit Fleiß
Der Feuerkünstler Nachts zu schaffen weiß,
Das nun durch Zauberspruch versteinert ist.
Und vor des Sultans Auge standen
Die Thürme jetzt gleich Anverwandten
Von des Propheten Haus, manch junger Sproß
Bei manchem ältern Glaubenskampfgenoß,
Als Zeugen, wenn auch stummen Mundes,
Als Bürgen jenes ew'gen Bundes,
Den Gott mit seinen Gläub'gen schloß.

Da fing sich's auf den Thürmen an zu regen,
Auf jedes untern Kranzes schmalem Gang
Erschien der Rufer zum Gebet, und sang
In feierlichem Hin- und Herbewegen,
Ein Wort, das mahnend an die Seele klang,
Das sanft wie Thau nun in die Herzen drang,
Der Andacht welke Blumen da belebte,

Und weiter jetzt von Thurm zu Thurm sich schwang,
Als ob ein Engel da vorüber schwebte.

Der Sultan ließ das Auge weiter schweifen,
Als wollt' er in die weite Ferne greifen;
Er sah des Nilstroms Silberband,
Den klaren, oft wohl unterbrochnen Streifen,
Den eine Straße mit der Stadt verband,
Fest, überbrückend die Kanäle,
Als ob sie Kairo mit dem Nil vermähle,
Mit ihm, der sich durch grüne Säume wand,
Als ob er so viel reicher glänze,
Wenn er sein Ufer sich mit Palmen kränze,
Als ob er so die Wallfahrt sich verschöne
Durch dieses Land beglückter Menschensöhne.
Der Sultan sah dann, wie der Schiffe Schwingen,
Gestreifte Segel, hin und wieder gingen,
Die sich in Bulak, dort im Hafen
Beladen reich mit Schätzen
Von allen Ankerplätzen
Des großen Mittelmeeres trafen.

Dann jenseits von des Stromes Bette
Erschien der Wüste kahle Felsenkette,
Erschienen dann in majestät'schem Frieden,
In blauem Duft die ries'gen Pyramiden,
Bei denen jetzt die Sonne, goldner Pracht,
Entkleidet ihrer Strahlen, tief
Hinabgesenkt entschlief,
Und im Entschlafen noch die Nacht
Zur milden Herrscherin der Welt berief.

Der Sultan saß in Schauen lang verloren;
Er sah die Stadt dann düster sich umfloren,
Doch hellen Glanzes, klar und mild
Stand vor dem Geist als Stern ihm Jussufs Bild.

Und er erhob sich sacht;
Der Mond goß Träume nun in's Weh'n der Nacht;
Und als der Sultan in den Saal getreten,
Schickt er sich an, zu Gottes Preis zu beten.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Das Benehmen des Pächters war noch auffälliger, als das seiner Nichte. Auf seinem Gesichte zeigte sich keine Spur von Freude über den Triumph des Glaubens; seine Züge drückten im Gegentheil tiefe Bekümmerniß aus, und die krankhafte Blässe seiner Wangen konnte den neugierigen Blicken, die auf ihn geheftet waren, nicht entgehen. Aber was hatte der Arme in dieser Stunde auch zu erdulden! Er hatte an dem vorhergehenden Abende umsonst auf einen günstigen Augenblick gewartet, den Abbé allein sprechen zu können, und so war er über die Gestaltung seines Schicksals noch immer in der peinlichsten Ungewißheit. Auf welche Weise konnte es dem Abbé möglich seyn, die öffentlich verheißene Rückgabe der heiligen Gefäße zu bewerkstelligen? Dieser Gedanke war es, der ihn ausschließlich beschäftigte. Allerdings war der Abbé seit seiner Ankunft auf vielfache Art in Anspruch genommen worden, doch glaubte Fleuriot auch bemerkt zu haben, daß er sich absichtlich fern von ihm gehalten habe, wie es schien, um einer Erklärung auszuweichen, und dieser Umstand vermehrte seine Besorgniß nicht wenig. Er war darauf gefaßt, die Einweihungsceremonie mit einer aufrührerischen Scene endigen zu sehen, ja, er fürchtete, die Feierlichkeit selbst möchte durch einen Ausbruch des allgemeinen Unwillens unterbrochen werden. Der größere Theil der Anwesenden hatte sich nur in der Absicht eingefunden, den reichen Kirchenschmuck zu bewundern, der in der letzten Zeit der Hauptgegenstand des Tagesgesprächs geworden war; welche Entrüstung mußte die plötzliche Enttäuschung in den ohnehin schon aufgeregten Gemüthern hervorrufen! Umsonst durchspähte er den weiten Raum, um einen jener Gegenstände zu erblicken, deren Vorhandenseyn für ihn doch an das Reich der Unmöglichkeit gränzte: die beraubte Kiste, die man zu den Füßen des Altars aufgestellt hatte, war Alles, was er zu entdecken vermochte.

Was sollte aber die mit Sand und Steinen angefüllte Kiste an diesem heiligen Orte? Warum noch immer eine Täuschung unterhalten, die sich in wenigen Minuten so schrecklich aufklären mußte? Für die Versammlung lag nichts Auffälliges darin, denn man glaubte, die Gegenstände sollten vor dem fernern Gebrauche erst wieder geweiht werden; aber für den Pächter, der mit ganz andern Augen sah, blieb die Aufstellung der beraubten Kiste ein Räthsel. Seine Angst wuchs mit jedem Augenblicke und benahm ihm fast die Besinnung, so daß er zuletzt Zeichen förmlicher Geistesabwesenheit von sich gab. Die alte Katharine, die hinter ihm in einer dunkeln Kapelle saß und ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ, gerieth darüber in die größte Bestürzung.

Nachdem der Clerus die Sakristei wieder verlassen und mit Würde auf dem Chore Platz genommen hatte, begann die Kirchenmusik und verkündete den Anfang der Feierlichkeit. Die das Amt haltenden Priester erschienen mit prachtvollen Chorröcken bekleidet, die man von benachbarten Orten geliehen hatte, in denen es gelungen war, dieselben der Plünderung zu entziehen. Die erste heilige Handlung war die Wiedereinweihung des entwürdigten Gebäudes. Als der kleine Zug unter abwechselndem Gebet und Gesang langsam die Reihen der Versammlung durchschritt, als die Rauchfässer ihre betäubende Wirkung zu äußern begannen, und der ehrwürdige Abbé Düval den Boden mit geweihtem Wasser besprengte, da fühlte sich so mancher Spötter von einem Schauer der Andacht durchdrungen, und eine mahnende Stimme schlug an manches verhärtete Herz. Selbst Denis, dieser Verächter alles Heiligen, dieser Zweifler an Gott und Unsterblichkeit, konnte dem allgemeinen Eindrucke nicht ganz widerstehen und verneigte sich unwillkürlich, als die Prozession an ihm vorüber schritt.

„Man muß gestehen," murmelte er vor sich hin, um sich in seinen eigenen Augen zu entschuldigen, „diese Leute haben Etwas an sich, das dem gemeinen Mann imponirt und das selbst auf einen starken Geist einen flüchtigen Eindruck hervorzubringen vermag. Diese Ceremonie ist in der That ergreifender, als jene, die ich zur Zeit des Bürgers Robespierre veranstaltete, um das Fest des höhern Wesens zu verherrlichen. Lachten mir die Schurken doch geradezu in's Gesicht, als ich einem Jeden eine Garbe in die Hand gab und sie zu einem Zuge ordnen wollte, und heute schneiden die Tölpel Gesichter, daß man jeden Augenblick erwarten muß, sie fangen an zu weinen."

„Ach! Vater, wie schön, wie erhebend!" rief Anton, der den Ausbruch seiner Gefühle nicht länger zurückzuhalten vermochte. „Aber, wo sind die heiligen Gefäße?"

Der Schulmeister legte seinem Sohne durch ein Zeichen Schweigen auf, ohne ihm jedoch einen Vorwurf über seine Bemerkung zu machen. Er folgte dem Vorgange mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der entscheidende Augenblick nahte. Die Einweihung des Gebäudes war vollendet, und es mußte nun nothwendigerweise

die Reihe an den Altarschmuck kommen. Denis war nicht der Einzige in der Versammlung, der diesem Theile der Ceremonie in höchster Erwartung entgegen sah. Fleuriot hatte sich von seinem Sitze erhoben und richtete den Blick unverwandt auf die verhängnißvolle Kiste. Stellung und Züge drückten die Todesangst aus, die er in diesem Augenblicke empfand.

Als der Abbé sich der Kiste näherte und Anstalten machte, den Deckel zu heben, fühlte der Pächter seine Sinne schwinden. Sein Herz klopfte hörbar, seine Füße wankten; er schloß die Augen und lehnte sich erschöpft an einen Pfeiler. Es war ihm, als wenn ein rächender Blitzstrahl das Gewölbe der Kirche spalten und ihn, den Kirchenräuber, zerschmettern müsse. Er war einer Ohnmacht nahe.

Da durchlief ein dumpfes Gemurmel die Versammlung; er öffnete langsam die Augen und lenkte sie mit Aufbietung seiner letzten Kraft gegen den Altar ....

Ein heller Sonnenstrahl, der durch das hohe Bogenfenster auf den Altartisch fiel, spiegelte sich in dem aufgestellten goldenen Hostiengefäße und dem Kelche, deren Form ihm so genau bekannt war. Noch mehr, in den Händen des Abbé erblickte er die silbernen Kännchen und Leuchter, die emaillirten Lampen, kurz, alle die heiligen Gegenstände, die er einst in dunkler Nacht ausgegraben und Tags darauf an einen Goldschmied zum Einschmelzen verkauft hatte.

Man wird leicht einsehen, daß der Pächter durch diesen überraschenden Anblick außer Fassung gebracht werden mußte. Einen Augenblick blieb er mit offenem Munde und weit hervorgetretenen Augen unbeweglich stehen; dann stürzte er zu Boden und rief mit lauter Stimme:

„Es ist ein Wunder! ein Wunder, das Gott für mich armen Sünder thut!"

Man stürzte von allen Seiten zu seiner Hülfe herbei. Joanna und Katharine wollten ihn aus der Kirche führen; aber er drängte Alles von sich, erhob sich auf die Kniee und rief schluchzend:

„Lasset mich hier auf den Knieen .... es ist vorüber .... Seyd barmherzig und lasset mich beten ... ich muß beten!"

Als man ihn, auf sein inständiges Bitten, allein ließ, schien er sich nach und nach zu beruhigen; doch beharrte er in seiner büßenden Stellung bis zu dem Ende der Ceremonie und kümmerte sich nicht darum, daß Aller Blicke auf ihn gerichtet waren.

„Der arme Peter!" sagte die alte Katharine halblaut, während sie ihren Platz wieder einnahm; „hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß der Anblick der heiligen Gefäße einen so erschütternden Eindruck auf ihn machen würde! Man muß gestehen, eine solche Frömmigkeit sucht ihres Gleichen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber China und seine Bewohner.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Wie man auch über das chinesische Reich im Allgemeinen urtheilen mag, sey es in Beziehung auf seine Gesetzgebung und Verwaltung, oder in Rücksicht auf höhere Geistesbildung durch Kunst und Wissenschaft, so wird man doch darin den Chinesen Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, daß sie in Ackerbau, Künsten und Gewerben ein fleißiges, strebsames Volk sind, und daß daher die technologische Kulturstufe, auf der sie stehen, keineswegs als eine bedeutungslose zu betrachten sey, welche sie übrigens leicht verlassen und zu fernerem Fortschritte sich befähigen könnten, wenn sie aus dem chinesischen Zauberkreis, der schon seit einer langen Reihe von Jahrhunderten um sie gezogen, mit muthiger Entschlossenheit heraustreten und von den Europäern das Bessere annehmen und das Gründlichere erlernen wollten. Sie, die früher im Besitze der Buchdruckerkunst waren als die Europäer eben so des Schießpulvers und der Magnetnadel — was könnten sie bei ihrem großen technischen Geschick, welches sie bei der uralten Seidenkultur, der Behandlung der Theestaude, der Fabrikation des trefflichsten Porzellans und vieler anderer Gegenstände des Luxus und der Mode an den Tag legen, nicht noch Alles leisten, wenn sie sich fernerhin nicht mehr mit ihren ererbten Gedanken und Kunstfertigkeiten begnügen sondern auch neue Methoden, neue Geschicklichkeiten bei dem Betriebe der bürgerlichen Gewerbe und Künste aneignen wollten.

Das großherzogliche Museum zu Darmstadt hat aus der reich ausgestatteten chinesischen Produkten-Sammlung des Hrn. Grafen Karl von Schlitz, genannt Görz, eine interessante Auswahl von Kunst- und Industrie-Erzeugnissen zum Geschenk erhalten, welche in ihrer Zusammenstellung einen belehrenden Ueberblick einiger Zweige des chinesischen Gewerbfleißes geben. Diese Ausstellung bestätigt des Chinesen technisches Geschick, welches nur einer höheren Leitung zu bedürfen scheint, um Besseres leisten zu können.

Die solideste Grundlage der öffentlichen und Privatwohlfahrt in China ist der Ackerbau, der auf fruchtbarem Boden und unter dem Einflusse eines günstigen Klima mit dem glücklichsten Erfolge betrieben wird. Die chinesischen Herrscher waren aber auch so sehr von dem hohen Werthe der Agrikultur durchdrungen, daß sie selber jährlich wiederkehrende Ackerbaufeste mit großem Gepränge veranstalteten, wobei sie mit ihrem Hofstaate in Person erschienen und mit dem Pfluge in der Hand, in höchsteigener Person — um im europäischen Hofstyl zu reden — einige Furchen zogen. Unmöglich könnte auch China ohne einen äußerst ergiebigen Ackerbau eine so zahlreiche Bevölkerung ernähren, welche dem englischen Gesandten Macartney, der, wenn ich nicht irre, in den neunziger Jahren in China war, sogar zu 330 Millionen amtlich angegeben wurde, eine Größe, die doch etwas stark übertrieben zu seyn scheint, wie auch Andere meinen, die über China geschrieben haben. Die Hauptstadt Peking hat 1700,000 Einwohner, Nanking 514,000 Einwohner, Canton 845,729 Einwohner, Fok-han 320,000 Einwohner, und so gibt es noch eine große Zahl anderer Städte im chinesischen Reiche, die sämmtlich zahlreiche Bevölkerungen haben.

Was je Fürstenstolz Lächerliches und Ausschweifendes hat ersinnen können, findet sich in dem Titel des jeweiligen regierenden chinesischen Kaisers vereinigt, der sich in seinem mehr kindischen als männlichen Uebermuthe „Sohn des Himmels und Beherrscher der Welt" stolzer Weise zu nennen beliebt. Die jetzt regierende Dynastie besitzt seit dem Jahre 1644 den Thron und stammt aus dem Tungusenstamm der Mandschu.

Die Strafgesetzgebung der Chinesen ist eine mit Blut geschriebene und scheint wegen ihrer barbarischen Grausamkeit nur mit der berüchtigten Halsgerichtsordnung Kaisers Karl des Fünften in Vergleichung gestellt werden zu können. Die chinesischen Richter sind freigebig in der Erkennung von Todesstrafen, anderen furchtbaren Leibesstrafen und sogar schrecklichen Verstümmelungen des menschlichen Körpers, die alles menschliche Gefühl empören und auf eine Regierung den Verdammungsspruch zurückwerfen, welchen sie gegen schwache hülflose Unglückliche oder Verirrte in so höchst grausamer Weise aussprechen und vollziehen zu lassen nicht das geringste Bedenken trägt. Man sieht daraus, daß die hochgepriesene heilige Justitia, mit dem blanken, zweischneidigen Schwert in der Hand, in der Welt ein sehr wandelbares unbestimmbares Ding ist, welches in manchen Staaten mehr zur Unterdrückung und Herabwürdigung der Menschen als zu ihrem Schutze und zur Wahrung ihrer persönlichen Rechte im Geiste eines wahrhaft vernünftigen Rechts geschaffen zu seyn scheint. —

Die grausame Strafgesetzgebung des himmlischen Reichs steht

in auffallendem Kontraste mit der gesellschaftlichen Abgeschliffenheit und der durch künstliche Umgangsformen sich auszeichnenden Höflichkeit der Chinesen. Nichts gleicht den feinen Aufmerksamkeiten und zuvorkommenden Gefälligkeiten in dem chinesischen Umgangsleben, und was diesen Punkt betrifft, so scheinen es die Chinesen darin unter den civilisirten Nationen am weitesten gebracht zu haben. Uebrigens ist es wohl möglich, daß die chinesischen jungen Damen im Umgange vielleicht liebenswürdiger sind als in der bloßen Beschauung im Bilde, wo sie, wie in einem Glasgemälde der oben erwähnten Sammlung, mit ihren Vogelkrallen an den Fingerspitzen eben nicht sehr liebenswürdig aussehen, wenn sie auch sonst noch so sehr im blendendsten Putze und Farbenschmucke prangen. Ihr Blick ist der von Kurzsichtigen, und die kleinen Augen, mit denen sie blinzend in die Welt sehen, wird wohl Niemand in der europäischen Gesellschaft als ein Attritut weiblicher Schönheit betrachten wollen. Doch gönnen wir den chinesischen Damen ihre eigenthümlichen Reize, die in der Heimath ohne Zweifel eine bessere Würdigung unter den Männern erhalten und sie den Weg durchs Leben als Frauen, Mütter und Großmütter finden lassen. Zuletzt hat ja ein jeder gesund geborene Mensch eben Das, was er unter keiner Zone zu seinem Fortkommen und zu seinem Glücke entbehren kann.

Mannichfaltigkeiten.

(Brüssel. — Hamb. B.) Im laufenden Jahre wird hier eine Kunstausstellung stattfinden. Diese Ausstellung ist, wie aus einer amtlichen Mittheilung über dieselbe hervorgeht, nach größtem Maßstabe angelegt. Ohne Rücksicht auf das Geburtsland des Künstlers finden alle Kunstwerke Aufnahme, damit sich ein heilsamer Wetteifer der verschiedenen Künstlerschulen unter einander entwickeln könne. Der königl. Ordonnanz vom 5. April 1845 zufolge, welche diese Ausstellungen verordnet und ihre Wiederkehr von drei zu drei Jahren verfügt, wird die diesjährige Ausstellung am 15. August eröffnet und am ersten Montag des Octobers geschlossen werden. Die auszustellenden Kunstgegenstände sind an den Ausstellungs-Ausschuß (commission directrice de l'exposition nationale des objets d'art) in Brüssel zu addressiren. Nach dem 31. Juli wird kein Kunstgegenstand mehr angenommen. Diejenigen Künstler, welche den eingesandten Gegenstand zu verkaufen gesonnen sind, haben bei der Einsendung dem Präsident der Belohnungs-Jury (président du Jury des récompenses pour l'exposition nationale des objets d'art) eine Beschreibung des Gegenstandes nebst Angabe des geforderten Preises zu übermachen. Ueber die Zulassung zur Ausstellung entscheidet die Zulassungs-Jury; dieselbe läßt keine anderen Kunstgegenstände zu als: Gemälde, Statuen, Basreliefs, Zeichnungen, Kupferstiche, Ciselirungen und Lithographien. Copien, Gemälde, Zeichnungen oder Lithographien ohne Rahmen werden nicht angenommen; eben so wenig solche, welche schon einmal in Brüssel öffentlich ausgestellt gewesen sind. Die Befreiung von der Zollvisitation an der Gränze und der freie Transport auf der Eisenbahn werden aller Wahrscheinlichkeit nach eben so wie im Jahre 1845, auch im nächsten Jahre bewilligt.

(Mainz, 21. Jan. — Gr. Hess. Ztg.) Ein am 18. d. M. hier publicirtes, vom 7. d. datirtes amtliches Regulativ verordnet, daß alle auf den hiesigen Fruchtmarkt verbrachten Früchte, ohne Unterschied der Gattung, statt wie bisher gemessen, künftighin mit dem Normalgewichte von 200 Pfund = 100 Kilogramms gewogen werden sollen, und daß darnach der Preis zu bestimmen sey. Die Ausmittelung des Gewichts geschieht vermittelst gesetzlich geaichter Wagen durch die bisherigen Mitter. — Diese Verordnung trat auf heutigem Fruchtmarkt, der übrigens sehr schwach befahren war, zum ersten Male in Wirksamkeit.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Man liest in der Hannover'schen Morgenztg.: „Die Wiederaufführung von Müllner's „König Yngurd“ ist keine der schwächsten Proben von dem guten Geschmack unserer Bühne. Sie wollte damit ohne Zweifel nur den Geschmack von ehedem verhöhnen und wählte darum auch das elendeste aller Müllner'schen Machwerke.“ In allem Ernste kann man nicht recht begreifen, wie heutigen Tages noch ein Theaterregime ein derartiges Stück wieder aufsuchen und dem Publikum vorführen kann. — Auf dem Königsstädter Theater in Berlin wurde das von H. Börnstein aus dem Französischen übersetzte zweiactige Lustspiel: „Don Aranda, oder große Leidenschaften“ ohne sonderlichen Erfolg gegeben. Auch der des Werder'schen „Columbus“ ist kein bedeutender, jedoch wird das Trauerspiel von Kritikern, deren man ein Urtheil zutrauen darf, als eine sehr bedeutende dramatische Erscheinung bezeichnet und den deutschen Bühnen zur Aufführung empfohlen, wenigstens solchen, welchen die Befriedigung der schaulustigen Masse nicht als die einzige und höchste Aufgabe erscheint. Klar und übersichtlich in der Anlage, ist auch das Einzelne von derselben poetischen Stimmung beseelt, aus der das Ganze geboren ist; doch verlangt es, wie alles Gediegene, die gespannte und ungetheilte Aufmerksamkeit des Zuhörers und wird diesem alsdann nicht sowohl Theatereffecte, als vielmehr geistigen Genuß und Erhebung bereiten. — Ueber die Aufführung von Shakespeare's „Sommernachtstraum“ wird richtig bemerkt, daß solcher von der Bühne herab nur als Curiosum erscheinen kann, denn es gibt kein in dramatische Formen gegossenes Werk, das eine Verkörperung weniger verträgt als dieser Sommernachtstraum.

Im Verlage der „literarischen Anstalt“ (J. Rütten) in Frankfurt wird in diesen Wochen ein socialer Roman von W. H. Riehl erscheinen, der es versucht, die in ihrer äußerlichen Possenhaftigkeit zu Tageshelden des deutschen Volkswitzes gewordenen Figuren des Eisele und Beisele zu Gestalten des feineren poetischen Humors auszubilden, welche als Dämone des unfreiwilligen Spottes durch die Lächerlichkeiten und Verrücktheiten des socialen Lebens der Gegenwart schreiten.

Charade.

(Viersylbig.)

Immer sind parterre die ersten beiden,
Auch im Thale sind sie immerdar. —
Und die Menschen werden dich beneiden,
Wenn du glücklich trafst — das zweite Sylbenpaar.
Der ist reich, der groß das Ganze hat,
Wehe Dem, der's zu erdulden hat.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 25

Stern. Austern.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. Jan. Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in 1 Act. Hierauf: Zweite Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor. Dazu: Das nächtliche Rendezvous auf der Leiter, komische Pantomime mit Tänzen in einem Act, arrangirt von Hrn. Balletmeister Kilanyi. Hierauf: Der Rechnungsrath und seine Töchter, Lustspiel in 3 Abth., von Feldmann.

Donnerstag, 27. Jan. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Gräfin: Frau Anschütz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. K. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 28. Freitag, den 28. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Fortsetzung.)

Auch in einem andern Theile der Kirche hatte das Erscheinen der heiligen Gefäße eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht, wenn auch in ganz anderer Art. Als der Schulmeister jene Kostbarkeiten, nach deren Besitz ihm seit dreißig Jahren gelüstet hatte, eine nach der andern auf dem Altartische aufstellen sah, wurde er bleich vor Wuth und knirschte mit den Zähnen.

„So enthielt jene Kiste, die schon in meinen Händen war, wirklich den Schatz!" murmelte er vor sich hin. „Wo hatte ich meine Sinne, als ich glaubte, sie enthalte nur Steine? Das ist zu viel! Ich werde den Verlust nie verschmerzen können; Aerger und Scham werden mich umbringen!"

„Vater," flüsterte ihm Anton unbefangen in das Ohr, „sind das die heiligen Gefäße, die Ihr durchaus zu sehen verlangtet, ehe Ihr in meine Verbindung mit Johannen willigen wolltet?"

Denis mußte seine ganze Besonnenheit aufbieten, um diese ungelegene Frage nicht handgreiflich zu beantworten.

„Schweig!" rief er dem Sohne mit erstickter Stimme zu; „Du allein bist die Ursache von meinem Unglücke. Du bist ein Elender! Ich hasse Dich!"

Der arme Bursche wußte nicht, wodurch er den Zorn seines Vaters so plötzlich erregt hatte, und trat betroffen zurück. Denis suchte sich zu fassen.

„Sachte, Denis, sachte!" sprach er besänftigend zu sich selbst. „Du hast Dir schon eine große Blöße gegeben, die hingereicht haben würde, Dein ganzes Ansehen im Dorfe zu vernichten, wenn Fleuriot und der Pfarrer sie böswillig benutzt hätten. Die Herrschaft der Priester beginnt augenscheinlich von neuem," fuhr er nach einiger Ueberlegung fort; „das bedarf wohl der Beachtung! Aber es liegt in dem ganzen Hergange noch etwas Dunkles, etwas Verstecktes. Wie soll ich mir die Unruhe und später die Bestürzung des Pächters erklären? Hm! wer weiß? der Pfarrer kommt von Paris, wo man Gold und Silber so täuschend nachzumachen versteht .... Wahrhaftig! ich muß genau untersuchen ...."

Nach der augenblicklichen Störung, zu welcher der Pächter Veranlassung gegeben hatte, wurde die Feierlichkeit durch keinen bemerkenswerthen Vorfall wieder unterbrochen. Auf die Einweihung der Gefäße folgte die Messe, und eine Predigt des Abbé Düval, die in so manches Auge Thränen rief, machte den Beschluß.

Die Versammlung hatte bei dem ganzen Vorgange eine ruhige Haltung und, zum großen Theile, selbst eine Andacht gezeigt, wie man sie von einer Gemeinde, in der so lange Gesetzlosigkeit und Verachtung alles Heiligen geherrscht hatten, kaum erwarten konnte. Als Abbé Düval, nachdem er die amtlichen Verrichtungen beendigt hatte, an der Spitze der Geistlichkeit die Kirche verließ, empfing ihn das laute Jubelgeschrei der auf dem freien Platze versammelten Gemeinde. Man drängte sich zu den würdigen Männern heran, man drückte ihnen die Hände, man küßte den Saum ihrer Kleider; Alles bewies, wie mächtig der Lichtstrahl des neu erwachten Glaubens auf die Gemüther gewirkt hatte.

Indem der Abbé die Versammlung etwas näher mit den Blicken musterte, bemerkte er die beiden Denis, den Pächter mit seiner Nichte und den Maire von Bauffave, die in eine Gruppe zusammengetreten waren. Er näherte sich ihnen, begrüßte sie freundlich, und wandte sich dann mit Zuvorkommenheit an den Munizipalbeamten, um ihm für den an dem Feste genommenen Antheil zu danken. Der Maire, der nur sein schlechtes Patois sprach, antwortete mit einer stummen Verbeugung.

„Herr Maire," fuhr der Abbé mit Würde fort, „ich erlaube mir, Ihre Anwesenheit in Saint-Clair zu benutzen, um mich einer Pflicht zu entledigen, die mir noch obliegt. Sie wissen, daß es mir gelungen ist, die Schätze der Kirche der Plünderung zu entziehen, und ich glaube, daß mir deshalb nur um so mehr das Recht zusteht, dieselben auch fernerhin in Verwahrung zu behalten, so lange es mir vergönnt seyn wird, das Amt des Seelsorgers in dieser Gemeinde zu bekleiden. Um jedoch die Gemeinde in den Stand zu setzen, in vorkommenden Fällen Rechenschaft über diese Kostbarkeiten fordern zu können, habe ich ein genaues Verzeichniß aller zum heiligen Dienste gehörigen Gegenstände angefertigt und lege dasselbe hiermit in Ihre Hände?"

Kaum hatte der Maire das ihm dargebotene Dokument in Empfang genommen, so entriß es ihm der Schulmeister wieder.

„Lasset ein Mal sehen, Groß-Jean!" rief er hastig. „In dieser Sache weiß ich besser Bescheid als Ihr, und es müßte wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn es Jemanden gelingen sollte, mich über das Gewicht und den Werth dieser Sächelchen zu täuschen. Ein Hostiengefäß von Gold, vier Mark schwer," fuhr er lesend fort. „Hm! wäre es nicht schwerer als vier Mark gewesen? Ich möchte fast behaupten ...."

„Halt! Herr Denis," unterbrach ihn der Abbé in strengem Tone; „ich dächte, Sie hätten keine Ursache, Ihr bisheriges anstößiges Betragen fortzuführen! Aber kaum sehen Sie den Schatz vor Ihnen und Ihres Gleichen gesichert und dem heiligen Dienste wiedergegeben, so bringen Sie ihn schon auf's neue mit unwürdigen Gedanken in Verbindung."

Denis schlug beschämt die Augen nieder und wagte nicht, auf diesen nachdrücklichen Verweis Etwas zu erwiedern. Er gab dem Maire das Dokument zurück und versicherte, es sey Alles in der besten Ordnung.

„Beschäftigen wir uns jetzt mit einem andern Gegenstande," begann der Abbé in seiner gewöhnlichen sanften Weise, „und zwar in Betreff dieser armen jungen Leute. Ich erwarte von Ihnen,

Herr Denis, daß Sie der Verbindlichkeit nachkommen werden, die Sie sich gestern vor so vielen Zeugen in bündiger Form selbst auferlegt haben."

„Ich muß mich wohl fügen," erwiederte Denis, der es für das Beste hielt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen; „ein guter Bürger hält an seinem Worte. Dennoch verhehle ich Ihnen nicht, daß Fleuriot mich gestern erschreckt hat, indem er von seinen Schulden sprach."

„Fleuriot Schulden? Er, ein Mann, dessen Hausstand so gut geordnet, dessen Lebensweise so einfach ist, er sollte Verbindlichkeiten haben, die seine Kräfte übersteigen? Eher wollte ich glauben, daß er ein hübsches Sümmchen baar als Nothpfennig liegen hätte."

„Allerdings, Herr Pfarrer," sagte der Pächter verlegen; „aber ich gedachte des Ersatzes, den ich in einer gewissen Angelegenheit zu leisten haben werde."

„Lasset Euch das nicht kümmern; Alles ist schon ausgeglichen. Wie, Denis, Sie hätten den schlauen Peter nicht durchschaut, der seine Nichte gern ohne eine Mitgift an den Mann bringen wollte? Aber beruhigen Sie sich; ich verspreche Ihnen in seinem Namen, daß es dem guten Mädchen an einer artigen Aussteuer nicht fehlen soll."

„In diesem Falle, Herr Pfarrer, habe ich Nichts mehr einzuwenden. So umarmet Euch, Kinder, und dies Mal in vollem Ernste."

„Da werden wir zu thun bekommen, Herr Maire," bemerkte der gute Greis lächelnd, und deutete auf die beiden jungen Leute, die ungezwungen dem Drange ihrer Herzen folgten. „Also auf Wiedersehen bei der Hochzeit!"

Mit diesen Worten grüßte er den kleinen Kreis und lenkte seine Schritte nach dem im Bau begriffenen Pfarrhause, wo er von seinen Kollegen erwartet wurde.

Man kann sich denken, mit welcher gespannten Erwartung Fleuriot einer Aufklärung über die an das Wunderbare gränzenden Vorgänge dieses Morgens entgegen sah. Vergebens bemühte er sich, einen günstigen Augenblick zu finden, in welchem er den Abbé hätte allein sprechen können, da dieser den ganzen Tag über von fremden Geistlichen umgeben war. Als endlich der Abend nahte, und die Fremden sich zurückgezogen hatten, schlüpfte er in das Zimmer seines Gastes, der so eben das Abendgebet verrichtete.

(Schluß folgt.)

Ueber das Volksschulwesen zunächst im Großherzogthum Hessen.

Aus der Provinz Oberhessen, im Jan.

Der Einsender des Aufsatzes in Nro. 351 dieses Blattes vom 21. Dec. v. J. hat gewiß Jedem, welchem der Unterricht der Jugend am Herzen liegt und an Allem, was geeignet ist, ihn zu heben und zu fördern, Interesse nimmt, aus der Seele gesprochen, indem er behauptet: daß dem Volksschulwesen eine weitere und durchgreifende Verbesserung dringend noth thue, wenn überhaupt auf eine das sittliche und materielle Wohl des Volkes vorzugsweise verbürgende Jugendbildung gehofft werden wolle. Allein nach unserm Dafürhalten hat derselbe unter vielen treffenden Bemerkungen doch auch Unwesentliches berührt und Wichtiges übergangen.

Es ist sicherlich heilsam, wenn dieser so unendlich belangreiche Gegenstand auch von anderer Seite und oft besprochen wird; dergleichen öffentliche Stimmen läutern die Begriffe und führen, so Gott will, nach und nach zu der allseitigen lebendigen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abhülfe und weiteren Gestaltung der organischen Einrichtungen.

Wer wollte die Richtigkeit des Satzes läugnen, daß dem Lehrer der Jugend ein solches Einkommen geboten werden müsse, daß ihm wenigstens drückende Nahrungssorgen vom Herzen genommen werden; wer wollte in Abrede stellen, daß die Wirksamkeit des Lehrers, welcher kaum sein tägliches Brod gewinnt und den mannichfachen Bedürfnissen des Lebens auch bei der sparsamsten Einrichtung nicht genügen kann, eine große Beeinträchtigung erfahren muß?

Aber der wesentlichste Uebelstand ist, allgemein genommen, nicht gerade in der Unzulänglichkeit der Besoldungen der Lehrer zu suchen, indem nach den Erfahrungen des Verfassers dieser Zeilen in den Bezirken, in welchen er bekannt ist, doch wohl bei weitem die Mehrzahl der Lehrer eine Besoldung genießt, die ihren Inhabern ein nothdürftiges Auskommen gewährt, die gering dotirten Stellen auch nur mit Anfängern im Schuldienste besetzt, tüchtige Leistungen im Lehrfache der Regel nach mit Beförderungen auf bessere Stellen belohnt werden, auf dem Lande die Erzeugung der nothwendigsten Haushaltungsbedürfnisse auf Schulgütern oder einem eigenen Aeckerchen meistens mit geringem Aufwande möglich ist und unter den Lehrern so viel Pflichttreue gefunden wird, daß nicht wohl angenommen werden kann, ein ungenügendes Einkommen führe allerwärts und allgemein zum Rückgange in dem Stande der Schulen hin.

Durchmustert man die Schulen des flachen Landes in einem größeren Umkreise, so stößt man allerdings gar zu oft auf eine höchst beklagenswerthe Mittelmäßigkeit; aber der sachverständige Forscher muß bei näherer Prüfung der Ursachen jener Erscheinung zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieselben, fast durchweg, nicht in dem ungenügenden Einkommen der Lehrer und in einer dadurch herbeigeführten Entmuthigung und geringen Leistungsfähigkeit derselben, vielmehr in einem ganz anderen und einflußreicheren Uebelstand begründet sind.

Wenn wir auch nicht sagen wollen die meisten, doch eine sehr große Anzahl von Schulen leidet an Ueberfüllung.

In öfters so kleinen Räumen, daß die Schüler kaum den Händen, vielweniger dem ganzen Körper freie Bewegung zu gönnen im Stande sind, sitzen 80 — 90 — 100, ja noch mehr Knaben zusammen und werden von Einem Lehrer in den wenigen Morgenstunden unterrichtet, um Nachmittags einer gleichen Anzahl von Schülern der Mittel- und Elementarklasse Platz zu machen. Tag für Tag quält sich der Lehrer von Morgens früh bis in die späten Nachmittagsstunden ab, um die Kinder nur in den nothwendigsten Lehrgegenständen zu einigermaßen befriedigenden Erfolgen zu führen. Doch die Masse überwältigt ihn, allmählig sieht er seine Kraft dahinschwinden und mit innerem Schmerze fühlt er, daß mit abnehmender Kraft auch die Lust und der Eifer am Unterrichten sich kühlt. Es würde uns für den Raum dieser Blätter zu weit führen, wenn wir alle die Nachtheile im Näheren hervorheben wollten, welche jene Ueberfüllung der Schulen im Gefolge hat, aber wir wollen nur auf die nächste Folge hinweisen, daß der Lehrer genöthigt ist, seinen Lectionsplan auf die unbedingt nothwendigsten Lehrgegenstände, Religion, Lesen, Schreiben Rechnen und Gesang zu beschränken, um nur diesen Lehrfächern eine zufrieden stellende Seite abzugewinnen. Aber die Anforderungen der Zeit machen auch auf dem flachen Lande eine umfassendere Schulbildung nöthig. Wir rechnen uns zwar zu Denjenigen, welche der Meinung sind, daß der Unterricht in der Religion allem Andern vorangehe, daß die wahrhaft religiöse Erziehung als der Grundpfeiler der menschlichen Wohlfahrt zu betrachten ist; aber der Bau des Wissens, welcher auf demselben aufgeführt wird, muß eine um so reichere Gliederung erhalten, je schwerer es wird, dem Leben die Nothdurft oder die Behaglichkeit abzuringen. Darum können wir jenen noth-

wendigsten Bereich des Unterrichts auch nicht für allein zulänglich erachten, und wir sind daher der Meinung, daß vor Allem dem Haupthindernisse des Volksunterrichts, der Ueberlastung des Lehrers mit der Zahl der zu unterrichtenden Kinder, begegnet werden müsse.

Wenn aber auf der einen Seite die Schulen vermehrt und auf der andern die Besoldungen der Lehrer verbessert werden sollen, so erhebt sich nun die Frage, ob dann auch die Gemeinden auf dem Lande, auf welchen überall gesetzlich die Kosten des Schulunterrichts lasten, alle oder der Mehrzahl nach die Mittel besitzen, solchen Anforderungen zu genügen? Wir behaupten und gedächten es zu beweisen, daß dies nicht der Fall ist.

(Schluß folgt.)

Aus C. Gollmick's: „Der Unsterbliche."

Unter diesem Titel hat der genannte Verfasser im Verlag von C. E. Kollmann in Leipzig einen Roman aus dem Künstlerleben erscheinen lassen, welchem wir nachstehendes Fragment entnehmen. Herr Zeitmann, einer der Hauptpersonen des Romans, unterhält sich mit Herrn Leander, einem Klavierlehrer, dem er seinen Sohn Cäsar in die Schule gegeben hat, über Talent, Genie und Unsterblichkeit.

„Ich muß gestehen, lieber Mann", sprach Leander, „daß Sie ein exemplarischer Erzieher sind und daß es Ihre Schuld gewiß nicht ist, wenn Cäsar als Klavierspieler nicht eben so groß wird, als sein Namensvetter es in Rom war"; er glaubte etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben und blinzelte deshalb vertraulich mit sich selbst in den Spiegel.

„Große Geister begegnen sich überall", entgegnete Zeitmann. „Jener Cäsar war ein Herrschergenie. Er spielte die Welt wie ein Klavier und die Menschen waren seine Tasten. Auch mein Cäsar wird ein Held werden."

„Daß er die Tastatur beherrschen wird, dafür garantire ich aber ob er ein Genie ist" —

Zeitmann sah ihn erschrocken an. — „Nun, was wäre mir denn das? Wozu hätte ich denn alle diese Apparate angeschafft? Ich bitte Sie" —

Leander wiegte den Kopf, lächelte und schnalzte mit der Zunge. „Lieber Mann — wozu der unnöthige Eifer? Seyn Sie froh, wenn der Junge kein Genie ist. Beten Sie zu allen neun Musen, daß er ja keines werde. Die Genies der alten und neuen Welt sind fast alle verhungert, weil sie entêtirt ihren eigenen Weg gehen und sich weder um Publikum, noch um Zeit und Geschmack geschoren haben. Nur die Nachwelt reicht ihnen den Lorbeer, weil das bequemer und wohlfeiler ist. Dagegen beherrschen die Speculanten der Kunst das Universum und werden mit Gold überschüttet, ohne den Gewinn der Genies zu entbehren: die Ehre. Das Genie, sagt man, geht nie unter. Verba sunt! Kennt man denn alle die Genies, die untergegangen sind? Weil sie untergegangen, weiß man nichts von ihnen, und die Welt spricht nur von Denen, die mit der flatternden Hungerfahne in der Linken und mit dem Schwert des Geistes in der Rechten den Wall der Unsterblichkeit erstiegen haben. Die Welt klammert sich mit ängstlicher Erinnerung an diese Kämpfer und setzt ihnen Monumente, um — sie ja nicht zu vergessen."

„Aber dieser Ruhm über den Sternen — dieses Fortleben in der Geschichte — dieser Platz im ewigen Pantheon?" fiel Zeitmann mit Pathos ein . . .

„Oder im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, wollen Sie sagen? — Pah — Phrasen, nichts als Phrasen!" Und Leander stellte sich dicht vor ihm hin und betrachtete ihn mit verächtlichem Sarkasmus:

„Und Sie, Herr Zeitmann, radotiren von Sternen, — Ruhm und Pantheon, Sie, der Sie nur auf Mittel speculiren, aus Cäsar einen Crösus zu machen? Armer Mann! Wo die Kunst schon auf dem Halm verkauft wird, da hört alle Unsterblichkeit auf. Und was ist dieses Hirngespinnst, Unsterblichkeit? Wie lange dauert sie? Was ist die Spanne Zeit von einigen Hundert Jahren gegen die Ewigkeit, von der man träumt? Wie viele große Männer — Könige, Weise und Künstler — haben auch Anspruch auf dieselbe Unsterblichkeit gemacht und — sind doch vergessen — wie Viele sind gar nicht bemerkt worden? Das Glück verwaltet das Amt eines Pförtners am Palast der Unsterblichkeit und besitzt allein den goldnen Schlüssel dazu. Jedes Jahrhundert ist ein Gemach in diesem Palast. Bei dem Pförtner aber kann man sich einschmeicheln, kann sein Protegé werden. Es hängt also ganz von ihm ab, in welches Gemach er seine Clienten einsperren will. Die klassischen Geister des Alterthums hatten das Glück, in die hintersten Gemächer eingelassen zu werden. Andere, die es nicht minder verdienen mögen, müssen sich mit den vordersten begnügen, andere werden an der Schwelle wieder fortgeschickt. Aber auch diesen Palast wird die Zeit zertrümmern und er muß einem neuen Platz machen."

„Und wir Menschen wollen dem Genuß der irdischen Güter entsagen, um ein so baufälliges Phantom zu gründen, um einem bloßen Irrlicht nachzujagen?"

Zeitmann kratzte sich, wo es ihn nicht juckte, und sprach: „Aber diese Leute sind doch glücklich. Ihr Geist, ihr Gemüth macht sie die Entbehrungen nicht empfinden. Das Genie erhebt sie über alles Fatale."

„Aber wir Kunstspeculanten sind glücklich, ohne zu entbehren. Wir genießen die Ehre sammt den Freuden irdischer Güter. Wir greifen dabei nur nicht in's Unendliche, Blaue hinein — das ist Alles. Deshalb danken Sie Gott, daß Cäsar kein Genie ist. Den Virtuosen kann man machen, wie man einen Tisch oder einen Stuhl macht. Sie kennen mein Principium. Eigensinnige Concentration aller Kräfte auf einen Punkt, ununterbrochenes Ochsen — mehr braucht es nicht. Mit diesem Princip nehme ich den dümmsten Bauernjungen von der Straße weg und mache in zwei Jahren einen Matador aus ihm. So treiben und stacheln auch wir diesen Burschen hier, und was gilt's, in kurzem ist er ein gemachter Mann, das heißt für diese Welt, nicht für die andere. Uebrigens kenne ich Ihre Schwäche. Machen Sie immerhin die Welt glauben, Cäsar sey ein Genie, es kann nicht schaden. Die Welt macht ihn ohnedem dazu, wenn er glücklich ist. Und er wird glücklich seyn, wenn er sich selbst vertraut und ihr zu imponiren versteht. Ha, ha! Sie sind ein kluger Mann, denn Sie wollen Alles auf ein Mal, Genialität und Lebensgenuß, Reichthum und Unsterblichkeit!"

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 15. Jan. — D. Allg. Z.) Der gegenwärtige Polizeipräsident unserer Residenz, Hr. v. Minutoli, ist unermüdlich in Verbesserungen, die sich über alle Zweige seines Verwaltungsressorts erstrecken. So hat derselbe namentlich in neuerer Zeit die Ordnung und Ueberwachung des Verkehrs auf den hiesigen Wochenmärkten zum Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit gemacht, wodurch vielfachen frühern Uebelständen und daraus entsprungenen Klagen abgeholfen ist. Als eine ganz eigenthümliche Einrichtung zur Regelung des Verkehrs müssen wir die seit dem Anfange dieses Jahres eingesetzten marktpolizeilichen Schiedsgerichte bezeichnen. Auf den beiden besuchtesten Wo-

chenmärkten, dem Gendarmenmarkt und dem Dönhofsplatze sind Breterbuden errichtet, in denen Polizeibeamte ihren Sitz haben, die zunächst durch Aufziehen und Einziehen einer Fahne das Zeichen zum Beginn oder zum Schlusse des Marktes geben, und außerdem beauftragt sind, alle Streitigkeiten während des Marktverkehrs vorläufig zu entscheiden. In den Buden befinden sich alle zu solcher Entscheidung erforderlichen Maße und Gewichte, so wie namentlich auch ein sogenannter Buttermesser, durch den sich erkennen läßt, ob die Butter rein oder mit fremdartigen Bestandtheilen gemischt ist. Auch die neue Einrichtung, daß die sogenannten Marktträgerinnen mit Legitimationskarten versehen seyn müssen, gereicht wesentlich zum Nutzen des betheiligten Publikums, indem früher die Fälle nicht selten vorkamen, daß abgefeimte Betrügerinnen sich zum Tragen von Einkäufen anboten und mit denselben bei günstiger Gelegenheit davon gingen.

Literatur.

Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichts, verfaßt, gesammelt und herausgegeben von Dr. Franz Joseph Ennemoser. Mainz. In Commission in der Victor v. Zabern'schen Buchhandlung. 1847. gr. 8. VI. 204.

Der wackere Verfasser dieser volksthümlichen Schrift, welchen wir auf dem Gebiete der Pädagogik schon einige Mal freudig begrüßten, bietet uns hier eine Auswahl seiner in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Arbeiten, für welche wir ihm zu Dank verpflichtet sind. Es verrathen diese Aufsätze nicht nur den theoretisch gebildeten Pädagogen, sondern auch den practischen Erzieher und Schulmann, und bieten sowohl den gewissenhaften Eltern einen sicheren Leitfaden bei dem schwierigen Geschäfte der Heranbildung ihrer Kinder, als dem Lehrer so manche zu beherzigenden Winke für seinen wichtigen, heiligen Beruf in der Menschheit. — Besonders zogen in diesem Schriftchen jene Aufsätze unsere Aufmerksamkeit auf sich, in welchen der Verfasser mehr einen universellen Standpunkt behauptet, seine Ansichten nämlich in Nro. 2: „Ueber die Aufgabe der Volksschule", in Nro. 6: „Gedanken über das Verhältniß der Eltern zur Schule", in Nro. 11: „Ueber höhere Bürger- und Realschulen" u. s. w., in welchen Aufsätzen mit einem klaren Blicke in die noch zarte Kinderseele sich eine umsichtige Würdigung der Zeitbedürfnisse weise verbindet. — Der Verfasser dürfte bei Besetzung solcher Lehrerstellen, welche einen größeren Wirkungskreis darbieten als derjenige ist, in welchem er gegenwärtig seine Thätigkeit entfaltet, mit Recht zu berücksichtigen seyn.

Zur Geschichte der Juden in Wien. I. Der alte Judenfreithof, von Med. Dr. Ludwig August Frankl, Actuar u. s. w., u. s. w. Wien 1847. Bei Mörschner's Wittwe und Greß. gr. 8. 26.

Ein Schriftchen, welches, klein im Umfange und noch kleiner in seinem Inhalte, trotz seines eigenen viel versprechenden Titels und des, fünf eng gedruckte Zeilen einnehmenden Titels seines Verfassers dennoch weiter nichts als einige dürftige, archäologisch-historische Notizen über einen alten jüdischen Friedhof zu Wien enthält, würde in diesem Blatte keine Erwähnung verdienen, wenn Ref. sich nicht aufgefordert fühlte, die diesem Heftchen angehängte Mittheilung über „Todtengebräuche der Juden" theils als eine Entstellung des Wirklichen, theils als eine Unwahrheit zu bezeichnen. Wir haben es bisher einem Spindler, einem Gutzkow und dergleichen Schriftstellern verziehen, wenn sie bei ihren Schilderungen des jüdisch-ceremoniellen Lebens sich so manche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen ließen; als Christen waren sie dennoch tief genug in dasselbe eingedrungen und konnten wegen so mancher Verstöße gegen die Wahrheit Nachsicht erwarten. Wenn aber ein Jude uns „Todtengebräuche der Juden" schildert und uns als solche Dinge erzählt, welche dem heutigen Juden gänzlich unbekannt sind, ja wegen des darin sich ausdrückenden Unsinns demselben sogar lächerlich erscheinen, so fühlen wir uns verpflichtet, die Unwahrheit einer solchen Schilderung deshalb zu rügen, damit nicht Literaten, welche uns Scenen aus dem jüdischen Leben vorführen wollen, vertrauensvoll aus solchen unreinen Quellen schöpfen und dadurch dem Sachverständigen als Getäuschte sich ebenfalls nur lächerlich machen. S. F.

Korrespondenz.

Stuttgart, 22. Jan.

Eine nicht blos literarische, sondern wichtige kirchengeschichtliche Novität ist, daß seit einigen Wochen nun auch der zweite Theil der „Geschichte des alten und neuen Bundes", dem deutschen Volk gewidmet von Hrn. Rau, im Druck erscheinen und damit Denen, die keine Gelegenheit hatten, dessen Vorträge über diesen Gegenstand früher in Heidelberg und Frankfurt und seit Ostern v. J. in Stuttgart zu hören, ein wünschenswerther Ersatz geboten ist, so wie Diejenigen, welche den Vorträgen selbst anwohnten und dem Worte der Wahrheit ihr Herz öffneten, durch die Herausgabe derselben den Vortheil gewinnen, sich mehr und mehr in ihrer vom Buchstaben- und Legendenglauben gereinigten religiösen Anschauungsweise zu befestigen durch eine Lectüre, welche sie den wahren Christus als das erhabene Ideal der gottgefälligen Menschheit erblicken läßt. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen eines Dr. Leonh. Hug, Dr. Paulus in Heidelberg u. A., deren größere Werke dem nichttheologischen Publikum unzugänglich sind, werden hier in einer für jeden Gebildeten verständlichen Sprache, deren Schwung, Würde und Schönheit aus den andern Schriften des Verf. bekannt ist, dem deutschen Volke vor Augen gestellt und aus dem Wuste so manchen heidnischen und jüdischen Beiwerks, unter welchem die Lehre des Weltheilandes in jenen sogenannten heiligen Urkunden und Werken von Kirchenschriftstellern verdeckt liegt, mit siegender Kraft die einzig wahre und ewiggültige Religion an's Licht gezogen — Als weitere Neuigkeit ist anzuführen, daß Pfarrer Rau um der von ihm gebrauchten Taufformel willen: „Ich taufe dich im Namen Gottes auf die Lehre Jesu Christi und in dessen Geiste", welche eben in dem genannten Buch ihre vollkommene Begründung findet, dieser Tage vor das hier sogenannte gemeinschaftliche Oberamt, bestehend aus dem weltlichen Oberbeamten und dem Decan des Bezirks, berufen ward, um sich dieserhalb näher zu erklären, in einer Angelegenheit, die sich um so weniger anfechten läßt, als ja die Apostel selbst nicht einmal eine stehende Taufformel gebrauchten, was aus der Apostelgeschichte erhellt, die von Pf. Rau gebrauchte aber gewiß dem Geist des Christenthums angemessen ist.

Programm des Museums vom 28. Januar 1848.

(Anstatt der öffentlichen Sitzung, welche am 21. d. Mts. stattfinden sollte).

Symphonie von Haydn.
Scenen aus Shakespeare's „Sommernachtstraum", vorgetragen von Hrn. Becker.
Scene und Arie von Beethoven, vorgetragen von Fräul. Brand.
Clavier-Concert von Mozart aus D moll, vorgetragen von Hrn. Kühl.
Symphonie von Beethoven aus C moll.

Der Anfang des Museums ist auf halb 7 Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Die nächste öffentliche Sitzung findet, der bestimmten Reihenfolge gemäß, am 4. Februar d. J. statt. **Der Vorstand.**

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Jan. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Gräfin: Frau Anschütz.

Samstag, 29. Jan. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth. von Laube.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 29. Samstag den 29. Januar 1848.

Die heiligen Gefäße.

Nach dem Französischen des Elie Berthet.

(Schluß.)

Bei dem Anblicke des würdigen Mannes, dem er so unendlich verpflichtet war, übermannten den Pächter die Gefühle, die er so lange zurückgehalten hatte. Er stürzte vor seinem Wohlthäter auf die Kniee nieder und rief unter lautem Schluchzen:

„Vergebung! Vergebung!"

Der Abbé richtete ihn gütig auf.

„Beruhiget Euch, mein Freund," sagte er gerühet; „Alles ist vergessen! Vergebet mir, daß ich Euch durch mein Schweigen so lange in dieser tödtlichen Angst gelassen habe; es ist dies die einzige Strafe, die ich Euch zugedacht hatte."

„O, nie, nie kann ich mir diese That verzeihen!" rief der Pächter in Verzweiflung.

„So seyd Ihr selbst unerbittlicher gegen Euch, als Gott es ist, und ich, sein unwürdiger Diener, es bin. Ihr habet allerdings sehr strafbar gehandelt, indem Ihr Euch an dem heiligen Depositum vergriffet, das Euerer Obhut ganz besonders anvertraut war; aber die Größe der Versuchung, die Schwäche der menschlichen Natur und die damals obwaltenden Umstände mildern, was nicht zu entschuldigen ist. Auch habet Ihr Euch früher stets als ein frommer, tugendhafter Mann gezeigt, und selbst die Früchte dieser sündhaften That verwandtet Ihr zum Wohle Eurer Familie und zum Besten der Armuth."

Der unglückliche Mann blieb dabei, sein Verbrechen sey zu groß, als daß Reue und Buße es sühnen könnten, und der Abbé mußte seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um ihn einigermaßen zu beruhigen.

„Ich vertraue Ihren tröstlichen Worten, Herr Pfarrer," sagte Fleuriot endlich gefaßter; „das Wunder, das der Allgütige durch Ihre Hand für mich armen Sünder gethan hat, muß mir als ein neuer Beweis seiner unerschöpflichen Gnade gelten, und läßt mich hoffen, daß seine Barmherzigkeit sich auch über mich erstrecken werde."

„Gewiß, mein armer Peter, die Barmherzigkeit Gottes ist unerschöpflich! Aber Ihr irret, wenn Ihr den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen jener außerordentlichen Aeußerung der göttlichen Kraft zuschreibt, die wir mit dem Namen „Wunder" zu bezeichnen pflegen. Auf ganz natürlichem Wege hat Gott mein inbrünstiges Gebet erhört und Alles noch zum Besten geleitet. Ihr gedenket ohne Zweifel noch meiner eiligen Abreise am frühen Morgen, nachdem ich den Tag zuvor die traurige Gewißheit erlangt hatte, daß der Schatz der Kirche entwendet worden war. Ich faßte damals einen Entschluß, dessen Ausführung mir selbst kaum möglich schien, und dies war auch die Ursache, warum ich jede Erklärung über den Zweck meiner Reise verweigerte, als Ihr mich auf der Straße nach Mortagne einholtet; denn ich fürchtete, Eure Einwendungen möchten mich entmuthigen und wankend machen.

„Mein erster Gang war zu einem Notar in Mortagne, bei welchem ich Nachricht von jenem Freunde zu finden hoffte, dem ich die Erhebung der mir zugefallenen Erbschaft übertragen hatte. Ich fand mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht und konnte von diesem Augenblicke an über eine nicht-unansehnliche Summe frei verfügen.

„Ihr erinnert Euch vielleicht noch, daß ich Euch schon an jenem verhängnißvollen Abende nach dem Namen des Goldschmiedes fragte, dem Ihr die Kostbarkeiten verkauft hattet. Ich beschloß, diesen Mann aufzusuchen, in der Hoffnung, daß eine natürliche Scheu ihn vielleicht abgehalten haben würde, Gegenstände zu vernichten, über deren heilige Bestimmung er nicht in Zweifel seyn konnte. Zu meiner Bestürzung erfuhr ich, daß er schon vor Jahren gestorben sey und nur eine Wittwe hinterlassen habe, die noch an dem Orte wohne. Ich suchte diese auf, doch — ich gestehe es offen — ohne die geringste Hoffnung auf Erfolg."

„Ich fand in der Wittwe des Goldschmiedes eine fromme, achtungswerthe Frau, die mich mit Zuvorkommenheit und Wohlwollen empfing. Der Ankauf der fraglichen Gegenstände durch ihren verstorbenen Mann war ihr nicht unbekannt; ja, sie versicherte mir, daß es ihren Bitten gelungen sey, die beiden Hauptstücke, das Hostiengefäß und den Kelch, der Vernichtung zu entziehen. Sie gestand mir ferner, daß sie dieselben nach ihres Mannes Tode noch unversehrt vorgefunden und längere Zeit als Heiligthümer aufbewahrt habe, bis sie endlich vor einigen Monaten durch die größte Noth gezwungen worden sey, dieselben zu verkaufen."

„Ich dankte der guten Frau für die mir ertheilte Auskunft, die mich mit neuer Hoffnung erfüllte, und bat sie um die Adresse des Goldschmiedes, der die heiligen Gefäße von ihr gekauft hatte. Der Käufer wohnte in Paris, und ich setzte also meine Reise unverzüglich nach der Hauptstadt fort. Doch, warum noch ferner in alle Einzelnheiten eingehen? Warum beschreiben, wie auf dem Wege dahin bald Hoffnung, bald Zweifel die Oberhand in mir gewann! Es genüge Euch, zu erfahren, daß es mir nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich gelang, das Hostiengefäß und den Kelch aufzufinden. Die andern Gegenstände, von geringerer Bedeutung, waren allerdings vernichtet, und so mußte ich denn mein Augenmerk nun darauf richten, auch für diese einen Ersatz zu finden. Paris, der Mittelpunkt des Handels und der Industrie, bietet in Allem eine so reiche Auswahl dar, daß auch in dieser Hinsicht meine Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden. Ich fand Lampen und Leuchter, die in der Form täuschende Aehnlichkeit mit den früheren hatten, und die auch in Bezug auf Gewicht und Werth jenen ziemlich entsprachen. Einige wenige Stücke, für die ich nichts Entsprechen-

des antraf, ließ ich nach einer Zeichnung anfertigen und empfahl dem Künstler, die größte Genauigkeit zu beobachten."

„Auf diese Weise ist es mir gelungen, eine Zusammenstellung von Gefäßen und Geräthschaften zu erzielen, die von jener, die den früheren Schatz der Kirche bildete, schwer zu unterscheiden seyn dürfte, um so weniger, als eine Vergleichung nur aus der Erinnerung angestellt werden könnte. So sehr übrigens dieses wichtige Geschäft meine Thätigkeit bis zum letzten Augenblicke meines Aufenthaltes in Paris in Anspruch nahm, habe ich doch andere, nicht minder wichtige Angelegenheiten darüber nicht vernachlässigt. Nachdem es mir durch die Verwendung einiger hochgestellten Freunde gelungen war, die Erlaubniß zur Wiederherstellung der Kirche und des Pfarrhauses auf meine Kosten auszuwirken, übertrug ich diese Arbeiten einem geschickten Architekten und bat den würdigen Abbé von Savigny, die Ausführung zu überwachen. Alles Uebrige wisset Ihr bereits."

„So haben Sie nicht allein den Schatz erstattet, sondern auch die Wiederherstellung der Kirche aus Ihren eigenen Mitteln bewirkt?" fragte der Pächter, der dem Berichte mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, erstaunt. „Ihr Vermögen muß demnach von Bedeutung seyn!"

„Die Erbschaft war allerdings von einigem Belang, doch gestehe ich Dir offen, Freund, daß meine Ausgaben sich schon in diesem Augenblicke so hoch belaufen, daß ich fürchte, meine Wohnung unvollendet lassen zu müssen."

„Alles, was ich besitze, steht zu Ihren Diensten, edler Mann! Ich habe einigen Grundbesitz, ich habe ferner . . . ."

„Dann gieb Deiner Nichte die versprochene Aussteuer; das Pfarrhaus kann noch warten."

„So wollen Sie mir nicht ein Mal gestatten, mein Verbrechen durch ein geringes Opfer zu sühnen?"

„Gewiß, mein Freund! Ich selbst lege Dir ein Werk der Buße auf. Du sollst an dem Orte, wo die Heiligthümer vergraben lagen, ein steinernes Kreuz errichten lassen und von Zeit zu Zeit dahin wallfahrten."

Der Pächter ergriff die Hand des ehrwürdigen Priesters und drückte sie mit Inbrunst an seine Lippen.

„Herr Pfarrer," rief er mit Begeisterung aus, „Sie sind ein wahrer Heiliger!"

Ueber das Volksschulwesen zunächst im Großherzogthum Hessen

(Schluß.)

So lange also der Staat durch allgemeine Mittel nicht hülfreiche Hand bietet, so lange das Unterrichtswesen in dieser Beziehung nicht specieller und auf eine mehr Garantie für die Ausführung bietende Weise geordnet wird, als dies z. B. in dem großh. hess. Edikte für das Volksschulwesen geschehen ist, so lange wird man, um mich der Ausdrucksweise des Einsenders des beregten Artikels zu bedienen, „auf gute Volksschulen vergebens hoffen."

Wir haben in den öffentlichen Blättern schon gar manche Anträge von Deputirten der jetzigen hessischen Ständekammer, unter andern auf Umbau der Staatseisenbahn von Frankfurt nach Darmstadt bei Langen, gelesen; wenn doch einer der ehrenwerthen Deputirten auch auf den Gedanken käme, den Antrag zu stellen, daß für Verbesserung des Volksschulwesens nur die weitere Capitalsumme verwilligt werden möge, welche jener Umbau kosten würde. Sicherlich würde dadurch dem Lande eine größere Wohlthat erzeigt werden und die Stände würden sich dadurch ein unvergänglicheres Denkmal setzen wie durch jenen Umbau, so sehr ihm vielleicht das Wort zu reden seyn möchte, wenn das Großherzogthum sein Einkommen nicht noch zu nöthigeren Dingen zu verwenden hätte.

Wenn der Einsender des früheren Artikels den Wunsch beifügt, daß dem Lehrer hinsichtlich seiner Gehaltsverhältnisse eine rechtlich gesicherte Stellung angewiesen werden möge, so stimmen darin gewiß alle Verständigen mit ihm überein, aber auch in dieser Hinsicht liegt der Mangel, unserer Erfahrung nach, nicht sowohl an der Bereitwilligkeit der Regierung das Loos der Lehrer zu erleichtern und nach milden Rücksichten zu gestalten, als vielmehr in der Dürftigkeit der Mittel zur reichlicheren Dotirung der Pensionen.

Aehnliche Bewandtniß hat es mit der gewünschten Befreiung der Lehrer von den Funktionen eines Glöckners oder Kirchendieners. Eine solche Befreiung wäre leicht ausgesprochen, aber dann würde dem Lehrer auch das Einkommen entgehen, das demselben, was dem Einsender des früheren Artikels unbekannt zu seyn scheint, fast überall für jenen Dienst in der Schulbesoldungsnote besonders ausgeworfen ist. Die Gemeinden oder der Staat hätten dann die Schulbesoldung wiederum auf den ursprünglichen Betrag zu ergänzen.

Daß die Eigenschaft des Lehrers als Mitglied des Schulvorstandes zur Grundbedingung höherer Blüthe des Volksschulwesens erhoben wird, darin können wir uns mit dem Verfasser jenes Artikels nicht einverstanden erklären.

Wir sehen nicht ein, aus welchen Gründen darin ein Heil für die Förderung der Erfolge des Unterrichts gefunden werden könnte. Dem Lehrer stehen allerwärts Mittel genug zu Gebot, seinen Ansichten und Vorschlägen zu besserer Einrichtung der Schule und des Unterrichts Geltung zu verschaffen, so daß er in dieser Hinsicht einer Mitberathung und Beschlußnahme bei dem Schulvorstande gewiß nicht bedarf. Ohnedies aber kann der Lehrer nicht Mitglied einer Behörde seyn, welche ihm bezüglich seiner Amtsthätigkeit in gewissen Gränzen Vorschriften zu ertheilen und seine ganze Amtsführung zu überwachen hat. — Der von dem Kirchenvorstand und Geistlichen abgeleitete Vergleich paßt nicht hierher, denn dem ersteren ist ganz richtig eine dem Grundsatze nach wesentlich verschiedene Stellung angewiesen. Der Kirchenvorstand, aus dem Geistlichen, aus dem Bürgermeister und mehreren Ortseinwohnern zusammengesetzt, kann dem Geistlichen nach ganz verständigen dienstlhierarchischen Grundsätzen nicht vorgesetzt seyn. Alle Glieder des Kirchenvorstandes sind zur Handhabung der äußeren Kirchenzucht berufen, kein Theil der Amtsverwaltung des Geistlichen ist der Anordnung der weltlichen Mitglieder des Kirchenvorstandes unterworfen.

Dagegen kann es doch ohne Zweifel mit Grund nicht getadelt werden, daß die Dienstführung des Lehrers der speciellen Beaufsichtigung des Schulvorstandes, welcher vom Geistlichen präsidirt wird, untergeben ist. Mag man auch die Wirksamkeit der weltlichen Mitglieder der Kirchen- und Schulvorstände für wenig bedeutend halten, so darf man doch nicht verkennen, daß diejenige der Geistlichen, denen nach Ausbildung und Beruf auch die technische Kenntniß zugetraut werden muß, principiell von der Schule nicht ohne wesentliche Nachtheile zu trennen ist, denn wo Kirche und Schule nicht Hand in Hand gehen, wird beider Gedeihen gefährdet.

Wenn daher der Einsender des mehr erwähnten Artikels die Geistlichen von der Beaufsichtigung des Schulwesens ausgeschlossen und dieselbe eignen gebildeten Pädagogen übertragen wissen will, so stellt man ein Princip in Frage, das sich stets und überall als das allein richtige bewährt hat, nämlich die Verbindung der Berufsthätigkeit der Geistlichen mit dem Unterricht im Allgemeinen. Und dann redet er einer Einrichtung das Wort, welche sich einerseits bei dem Mangel s. g. gebildeter Pädagogen vom Fache auf dem Lande gar nicht ausführen ließe, andererseits wieder mit

neuen Geldopfern für den Staat oder die Gemeinden verbunden seyn müßte.

Freilich muß man zugeben, daß leider gar manche Geistliche sich der Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens nicht mit der Liebe und dem regen Eifer widmen, welche nothwendig sind, um ihre amtliche Stellung auch für die Schule fruchtbar zu machen; aber liegt die Schuld davon in den organischen Einrichtungen oder würde es wesentlich anders seyn, wenn s. g. Pädagogen jene Aufsicht und Leitung übergeben wäre? Wir bezweifeln Beides.

Da, wo der Lehrer mit Redlichkeit und Eifer in seinem Berufe wirkt, wo der Ortsschulvorstand und namentlich der Geistliche ihren Pflichten treulich obliegen, und wo endlich die Bezirksschul-Commission, insbesondere der Kreisrath, als Dirigent derselben, es an Bemühungen, das Schulwesen ihres Bezirks zu heben, nicht fehlen lassen, werden erfreuliche Fortschritte überall nicht ausbleiben. Aber gar zu leicht ist man geneigt, die Folgen des Mangels treuer Pflichterfüllung auf Rechnung der organischen Einrichtungen zu schieben.

Als gegründete Desiderien glauben wir also nur bezeichnen zu können:

1) Befolgung der Edictsbestimmung, wonach bei einer Anzahl von hundert Kindern eine zweite, bei 250 Kindern eine dritte Schule rc. zu errichten ist;
2) genügende Salarirung der Lehrer, und mindestens statt wie jetzt mit 155 fl. (25 kr. täglich, womit kaum der ärmlichste Taglöhner zufrieden ist) mit 250 fl. und
3) eine auf humane Grundsätze gebaute Pensionsgesetzgebung für den Lehrerstand.

Möchten Diejenigen, welche berufen sind, für des Landes Wohlfahrt zu sorgen, solchem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit und ihre Bereitwilligkeit, die erforderlichen Mittel zu verwilligen, zuzuwenden geneigt seyn!

Die Völker des Kaukasus.

Der Name Kaukasus und Schamil, der Name der heldenmüthigen Tscherkessen hat seit einer Reihe von Jahren Europa durchklungen, ohne daß man andere als höchst verworrene Ideen über diesen Erdwinkel und seine Kämpfe sammeln mochte. Einerseits liegen die Berglande so fern, so weit entlegen von den ebenen Pfaden unserer Touristen, andererseits ist es gegen die Regel russischer Staatskunst, ausführliche Schilderungen über jene Sachlagen aufkommen zu lassen. Um so viel mehr verdient der Mann Beifall, der sich hinaus in diese unwirthliche Fremde wagte, der lange Jahre dort ausdauerte, der durch eigne Anschauung die Völkerschaften kennen lernte und schilderte, die in jenem ungeheuern Gebirgsstocke vereinzelt lebten, durch Sitte, Sprache und Abstammung getrennt, aber nun durch einen kühnen Geist und eine große gemeinsame Sache zu einem Volke verbunden sind. Dieser Mann ist Friedrich Bodenstedt in seinem Werke: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen." (Frankfurt a. M., Keßler, 1848.) Der Verfasser dieses Werkes, das als ethnographisches wie als historisches gleich viel Verdienst hat, abgesehen davon, daß es das einzige ist, gehört nicht in die Klasse der flüchtigen Touristen, hat so lange unter dem fremden Himmelsstriche gewandert, daß er die Russen wie die Bergvölker nach dem Leben zeichnet, hat solche Kunde von den Ereignissen sich erworben, daß er den langen Kampf, der uns nur durch einzelne Zeitungsberichte, welche kümmerlich hervor vorragende Auftritte besprachen, bekannt ward, uns in allen Zeiten entwickelt, daß er uns die Fäden der Ereignisse in die Hand geben konnte. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der russischen Politik und dem dahin einschlagenden Werke des russischen Diplomaten Fonton, und Deutschland hat große Ursache, ihm auch für diese Aufmerksamkeit Dank zu zollen. Das schöne Werk ist schließlich noch mit durchaus getreuen Abbildungen versehen, zeigt die verschiedenen Trachten und Waffen des Kaukasus durch Zeichnungen, welche an Ort und Stelle aufgenommen sind, so daß man auch in dieser wie in jeder andern Hinsicht das Werk mit Dank aufnehmen, mit wahrhaftiger Freude empfehlen muß.

W.

Stille Liebe. *)

Weil Liebe himmlisch ist, so muß sie schweigen,
Nie kann ein Wort die Liebe ganz gestehen,
Doch aus verständnißinn'gen Augen sehen
Kann Liebe, und den Himmel offen zeigen.

Drum liebt sie, Haupt an Haupt verstummt zu neigen,
Daß, wann die Seufzer in einander wehen,
Die Seelen in einander übergehen
Und sich vermählend auf die Lippen steigen.

Das laute Wort kann nur die Liebe stören,
Doch wenn zwei Herzen an einander schlagen,
So wisse, daß die Seelen dann sich hören.

Denn Liebe ist verklärter Welten Tagen,
Und nur mit Stimmen in der Seraph Chören,
Doch nicht auf dieser Erde auszusagen.

Mannichfaltigkeiten.

(Triest, 10. Jan. — Schw. M.) Der beabsichtigte Kanalbau durch die Landenge von Suez hat in dem Vizekönig von Aegypten einen warmen Förderer gefunden. Er hat der französischen Brigade, welche mit der Voraufnahme des Terrains und der Pläne beauftragt war und ihre Aufgabe bereits in der wünschenswerthesten Weise gelöst hat, alle Unterstützung angedeihen lassen; die vier theils an den Küsten, theils in der Wüste vertheilten Divisionen derselben waren zum Schutze von Artilleriesoldaten und zur Bequemlichkeit mit Dromedaren und einer Anzahl Treibern unentgeltlich von ihm versehen. Zum Schlusse dieses Monats werden die bauleitenden Ingenieure von Frankreich, England und Oesterreich (hiesigerseits reist der k. k. Rath Negrelli zu diesem Behufe in der kommenden Woche ab) in Nismes zusammentreffen und sich dann an Ort und Stelle nach Aegypten begeben, um die Pläne des Kanalbaues definitiv festzustellen. Die französische Regierung hat ihre Theilnahme für das Werk neuerdings dadurch an den Tag gelegt, daß der Handelskammer in Marseille die Erlaubniß ertheilt worden ist, sich an demselben mit ihren Fonds zu betheiligen.

(Aus Franken, 13. Jan. — Karlsr. Z.) Die Regierung hat ihre Aufmerksamkeit bereits den kleineren Gewerben zugewendet, deren Lage auch bei uns mit jedem Tage trostloser wird. Eine vor kurzem erschienene Verordnung, welche sich mit der Verbesserung der Verhältnisse des Schneidergewerbes, der Tuch- und Kleiderhändler beschäftigt, hält den Grundsatz fest, daß bei Ertheilung neuer Gewerbskonzessionen überall auf die Bedürfnisse und den gesicherten Nahrungsstand der bereits vorhan-

*) Aus: „Titan und Eros. Dichtungen von Adolf Doerr. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848."

denen Gewerbsleute die gebührende Rücksicht genommen und so jeder Uebersetzung vorgebeugt werde. Es sollen demgemäß auch bereits vorhandene Konzessionen im Fall ihres Erlöschens nicht mehr erneuert werden. Man sieht daraus, daß es hier nicht wie anderwärts die Absicht ist, dem Gewerbsstande durch Eröffnung einer maßlosen Mitbewerbung, durch „Gewerbsfreiheit“ wieder auf die Beine zu helfen. Die letztere verlangt man auch hier nicht, seitdem man durch den im Jahr 1829 gemachten Versuch, dieselbe einzuführen, einen sehr unangenehmen Vorgeschmack davon erhalten hat.

(Aus dem Kreise Alsfeld, 21. Jan. — Großh. H. Z.) Gestern sah man zu Altenburg einen Leichenzug ziehen hinter zwei Särgen her, welche beide ein Grab aufnahm. Es war der ehrenwerthe 86 Jahr alt gewordene Ortsbürger und Bauer Conrad Fink und dessen 83 Jahr alt gewordene treu geliebte Gattin Anna Maria, geborne Herbst. Die Zahl ihrer in Gesundheit und Wohlstand bei Lieb und Leid in heiterer Zufriedenheit verlebten Ehestandsjahre betrug zwei und sechzig. Die Gattin entschlief sanft dem Herrn nach einiger Bettlägerigkeit am Montag den 17. Januar, der Gatte ohne Bettlägerigkeit, um baldige Nachfolge zum Herrn über Leben und Tod betend, Tags darauf, den 18. desselben. Kinder, Enkel und Urenkel folgten den Särgen.

(Stuttgart, 24. Jan. — Schw. M.) Gestern fand bei gedrängt vollem Hause die erste Vorstellung einer neuen Oper: „Die Kreuzfahrer oder der Alte vom Berge“, von unserem Landsmanne Julius Benedict in London, statt. Die Aufführung, bei der die besten Kräfte der hiesigen Oper verwendet waren und die vom Komponisten selbst geleitet wurde, war sehr gelungen. Die scenische Ausstattung (Dekorationen von den HH. Braakmann und Herdtle) prachtvoll. Die Musik erwarb sich reichen Beifall, der sich nach dem zweiten, dritten und fünften Akt bis zum Hervorrufen des talentvollen Komponisten steigerte. Wir hoffen, diese Oper öfter zu hören und werden sodann auf sie zurückkommen.

Ueber Kaffeeverfälschung.

(Stuttgart.) Das Färben des Kaffee's ist in den letzten Jahren so allgemein geworden, daß man bald keinen naturfarbigen im Groß und Kleinhandel mehr sieht; in ganz Deutschland, sowohl in größern als kleinern Handelsplätzen, sind förmliche Kaffeefärbereien entstanden, welche jetzt mit ihrer Waare den Kaffeehandel meistern und wo möglich alle Kaufleute bis zum kleinsten Krämer herab zu versehen suchen. Diese Industriellen halten zu ihrem Zwecke ein Faß, oben mit einem Loch versehen, durch welches der Kaffee geschüttet und alsdann mit der feinstgemalenen Farbe vermengt wird. Das Faß wird nun so lange hin und her gerollt, bis der blaß gewesene Kaffee entweder grün oder blau, oder wie man ihn haben will, geworden ist. So werden jetzt viel Tausend Säcke Kaffee gefärbt, und im Norden gibt es sogar, wie man mir sagte, Häuser, welche dieses unedle Geschäft so schwunghaft betreiben, daß sie Dampfmaschinen gebrauchen, um das Faß oder die Trommel zu wenden. Kürzlich erhielt ich sogar von einer Stadt am Main folgende Zuschrift: „Ich erlaube mir, Ihnen hiemit von den in neuerer Zeit nach Bremen, Hamburg &c. auf Bestellung gelieferten Artikeln Offerte zu machen, welche Sie wohl auch vortheilhaft zum Färben des Kaffee's anwenden können. Hiebei Muster nebst Preis, welcher auf's billigste gestellt ist und die Waare nicht vertheuert, da sehr wenig zu Nuancirung hinreicht, welche, wie folgt, dienen können: Nr. 1 für grünen Domingo, Brasil Caffé der Centner 36 fl., pr. Pfund 22 kr.; Nr. 2 Surinam Caffé zu machen kostet der Centner 48 fl., pr. Pf. 30 kr.; Nr. 3 Demerary der Centner 22 fl., pr. Pf. 15 kr.; Nr. 4 schön blauer der Centner 45 fl., pr. Pf. 28 kr. Daß der Gesundheit nichts Schädliches dabei ist, dürfen Sie vollkommen versichert seyn &c.“ Es mag nun seyn, daß dies keine schädlichen Mittel sind, aber immerhin ist und bleibt das Kaffeefärben ein Betrug an der Menschheit, denn das kaffeetrinkende Publikum wird betrogen, und der ehrliche Kaffeehandel geht auch zu Grunde. Betrogen wird das Publikum darum, weil es einen schlechten Kaffee eben so theuer als einen feinen bezahlen muß, ja ich habe selbst schon gesehen, daß ein Kaffee, der in seinem natürlichen Zustande im Detail kaum zu 28 kr. verkauft worden wäre, zu 32 kr. und selbst noch höher verkauft wurde. Der gemeine Mann hat selten Kenntniß von einer solchen Verblendung und verlangt arglos im Laden rechtfarbigen, dunklen oder gefärbten Kaffee; aber er versteht darunter natürlichen und keinen mit Farbe angestrichenen, und wenn man ihn fragen würde, ob er Kaffee wolle, der mit Kohle, also sogar einem ganz unschädlichen Stoffe, dunkel gemacht worden sey, so würde er gewiß keinen annehmen. Wenn indessen die Kaffeetrinker einmal selbst solchen künstlichen Kaffee verlangen, so ist das Färben kein Betrug mehr, sondern ein eben so ehrliches Gewerbe, als das des Färbers, der das weiße Garn grün oder blau macht. Dahin wird es aber nie kommen, und darum kann sich auch der gewissenhafte Kaufmann weder mit dem Färben selbst, noch mit dem Handel von gefärbtem Kaffee abgeben; aber er sieht sich in der mißlichen Lage, mit seinen Concurrenten, welche dieses unwürdige Gewerbe treiben, nicht gleichen Schritt halten zu können, wenn er auch seine Waare selbst von Ost- und West-Indien bezöge, weil sein Kaffee gegen den gefärbten viel geringer aussieht. Es ist jedoch schwierig, gefärbten Kaffee vom natürlichen mit bloßem Auge zu unterscheiden, und man muß hiezu ein Vergrößerungsglas nehmen, wo man dann auf jeder einzelnen Bohne einen feinen schwarzen Staub sehen wird, mit dem die natürliche Waare nicht bedeckt ist. Macht man dann einen solchen gefärbten Kaffee feucht und reibt ihn mit einem Tuche ab, so wird bald die Bohne blässer, und wenn der Kaffee von Natur ord. Qualität war, so wird er weiß und die abgeriebene Farbe am Tuche deutlich sichtbar werden. Wenn man eine einzelne Bohne zwischen die Fingerspitzen nimmt, mit der Zunge benetzt und die eine Hälfte abreibt, so wird man in einigen Augenblicken eine scheckig gewordene Bohne bekommen, während der natürliche Kaffee seine Farbe nicht abreiben läßt. Die intelligentesten Kaffeefärber kaufen meistens solchen Kaffee, der etwas natürliche Farbe hat, oder färben die schon von Natur schönfarbige Waare noch dunkler, weshalb nicht alle abgeriebenen Kaffeebohnen weiß, sondern nur blässer werden. Die Probe, Kaffee in's Wasser zu werfen, hat sich nicht ganz bewährt, denn die natürliche Farbe am Kaffee ist ein Pflanzenstoff, der durch's Wasser so gut ausgesogen wird, als z. B. Eichenholz das Wasser braun macht. Will man aber diese Probe dennoch anwenden, so muß der Kaffee sehr schnell wieder aus dem Wasser genommen und rasch abgerieben werden. Seit Jahren habe ich schon gegen diesen Unfug bei jeder Gelegenheit mit Wort und Beispiel angekämpft — aber fast vergebens! Ich wende mich daher an die Kaffeetrinker selbst und rufe ihnen zu: Kaufet doch ja keinen durch Kunst gefärbten Kaffee mehr, sondern verlangt in den Läden nur ächten naturfarbigen Kaffee. Wenn das befolgt wird, so muß die Täuschung ein Ende nehmen und mancher Groschen erspart werden; denn angenommen, daß im Zollverein allein jährlich 80 Millionen Pfund Kaffee verbraucht, drei Viertel hievon gefärbt und nur zu 2 kr. per Pfd im Durchschnitt theuerern Preise gegen Naturkaffee dem Publikum verkauft werden, so beträgt dies die Summe von 2 Mill. Gulden, vielleicht noch mehr, und es ist also schon der Mühe werth, auch von diesem Gesichtspunkte aus dagegen zu wirken. Ich fordere daher alle Zeitungsredacteure Deutschlands auf, diese Bemerkungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit Jeder, auch der Aermste, der nur sein Loth Kaffee kauft, gewarnt wird. Aber auch meine Handelsgenossen bitte ich, mit mir gemeinschaftlich gegen dieses unwürdige Treiben aufzutreten und sich gegenseitig zu verpflichten, sich ferner weder mit dem Kaffeefärben selbst, noch mit dem Handel gefärbten Kaffee's abzugeben, und so vereint einem Unfuge entgegen zu arbeiten, der den Handelsstand herabwürdigt und der Moralität der Commis, Lehrlinge und Knechte, welche das geheimnißvolle schwarze Geschäft des Färbens besorgen müssen, großen Nachtheil bringt.

Im Dec. 1847. Johann Conrad Reihlen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. Jan. Dritte Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor: Luzifer und der Pächter, oder: der grüne Teufel, komische Pantomime mit Tänzen in einem Act, arrangirt von Hrn. Balletmeister Kilanyi. Vorher: Tanz-Divertissement von National- und Charaktertänzen. Dazu: Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 30. Sonntag, den 30. Januar 1848.

Winterlandschaft.

Des Schnees Silberdecke
Liegt über Berg und Thal
Und sprühet tausend Funken
Im Morgensonnenstrahl;
Sie blinkt durch schwarze Wälder
Hervor mit lichtem Glanz;
Geebnet sind die Hügel
Vom wilden Flockentanz.

Wie schaurig blickt der Felsen
Herab in's tiefe Thal,
Mit der gekrümmten Kiefer
An Klippen schroff und kahl!
Aus seinem hohlen Becken
Stürzt tosend sich der Quell
Auf diamant'ne Stufen
Herab so silberhell.

Um schneebehaub'te Kiesel
Schlingt sich der Erlenbach,
Beschnei'te Weiden wölben
Sich drüber hin zum Dach
Und einsam zirpt die Meise
Im dürren Erlgebüsch
Und gibt von Lust und Trauer
Ein liebliches Gemisch.

Dort auf des Berges Scheitel,
Wo rauh der Nordwind weht,
Mit schneebelad'nen Aesten
Die Silbertanne steht,
Wie blitzen an den Zweigen
Die Sternchen von Krystall!
Wie steh'n die Föhrenwälder
Versilbert überall!

Des Eises Spiegelbrücke
Weit über'n See sich spannt;
Dort tummelt sich die Jugend
Gar flüchtig und gewandt,
Und dort in weiter Ferne
Im Nebel blickt der Firn,
Der Wolkenberg herüber
Mit ewig eis'ger Stirn.

Sieh' hier des Dorfes Hütten,
Sanft um den Berg gereiht!
Aus niedern Fenstern lugen
Die Dörfler, tief verschneit.
Doch aus den Essen wiebelt
Des Rauches Säul' empor,
Und Zaun und Hecken blicken
Aus tiefem Schnee hervor.

Der Kirchhof hinterm Dorfe,'
Vom weichen Flaum bedeckt,
Mit seinen Trauermälern
Ein sanft Gefühl erweckt.
Da wanken Stein' und Kreuze
Mit abgewelktem Kranz
Und schimmern traurig-lieblich
Im Abendsonnenglanz.

Wie hier so stumm und traurig
Jetzt ruht des Winters Flur,
So ist des Grabes Schlummer
Ein kurzes Rasten nur.
Wie jene wird erwachen
Mit süßen Melodie'n,
So wird uns Gott erwecken
Mit heil'gen Symphonie'n!

Frdr. Teich.

Das schwarze Kreuz.

(Eine Geschichte aus der Provence. Nach dem Französ. v. G. Kaut.)

1.

Dort unten in der Provence, da, wo man am Horizonte des Abends das Meer golden erglänzen sieht, liegt inmitten eines sonst unfruchtbaren, öden Hügellandes ein gar liebliches, frisches Thälchen. Hier sang gewiß ehemals, unter schattigen Baumgruppen neben einer murmelnden Quelle, mancher Troubadour ein rührend Lied, wie er hinausziehen wolle in die weite Welt, an die Höfe der Großen, in die Burgen der Ritter und in die Hütten der Landleute, damit die Wunde vernarbe im unglücklich liebenden Herzen. Zur Zeit unserer Geschichte aber waren jene Sänger längst von der Erde verschwunden, — doch die Liebe nicht. Es war gegen Abend eines heißen Sommertages, — drüben glänzte golden das Meer, denn die Sonne wollte eben in seine Fluthen tauchen, und verborgen im Schatten grüner Bäume stand ein liebendes Paar. Durch Bäume und Buschwerk schimmerte eine weiße ländliche Hütte. Ein schlankes, provencalisches Mädchen stützte ihr liebes Antlitz auf die Achsel eines hochgewach-

senen Jünglings und weinte, und der Jüngling, er war auch traurig, und seine Klagen mischten sich mit denen des Mägdleins. „Ach!“ schluchzte Margarethe, denn so hieß das holde Kind, „ach! der Wille meines Vaters ist unbeugsam; er will durchaus unser Verhältniß nicht mehr länger dulden, und er sagte mir erst heute, die Kindereien mit Dir müssen ein Mal aufhören; denn er habe mich dem reichen Anton Saurel zur Gattin bestimmt.“

„Noch ist uns der Stern der Hoffnung nicht untergegangen, theure Margarethe!“ versetzte der Jüngling tröstend. „Dein Vater wird Dich sicherlich nicht zu einer Heirath mit Anton Saurel zwingen, wenn Du Dich entschieden weigerst.“

„Ach! wenn Du wüßtest, wie eisern der Wille meines Vaters ist!“ entgegnete das Mädchen kleinmüthig. „Und außerdem verachtet er Deine Armuth. Wie ist Alles so ganz anders geworden! Ehemals, als Ihr zu den reichen Leuten dieser Gegend gezählt wurdet, da sah er mit Wohlgefallen, wenn wir Hand in Hand zu Felde eilten, oder wenn Du von Cassis zurückkehrtest und mir eine Rose, die Du am Wege gepflückt, an den Busen stecktest. Seit aber Dein Vater aus Gram über den Verlust Eures Vermögens starb, und Deine alte kranke Mutter und Deine gute Schwester Mariane da drüben in jener elenden Hütte wohnen, wie ist da seitdem Alles so ganz anders geworden!“

Das betrübte Mädchen konnte nicht fortfahren vor innerem Weh, und ihr Geliebter wußte ihr nicht ein Wort des Trostes zu sagen. Da wurden sie aber plötzlich aus ihren trüben Gedanken aufgeschreckt. Eine rauhe Mannesstimme rief mehrmals den Namen „Margarethe“, und Margarethe fuhr erschrocken zusammen und sprach zitternd die Worte: „Mein Vater! fliehe!“ Peter Morin, das war der Name des jungen Mannes, verschwand in dem Dickicht, und alsbald stand ein untersetzter Mann vor Margarethen; es war ihr Vater. Er hatte Morin wohl bemerkt, und er ließ sie darob hart an und drohte, den Lumpen, der nichts als eine elende Hütte und eine kranke Mutter besitze, um's Leben zu bringen, wenn sie noch ein Mal mit ihm zusammen käme.

Am Morgen des andern Tages kam Anton Saurel. Der Vater empfing ihn freundlicher, als die Tochter, die an Morin, den Geliebten und Gespielen ihrer Jugend, dachte und um ihn trauerte; denn ihre Hoffnung, ihn zu besitzen, war gering, sehr gering. Der Vater aber nahm Denjenigen, den er sich zum Schwiegersohn ausersehen, auf die Seite und offenbarte ihm das Verhältniß seiner Tochter zu dem armen Morin, und daß er sich nicht sollte abschrecken lassen, wenn Margarethe spröde thue; sie werde sich schon noch fügen. Anton Saurel fragte mit finsterer Miene nach dem Namen seines Nebenbuhlers und ging.

Den folgenden Tag saß ein junger Mann, das Haupt nachsinnend auf die Rechte gestützt, auf einem großen Steine in der Nähe einer elenden Hütte, und in der Hütte lag eine kranke Frau, und ein junges Mädchen drehte die schnurrende Spindel, sah abwechselnd auf ihre niedlichen, geschäftigen Finger und auf die kranke Mutter, und manche Thräne rollte über ihre blühenden Wangen. Da draußen aber stürmte es in der Brust des sinnenden Jünglings, und er gedachte der leidenden Mutter, der verlornen Geliebten und der großen Armuth der Seinigen. Jede Stunde mußten sie befürchten, aus der elenden Hütte, ihrem einzigen Zufluchtsorte, vertrieben zu werden. Es nahte sich dem Jüngling ein Fremder. List und Verrath lag in seinem Blicke.

„Junger Mann, warum so traurig?“ fragte der Fremde mit erheucheltem Mitleid. Der Angeredete erhob das Haupt und maß den Frager schier eine Minute mißtrauisch vom Kopfe bis zu den Füßen; dann antwortete er unmuthig: „Ich kenne Sie nicht, mein Herr! mag Ihnen auch nicht sagen, was mir fehlt; denn Sie können mir doch nicht helfen.“

„Das ist die Frage!“ entgegnete der Fremdling. „Sind Sie nicht Peter Morin? Brauchen Sie Geld, so bin ich der Mann, der Ihnen Beistand zu leisten vermag. Hier! Unterzeichnen Sie!“ Und der Jüngling griff mit Erstaunen und Neugierde nach der dargereichten Urkunde und las. Es war ein Stellvertretungsact und bezog sich auf einen reichen, jungen Mann aus Aubagne, der nicht Lust hatte, mit Napoleon in den Krieg zu ziehen, und dem Einsteher wurden 6000 Fr. zugesichert. Peter Morin gab das Papier mit Unwillen zurück. Doch überlegte er die Sache noch ein Mal, und sein Unwille nahm ab, je länger er nachdachte. Er ließ sich die Urkunde noch ein Mal geben. Was hatte der Arme auch noch zu hoffen auf dieser Erde! Seine geliebte Margarethe verheirathete sich wahrscheinlich bald, die kranke Mutter konnte nur noch einige Tage leben, und die 6000 Franken konnten das Glück seiner guten Schwester Mariane begründen. Er ging mit dem Fremden nach Aubagne und unterzeichnete die Urkunde.

Gegen Mitternacht stand Anton Saurel vor Margarethens Wohnung und klopfte um Einlaß. Der Vater öffnete und gab seinem künftigen Eidam sein Erstaunen zu erkennen, daß er noch komme in so später Stunde; aber Anton Saurel drückte seinem Schwiegervater freudig die Hand und erzählte, wie es ihm gelungen sey, seinen Nebenbuhler zu beseitigen, und wie er denselben heute vermochte, einen Einstehungsact zu unterzeichnen.

„Bravo!“ rief der Alte. „Das war klug angefangen! Napoleon wird schon dafür sorgen, daß er nimmer wiederkehrt. Lassen Sie uns ein Glas Wein zusammen trinken und morgen die Hochzeit feiern!“

Die beiden Männer tranken sich um Mitternacht frohen Muthes einen Rausch an, weil der arme Peter Morin Soldat geworden war, und als nach kurzer Zeit Anton Saurel mit seiner schönen Braut dem Trauungsaltar zuschritt, stand Peter Morin am Sterbepfühle seiner Mutter und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Auerbach-Birch-Pfeiffer'sche Rechtsstreit.

Einem in Nro. 23 der „Allg. Ztg.“ enthaltenen Correspondenz-Bericht aus Berlin entnehmen wir Nachstehendes. Nachdem der Berichterstatter von dem lebhaften Interesse, welches der obschwebende Rechtsstreit auch in Berlin findet, gesprochen, fährt er fort und sagt:

„Halten wir uns nun lediglich an die Rechtsfrage, so scheint neben den bundesrechtlichen Bestimmungen Alles auf die Bestimmungen des Gesetzes vom 11. Junius 1837 über den Schutz des literarischen Eigenthums anzukommen. Darnach würde man einmal den Abdruck, zweitens die Aufführung des Dramas zu unterscheiden haben. Was den Abdruck anbetrifft, so kann man ihn — ganz gleichgültig ob mit oder ohne die Nebenbezeichnung: „als Manuscript gedruckt“ — nur dann strafbar finden, wenn er zugleich als ein Nachdruck der Auerbach'schen Erzählung anzusehen wäre. Als Nachdruck bezeichnet das allegirte Gesetz den ganzen oder theilweisen Wiederabdruck, überhaupt jede mechanische Vervielfältigung einer bereits herausgegebenen Schrift ohne Genehmigung des dazu ausschließlich Berechtigten. Offenbar ist nun eine dramatische Bearbeitung einer Novelle keine mechanische Vervielfältigung, selbst dann nicht, wenn Frau Birch-Pfeiffer ganze Stellen jener Novelle unverändert im Dialog aufgenommen hätte. Streitigenfalls sollen nach dem Gesetz hierüber Sachverständige vernommen werden, was um so mehr in uns die Ueberzeugung erregt, daß diese Seite der Anklage jedenfalls cessiren würde. Was nun die Aufführung betrifft, wogegen Auerbach sich besonders aufzulehnen scheint, so bestimmt das gedachte Gesetz, daß dieselbe bei jedem dramatischen Werk nur mit Erlaubniß des Autors stattfinden darf, so lange das Werk

nicht durch den Druck veröffentlicht worden ist. Wenn hiernach jedes gedruckte Werk der dramatischen Aufführung ohne weiteres verfällt, so folgt, daß auch die Auerbach'sche Novelle, falls dies an sich möglich wäre, ohne weiteres hätte aufgeführt werden können. Steht aber letzteres fest, so ist Auerbachs Anspruch erloschen, und er kann dadurch nicht wieder erwachen, daß mit seiner Erzählung zum Zweck der Aufführung eine besondere (die dramatische) Vorrichtung getroffen wurde. Die bundesrechtlichen Bestimmungen stimmen durchweg mit dem Inhalt des hier citirten, sie nur erweiternden Gesetzes überein. Aus diesen Gründen scheint uns weder die Denunciation noch eine Civilklage des Hrn. Auerbach irgend welche Aussicht auf Erfolg zu haben, und wirklich soll auch der Staatsanwalt die Denunciation als unbegründet bereits zurückgewiesen haben. Man sieht der richterlichen Entscheidung dieser ganzen Frage mit um so größerer Spannung entgegen, je allgemeiner und wichtiger das Interesse ist, welches sie für das litterarische Publikum im umfassendsten Sinn darbietet. Es versteht sich übrigens, daß wir es hier lediglich mit der rechtlichen Seite zu thun haben, und uns auf den ästhetischen Werth des allerdings fortdauernd mit größtem Beifall aufgenommenen Drama's eben so wenig einlassen als auf die socialen Beziehungen des Hrn. Auerbach zur Frau Birch Pfeiffer.

Kirchliche Rundschau.

(27. Januar.)

Nach den neuesten Erlassen werden in Preußen die Religionsgesellschaften der Deutschkatholiken, Freievangelischen und Baptisten nicht als Gemeinschaften anerkannt, sondern ihre einzelnen Mitglieder für ihr Verhältniß zur Staatskirche verantwortlich gemacht, der Austrittssteuer und der Controle ihrer Christlichkeit durch die staatschristlichen Behörden unterworfen. In Würtemberg wird die völlige Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Glauben beim Landtage voraussichtlich Gegenstand einer lebhaften Discussion werden. In den Niederlanden sind günstigere Bestimmungen für die Cultusfreiheit getroffen worden. In England unternimmt die Anti-state-church-association, der zu Gunsten der geistigen und materiellen Volksinteressen gegen die Staatskirche gerichtete Verein, öffentliche Vorlesungen in allen Landestheilen. In Königsberg haben die Lehrer Wechsler und Sauter offiziell ihre Gläubigkeit und die Ungläubigkeit der freievangelischen Gemeinde erklärt und sind nun im Amte und Brote geblieben. Gerade diese Erklärung hat die qualitative und quantitative Theilnahme der Bewohner an dem jüngst gefeierten Stiftungsfeste jener Gemeinde erhöht. In dieser werden die verbotenen kirchlichen Acte fortgesetzt und eben so in der deutschkatholischen Gemeinde zu Breslau, während dagegen die Schwestergemeinden der letzteren zu Königsberg und Marienwerder sich unter das Patent gestellt haben sollen. Obschon unter gleichem Schutze, darf Uhlich immer noch keine Amtshandlungen vornehmen, als den Confirmandenunterricht, und die ungefähr 9000 Seelen umfassende freievangelische Gemeinde zu Magdeburg steht somit noch unter einem Interdicte. Die dortigen Reformirten mit ihrem Prediger Dulon behaupten fortwährend ihre Symbolfreiheit und Unabhängigkeit von der Staatskirche. Auch zu den von letzterer dissentierenden Lutheranern sind wieder zwei Geistliche getreten. Die deutschkatholischen Geistlichen Graff in Mannheim und Schröter in Worms werden in andere Pfarreien übergehen, Jener nach Wiesbaden, Dieser nach Elberfeld; Kerbler wird in der Gemeinde zu Halberstadt an Wittichs Stelle treten, da Letzterer wegen Kränklichkeit seine Entlassung eingegeben hat. Die deutschkatholischen Lehrer Behnsch und Steiner zu Breslau bleiben nach einem Ministerialschreiben vorläufig in ihren Staatsämtern. Der deutschkatholische Pfarrer Rau zu Stuttgart soll sein Taufformular vor dem gemischten (weltlich-geistlichen) Oberamte verantworten. Zu Waldshut (Großh. Baden) protestiren die Bürger mit Entrüstung gegen die Verwaltung der Messe durch den berüchtigten, daselbst in Untersuchungshaft befindlichen Vicar Rollfuß. Im Paderbornischen ziehen bußpredigende Missionäre umher. In Graz bestimmt eine Verordnung der weltlichen Staatsbehörden für die „bei gesundem Verstande" die Sterbesacramente Zurückweisenden anständige Beerdigung auf dem Friedhofe ohne kirchliche Ceremonien. In Toscana tritt die Geistlichkeit für die bedrohte Hierarchie auf. Die Jesuiten sind in Genua stillschweigend wieder eingezogen. In Oesterreich soll ihnen eine hochgestellte Person ein Asyl eröffnet haben. Im Oregongebiete wirken zwei ihrer Missionäre mit Eifer und Erfolg gegen den zunehmenden Protestantismus.

Mannichfaltigkeiten.

(Kleinlaufenburg, 23. Jan. — Oberrh. Z.) Beinahe in der Mitte des hiesigen Rheinfalls oder (wie er gewöhnlich genannt wird) Laufens, aber noch zum rechten Ufer gehörend, befindet sich ein Felsen, dessen zum Theil abgerundete Spitze nur äußerst selten, d. h. bei'm niedrigsten Wasserstande, aus den Fluthen hervorragt. Dieser Felsen ist der in Laufenburg und dessen selbst auch ferneren Umgebung wohlbekannte „Laufenstein." Ist die Oberfläche dieses Felsens trocken, dann hat der Rhein seinen niedrigsten Standpunkt erreicht, welcher Fall in diesem Jahrhundert erst zwei Mal eingetreten ist, nämlich am 26. Januar 1823 und seit dem 21. gegenwärtigen Monats bis heute. Um auf den Felsen gelangen zu können, wird jedesmal vom Ufer aus ein Gerüst errichtet und Alles so hergestellt, daß man ohne Gefahr auf denselben gelangen und sich darauf bequem bewegen und umsehen kann. So auch dies Mal. Ein mit Bändern behangenes und in eine Spalte eingekeiltes Tannenbäumchen schmückt den theilweise mit einer Eiskruste bedeckten Felsen, und Alt und Jung aus den beiden Städtchen, so wie Neugierige aus deren Umgebung, stellen sich zum Besuche ein und lassen sich die in den harten Granit eingemeißelten Jahrzahlen zeigen, da die Gelegenheit hierzu während eines Jahrhunderts nicht oft wiederkehrt. Die gegenwärtig sichtbaren Jahrzahlen sind folgende: 1672, 1692, 1714, 1750, 1797 und 1823, welchen nun diejenige von 1848 auf einer in eine Vertiefung eingegossenen kleinen Eisenplatte beigesetzt wurde. Wahrscheinlich mögen noch ältere vorhanden seyn. — Dieser Stein hat also zugleich einen geschichtlichen Werth, indem er seit 176 Jahren die niedersten Wasserstände des Rheins nachweist, weshalb auch diese Veröffentlichung in weitern Kreisen von einigem Interesse seyn dürfte.

In England sind alle Erzeugnisse des Auslandes gesetzlich verboten, denen ein englisches Aussehen gegeben ist. Neulich kam von Triest Papier an, welches nach Ostindien verschifft werden sollte. Auf jedem Ries stand die Ueberschrift superfine blue 2c. Die Zollbeamten belegten das Papier mit Beschlag. Leider müssen wir gestehen, daß uns mit diesem Gesetz Recht geschieht. Die unglückselige Auslandssucht bei einem großen Theil des deutschen Publikums ist zwar zunächst schuld, daß viele unserer Fabrikanten ohne Anstand sich Täuschungen erlauben; wenn sie aber die Wahrheit höher schätzten, als ihren Profit, und wenn sie so stolz auf ihr Erzeugniß wären, wie der Engländer auf das seinige, so würden sie bald über das thörichte Vorurtheil der Käufer triumphiren. Wenn englische Fabrikanten ihre Waaren mit deutschen Etiketten bei uns einschmuggelten, was freilich undenkbar ist, so

wiesen viele von uns sie auch zurück; aber nicht aus Nationalstolz, sondern aus Verachtung gegen das deutsche Produkt.

Die bei dem Praslin'schen Prozesse vielgenannte Erzieherin Demoiselle de Luzy hatte an den Nachlaß der ermordeten Herzogin und des durch Selbstmord umgekommenen Herzogs Ansprüche wegen einer ihr zugesicherten Pension von 3000 Francs jährlich, wegen Herausgabe gewisser Mobiliar- und anderer Sachen, sowie von 4000 Francs, um deren Anlegung in Renten sie den Herzog ersucht hatte, gerichtlich geltend gemacht und hat jetzt, da eine Bestreitung nicht unternommen wurde, deshalb ein günstiges Urtel erhalten. (D. A. Z.)

Zu Krimitzschau im K. Sachsen hat sich ein Verein gebildet, welcher den überflüssigen Geldaufwand bei Kindtaufen und Gevatterschaften vermeiden will. Die Mitglieder nennen sich im dasigen Wochenblatt und bemerken, daß sie zwar gern, wie vorher, Taufzeugen abgeben wollen, daß sie aber weder sogenannte Pathen- und Gevattergeschenke verabreichen, noch, im Falle sie selbst Taufzeugen brauchten, dergleichen annehmen würden. Das Gevatterstehen ist ohnehin eine sehr theuere Sache, so lange dabei die Pathengaben an den Geistlichen, Kirchner, die Hebamme, Amme, Kinderwärterinnen ꝛc. nicht abgeschafft werden. (Allg. Anz.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 23. Jan.

Ueber die Wirkungen des Chloroform, die sich bei Versuchen ergaben, welche in Gegenwart eines Arztes an mehreren gesunden, jungen und kräftigen Männern gemacht wurden, enthält das hiesige Tagblatt Folgendes, das nicht ohne Interesse ist, da sich dabei in ihrer Art ganz verschiedene Resultate ergaben: B..., 36 Jahre alt, wurde ein Stückchen Watte, auf welches vorher 40 Tropfen Chloroform getröpfelt wurden, über Mund und Nase gelegt; schon nach wenigen Sekunden erfolgte vollkommene Betäubung, Puls und Athem wurden schwächer und es dauerte dieser Zustand, in welchem B. sich vollkommen gefühllos zeigte, sieben und eine halbe Minute. Beim Erwachen fragte er überrascht, wo er sich befinde und wie lange er geschlafen. — H....., 24 Jahre alt, Soldat, von ungewöhnlicher Stärke, wurden 60 Tropfen Oel auf Watte getröpfelt und eben so aufgelegt; der gewünschte Erfolg blieb aus und man sah sich veranlaßt, nach Verfluß einiger Minuten nach und nach 30 Tropfen nachzutröpfeln; endlich erfolgte Betäubung, die aber nur 35 Sekunden anhielt, indem er sich dann erhob und während fast 7 Minuten eben so verwirrt, als lebhaft und laut sprach. Nach dieser Zeit wurde er vollkommen ruhig, wußte aber von dem Gesagten nicht ein Wort. — K., 34 Jahre alt, wurden auf dieselbe Art 36 Tropfen zur Einathmung beigebracht; nach wenigen Augenblicken verfiel er in tiefen Schlaf, der durch zeitenweises Nachtröpfeln von Chloroform zehn Minuten lang unterhalten wurde. Während des Schlafs wurden verschiedene Experimente vorgenommen, die in wachendem Zustande sicher bedeutend geschmerzt hätten; er zeigte jedoch nicht das mindeste Gefühl. Nach dem Erwachen war K. ebenfalls sehr aufgeregt, versuchte in unzusammenhängenden Worten unter fortwährendem Gelächter und auffallendem Agiren mit Händen und Füßen seinen gehabten Traum zu erzählen, erhob sich, mußte aber wegen bedeutenden Schwindels, der ihm nur einige Augenblicke zu stehen gestattete, sich wieder niederlassen. Dieser Zustand nach dem Erwachen, der über 4 Minuten dauerte, ließe sich am passendsten mit dem eines schwer Betrunkenen vergleichen; auch erfolgte bei diesem Versuch bei K. nach einigen Minuten Uebelseyn, ein einmaliges leichtes Erbrechen, Mattigkeit und ein kurzer natürlicher, leichter Schlaf.

Darmstadt, 26. Jan.

In Darmstadt liefern die öffentlichen Brunnen oft so wenig Wasser, daß hiermit kaum die dringendsten Bedürfnisse des Haushalts bestritten und noch weniger zu Sommerzeit die mit Strafandrohung verbundenen gesundheitspolizeilichen Anordnungen befolgt werden können, die Straßen zu begießen und die stauberfüllte, brennend heiße Luft zu erfrischen. Wird dann von den Hausbesitzern um Abhülfe, insbesondere auch um Bewilligung einer Zuleitung in ihre Hofraithen gebeten, so erfolgt die Entschließung, daß dem Gesuch noch zur Zeit nicht willfahrt werden könne wegen Mangels an Wasser. Aber dieser Mangel ist es gerade, dem man abgeholfen wissen will und dem so leicht abgeholfen werden kann. Denn auf der südöstlichen Seite von Darmstadt und in verhältnißmäßig geringer Entfernung ist das Land so reich an Wasser, daß dieses nur gesammelt und in die viel tiefer liegende Stadt geleitet werden darf, um jedem Bedarf zu genügen und der lästigsten Einschränkung zu begegnen. Es kommt also nur darauf an, daß endlich Hand angelegt und dem Techniker, nach dessen oft wiederholtem Antrage, die zur Ausführung nöthigen Mittel angewiesen werden, und da diese Verhältnisse nicht überall gehörig bekannt zu seyn scheinen, so wählt man dieses viel gelesene Blatt, um größere Aufmerksamkeit für sie zu erwecken.

Frankfurt a. M.

Gastvorstellungen der ungarischen Tänzer-Gesellschaft unter der Direction des Hrn. Beszter-Sandor.

Der vortheilhafte Ruf, der dieser Gesellschaft vorausging, hatte schon bei der ersten Vorstellung derselben ein sehr zahlreiches Publikum in das Theater gezogen und auch die zweite fand in gleicher Weise verdiente Beachtung. Ungetheilter Beifall lohnte die ausgezeichneten Leistungen der Mitglieder. Die originellen National- und Charaktertänze, welche sie vorführten, wurden von ihnen mit Präcision und Ausdruck getanzt und einen sehr günstigen Eindruck machten die kräftigen und gefälligen Gestalten der Tänzer und Tänzerinnen, welcher noch durch reiches und geschmackvolles Costüm und durch den Anstand des Benehmens erhöht wurde. Die Ausführung der komischen Pantomime der zweiten Vorstellung war bis in alle Einzelnheiten ungemein belebt und ganz geeignet, die Zuschauer nicht nur zu überraschen, sondern sie auch in heitere Stimmung zu versetzen. Man muß es dieser Gesellschaft zugestehen, daß sie Alles aufbietet, um dem Publikum Vergnügen zu bereiten. Hr. Beszter Sandor hat das Verdienst, besonders den ungarischen National-Tänzen auch im Auslande Anerkennung gewonnen zu haben; denn er trug diese schönen energischen Figuren bis weit über die Gränzen seines Vaterlandes, bis nach Frankreich und England und erwarb ihnen dort eben so viel Beifall, als sich selbst verdientes Lob. Uebrigens muß man sich bei Beurtheilung dieser uns besuchenden Gäste auf den richtigen Standpunkt stellen. Sie sind nicht sowohl eigentliche Balletkünstler, als vielmehr Nationaltänzer, welche dieses Genre dem Gebiete der höheren Tanzkunst nahe gebracht haben. Wie das Volkslied in seiner Einfachheit und Naivetät nicht immer gehörig gewürdigt wird, so ergeht es auch dem Volkstanze, welcher dem verwöhnten Geschmack, dem verfeinerten Auge und dem anerzogenen Raffinement oft zu einfach und monoton erscheint. Da die Gesellschaft noch mehrere Vorstellungen, die wir der freundlichen Beachtung des Publikums empfehlen zu dürfen glauben, auf unserer Bühne geben wird, so dürften wir auf dieselbe zurück zu kommen Gelegenheit finden.

Logogryph.

Rücksichtslos zertritt es mit B, mit S wird's getreten.

Auflösung der Charade in Nro. 27.
Niederlage.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. Jan. Dritte Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Beszter-Sandor: Luzifer und der Pächter, oder: der grüne Teufel, komische Pantomime mit Tänzen in einem Act, arrangirt von Hrn. Balletmeister Kilanyi. Vorher: Tanz-Divertissement von National- und Charaktertänzen. Dazu: Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum.

Sonntag, 30. Jan. Vierte Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Beszter Sandor. Dazu: Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth., Musik von Weigl. Emmeline: Frau Anschütz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 31. Montag, den 31. Januar 1848.

Das schwarze Kreuz.

(Eine Geschichte aus der Provence. Nach dem Französ. v. G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

2.

Es war im Jahre 1814. Die Sonne des Kaiserreiches neigte sich zum Untergange, desto kühner erhoben die Feinde des großen Korsen ihr Haupt. Die Fackel des Krieges war plötzlich in das lange Zeit verschont gebliebene Frankreich geschleudert worden, und, vor den zahllosen fremden Kriegsschaaren zurückweichend, näherte sich der kaiserliche Adler immer mehr der Hauptstadt des Reichs. Die reaktionäre Partei begann sich zu regen, und im südlichen Frankreich war es ihr bereits gelungen, die Gemüther zur fanatischen Wuth zu entflammen. Zuerst beurkundeten sich die Schrecken der Reaktion im Departement des Bouches-du-Rhone. Soldaten, die sich aus ihren Kasernen entfernt hatten, fand man todt in den Gräben, nächtliche Schildwachen waren, als man sie ablösen wollte, gemeuchelmordet, die Kanonen des Forts waren auf die Stadt gerichtet, fast jeden Augenblick hörte man den Tambour in den Straßen von Marseille schlagen, und Alles schien auf einen furchtbaren Zusammenstoß zwischen Volk und Truppen hinzudeuten.

Zu den wildesten Reaktionären gehörte Anton Saurel, und es gereichte ihm zu einer Art Genugthuung, seine Frau, die arme Margarethe, mit seinen blutigen Anschlägen recht zu ängstigen, aus Rache, daß sie einen kaiserlichen Soldaten geliebt und vielleicht noch liebe. In der That hatte Margarethe den Geliebten ihrer Jugend noch in gutem Andenken. Mariane, die seit einigen Jahren glücklich verheirathet war, empfing oft Briefe von ihrem Bruder. Sie war die Freundin Margarethens und theilte ihr den Inhalt aller dieser Briefe mit. Da erfuhr denn das unglückliche Weib, daß Peter Morin ihrer stets mit Liebe gedachte und ihr alles Glück wünschte; ach! und sie war doch so unglücklich, und sie erfuhr auch, daß er als der tapferste Soldat des ganzen Regiments, des 94sten, Capitain geworden war.

Eines Tages kam Anton Saurel nach Hause, und eine wilde Freude strahlte aus seinen Augen. Er erzählte triumphirend seiner Frau, wie Alles gut gehe, wie man bald über die Blauen herfallen werde, und wie eine Menge Gewehre und Munition unter das Volk vertheilt worden. „Die Niederlage der Bonapartistischen Truppen ist allgemein!" rief er mit Enthusiasmus aus. „Die Garnison von Marseille ist schwach, und die Soldaten sind von den ungeheueren Mühseligkeiten ganz erschöpft und werden wenig Widerstand leisten können. Gott gebe uns eine günstige Gelegenheit!"

„Welches Regiment liegt in Marseille?" fragte Margarethe unwillkürlich.

„Das 94ste!" war die Antwort.

Margarethe erbleichte. Anton Saurel bemerkte den Schrecken seiner Frau, und ein furchtbarer Verdacht stieg in seiner Brust auf. Doch schwieg er, nahm sein Gewehr von der Wand und untersuchte, ob sich solches in ordentlichem Zustand befinde.

Der in Marseille kommandirende General kannte die Stimmung des Volkes und sah wohl ein, daß er mit seinen wenigen abgematteten Soldaten einem Volkssturme nicht zu trotzen vermochte. Er gab daher Befehl zum nächtlichen Abmarsch. Und als die Mitternachtsstunde vorüber war, da verließen die Truppen in aller Stille ihre Kasernen und schlugen den Weg nach Toulon ein. In der Stadt herrschte anfangs die Stille des Todes, und das Regiment erreichte ohne Anfechtung das Römerthor. Da änderte sich aber plötzlich die Sache. Ganz Marseille schien erwacht und auf ein Mal in Thätigkeit zu seyn. Einzelne Reiter sprengten durch die Felder, und hier und da sah man dunkle Gestalten an Gräben und Hecken hinschleichen. Von Zeit zu Zeit vernahm man Stimmen, die sich Signale zu geben schienen, und noch hatten die Truppen nur eine kurze Strecke Weges zurückgelegt, da wurden sie von allen Seiten angegriffen. Verrätherisch donnerten Gewehrsalven aus Büschen, Gräben und Weinbergen, und mancher Brave, den der russische Winter, preußische Bajonnette und österreichische Säbel verschont, fand hier seinen Tod.

Kaum von einer Krankheit genesen und, von einer Flintenkugel in die Schulter getroffen, fiel auch Peter Morin, der Capitain, unweit Aubagne, besinnungslos nieder. Als er wieder zu sich kam, begann es schon zu tagen. Er erkannte die Nähe seiner Heimath, und es entstand eine unwiderstehliche Sehnsucht in seiner Brust, die Orte wieder zu sehen, wo er seine Jugendzeit zugebracht. Aber in seiner jetzigen Kleidung konnte er ohne Lebensgefahr nicht weit kommen. Er schleppte sich unter Schmerzen und gequält von brennendem Durste mit vieler Mühe und sehr langsam weiter. Schon war der Mittag vorüber, als er auf dem Felde zu einem Hirten kam. Dieser erbarmte sich seiner, verkaufte ihm seinen grauen Mantel und erquickte ihn durch einen Theil seines einfachen Mahles, und als sich der Tag neigte und drüben das Meer golden erglänzte, da gelangte er an eine kleine Maierei, genannt die „Wohnung St. Martins", weil hier in der Mauer das Bild dieses Heiligen angebracht war. Aus seiner Jugendzeit erinnerte er sich, daß das Haus ehemals müden Wanderern zur Herberge gedient. Das aber wußte er nicht, daß dasselbe seitdem in den Besitz Anton Saurel's, seines Feindes und früheren Nebenbuhlers, gekommen war. Peter Morin war ganz erschöpft und kraftlos wegen der Wunde und der vorausgegangenen Krankheit. Er ging durch das Thor in das Innere der Maierei. Da saß an der Thüre des Hauses eine noch jugendliche Frau und spann, und zwei muntere Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, spielten in ihrer Nähe. Die junge Frau stand erstaunt von ihrem Sitze auf und betrachtete den ankommenden

Fremdling mit großem Mißtrauen. Als sie aber seine Stimme vernahm, rief sie plötzlich überrascht und freudig aus: „Peter! um Gotteswillen, Peter! Du?" Und Peter Morin, der Capitain, schloß Margarethe, die Geliebte seiner Jugend, jetzt das Weib Anton Saurel's, in seine Arme, und Erinnerungen früherer Zeiten blitzten durch seine Seele. Als aber der erste Freuderausch des Wiedersehens vorüber war, da gedachte Margarethe an die Größe der Gefahr, die dem Offizier drohte, wenn ihr Mann, der wilde Saurel, der schon seit voriger Nacht abwesend war, zurückkehrte.

Die Nacht hatte schon mit ihrem Schleier die Erde bedeckt, und die unglückliche Frau sann eben nach, wie sie den lieben Gast, der so sehr der Ruhe und Pflege bedurfte, verbergen wollte, da hörte man draußen in dem knarrenden Kiessande die Tritte mehrerer Männer, die sich dem Hause zu nähern schienen. „Um Gotteswillen, mein Mann kommt!" rief Margarethe in großer Bestürzung. „Wenn der Dich entdeckt, bist Du verloren!" Sie sah sich ängstlich nach einem Orte um, wo sich ihr Schützling verbergen ließe, und ihre Augen fielen auf die nahe Wagenremise. „Geschwind da hinein!" sagte sie leise, indem sie Morin sanft fort schob. „Nein!" entgegnete der Offizier, „ich will lieber sterben. Verstecken mag ich mich nicht."

„Willst Du, daß man mich auch morde?" versetzte Margarethe. Der Offizier gehorchte. Kaum war dies geschehen, so erschien Anton Saurel mit seinen Spießgesellen. „Margarethe, Wein her!" rief er triumphirend aus. „Das war heute eine herrliche Jagd. Da hättest Du sehen sollen, wie wir die Blauen zusammenwellerten."

Margarethe, die unglückliche Margarethe, schwieg und holte Wein, während sich ihre mordsüchtigen Gäste der Waffen entledigten.

„Auf die Gesundheit Derer, die da fielen!" rief Saurel wild, das Glas schwenkend, und das Saufgelag begann. „Was hast Du da?" fuhr er plötzlich seinen kleinen Knaben an, indem er dem Kinde ein glänzendes Etwas aus der Hand riß. „Teufel, ein Kreuz der Ehrenlegion! Von wem hast Du das?"

„Der fremde Soldat hat's verloren, der dort hinten sitzt," sagte der Kleine.

Margarethe erbleichte.

„Unglücksweib!" brüllte Saurel. „Gewiß hast Du Deinen früheren Buhlen versteckt! Laß sehen!" Und er ergriff ein Licht und ging nach dem Schuppen. Sein Weib aber vertrat ihm den Weg und bat flehentlich um Schonung des Fremdlings.

„Heraus, Du Bluthund! Du Tyrannenknecht!" schrie Saurel.

Peter Morin trat hervor. Der Schein des Lichts fiel auf die blutige Uniform und die blassen, leidenden Züge des Capitains. Weniger rohen und entmenschten Seelen hätte die immer noch stolze Haltung des verwundeten Helden Achtung eingeflößt. Hier aber bewirkte sie den Ausbruch einer bestialischen Wuth.

„Nieder mit dem Bonapartisten!" hieß es, und die Unmenschen drangen auf den Offizier ein. Dieser aber erhielt durch den Angriff und die ihm drohende Gefahr seine ganze Energie wieder. Er ergriff eine schwere Hacke und bediente sich derselben mit solchem Nachdruck gegen seine Feinde, daß dieselben zurückwichen und er Zeit gewann, den Hof zu erreichen. Da ergriff aber Anton Saurel plötzlich seine Flinte und gab Feuer, und noch fünf andere Gewehre knallten nach diesem ersten Schusse. Peter Morin, der tapfere Offizier, stürzte auf den Tod verwundet nieder, getroffen von den Kugeln seiner eigenen Landsleute. Noch nicht zufrieden, zogen sie ihre Messer und senkten sie tief in die Brust des fast schon entseelten Körpers.

Gerechter Gott, wie unbegreiflich sind aber Deine Gerichte!

Trunken noch vor Wuth und Blutgier, drang auf ein Mal der Ton einer milden weiblichen Stimme an das Ohr dieser Mörder. Es war ein Wiegenlied, das sie hörten, und die Stimme war Margarethens Stimme. Die Männer traten voll Neugierde leise herzu. Das unglückliche Weib wiegte ihren kleinen Knaben auf den Armen. „Still!" sagte sie mit einer unheimlichen Freundlichkeit. „Mein Kind schläft!" Und sie sang wieder. Anton Saurel bebte entsetzt zurück. Das Kind schlief nicht; es war todt. Eine Kugel hatte es in der Dunkelheit getroffen. Margarethe aber war wahnsinnig geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herz im Rhein.

Als dem Castellan von Couci *) war ein Pfeil in's Herz gedrungen,
Das der Dame von Faiel goldne Lieder stets gesungen,
Sprach er zu dem treuen Knappen, da sein Aug' ward trüb und trüber:
„Trag' mein Herz zu meiner Dame, wenn sein letzter Schlag vorüber!"
Und in einem Goldgefäße hat's der Knappe hingetragen,
Das für sie nur hat gesungen, das für sie nur hat geschlagen.

Also auch mit deinem Herzen, Niklas Vogt **) ist es ergangen,
Da dein Geist zum Herrn der Herren friedlich war hinaufgegangen;
Da auf dem Johannisberge sie den Leib zu Grabe trugen,
Und die Augen weinend zuckten, und die Herzen krampfhaft schlugen.
Nein, das edle, sanggeübte, ward nicht in die Gruft versenket,
Ward zur Liebsten hingetragen, der auf ewig du's geschenket,
Zu der Liebsten, deren Schönheit tief dir war in's Herz gedrungen,
Der du deiner Lieder schönste, deine Sagen hast gesungen. —
Trauernd weinten leis' die Reben und in blauer Himmelsferne
Hüllten sich in dunkle Wolken all' die lichten goldnen Sterne,
Da sie deinen Tod vernommen, und es zog mit Klaggestöhne
Durch sein wein- und lieder-reiches Thal der Rhein, der ewig-schöne.
Deine Liebe war er immer, deine Braut auf allen Wegen,
Denn zu eurem selt'nen Bündniß gab die Poesie den Segen.

Ruhig an des Lebens Gränze sprachst du noch mit bleichem Munde:
„Was im Leben eins gewesen, sey's auch nach der Todesstunde;
„Darum, Freunde, in die Erde mit dem übrigen Gebeine
„Legt mein Herz nicht; — tief versenken sollt ihr es im lieben Rheine!"
Also auch ist es geschehen! — Fest im Eisenschrein verschlossen
Ruht's im Schooße jener Klippe, kühlgebettet, rheinumflossen.
Und der Fischer nimmt den Hut ab, naht er auf den feuchten Wegen,
Faltet zum Gebet die Hände, spricht dir einen kurzen Segen;
Doch die Dämpfer, wenn sie brausend kommen hier vorbeigeflogen,
Rufen mit Geschützes-Donner einen Gruß dir in die Wogen.
Glücklich, wer solch' eine schöne Stätte für den Tod gefunden,
Wo das Herz kann ruhig schlafen, treuumarmt und liebumwunden.
So einst möcht' ich mit der Einen ruhen in demselben Grabe,
Mit der Einen, der mein Alles, Herz und Lied, geschenkt ich habe.

---

*) Man vergleiche: Uhland's „Castellan von Couci."

**) Niklas Vogt gründete seinen literarischen Ruf als Professor der Geschichte an der Mainzer Universität, nach deren Aufhebung er dem nachherigen Großherzog erst nach Aschaffenburg und dann nach Frankfurt folgte, wo er zuletzt als Schöff und Senator starb. Auf seinen Wunsch gewährte ihm Fürst Metternich eine Grabstäte auf dem Johannisberge, welche folgende Inschrift trägt: „Hier wählte seine Ruhestätte Nicolaus Vogt, geboren zu Mainz den 6. Dec. 1756, gestorben zu Frankfurt am 19. März 1836. Dem treuen Verfechter des alten Rechtes, dem begeisterten Freund des deutschen Vaterlandes, dem eifrigen Beförderer der heimathlichen Geschichte widmet diesen Grabstein sein dankbarer Freund und Schüler C. W. L. Fürst von Metternich."

Doch allnächtlich, wenn die Sterne an dem blauen Himmel schweben,
Regt sich um die dunkle Klippe seltsam wunderbares Leben;
Schöne Frauen, hohe Ritter, Helden altersgrauer Sagen,
Die verzaubert und vergessen in den Burgverließen lagen,
Kommen trauernd hergeschritten, singen dumpfe Todtenlieder
Ihm, der mächtig sie befreite und in's Leben führte wieder,
Ihm, der selbst nun todumfangen, doch im Herzen Aller lebet,
Denen seine Rheinlands-Sagen je das keusche Herz durchbebet.
Ihm, deß Herz liegt tief da unten bei dem Schatz der Nibelungen,
Das so manche edle Perle hat von ihm heraufgesungen.

Da, von ihren Wogen-Rossen wird im leichten Muschelwagen
Lorelei, die schöne Nixe, zu der Feier hergetragen;
Klagend und mit aufgelös'tem Haare naht sie sich den Klippen,
Segnet feierlich die Stätte, und von ihren sanften Lippen
Tönt es: „Friede sey dem Geiste vor dem Thron des ew'gen Richters,
„Friede, Friede sey dem Herzen uns'res liederreichen Dichters!"
Dann entschweben all' die Geister, daß im nächsten Sternenscheine
Wieder sie die Todtenfeier hier begeh'n beim Herz im Rheine.

Heidelberg. Wilh. Keim.

Die Todesstrafe.

Unter den Verhandlungen des vereinigten ständischen Ausschusses von Preußen über das neue Strafgesetzbuch, welche die „Pr. Allg. Z." vollständig mittheilt, verdienen diejenigen über die Frage: **ob die Abschaffung der Todesstrafe zu beantragen sey oder nicht**, besondere Beachtung. Eine Reihe tüchtiger Redner haben nach einander abwechselnd für und gegen die Beibehaltung der Todesstrafe gesprochen und es ist dabei, in kurze Worte zusammengedrängt, wohl so ziemlich Alles wieder besprochen oder doch berührt worden, was Gelehrte und Andere seit langer Zeit über diesen wichtigen Gegenstand vorgebracht haben. Auszüge aus dem Gesagten zu liefern, ist kaum thunlich; so mögen hier, gleichsam zur Probe, nur zwei der Abstimmungen, in einander entgegengesetzter Richtung, Platz finden.

1. Der Abgeordnete **Steinbeck** sprach am zweiten Tage der Verhandlung Folgendes: „Es scheint eine wirklich sehr schwere und bedenkliche Aufgabe, jetzt noch über einen Gegenstand zu sprechen, über welchen von beiden Seiten her so vortreffliches Material in Menge uns vorgelegt worden ist. Wir können annehmen, daß jedes Mitglied dieser hohen Versammlung, ehe es in sich selbst eine Meinung über die Frage festgestellt, um welche es sich handelt, in sich einen ernsten Kampf gekämpft hat: auf der einen Seite für die Milde, auf der andern für die Strenge der Gerechtigkeit. — Aber dessen ungeachtet ist es wohl sehr wünschenswerth, daß auch die unbedeutendste Masse Material hier nicht unberührt bleibt. Ich werde die hohe Versammlung nicht ermüden, den juristischen Standpunkt zu verfolgen; er ist (gestern) bereits auf eine höchst gründliche und vorzügliche Art erörtert worden. Eben so werde ich mich auf dem kirchlichen bewegen, so überzeugt ich individuell auch seyn mag, daß mit der Lehre, deren Brennpunkt in den Worten ausgesprochen ist: „Gott ist die Liebe", die Todesstrafe sich nicht verträgt; denn es ist doch diese Versammlung weder ein Concilium, noch eine Synode, noch eine theologische Facultät. — Es liegen uns durch die Schrift eines verehrten Mitgliedes dieser Versammlung so viele gelehrte Erörterungen und Beleuchtungen der vielseitigsten Gesichtspunkte für die große Frage vor, daß ich überzeugt bin, ich würde etwas Ueberflüssiges thun, das dort Gesagte hier zu recapituliren. — Nur auf dem praktischen Standpunkte will ich mich bewegen, weil dieser vorzugsweise der ist, welcher dieser Versammlung ihren Charakter gibt. Auf dem praktischen Standpunkte um so mehr, weil wir annehmen können, daß die Todesstrafe bei allen den Völkern, bei denen sie stattgefunden, mehr aus einem gewissen inneren Gefühl, als aus philosophischen Deductionen ihren Ursprung genommen hat.

Die Frage, um die es sich handelt, ist zum ersten Male, so weit meine Erinnerung reicht, im römischen Senate bei Gelegenheit der Verhandlung über die Catilinarische Verschwörung zur Sprache gekommen. Dort wurde ein Satz aufgeführt, welchem ich, obwohl er zum Beschlusse erhoben worden ist und ich die Ansicht, auf welcher er beruht, nicht zu vertheidigen gemeint bin, dennoch völlig beitrete, nämlich der, die Todesstrafe sey die härteste Strafe nicht. Ich und die Freunde, welche meine Ansicht theilen, sind daher durchaus überzeugt, daß man uns nicht den Vorwurf einer zu weit gehenden Sentimentalität machen wird, wenn wir uns **gegen** die Todesstrafe aussprechen. Denn uns leitet dabei die feste Ueberzeugung, daß es Verbrechen gibt, die eine härtere Strafe verdienen. Aber sollte die Todesstrafe etwa die härteste nach dem christlichen Standpunkte seyn? Schwerlich; denn was thut der Richter, der die Todesstrafe ausspricht, anders, als daß er den Sterblichen vor ein höheres Tribunal, vor das Tribunal der göttlichen Gerechtigkeit verweis't, die aber auch die göttliche Barmherzigkeit ist? Hat nicht schon in den Schriften des alten Bundes ein begeisterter Prophet ausgesprochen: „Gott hat nicht Freude an dem Untergange des Verbrechers, sondern er will, daß er lebe und sich bessere?"

Von diesem praktischen Standpunkte aus muß ich zuerst einen Blick auf die Geschichte werfen, weil man wohl meinen könnte, daß in der Geschichte selbst sich Etwas begründet fände, um auch noch in unserem Volke die Todesstrafe für eine passende anzusehen. Ich übergehe Alles, was in der vorher angeführten Schrift über diesen Gegenstand enthalten ist. Ich übergehe, daß die Völker, bei denen die Todesstrafe in ihrer härtesten, rauhesten und vielseitigsten Form angewendet wurde, keineswegs die sittlichsten, vielmehr bei ihnen die Verbrechen gehäuft waren. Lesen wir auch die römischen Gesetze, die Cornelischen, Julischen u. s. w., so wird Menschenblut darin verschwendet, aber es war da kein Wunder bei dem Volke, dem Gladiatorenspiel eine Lust war, dem das Menschenrecht vor dem Begriffe des Bürgerrechtes verschwand. Betrachten wir unsere eigenen Vorfahren. Aus dem Schooße der Barbarei hat sie die christliche Kirche losgerissen, und die Kirche sagt: „Die Kirche dürstet nicht nach Blut." Unsere Vorfahren waren ein Volk von Eisenmännern, und ein solches Volk bedurfte eiserner Zwangsmittel und Strafen, wie Scheiterhaufen, Säcke, Schwert, vielleicht sogar die Masse von Torturen. Diese Strafen müssen zu der damaligen Zeit von dem praktischen Standpunkte aus als natürlich erscheinen, und wir würden ungerecht seyn, wenn wir den Verfassern jener alten Criminal-Rechtsbücher: der tyrolischen, bambergischen, brandenburgischen und Kaiser Karls des Fünften und des heiligen römischen Reiches peinlicher Gerichtsordnung, wenn wir den edelsten Geistern ihrer Zeit, einem Freiherrn von Schwarzenberg und seinen Genossen einen Vorwurf machen wollten, daß sie sich in der Richtung ihrer Zeit bewegt haben. Aber freilich sind die Zeiten, in denen, wie bei den Römern, Tugend und Tapferkeit nur durch ein und dasselbe Wort bezeichnet wurden, vorbei; vorbei die Zeiten, in denen die Barbarei in socialen Verhältnissen auch überall in der Gesittung der Völker bei der überwiegenden Masse in jeder Beziehung sich offenbarte. Wir sind vorwärts geschritten; wir haben Gesetzbücher vor uns, die dies beweisen. Wir dürfen die Geschichte fragen, und sie wird es bestätigen. Durch die Feuertaufe trauriger Zeiten ist das deutsche Volk durchgegangen; durch die Feuertaufe des Bauernkrieges, durch die Feuertaufe des dreißigjährigen Krieges, und es ist geläutert worden.

Man scheut sich jetzt, von vielen Strafarten einer frühern Gesetzgebung selbst in manchen Staaten Gebrauch zu machen, wo

diese Strafarten noch durch kein ausdrückliches Gesetz aufgehoben sind. Wohlan, wir gehören also einer besseren Zeit an, und darum geziemt es uns anzunehmen, was dieser Zeit entspricht.

Sehen wir doch durch, was die Todesstrafe im Praktischen, in der Wirklichkeit leistet. Ich will nicht das Gefühl, sondern die Ueberzeugung der hohen Versammlung ansprechen; darum will ich nicht vorführen das Bild des reumüthigen, zerknirschten Sünders, wie er in das Auge der Umstehenden Thränen lockt und fühlen läßt, „Irrthum und Schwäche sey der Sterblichen Wahlspruch." Ich will nicht vorführen den Verbrecher, welcher, höhnend die Justiz und den geistlichen Zuspruch, in den Tod geht, und wie in der Menge der Umstehenden das Gemurmel sich vernehmen läßt: „es sey doch gottlos, einen Menschen in diesem Zustande in den Tod zu senden." Ich will nicht vorführen den begeisterten Verbrecher, der für ihn begeisternde Ueberzeugungen in den Tod geht, und wie der geistig Gebildete über ihn urtheilt: „es sey schade, daß dieser Mann der Menschheit entzogen werde, der er in seiner Kraft und Begeisterung vielleicht großen Nutzen gebracht, wenn er nicht den Tod erlitten hätte." Müssen wir nicht anerkennen, daß das Urtheil des Publikums in allen diesen drei Fällen nicht unbegründet erscheint; daß der Zweck der Gerechtigkeitspflege in allen diesen Fällen verfehlt wird, weil der Eindruck, den die Strafe in dem Volke erweckt, durchaus ein anderer, ja gerade das Gegentheil von Dem ist, was hervorgerufen werden soll? Ist es nicht das Märtyrerthum, was die Kirche groß gemacht? Ist es nicht das Märtyrerthum, was in den Staaten so oft Umwälzungen hervorgerufen hat? Nein, keine Märtyrer! Sie ziemen uns nicht; sie ziemen einer frühern Zeit. Werfen wir unsere Augen auf andere Nationen. Sollen wir diesseits der Alpen das letzte Volk seyn, welches die Todesstrafe abschafft? Haben sie nicht jenseits Völker von heißerem Blute, als in unseren Adern strömt, gefahrlos abgeschafft? Hat man nicht in Rußland — ich weiß nicht, ob Preußen hinter Rußland zurückstehen will — die Todesstrafe seit mehr als einem Jahrhunderte auf das Verbrechen des Hochverraths beschränkt? Wir stehen heute — das fühlen wir Alle — an der Gränze zwischen einer gewaltigen Vergangenheit und einer inhaltsreichen Zukunft.

Die (begutachtende) Abtheilung hat dies bei der vorliegenden Frage wohl erkannt und gemeint, man müsse die Todesstrafe noch bestehen lassen, aber man müsse sie möglichst einschränken, um darauf hinzuarbeiten, sie gänzlich abzuschaffen. Die Frage ist also eigentlich die: sollen wir langsam schleichenden Schrittes den Moment zur Abschaffung ergreifen oder muthig diesen Schritt wagen? Dies hängt ab von der Ansicht, die wir über die Bildung des Volks haben. Ein Volk von beinahe 16 Millionen, verbreitet von Memel bis an den Rhein, kann nicht auf derselben Stufe der Bildung und Civilisation stehen. Ein solches Volk hat sehr verschiedene Abstufungen der Civilisation, und es ist freilich schwer, den Moment zu finden, wo diese Abstufungen sich ausgleichen. Aber dennoch muß er gefunden werden. Wir dürfen das Volk nicht als besser auffassen, als es ist, aber auch nicht als schlechter. Wir sollen es nicht zurückbringen, sondern vorwärts führen. Es handelt sich also darum, ob wir den großen Schritt muthig und entschlossen wagen wollen. Wagen wir ihn, so erkennen wir an: dieses Volk ist ein edles Volk, begriffen im Fortschritt zur vernünftigen Entwickelung in treuem Gehorsam vor dem Gesetz. Wir stehen an einem Rubicon, und ich möchte die hohe Versammlung mit jenem Helden des Alterthums vergleichen, der auch an einem Rubicon stand. Jener Rubicon war nur ein unbedeutender Gebirgsfluß. Der Held that den Schritt über diesen Fluß, und die Welt ward sein. Der Rubicon, an dem wir stehen, ist das Blut, das vom Schaffot herunterströmt. Wagen wir den Schritt über ihn, und wir werden etwas Höheres erlangen, als Cäsar eroberte: den Dank der künftigen Geschlechter und das Anerkenntniß, daß wir den Geist unseres edlen Volkes und den Geist unserer Zeit erkannt haben. (Vielseitiges Bravorufen.)

Mannichfaltigkeiten.

In den letzten Tagen vergangenen Jahres kam ein junger Mann in Wien in eine Wechselstube und fragte den Eigenthümer, ob er nicht einen Primawechsel, welchen er ihm präsentirte, kaufen wolle. Der Wechsler besah denselben, und eine förmliche Tratte, auf seine Ordre ausgestellt, und „an unseren lieben Herrgott im Himmel" trassirt. An der Stelle der Valuta aber befanden sich die Buchstaben: G. G. u. J. r. S. Das heißt „Gesundheit, Glück und Ihren reichsten Segen." — Der Wechsler erklärte sich bereit, ihn zu escomptiren, bat aber den Präsentanten, er möchte ihm vorerst die Acceptation besorgen. (W. Thj.)

In der „Deutschen Allg. Z." sucht eine „sehr achtbare" Dame in dem blühenden Alter von 21 Jahren und mit einem Vermögen von 100,000 Thlrn. einen Lebensgefährten! Wir glauben, der Dame wird bald genug geholfen werden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Jan.

Zu den naturhistorischen Merkwürdigkeiten, welche der Hr. Graf Karl von Schlitz während seiner großen Reise in die Heimath schickte, gehören auch zwei in den nordamerikanischen Urwäldern eingefangene junge Bären, welche heute, als Geschenk für Se. königl. Hoh. den Erbgroßherzog, hier angekommen sind und morgen nach dem nahen Jagdschloß Kranichstein gebracht werden sollen.

Frankfurt, 23. Jan.

Bei der demnächstigen Berathung unseres Polizei-Budgets wäre es gewiß sehr zweckmäßig, die Gehalts-, resp. Sportel-Verhältnisse der hiesigen Marktoffizianten zur Sprache zu bringen und dieselben zu reguliren. Namentlich möchte man beantragen, daß das Einkommen der sogenannten Stuhl-Gebühren den Marktaufsehern abgenommen und anderweitig in Pacht gegeben würde, damit sich dieselben einzig ihrem eigentlichen Dienstberufe widmen könnten, nicht aber durch das Einkassiren jener Stuhlgebühren, welches Zweidrittheile der Marktzeit in Anspruch nimmt, der Markt während dieses Geschäfts ohne alle Aufsicht steht. Man könnte ja den Pachterlös immerhin ungeschmälert diesen Officianten überlassen; daß aber von ihnen selbst das Ausleihen und das Einkassiren dieser Privatsache geschieht, ist eben so unpassend, als dem Interesse, welches sie doch einzig und allein zu vertreten haben, ganz und gar nachtheilig. — Einsender Dieses glaubt auch, daß das höchst nachtheilige Hausirengehen (was auch schon in anderen Blättern erwähnt wurde) eine Beschränkung dadurch erhalten könnte, wenn, wie in anderen Städten, die Hausir-Scheine, welche bis jetzt hier gratis an die Landleute abgegeben werden, mit einer kleinen Auflage (etwa 2 oder 3 kr. pr. Schein) belegt würden. Eine solche Maßregel wäre, andern Marktplätzen gegenüber, ganz an seinem Platze und als eine Contribution nicht zu betrachten, denn Papier und Druck dieser Hausirscheine kosten Geld, und dem Marktmeister stünde wohl mit Recht für die Ausstellung solcher Scheine eine billige Entschädigung zu. (Eingef.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. Jan. Vierte Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter Sandor. Dazu: Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth., Musik von Weigl. Emmeline: Frau Anschütz.

Montag, 31. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 32. Dienstag, den 1. Februar 1848.

Das schwarze Kreuz.

(Eine Geschichte aus der Provence. Nach dem Französ. v. G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

3.

Gegen das Ende des Monats September im Jahre 1831 kehrten zwei Jäger aus Marseille, die lange Zeit vergeblich einige Wachteln in den Weinbergen verfolgt hatten, in der „Wohnung St. Martins" ein und nahmen in einer anmuthigen Reblaube Platz. Sie hatten sich nicht sobald niedergelassen, als auch die Wirthin, denn das Maiereigebäude war in eine einladende Gastwirthschaft für Reisende verwandelt, herbei kam und sich auf das freundlichste nach den Wünschen der Fremden erkundigte. Die Jäger forderten Wein, und während die Frau wegging, das Geforderte zu holen, inspicirten die beiden Gäste ein wenig ihre Umgebung. Das Haus, wie alle übrigen Gebäulichkeiten, schien erst in neuester Zeit eine durchgreifende Reparatur erhalten zu haben, und das Ganze war wohl dazu geeignet, den Gedanken an ländliche Behaglichkeit und an einen gewissen Wohlstand zu erwecken. Was aber vornehmlich die Neugierde oder besser Verwunderung der Jäger erregte, war ein grasbewachsener Grabhügel, auf dessen Mitte ein schwarzes Kreuz stand; dasselbe war so hoch und ragte über die Mauer hinweg, als wollte es eine noch schwärzere That weithin verkündigen.

„Wer liegt hier begraben?" fragte einer der Jäger neugierig, als die Wirthin wieder erschien.

Das freundliche Gesicht der Frau veränderte sich bei dieser Frage, und nahm den Ausdruck der tiefsten Trauer an.

„Unter diesem Rasenhügel ruht mein armer Bruder Peter," sagte sie seufzend; „er war ehemals Capitain in der kaiserlichen Armee."

„Ihr Bruder starb wohl eines gewaltsamen Todes?" versetzte der andere Jäger.

„Ach, ja!" erzählte die Frau. „Das ist eine traurige Geschichte. Als wir noch da drüben in Aubagne wohnten, es war im Jahr 1814, da besaß diese Maierei ein Mann, Namens Saurel, ein wüster, wilder Mensch. Schade, daß er eine so sanfte, gute Frau hatte. Eines Abends verbreitete sich das Gerücht, ein Offizier sey hier ermordet worden. Eine schreckliche Ahnung erfaßte mich plötzlich, und es rieselte mir eiskalt durch alle Glieder. Auf meine Bitte bewaffnete sich mein Mann mit seiner Flinte, und wir eilten nach der Maierei. Es war eine mondhelle, stille Nacht, und als wir hier ankamen, war Alles ruhig. Aengstlich blickte ich umher; ach! und welch' schreckliche, bange Ungewißheit ergriff meine Seele, als mein forschend Auge einen Leichnam entdeckte. Schnell lief ich hinzu, und ich erkannte meinen Bruder Peter, der entseelt und kalt wie Marmor vor mir lag. Meine Klagen um den Ermordeten drangen durch die stille Nacht; aber Niemand regte sich in der Maierei. Endlich trat eine Frau aus der Thüre, und es war meine Freundin Margarethe. Sie war aber nicht wie sonst; ihr Blick war irre, und eine unheimliche Freundlichkeit umspielte ihre Züge. Als sie ein Wiegenlied zu singen begann und ihre Arme hin und her bewegte, als schaukele sie ein Kind darauf, da kam mir der Gedanke an, daß sie wahnsinnig sey; und so war es. Wir verweilten die ganze Nacht hier, und als es Morgen geworden, gruben zwei Hirten auf unsere Bitte ein Grab, und seitdem liegt mein guter Bruder unter jenem Rasenhügel."

„Und die Mörder, wurden sie nicht bestraft?" fiel einer der Jäger ein.

„Mein Mann machte zwar die Anzeige," antwortete Mariane, denn wir erkennen sie als solche, „da aber bald die Ereignisse des Jahres 1815 kamen, so wurde die Sache von den Gerichten niedergeschlagen. Dem göttlichen Arme der Gerechtigkeit entgingen die Mörder aber nicht. Zwei fanden ihren Tod bei'm Fischfang in den Wellen des mittelländischen Meeres, ein Anderer brach, von einem Felsen stürzend, den Hals; wieder ein Anderer beging einen zweiten Mord und fiel dem Nachrichter anheim, und nur allein Anton Saurel lebt noch."

„Und wie geht's dem?" fragten die Jäger gleichzeitig.

„O, schlecht, sehr schlecht!" erwiederte Mariane in einem Tone, als wenn sie den Bösewicht noch bedauerte. Die Strafe des Himmels hat auch ihn erreicht. Meine Freundin, die gute Margarethe, war, wie gesagt, wahnsinnig geworden und mußte im Irrenhause untergebracht werden. Saurel selbst ward bald hierauf bedeutend krank, und während er darnieder lag, raffte eine Seuche den größten Theil seines Viehes hinweg, und als dies kaum vorüber war, da schlug der Blitz in seine Scheuer und beraubte ihn des Segens seiner Erate. Böse Menschen aber finden im Unglück keinen Trost bei Gott und suchen sich zu betäuben und unempfindlich zu machen. So Anton Saurel. Er ergab sich dem Trunke und sank immer tiefer. Hart bedrängt von seinen Gläubigern, mußte er sein ganzes Besitzthum verkaufen. Wir erstanden diese kleine Maierei, genannt die „Wohnung von St. Martin", und ließen dem gemordeten Bruder zu Ehren dieses hohe eiserne Kreuz errichten. Damit ich aber Alles erzähle, muß ich den Umstand erwähnen, daß Gott den alten Saurel doch nicht ganz verlassen hat. Er gab ihm einen liebenden Engel an die Seite, und dieser liebende Engel ist seine Tochter Margarethe. Das ist ein Mädchen, wie man es gewiß selten findet. Es arbeitet Tag und Nacht für seinen Vater und schämt sich zu betteln, und die Leute geben ihm gerne Arbeit, weil sie das gute Mädchen, das keine Almosen nehmen will, lieb haben."

Mariane endete hier ihre Erzählung, und schweigend schieden die Jäger. Diese sollten aber nicht nach Hause kommen, ohne noch eine neue Bekanntschaft gemacht zu haben.

Zwischen der „Wohnung von St. Martin" und Marseille

befindet sich in einem enormen Felsen eine weite Höhle, welche durch eine Säule von Granit, die keine Menschenhand gefertigt, in zwei tiefe Gänge abgetheilt ist, und im Innern dieser Gänge sind wieder mehrere Nebenhöhlen, die fast alle von Strauchwerk beschattete Ausgänge in's Freie haben. Am Haupteingange dieser Höhle bietet eine Quelle dem Durstigen herrliches süßes Wasser. Daher der Name „die Höhle von St. Michel zum süßen Wasser" (la grotte de Saint-Michel-d'Eau-douce). Hier suchen Hirten und Jäger Zuflucht, wenn draußen die Elemente mit einander kämpfen. Und auch unsere Jäger sollten in die Nothwendigkeit versetzt werden, an diesem Orte Schutz zu suchen. Ein Ungewitter zog drohend heran, als sie in diese Gegend kamen. Schon fielen einzelne Regentropfen, fürchterlich brüllte der Donner, und flammende Blitze schienen den Erdball verzehren zu wollen. Wie froh waren sie aber, als ihnen die dunkeln Wölbungen der Felsengrotte ein schützendes Asyl gewährten! Sie ließen sich auf einem wahrscheinlich von Hirten oder Jägern errichteten Rasensitze nieder. Kaum hatten sie einige Minuten hier gesessen, als das Meckern einer Ziege ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein junges Mädchen, einen Krug auf der Schulter, trat sogleich in die Grotte ein, begleitet von einem jener Thiere, die man so häufig trifft im gebirgigen Theile des südlichen Frankreichs. Der Schein eines Blitzes zeigte den Männern eine himmlische Gestalt, rein und schön wie eine Griechin des Alterthums. Sie stutzte anfangs bei'm Anblicke der fremden Männer; bald aber trat sie unbefangen näher, grüßte und lud die Jäger ein, mit ihr in eine Seitenhöhle zu kommen, wo sie an einem Feuer ihre Kleider trocknen könnten. Die Jäger entsprachen gerne der Einladung des lieblichen Mädchens. Da, in der Seitenhöhle, flackerte lustig ein blendendes Feuer, bei dessen Schein man zwei Lager von Moos, über welche alte Matratzen gebreitet waren, einige Hausgeräthe und eine Art erblickte. Alles war äußerst rein und blank, zeugte aber von der tiefsten Armuth. Die schöne Bewohnerin der Höhle bewirthete ihre Gäste mit Milch und getrockneten Feigen. Das Mädchen erzählte auf Befragen der Jäger, daß sie Margarethe heiße und noch einen Vater habe, daß sie zwar arm seyen, aber selten Mangel litten. Sieben Ziegen und ihrer Hände Arbeit schützten sie davor.

(Schluß folgt.)

Wanderungen durch die Bücherwelt.

7.

Unter mancherlei unbestimmten und unrichtigen Ausdrücken, die sich in jeder Sprache eingebürgert haben, findet sich auch in der unsrigen der eines — Naturdichters. Als ob nicht jeder wahre Dichter ein solcher wäre, da dieser ja nach dem alten Sprüchworte geboren wird und da ohne Natur seinen Erzeugnissen das Beste fehlt! Aber unter Naturdichter pflegt man einen solchen zu verstehen, welcher ohne Schule und Bildung in den untersten Klassen des Volks aufgewachsen ist, jedoch nichtsdestoweniger Verse macht, die poetische Anlage bekunden, wenn auch die Form ungenügend ist, gute Früchte unter rauher Schale. Solcher Naturdichter gibt es viele und sind sie eigentlich nicht sowohl außerordentliche als vielmehr nur durch den Conflict zwischen ihren äußeren Verhältnissen und ihrem geistigen Leben unsere Theilnahme anregende Erscheinungen; ihre poetischen Ergießungen erfüllen uns mehr mit Rührung als mit Bewunderung und sind mehr in subjectiver als in objectiver Hinsicht beachtungswerth. Den Kreis dieser sogenannten Naturdichter könnte man indessen noch viel weiter ausdehnen, wenn man wollte; denn wie selten überhaupt sind die in der Form correcten Dichter, auf welche Schillers Worte „die goldne Frucht in goldner Schale" und „in schöner Form die schöne Seele" anzuwenden wären. Es ist wahrhaft bedauerlich, mit welcher Nachlässigkeit, mit welchen unverzeihlichen Licenzen, mit welchem Formschlendrian, mit welcher Liederlichkeit und mit welchen Fehlern und Mängeln aller Art bei uns in Deutschland Verse gemacht werden. Da ist kaum eine Sammlung, die an solchen nicht überzählig wäre und dem Sachkenner sowie dem gebildeten Freunde des Schönen nicht Aergerniß genug böte, kaum ein Gedicht, das nicht ein paar falsche Reime, unrichtige Betonungen, verletzende Härten oder dergleichen enthielte. In Frankreich, wo man überhaupt auf äußere Formen viel hält, kann man ein flacher Kopf seyn, aller poetischen Inspiration ermangeln und gehaltlose Verse machen, aber die Form muß gewahrt werden und gegen die Regel der Grammatik und der Metrik darf man sich nicht versündigen; in Deutschland ist es fast umgekehrt, denn hier darf man sich in letzterer Beziehung Alles erlauben und die Sprache, den Versbau, ja sogar den guten Geschmack aufs gröblichste mißhandeln, wenn man nur einen guten Gedanken oder eine schöne Empfindung vorzubringen weiß. Beides jedoch sind Extreme, und eins ist am Ende nicht besser als das andere. Zur Vollendung eines wahrhaft schönen Gedichtes gehört harmonische Vereinigung von Geist und Form, und wer die Technik der Kunst vernachlässigt, der ist so wenig ein Künstler, als wer Gehaltloses zur Ausstellung bringt. An werthvollen Schriften über Aesthetik sind wir sehr reich. Eine derselben ist unlängst bei Tobias Löffler in Mannheim erschienen; sie führt den Titel — „Theorie der Dichtungsarten" — und hat zum Verfasser den durch seine eigenen poetischen Arbeiten nicht unrühmlich bekannten Karl Geib. Der Verfasser hat die Grundsätze der Aesthetik sowie die Theorie der einzelnen Dichtungsarten in faßlicher und genügender Weise erläutert, und dabei freies Forschen, unbefangenes Urtheil, ohne Rücksicht auf sogenannte literarische Schulen, und selbstständige Prüfung der mehr oder minder von einander abweichenden oder sich annähernden Begriffe und Meinungen älterer und neuerer Theoristen an den Tag gelegt. Es wird dies Buch um so weitere Verbreitung finden, als es nicht sowohl für den Gelehrten von Fach, sondern für jeden Gebildeten bestimmt ist und die Trockenheit weitläuftiger Abhandlungen wohl zu vermeiden gewußt hat, ohne darum oberflächlich zu werden.

Wenden wir uns nun zu einem andern Buche, welches uns aus den friedlich stillen Räumen der Poesie auf den lauten Markt des Lebens, aus dem Hafen der Ruhe auf das hohe Meer hinausführt, welches nicht für Diejenigen geschrieben ist, welche am heimischen Herd rasten und träumen wollen, sondern für Solche, die den vaterländischen Boden verlassen und jenseits des Meeres eine neue Heimath begründen wollen. Auswanderung ist eins der Losungsworte unserer Zeit, und diese Kreuzzüge ohne Rückkehr, für die Gegenwart so wichtig, werden für die Zukunft noch folgereicher seyn. Es ist daher natürlich, wenn Schriftsteller von allen Farben, große und kleine, berufene und unberufene über Auswanderung geschrieben haben und noch täglich schreiben. Einer der bekanntesten von ihnen ist Traugott Bromme, ein Mann von klarer Einsicht wie von achtbarer Gesinnung. Eben ist die fünfte Auflage seines „Hand- und Reisebuchs für Auswanderer nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, Texas, Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland" u. s. w. erschienen (Bayreuth, Verlag der Buchner'schen Buchhandlung). In dem kurzen Zeitraum, der seit Erscheinung der vier ersten Auflagen dieses Werkes vergangen, wanderte die größte Hälfte der Exemplare als treuer Begleiter mit nach Amerika und blieb auch dort dem Ansiedler belehrender Freund in allen Beziehungen. Auch bei dieser neuen Auflage hat der Verfasser den größten Fleiß angewendet, um sie brauchbarer zu machen und durch Nachträge zu bereichern. So wird auch diese Auflage verdienten Beifall finden und die Lectüre derselben wird einerseits Manchen vom leichtsinnigen Aus-

wandern abhalten, der in der neuen Welt nur ein Utopien sucht, andererseits aber auch Manchen bei seinem Vorhaben stärken, belehren und ermuthigen. W.

Theater-Grammatik. *)

(Von Th. Drobisch.)

Engagement	Hauptwort.
Direktor	Stammwort.
Urlaub	Unregelmäßiges Zeitwort.
Debütrolle	Fürwort.
Gage	Zahlwort.
Liebhaber	Verhältnißwort.
Gratification	Nebenwort.
Rollenfach	Eigenschaftswort.
Extempore	Hülfszeitwort.
Kündigung	Nennungswort.
Conversationszimmer	Sammelwort.
Erster theatralischer Versuch . .	Futurum simplex.
Souffleur	Selbstlauter.
Da capo	Wiederholungsname.
Bravo	Empfindungswort.
Bescheidenheit	Fremdwort.
Zulage	Eine Steigerung.
Theaterzettel	Ausrufungszeichen.
Der Cassirer	Tausendgüldenkraut.
Der Theaterarzt	Grundheil.
Der Friseur	Hahnenkamm.
Der Theaterschneider	Fingerhut.

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 17. Jan. — Berl. Nachr.) Donizetti's Oper „Don Sebastian", welche sowohl in Paris, als auch an andern Orten, wo man sie versuchte, nur laue Aufnahme fand, hat bei ihrer gestrigen Aufführung auf dem hiesigen Stadttheater dasselbe Schicksale gefunden. In der großen, fünf Akte langen Oper ist nur eine einzige Damenpartie und noch dazu durch keine einzige dankbare Scene ausgezeichnet. Die vielen Chöre und Ensemblestücke sollen eine Nachbildung der Hugenotten seyn, was sich daraus erklärt, daß Don Sebastian nicht für die Italiener, sondern speziell für die große Oper in der rue Lepelletier geschrieben wurde. Allein Donizetti ging dabei aus seiner eigenthümlichen Sphäre heraus, und so entstand das verfehlte Werk. Uebrigens beweist die Wahl von neuem, wie wenig die Stadttheater-Direktion ihrer Aufgabe gewachsen ist. Im Thalia-Theater wird ein vaterländisches Stück „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" von Fr. Rost mit dem Leben und der Frische gegeben, welche auf den dortigen Brettern heimisch sind, und dadurch selten ein Stück ganz fallen lassen. Ein Frl. Pistrich aus Dresden gastirt jetzt mit großem Beifall.

(Paris. — Allg. Modenz.) Herr von Balzac ist endlich über den Rubicon gegangen: er hat dem Cölibat entsagt. In seiner Physiologie der Ehe zählt der witzige Verfasser die äußersten Beweggründe auf, welche den Mann zum Heirathen bestimmen. Nach ihm beweibt man sich entweder aus Thorheit — mag wohl bisweilen der Fall seyn — oder ehrenhalber, wie George Dandin oder aus Ueberdruß und Verdruß, das ist weil man des köstlichen Garçonlebens satt ist; oder aus Ingrimm und Rachsucht, um gierigen Nebenverwandten die Aussicht auf Erbschaft zu entziehen, oder endlich auch wohl aus Faulheit; also wäre nach diesem erfahrenen Richter die Ehe die Zuflucht mancher Capitalsünden. So viel steht fest, daß der erfindungsreiche Romanschreiber vor einiger Zeit nach Rußland reiste, um dort seine armen Verwandten zu besuchen, und daß er von Wien mit einer steinreichen Baronesse zu uns zurückgekehrt ist. Ein müßiger Kopf hat bei dieser Gelegenheit berechnet, daß das Vermögen der meisten unserer literarischen Marschälle dem von mehr als einem Börsenfürsten gleiche, und daß selbst viele der ärmeren, das ist der weniger crösusähnlichen, Autoren als reiche Capitalisten gelten können, — das Dachstübchen des Dichters wäre demnach ganz zur Fiction geworden.

(Berlin, 21. Jan. — Schles. Z.) Aus rein landwirthschaftlichem Interesse hatte der Vorstand des zoologischen Gartens einen jungen Zebra-Ochsen mästen und schlachten lassen, um zu prüfen, ob der Genuß dieses Fleisches auch hier zusagen würde und dann eingebürgert werden könnte. Bei dem gestern im englischen Hause von genanntem Vorstande veranstalteten Mittagsmahl, an welchem gegen 60 Personen aus den gebildeten Ständen Theil nahmen, wurde auch ein Zebra-Ochsen-Höcker-Braten verzehrt. Das Fleisch schmeckte Allen sehr gut und wurde in Betreff seiner Güte und Nahrhaftigkeit von den Feinschmeckern zwischen Kalbs- und Rinderbraten gestellt. Das Mahl wurde durch die lehrreichen Vorträge der Professoren Link und Lichtenstein, sowie durch eine Rede des Bürgermeisters Naunyn und durch einen humoristischen Vortrag Louis Schneider's sehr gewürzt. Nächstens soll ein zweiter Zebra-Ochse geschlachtet werden.

(Breslau, 23. Jan. — Od.-Z.) Der hiesige Schneidermeister Bär hatte bei der letzten Anwesenheit Sr. Maj. des Königs Allerhöchstdemselben ein Handschreiben Friedrichs des Zweiten aus der Zeit, wo derselbe noch Kronprinz war, überreichen lassen, und gab auf die Frage: um welchen Preis ihm das Schreiben feil sey? die Antwort, daß er es gern gegen ein Handbillet seines geliebten Königs vertauschen würde. Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, indem er ein eigenhändiges Dankschreiben Sr. Maj. empfangen hat, worin sich Großherzigkeit und Gemüthstiefe des Königs auf das schönste ausspricht.

Korrespondenz.

Köln, 27. Jan.

Die Aussichten auf eine diesjährige glänzende Feier unseres Carnevals, welche nach der Vereinigung beider Hauptgesellschaften zu gemeinsamem Festzuge, Ball und Pickenik gesichert schien, haben sich wieder ziemlich getrübt, weil dem vereinigten Comité der Gesellschaften auf sein Ansuchen an den Gemeinderath um unentgeltliche Ueberlassung des Gürzenichsaales der Bescheid geworden ist, daß ihm der Saal für die zwei Tage nur gegen Abgabe eines Viertels der Brutto-Einnahme an die Armenverwaltung überlassen werden könne. Da nun die Decorirung des Saales etwa 1500 Thlr. erfordert, der Festzug aber dem Comité leicht 2000 Thlr. kosten kann, wenn er würdig ausgestattet werden soll, so müßten dem Comité, damit es seine Ausgaben decken kann, Ball und Pickenik circa 5000 Thlr. eindringen, was gar nicht anzunehmen ist. Wenn also der Gemeinderath seinen Beschluß nicht zurücknimmt und den Saal nicht unentgeltlich hergibt, so hat das Comité nur die Wahl zwischen dem Risiko eines ansehnlichen Deficits und einer kümmerlichen Ausstattung von Zug und Ball. Man spricht sogar davon, den Festzug diesmal ganz fallen zu lassen; dazu wird es jedoch wohl nicht kommen. — Unser rühmlichst bekannter Verein „Meisterschaft" ist jetzt zur Bildung eines Vereines gegen Thierquälerei aufgefordert worden, die gegen Pferde und Hunde als Zugthiere wohl nirgends empörender und ungestrafter getrieben wird, als hier. — Unser Assisenhof hat dieser

*) Aus dem „Theater-Teufel", humoristisch-satyrischer Almanach für 1848, herausgegeben von Joseph Mendelssohn.

Tage ein des Kindesmords angeklagtes junges Mädchen, nach erfolgter Nichtschuldig-Erklärung von Seiten der Geschwornen, gänzlich freigesprochen. Man hatte das neugeborene Kind im Garten der Angeklagten vergraben gefunden und die Aerzte hatten erklärt, daß das Kind gelebt habe und wahrscheinlich, wofür ein rother Streifen am Halse spreche, erdrosselt worden sey. Die Angeklagte läugnete entschieden, ihr Kind getödtet zu haben, und die Jury fand die wider sie vorliegenden Beweise nicht hinreichend, um darauf eine Schuldigsprechung zu gründen. Daß sie ihr beim Erwachen aus einer langen Ohnmacht nach der Entbindung todt neben ihr gelegenes Kind vergraben habe, gestand die Angeklagte ein. — Der erste Cyclus von Vorlesungen, den der Mnemoniker Dr. Rothe gegen hohes Eintrittsgeld hier hielt, ist beendigt und hat so vielen Beifall gefunden, daß er jetzt einen zweiten Cursus eröffnen wird, der besonders für Damen berechnet ist.

Mainz, 30. Jan.

Kalisch zweite literarische Vorlesung über Jean Paul war noch ergiebiger und stoffumfassender und durchdringender, als die erste, und doch — ich will es nicht läugnen — hat mich etwas in derselben schmerzlich berührt. Die klare, anschauliche Weise der Hinstellung seiner Schwächen neben seinen Vorzügen drängte sich meinem Verstande als Ueberzeugung auf, doch mein Herz, den alten Jugendenthusiasmus für Jean Paul als ein Heiligthum bewahrend, lehnte sich dagegen auf. Ich will keineswegs das Unbekümmertseyn in der Form, das sich oft in eine Saloperie verliert, vertheidigen; es verletzt den Schönheitssinn, doch eben bei Jean Paul verliert man es nur zu gern aus dem Auge, da unter diesem salopen Gewande ein so liebereiches Herz, das seine Ranken bis nach Grönland schlägt, uns entgegenklopft und fortwährend wie ein mahnender Ruf der Menschheit an die sich immer mehr abschliessende Kunst pochte. Wohl hob Kalisch Dieses hervor, doch er parallelisirte ihn mit Göthe und hierin liegt ein gewaltsam herbeigezogenes Unrecht gegen Jean Paul! Er und Göthe sind gewissermaßen Extreme und wollte man eine Parallele zum Vortheil Jean Paul's ziehen, so würde der Mensch bei dem Menschen, dem großen Künstler gegenüber, leicht in Vortheil gerathen. Jean Paul's erstes Werk wird vor Göthe gestanden haben, wie Marquis Posa vor König Philipp; sein Enthusiasmus, aller Etikette trotzend, ergriff ihn, doch Göthe? — wollte einzig dastehen! — Den scheinbar gerechten Vorwurf, den Kalisch Jean Paul macht, daß er mit seinen wissenschaftlichen Excerpten zu glänzen suche, ein Vorwurf nebenbei, der die meisten deutschen Schriftsteller trifft — diesen Vorwurf eben möchte ich Jean Paul nicht machen. Es war eine Liebhaberei, nennen wir sie meinetwegen in Bezug auf den Leser eine Spielerei mit der Wissenschaft; Jean Paul plauderte oft wie ein Kind zu Kindern, so zeigte er seine Spielereien und glaubte ihnen eine Freude zu machen, seiner reinkindlichen und doch so großen Seele war jede Lüge fremd. Ein Stern ist gefallen ꝛc., rufe ich mit Börne, o daß die Kritik nur dann geschrieben wird, wenn der Verstand das Herz nicht mehr zu Worte kommen läßt! Daß auf den Dreifuß sich usurpirend die grundgelehrten Professoren setzen! Ich schaudre jedesmal, wenn solche Hand das Secirmesser an ein Dichterwerk legt, wenn ich vor einer Blume stehe und Duft und Farbe bewundere, er die Staubfäden zählt, von wilder Pflanze spricht und mich zum Gewächshause führt. Das soll und kann kein Vorwurf für Kalisch seyn; Kalisch ist selbst Dichter und sympathesirt in allen Forderungen Jean Paul's für die Menschheit; nur weh that es mir, daß sein Verstand so lange dem Herzen Schweigen gebot und fort und fort secirte, bis er eben an das Herz kam, da sprach Kalisch's Herz; beifälliges Gemurmel, glänzendere Blicke theilten die Harmonie, die er eben mit dem Dichter fühlte. Mit wahrem Interesse sieht Jeder der zweiten Abtheilung über Jean Paul entgegen. — Ein junger, talentvoller Baumeister, sowohl in Erfindung, als Ausführung, Namens Laske, hier, dem zugleich die Gabe war, seine Ideen in sachgemäße Worte zu kleiden, machte neulich im Alterthumsvereine ein Project vor, das er vorher dem Gemeinderathe schon vorgelegt hatte, nämlich zur Ausschmückung des Academiesaales im ehemaligen churfürstlichen Schlosse eine durch Statuen der bedeutendsten Männer der Geschichte von Mainz gleichsam redende Geschichte aufzustellen. Ein überredender Plan, von ihm geschmackvoll ausgeführt, lag vor, dem zwei kleine Statuetten: Bonifazius und Frauenlob, von den hiesigen Bildhauern Schleidt und Memminger beigefügt waren. Möchten auch, dieser ächt patriotischen Anregung zufolge, tüchtige Kräfte, an denen es hier nicht mangelt, zusammentreten und ihren Mitbürgern eine wahrhafte und gründliche Geschichte ihrer Vaterstadt durch den Druck übergeben, zu der Lehne in seiner leider zu kurz gefaßten Geschichte mit folgenden Worten aufmunterte: „Die wichtige Rolle, welche Mainz seit einem Jahrtausend in der Geschichte spielt, da es immer wie ein Planet unter seinen weniger glänzenden Nachbarn hervorschimmert, der Einfluß, den sein Glück und sein Unglück von jeher und besonders in neuerer Zeit auf alle ihm naheliegende Städte und selbst auf das ganze nahe liegende Rheinufer hatten, die Reize, womit die Natur es umgab und gleichsam wie ihren Liebling vor allen anderen auszeichnete, alles Das muß eine nähere Bekanntschaft mit den Schicksalen dieser alten Veste wünschenswerth machen.“ — Unser Theater ist wieder ausgeschrieben! Möchte unser Gemeinderath mit ernster Ueberlegung es nur fortgeben! Die Mainzer gaben mit Ziehung der Interessen des Kapitals, welches das Haus kostet, jährlich oder achtmonatlich über 15,000 fl.! Die fröhlichen Mainzer könnten denn doch einmal eines trüben Tages ganz ernsthaft fragen: wofür die Summe?

D.

Gießen, 26. Jan.

So eben erfahren wir aus zuverlässiger Quelle, daß der von Studiosus Fendt bereits öffentlich angekündigten und bei Hoff in Mannheim verlegten Broschüre, worin eine ausführliche Darstellung seiner mehrfach besprochenen polizeilichen Ausweisung aus Lauterbach durch Landrath Fröhlich und der daran geknüpften zum Theil höchst ergötzlichen Vorfälle gegeben wurde, von der dortigen Censur auf Vorlage des ersten Druckbogens hin das Imprimatur völlig und ohne Angabe von Gründen verweigert worden ist. Dem Vernehmen nach, war die Haltung des fraglichen Schriftchens eine durchweg objective und nur an einzelnen Partieen fast nothgedrungen humoristische, wodurch also eine solche Präventiv-Maßregel nicht im entferntesten veranlaßt werden konnte, besonders da der Inhalt jenes ersten Druckbogens, auf dessen Ansicht die Druckverweigerung für sämmtliche übrigen erfolgte, sich der Hauptsache nach auf die bekannten Verhandlungen des Verfassers mit Landrath Fröhlich beschränkt, deren größter Theil bereits in Nro. 5 des „Rheinischen Volksblattes“ mit Genehmigung der großherzoglich hessischen Censur veröffentlicht worden ist. Aehnliches hat der Verfasser schon früher einmal erfahren müssen, wo ihm ebenfalls eine im Hoff'schen Verlag gedruckte kleine Broschüre, eine Entgegnung auf die von Seiten des Kreisraths Seitz in mehreren oberhessischen Wochenblättern wegen der bekannten Berichte des „Zuschauers“ über die Schottener Wahlumtriebe gegen ihn erschienenen Angriffe in Form eines „offenen Briefs“ an den hessischen Minister enthaltend, von der Mannheimer Censur sogleich in Bausch und Bogen cassirt wurde. — Wie wir hören, wird Buchhändler Hoff gegen die angegebene Druckverweigerung sofort recurriren; indessen erwartet man davon aus manchen naheliegenden Rücksichten keinen Erfolg. Wir werden Ihnen von dem weiteren Verlauf der Sache seiner Zeit Nachricht geben und bedauern die dadurch eingetretene Zögerung um so mehr, als man, dem Vernehmen nach, dem Erscheinen des fraglichen Schriftchens, welches allerdings interessante Aufschlüsse über manche oberhessische Zustände enthalten mag, an vielen Orten unserer Provinz mit großer Spannung entgegensah und sogar schon hier und dort, ohne Veranlassung des Verfassers, Subscriptionslisten dafür in Umlauf gesetzt und mit zahlreichen Unterschriften bedeckt worden seyn sollen.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 30.

Vandale, Sandale.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Dienstag, 1. Febr. Letzte Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter Sandor. (Auf Verlangen): Lucifer und der Pächter, oder: der grüne Teufel, komische Pantomime mit Tänzen in einem Act, arrangirt von Hrn. Balletmeister Kilanyi. Vorher: Tanz-Divertissement von Nationaltänzen. Dazu: (neu einstudirt): Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Mittwoch, 2. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 33. Mittwoch, den 2. Februar 1848.

Das schwarze Kreuz.

(Eine Geschichte aus der Provence. Nach dem Französ. v. G. Kaut.)

(Schluß.)

Die Jäger erzählten auch, daß sie eben von der Wohnung „St. Martins" kämen, deren Wirthin ihnen von einer gewissen Margarethe viel Vortheilhaftes gesagt habe. Das Mädchen erröthete, schlug die Augen nieder, und ein trauriger Gedanke schien die Heiterkeit ihrer Seele zu verdüstern. In diesem Augenblicke trat ein ältlicher Mann in die Höhle. Er warf seinen ganz durchnäßten Mantel und seinen breitkrämpigen Hut zur Erde, und als er die Fremden erblickte, betrachtete er sie scheu und mißtrauisch, und ein unheimliches Gefühl überkam die Fremden in der Nähe dieses Mannes. Sie machten Miene zum Weggehen. Margarethe wollte sie noch zurückhalten, da das Gewitter noch nicht ganz vorüber sey.

„Ich rufe nicht Die, welche kommen, und halte Niemanden zurück, der da gehen will," brummte der ältliche Mann in den Bart. Die Jäger nahmen Abschied, leerten aber zuvor den Inhalt ihrer Börsen auf einen Stein.

Margarethe wagte nicht, ihrem Vater Vorwürfe über sein abschreckendes Benehmen zu machen; sie schwieg und reichte ihm sein ärmliches Abendessen, und als er es verzehrt hatte, legte er sich auf sein Mooslager nieder und entschlief. Das Mädchen aber steckte seine niedlichen Füße in ein Paar Holzschuhe und verließ die Höhle. Sie lenkte ihre Schritte nach dem Ufer des Meeres. Dort, an ein Marienbild gelehnt, harrte ihrer ein Jüngling in der Tracht eines provencalischen Jägers.

„Du haft mich dies Mal lange warten lassen, Margarethe," sagte der Jüngling, das Mädchen liebkosend.

„Hast Du denn nichts von dem Gewitter bemerkt?" fragte Margarethe etwas spöttisch. „Und dann wäre ich fast aus einem andern Grunde nicht gekommen, Peter. Bedenke, wer mein Vater ist, und Du wirst niemals hoffen können, mich als Deine Braut vor den Traualtar zu führen. Bin ich nicht die Tochter Anton Saurels, und bist Du nicht der Sohn Marianens, der Schwester jenes gemordeten Peter Morin? Nein, Peter," fuhr das Mädchen, eine Thräne von ihren blühenden Wangen wischend, fort, „Familien, die durch eine blutige That von einander geschieden sind, dürfen nimmer an eine Vereinigung denken."

„Liebe, theure Margarethe!" entgegnete Peter, „Dein Benehmen heute ist sehr sonderbar. Freilich trennt unsere Familien eine blutige That; aber bist Du denn nicht die Retterin meines Lebens? Erlaube mir's, und ich will meiner Mutter unsere Liebe gestehen, will ihr sagen, was Du mir bis jetzt verboten hast, wie Du, als eine Welle meinen Kahn zertrümmert hatte, von Klippe zu Klippe eiltest und mir ein Ruder reichtest, ohne welches ich, halb betäubt, mein Grab in der Tiefe des Meeres gefunden hätte."

Margarethe schlug das Auge nieder, zupfte an ihrer Schürze und schwieg. Sie hatte allerdings Petern das Leben gerettet, und seit jener Stunde liebte er sie, und sie liebte ihn wieder; aber sie hielten ihre Liebe geheim, weil dies Margarethe so wollte, und auch von der Rettung seines Lebens durfte Peter nichts sagen. Nachdem sie etwa noch eine Viertelstunde zusammen geplaudert hatten, trennten sie sich. Das Mädchen aber kehrte noch ein Mal zum Marienbilde zurück und verrichtete ein inbrünstiges Gebet zu Gott, dem Allgütigen.

„Peter hat Hoffnung," sagte sie zuletzt, „ich aber nicht. Gerechter Gott, solltest Du denn die Sünden des Vaters noch an seinen Kindern bestrafen?"

Eiligen Schrittes kehrte sie nun zurück.

4.

Der Winter war gekommen und mit ihm die Zeit beschwerlicher Arbeiten und großer Entbehrungen für Anton Saurel und Margarethe. Während der Vater Holz las und es in Marseille zum Verkaufe ausbot, hütete und pflegte die Tochter ihre Ziegen, molk sie und trug die Milch zur Verwerthung in die nächsten Dörfer, und die Leute kauften dem guten Mädchen gerne ab. Margarethe mußte sich aber seit einiger Zeit doppelt anstrengen; denn ihr Vater litt sehr an einem Brustübel, das sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Und doch konnte der alte, kranke Mann nicht ganz zu Hause bleiben, wenn es überhaupt erlaubt ist, diesen Ausdruck von jener Höhle, die wir schon kennen, zu gebrauchen. Er mußte immer noch Etwas zu verdienen suchen. Margarethe aber fürchtete für sein Leben und ließ ihn nicht mehr allein gehen. Eines Tages, es war gegen das Ende des Monats Januar, hatte er die Heerde eines Hirten, der krank war, gehütet. Schneidend pfiff der Wind von Nordwesten her, und ein Fieberschauer kam über den Kranken. Unaufhörlich plagte ihn ein trockener Husten. Es war schon völlig dunkel, als Vater und Tochter den Rückweg antraten. Wie ächzte da der alte Saurel, von Fieberfrost geschüttelt und von dem hektischen Husten gequält. Weinend und der Verzweiflung nahe, folgte Margarethe, das arme gute Mädchen. Der Sturm entriß dem Kranken den Hut, und die greisen Locken flatterten im Winde. Geister schienen ihn noch zu ängstigen; denn er sprach furchtbare, entsetzliche Worte. Vom Sturme zerrissen, theilten sich plötzlich die Wolken, und des Mondes bleiche Scheibe ward sichtbar. Die Wanderer standen vor mehreren Gebäuden, und unwillkürlich traten sie durch das Thor in das Innere. Da aber fuhr Anton Saurel vor Entsetzen zusammen, noch ein Mal schüttelte ihn der Fieberfrost mit doppelter Gewalt, und dann stürzte er auf einen Rasenhügel nieder, das starre Auge auf ein hohes, schwarzes Kreuz geheftet.

„Mein Vater! mein Vater!" rief Margarethe verzweiflungsvoll. „Ach, mein Vater! Rettet ihn!" Und die Thüre des Maiereigebäudes öffnete sich, und Mariane und ihr Sohn kamen mit einem Lichte. „Peter, Verzeihung für meinen Vater!" begann das Mädchen wieder, den Geliebten erkennend, und wankte. Peter aber fing sie in seinen Armen auf. Anton Saurel war bereits auf dem Grabe Peter Morin's verschieden.

„Mutter!" sagte Peter, noch immer die Geliebte im Arme. „Du hast neulich das Mädchen wissen wollen, das ich mir zum Weibe auserkoren. Hier in dieser Waise siehst Du es."

Und Mariane erinnerte sich der einstigen Liebe ihres Bruders zu Margarethen, dem unglücklichen Weibe des eben Dahingeschiedenen, und sie schloß die beiden Liebenden, die einige Zeit später ein für diese Erde unauflöslich Band umschlang, in ihre Arme.

Die Todesstrafe.

2. Der Abgeordnete Freiherr von Mylius sprach: „Ich bedauere, daß ich in dieser allerdings sehr wichtigen, in das Gebiet der Criminalpolitik tief eingreifenden Frage die Ansicht vieler meiner sehr verehrten Freunde nicht theilen kann und mich für die Beibehaltung der Todesstrafe aussprechen muß. Zunächst habe ich, um mein Votum zu motiviren, es auszusprechen, daß ich nicht auf dem Boden irgend einer sogenannten relativen Strafrechtstheorie stehe, daß ich nicht der Meinung bin, daß irgend eine Strafe mit Rücksicht auf einen von dem Staate zu erreichenden oder zu erstrebenden, außer dem Staate liegenden speciellen Zweck gerechtfertigt sey, daß ich vielmehr der Meinung bin, daß es der höchste Zweck des Staates ist, die Herrschaft des Rechtes innerhalb seiner Gränzen anschaulich zu machen, und daß diese Aufgabe für ihn nicht geboten wird durch einen äußeren Zweck, sondern geboten wird durch das Lebensprinzip des Staates, den Rechtszustand darzustellen und zu verwirklichen. Das Ringen nach der Herrschaft des Sittengesetzes ist es, was die Existenz des Staates zu einer unabweisbaren Bedingung menschlicher Entwickelung macht, und wie es nicht möglich ist, daß außerhalb des Staates das Menschengeschlecht seine Aufgabe erfüllen kann, so muß auch der Staat suchen, daß innerhalb desselben die rechtliche Ordnung überall, wo er seine Macht zur Anwendung bringt, aufrecht erhalten werde. Es wird aber Fälle geben, wo es gerade hierdurch gerechtfertigt wird, daß der Staat Denjenigen vernichtet, welcher mit der Existenz des Staates in offenen und bewußten Kampf tritt. Derjenige, welcher, ich möchte sagen, gegen die staatliche Existenz seine eigene in die Wagschale legt, welcher bewußt und vorbedacht sagt, die staatliche Ordnung, diese nothwendige Bedingung zur Erreichung der letzten Zwecke des Menschengeschlechts, will ich vernichten, dessen Existenz aufzuheben, ist der Staat verpflichtet, nicht um eines Zweckes willen, ich wiederhole es, nicht wegen der Abschreckung oder der Prävention, sondern der Gerechtigkeit willen, und weil Der nicht mehr leben darf, welcher an die Vernichtung des im Staate repräsentirten Sittengesetzes seine Existenz gesetzt hat.

Dies ist der Grund, welcher mich bestimmt, für die Beibehaltung der Todesstrafe zu stimmen. Ich halte die Todesstrafe gerechtfertigt durch das Wesen des Staats selbst. Ich gehe nun dazu über, einige Bemerkungen gegen die Gründe vorzubringen, welche von mehreren der Redner vorgetragen worden sind, die sich für Abschaffung der Todesstrafe auszusprechen veranlaßt gefühlt haben. Es ist hier zunächst gesagt worden, sie entspreche nicht dem Bewußtseyn des Volkes. Ich frage Sie, meine Herren, wer von ihnen jemals Zeuge davon war, daß die Hand der Gerechtigkeit sich des Verbrechers bemächtigte, auf dessen Haupt eine schwere Anklage lastete, ob Sie sich nicht überzeugt, daß die öffentliche Gewalt rasch und entschieden einschreiten mußte, um das Volk von der Ausübung der Justiz abzuhalten, um selbst sich zu wahren, daß die Entrüstung der Bürger so stark würde, daß sie selbst an dem Leben des Frevlers eigene Rache nähme und ihn in Stücke zerrisse. Ich frage, wenn solche Thatsachen vorkommen, und sie kommen vor, wie kann behauptet werden, daß die Todesstrafe dem Bewußtseyn des Volkes nicht entspreche? Man wird dagegen erinnern, daß Diejenigen, welche bei dergleichen Scenen handelnd auftreten, zu den niederen Klassen des Volkes gehören, und daß diese nicht das Bewußtseyn des Volkes und des Landes trügen; ich frage aber: wenn hier in dem ganzen Lande gerichtet würde unter den Augen des Volkes, würden sich nicht Scenen ereignen können, würden nicht Scenen denkbar seyn, wo gerade die Entrüstung Aller den Tod und nur den Tod als Sühne verlangte? Denken wir uns den Fall, daß der bewußte Mörder dem Richter und dem Lande entgegenträte mit dem Geständniß der Schuld, daß er sich bekennte zu der That, die er verübt hat, mit dem Trotze des Verbrechers, daß er sagte, ich habe es gewollt, Gesetz, vollstrecke, was Du vermagst! Und wenn nun am Ende das Gesetz nicht vollstrecken könnte, was die einzige Buße seiner Schuld ist, nämlich die Todesstrafe, und nehmen wir den Fall, daß die rechtliche Ordnung in der Person des Trägers des Staates selbst, in der Person des Königs, angegriffen worden, daß es sich um ein vollendetes Verbrechen handelte, und daß Derjenige, welcher die höchste Frevelthat vollzogen, sagte: ja, ich habe es gethan und habe es gewollt, würde nicht Denjenigen, der hier Zuschauer und Zuhörer wäre, das Gefühl der Ohnmacht des Gesetzes beschleichen, würde man sich erwehren können des Gedankens: wir sollen ihn richten, wir müssen ihn richten, aber wir können ihn nicht richten? Meine Herren, solche Scenen sind denkbar, und deshalb darf der Staat das Schwert der Gerechtigkeit nie aus der Hand legen.

Es ist ferner gesagt worden, die Todesstrafe sey nicht die härteste Strafe, und es gäbe härtere Strafen. Das ist möglich, sie ist aber die gerechteste Strafe in manchen Fällen, weil sie das letzte Recht des Verbrechers nimmt. Das Leben ist das letzte Recht des Verbrechers und muß Dem entzogen werden, der dem Staate sein letztes Recht entweder abgenommen oder offenbar gemacht hat, es ihm nehmen zu wollen durch bewußte Handlungen, welche mit seinem Vorbedacht die letzten Prinzipien des Staates umstürzen müssen. Es ist eine andere Reihe von Angriffen gegen die Todesstrafe von einem Gesichtspunkte ausgegangen, welchen ich unter eine andere Kategorie verweisen würde; es ist die Reihe von Angriffen, die deßhalb gegen die Todesstrafe gerichtet worden sind, weil dadurch ein öffentliches Schauspiel gegeben werde, was nie zum Guten, häufig aber zum Schlimmen führe. Ich habe im Entwurfe anerkannt und für zweckmäßig gehalten, daß er die Frage über öffentliche oder nichtöffentliche Hinrichtungen nicht mit entschieden hat. Wenn es sich hier darum handelt, sich für die eine oder die andere Art auszusprechen, so würde ich kein Bedenken haben, gegen die öffentliche Hinrichtung mich auszusprechen, weil ich die Ueberzeugung theile, daß sie zu nichts Gutem führe. Es ist von einer heimlichen Hinrichtung, die das öffentliche Schauspiel dem Volke nicht bietet, von der sogenannten intramuralen Hinrichtung, nicht der Nachtheil zu besorgen, der vielfältig von der öffentlichen nicht getrennt werden kann; es ist namentlich von ihr alles Das nicht zu befürchten, was von einem verehrten Mitgliede der schlesischen Ritterschaft früher angedeutet worden ist; es ist aber ferner gerade durch diese Art der Hinrichtung vorgesehen, daß auch dem Verbrecher die Möglichkeit entzogen sey, ein Schauspiel der versammelten Volksmenge zu geben und somit für sich eine Art von Strafmilderung herbeizuführen, daß dagegen dem Verbrecher, der die Größe seiner Schuld anerkennt, das öffentliche Schauspiel nicht zur Erschwerung der Strafe gereiche. Es entsprechen daher die Intra-

mural-Hinrichtungen mehr dem Principe der Strafgerechtigkeit, weil das Princip der Strafgerechtigkeit erfordert, daß Derjenige, welcher die Größe seiner Schuld erkennt, milder leide, als Der, welcher noch auf dem Schaffotte den Trotz des Verbrechers äußert.

Das sind Gesichtspunkte, die weiter auszuführen keine Veranlassung vorhanden ist, indem hier die Frage zwischen extramuralischer und intramularischer Hinrichtung nicht gestellt wird. Es ist ferner gesagt worden, es sey die Todesstrafe verwerflich, weil sie auch beibehalten werden müsse, wo es sich um politische Verbrechen handelt. Ich kann die Ansicht nicht theilen, daß sie auf diesem Felde auszuschließen sey, denn gerade bei politischen Verbrechen wird das, was ich für das innere Motiv der Todesstrafe halte: Umsturz der ganzen rechtlichen Ordnung, häufiger hervortreten, als bei manchem anderen Verbrechen, beim Morde. Wir haben auch gesehen daß, wo dergleichen Versuche gemacht worden sind, die Todesstrafe abzuschaffen für politische Verbrechen, Resultate sich herausgestellt haben, die für uns keine erfreuliche sind, und die uns keine Früchte wünschenswerther Art bringen können. Was Rußland betrifft, so will ich hier die Strafe nicht nennen, welche dort an der Stelle der Todesstrafe häufig factisch eintritt; ich will darauf nicht eingehen, daß in Frankreich Aehnliches geschehen, wo, als man dem Volke das Schauspiel der Hinrichtung nicht mehr geben wollte, man es für zweckmäßiger fand, die Verbrecher zu verbannen. Man verbannte sie an unwirthbare Küsten, wo das Klima ihrem Leben bald ein Ziel setzte. Es ist dies überall erkannt als ein Act, der nicht von Stärke, sondern von Schwäche des Staates zeigt. Zuletzt muß ich mir erlauben, noch auf einige der Gründe zu antworten, welche vom Herrn Referenten angeführt worden sind, da sie wirklich mit Dem, was ich von der Strafjustiz erstrebe und für ihren Zweck halte, im directesten Widerspruche stehen. Wenn es dahin bei uns gekommen seyn sollte, die Willensbestimmung und ihre Freiheit bei jedem Menschen in Zweifel zu ziehen, welche Strafe wäre dann überhaupt gerechtfertigt? Müssen wir nicht vielmehr bei jeder Strafe uns fragen: können wir den Verbrecher als einen willensfreien Menschen behandeln? Es ist Bezug genommen worden auf die Worte, welche mancher der Verurtheilten in dem Augenblicke gesprochen hat, wo das Todesurtheil an ihm vollzogen werden sollte. Ja, die Stimme des Gewissens spricht im Augenblicke des Todes anders, als vor vollbrachter That, und es ist ein wahres Wort des Dichters:

„Ein and'res Antlitz zeiget die gewollte,
Ein and'res die vollbrachte That."

Ja, ich glaube es, daß dann, wann der Verurtheilte vor seinem letzten Richter zu erscheinen im Begriff steht, das Bild der That ihm in einer ganz andern Färbung erscheint. Dieser Seelenzustand kann aber uns nicht bestimmen, die Thaten der Menschen zu Producten einer dunkeln Naturgewalt zu machen, den Menschen Naturkräften unterzuordnen, die, ohne daß er ihren Ursprung kennt und ihre Erfolge weiß, seiner unbewußt wirken und ihm die Freiheit des Willens, das Edelste, was er besitzt, entziehen. Es gibt nur einen einzigen Grund, welcher mich bedenklich gegen die Todesstrafe machen könnte, und das ist die Rücksicht auf den Prozeß, die Rücksicht, daß Fälle denkbar sind, wo ein Nichtschuldiger mit der härtesten Strafe belegt werden könnte. Dieser Frage gegenüber kann aber der Staat nichts thun, als die höchsten Garantieen der Vertheidigung bieten, das ist seine Aufgabe, und die wird er hoffentlich erfüllen." (Vielstimmiger Bravoruf!)

Nach Beendigung der Verhandlung warf der Marschall die Frage: Beschließt die Versammlung, die Abschaffung der Todesstrafe zu beantragen? zur Abstimmung mit ja und nein auf. Bei namentlichem Aufrufe stimmten 34 mit Ja und 63 mit Nein.

Mannichfaltigkeiten.

Auch Rußland besitzt, gleich Italien, sein merkwürdiges altes Herkulanum in der Stadt Saray im Gouvernement Saratow, die einst während der 200jährigen Tataren-Herrschaft in diesem Reiche die Hauptstadt ihrer sogenanten goldenen Horde war. Hier wurden auf Anordnung des Ministers des Innern in den letzten drei Jahren unausgesetzte Nachgrabungen angestellt, die sich auf viele Orte des beregten Gouvernements ausdehnten. Manche merkwürdige Gegenstände wurden aufgefunden; es gehören zu denselben eine Menge wasserleitender Röhren, zu zerstörten Gebäuden, zum Theil auch zu Wasser-Reservoirs führend, Brunnen mit noch in ihnen steckenden Röhren und zerbrochenen Fontainen, Trinkgefäße verschiedener Größe, Kochkessel, eingemauerte Wasserkuffen, Oefen mit Rauchfängen, Gypsfiguren mit goldenen Zierrathen (auf vielen waren noch arabische Inschriften sichtlich), Reste von buntfarbigem Tafelservice mit tatarischen Worten bezeichnet, bunte Trinkgeschirre, Trümmer von Fayence und Glasgeräth, Steine zur Farbenreibung; Marmortafeln und Säulen, allerlei Hausgeräth, Spielwerke, Kirchengefäße, Maße und Gewichte, versteinertes Holz, Knochen von verschiedenen Thieren, Schmelztiegel mit noch darin liegenden Metallstücken, Dinte- und Sandfässer, zerbrochene Ringe, Seiden- und Sammetstoffe, durchbranntes Papier, einzelne beschriebene Blätter in tatarischer Schrift. An Münzen fand man überhaupt 4446 Stück auf. Bei Ausgrabung der Erdhügel stieß man auf Mauer- und Dielenwerk mit verbrannten Balken und Kohlen bedeckt. An vielen aufgegrabenen Stellen fand man nur glatte Erde, woraus hervorgeht, daß die einst dort vorhandenen Gebäude ganz verschwunden sind. Schon um die Mitte und den Ausgang des vorigen Jahrhunderts siedelten sich in den Umgebungen Sarays theils Russen, theils andere Volksstämme an, die, von vermeintlichen Schätzen hier träumend, absichtlich deshalb von der Gebirgsseite der Wolga, ja von dem an 400 Werste abgelegenen Astrachan herbeikamen. Sie ließen in den Ruinen Sarays kein Plätzchen übrig, das ihre Raubgier nicht durchwühlte. (Schl. Z.)

Nun werden unsere Uebersetzer vollauf zu thun bekommen. Drei Pariser Theater bereiten bereits neue Stücke vor, welche unter den Titeln: „Abd-el-Kader in Frankreich", „Abd-el-Kaders Gefangenschaft" und „Abd-el-Kader in Paris" zur Vorstellung kommen sollen. — Alles Ernstes macht man in Paris auch alle Vorkehrungen, Abd-el-Kader in Wirklichkeit aufzunehmen. Die Arbeiten im Palast Elysée-Bourbon, dessen Inneres zum Empfange des „Helden der Wüste" und seiner Familie zum Theile in morgenländischer Art eingerichtet werden soll, beweisen, daß man wirklich die Ankunft des Araberhäuptlings in Paris erwarte. — Die Theater müssen natürlich eine solche Gelegenheit benützen und die deutschen Uebersetzer müssen sich beeilen, uns Abklatsche solcher Gemälde mitzutheilen. (W. Allg. Thz.)

(Was nicht noch!) Der literarische Anzeiger einer norddeutschen Zeitung meldet so eben das Erscheinen eines „Kochbuches für Junggesellen." Auch ein solches Buch hat also die deutsche Literatur auf ihrem blühenden Felde nun aufzuweisen; und da bisher viele Junggesellen blos deshalb heiratheten, weil ihnen die Restaurations-Suppen nicht schmeckten, wird das Buch vielleicht nachtheilig auf die Ziffer in der Statistik der Ehen wirken. Es lehrt alle Arten von Essen und Delicatessen zu Hause, in der Studierstube zu kochen, mit Spiritus, ohne Holz und Herd. Viele könnten sich dadurch abhalten lassen, einen häuslichen Herd und eine Frau zu gewinnen, — wenn sie aber die Kocherei versuchen, dürfte ihnen die Sache doch unangenehm und die Junggesellenwirthschaft unendlich verdrießlich werden.

(W. Thz.)

Frankfurter Theater.

Ungarische Tänzer. — Der Ball zu Ellerbrunn. — Frau Anschütz.

Bühnen zweiten und dritten Ranges kränkeln gewöhnlich an der kostspieligen Unzulänglichkeit eines Ballets. Darüber jedoch ist jeder Sachkenner im Klaren, daß ein stehendes Ballet, wenn es den Anforderungen der Kunst entsprechen soll, des Jahres an 60- bis 70,000 Gulden kosten kann. Trotzdem betrachtet man es an den kleinsten Hofbühnen als eine Sache unabweisbarer Nothwendigkeit, auch ein Ballet zu besitzen und so entzieht man dem Schauspiele und der Oper namhafte Mittel, um damit das Anhängsel eines Ballets en miniature, das ist eines schlechten Ballets, sich zu erkaufen. Unser Stadttheater hat glücklicherweise keine Hofetikette zu berücksichtigen. Es stellt seine Mittel der Oper und dem Schauspiele zur Verfügung und weiß, um allen Anforderungen zu genügen, die nöthigen Fonds für Gastdarstellungen aus allen Fächern der Kunst in Reserve zu halten. Es ist hier nicht der Ort, auf letztern Punkt näher einzugehen, doch können wir uns mit Befriedigung sagen, daß keine deutsche, keine europäische Kunstnotabilität uns unbekannt ist! Wird an unserer Bühne kein stehendes Ballet unterhalten, so ist die Direction nichtsdestoweniger bedacht, uns zuweilen den Genuß zu bereiten, den „die Poesie der Bewegung“ gewährt. Die Vorstellungen der ungarischen Tänzergesellschaft Veszter-Sandor sind eine recht erfreuliche Bereicherung des Repertoirs dieser Saison. Diese Abwechslung von charakteristischen Nationaltänzen und phantastischen Pantomimen ist in der That recht ansprechend und das Interesse des Publikums zeigt sich in dem zahlreichen Besuch der Vorstellungen. Bei der gestrigen haben vornehmlich die Sprünge und Verrenkungen des „grünen Teufels“ angesprochen, und muß den Leistungen der Tänzergesellschaft im Allgemeinen das beste Zeugniß gegeben werden, so ist der Grotesktänzerei des Hrn. Kitanyi insbesondere rühmend zu gedenken. Das war ein Jubel unter dem „kleinen“ Publikum über diesen drolligen Kauz von einem Teufel, und wir möchten wetten, daß bei seinem Wiederauftreten mancher Liebling von Papa und Mama zum ersten Mal die Hallen von Thaliens Tempel betreten wird.

Der „Ball zu Ellerbrunn“, dieses etwas leichtfertige, aber sehr wirksame Lustspiel, wurde trefflich gegeben. Besonders gefiel Hr. Schneider in der Rolle des Baron von Ellerbrunn. Hier ist die Sphäre, in welcher derselbe sich mit dem entschiedensten Erfolge bewegt und den Beifall der Kunstfreunde nicht verfehlen wird. Seine Befähigung für das Lustspiel und das Conversationsstück ist nicht zu verkennen und wird er in diesem Rollenfache unserer und jeder Bühne nur zur Zierde gereichen. Auch Frau Thomas als Baronin war ausgezeichnet. Die würdige Haltung ihrer darzustellenden Charaktere, so wie der geistige Ausdruck, welcher ihr Spiel auszuzeichnen pflegt, sichern ihr die Anerkennung eines gebildeten Publikums und lassen uns recht sehr wünschen, daß diese geschätzte Künstlerin dem hiesigen Theater, mit dessen Direction sie wegen Contractserneuerung in Unterhandlung stehen soll, erhalten werden möge. Die Erfahrung hat schon oft bewiesen, daß wir bei neuen Engagements und besonders bei solchen von Damen uns häufiger verschlimmern, als verbessern. Hr. Meyer bewährte als Doctor Platanus den anerkannten, gediegenen Charakterdarsteller und auch Fräul. Quint als Räthin Zucker gefiel. Vortrefflich war Hr. Meck als Rath Zucker. An diesem Zucker ist jeder Zoll das naturwahre Urbild jener Sorte von lungernden Subalternbeamten, deren Ideenkreis sich blos in Gehaltsbezügen, Remunerationen, Gratificationen und Emolumenten bewegt. Er ist das Urbild eines „Dikasterianten“, mit welchem barbarischen Worte man in Altbayern den öffentlichen Diener benamset, dem die Pforten des „Collegiums“ verschlossen sind. A.

Nach einer durch Krankheit veranlaßten achtmonatlichen Unterbrechung ist nun endlich Frau Anschütz wieder aufgetreten und zwar als Gräfin in „Figaro's Hochzeit“ und als Emmeline in der „Schweizerfamilie.“ Der Erfolg des nun begonnenen neuen Abschnittes der künstlerischen Wirksamkeit dieser Sängerin ist um so mehr ein glänzender zu nennen, als man sich gar mancherlei Befürchtungen und gar vielen Einflüsterungen der geschwätzigen Fama hingegeben hatte. Wir haben weder einen zuverläßigen Tonmesser, noch eine sichere Goldwage zur Hand und können auch für die Treue unserer früheren Gehöreindrücke nicht genugsam garantiren, um mit Unfehlbarkeit abzumessen und abzuwägen, ob die Stimme der Frau Anschütz um ein paar Zoll oder um einige Loth an Umfang und Gewicht gewonnen oder verloren hat. Es gäbe hier einen Streit um des Kaisers Bart, dessen Entscheidung wir Anderen gern überlassen. So viel aber ist gewiß, daß Frau Anschütz schön und selbst sehr schön sang, daß die Klangfarbe und der zarte Schmelz ihrer lieblichen Töne dieselben geblieben, daß ihr anmuthiger Gesang, der aus der Poesie des Herzens strömt, noch immer zu allen Herzen dringt, daß sie noch immer zu ergreifen und zu rühren weiß, noch immer trefflich spielt und das Darzustellende in edeln und vergeistigten Kunstformen wieder gibt, daß sie noch immer der schwesterlichen Gunst Euterpens sich erfreut und überhaupt, was Totalität und Poesie der Leistung betrifft, noch immer als eine der Auserwählten dasteht, die in ihrem Bereiche auf die wärmste Huldigung aller Derjenigen Anspruch machen kann, denen bei einer deutschen Sängerin nicht der Stimmenumfang und die Kehlfertigkeit, sondern der geistige Ausdruck und die Empfindung Hauptsache sind. Wie gesagt, sie sang sehr schön und das gewöhnlich vorherrschend nur kritisirende und mit oder ohne Grund — wir wollen Das nicht untersuchen — ziemlich gleichgültige Publikum wurde zu einem freudig genießenden, dem ungetrübten Eindruck sich völlig hingebenden. Der Beifall war kein gemachter, sondern ein freiwillig und einstimmig gespendeter. Aber eben so einstimmig war auch der Wunsch, daß Frau Anschütz den ihr von der Natur angewiesenen Beruf einer lyrischen Sängerin hinfort nicht aus den Augen verlieren und jede Ueberbietung ihrer lieblichen, aber zarten Stimmmittel vermeiden, daß anderseits die Direction sie nicht auf die Speculation der Kasse allein, sondern mehr auf den Kunstgenuß der Freunde des Schönen verwenden möge. Wird diese Andeutung befolgt, so dürfte unserer Oper zu der neubegonnenen Wirksamkeit der Frau Anschütz Glück zu wünschen seyn; gewinnt dagegen das finanzielle Interesse die Oberhand, so wird die Zeit lehren, wie wohl gemeint und auf Wahrheit begründet der hier geäußerte Wunsch gewesen ist. W.

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. Jan.

Trotzdem, daß die Abgeordnetenkammer und ihre Sitzungen in politischer Beziehung hauptsächlich die Aufmerksamkeit erregen, so ist doch in diesem Augenblicke so zu sagen nur ein Gegenstand überwiegend der Gegenstand aller Conversation, — das erste Tagesereigniß, dies ist die Aufführung der neuen Oper unseres berühmten Landsmannes, des Kapellmeisters in London, Julius Benedikt, betitelt: „Die Kreuzfahrer, oder der Alte vom Berge.“ Ein vollständigerer Triumph, eine großartigere, allgemeinere gerechte Anerkennung ist wohl nie einem Künstler zu Theil, ein so ungeheuerer Erfolg seit langen, langen Jahren in Stuttgart noch nicht erreicht worden, als der des Hrn. Benedikt war, welcher bei den beiden bis jetzt stattgehabten Vorstellungen am Sonntag und gestern selbst dirigirte und auf besonderes Andringen, trotz seiner schon auf Samstag festgesetzt gewesenen nöthigen Abreise nach London, nächsten Sonntag zum dritten Male sein geniales Werk selbst dirigiren wird. Aber erkennen wir gleichfalls an, daß nicht bald größere Kräfte in Musik, Gesang, Darstellung, Scenerie, Costümirung, Gruppirung, Maschinerie und Decoration zusammenwirken, als es hier der Fall war. Darum war auch bei den beiden Vorstellungen schon am Abend zuvor keine Karte mehr zu haben, der Platz vor dem Theater zur Zeit der Eröffnung glich jedesmal einem Schlachtfelde, so drängte, riß und stieß man sich, um nur früh genug hinein zu kommen; alle Räume von unten bis oben waren überfüllt und Hunderte mußten sich bequemen, über fünf volle Stunden wie zwischen zwei Keile eingeklemmt zu stehen, und eben so wird es nächsten Sonntag und bei den nächstfolgenden Aufführungen in der ersten Zeit der Fall, immer aber dem großartigen Tonwerk ein volles Haus sicher seyn. Der Componist wurde in den beiden Vorstellungen, hier etwas Unerhörtes, fünfmal gerufen; verschiedene Gesang- und Musikstücke mußten unter allgemeinem Jauchzen ein-, zwei- und bis zu dreimal wiederholt werden.

(Schluß folgt.)

Geographischer Verein.

Mittwoch, 2. Febr., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Croatien, Dalmatien, Slavonien, von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 34. Donnerstag, den 3. Februar 1848.

Die Geschichte des Imam Ischafai.

(Aus Prof. F. M. Hessemer's größrem Gedichte: „Jussuf und Nafisse." *)

In Kairo war vor grauer Zeit
Ein Mann von wunderbarer Heiligkeit,
Den trotz derselben hart sein Schicksal stieß,
Und der Ischafai hieß;
In eine der Moscheen kam
Er schon in jungen Jahren als Imam.
Er war ein Mann, der, wenn er betend saß,
Das Nöthigste, selbst Speis' und Trank vergaß;
Er war so streng, daß hinter festen Riegeln
Er sich verschlossen vor der Welt verbarg,
Und sein Gebet ward so zum dumpfen Sarg.
Im Brunnen tiefer Andacht sich bespiegeln,
Aus ihm auf fleh'nde Lippen Labung saugen,
Und dann in ihm sich trunken untertauchen,
Dies war sein Glück, sein Stolz, sein höchstes Gut,
Denn nur an sich denkt frommer Uebermuth.
So fromm war keiner mehr, wird keiner seyn,
Doch will ja Gott nicht Frömmigkeit allein,
Es dürfen um die höchste von den Pflichten
Die Menschen nicht auf andere verzichten,
Weßhalb denn auch zum heiligen Imam
In seiner Tochter eine Prüfung kam.

Zur Jungfrau war dies Mägdlein aufgeblüht,
Und anmuthsvoll des schönsten Lobes werth,
Von Freiern wurde sie gar oft begehrt,
Allein der Vater, nur für Gott bemüht,
War nur in Andacht schwärmerisch erglüht,
Er betete: Bestelle, Gott mein Haus!
Und so denn schlug er jeden Freier aus.

So schwelgte der Imam in frommen Träumen,
Statt wach sein Haus zur Ordnung aufzuräumen,
Und das ging gut, bis er an einem Tag
So ganz entbrannt in heißer Andacht lag,
Daß er nicht wußte, was er denk' und thu'.
Drei Freier kamen nach einander an,
Und jedem sprach er seine Tochter zu,
Und sorgte nicht, was er in heil'gem Wahn,
Im Rausche des Gebetes da gethan.

Nach dreien Tagen pocht' es an sein Thor,
Drei rüst'ge Freier standen stolz davor,
Drei Freier, aber ach, nur Eine Braut!
Da war dem Hader schnell ein Herd gebaut,
Und siedend auf der Kränkung glüh'nden Kohlen
Stand Zorn und blinder Eifer unverhohlen.
Die Freier schrie'n um Arglist und Betrug,
Es gab ein hitz'ges Wortgefecht,
Des Vaters Spruch galt jedem als sein Recht,
Und endlich riefen sie: Zum Richter ohn' Verzug!
Wir wollen es den Alten lehren,
Wie man den Fuß im Bügel hält,
Wie man sich nicht versteigt, daß man nicht fällt,
Und wie mit Freiern man verkehrt in Ehren.

Wer konnte sich vor solchem Andrang wehren?
Nicht der Imam; er konnte sich nicht fassen,
Und wußte nicht, was halten oder lassen.
Verstrickt in Händel dieser Zeitlichkeit,
Ein heil'ger Mann in solch' unheil'gem Streit,
Bestürmt von Leuten, die da Meister waren,
Und bloß gestellt mit seinen grauen Haaren
Zu Spott und Hohn in nackter Albernheit!
Dies war zu viel; er fing zu weinen an
In rathlos hast'ger Ungeduld,
Und schärfte so dem Widerspruch den Zahn,
Und gab sich selbst das Zeugniß seiner Schuld.
Zuletzt erbat er sich denn eine Frist,
Drei Tage, glaubt' er, wären ihm genug:
Verzagte Hoffnung macht doch selten klug,
Und was zum Bruch schon reif geworden ist,
Wird angesteckt durch Fäulniß in Verzug,
Und auf ein Himmelswunder hin zu wetten,
Kann selten nur aus einem Leid erretten.

Jetzt aber rüstete sich der Imam
Zu des Gebetes Sturm in heil'gem Grau'n,
Er wappnete sein ganzes Herz in Gram,
Und gürtete sich in sein Gottvertrau'n,
Er warf sich nieder in den Staub,
Und rief: Gott ist nicht taub!
Und war ich taub um seinetwegen,
So wendet er dies Leiden mir zum Segen.

So betet' er am ersten Tag,
Und rief, als er am zweiten betend lag:
Ich war bei Dir, und fern von Haus,
O Gott, als dieses Leid mich traf;
Hab' ich gefehlt, so war's im Schlaf,
D'rum helfe Du mir wieder aus;

*) Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M.

Du trägst den größten Theil der Schuld,
D'rum schrei' ich jetzt um Deine Gnad und Huld.

So betet' er den zweiten Tag,
Und rief, als er am dritten betend lag:
Der Andacht Weg führt sonst zum Heil,
Mir aber ward es umgekehrt zu Theil;
Allein Geduld! ich harre still.
Ihn preis't der Wurm, wenn er verzagt,
Wenn halb zertreten er sich krümmt und plagt,
Ihm ist's genug, daß Gott es will.
Und trifft mich das Geschick auch noch so schwer,
Gott will's, was will ich mehr?

So betet' er am dritten Tag,
Als der Erhörung lichter Wetterschlag
In all' die Schatten seines Kummers fiel;
Da fand die Sorge Trost sich und ein Ziel,
Es ward ihm Heilung offenbart,
Und seltsam traf sich dies in dieser Art:

Bei dem Imam erwachsen war
Ein zierliches Gazellen-Schwesterpaar,
Das saugend noch in's Haus gekommen,
Der Tochter zu Gespielen aufgenommen,
Das sie gepflegt, verwais't wie sie,
Mit ihm vertändelnd Kinderfantasie.
Es waren Thierchen, schlank und fein,
Ganz gleich gestaltet, säuberlich und rein,
Sie waren auf dem platten Dach,
In Haus und Hof und jeglichem Gemach
Vertraut mit allem, leicht und flink,
Ein Lustgefolge für der Herrin Wink,
Und in des Mägdleins Kammer hatt'
Es stets am liebsten seine Lagerstatt.
Sie bot ihm selbst die Nahrung dar,
Was eines jeden Leckerbissen war:
Den Blätterschmuck am grünen Reis
Nahm eins der Thierchen stets als Lieblingsspeis',
Allein das and're pflückte gern
Vom duft'gen Klee der Blume süßen Kern;
So wurden vor einander sie gekannt,
Kleeblümchen auch, und Blättchen d'rum benannt.
Und als nun der Imam in seinem Jammer
Erschöpft von Leid am dritten Tag
Vor Gott im heißesten Gebete lag,
Da rief es ihn in seiner Tochter Kammer;
Er ging, und o, was fand er da,
Genug, am höchsten Staunen sich zu weiden!
Dreifach sein Kind, gewiegt in Schlummers Hand,
Ganz gleich an Größe, Mienen und Gewand,
Ganz gleich, nicht möglich, je zu scheiden,
Das eine rechte von den andern beiden;
Allein es fehlte das Gazellenpaar,
Weil es gewiß verwandelt worden war.
Und als am nächsten Tag die Freier kamen,
Gab fröhlich der Imam in Gottes Namen,
An jeden eine Braut und seinen Segen;
Sie Gott befehlend und des Ew'gen Wegen.

(Schluß folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

Dritte Abtheilung.

Nachdem ich im Verlaufe meiner bereits mitgetheilten Reisenotizen einige Einzelnheiten der von mir berührten andalusischen Städte mitgetheilt habe, glaube ich noch schließlich ein Gleiches mit Lissabon thun zu müssen. Portugal ist das einzige Land in Europa, welches bis heute keine einzige fahrbare Straße noch Feldweg besitzt; nie hat eine Diligence, Malle, Omnibus oder Hauderer die Städte dieses Landes berührt; eben so wenig läßt sich ein portugiesisches Dampfboot herab, eine fremde Stadt zu besuchen, noch wird ein spanisches, französisches oder italienisches Boot es wagen, ohne Erlaubniß in einen portugiesischen Hafen einzulaufen, welche zudem äußerst schwer zu erhalten ist. Wer deßhalb in die Lage kömmt, dies glückliche Portugal einmal besuchen zu müssen, dem bleibt nichts Anders übrig, als nach Southampton oder Gibraltar zu reisen, zwischen welchen Städten alle zehn Tage ein Dampfboot geht, welches zugleich die Briefe nach Lissabon und bei günstigem Winde auch nach Oporto befördert. Alle übrigen Wege und selbst die Straße von Badajoz nach Lissabon sind nur für Reiter eingerichtet und dabei wegen Räuberbanden sehr unsicher. Auf einem solchen Boote unternahm ich meinen Ausflug von Gibraltar nach Lissabon, welche Fahrt höchstens einen bis zwei Tage dauert, hin und zurück fl. 120 kostet, welcher Preis mir zu hoch schien, da das Parlament jährlich L. 30,000 zu dieser Fahrt beisteuert. Jedoch kann man nicht unberücksichtigt lassen, daß der Magen auf allen englischen Booten umsonst befriedigt wird, und zwar der Art, daß der feinste Gaumen nichts zu tadeln findet, denn wohl nur aus Gewohnheit ißt der Engländer auf den Schiffen fast den ganzen Tag. Kaum hat er Morgens das Bett verlassen, wird ihm schwarzer Kaffee präsentirt, einige Stunden später das Frühstück aus Kaffee, Thee und vier Sorten kaltem Fleisch bestehend, um 12 Uhr wird der Tisch abermals gedeckt für Suppe, Fische und Käse, zu welchen der sicilianische und Xeres-Wein sehr gut mundet; der 5 Uhr-Tisch bietet eine solche Auswahl, daß Jeder auf seinem Teller einen geschriebenen Zettel findet, der alle zu erwartenden Speisen enthält und wobei der Plumpudding selbst unter dem Aequator nicht fehlt; kaum hat man einige Stunden ausgeruht, so geht wieder die Schelle, welche anzeigt, daß der Thee mit den dazu gehörigen Speisen servirt ist. Der Engländer und die Engländerin sind an die Seereisen so gewöhnt und dabei so einfach, daß ich mich bei dieser Fahrt manchmal auf die Themse versetzt glaubte, um im Cremona-Garten Green mit seinem Ballon aufsteigen zu sehen. Die Lage von Lissabon sprach mich weniger an als die von Neapel und Konstantinopel, mit welchen sie so häufig verglichen wird, namentlich weil Lissabon keinen Thurm besitzt. Der Grund hievon ist leicht erklärlich, indem man noch immer aus Furcht vor Erdbeben der Erde keine zu große Last aufbürden will. In Messina und Catania ist es aus eben diesem Grunde verboten, höhere als einstöckige Häuser zu erbauen.

Lissabon theilt sich in die Altstadt und Neustadt, welche letztere nach dem großen Erdbeben aufgebaut ward. Seit Entstehung der Welt sind vielleicht wenige Städte so übel in wenigen Minuten heimgesucht worden, als Lissabon. Es war am 1. Nov. 1755 Morgens 9 Uhr, wo diese große Katastrophe statthatte. Nur mit Schaudern kann man des Uebels gedenken, welches damals über diese Stadt hereinbrach. Man berechnet allein 30,000 Menschen, welche die Erde verschlang, 400 Häuser, welche einstürzten, den Verlust an Waaren auf 240 Millionen Gulden, an Diamanten, Gold und Silber, wovon zu jener Zeit und noch heute der Vorrath sehr bedeutend ist, auf 350 Millionen und überhaupt den ganzen Geldverlust auf 700 Millionen Gulden. Die Erde war so bewegt, daß sich der Boden allenthalben öffnete und der

größte Palast neben der unbedeutendsten Hütte zusammenstürzte. Zum Uebermaß des Unglücks öffneten sich auch die Gefängnisse und die Banditen holten nach, was das Erdbeben verschont hatte. Die Leichname, zu deren Beerdigung sich Niemand hergeben wollte, gingen bald in Verwesung über, so daß in diesem Elend auch die Pest ausbrach. Hierdurch wurde Alles so entmuthigt und der Aberglaube dabei so stark angeregt, daß man diese große Stadt auf ewig zerstören wollte. Nur Einer ließ den Muth nicht sinken, suchte Alles zu trösten, Thränen zu trocknen, die Räuber zu bestrafen, Ruhe und Sicherheit herzustellen, und wollte nicht, daß der Fleiß von einem Jahrhundert durch diese eine Minute zu Grunde gehen sollte. Dies war der große Minister Marquis de Pombal, dem Portugal so viel verdankte und dem es so schlecht lohnte. — Das neue Lissabon hat eine wunderschöne Lage zwischen zwei Hügeln; die langen, mit Trottoirs versehenen Straßen sind schnurgerade und münden zum Theil am hübschen Platz Don Pedro aus; alle Häuser haben vier bis sechs Stockwerke, sind von Bürgern und Kaufleuten bewohnt und mit vieler Eleganz aufgeführt. In diesen Straßen liegen die Gold- und Silberläden, welche so bedeutend sind, daß sie denselben ihren Namen gegeben haben. Diese große, von mehr als 300,000 Menschen bewohnte Stadt hat nicht ein einziges ausgezeichnetes kirchliches Monument, wie sie selbst die mittleren Städte Spaniens besitzen; auch die Paläste der Krone machen keinen großen Eindruck; das Schloß Necessidades, wo die Königin gewöhnlich residirt, ist kaum mehr als ein gewöhnliches Privatgebäude, und der Palast Ajuda in Belem liegt ganz außerhalb der Stadt mitten in Fruchtfeldern, daher er auch selten bewohnt wird. Das alte Lissabon ist in keiner Hinsicht mit der Neustadt zu vergleichen; seine kleinen, engen und schlecht gepflasterten Straßen ziehen sich an einem Hügel herunter und sind größtentheils weder zum Fahren noch Reiten geeignet, und die Unreinlichkeiten, welche stets aus den Fenstern Zufluß erhalten, veranlassen, daß man die Straßen auch zu Fuß nicht ohne Gefahr passiren kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Ernst's Tagebuch.

(Aus E. Gollmick's „Der Unsterbliche". Leipzig, bei Kollmann.)

Der Journalist Ernst schrieb Folgendes in sein Tagebuch: Was habe ich gewirkt mit meinen Bestrebungen, nützlich zu seyn? Wohin hat mich meine Begeisterung für die Kunst geführt? . . Als mein Name begann, mit Achtung genannt zu werden, da that ich den Schwur, für die Würde der Kunst zu streiten. Nach den Grundsätzen der Erziehung Mariens sollten meine Urtheile eine Schule bilden. Ich erhob stilles Verdienst, forschte nach dem anspruchslosen Talent, ermuthigte die Bescheidenheit, drängte die Anmaßung zurück und geißelte die Arroganz mit bitterm Spott. Vor Allem aber suchte ich das Publikum für das Gute empfänglich zu machen. Mein Principium: Wahrheit in allen Verhältnissen, hielt ich fest dabei im Auge, und waffnete mich gegen die Bestechlichkeit der Sinne, wie gegen die Parteilichkeit des Herzens. Die nackte Göttin mit der Sonne auf der Brust sollte mir voran leuchten. Ich erglühte für meinen Plan. Aber wo lebt der Mensch, der von dieser Sonne beschienen seyn will? — und der Künstler, der nur in der Täuschung lebt, sollte Wahrheit wünschen? Während ich die Linien meines großen Planes zog, bröckelte mein Bestreben in tausend Kleinigkeiten. Ich wollte mir die Liebe einer Künstlerwelt erwerben, und nur Wenige drücken mir die Hand, die Menge feindete mich an. Diese Menge spricht allerdings: „Gib mir Wahrheit", aber sie will nur die vernehmen, die sie selbst dafür hält. Ich sah, daß ich mit dem System der Strenge meinen Zweck verfehlte, daß die Menschen noch nicht reif dafür seyen. So beschloß ich, sie durch einen milderen Ton dafür empfänglich zu machen. Da ich nicht mehr geradezu sagen wollte: das ist, und das ist nicht, da ich Worte wählen, wägen und auf Umwegen wahr seyn, da ich die Pille verzuckern wollte, wurde ich unbestimmt und matt. Um einen einzigen Fehler ans Licht zu ziehen, klaubte ich ein Dutzend Vorzüge aus dem Chaos mit ängstlicher Sorgfalt. Das half aber nichts, denn man hielt meine Milde für schuldigen Tribut, Furcht oder Eigennutz, das strengere Wort aber für Parteilichkeit oder für die Intrigue eingebildeter Feinde. Während mein Tadel also nicht belehrte, machte mein Lob übermüthig. Für eine Spalte Lobeserhebung dankte man mir nicht, für eine Zeile Tadel schoß man giftige Pfeile auf mich ab, und am Ende hätte es Noth gethan, ich legte auf meinen Schreibtisch Dolch und Pistolen, um mich vor Ueberfällen zu sichern.

So vergingen Jahre, und ich Thor — der ich durch eine Reihe in einander greifender Theorien und Consequenzen eine Schule bilden wollte, habe noch keine Fingerbewegung, noch keine Cadenz verbessert — Alles, was ich erfahren, gedacht und geschrieben, Strenge und Güte, Alles war verschwendet und nutzlos. Das einzige Resultat war Erschlaffung. Die Gegenstände bleiben ewig dieselben, die Kritik soll stets neu seyn, und am Ende wird die Kritik zu einem größern Kunstwerk als der Gegenstand, der sie herausfordert.

Ein anderes Uebel gesellte sich noch dazu, nämlich die ungemessensten Ansprüche von allen Seiten. Obgleich der Künstler die Kritik zu verachten vorgibt, und in den Namen „Recensent" Alles hinein legt, was Hohn und Erbitterung ihm eingeben, so treibt's und drängt es ihn doch, sich des Beifalls dieser verachteten Kritik zu versichern. Merkwürdiger Zwiespalt in des Künstlers Seele. Er sucht die Freundschaft des Gehaßten und fürchtet zugleich die Verbindlichkeit. Er scheint gleichgültig, und sein Herz ist doch ewig zerrissen zwischen dem Gefühle des eigenen Werthes, zwischen Vornehmheit und dem Bewußtseyn seiner Schwäche. Er könnte den Recensenten tödten und zugleich in dem süßen Raube seiner Kritik schwelgen. Diese psychologisch merkwürdigen Erscheinungen tauchen vor mir auf und nieder, und meine Skizze müßte zum Buch anschwellen, wollte ich sie näher bezeichnen. Ich rede von der Masse, und doch ist mir auch bei festen und ruhigen Männern noch kein Beispiel von Gleichgültigkeit gegen die Kritik vorgekommen. Diese Ansprüche griffen zuletzt in den Kern meiner Lebensverhältnisse. Die Zeit, mein bestes Capital, gehörte nicht mehr mir selbst, denn ich schenkte sie allen Leuten, welche meine Dienste verlangten. Der eine Theil nahm sie von meiner Gentilesse in Anspruch. Der andere forderte sie geradezu als Schuldigkeit, und je mehr mein Arbeitszimmer nach und nach zu einem Bureau für auswärtige Angelegenheiten heranwuchs, desto mehr war ich gezwungen, meine eigenen Angelegenheiten zu vernachlässigen. Indem ich aber der Person des Künstlers nützte, schadete ich der Kunst. So kam ich immer zwischen Poesie und Prosa, zwischen meinen Ideen und dem Materialismus zu stehen, und diese Stellung wurde mit jedem Tage difficiler, delikater.

Mannichfaltigkeiten.

Der in Stuttgart erscheinende „Eulenspiegel" ist in der That ein Blatt von viel Humor. In einem der neueren Blätter stellt ein Bild aus der Kaserne ein Bauernweib dar, welches vor einigen Offizieren erscheint. „Wo ist denn mein Michele?" fragt die Frau. — „Was will sie denn von ihrem Michele?" antwortet Einer der Offiziere. — „Ja der darf nimme Soldat bleibe." — „Laß Sie ihn nur da, Frau, wir sind ja auch Soldaten." — „Ja",

so antwortete die Frau, „ihr Herra hent guet schwätza; ihr hent nix glernt, aber mei Michele ist Schuhmacher!“

Neulich machte Jemand ein gutes Wortspiel. Es wurde dieser Jemand zu Tische gebeten. Das Essen war ganz vortrefflich, aber der Wein so sauer und herbe, daß es unmöglich war, ihn zu genießen. Dessen ungeachtet nöthigte die Frau vom Hause unaufhörlich zum Trinken. Da entgegnete unser Jemand: Verzeihen Sie, Gnädige, daß ich nicht Folge leiste; ich bin abre bei Tisch wie ein Engländer: „ess' ich, trink' ich nicht!“ (Essig trink' ich nicht!) (W. Thz.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 27. Jan.

(Schluß.)

Julius Benedikt, der überall auf's ehrenvollste bekannten reichen Bankiersfamilie angehörend, die hier besonders noch durch ihren großen Wohlthätigkeitssinn geachtet und verehrt ist, zeigte schon in früher Jugend entschiedenes Talent und ward ein Lieblingsschüler des unsterblichen Schöpfers des „Freischütz“, Carl Maria v. Weber, welcher schon vor zwanzig Jahren dem jungen Benedikt ein Horoscop stellte, das, wie wir jetzt gesehen haben, auf die schönste Weise sich erfüllt hat. Ein hiesiges Blatt, das „Tagblatt“, theilt in einer seiner neuesten Nummern einen der „Wiener Musikztg.“ aus der Autographensammlung der k. Hofbibliothek zu Wien entnommenen Brief Weber's mit, welcher, an den k. k. Hofrath Franz Edlen v. Mosel gerichtet, sich darüber unumwunden ausspricht; derselbe lautet folgendermaßen: „Wohlgeborener Herr Hofrath! hochverehrtester Herr und Freund! Es haben diese Zeilen sehr Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen, da sie Ihnen, dem Vielbeschäftigten, einige Augenblicke Ihrer kostbaren Zeit rauben werden. Können Sie es aber dem Ueberbringer Dieses verargen, wenn er den heißen Wunsch hegt, dem Manne näher zu treten, in dem jeder Kunstjünger eine feste Säule und Stütze der Kunst sieht? und werden Sie zürnen, wenn ich mir erlaube, es zu veranlassen? Hr. Julius Benedikt aus Stuttgart hat die Composition einige Zeit bei mir studirt. Nicht gewöhnliches Talent, literarische Bildung überhaupt und lebendiger Drang, Etwas zu leisten, geben bei günstiger Einwirkung vielleicht die Hoffnung, daß er nicht blos im Trosse der Componisten unserer schreibseligen Zeit bleibt, verblendet ihn nicht auch die Sucht, zu glänzen, und schenkt ihm der Himmel beharrlichen Fleiß und Ernst. Ich beschränke mich darauf, ihm das Glück Ihrer Bekanntschaft zu verschaffen, und überlasse es seinem eigenen Streben, sich dessen nicht unwürdig zu zeigen. Möge der Himmel Sie heiter und gesund im Kreise der Ihrigen, denen ich mich achtungsvollst empfehle, erhalten, und mögen Sie zuweilen freundlich Desjenigen gedenken, der mit der innigsten Verehrung und freundschaftlichen Hochachtung unveränderlich seyn wird Eurer Hochwohlgeboren herzlich ergebener C. M. v. Weber mp.“ — Diese Oper ist Benedikt's dritte größere Oper; die erste hieß: „der Zigeunerin Warnung“, die zweite: „die Bräute von Venedig“ und beide fanden verdiente Anerkennung und wurden als vielversprechende Werke eines entschiedenen Talentes begrüßt. Diese Versprechungen sind nun in der That in Erfüllung gegangen, denn Benedikt, der seit einer Reihe von Jahren Kapellmeister am Drurylane-Theater zu London war, hat in seiner neuesten Oper einen mächtigen Fortschritt gegen die früheren beurkundet und sich als würdiger Schüler Weber's bewährt, der ja auch nicht mit seinem „Freischütz“ anfing, sondern ihm erst einen „Abu Hassan“ und eine „Silvana“ vorangehen ließ. Dasselbe Blatt spricht sich über den Gehalt dieses großen Tonwerks folgendermaßen aus: „Was nun die Musik betrifft, so zeigt sie die vollständige Entwickelung eines originellen und klassischen Styls. Die Melodieen sind größtentheils neu und eigenthümlich, immer schön und ansprechend, die harmonische Behandlung ist reich und gewählt, die Modulation mannigfaltig und die Gegensätze des Abendlandes zu dem Morgenländischen besonders charakteristisch durchgeführt, die Instrumentation meisterhaft. Nicht minder ist überall dramatisches Leben und scenische Wirksamkeit ersichtlich. Die Chöre sind kräftig und schwungvoll, besonders zeichnet sich ein wiederkehrender Chor der Kreuzfahrer aus. Eben so gelungen sind die zarten Chöre der Odalisken. Unter den Einzelsachen treten besonders mehrere Arien (die des Alten vom Berge, der Isolde, Ismaels und Bohemunds Romanzen und Anderer) hervor. Ein Reichthum zeigt sich in der Oper an Duetten, von denen namentlich Dasjenige zwischen Almea und Bohemund im zweiten, das zwischen Bohemund und Isolde im dritten Act hervorzuheben sind. Eben so ausgezeichnet ist das Quintett am Schluß des vierten Acts.“ — Auch von Sr. Maj. dem König ist dem Tonsetzer ein huldvolles Zeichen höchster Anerkennung zu Theil geworden, indem derselbe eine goldene Tabatière mit dem von Brillanten umgebenen Bildniß des Königs empfing. Aber auch der uneigennützige Componist hat es nicht an Zeichen seiner Anerkennung für die Leistungen des mitwirkenden Künstlerpersonals fehlen lassen durch werthvolle Andenken an verschiedene der einzelnen Mitglieder des Hoftheaters sowohl, als durch Geschenke von je zu 100 fl. an jeden der beiden Pensionsfonds. Sodann war gestern für das gesammte Künstlerpersonal und viele Notabilitäten eine glänzende Soirée in dem Hause des Schwagers des Componisten, Dr. Dreyfues, dessen geistreiche Frau, eine Schwester Benedikts, sich gleichfalls schon durch gelungene Liedercompositionen ausgezeichnet hat.

Mainz, 29. Jan.

Ihr Blatt beschäftigt vorzugsweise sich mit den Angelegenheiten größerer Städte und Länder; aber auch in kleinen Orten, in Landgemeinden gibt es Fälle, die die Oeffentlichkeit in Anspruch nehmen und mit Recht verdienen, zur Kenntniß eines größeren Leserkreises zu gelangen. — In einem großen Dorfe, nicht weit von hier, mit einer Seelenzahl, die bis zu 2,300 angewachsen ist, starb vor wenigen Tagen ein Lehrer, der während 41 Jahren daselbst sein schwieriges Amt verwaltet hatte und während 30 Jahren alleiniger Lehrer dort war. Wenige Jahre vor seinem Tode wurde er wegen Altersschwäche in Ruhestand versetzt und erhielt, als Belohnung für seine treu geleisteten Dienste, von der Gemeinde einen jährlichen Ruhegehalt von 300 fl. Nach seinem Hinscheiden entstand die Frage, wie die nunmehr ersparte Summe von jährlich 300 fl. am vortheilhaftesten zu verwenden sey. Die der Gemeinde vorgesetzte Behörde meinte, man solle einen vierten Lehrer anstellen und damit besolden. (Die Gemeinde hat gegenwärtig zwei Lehrer und eine Lehrerin). Der kathol. Pfarrer und der Bürgermeister waren dagegen der Ansicht, den Betrag zur Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt zu verwenden, da Hunderte von kleinen Kindern, während ihre Mütter sich auf den Märkten der umliegenden Städte befänden, gegenwärtig nicht unter genügender Aufsicht stünden. Die vorgesetzte Behörde erklärte sich mit der vorgeschlagenen Verwendung zufrieden; sie erhob jedoch den Anstand, daß die zur Verfügung gestellte Summe zu Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt nicht ausreiche und daß die Mittel zu Anschaffung und Unterhaltung eines Locals fehlten. Der Pfarrer, ein Mann, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, schaffte Rath; er wendete sich an eine vermögende Frau ohne Kinder und veranlaßte sie, eine große Scheune der Gemeinde zu überlassen, um darin die Anstalt einzurichten. Als er der Localität versichert war, so bemühte er sich auch um die Mittel zu der ersten Einrichtung. Außer den freiwilligen Beiträgen, zu denen er ermunterte und die ihm nicht fehlen werden, bemühte er sich, zu Gunsten der Anstalt einen unter seinen Amtsvorgängern eingeschlichenen Mißbrauch abzustellen und die dadurch erlangte Ersparniß dafür zu benützen. In dem Dorfe war es Gebrauch, daß bei Sterbfällen die Angehörigen der Verstorbenen eine große Menge Wachskerzen in die Kirche lieferten, die während des Trauergottesdienstes angezündet wurden. Dadurch entstand für die Hinterbliebenen eine ihre Kräfte oft übersteigende Ausgabe; die dem Gottesdienste Beiwohnenden wurden von dem Kerzendunste sehr belästigt und die Kirchenwände geschwärzt. Diese unnöthige Ausgabe haben nun auf Zureden des Pfarrers die Verwandten Verstorbener zur Einrichtung der Kleinkinder-Bewahranstalt bestimmt und man sieht bis zum künftigen Frühjahre der Einrichtung und Eröffnung der Anstalt entgegen. Ist das nicht ein tüchtiger Pfarrer und eine vernünftige Gemeinde?

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart.

Donnerstag, 3. Febr. (Auf Verlangen): Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Weszter-Sandor. Dazu: Mein Mann geht aus, Lustspiel in 2 Abth., von Börnstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 35. Freitag, den 4. Februar 1848.

Die Geschichte des Imam Ischafai.

(Aus Prof. F. M. Hessemer's größerem Gedichte: „Jussuf und Nafisse." *)

(Schluß.)

So war dies Leid denn abgethan,
Allein ein tief'rer Gram wuchs dann heran:
Drei blüh'nde Töchter statt der einen,
Wem sollte dieses nicht als Glück erscheinen?
Auch schien es so zuerst dem Alten,
Er dankte Gott für das, was er erhalten;
Doch bald begann er sich zu grämen,
Er konnte nicht sein Vaterherz bezähmen,
Und hätte gern sein rechtes Kind gekannt,
Das, weil's verdreifacht war, ihm ganz entwandt.
Da rief die Töchter einzeln er herbei,
Und frug und forschte nun in wachem Fleiße,
Doch jede schwur, daß sie die rechte sey,
Und nannte tausend Zeichen zum Beweise,
Und jede war in Lieb' und Fügsamkeit
Zu kindlicher Ergebung gleich bereit,
Und jede wußt' in zärtlichem Gekose,
Was ihm gefalle, jedes Klein' und Große,
So daß er gleicherweise fern und nah,
Entfremdet und bekannt sich jede sah.
Wenn so der Zweifel seine Liebe dämpfte,
Und ringend er die Zweifel nicht bekämpfte,
Da fand er erst, wie mit dem eig'nen Kind
Des Herzens Fasern fest verwachsen sind,
Und daß verloren war, was er besaß,
Was er in frommer Schwärmerei vergaß.

O Schmerz des Vaterherzens, das erbangt,
Das nach dem Einen rechten Kind verlangt;
Getäuscht in liebendem Betrug
Ist ihm verdreifacht nicht das Glück genug!
Der Wunsch, das rechte Kind herauszufinden,
Ließ jeden andern Durst der Seele schwinden,
Und so ging der Imam denn forschend aus,
Zur einen Tochter bald in dieses Haus,
Und dann in jenes zu der andern,
Und dann zur dritten hin im steten Wandern;
Er wollte so mit Beten und mit Fleh'n
Die Pilgerfahrt der Vaterliebe geh'n,
Als ob ein Gnadenort sich finden ließe,
Der ihm die Spur des rechten Kindes wiese!

Er lauschte wach auf Wink und Wort,
Bald war er hier, bald war er wieder dort,
Und er, den sonst die Gassen kaum geschaut,
Ward nun auf's neu mit dieser Welt vertraut,
Und ihrem bunten Menschenleben
In reger Sorgsamkeit zurückgegeben,
Er, der den Blick sonst kaum erhob,
Gewann in Freundlichkeit sich manches Lob;
In Rath und That, mit Mund und Hand
Wob tausendfältig er der Freundschaft Band,
Und überall gegrüßt: Willkomm!
War er nicht minder thätig jetzt als fromm,
Und dankte Gott, daß er mit Menschen lebe,
Wo's mehr zu thun, als nur zu beten gebe.

So pflückt' er manchen Freudenstrauß,
Allein sein Kind fand er sich nicht heraus,
Und Jahre schwanden, stets verborgen
Blieb das versteckte Kleinod seiner Sorgen,
Und immer schärfer schnitt der Schmerz
Um sein verlornes Kind in's müde Herz,
Bis seiner Zweifel Grübelei
Ihn überredete, daß alle drei
Nur Schicksals-Täuschung ihm erworben,
Und daß sein ächtes Kind schon längst gestorben.
Wenn dann er einen Vater sah,
Mit blüh'ndem Kind im Arm, wie ward ihm da
So krank der Muth; und fand er gar,
Ach, einen Vater bei der Todtenbahr'
Des Kindes klagend und verzagt,
Da ward ihm tief die Brust von Gram zernagt,
Da trauert' er, und weinte mit,
Ach, um das Leid, das er verborgen litt,
Und ward den andern oft ein Stab,
Wenn Trost er, den er selbst vermißte, gab.

So schwand ihm bei des Sehnens steter Dauer
Zuletzt die Hoffnung, und es wuchs die Trauer,
Und tiefer stets verstrickt in Leid und Wahn,
Ersann er endlich einen seltnen Plan,
Erwog ihn still bei Nacht und Tag,
Wenn unruhvoll er sonder Schlummer lag:
Er wollte laut sein Kind beklagen,
Als hätt' er es zu Grabe jetzt zu tragen!
D'rum hieß er rüsten einen Schmaus,
Bestellte sich die Klagefrau'n in's Haus,
Er lud sich Gäste nah und fern,
Und seine Töchter auch sammt ihren Herrn.
Wie staunten alle, die da sah'n

*) Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M.

Das Prachtgepränge seiner Trauer an!
Er saß am Boden, Staub auf dem Gewand,
Mit welker Asche füllend seine Hand,
Und rief: Wie seyd ihr mir so lieb,
Ach, Staub und Asche, da mein Kind nicht blieb!

So rief er, ließ die Klagefrau'n beginnen,
Und nächtig ward es ihm in allen Sinnen,
Bei'm Klaggesang,
Und bei der Schüsselpauken dumpfem Klang.

Da kam zur feierlichen Stunde
Ein ungelad'ner Gast mit stummem Munde,
Der strenge Tod, er trat zum Alten,
Und hieß das Herz, mit Pochen anzuhalten.
Und der Imam in Lächeln, ach, erblich,
Doch mächtig ein Mal noch erhob er sich,
Mit Blicken, als ob Geister er beschwöre,
Als ob er tief geheime Stimmen höre.
Er rief: Gott Preis und Dank,
Für dieses Wort, das in die Seele sank,
Daß nicht der Fluch der Schwärmerei
Verderblich in der Sterbestunde sey!
Auf, meine Töchter, und beschickt,
Und bringt, was einen Sterbenden erquickt,
Ach, unverweilt,
Damit der Tod mich euch nicht übereilt.

So sprach er, und die Töchter gingen,
Seltsame Gaben sah man dann sie bringen.
Die erste trug ein Blätterreis:
Dir fächl' ich so den Todesschweiß.

Die zweite bracht' ihm duft'gen Klee:
Auf's Herz gelegt, kühlt er dein Weh.

Die dritte bracht' ihm frisches Brod:
Dies athmet Leben, scheucht den Tod.

Zu dieser sprach nun der Imam:
O du mein Kind, du Trost in meinem Gram,
Um dein' und deiner Schwestern Gaben
Wird nicht mein tiefer Schmerz mit mir begraben.
Gott gab euch mir, euch alle drei,
Daß jede gleicherweis' ein Kind mir sey;
Doch aber bist das ächte du,
D'rum drücke deine Hand mein Auge zu;
Und meines Odems letzter Muth
Preis't ihn, der an den Menschen Wunder thut.

Leicht ward sein Herz, das sonst so schwer,
Er hatte Frieden nun, er war nicht mehr.

Da ward es kund, wie wunderbar,
In seiner Noth ihm Gott ein Helfer war,
Der so geprüft ihn und gelenkt,
Der erst ihm Leid und endlich Trost geschenkt.
Und alle staunten dem Geschick,
Das aufgeschlossen lag vor ihrem Blick,
Und alle feierten den Mann,
Der Gottes Gnade wunderbar gewann.

Der Erde ward sein Leib vertraut,
Sein Grab mit hoher Kuppel überbaut,
Und so noch steht es, reich geschmückt,
Besucht von Betenden, die Sorge drückt,
Und wer um Liebe Leid erfuhr,
Und wen das Schicksal führt auf irrer Spur,
Und wer am eitlen Wähnen krank,
In's Schlingennetz der Schwärmerei versank,
Der findet Hülfe, Trost und Rath,
Wenn innig betend er dem Grabe naht,
Denn wach im Geist ist der Imam,
Und schickt was Menschen frommt in Noth und Gram.

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Lissabon hat keine Gemäldegalerie und trotz seiner großen überseeischen Verbindungen nicht einmal ein Naturalien-Kabinet. Durch die zu große Ausdehnung der Stadt ist eine große Anzahl von Plätzen in deren Mitte unbebaut. Die Straßen sind wenig belebt und die Abende werden hier langweilig, wozu auch die schlechte Beleuchtung zu jeder Jahreszeit beiträgt. Ueberraschend ist es für den aus Spanien kommenden Fremden, daß, obwohl beide Länder von Braganza bis zur Einmündung des Quadrano fast zusammenhängen, in Politik und Religion ziemlich übereinstimmen und man nie von einem dieser Länder spricht, ohne auch das andere zu erwähnen, dieselben in Klima, Gesetzen, Sitten und Sprache so verschieden sind, wie Deutschland und England. Einmal, unter Philipp dem Zweiten, waren beide Länder vereinigt, aber dieser behandelte Portugal auf eine Weise, daß sich das Land in Masse erhob, um die Spanier zu vertreiben, und mag sich von dieser Zeit der noch gegen die Spanier herrschende Haß herschreiben. Jedoch wer weiß, ob nicht das politische Drama, welches in beiden Ländern seit fast einem halben Jahrhundert sich entwickelt, nicht zu einer Vereinigung führt, zu welcher die Vorsehung sie bestimmt zu haben scheint. Am Tajo, der durch seine nahe Mündung in den Ocean hier über zwei Stunden breit ist, genießt man den angenehmsten und prachtvollsten Anblick; er ist stets mit Kauffahrteischiffen, Kriegsschiffen und mit kleinen Fischerbarken versehen. Hier herrscht das eigentliche Leben und der ganze Handel von Lissabon; hier weilen auch die Fischer, deren Kleidung eine frappante Aehnlichkeit mit jener der Lazzaroni hat; es sollen ihrer in Lissabon viele Tausende geben, denn die Fische sind die Hauptnahrungsmittel der Bewohner, und fehlen weder auf der Tafel der Großen, noch beim einfachen Mahl der Armen; sie sind in einem Theil von Portugal Das, was bei uns die Kartoffeln sind. Am Tajo liegt auch das große Zollhaus, das größte Gebäude der Stadt, dessen innere Einrichtung von jener der Londoner Zollämter fast ganz copirt ist. Im nebenan liegenden Arsenal befinden sich einige Hundert junge Leute, die im Matrosendienst eingeübt werden.

In keiner Stadt befindet sich eine so große Anzahl Geldwechsler wie in Lissabon, die größtentheils ihr Comptoir auf dem Don Pedro-Platz haben und mit diesem Geschäft auch zugleich den Verkauf von Lotterieloosen verbinden, für welche die geringere Klasse in Lissabon den letzten Pfennig opfert. Dieselben befassen sich auch mit dem Ankauf der Mandats, welche die Regierung statt Geld an Zahlung gibt, und die manchmal 15 — 25°/₀ verlieren. Der Portugiese berechnet Alles nach Rees, eine imaginäre Münze, die nirgends existirt und ungefähr 1/2 Pfennig beträgt. Da dadurch das unbedeutendste Geschäft sich auf Millionen beläuft, so nennt der Portugiese die 400 Rees Crusado, 1000 Rees Milrees und 1,000,000 Rees einen Conto. Das gute Gepräge der alten Crusados war Veranlassung, daß sie eingeschmolzen und die übrigen mit einem Agio von 80 Rees bezahlt wurden. Im Allgemeinen ist in Spanien und Portugal so viel Ku-

pfer in Circulation, daß dasselbe in Portugal mit 10 — 15% Verlust verkauft wird, häufig Wechsel in Kupfergeld zahlbar acceptirt und bei allen Waarenzahlungen 1/3 in Kupfer vergütet wird. Die eigentlichen guten Silbermünzen verschwinden in beiden Ländern immer mehr, besonders da der Spanier die 5 Francs zum hohen Preise von 19 Realen und der Portugiese zu 860 Rees gerne annimmt. Dadurch sind die Piaster aus Spanien größtentheils nach dem Orient gewandert oder wurden eingeschmolzen. Die portugiesischen Banknoten, die in kleinen Beträgen circuliren, wurden unter dem Ministerium von Costa Cabral mit Agio bezahlt, aber die Revolution in Minho erregte ein solches Mißtrauen, daß Alles zur Bank eilte, um Silber dafür zu erhalten, wodurch die Bank genöthigt ward, ihre Zahlungen zu suspendiren. Hierdurch entstand eine große Verwirrung, indem trotz der bestehenden Gesetze kein Kaufmann, Metzger und Bäcker diese Assignation an Zahlung nehmen wollte und diese daher bald unter 50% fielen, besonders da die von England erwarteten Geldsendungen immer noch ausblieben.

Wie die Hamburger und die Londoner Börse, so hat auch jene in Lissabon einen Lesezirkel, worein mich der Banquier Forlades einführte, und wo sich eine große Auswahl von englischen Zeitungen, aber nur eine französische und eine deutsche nämlich Journal du Commerce und die Börsenhalle befinden. Es haben sich viele Deutsche in Lissabon niedergelassen; einen Hamburger, Hrn. Moller, fand ich übler Laune, da er einige Tage vor meiner Ankunft mit einer Schuldenlast von 100 Millionen Rees seine Zahlungen einstellen mußte, was in Lissabon eine große Sensation verursachte, da Fallimente in Portugal sehr selten sind.

Wenige Stunden von Lissabon liegt die Stadt Cintra in einer sehr reizenden Gegend; an dem dahin führenden Weg liegen die Landhäuser der Lissaboner, welche so zahlreich sind, daß sie, dicht an einander gebaut, eine Stadt bilden würden. Darunter befindet sich das herrliche Gut des Grafen von Farrobo, das jeder Fürst bewohnen könnte. Derselbe gehört zu den achtungswerthesten Personen Portuga's, indem er sein großes Vermögen benutzt, um Künste und Wissenschaften mit einer königlichen Freigebigkeit zu unterstützen. Durch einen bedeutenden Vorschuß, den er beim Theaterbau unverzinslich hergab, ward es möglich, denselben zu vollenden, und zum Dank dafür überließ man ihm auf ewige Zeiten die Benutzung der Prosceniumsloge. Das so sehr bekannte Cintra ist der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Hofs, Adels, der Gesandten und einiger Engländer; die Zahl der dasigen Landhäuser oder Quintas mag sich etwa auf 4 — 500 belaufen. Die meisten sind sehr romantisch gelegen, besonders jene im Ort selbst, der zum Theil in einer Schlucht liegt und zu welchem Terrassen und Abhänge führen. Mit Hrn. Rohrdorf aus Zürich, welcher die Gefälligkeit hatte, mich bei diesem Ausfluge zu begleiten, besuchte ich auch die entfernteren Quintas, worunter sich Culares, Capo di Sitias, Seteias, Penha Verda, Monserrat, Pombal rc. auszeichnen. An alle diese Landhäuser, welche mitunter wie Schlösser aussehen, schließt sich ein Park mit Orangen-, Citronen- und Oliven-Bäumen, doch ist das Klima in Lissabon viel rauher als in Spanien und Alles reift hier später. Weiterhin besuchten wir das zwei Stunden von Cintra liegende Korkkloster, welches 1560 von Don Juan di Castro erbaut und noch vor einigen Jahren von zwanzig Einsiedlermönchen bewohnt war. Nach den Ordensregeln des heiligen Francisko durften diese armen Mönche nur mit Brod und Fischen gespeist werden. Die unter der Erde liegenden Zellen erhalten das Licht durch eine schräg im Felsen angebrachte Oeffnung; Wände, Fußboden und Stühle sind aus Korkholz, eine Matratze dient als Bettstelle, ein breiter Quaderstein als Tisch; Kirche und Sakristei sind in einer Aushöhlung angebracht, und Alles ist so niedrig, daß keiner dieser Bewohner aufrecht stehen konnte. Trotz aller dieser Entbehrungen lebten hier Menschen seit mehr als 300 Jahren, und meldeten sich stets so viele Candidaten, daß kaum der zwanzigste Theil aufgenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im Februar 1848.) Anfangs noch gelind, trüb, Regen oder Schnee bis 3., dann kälter und hell vom 3. bis 5., wieder wärmer und leicht Schnee bis 8., dann Aufheiterung und kälter bis 12., gelind, zu Regen oder Schnee geneigt bis 16., gerne heiter am 17., 18., wärmer oder gelind, Regen oder Schnee bis 21., dann heiter und kalt bis 25., zuletzt stürmisch, gelind und Regen. — Im Allgemeinen gelind, abwechselnd noch kalt, öfter Schnee oder Regen, doch nicht naß, W.-S. etwas vorherrschend. (Zeus.)

Dem „Boten von Tyrol" zufolge wurde in Sillian am 7. Jan. um halb 2 Uhr in der Nacht ein ziemlich heftiger Erdstoß verspürt, der von nachhaltigem, einem dumpfen Donner ähnlichen Gebrause begleitet war. Das Erdbeben wurde auch in St. Jacob, in Deffereggen, Obertiliach, Auras, Abfaltersbach, Kartisch, Straßen, Winbach und Sexten mit gleicher Intensität wahrgenommen, während von Lienz und Innichen herüber keine Kunde kam. Am 15. Jan. Abends gegen 10 Uhr erfolgten wieder drei, aber nicht so starke und so weit verbreitete Erschütterungen. Schon am Neujahrstage war in Sillian eine ziemlich heftige Erderschütterung verspürt worden.

Korrespondenz.

Weimar, Febr.

Den sinnigen Reisenden, der unsere kleine, aber vom Schicksal wunderbar bedachte Stadt betritt, überkomme ein heiliger Schauer bei der Erinnerung an den erhabenen Kreis jener Männer, die einst hier sich um den geistreichsten der Fürsten schloß; — staunend gedenkt er all' des Großen, welches jene Zeit gebar, des Lichts, welches damals von hier aus in unendlichem Glanze strahlte und die nachkommenden Geschlechter für alle Zeiten erleuchtet und erwärmt. Dann sucht er mit frommer Begeisterung nach unseren Reliquien, nach Allem, was von sonst uns blieb und zehrt — gleich uns — von der Vergangenheit. *) — Wer weilt dann auf diesen Gängen nicht mit inniger Rührung in der Esplanade vor dem freundlichen Giebelhause mit den grünen Jalousien, dessen hohe Bedeutung uns die einfache Inschrift über der Thür bekundet: „Hier wohnte Schiller." — Dieses weimarische Heiligthum, welches in Gefahr war, zu einem Bierhause herabgewürdigt zu werden, ist durch die Pietät und den richtigen Tact des hiesigen Magistrats vermittelst Ankaufs (weit über den wahren Werth) im Namen der Stadt vor jener argen Entweihung behütet worden, was bei den sehr beschränkten städtischen Mitteln als ein bedeutendes Opfer zu würdigen ist. Seitdem betrachtet aber auch der weimarische Bürger mit erhöhetem Stolze sein geliebtes Schillerhaus, obgleich ihm davon nichts als die nackten Wände geblieben sind, weil schon früher die Ungunst der Verhältnisse daraus Alles entfernt hat, was an den großen Dichter erinnern könnte. Kaum war daher der mit dem Ankaufe verknüpfte Gedanke ausgesprochen, das Haus und vorzugsweise diejenigen Räume, in denen Schiller gelebt, geschaffen und seinen unsterblichen Geist ausgehaucht, in würdigster Weise seinem Andenken zu weihen, da zeigte sich das kleine Weimar seines guten Namens, seiner großen Vergangenheit werth und jeder Einzelne bewies, wie innig die Liebe für Schiller mit seinem Fleisch und Blut verwachsen sey. Ein Kreis wissenschaftlicher Männer vereinigte sich zu Vorlesungen, deren Ertrag zu einer Marmorbüste Schiller's bestimmt wurde; das Hoftheater veranstaltete zum Besten des Schiller-Museums eine Vorstellung der „Piccolomini"; die Frauen und Mäd-

*) Obschon es etwas allzu schauerlich und unfreundlich klingt, wenn ein Dichter der Gegenwart unsere gute Stadt mit dem trostlosen Namen einer „Stadt der Gräber und der Todten" belegt.

chen beschlossen für das Prunkzimmer, welches alle Weihgeschenke in sich vereinigen soll, einen prachtvollen Teppich eigener Arbeit; die Schüler des Gymnasiums brachten ihr Scherflein in einem kostbaren Fremdenbuche dar; mehrere Privaten widmeten Geräthschaften, Möbeln und sonstige Reliquien aus Schiller's ehemaligem Haushalte für das Arbeits- und Sterbezimmer, welches in seiner ursprünglichen Einfachheit möglichst treu wieder hergestellt wird; auch die Stiftung eines Albums ist im Werke, in welchem all' die glänzenden Namen der Gegenwart — Alle, welche in Leben, Kunst und Wissenschaft unsere Zeit repräsentiren, durch die Widmung eines Blattes dem Genius Schiller ihre Huldigung darbringen. Zu diesem schönen Zwecke haben zwei hiesige junge Bürger vermittelnd die Hand geboten und in uneigennützigster Weise auf ihre eigenen Kosten das mühsame Amt der Sammler übernommen. Die Verwirklichung dieser letzteren Idee, käme sie in ihrer ganzen Ausdehnung zur Ausführung, würde von großem historischem Interesse, ja von unschätzbarem Werthe seyn. Manch' herrlicher Gedanke ist bereits für dieses Album gespendet, manch' schöne Perle in sicherer Aussicht. So übersandte u. A. ein sehr bekannter Dichter ein den Manen Schiller's geweihtes Gedicht, von dem wir hier die beiden letzten Strophen folgen lassen:

„Nun erst, nach mehr denn vierzig Jahren,
Ward es der Bürger edles Ziel,
Vor schnödem Untergang zu wahren
Das Haus, das fast zusammen fiel.
Sie eilen froh es auszuschmücken,
Selbst des Geringsten frommer Sinn
Legt mit dem innigsten Entzücken
Sein Scherflein deinem Altar hin.

Auch diese tiefempfund'nen Zeilen
Sind nur ein Scherflein solcher Art,
Ein Streben, das Gefühl zu theilen,
Das treu dein Vaterland bewahrt.
So muß die Wahrheit sich entschleiern,
Die ernst der Nachwelt Kunde gibt:
Nicht, wie dich deutsche Fürsten feiern,
Nein! wie das deutsche Volk dich liebt!"

Werkthätige Theilnahme aber für das Schiller-Museum hat — mit wenigen Ausnahmen — bis jetzt nur Weimar gezeigt und doch bleibt noch so viel zur vollständigen Herstellung und Ausschmückung des Ganzen zu thun! — Das übrige Deutschland, auf welches die hiesige Stadt beim Ankaufe des Hauses vertrauensvoll gezählt, blieb bis jetzt — theilnahmlos und schweigsam! Und wie würde dieses Deutschland gezürnt haben, welcher Schrei des Unwillens und der Entrüstung würde erhoben worden seyn, hätte Weimar dem Andenken des Dichters nicht jenes Opfer gebracht! — Vielleicht, daß es nur der äußeren Anregung bedarf, um bei Vielen den Eifer und die Liebe für diese schöne Sache zu beleben! Es gilt hier keiner vorübergehenden Modethorheit, nicht eitlem, vergänglichem Tand: es gilt ja, den geliebten Schiller zu ehren und uns, wie der Nachwelt, sein Haus in würdiger Weise zu erhalten. Jede Geldspende — auch noch so klein, jede beziehungsreiche Gabe — wenn auch unscheinbar — sie ist willkommen! Größeres läßt sich durch Sammlungen erreichen; ein Jeder wirke nur dafür in seinem Kreise. Vor Allen aber — und an wen wohl mit größerem Recht? — wenden wir uns mit unserer Klage an die deutschen Frauen, die in holder Begeisterung Schiller den Ihren nennen, Schiller, der in hehren Gebilden ihre Tugenden verherrlichte, der manch' unsterbliches Lied zu ihrem Lobe anstimmte und der da sang:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

Darmstadt, 1. Febr.

Neben der Oper entfalten unsere musikalischen Vereine in dieser Saison wieder ihre gewohnte Thätigkeit und scheinen sich in ihren wechselseitigen Leistungen überbieten zu wollen. Der Mozart-Verein feierte in der vorigen Woche Mozart's Geburtstag mit all' der musikalischen Weihe und äußeren Eleganz, welche die Bedeutung der Feier erforderte. — Bei der gestrigen Liedertafel, welcher seit kurzem Hr. Opernregisseur Birnstill präsidirt, machte sich ihres jetzigen Vorstandes nahe Beziehung zu dem Hoftheater schon dadurch bemerkbar, daß einige Mitglieder desselben, die Herren Pasque und Kronfeld und Fräul. Eppert, durch Gesang und Declamation zur Verschönerung des genußreichen Abends beitrugen. In Folge dieser Anordnung, die wohl künftig sich öfter wiederholen dürfte, ist der Liedertafel eine neue Garantie für ihr glückliches Fortbestehen gegeben worden. Ein anderes Amüsement, welches uns der Winter gebracht hat, ist die zum dritten Male wieder aufgelebte Narrhalla, welche am vorigen Sonntage ihre zahlreich besuchte Sitzung auf dem Chausseehause bei Bessungen hielt, um sich bei Musik, Gesang, scherzhaften Vorträgen und Tanz zu vergnügen. Dieses seiner Dauer nach noch junge Carnevals-Institut unserer Stadt dürfte für die Folge immer mehr an Ausdehnung und Ausbildung gewinnen. — Das Project der Errichtung einer Industriehalle in hiesiger Stadt wird unausgesetzt eifrig verfolgt und ist an dessen baldiger Realisirung nunmehr nicht mehr zu zweifeln. Am 30. v. M. waren bereits 10,125 fl., theils als jährliche Beiträge, theils als Geschenke, theils als Actien gezeichnet worden. Im Interesse der neu zu gründenden Anstalt ist der Gemeinderath ersucht worden, zu gestatten, daß die Fonds der Industriehalle mit denen der hiesigen Sparkasse vereinigt werden, wodurch, wie nachgewiesen worden, beide Institute gewinnen würden

---

Mainz, 29. Jan.

(Schluß.)

In einer anderen, etwas entfernteren großen Gemeinde von mehr als 1800 Seelen, in der es viele Bedürftige gibt, sah man noch im vergangenen Jahre an gewissen Wochentagen einen Trupp Kinder und alter Leute von Thüre zu Thüre gehen und Brod betteln. Der dortige Pfarrer und der Bürgermeister, zwei aufgeklärte Männer, bemühten sich, diesen unwürdigen Gebrauch gänzlich abzustellen, und es gelang ihnen vollständig. Sie versammelten die bemittelten Bewohner, stellten ihnen die Lage der Bedrängten lebhaft vor und überzeugten sie, daß es nur an ihnen liege, dem lästigen Bettelwesen ein Ende zu machen, wenn sie im Herbste von den geernteten Kartoffeln eine bestimmte Menge in das allgemeine Magazin im Pfarrhaus abliefern und sich zur Lieferung von einer gewissen Anzahl Broden eben dahin jede Woche verbindlich machen wollten. Die Sache leuchtete der Versammlung ein, die Lieferung fand statt und nunmehr vertheilen der Pfarrer und Bürgermeister an jedem Mittwoch an alle bedürftige Familien Brod, Kartoffeln, auch Geld und Brennmaterial und man sieht keinen Bettler mehr in diesem Dorfe. — Sind das nicht Anordnungen, die allenthalben eingeführt werden könnten und sollten?

Programm des Museums vom 4. Februar 1848.

Symphonie von Mozart aus G moll.
Ausgewählte Stücke aus Dessemer's „Jussuf und Nafisse", nebst Einleitungsworten von Hrn. Dr. Creizenach, vorgetragen von Hrn. Breuer.
„Rose, wie bist du so reizend rc.", Romanze aus Zemire und Azor von Spohr, vorgetragen von Mad. Anschütz.
Phantasie für das Horn, vorgetragen von Hrn. Steglich.
Pastoral-Symphonie von Beethoven.
a. Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande.
b. Scene am Bach.
c. Lustiges Zusammenseyn der Landleute.
d. Gewitter. Sturm.
e. Hirtengesang. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm.

Der Anfang des Museums ist auf halb 7 Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Febr. (Auf Verlangen): Gastvorstellung der ungarischen Tänzergesellschaft unter der Direction des Hrn. Veszter-Sandor.

Sonntag, 6. Febr. (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Act, von Marsollier, Musik von Mehul. Hierauf (neu einstudirt): Das lebendige Weinfaß, oder: Der Prozeß in der Hölle, Posse in 3 Abth., von Stegmayer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 36. Samstag den 5. Februar 1848.

Das verpfändete Ehrenwort.

Eine Begebenheit aus der französischen Occupationszeit, von F. Schrader.

Das Jahr 1808 brachte manches Unglück über Deutschland. Napoleon begnügte sich nicht nur, den National- und Freiheitssinn, so wie jede geistige Regung der Deutschen zu unterdrücken, sondern er nöthigte sie auch, auf ihre liebsten Gewohnheiten, auf ihre schönsten Genüsse zu verzichten. Als er sich nämlich überzeugt hatte, daß er nicht mächtig genug sey, das stolze England durch Waffengewalt zu bezwingen, führte er das ewig denkwürdige Kontinentalsystem ein, in Folge dessen allen Nationen des Festlandes jeder Verkehr mit England untersagt, aller Handel mit englischen Waaren verboten wurde. In allen Seehäfen und Handelsstädten ließ er Agenten anstellen, welche den Befehl erhielten, kein Schiff in irgend einen Hafen des Kontinents zuzulassen, bevor es nicht nachgewiesen habe, daß es kein britisches Gut an Bord führe.

Um dies System mit strenger Konsequenz durchführen zu können, nahm Napoleon seine Zuflucht zu einem unverantwortlichen Gewaltmittel. Er befahl nämlich, an allen Orten sogenannte Kassations-Bureaux zu errichten, und erließ an sämmtliche Kauf- und Handelsleute den Befehl, alle etwaige, in ihrem Besitz befindliche Vorräthe an englischen Kolonial-, Schnitt- und Manufakturwaaren ꝛc. bis zu einer bestimmten Zeit an die deshalb bestellten Beamten abzuliefern. Uebertreter dieses Gebots wurden mit Vermögens- oder Leibesstrafe, nach Befinden auch mit Todesstrafe bedroht. Jeder, der den eisernen Willen Napoleons und seiner Kreaturen kannte, beeilte sich daher, die vorräthigen englischen Waaren, die er mit schwerem Gelde erworben hatte, an Ort und Stelle zu schaffen, um dafür das Vergnügen zu haben, sie auf einem freien Platze bald darauf in Flammen aufgehen zu sehen. Die auf diese Weise vernichteten englischen Waaren-Vorräthe mögen den Werth von vielen Millionen gehabt haben. Diese Maßregel wurde besonders von den Frauen des Festlandes tief beklagt. Denn von dieser Zeit an konnten sie keinen Kaffee mehr trinken und keinen Zucker mehr zutschen. In den meisten Familien trübte sich deshalb auch der ehemalige Horizont mit schweren Gewitterwolken, die manches Unheil in ihrem Gefolge hatten. Am beklagenswerthesten waren diejenigen Ehemänner, welche mit solchen Waaren Handel trieben, denn sie geriethen zwischen zwei Feuer, und wußten nicht, ob sie den Bitten ihrer Frauen oder den Befehlen Napoleons gehorchen sollten.

In einer solch' verzweifelten Lage befand sich auch der Kauf- und Handelsherr Dieskau zu N. So eben aus der Innung zurückgekehrt, wo ihm Napoleons Befehl, sich aller englischen Waaren bis auf den kleinsten Rest zu entledigen, bekannt gemacht worden war, und wo er, so wie Jeder, welcher der Innung angehörte, diesem Befehle gewissenhaft nachzukommen, sich mit seinem Ehrenwort hatte verpflichten müssen, war er eben im Begriff, Anordnungen zu treffen, die Niederlage zu räumen und die Waaren an das Kassations-Bureau abzusenden.

Indeß wurde es ihm schwer, diesen Entschluß mit der gewohnten Schnelligkeit auszuführen. Ihm blutete das Herz, als er in das Buch blickte und daraus ersah, daß die Niederlage erst vor einigen Tagen mit einer neuen, sehr belangreichen Sendung vervollständigt worden war.

Dieskau war noch ein junger Mann von 27 Jahren, und seit einem halben Jahre erst verheirathet. In tiefes Hinbrüten versunken, saß er auf seinem Comptoir allein, hielt gedankenvoll den Kopf in die Hand gestützt, und blickte unverwandten Auges in eines der vor ihm liegenden Handelsbücher. Endlich stand er auf, fuhr mit der Hand über die von Schweiß triefende Stirn und ging unmuthig, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit raschen Schritten auf und ab.

„Gott, welches Opfer!" seufzte er. „Vier hundert acht und zwanzig Zentner gute, preiswürdige Waare von superfeiner Qualität der Politik oder wohl gar dem Eigensinne eines Barbaren wegen zum Scheiterhaufen schleppen zu müssen, ohne Vergütung, ohne den geringsten Ersatz dafür zu erhalten! Bei Gott! es ist himmelschreiend, so die Freiheit der Bürger zu beschränken, die Handelsthätigkeit einer ganzen Nation zu lähmen! Wie soll da der rechtliche Mann noch bestehen, wie seine Verpflichtungen erfüllen können? und alle diese Kränkungen, alle diese schmachvollen Bedrückungen, alle die gränzenlosen Willkürlichkeiten des herrschsüchtigen Korsen nimmt das ruhmreiche deutsche Volk so ruhig hin, als ob es kein Mark in den Knochen hätte. — O du tapfres deutsches Volk, wo ist deine Energie, dein so gepriesener Freiheitssinn geblieben? Kaum daß die Abhängigkeit deiner Bauern ihre Endschaft erreicht hat, so beugst du selbst den Nacken unter das Joch der Fremdherrschaft und läßt ruhig den Kern deiner Nation, den ehrsamen Handelsstand, an den Abgrund des Ruines führen? Denn entweder müssen unter solchen Umständen die Kaufleute, wenn sie das Glück nicht mit Gütern des Reichthums gesegnet hat, zu Bettlern oder zu Betrügern werden; einen dritten Ausweg giebt es nicht. Ach, wie glücklich preise ich Dich, guter Vater, daß Du diese Schmach nicht erleben mußtest. Wie gern wünschte auch ich, in die kühle Gruft hinabsteigen zu können, um nicht länger Zeuge der Anmaßungen des fränkischen Herrschers seyn zu müssen! Doch nein, ich bin, wie alle Mitglieder des Handelstandes, berufen, diese Prüfung männlich zu bestehen. Ich gab mein Ehrenwort, auch nicht den kleinsten Rest von meinen aus England bezogenen Waaren zurück zu behalten, und ich will als ein Mann von Ehre handeln. Vier hundert acht und zwanzig Zentner, und davon soll kein Loth in meinem Hause bleiben!"

„Hermann, um Gotteswillen, was willst Du thun?" fragte

cht die Gemahlin des Handelsherrn, welche unbemerkt hereingetreten war und einen Theil des Selbstgesprächs mit angehört hatte.

„Was mir die Pflicht gebietet, Agnes; mich aller englischen Waaren entäußern," gab er kurz zur Antwort. „Der Befehl Napoleons ist heute allen Mitgliedern der Krämer-Innung vorgelesen und ihnen eine strenge Befolgung zur heiligsten Pflicht gemacht worden."

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Auf einer Felsenspitze, 2000 Fuß über der Meeresfläche, liegt ein altes berühmtes arabisches Schloß, dessen Räume König Immanuel benutzte, um ein Kloster zu errichten. Diese Höhe gewährt eine unvergleichliche Fernsicht über das Meer, und hier verweilte Immanuel ganze Tage, um den rückkehrenden Vasco di Gama zu erspähen, dessen Schiff er auch zuerst ansichtig wurde. Nach Aufhebung der portugiesischen Klöster wurde auch diese Felsenspitze veräußert, von einem Privaten angekauft, der sie dem Könige wieder abtrat.

Von hier aus ritten wir nach dem zwei Stunden entfernten Kloster Mafra, welches seine Entstehung Johann dem Fünften verdankt. Dieser König hatte sich während seiner 40jährigen Regierung so von der Geistlichkeit beherrschen lassen, daß seine Frömmelei ihn dahin führte, im Jahre 1730 ein Kloster aufführen zu lassen, welches nicht allein dem Escurial gleichkommen, ja selbst ihn noch übertreffen sollte. In der Zeit von 13 Jahren wurde der ganze Staatsschatz und ein großer Theil der aus den damals in Brasilien entdeckten Minen kommenden Diamanten an diesem Gebäude verschwendet. Man berechnet, daß dies nicht weniger als hundert Millionen Crusados gekostet hatte. Nimmt man die silbernen Statuen am Hochaltar, deren jede ½ Million kostete, und das Glockenspiel, wofür über 1 Million bezahlt wurde in Betracht, so scheint bei den aufgestellten Ausgaben keine Uebertreibung stattzufinden. Für diese Summe war es allerdings möglich, ein Gebäude zu vollenden, das 5600 Fenster und Thüren, 1552 Zimmer, 282 Zellen, 232 Marmorsäulen, 58 Marmorstatüen und Heiligen, eine königliche Wohnung und die schönste Kirche des Reichs enthält. Das kaum ein Jahrhundert alte Kloster, das größte Gebäude Portugals, ist jetzt ganz verödet, ohne Bewohner und ohne Möbel, und die Regierung hat noch nichts ausfindig machen können, wozu sie dies in einer so öden Gegend liegende Gebäude verwenden sollte.

Obschon die Blätter eine kräftige Sprache gegen die Regierung führten, hatte ich doch während meines bisherigen Aufenthalts in Portugal keine politische Aufregung bemerkt. Dagegen fand ich bei meiner Rückkunft von Mafra ganz Lissabon in Bewegung, Alles stürmte nach dem Tajo, von wo die Amnestirten ihren Triumphzug in die Stadt halten sollten. Ich folgte der Menschenmenge und befand mich bald auf der ausgedehnten Praca del Comercio, wo allenthalben Fahnen wehten und die Fenster mit Neugierigen besetzt waren. Bald gaben Kanonenschüsse, welche vom Land aus erwiedert wurden, das Zeichen der Ankunft, und unter den Spielen der Musik, begleitet von tausendstimmigem Vivatrufen, landeten nun vier Dampfboote, von vielen kleinen Fahrzeugen umringt. Nicht wenig überrascht war ich, als ich in dem ersten aussteigenden Passagier meinen Reisegefährten von Madrid nach Toledo erkannte, welchem, sowie seinen Kameraden, dieser freudige Empfang bereitet wurde. In einem wahren Triumphzuge wurden diese Rebellen von Toras Novas durch Lissabons Hauptstraße nach dem Don Pedro-Platze geführt, wo im Theater ein Gastmahl von 800 Gedecken stattfand, dem auch der Minister Palmella beiwohnte. Nach diesem Essen ward ein zu diesem Ereigniß besonders gedichtetes Schauspiel aufgeführt; jede Phrase, jede Anspielung wurde beklatscht, die Zwischenakte durch das Absingen von Nationalliedern ausgefüllt.

Diese Art von Straßenbewegung ist in Spanien selten, weil sie in Frankreich gesetzlich verboten ist, und in Portugal erlaubt, weil sie auch in England zu finden ist. Aehnlich ist es der Fall bei allen wichtigen wie unbedeutenden Angelegenheiten dieser beiden unglücklichen Länder. Seit Ludwig der Vierzehnte die gewichtigen Worte aussprach, daß es keine Pyrenäen mehr gäbe, hielten Alle, welche nach ihm an der Spitze der Regierung standen, für Pflicht, allen möglichen Einfluß auf Spanien auszuüben, und sowohl die Bourbonen, die Republik, Napoleon, die Restauration wie der Julithron haben dies nie außer Acht gelassen. Jedoch muß man zugestehen, daß die Rathschläge Louis Philipps und der Kammern Vieles zur Wiedergeburt Spaniens beigetragen haben: Portugal kam eben so frühzeitig unter englische Vormundschaft und wird heute wie eine englische Provinz ohne Freiheit und Gerechtigkeit, wie früher Irland und Canada, angesehen. England läugnet diesen Einfluß nicht, behauptet aber, daß Alles zum Wohl Portugals geschehe; allein man bedarf eines Microscops, um das Gute, was die Engländer in Portugal gefördert, zu finden. Da Thatsachen mehr als alles Andere sprechen, so wird Jeder, der beide Länder in neuerer Zeit bereist hat, nicht in Abrede stellen, daß trotz des schrecklichen Bürgerkriegs in Spanien in dem letzten Jahrzehnt die Fabriken dieses Landes, besonders in Valencia und Barcelona, einen merkwürdigen Aufschwung genommen haben, Straßen und Kanäle angelegt und beendigt wurden, überhaupt eine Menge von Communicationen im ganzen Lande entstanden sind, eine Eisenbahn von Madrid nach Bayonne, sowie nach Valencia im Werke ist, eine Gensd'armerie und Armee organisirt ist, die Räuberbanden zernichtet sind und sogar Valencia und Barcelona sich einer Gasbeleuchtung erfreuen. Von allen diesen Punkten ist in Portugal nichts zu bemerken, das nicht eine einzige Straße im Inlande, nicht eine einzige Communication mit dem Ausland hat; England will weiter nichts als seine kostbarsten Landesprodukte und Weine zu Spottpreisen, und gibt dafür aus portugiesischer Wolle fabricirte Tücher, welche die Portugiesen nach Spanien theilweise einschmuggeln, und wodurch das Volk immer mehr demoralisirt wird. Die Portugiesen behaupten, daß England in beiden Ländern eine ganz entgegengesetzte Politik befolge, um möglichst eine Harmonie derselben zu verhindern, und allein an der Nichtvollendung der Straße von Lissabon nach Badajoz schuld sey und zu der Verarmung des Landes immer mehr beitrage. Nur die Finanzen stehen in Spanien und Portugal auf gleichem Fuße, da sie beide im Auslande so verschuldet sind, daß ein Staatsbankerott das Resultat seyn wird. Der englische Einfluß in Portugal zeigt sich auch im Unterschied der socialen Verhältnisse beider Länder; die Gasthöfe in Lissabon sind eben so comfortabel wie in London, und ein deutscher Feind der Thierquälerei sowie ein englischer Pietist können daselbst mit ihren Frauen dem Stiergefechte, das hier nur ein Spielwerk ist, beiwohnen; kein Mensch wird verletzt, kein Pferd verwundet und kein Stier mißhandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Joseph von Görres.

(Nekrolog.)

(München, 31. Jan.) Durch den Tod des Professors Dr. Görres verliert die ultramontane Partei einen ihrer kräftigsten Vertreter. Jakob Joseph von Görres wurde am 25. Jan. 1776 zu Koblenz geboren und war der Sohn eines dortigen Handels-

mannes. In Bonn studirte derselbe Medizin, wurde aber darin durch den französischen Krieg von 1793 unterbrochen. Er wendete sich von da zur Politik und hing den Ideen an, welche die französische Revolution hervorgerufen hatte. Er schrieb damals ein Journal „das rothe Blatt", das ganz den Stempel seines politischen Charakters trug. 1799 wurde G. an der Spitze einer Deputation nach dem Beschlusse seiner Partei nach Paris geschickt, um die Vereinigung der Rheingegenden mit Frankreich nachzusuchen, was aber durch die Eintretung der Revolution vom 18. Brumaire mißglückte. Nach seiner Rückkehr nahm er die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik bei der Sekundärschule in Koblenz an. Im Jahr 1806 ging er nach Heidelberg, wo er bis 1809 an der dortigen Universität mit sehr vielem Beifall las. Nach dem unglücklichen Feldzuge der Franzosen in Rußland befaßte sich Görres wieder mit Politik, wurde Mitglied des Tugendbundes und gab 1814 zur Erweckung des deutschen Sinnes den „Rheinischen Merkur", der aber 1816 verboten wurde, heraus. Im Jahre 1817 stand er an der Spitze des Bürgervereins in Koblenz und war einer der Thätigsten zur Linderung der damaligen Hungersnoth. 1820 war er durch eine von ihm herausgegebene Schrift: „Deutschland und die Revolution", weil man ihn deßhalb auf die Festung bringen wollte, gezwungen, nach Frankreich zu fliehen, und lebte von da bis 1825 theils in Straßburg, theils in der Schweiz. 1827 wurde Görres Professor an der hiesigen Universität, wo er bis zu seinem Tode allgemeine und Literaturgeschichte las, und durch seinen geistreichen, aber etwas mystischen Vortrag, besonders über die alte Geschichte, viele Zuhörer fand. Alle Werke, die er schrieb, sey es über Politik, Geschichte, Mythologie rc. verrathen den Romantiker, den der Traum der Vergangenheit nicht zur klaren Auffassung der Gegenwart gelangen ließ; dabei blieb er jedoch immer einer der geistreichsten, aber deßwegen auch eigenthümlichsten Schriftsteller Deutschlands. (N. K.)

Massenhaft wogten Menschen heute Nachmittag nach dem Gottesacker, denn ein großer Mann wurde begraben. Groß war Görres, dies gestehen ihm selbst die Gegner zu; es zeugen davon alle wissenschaftlichen und literarischen Produkte, wie er sie früher im Jakobinersinne und später in ultramontanster Richtung hinterließ. Und wenn wir heute an seinem Grabe Männer erblickten, die im fanatischen Zorne sein Athanasius „zwieschlächtigte Bastarden" nannte, wenn auch sie ihm die letzte Ehre nicht versagten, so ist dies wieder ein Beweis, wie die hinreißende Gewalt des wahren Genies selbst den Gegnern Achtung abzugewinnen weiß. Dem Sarge folgten Guido Görres (Sohn) und viele Jünger des Verstorbenen, die das Vermächtniß seiner Lehren übernahmen, die Professoren der Universität, Geistliche in großer Zahl, viele Adelige (worunter die HH. Grafen Arco Valley und Graf Carl v. Seinsheim), Studirende in größter Zahl. Nur die „Obscuranten" ließen Chapeaux d'honneur mitgehen, nicht aber die Verbindungen. Von der Verbindung „Franconia" bemerkten wir überhaupt nicht eines, von der „Bavaria" nur ein einziges Mitglied; zahlreich hingegen waren die Pfälzer und Schwaben vertreten. Der große Kondukt zog durch die ganze Stadt; der Hr. Stadtpfarrer Stumpf von St. Ludwig vereitelte die allseitig gehegte Erwartung einer Grabrede, welche Tausende von Neugierigen auf den Gottesacker lockte, indem er auf eine Rede von der Kanzel herab vertröstete. Einer der talentvollsten und würdigsten Jünger des Verstorbenen, Dr. Sepp, war aus seiner Verbannung in Tölz eigens hierher gekommen, um diesem Leichenbegängniß beizuwohnen. Möchten über dem Grabe dieses Vorkämpfers der „Ecclesia militans" sich alle Parteien zum kirchlichen und sozialen Frieden die Hände reichen, dann wird Görres' Tod ein Sühnopfer für manches Uebel seyn, das die Zeit seit Athanasius Geburt aus ihrem dunkeln Schoße hervorbrachte. (Augsb. Abztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Unter den in Berlin versammelten Landwirthen hat Graf Schwerin, der Landtagsdeputirte, seine Erfahrung geltend zu machen gesucht, daß er die zur Viehfütterung nöthigen Kartoffeln kochen und dann in die Erde graben lasse, worauf sie das ganze Jahr lang nutzbar bleiben. Die Versammlung hat beschlossen, nach dieser Methode auf mehreren Gütern wirthschaften zu lassen, um über die Brauchbarkeit dieses Mittels mehrfache Erfahrungen zu erhalten und darüber im nächsten Jahre sich Bericht erstatten zu lassen. (Schl. Bl.)

(Berlin, 25. Jan. — Allg. Z.) Vor drei Tagen wurde wieder eine Spielhölle hier aufgehoben, eine Farobank, die seit langer Zeit heimlich in einem ganz schlechten Bierkeller, nahe der verrufensten Gegend der Stadt, bestand. Handwerker und arme Bürger, auch zuweilen Bauern, kamen hier zusammen, um ihrem dürftigen Zustande durch ein Glücksspiel aufzuhelfen, wurden aber, wie man sich denken kann, des Letzten beraubt. Das Unheil, welches das Spiel in diesen Klassen der Gesellschaft, wenn sich der Gewinn und Verlust auch immer nur auf einige Thaler beläuft, anrichtet, ist unbeschreiblich. Unmittelbar der Hunger, das Frieren, die Obdachlosigkeit für die Familie knüpfen sich daran. Um so mehr haben die höhern Stände die Verpflichtung, mit dem guten Beispiel voranzugehen. Der Offizierstand ist in dieser Beziehung jüngst den strengsten Maßregeln unterworfen worden. Allerdings hat dort das hohe Spiel auch sehr eingerissen, und ist Vielen schon verderblich geworden. Hier wurzelt das Uebel aber auch noch anderweitig; die Lebensweise des Subalternoffiziers ist auf eine unnatürliche Höhe der Kostbarkeit geschraubt, und dadurch wird der Unbemittelte entweder den empfindlichsten geselligen Unannehmlichkeiten oder den Folgen eines seine Kräfte übersteigenden Ausgabenbudgets ausgesetzt. Das Wirksamste wäre, in den Offizierkorps selbst eine andere Art von Ehrengerichten zu bilden, welche hohes Spiel und verschwenderische Ausgaben überhaupt vor ihr kameradschaftliches Forum zu ziehen hätten. Leider aber wird von andern Richtungen her ein reiches, glänzendes Leben der Offiziere gerade gewünscht und gefördert, fast gefordert. Man will, in gewissen Sphären der Armee, nur reiche Offiziere, und, man verläugne es noch so sehr, nur reiche vom Adel.

Die Amsterdamsche Courant macht darauf aufmerksam, daß in dem laufenden Jahre der große Komet, welcher 1264 und 1556 erschien, wiederum erscheinen müsse, indem seine Umlaufszeit, nach den Berechnungen Halley's, 292 Jahre betrage.

(Wortspiel.) „Ihr Weiber seyd in nichts beständiger als in der Unbeständigkeit", sagte kürzlich ein mürrischer Ehemann zu seiner theueren Ehehälfte, welche er im Verdacht hatte, daß sie gegen die Huldigungen eines Hausfreundes nicht unempfindlich sey. — „Und Ihr Männer", erwiederte die Frau, „seyd in nichts unbeständiger als in der Beständigkeit." (W. Thz.)

Nach offiziellen Angaben beläuft sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika auf 28,700 000 Seelen. 300,000 Seelen mehr als im vorigen Jahre.

(Wien. — Allg. Thz.) Ein hiesiger junger Dichter wurde jüngst von einem seiner Freunde besucht. Der Dichter war zwar zu Hause, aber den Freund ließ man durchaus nicht vor. Dieser erschöpfte alle jene Gründe, durch welche man den Leuten erklären will, daß man Dringendes und Wichtiges mit Freunden zu sprechen habe. Als endlich die Mutter des jungen Dichters sagte: „Nein — um Gotteswillen — ich kann Sie nicht vorlassen —

mein Sohn hat in diesem Augenblick die Stunde der Be-
geisterung!" Die Anekdote ist wahr und kann mit einem
„literarischen Ehrenworte" verbürgt werden.

Korrespondenz.

Weimar, im Jan.

Man hat schon oft die gegenwärtigen Verhältnisse Weimar's mit
den früheren verglichen und dabei das Resultat herausgeklügelt, daß zwi-
schen dem Sonst und Jetzt keine Aehnlichkeit mehr sey. O doch! Ist
seitdem auch Manches anders geworden, aus seiner geistigen Sphäre ist
Weimar niemals herausgetreten. Dies spürt man am deutlichsten erst
dann, wenn man Weimar eine Zeit lang verlassen und die Luft anderer
Städte eingeathmet hat. Wie materiell, wie fade, wie einseitig ist das
Leben oft anderwärts; es fehlt ihm der belebende Hauch der Poesie, die
das Leben verschönende Kunst in ihren vielfachen Gestaltungen; — es
fehlt die Erinnerung an den Ruhm und die Größe vergangener Tage.
Wo wäre auch eine Stadt von gleichem Umfange, die Größeres aufzu-
weisen hätte? Hat der weimarische Bürger den Stoff der Tagesneuig-
keiten verbraucht und fängt die Unterhaltung an, mattherzig zu werden,
dann schlägt er die Saite der Vergangenheit an. Er spricht von seinem
Karl August, von Göthe, von Schiller, und sein Wesen vergeistigt sich,
sein Auge funkelt, sein Gesicht glüht und er wird ein ganz anderer
Mensch. In der That, das gesellschaftliche Leben Weimar's unterschei-
det sich von dem anderwärts durch manche Eigenthümlichkeiten, beson-
ders durch das vorherrschend geistige Element. Fehlen Weimar's Ge-
genwart auch die hervorragenden Persönlichkeiten, die seine Vergangen-
heit aufzuweisen hatte; ist mit ihnen auch die Größe jener Tage zu
Grabe gegangen, ihr Geist ist geblieben; er belebt fort und fort den
Sinn für's Schöne und ermuntert das Streben nach Geistigem. Jenes
rühmliche Streben, das Leben durch die Kunst zu verschönen und die
Gegenwart mit der Vergangenheit auszusöhnen, ist ohne Zweifel auch
die nächste Veranlassung zu den wissenschaftlichen Vorlesun-
gen gewesen, welche seit dem Eintritt des Winters wieder begonnen
haben und deren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. Den
Reigen eröffnete der Geometer Dr. Herbst, indem er die Entwicke-
lungsgeschichte der Erde zu vergegenwärtigen suchte; ihm folgte der Hof-
rath Dr. Preller und las über die Natursymbolik der griechischen My-
thologie; geheime Referendar Stichling verbreitete sich über das Erb-
folgerecht, besonders in seiner Beziehung zum St. Simonismus; Dr.
Panse sprach über den Wartburgkrieg und seine Beziehung zu den
höchsten Fragen des Menschenlebens; Secretär Schuchardt über
Kunst und Kunstkenntniß und zuletzt der Kammermusikus Montag
über die Entwickelung der Musik im Laufe der christlichen Zeit mit Ein-
legung älterer Gangesweisen, welche zu besserer Verständigung von ei-
nem Chore vorgetragen wurden. Da die freie Redekunst eine stete
Uebung bedingt und eine besondere von der Natur verliehene Gabe vor-
aussetzt, womit verhältnißmäßig nur Wenige bedacht sind, so ist den
Vortragenden die billige Bedingung gestellt, den angekündigten Vortrag
vom Manuscript abzulesen. Nur Dr. Panse machte eine Ausnahme
von dieser Regel, indem er vorzog, sein Thema frei vorzutragen. Ein
freier Vortrag gewährt nun allerdings manche Vorzüge. Die Sprache
erhält mehr Schwung und das Ganze wird weniger monoton; aber das
Gedächtniß ist ein trüglich Ding und auch bei Panse zeigte es sich, daß
die freie Rede nicht mehr das Element ist, in dem er sich bewegt. Auch
die „Mittwochsgesellschaft", ein geschlossener Verein, welcher einen
Schöll, Sauppe, Froriep, v. Biedenfeld u. A. m. zu Mitgliedern zählt,
ist wissenschaftlichen Vorlesungen gewidmet, von denen in jeder Ver-
sammlung zwei vorgetragen werden. Diese geistige Regsamkeit zieht sich
sogar bis in die Räume des Hofes hinein; denn auch dort versammeln
sich die erhabensten Geister Weimar's und Jena's und erquicken und er-
heben die Gemüther durch poetische Klänge der Kunst, durch ernste For-
schungen im Gebiete der Wissenschaft. Kurz, das Leben der höheren
und niederen Stände durchzieht hier der goldene Faden der Poesie; in
Hütten und Palästen schlagen Wissenschaft und Kunst ihre Werkstätten
auf. Aber nicht nur, daß wir selbst die langen Abende des Winters
uns zu verkürzen und zu verschönen suchen, auch fremde Gelehrte und
Künstler tragen dazu bei, die stillen Wünsche des Herzens durch ihre
Leistungen zu befriedigen. So weilte längere Zeit ein Hr. Dr. Voll-
mer hier — ich weiß nicht, woher er kam — und hielt einen Cyclus
von interessanten Vorlesungen über Electrizität, Galvanismus, Magne-
tismus und Electromagnetismus, die er auf geschickte Weise durch Expe-
rimente zu erläutern suchte. Auch hielt derselbe im Saale des Gymna-
siums eine Vorlesung zum Besten des „Schiller-Museums" über die
Chladnischen Klangfiguren und Verwandtes, welcher aber nur ein mäßi-
ger Kreis von Zuhörern beiwohnte. — Das Schillerzimmer in des Dich-
ters ehemaligem Wohnhause ist in seiner ursprünglichen Einfachheit her-
gestellt. Dem Stadtdirector Haase und den edlen Frauen und Jung-
frauen Weimar's gebührt die Ehre, diese Angelegenheit mit Eifer be-
trieben zu haben. Um die Wände des Zimmers ganz in derselben Weise
herzustellen, wie bei Lebzeiten Schillers, hat man die ursprüngliche Ta-
pete aufgesucht und sie genau nach demselben Muster in der hiesigen
Tapetenfabrik anfertigen lassen. Schon ist das Zimmer damit bekleidet
und der Eindruck, den dieser Wandschmuck auf das Auge macht, ist ein
recht angenehmer. Die Grundfarbe ist hellgrün mit dunkelgrünen Blät-
tern durchrankt, zwischen denen schwarze Tannenbäumchen und violette
Punkte sich befinden. Diese „Schillertapeten" werden auch auf Bestel-
lungen geliefert und bilden hier den neuesten Modeartikel.

Aus der Wetterau, 31. Jan.

Auf einer kleinen Geschäftsreise kam ich gestern durch Vilbel.
Hier angekommen, traf ich einen langen Zug ernster Männer hinter ei-
nem Leichenwagen dahinschreiten. Ich bemerkte bald, daß es kein ge-
wöhnlicher Leichenzug war, und da ich kein Geläute vernahm, noch ei-
nen Geistlichen gewahrte, so bestimmte mich diese eigenthümliche Erschei-
nung, dem Zug zu folgen. Ich schloß mich also an und erfuhr auf eine
befremdende Aeußerung von meinem Nachbar Folgendes: „Die Leiche ist
die verstorbene Frau eines der Vorsteher der hiesigen deutschkatholischen
Gemeinde. Der Hr. Pfarrer Kellmann von Offenbach ist krank. Hr.
Pfarrer Floß von Frankfurt sollte die Leiche zu Grabe geleiten; da aber
laut eines Ministerialrescripts kein fremder Geistlicher derartige Func-
tionen hier verrichten darf, so muß die Beerdigung im Stillen stattfin-
den. Das Läuten ist, so viel mir bekannt, auf Verlangen eines der
Hausangehörigen unterblieben." Diese kurzen Bemerkungen gaben mir
zu manchen ernsten — doch stillen — Betrachtungen Veranlassung. Erst
als der Zug auf dem Friedhof anhielt, wurde ich aus meinem düsteren
Gedankenkampfe gerüttelt. Ich wollte schon umkehren. Da trat — mir
wahrlich, wie ein Engel vom Himmel gesendet — aus der Mitte der
Begleiter freundlich-ernst ein Mann, zog, schlicht und unbefangen, den
Hut und hielt, als ein Freund dem Freunde, eine Rede. Ich weiß nicht,
war es bei mir die angedeutete Stimmung, oder war es der Anblick ei-
nes Laien an solchem Ort, kurz die Rede ergriff mich außergewöhnlich.
Sie ging so ganz von Herzen, das bewies jedes Wort; für alle Lebens-
verhältnisse gab es mahnende Weisungen. Ich hätte gewünscht, mancher
Gegner des Deutschkatholizismus wäre zugegen gewesen; man würde sich
überzeugt haben, daß eine solche Lehre eine bessere Aufnahme
verdiene!

Darmstadt, 31. Jan.

Gestern Abend hörten wir die „Favoritin", jedenfalls eine der Opern,
in welchen Donizetti bewies, daß er auch in das Gebiet der tragischen
Muse überzugreifen Beruf hatte, wenn er seinem allzu leichten Talent
die Zügel einmal etwas straffer hielt. Hr. Kreuzer gab die Partie
des Fernando, die wir früher von andern Sängern gehört, sehr brav,
und zeichnete sich durch geschmackvollen Vortrag aus. Frau Marlow
(Favoritin) war vortrefflich, sie hat sich in der That als vorzügliche dra-
matische Künstlerin bewährt und somit dargethan, daß ihre Begabung
einen weiteren Umfang hat, als uns in der Regel Gelegenheit gegeben
wird, zu bemerken. Schade, daß unser Repertoire ihr so selten gestat-
tet, dies zu bethätigen. Hr. Pasque war als König recht brav und
bewies die Ungerechtigkeit des Vorwurfs, daß er zuweilen etwas falsch
singe. Hr. Reichel (Prior) wie immer den tüchtigen Künstler bewäh-
rend. Das Publikum zeigte sich sehr angeregt und belohnte insbesondere
die Leistungen der Frau Marlow durch häufigen Beifall.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Febr. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von Laube.

Sonntag, 6. Febr. (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Act, von Marsollier, Musik von Mehul. Hierauf (neu einstudirt): Das lebendige Weinfaß, oder: Der Prozeß in der Hölle, Posse in 3 Abth., von Stegmayer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 37. Sonntag, den 6. Februar 1848.

Das verpfändete Ehrenwort.

Eine Begebenheit aus der französischen Occupationszeit, von F. Schrader.

(Fortsetzung.)

„Darauf hin wolltest Du wirklich so gewissenhaft verfahren und alle Deine Vorräthe an Kaffee, Zucker, Gewürz und anderen Waaren hingeben, ohne auch nur auf mich und meine Bedürfnisse die mindeste Rücksicht zu nehmen? Hermann! Hermann!" sprach die Frau, „hast Du Deine Versprechungen schon so bald vergessen? Als ich noch Braut war, gabst Du mir die heilige Versicherung, daß Du alle meine Wünsche befriedigen, alle meine Bedürfnisse stillen, ja, daß Du mich auf den Händen tragen wolltest, wenn ich Deinen Wunsch erhören und Dir mein Herz und meine Hand reichen würde. Nun mache ich zwar, wie Du weißt, nicht eben große Ansprüche an das Leben. Mein liebster Genuß aber ist der Kaffee, und den sollst weder Du, noch der Kaiser mir rauben. Dem Kaffee verdanke ich mein Leben, wie Du es ihm auch verdankst, daß ich Dein Weib geworden bin. Von meiner Mutter weiß ich, daß ich, als ich noch Kind war, eines Tages in eine Art von Starrkrampf verfallen sey. Alle Mittel, mich aus diesem anscheinend leblosen Zustande zu erwecken, wären fruchtlos geblieben. Ein Arzt sey nicht gleich bei der Hand gewesen, und so habe man mir in der Herzensangst einen Löffel voll warmen Kaffee eingeflößt, wodurch ich augenblicklich wieder Leben und Besinnung erhalten hätte. Seitdem habe ich stets eine große Vorliebe für den Kaffee gehabt. Oft ließ ich die köstlichsten Speisen unberührt und nahm meine Zuflucht zu dem wunderlieblichen Getränk, welches das Herz erquickt, den Magen stärkt, die Sinne belebt und dem stockenden Blute neue Thätigkeit verleiht. Ja, meine Liebhaberei für den Kaffee war so groß, daß oft meine Mutter scherzweise äußerte, ich müsse einst einen Kaufmann heirathen, nur um des Kaffee's wegen. Diesen mütterlichen Rath habe ich auch befolgt, und jetzt sollte ich auf ein Mal meines Lieblingsgetränks verlustig werden, weil es ein mächtiger Herrscher, weil es der Kaiser der Franzosen will? Nimmermehr!"

„Aber, mein Gott, Agnes, was willst Du thun?"

„Verbergen werde ich, so viel ich verbergen kann. Hat ein Mann das Recht, sich ungestraft sittenbeschränkende Eingriffe in das Familienleben zu erlauben, so muß dem andern Theile auch verstattet bleiben, einen kleinen Unterschleif begehen zu dürfen."

„Aber bedenke wohl," entgegnete der Kaufherr, „daß ich mein Ehrenwort gab, kein Stäubchen davon zurück zu behalten, und, um ein mögliches Unglück zu vermeiden, werde ich mein Versprechen auch erfüllen. Oder glaubst Du, daß man sich auf das Ehrenwort deutscher Bürger verlassen, daß man nicht vielmehr Späher aussenden wird, um jeden Winkel ihrer Häuser durchstöbern zu lassen? Du kennst die Strafe, die Jeden trifft, der sich beifallen lassen sollte, dem kaiserlichen Befehle nicht unbedingte Folge zu leisten."

„Ich werde jene Spürhunde aber doch überlisten," sprach mit Entschiedenheit die junge Gattin des Kaufherrn. „Wie Du weißt, befindet sich zwischen unserm Hause und dem des Nachbars rechter Hand ein hohler Raum, der von den Mauern der beiden Häuser eingeschlossen wird, und so breit ist, daß eine Menge mäßig dicker Säcke bequem hinabgelassen und darin jedem Späherauge auf das sorgfältigste verborgen werden können. In diesen Schlüster läßt Du einen Theil Deiner Waaren hinabsenken. Auf diese Weise kann ich meinen Kaffeedurst stillen und Du kannst nach dem Aufhören des Absperrungssystems, dessen Dauer wahrscheinlich nicht für die Ewigkeit berechnet ist, damit ein profitables Geschäft machen. Denn voraussichtlich werden diese Waaren dann mit enormen Preisen bezahlt."

„Alles recht gut und schlau berechnet. Aber, wie ich Dir schon mehrmals bemerkt habe, so habe ich mein Ehrenwort zum Pfand gegeben, Alles, bis auf die geringste Kleinigkeit, gewissenhaft abzuliefern, und Das, sollte ich glauben, müßte Dich veranlassen, von Deinen Zumuthungen abzustehen. Oder glaubst Du, daß ich Deiner Kaffeeliebhaberei wegen davon abstehen, Deinem Wunsche nachgeben und ein ehrloser Wicht werden soll? Willst Du, daß die Gassenbuben mit Fingern auf mich zeigen und mir nachrufen sollen: „Seht, da geht Der, welcher sein Ehrenwort gab, nicht zu stehlen, später aber hat er doch gestohlen?" Agnes, gute, theure Agnes, kannst Du wollen, daß ich so tief hinabsinken, daß ich zum Spott der Leute werden soll? Kannst Du wollen, daß der makellose Ruf meines Hauses gebrandmarkt, daß mein Haupt ewig mit Schmach bedeckt werde? Kannst Du, ohne zu erröthen, an der Seite eines Mannes wandeln, welcher die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger verscherzt hat? Sprich, kannst Du das?"

„Hermann, wohin führt Dich der Eifer Deiner Worte! Thust Du doch wahrhaftig, als ob es sich hier um den Verlust der ewigen Seligkeit handle. Ich betrachte das Vorhaben mit andern Augen. Ich will blos, Du sollst einen Theil Deines rechtmäßigen Eigenthums bergen, und darin vermag ich kein Verbrechen zu erblicken. Kaffee muß ich haben, er ist ein Stärkungsmittel meiner geschwächten Gesundheit, und Zucker muß ich auch haben, weil er bestimmt ist, uns Frauen das Leben zu versüßen. Ich frage Dich daher, wirst Du einen Theil dieser Waaren in jenem Schlüster bergen?"

„Nein!" gab Dieskau bestimmt zur Antwort.

„Gut, so werd' ich es thun; und Den will ich sehen, der mich meines Eigenthums wegen des Betruges zeihen soll! Dem König und der Obrigkeit zu gehorchen, ist die Pflicht aller treuen Unterthanen; daß sie aber auch willkürlich über Leben und Eigenthum ihrer Untergebenen sollen verfügen können, davon schreibt

Paulus nichts. Darum soll mich die Macht Napoleons auch nicht abhalten, mein Vorhaben auszuführen."

Mit diesen Worten verließ sie das Comptoir, und kurze Zeit darauf war sie mit Beihülfe der Magd auf dem Boden des Hauses beschäftigt, mit Kaffee, Zucker und Gewürz gefüllte Säcke in die Tiefe jenes Schlüsters zu versenken. Fast die Hälfte der vorräthigen Waaren hatte sie in diesen Raum zu bringen gewußt, und als sie ihr Schmuggelgeschäft beendigt hatte, legte sie Breter über die offene Stelle, schaffte Kisten und Kasten darauf, so daß selbst das geübteste Auge hier keine Spur von verborgenen Waaren wahrzunehmen vermochte. Sie lächelte wohlgefällig über sich selbst, gebot der Magd noch ein Mal tiefes Stillschweigen und verließ hierauf zufriedenen Herzens den Ort ihrer schlauen That. Am nächsten Morgen wurden die übrigen Waaren an das Kassations-Bureau abgeliefert, von wo sie kurz darauf mit andern auf einen geräumigen Platz vor der Stadt geschafft und dort Angesichts der Militär- und städtischen Behörden verbrannt wurden.

Um jeden Verdacht, Etwas zurückbehalten zu wollen, von sich fern zu halten, hatte Dieskau, ohne selbst zugegen zu seyn, seinen Leuten die Weisung ertheilt, alle vorhandenen Waaren an das Kassations-Bureau abzuliefern und sich den Empfang bescheinigen zu lassen. Die Quittung lautete auf nur zweihundert fünf und achtzig Zentner. Er zitterte bei dem Anblick dieser geringen Angabe; denn es war kein Zweifel, daß seine Frau das Uebrige verborgen hatte. Das rasch vorgenommene Vernichtungswerk der zusammengebrachten Waaren-Vorräthe wälzte ihm daher eine große Last vom Herzen. Er wurde ruhiger. Diese Ruhe sollte aber nur von kurzer Dauer seyn; denn bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Häscher (damals Polizeisoldaten) angewiesen wären, bei den Kaufleuten strenge Durchsuchung ihrer Häuser und Niederlagen vorzunehmen, und daß sie bereits bei Diesem und Jenem das Geschäft begonnen hätten, ohne jedoch Etwas gefunden zu haben. Einer aber, ein gewisser Winzer, sey dabei, der sey ein wahrer Spürhund, er lasse keinen Winkel undurchsucht; ein Benehmen, das um so mehr verwundere, da er in dieser Stadt geboren und erzogen worden sey.

Diese Kunde verursachte dem Kaufmann Dieskau namenlose Qualen. Er hatte nirgends Ruhe und eilte zu seiner Frau. Heftig aufgeregt, wie er war, rief er dieser im Tone der Verzweiflung zu: „Weib! Weib! Was Du gethan, wirst Du schwer bereuen müssen! Schon durchsucht man alle Räume der Handelsleute; mache Dich gefaßt, wir sind verloren!"

(Schluß folgt.)

Reisenotizen über Spanien.

(Fortsetzung.)

Durch den großen Einfluß der Engländer mußten auch die religiösen Verhältnisse in Portugal sich bedeutend von den spanischen unterscheiden. Portugal duldet nicht nur protestantische Kirchen, sondern auch Missionäre, und in Lissabon besteht sogar eine Synagoge für dreißig jüdische Familien, die aber nichts mit jenen Juden gemein haben, welche in der portugiesischen Geschichte eine so wichtige Rolle einnehmen, sondern größtentheils aus hergelaufenem Gesindel aus Marocco und anderen Theilen Afrika's bestehen. Schon frühzeitig waren die Juden in Lissabon beseitigt worden. Es war 1506, wo ein unvorsichtiger Jude einem Wunder, das zwei Dominicaner in einer Kirche zeigten, zu widersprechen wagte. Dies Wunder bestand in einem Krystall auf dem Crucifix eines Kirchenthurms, welcher durch die Sonne allerlei Farben annahm. Das Volk, über diesen Juden, der eine solche Gewißheit zu bezweifeln wagte, erbittert, bestrafte seine Verwegenheit mit dem Tode, und wäre vielleicht damit beruhigt gewesen, hätten nicht die Nachkommen des heiligen Dominicus das Feuer geschürt, indem beide Mönche ein Kreuz ergriffen, die Straßen Lissabons durchliefen, und zu einem Vertilgungskriege gegen die Juden aufmunterten. Das Volk gehorchte, erhob sich in Wuth und begann ein so entsetzliches Gemetzel, daß nach drei Tagen die aus 4000 Seelen bestehende Judengemeinde ohne Unterschied des Alters getödtet wurde. König Immanuel, der um diese Zeit Portugal regierte, und wegen der Pest mit seinem Hofe sich nach Abrantes begeben hatte, war zwar selbst gegen Ungläubige ein Tyrann, indem er den schrecklichen Befehl erlassen hatte, den Mauren alle Kinder unter sechzehn Jahren hinwegzunehmen und sie zur Taufe zu zwingen, fand aber hier seine königliche Würde compromittirt, daß man Tausende seiner Unterthanen hingeschlachtet hatte. Er sandte einen Kommissär nach Lissabon mit dem Auftrag, beide Mönche sogleich aufknüpfen zu lassen. Das Volk fand dies Urtheil sehr ungerecht, so daß beide Mönche lange Zeit als Märtyrer betrachtet wurden. Seit jener Zeit leben keine Juden in Lissabon, doch scheint dieser Vorfall auf die zahlreichen in den übrigen Städten lebenden Juden keinen Einfluß gehabt zu haben. Wir finden vielmehr später sie den Regierungen Vorschüsse leisten, wodurch mancher König seine Krone vertheidigen konnte.

Die letzte Hauptvertreibung der Juden aus Portugal hatte 1703 statt und diese unter Peter dem Zweiten auf Anrathen der Jesuiten, in einer Zeit, wo der Fanatismus im übrigen Europa nachgelassen hatte und wo man auch in Portugal nicht wagen konnte, das Vermögen der Juden zu confisciren. Da demnach die Juden ihre colossalen Reichthümer nach Amsterdam, London, Livorno und Constantinopel mitnahmen und daselbst die Industrie beförderten, so hatte dies natürlich einen weit größeren Nachtheil für Portugal zur Folge als die früheren Ausweisungen. Die Nachkommen dieser ausgewanderten Juden leben von ihren übrigen Glaubensgenossen noch ganz getrennt, haben ihren eigenen Gottesdienst, heirathen nur unter sich und werden allenthalben noch portugiesische Juden genannt. Dabei sind sie gebildeter und religiöser. Cremieux und Montefiore, die schon häufig in diesen Blättern wegen ihrer Reisen im Interesse ihrer Glaubensgenossen genannt worden sind, sind ebenfalls Nachkommen jener Juden, die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aus Portugal vertrieben wurden.

Portugal hat eine öffentliche Gerichtsverfassung, die sich von jener in andern Ländern nicht sehr unterscheidet; das Handelsgericht hält seine Sitzungen im Börsengebäude. Auch die Sitzungen der beiden Kammern der Cortes sind öffentlich, dieselben finden im ehemaligen sehr eleganten Benedictiner-Kloster, das mit den übrigen Klöstern gleiches Schicksal hatte, statt. Der Saal der zweiten Kammer ist sehr prachtvoll ausgestattet, enthält aber, ähnlich dem englischen Parlament, keine Rednerbühne; der Redner hat von seinem Sitze aus an den Präsidenten seinen Vortrag zu halten, und da dadurch die Redner der Tribüne den Journalisten den Rücken zukehrten und bei der mangelhaften Akustik des Saals von diesen nicht verstanden werden konnten, so war man genöthigt, den Stenographen einen Platz im Saale selbst anzuweisen. Bei den Reden soll eben kein großer Anstand herrschen, und es sogar nicht zu den Seltenheiten gehören, daß ein Deputirter dem andern den Titel Dieb beilegt. Unter den 130 Deputirten der zweiten Kammer gehörten in der letzten Session 16 Mitglieder zur Opposition. Während meiner Anwesenheit in Lissabon hatte Palmella, der sein Ministerium aus den 16 Mitgliedern der Opposition constituirt hatte, dadurch alle Sympathieen erweckt, indem man unter seiner Verwaltung eine unabhängige Kammer und freie Presse sich entwickeln zu sehen hoffte. Denn dies sind die Wünsche fast aller europäischen Völker, und man wird sich leicht davon überzeugen, wenn man die

Kammerverhandlungen von Athen, Stockholm, Preßburg und Lissabon studirt.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

(3. Februar.)

Bei dem badischen Landtage wird die Umwandlung der Confessionsschulen in Gemeindeschulen betrieben; Zittel verlangt selbstständige Schulbehörden und für die Geistlichen nur die Mitvorbereitung zum Confirmandenunterrichte in den Volksschulen; Bissing will gar keine unmittelbare Aufsicht der Geistlichen über die Schulen. Im Canton Freiburg wird das durch die Jesuiten zu Grunde gerichtete Volksschulwesen unter Leitung des trefflichen Paters Girard wieder hergestellt. Die freievangelische Gemeinde zu Magdeburg ist jetzt als geduldete erklärt worden, wodurch indessen keiner ihrer kirchlichen Akte bürgerliche Geltung erhält; der ihr von den Behörden der Stadt und der einzelnen Gemeinden verwilligte Kirchengebrauch ist immer noch nicht durch die Regierung bestätigt. Nach den neuesten Nachrichten (der Bremer Zeitung) hat sich von den deutschkatholischen Gemeinden Preußens noch keine unter das Patent gestellt, als die zu Stettin. Auch in Ludwigsburg werden jetzt die deutschkatholischen Bürger von den Gemeindewahlen zurückgewiesen; dort wurde im Jahr 1835 die gleiche Rechtsverletzung gegen die Juden geübt, aber durch das Ministerium als ungesetzlich aufgehoben. In Hamburg ist der Hauptsprecher der freien Gemeinde, Doktor Kleinpaul, der Stadt verwiesen worden, hat jedoch wissenschaftlicher Arbeiten wegen einen Aufschub erhalten. In Marburg ist sicherem Vernehmen nach der protestantische Professor der Theologie, Dr. Thiersch, zu der dithyrambischen Schwärmersekte der Irvingianer übergetreten. Der Bischof zu Speyer hat eine unerhörte Art von Inquisition gegen die Geistlichkeit seines Sprengels angestellt, um die Verfasser vieler antijesuitischen Artikel in der Speyerer Zeitung herauszufinden. In Breslau hat sich eine streng römischkatholische Ressource gebildet. Die deutsche constitutionelle Zeitung klagt über die Demoralisation jüngerer Priester in Bayern. In Palermo steuern die Jesuiten Geld zur Volkserhebung; ihr Liberalismus kann als Wetterzeichen der Zukunft gelten. Der Magistrat zu Regensburg hat die völlige bürgerliche Gleichstellung der Juden bevorwortet. Im Königreiche Sardinien haben sich Bischöfe für und wider die Emancipation der Juden erhoben.

Mannichfaltigkeiten.

In der Allg. Pr. Z. vom 26. Jan. ist ein gewichtiges Wort von Ludwig Tieck zu Gunsten des in Berlin aufgeführten und von mehreren Seiten gehässig beurtheilten Werder'schen Trauerspiels „Columbus" enthalten, in welchem L. Tieck u. A. sagt: „Oft muß der Zuhörer ein so einfach edles Werk anschauen, Publikum und Schauspieler, wie die sogenannten Kritiker, müssen sich erst an das Vortreffliche gewöhnen, dann es genießen, um es endlich zu verstehen. Kritik, die ächte, soll nur die Begeisterung des Dichters dem nicht Empfänglichen deutlich machen, das Schöne, so viel sie kann, erklären, nicht blos tadeln oder mäkeln von einem Standpunkte aus, der das Dichterwerk gar nicht berührt: Dies ist nur beim Mittelmäßigen und Schlechten erlaubt, bei Gesängen, welche die Muse nicht kennen mag. Wegwerfend tadeln ist leicht, ein verständiges Würdigen wahrer Poesie schwer.

Kürzlich kam in Crefeld ein so raffinirter Gaunerstreich vor, wie er wohl nicht leicht in den Städten seines Gleichen findet, wo wir schon seit Jahrhunderten die Hochschule aller Gauner zu wissen gewohnt sind. — Ein alter Herr ging ziemlich spät aus einer Gesellschaft nach Hause, wurde aber auf offener Straße von einem Kerl angefallen, gegen den er sich nach Kräften wehrte. Als der Kampf einige Zeit gedauert hatte, kam ein Dritter hinzu, welcher eine große Schachtel trug. Er nahm sofort die Partei des alten, sehr geängstigten Herrn, und als der Angreifer die Flucht ergriff, bat er seinen Schützling, er möge ihm die Schachtel bewahren, damit er den frechen Räuber desto nachdrücklicher verfolgen könne. Der gute Herr übernahm die schwere Schachtel. Der Andere rannte nun eilig eine Straße hinunter und verschwand im Dunkel der Nacht. Eine Viertelstunde war vergangen — eine zweite — eine dritte verging, und immer noch wartete der Mann mit der Schachtel. Ein seltsames Abenteuer, dachte er, schlug den Mantel um die Schachtel und ging ruhig seines Weges. Man denke sich sein Erstaunen, als ihm beim Eröffnen der Schachtel — ein hübsches Knäblein entgegenlachte! — Der alte Herr sandte diese „Neujahrsgabe" noch dieselbe Nacht ins Armenhaus. — Vorstehender Schwank wird in der Köln. Ztg. in vollem Ernste erzählt, in einer folgenden Nummer desselben Blattes vom Polizei-Inspector in Crefeld als eine aller Wahrheit ermangelnde Geschichte bezeichnet.

(Berlin, 31. Jan. — Magd. Z.) Die im Lustgarten von Bellevue errichteten Eis-Rutschberge, eine national-russische Vergnügungs-Anstalt, sind jetzt täglich der Sammelplatz einer schaulustigen Menge, die sich mit dem Anblicke amüsirt, wie unsere feine Gesellschaft im Schweiße ihres Angesichtes equilibristische Uebungen macht, in deren anscheinender Gefährlichkeit für die Unternehmer derselben ein eigenthümlicher Reiz liegen muß. Besonders sind es unsere jüngeren Garde-Offiziere, welche diese Eisberge mit unermüdlichem Fleiße und ganz besonderer Geschicklichkeit befahren, und dabei oft eine bewundernswürdige Gelenkigkeit ihres Körpers in den schwierigsten Lagen und Stellungen produciren. Wenn es, wie Niemand läugnen wird, mit eine Aufgabe jedes jungen Kriegers seyn muß, seinem Körper Gewandtheit und Kraft zu verschaffen, so erscheint das Befahren dieser Eisberge gewiß als ein treffliches Mittel zu diesem Zwecke. Die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher die niedrigen Eisschlitten den spiegelglatten Berg heruntergleiten, und die liegende Stellung, welche der darauf Fahrende einnehmen muß, macht die Lenkung des Fahrzeuges besonders schwierig, und erfordert eine mehr als gewöhnliche Kraftanstrengung. Daß die jungen Militairs sich dabei zugleich gewöhnen, in leichter Kleidung einen hohen Grad von Kälte zu ertragen, dürfte diese russischen Vergnügungen für ihre kriegerische Ausbildung noch ersprießlicher machen. Dem zuschauenden Publikum ist es wenigstens ein Schauspiel, welchem es, ohne Entrée zu zahlen, beiwohnen kann.

Korrespondenz.

Büdingen, im Jan.

Die trüben und rauhen Wintertage bieten uns für die fehlenden Naturgenüsse, welche der Sommer so verschwenderisch über unsere reizende Berggegend ausbreitet, gleichwohl mehrfältige andere Erheiterungen, wie sie selbst einer größeren Stadt entsprechend seyn würden. Nicht nur daß die verschiedenen Gesellschaften ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, Bälle, Konzerte haben, der Verein der Literaten, wie seit einer Anzahl von Jahren, wöchentlich einmal zusammenkommt und auch unter den Frauen mehrere Lesekränzchen bestehen, sondern es hat auch der Gymnasiallehrer Dr. Zimmermann auf Ersuchen mit dem Monat November eine Reihe von Vorlesungen über die vaterländische, besonders poetische Literatur seit Haller eröffnet, welche sehr zahlreich besucht werden. In der That muß man diese geist- und gehaltreichen Vorträge

die uns in einzelnen Bildern die Haupterscheinungen jener großen Vergangenheit vorführen, nur einmal gehört haben, um sich für die Dauer angezogen zu fühlen. — Die Malereien in dem Rittersaal des fürstlich Ysenburgischen Schlosses, ein dauerndes Denkmal des Kunstsinnes seiner Besitzer, rücken mit Stätigkeit fort, und man freut sich, wie die reichen und tiefgedachten Compositionen des trefflichen Historienmalers Rudolf Hofmann, unter Mithülfe des tüchtigen, einer solchen Arbeit höchst würdigen Decorationsmalers Michael, beide aus Darmstadt, immer mehr zur Anschauung kommen. Ueber Plan und Ausführung behalten wir uns vor, nach der Vollendung des ganzen Werkes zu berichten, können aber schon jetzt die Kunstfreunde zur Beschauung einladen, wie denn auch schon mehrere namhafte und berühmte Künstler deshalb hier gewesen, andere ihren Besuch zugesagt haben. — Man hat uns nach der Mineralquelle gefragt. Nun, die bis jetzt aufgeschlossene rinnt noch immer still und anspruchslos in stets gleicher Fülle aus dem Schooß der Erde, wird noch immer getrunken und versagt nicht ihre heilsame Wirkung. Es fehlt ihr irgend eine neue glänzende Eigenschaft, welche die eigene und die fremde Welt anzieht; denn die Menschen sind jetzt schon so weit gekommen, daß sie nicht fragen, ob das Mittel helfe, sondern warum es helfe, und ehe sie das wissen, hilft es auch nicht. Für sie wird Rath werden. Eine Quelle, der von dem berühmten Chemiker zu Gießen eine Zukunft, gleichsam eine europäische, oder doch deutsch-vaterländische Bedeutung, geweissagt worden, strömt unter der Erde, die verschüttete Quelle der eingegangenen Saline. Man hört, und zweifelt nicht daran, daß die fürstlichen Besitzer dieses Kleinod recht bald zu Tage fördern und der leidenden Menschheit zum Heil, wie der Stadt zum Schmuck und Nutzen in Gebrauch setzen werden. — Am 9. Jan. begingen wir eine interessante und gemüthliche Feier. Vor 25 Jahren war der Gymnasiallehrer Gambs hier eingetreten. Lehrer und Schüler beglückwünschten ihn, letztere brachten einen Fackelzug und ein werthvolles Geschenk, erstere nebst den Behörden und vielen anderen Stadtbewohnern vereinten sich am Abend zu einem Festessen, das mit großer Heiterkeit bis über die Mitte der Nacht verlängert wurde. — Der Geburtstag Sr. D. des Fürsten zu Ysenburg und Büdingen am 20. Jan. feierte die Casinogesellschaft mit einem Ball, welcher Empfängern und Gebern allgemeine und vollkommene Befriedigung gewährte. — Man leidet auch hier an der Grippe, doch tritt sie weniger heftig auf und es bewährt sich immer wieder der Ausspruch der Aerzte, daß die günstige Lage und die reine Luft unserer Stadt ihnen wenig zu heilen übrig lasse. Das Chloroform ist auch von unserem ausgezeichneten Physikatsarzt Dr. Westernacher Sohn, dem einstigen Universalerben der Kunst seines berühmten Vaters, mit dem glänzendsten Erfolge angewendet worden.

Butzbach, 28. Jan.

Während überall die Bemühungen hervortreten, die Bahnhöfe und Anhaltspunkte der Eisenbahn den Orten, welchen sie gelten, möglichst zur Zierde gereichen zu lassen, geht man hier mit der Absicht um, das zu erbauende Stationshaus förmlich zu verstecken und dies einzig aus dem Grunde, einem Privatinteresse Genüge zu leisten. Freilich sorgt man für Verbreitung des Gerüchts, es geschehe solches nur, um den Bahnhof der Stadt näher zu bringen; allein wenige Schritte weiter (was doch gewiß nicht in Anrechnung gebracht werden kann, zumal wenn man die Entfernung der Bahnhöfe von einzelnen Stadttheilen in größeren Städten berücksichtigt) würde sich ein Terrain finden, wo das Gebäude, an der Straße und zugleich am Eingang der Stadt gelegen, einen günstigen Eindruck für dieselbe hervorbringen würde. Wir hoffen von unserer höheren Baubehörde, daß sie diesen Mißgriff der untergeordneten Angestellten nicht ausführen lassen wird, wie es überhaupt für das Interesse des Ganzen wünschenswerth wäre, wenn sie sämmtliches Thun und Lassen derselben einer genaueren Controle unterwürfe.

Gießen, 28. Jan.

Zu den Beobachtungen über das Chloroform, die neulich von Stuttgart aus in diesen Blättern mitgetheilt wurden, können wir noch einige Bemerkungen hinzufügen, da auch hier in einem wissenschaftlichen Kreise interessante Versuche angestellt wurden. Zunächst müssen wir den Angaben über die geringen Dosen von 20 — 40 Tropfen widersprechen, denn wir sahen hier vollständige Bewußtlosigkeit meist erst nach Anwendung von 1 — $1^1/_2$ Drachmen eintreten. Der Erste, der sich dem Versuch unterzog, brauchte etwa 40 Tropfen, um nach 2 — 3 Minuten in vollständige Betäubung zu gerathen, die fast 1 Minute andauerte; er erwachte hierauf, erhob sich vom Stuhl und fing an zu reden, ohne jedoch von der Umgebung und dem Vorgefallenen einen deutlichen Begriff zu haben; erst nach Verlauf von abermals 30 — 40 Secunden kam er ganz zu sich. Ein Zweiter, der eine gleiche Quantität geathmet hatte, gerieth nach 2 Minuten in ein Stadium der Heiterkeit, wobei er aber alsbald eine solche Beweglichkeit des Oberkörpers entwickelte, daß ihn die Umstehenden kaum auf dem Stuhl zu halten vermochten; dies dauerte 40 Secunden, worauf ein Schlaf von 30 Secunden eintrat; beim Erwachen war vollständige Besinnung zugegen. Ein Dritter war nach derselben Gabe sehr schnell etwa 1 Minute lang in ganz ruhigen Schlaf versunken. Nach einer Viertelstunde wiederholte er das Experiment, war aber diesmal mit 50 — 60 Tropfen nicht zur Betäubung zu bringen, gerieth vielmehr, nachdem er etwa 3 Minuten geathmet hatte, in große Aufregung, sprang mit einem Fluch vom Stuhl auf und war kaum zu bändigen; dies dauerte 1 Minute, dann kehrte das Bewußtseyn langsam zurück. Ein Vierter athmete nach und nach etwa $1^1/_2$ Drachmen, bis er endlich nach 5 Minuten in sehr festen Schlaf verfiel, der vielleicht auch verhältnißmäßig lang gedauert hätte, wäre er nicht durch äußere Einwirkungen unterbrochen worden. Die Temperatur des Körpers blieb bei sämmtlichen Versuchen unverändert, nur das Gesicht röthete sich und wurde heißer. Nach beendigtem Versuch wollten Einige ein leises Frösteln bemerken. Der Puls zeigte höchstens eine Zunahme von 15 — 20 Schlägen, obwohl fast Alle angaben, daß sie bald nach Beginn des Experiments lebhaftes, sich immer steigerndes Herzklopfen, so wie Schwirren und Pulsiren der Kopfarterien empfänden. Es scheinen mithin diese Angaben mehr auf subjectiven Empfindungen zu beruhen. — So weit nun bis jetzt die Erfahrungen über das Chloroform reichen, so möchte dessen Anwendbarkeit bei chirurgischen Operationen sehr in Zweifel zu ziehen seyn. Wir brauchen wohl kaum zu versichern, daß solche Zufälle, wie deren zwei hier beobachtet wurden, eine Operation geradezu verhindern oder den ungünstigsten Ausgang herbeiführen würden. Der Schwefeläther rief zwar ähnliche Zufälle auch hervor, jedoch viel seltener und in viel geringerem Grade. Sonst hätte das Chloroform vor letzterem allerdings entschiedene Vorzüge, denn es ist weit angenehmer zu athmen, erregt niemals Husten und erfordert keinen eigenen Apparat.

Hanau, 3. Febr.

Die Theatergesellschaft des Hrn. v. Horar, welche diesen Winter dahier spielte, wird uns in kurzem verlassen und nach Worms überziehen. Wir hätten gewünscht, sie noch länger bei uns verweilen zu sehen, denn wir können ihr die Anerkennung nicht versagen, daß Hr. v. Horar uns stets vom Neuesten und Gediegensten der dramatischen Muse, so wie manche der beliebtesten Opern vorgeführt, und die Gesellschaft, worunter ausgezeichnete Künstler und Künstlerinnen, uns durch ihr treffliches Spiel vielen Kunstgenuß verschafft habe. Obgleich durch die eingetretene Landestrauer eine nachtheilige Unterbrechung stattfand, so hat nach deren Aufhören Hr. v. Horar neuerdings so treffliche Mitglieder engagirt, als er noch nicht gehabt, so daß Schauspiel und Oper bei der gegenwärtigen Besetzung sicher überall Glück machen werden. Indem wir daher freundlich scheiden, wünschen wir, daß die Theatergesellschaft im künftigen Herbste uns wieder besuche und dabei frühzeitiger eintreffe, als dieses im vorigen Jahre der Fall war. X.

Logogryph.

Es ist ein schöner Ort
Und weit von Frankfurt nicht;
Nimmst du ihm Kopf und Fuß,
So ist es ein Gedicht.

d.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Febr. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von Laube.

Sonntag, 6. Febr. (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Act, von Marsollier, Musik von Mehul. Hierauf (neu einstudirt): Das lebendige Weinfaß, oder: Der Prozeß in der Hölle, Posse in 3 Abth., von Stegmayer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 38. Montag, den 7. Februar 1848.

Alte Liebe.

Altes Eisen wird wohl rostig,
Alter Stahl erschlafft und bricht;
Alte Liebe wird nie frostig,
Alte Liebe rostet nicht!

Alte Augen sehen trübe,
Scheuen endlich gar das Licht;
Anders ist es mit der Liebe:
Alte Liebe rostet nicht!

Alt wirst du auch deinem Nächsten,
Ihn ermüdet seine Pflicht;
Aber Dies gilt nicht vom Höchsten,
Alte Liebe rostet nicht!

Wer die Hand dir Morgens schüttelt,
Weißt du, was er Abends spricht,
Wenn beim Thee man dich bekrittelt? —
Alte Liebe rostet nicht!

Greift nicht selbst die Hand, die heute
Weihrauch streut und Lorbeern flicht,
Morgen schon nach dir als Beute?
Alte Liebe rostet nicht!

Handelt nicht der Sohn, der Bruder
Oft an dir als Bösewicht,
Drängt dich, wo er's kann, vom Ruder? —
Alte Liebe rostet nicht!

Schlichtet der Geschwister Hader
Nach des strengen Rechts Gewicht
Immer selbst der eigne Vater? — —
Alte Liebe rostet nicht!

Noch manch' Beispiel könnt' ich nennen,
Doch zu lang wird mein Gedicht;
Aber stets muß ich bekennen:
Alte Liebe rostet nicht!

Altes Eisen, das wird rostig,
Alter Stahl gibt nach und bricht;
Nie bleibt alte Liebe frostig,
Alte Liebe rostet nicht!

L. H. L.

Das verpfändete Ehrenwort.

Eine Begebenheit aus der französischen Occupationszeit, von F. Schrader.

(Schluß.)

„Wie kleinmüthig Du doch bist, Hermann," entgegnete die Frau, um den Gatten zu trösten. Im Grunde genommen, war es ihr aber selbst nicht wohl um's Herz. Doch war sie klug und verbarg ihre Unruhe, so gut sie konnte. Dem Gatten aber gebrach es an der Kunst der Selbstbeherrschung. Weil sie daher fürchtete, daß sein ängstliches Wesen in Gegenwart der Männer der Gewalt leicht zum Verräther werden könne, so rieth sie ihm, einen Ritt in die Umgegend zu machen und am Abend, wo Alles vorüber seyn würde, wieder zurückzukehren. Er that's, und wünschte bei seinem Scheiden der Gattin Glück, daß die Durchsuchung zu ihrem Besten ausfallen möge.

Nicht lange darauf erschienen die mit dem Durchsuchungsgeschäft beauftragten Männer wirklich. Sie waren mit langen, an dem einen Ende mit spitzen Eisen beschlagenen Stangen versehen. Die Frau empfing sie anscheinend freundlich, aber im Innern klopfte ihr das Herz gewaltig gegen die Rippen, als sie sah, wie erbarmungslos sie zu Werke gingen. Alle Gegenstände im Hause wurden umgewandt; Kleider und Betten wurden visitirt, Dielen aufgerissen, jede Mauerritze, von dem Kellergeschoß bis in den Dachstuhl hinauf, genau durchstöbert. Augenscheinlich konnte unter solchen Umständen auch jenes Versteck nicht verborgen bleiben. Die Frau des Kaufherrn wurde unruhiger, je näher man dem Orte kam. Endlich wurden auch die Kisten und Kasten von der verdächtigen Stelle entfernt und die darüber hingelegten Breter auf die Seite geräumt.

„Haltet ein! Haltet ein!" rief da die Frau, welche die Angst nicht länger schweigen ließ, riß dabei eine werthvolle, goldene Kette vom Halse und drückte sie dem Winzer in die Hand. „Da, nehmt Das für Eure Bemühung und denkt, nunmehr Eurer Pflicht vollkommen genügt zu haben!"

Die Männer aber verstanden oder wollten diesen Wink nicht verstehen, stutzten und gaben zur Antwort, daß ihnen bei Entsetzung ihres Amtes anbefohlen sey, keine Geschenke anzunehmen. Ihre Pflicht sey, nach verbotenen Waaren zu suchen. Darauf nahm Winzer seine mit Eisen beschlagene Stange und stieß sie in den mit Waaren gefüllten Raum. Sein Gesicht strahlte voll teuflischer Freude.

Die Frau bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, zerraufte sich das schöne blonde Haar und bejammerte laut ihr Geschick. Ohne aber auf die Ausbrüche ihres Schmerzes zu achten, sagte Winzer zu seinem Gefährten: „Bruder, hier giebt's einen herrlichen Fang. Dadurch wird es uns möglich werden, das uns von der Behörde übertragene Vertrauen zu rechtfertigen. Brauchbarere Menschen hätte sie wahrlich nicht finden können. Komm, fass' an!" Der Gefährte legte Hand an's Werk. Nicht ohne

Mühe förderte man die Ballen zu Tage, und ließ dann einen Wagen kommen, um sie fortzuschaffen.

Schon das lange Verweilen dieser Männer in dem Dieskau'schen Hause hatte etwas Aehnliches ahnen lassen. Diese Vermuthung hatte eine große Schaar Neugieriger herbeigelockt, die gaffend das Haus umstand, und sich zuweilen durch Schimpfreden gegen das verhaßte System Luft machte. Noch größer wurde der Lärm, als die Kunde sich verbreitete, daß man eine Menge verborgener Waaren gefunden habe. Es geschah ein förmlicher Auflauf. Die Menschenmasse, meist dem niedrigen Stande angehörig, versuchte gewaltsam in das Haus zu dringen und die Spione daraus zu vertreiben. Bald aber erschien eine Abtheilung alter Stadtsoldaten mit Stock und Zopf und vertrieb sie. Mit dem Wagen, dem man die Waaren aufbürden wollte, erschien zugleich auch ein Kommissarius, um den Befund der Sache zu Papier zu nehmen. Die Frau empfing ihn ziemlich gefaßt, und als er nach dem Chef des Hauses fragte, sagte sie mit fester Stimme: „Mein Herr! Ich allein bin die Schuldige, die es gewagt hat, den Befehl des Kaisers zu übertreten; mein Mann weiß nichts davon. Ich habe kein Verbrechen zu begehen geglaubt, als ich einen Theil meines Eigenthums vor räuberischen Händen barg. Sie mögen anders denken. Da ich aber nicht gesonnen bin, mein Schicksal von der Gnade des fränkischen Tyrannen abhängig zu machen, so werde ich selbst mein Loos mir bereiten. Da, geben Sie Acht, und sagen Sie Napoleon, daß eine deutsche Frau nicht vor seinem Machtwort zittere, so lange sie noch Muth habe, von eigner Hand zu sterben!" Bei diesen Worten zeigte sie dem Kommissär ein Fläschchen, das mit einem der stärksten Gifte gefüllt war, und das sie im Nu leerte. Der Kommissär war sichtlich betroffen; doch war er menschenfreundlich genug, sogleich nach einem Arzt zu eilen. Aber als er kam, war das junge Leben schon entflohen, und als einen Augenblick später auch der Gatte heimkehrte, fand er eine giftgeschwollene Leiche.

So übereilt der Entschluß des Weibes auch immer war, so befreite er den Gatten doch von aller weiteren Strafe. Indeß hatte ihn der plötzliche Todesfall seiner Frau so heftig erschüttert, daß er bald darauf in eine Art von stillem Wahnsinn verfiel, aus welchem ihn endlich ein sanfter Tod erlöste.

Jener betrübende Vorfall aber, welcher so großes Unheil hervorgebracht, hatte auf alle Bewohner der Stadt einen unauslöschlich tiefen Eindruck gemacht. Winzer, der sich bei dem Ausspioniren verborgener Waaren besonders hervorgethan hatte und als der Urheber der Unglücksfälle im Dieskau'schen Hause betrachtet wurde, war nicht ganz ohne Vermögen, und wurde, wahrscheinlich in Folge seiner Heldenthaten, später in derselben Stadt zu einer für seine Verhältnisse ziemlich ehrenvollen Stelle befördert. Obschon sein moralisches Betragen von einer solchen Art war, daß es nicht den mindesten Anstoß erregte, so konnte man ihm seinen unzeitigen Diensteifer während der Kontinentalsperre doch niemals vergessen. Er ward ein Gegenstand allgemeiner Verachtung. Niemand mochte mit ihm umgehen, Niemand arbeitete für ihn Etwas, so daß er alle seine Bedürfnisse von auswärts beziehen mußte. Man floh ihn wie die Pest. Selbst viele Jahre nach jenem Vorfall durfte er sich an keinem öffentlichen Orte sehen lassen. Entweder räumten die Anwesenden bei seinem Erscheinen das Zimmer, oder sie höhnten ihn so lange, bis er von selbst den Rückzug antrat. Diese allgemeine Verachtung ging sogar auf seine Kinder über. Seine Töchter blieben unverheirathet, und einer seiner Söhne, welcher ein bürgerliches Geschäft etablirt hatte, mußte aus Mangel an Kundschaft schon nach kurzer Zeit zu Grunde gehen. Die Macht der öffentlichen Meinung äußerte sich selbst bei seinem Tode noch. Denn außer seinen Angehörigen gab ihm keiner seiner Mitbürger das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte. Er wurde hinausgetragen wie ein von Gott und Menschen Verlassener. Am Tage nach seiner Bestattung fand man auf seinem Grabe einen Strohkranz mit einem Blatt Papier, auf dem folgender Reim stand:

„Hier liegt mit Schmach gebettet
Ein Bürger dieser Stadt,
Der im Franzosendrange
Verkauft, verrathen hat."

Reisenotizen über Spanien.

(Schluß.)

Während die Presse unter der Leitung von tüchtigen, gebildeten Männern in ganz Europa und selbst in nicht constitutionellen Ländern einen solchen Aufschwung genommen hat, daß sie weder in Palästen noch in Hütten zu entbehren ist, weicht die Art der Volksvertretung in den verschiedenen Ländern wesentlich von einander ab. Der eine Staat wählt seine Vertreter nach Ständen, der andere nach der Zahl der Bevölkerung, der dritte nach einem alten Herkommen. England und die Schweiz zählen ihre Wähler nach Tausenden, Frankreich und Belgien nach Hunderten, und in den größern Städten des Großherzogthums Hessen sind 25 Wahlmänner hinreichend, um zwei Deputirte zu wählen; Schweden hat vier, Norwegen zwei, andere Staaten nur eine Kammer. In dem einen Lande richtet der Deputirte für die Ehre seiner Stellung sich fast zu Grunde, während er in andern zu viel Diäten erhält; hier genießen die Sitzungen alle irgend mögliche Oeffentlichkeit, während eine Stunde weiter das größte Geheimniß über die Verhandlungen herrscht. Doch in der Klage über die zu große Beamtenzahl in den Kammern stimmen alle Länder überein; in Spanien und Belgien besteht die Hälfte aus Staatsbeamten, in Portugal ein weit größerer Theil; Frankreich zählt unter 459 Mitgliedern 191, die aufgelöste Kammer im Großherzogthum Hessen, unter 50, 36 Beamte. Doch ist es Portugal allein, wo, um eine gefällige Kammer zu bilden, selbst die unerlaubtesten Mittel angewandt werden. Es ist in der That für den Fremden überraschend, wenn er erfährt, daß in diesem Lande, welches während langer Zeit von Clerus und Jesuiten beherrscht worden war, man die Freimaurerei gewählt hat und der Minister Costa Cabral sich als Großmeister der Loge wählen ließ, um allen Einfluß auf die Deputirtenwahlen auszuüben. Lissabon hat jetzt 100 Maurerlogen und selbst die kleinste Stadt ist mit Filiallogen begünstigt, die sich fast alle nur mit Politik beschäftigen. Indessen ist in Spanien und Portugal nicht immer eine parlamentarische Majorität, die über das Stehen und Fallen eines Ministeriums entscheidet, denn in Ländern, wo die Finanzen so zerrüttet sind, daß man häufig das Nothwendigste nicht bezahlen kann, wird oft ein Ministerium unterstützt, wenn es nur Geld herbeischaffen kann. Diese Kunst besaß Costa Cabral, denn unter seinem Ministerium waren die Finanzen Portugals geordnet, das Zutrauen in England allgemein, der Cours der Staatspapiere sehr hoch, wodurch er Mittel hatte, eine Bank zu gründen, durch welche die armen Beamten und Militärpersonen nicht nöthig hatten, ihre Mandats den Wechslern mit so großem Verluste zu überlassen. Um Geld in seine Staatskasse fließen zu lassen, wurde Alles besteuert, und selbst der Fremde hatte bei seiner Ankunft, während seines Aufenthalts und bei seiner Abreise eine Steuer zu bezahlen. So erhob Cabral auch eine Steuer von allen Leichen, was die Bewohner der Provinz Minho so empörte, daß sie einen Aufstand versuchten, wobei einige Personen verhaftet wurden. Doch ihre Frauen, die in dieser Provinz den Männern an Kräften nicht nachstehen sollen, erhoben sich in Masse, griffen zu den Waffen und befreiten ihre Männer. Dieser Aufstand ward nun allgemein und hatte den Sturz des Ministeriums zur Folge sowie die Uebernahme des Ministeriums von Seiten des Herzogs von Palmella, auf den damals alle

Hoffnungen des Landes sich stützten. Derselbe ist ein Mann von 70 Jahren, schon 52 Jahre im Staatsdienste und war bereits 1815 Abgeordneter Portugals beim Wiener Congresse. Er wird als ein unabhängiger, freisinniger, reicher Mann bezeichnet; seine Gegner behaupten aber, daß sein Ehrgeiz nach der Regentschaft strebe und er durch eine eheliche Verbindung des Kronprinzen mit seiner Tochter diese als Königin von Portugal begrüßen möchte. —

Alcantra und Belem sind zwei Vorstädte von Lissabon, die so eng mit der Hauptstadt verbunden sind, daß sie nur eine Stadt ausmachen. Alcantra besitzt eine 1743 errichtete Wasserleitung, eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt. Das Wasser wird bei Bellas, vier Stunden von Lissabon, gesammelt und über Marmorbogen hierher geleitet, und nur der soliden Bauart hat man es zuzuschreiben, daß dieselben beim Erdbeben nicht gelitten haben. Zu Belem befindet sich das von König Immanuel 1497 errichtete Hieronymiten-Kloster, das auf derselben Stelle steht, wo zwei Jahre vorher Vasco di Gama sich zu seiner Entdeckungsreise einschiffte. Die dabei sich befindende Kirche kann als die schönste in Lissabon betrachtet werden. Im Kloster halten sich gegenwärtig 450 Knaben auf, die in allen möglichen Gegenständen, selbst in Malerei und Musik, Unterricht erhalten, und ist es nur zu bedauern, daß der diese Anstalt besuchende Fremde durch die Bettelei dieser Kinder sehr geplagt wird.

Auf einen Abstecher nach Oporto mußte ich verzichten, da nur dann Dampfboote von Lissabon dahin fahren, wenn sie im voraus die Gewißheit haben, daß die Kosten gedeckt sind. Das englische Dampfboot kann nicht in Oporto einlaufen, weil die Stadt etwas vom Meere entfernt liegt, und muß daher die Briefe an ein ihm entgegen gesandtes Segelschiff abgeben. Da dies aber bei heftigem Gegenwind nicht auslaufen kann, so muß sich der Reisende gefallen lassen, nach der spanischen Stadt Vigo gebracht und hier seinem Schicksal überlassen zu werden. Eine Landreise, die nur zu Pferde in diesem Lande möglich ist, ist in den Sommermonaten für uns Nordländer noch schwieriger. Ich kehrte daher nach Spanien zurück, um mich weiter durch dessen schönen Provinzen Valencia, Aragonien und Catalonien zu entschädige.

Hbg.

Mannichfaltigkeiten.

(Jenny Lind in Stockholm.) Unter dieser Rubrik bringt die Leipziger Modenzeitung nachstehende Mittheilung, nach welcher der Enthusiasmus der Stockholmer eine wirklich Gefahr drohende Höhe erreicht haben müßte. Die unvergleichliche Sängerin — so berichtet das genannte Blatt — macht in ihrer Vaterstadt eben so viel, wo nicht noch mehr Furore, als im Auslande. Als sie im Laufe dieses Monats zum ersten Male in der königlichen Oper zu Stockholm auftrat, war der Billet-Verkauf für die betreffende Vorstellung von zehn Uhr Abends an an der Kasse anberaumt. Schon gegen vier Uhr Nachmittags indeß war der Adolphusplatz, auf welchem das Theater steht, fast zum Erdrücken mit Menschen gefüllt. Gegen elf Uhr war das Gedränge so groß, daß sich die Polizei zum Einschreiten genöthigt sah, welche die versammelte Menge en queue aufstellte. Aber ein wenig nach Mitternacht stürmte eine dicht gedrängte Menschenmasse aus den benachbarten Straßen auf die von der Polizei geordnete Colonne ein, durchbrach sie und belagerte förmlich das Theater. Nichtsdestoweniger kehrte die aus ihrer Position vertriebene Partei zurück, griff ihrerseits die Angreifer an und bald entspann sich ein gewaltiger Faust- und Fuß-Kampf, in welchem mehrere Personen arg beschädigt wurden. Endlich gelang es einigen dazu beorderten Infanterie-Abtheilungen, den Platz vor dem Theater zu säubern und nur zweitausend Personen — gerade noch einmal so viel als das Theater fassen kann, wurden zur Kasse zugelassen. Im Laufe des Tages hatte bereits Mancher für ein Billet fünfzig Mal so viel bezahlt, als es an der Kasse kostet; ja einige Plätze ersten Ranges waren jeder für hundert Bank-Reichsthaler verkauft worden. Der Empfang der Sängerin bei ihrem Erscheinen auf der Bühne war über alle Maßen enthusiastisch, „und", sagt ein Augenzeuge, „vom Blumenwerfen bis zum Taubenabsenden ward der Gefeierten jede Huldigung zu Theil."

Bekanntlich feierte Direktor Schadow am 25. Januar sein sechzigjähriges Staatsdienst-Jubelfest. In der „Elberf. Ztg." wird nun folgende heitere Anekdote mitgetheilt: Se. Maj. der König ließ am Morgen dieses Tages durch den Geh. Kabinetsrath Illair dem Jubelgreise den Stern zum rothen Adlerorden zweiter Klasse überreichen, welche Auszeichnung der wegen seiner Originalität bekannte alte Künstler mit den Worten entgegen nahm, daß er sich nicht entsänne, was er in der letzten Zeit geleistet habe, wodurch er diese Auszeichnung von Sr. Maj. verdient haben könnte. Der König, durch diese Worte des eigenthümlichen Greises heiter gestimmt, erschien gleich darauf persönlich in dessen Behausung und umarmte den noch mit seinem Anzuge beschäftigten Künstler mit den Worten: „Aber, lieber Schadow, Sie haben mir ja ordentliche Grobheiten sagen lassen." Um den hochbejahrten Künstler zu erfreuen, überreichte der König ihm einen Orden für seinen Schwiegersohn, den bekannten Maler Bendemann. Nicht minder originell war die Anrede, welche Schadow an die Zöglinge der Akademie, die ihm ein Ständchen dargebracht hatten, hielt. Sie lautete: „Hört man, ihr Kinder, es sind mir heute viele Huldigungen dargebracht worden, aber von allen ist die eurige die klangvollste, das ist gewiß. Bringet man die Farbentöne in Euren Bildern in so schöne Harmonie, wie die Töne in Euren Liedern, dann bin ich, Kinder, mit Euch zufrieden." (Köln. Z.)

Das am 9. Januar stattgehabte Konzert des Pariser Conservatoriums war vollständig dem Andenken Mendelssohn geweiht. Es wurden in demselben des großen Künstlers Symphonie in C moll, sein Konzert für Violine und Orchester, die Ouvertüre zur Fingalshöhle und verschiedene Fragmente aus Paulus ausgeführt.

Dieser Tage hielten die Berliner Hutmacher eine Versammlung ab, in welcher sie beschlossen, aus ihrem Geschäfte die französische Mode zu exiliren. Bisher konnten nämlich die dortigen Fabrikanten erst dann Modehüte anfertigen, nachdem die Pariser die ihrigen bereits in alle Welt geschickt hatten. Diesem der deutschen Nationalität, wie sie sich ausdrücken, und ihrem Vortheil zuwiderlaufenden Mißbrauche wollen sie zunächst durch Stiftung eines Vereins steuern, in welchen sie sogleich möglichst viele Consumenten (darauf kommt es allerdings an) hineinzuziehen suchen wollen. (W. Z.)

(Eine großartige Balletausstattung.) Karl Hugo schreibt aus Berlin der Redaction der „Morgenröthe": Ich sah hier das Ballet: „Thea die Blumenfee", das an Maschinerien und Geschicklichkeit eines ungemein starken Balletcorps Alles übertrifft, was ich je und selbst in Paris gesehen habe. Denken Sie sich, die Blumenfee zaubert aus dem Boden Blumen, Büsche, Pappelbäume, Alles mit dem Anschein der üppigsten Natur entfaltet sich, erschließt sich und wird nach und nach zu einem mit Blumen und herrlichen Pflanzen angefüllten Garten, wie sich's die Fantasie nicht vorstellen kann, dann werden die Blumen belebt und alle möglichen Blumen tanzen einen zierlichen humoristischen Tanz, wovon die ganze weite Bühne überfüllt ist, und dennoch so ordentlich, daß mein Auge mit Lust auf der Springerei verweilte.

Die „Allg. W. Ztg." berichtet aus einem Provinzialstädtchen: Eine Frau besitzt zwei Hunde, einen Mops und einen Bologneser, welche des Abends mit Schlafhauben bekleidet und in eigene Decken gewickelt werden. Einer dieser Hunde schläft im Bette der Frau und der andere in jenem der Magd. Wenn man solch ein Treiben betrachtet, so muß man wohl die Behauptung, daß Aufklärung und geistige Cultur im Vorwärtsschreiten begriffen sind, für eine faustdicke Lüge halten.

Der bekannte französische Theaterdichter Dumanoir hat den armen „Lavater" zu dem Helden eines Bühnenstücks gemacht, das vor einigen Tagen bei der ersten Aufführung seines komischen und sehr spannenden Inhaltes wegen außerordentlich gefiel. (Modenz.)

Bei der Besprechung des auch in England nach Gebühr geschätzten, so wichtigen Briefwechsels zwischen Schiller und Körner macht das „Athenäum" unserm deutschen Charakter ein anerkennendes Compliment und sagt, daß eine Freundschaft wie die zwischen Schiller und Körner außerhalb Deutschland schwerlich vorkomme. „In andern Ländern finden wir selten, selbst unter Gliedern einer und derselben Familie, eine solche unbegränzte Offenheit der Mittheilung, einen so vertrauensvollen Austausch von Gefühlen, Gedanken und Erfahrungen, wie man sie bei einer Verbindung versteht, welche in Deutschland den Namen „Freundschaft" verdienen soll. Es würde eine keineswegs nutzlose noch uninteressante Aufgabe seyn, die Quelle dieses eigenthümlichen deutschen Wesens aufzusuchen und ihre Wirkungen auf den Charakter und das sociale Leben nachzuweisen." (Modenz.)

Korrespondenz.

Weimar, 3. Febr.

Die auf den 2. und 6. Febr. fallenden Geburtstage unserer höchsten Herrschaften bringen immer einiges ungewöhnliche Leben in unsere Stadt: hohe Gäste treffen zum Besuch und zur Gratulation ein, Hofuniformen in ungewöhnlicher Anzahl schmücken Straßen, Theater etc., Hofbälle werden arrangirt, Hof-Equipagen durcheilen in Menge die Straßen und was solcher Herrlichkeiten mehr sind, wie z. B. eine adlige Schlittenfahrt, welche als eine Art von Vorfeier vor einigen Tagen arrangirt war und wobei sich aller hier mögliche Glanz auf eine merkwürdige Weise entfaltete: die vorreitenden Cavaliere erschienen in Gestalt von Postillonen, Jokey's, Bedienten in langen Röcken etc., vor sehr vielen Schlitten gar unsichtbar — kurz, andere Höfe, wo doch auch Schlittenfahrten arrangirt werden, können kaum einen Begriff von dieser Hofschlittenfahrt haben. — Im Theater werden an diesen Tagen meist neue, größtentheils mit Geschmack und Glanz in Scene gesetzte Festopern vorgeführt: so gestern Abend Reissiger's „Schiffbruch der Meduse", welche unter persönlicher Leitung des Componisten bei überfülltem Hause mit allem Beifall, welchen diese vortreffliche Arbeit verdient, über die Bretter ging. Der Componist wurde am Schluß gerufen und nach dem Theater brachte demselben das „Martins-Quartett", ein Männergesangverein, in seiner Wohnung ein Ständchen. — Dieser junge Verein ist der erste, welcher im Männergesang hier etwas Nennenswerthes leistet und er wird denselben, wenn er in seinen Bestrebungen so wacker fortfährt, hoffentlich auch bei uns zur Anerkennung bringen. — Unser Hof-Kapellmeister Franz Lißt, schon seit einiger Zeit erwartet, ist vorgestern, gleichzeitig mit dem Fürsten Pückler, zur Celebration der Geburtstage, hier eingetroffen, und wird es sich, wie verlautet, drei Monate bei uns gefallen lassen. Hoffentlich wird er uns durch Veranstaltung einiger Konzerte, die wir in dieser Wintersaison ganz haben entbehren müssen, dafür zu entschädigen suchen, daß wir auch ihn hören müssen. — Der Klavierspieler Willmers, welcher sich in voriger Woche mehrere Tage hier aufhielt, hat nicht zum öffentlichen Vortrag kommen können. — Unser Röhr ist leider immer noch sehr leidend. Möchte das nahende Frühjahr ihn auf's neue kräftigen, um in den Reihen der Kämpfer gegen Verdummung, Wahn und Aberglauben wieder frisch voran gehen zu können. Er ist jetzt der erste hier noch leuchtende Stern! — Zur Verherrlichung eines untergegangenen, unseres großen Schiller, geschieht jetzt hier Mancherlei: so sind vor kurzem von zwei hiesigen Buchhändlern an viele deutsche Notabilitäten, Gelehrte und Künstler, Männer und Frauen der Wissenschaft und des Lebens, Blätter zu einem „Schiller-Album" versandt worden, welches dieselben dem entstehenden Schiller-Museum (in der ehemaligen, jetzt vom Stadtrath angekauften Wohnung Schiller's) schenken wollen. Kommen alle Blätter mit Beiträgen zurück — wie es nicht anders zu erwarten ist — so wird dieses Album vom höchsten Interesse, wie es nicht leicht seines Gleichen haben dürfte und ganz des hohen Meisters würdig, dessen Manen es gewidmet ist.

Wiesbaden, 5. Febr.

Ein Artikel in Nro. 33 Ihres Journals bespricht einen bedauernswerthen Selbstmord, der vor einigen Tagen in der Nähe hiesiger Stadt vorgekommen ist. Eine kurze wahrheitsgetreue Darlegung wird die frühere Nachricht am besten widerlegen. Der Unglückliche kam vor 8 Jahren als Lehrer an ein hiesiges Privatinstitut, blieb daselbst 3½ Jahre zur vollen Zufriedenheit des Vorstehers und trat darauf in ein bedeutendes Etablissement in Paris ein, wo er bis zu der im vorigen Jahre durch die ungünstigen Zeitverhältnisse veranlaßten Beschränkung derselben in Thätigkeit blieb. Nach vergeblichem Bemühen, in Frankreich eine entsprechende Beschäftigung zu finden, kehrte er im November v. J. nach Deutschland zurück, um als Privatlehrer sich eine Existenz zu erwerben. Er kam auf seiner Reise nach fast fünfjähriger Abwesenheit hierher, sich den Rath seines früheren Chefs zu erbitten, und blieb, da er durch dieses Mannes Unterstützung seinen Zweck am sichersten zu erreichen hoffte und nachdem ihm auf dessen Zeugniß von der Regierung die Erlaubniß geworden war, in hiesiger Stadt Privatunterricht zu ertheilen. In der Hoffnung auf weitere redliche Beihülfe seines einzigen hiesigen Freundes hatte er sich nicht getäuscht und dies in dem in seinen Papieren vorgefundenen Briefe, der voll des herzlichsten Dankes ist, ausgesprochen. Es war ihm in der schonendsten Weise Unterstützung angeboten und gewährt worden; es war ihm die Aussicht eröffnet, die gewünschte Existenz hier zu finden, wenn auch im Augenblicke sein Erwerb noch nicht ausreichend war, und dennoch kam er zum Selbstmord. Der Entschluß dazu läßt sich nur durch ein krankhaftes Ehrgefühl erklären, wenn man berücksichtigt, was ihm von seinem früheren Vorsteher geboten worden war.

Homberg an der Ohm, 30. Jan.

Sehr oft hört man von Handelsleuten, welche zur Messe ihren Einkauf machen, klagen, daß am Tuche einige Ellen gefehlt, Löcher darin gefunden, an anderen Zeugen ebenfalls Manco und falsche Farbe gewesen, Fehldruck sich vorgefunden u. dgl. m., wodurch denn in vielen Beziehungen Nachtheile entstehen. Da es eine Sache der Unmöglichkeit ist, daß der Käufer während der kurzen Einkaufszeit seine gekauften Waaren gehörig nachsehen, zählen oder messen kann, indem die Ellenwaare und namentlich das Tuch so hübsch zugelegt, resp. zugenäht ist, daß der Käufer nur das Mantelstück, welches regelmäßig feiner, besser und gehaltvoller ist, zu sehen bekömmt, welches offenbar eine betrügliche Täuschung ist, und da es sich eben so mit den andern verpackten Sachen verhält, so wäre es im Interesse der reellen Geschäftsleute sehr und zwar mit Recht zu verlangen, daß, und namentlich bei Tuche, der verpflichtete Tuchbereiter an jedem Stück Tuch seinen Namen, den Namen der Fabrikanten und die Ellenzahl entweder durch Blei oder Siegel dem Tuch anhänge und eben so bei jedem Stück Ellenwaare und an jedem Pack. Dadurch wäre dem unreellen Fabrikanten sowohl, als auch solchen Grossisten, die Gelegenheit benommen, fälschlich zu reduziren und zu verändern. Die Handelswelt würde mehr Vertrauen gewinnen und fände so leicht kein Betrug statt.

Sch..

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Febr. (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Act, von Marsellier, Musik von Mehul. Hierauf (neu einstudirt): Das lebendige Weinfaß, oder: Der Prozeß in der Hölle, Posse in 3 Abth., von Stegmayer.

Montag, 6. Febr. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 39. Dienstag, den 8. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

I.

Die schwarze Schwalbe.

„Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Mynheer Claessens; ich meinerseits behaupte und bleibe dabei, daß diese Goelette [1]) nicht ist, was sie scheint.

„Bah, Vater Theunissen, sehen wir doch täglich dergleichen Schiffe aus dem neuen Dok kommen; wahrlich, ich weiß nicht, warum Ihr etwas Besonderes darin findet."

„Aber, lieber Freund! schaut Euch doch die Sache ein Mal recht an. Ihr kennt ja auch wohl Etwas von Schiffen, wie ich hoffe! Euer verstorbener Vater, — der Herr sey seiner Seele gnädig! — war ein wackerer Mann, war einer meiner besten Freunde; Euer seliger Vater, sag' ich, hat lange genug die See befahren, als daß er keine Schiffe hätte kennen sollen, und mehr als ein Mal wird er Euch ohne Zweifel den Unterschied zwischen diesem und jenem Schiffe gezeigt haben.

„Freilich, Vater Theunissen; und trotz alle Dem . . . ."

„Nun, nun, hört ein Mal mir zu. Von der Bauart des Fahrzeugs will ich mit Euch nicht sprechen; Ihr seht hinreichend an seinem Bau, daß es ein tüchtiger Segler seyn muß. Seht Ihr diesen langen Bugspriet, diese schlanken, starken Masten, die ein wenig nach dem Hintersteven sich neigen?"

„Ja wohl, aber was wollt Ihr? . . ."

„Nun, nichts, man spricht nun ein Mal so. Aber seht Ihr denn auch, wie viel Mannschaft diese kleine Goelette an Bord hat? Seht Ihr die überflüssigen Waffen und das auffallende Aeußere der Matrosen? Ha, ha! Vater Theunissen ist nicht so alt geworden, daß er nicht wissen sollte, was zu thun ist . . . ."

„Aber Ihr wißt doch, daß seit dem — unter uns gesagt, lächerlichen — Kriege, den der Kaiser Bonaparte mit den Engländern zur See führt, die Schiffe für ihre Sicherheit sorgen und sich in Stand setzen müssen, ihre Ladung vertheidigen zu können."

„Ha! hier hab' ich Euch gefangen, hier hab' ich Euch vor meinen Füßen liegen, einfältiger Bursche! Welche Ladung hat denn diese Goelette zu vertheidigen, wenn ich bitten darf? Sie hat keine Ladung, Freundchen, und das ist es eben, was mir zum Beweise meiner Voraussetzungen dient. Es ist ein Kaper, ein Seeräuber, sag' ich Euch, nichts mehr und nichts minder als ein Seeräuber! . . ."

Dieses kleine Zwiegespräch fand am Ufer der Schelde zu Antwerpen statt und zwar in den letzten Jahren des französischen Kaiserreichs, während man eine Goelette auf den Strom holte. Gleichwie der alte Vater Theunissen bemerkt hatte, bot das Fahrzeug wirklich etwas Außergewöhnliches dar. Leicht gebaut und mit hohen Masten versehen, lieferte es hinreichenden Grund zur Annahme, daß es ein hurtiger Segler seyn müsse. Auf dem Verdeck befanden sich zehn Stück leichter Kanonen, und durften allerdings mit einigem Grunde als eine überflüssige Sache für ein gewöhnliches Kauffahrteischiff betrachtet werden. Außerdem entdeckte man noch eine Schanze hinter dem Ruder, von wo aus man den Feind bekämpfen konnte. Genug — wir wollen es nur gleich bekennen — Vater Theunissen hatte nicht schlecht gerathen, denn die Goelette war wirklich ein Schiff, das zum Seeraub ausgerüstet und nebst so vielen anderen, die aus den französischen und belgischen Häfen ausgelaufen, bestimmt war, das Meer zu durchkreuzen und die englischen Kauffahrtei- und Transportschiffe anzugreifen. Das stolze Albion unterließ nicht, seinerseits auf dieselbe Weise zu verfahren, und täglich sahen Britannien und Frankreich besiegte und ausgeplünderte Fahrzeuge in ihre Häfen aufbringen.

Während Vater Theunissen mit seinem jungen Freunde, der bei den letzten Worten nunmehr auch die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Goelette ein Raubschiff sey, in der Unterhaltung fortfuhr, war das Fahrzeug aus der breiten Mündung der Dokken geholt worden und lenkte langsam der Mitte des Stromes zu, dem „flämischen Wall" gegenüber, wo es bald seinen Anker fallen ließ.

Noch keine Viertelstunde lag die Goelette „de zwarte Zwaluw" (so war ihr Name) ruhig auf dem glatten Scheldewasser, als drei Männer sich in das Boot herabließen und an's Land fuhren. Sie machten mehr als eine Fahrt vom Schiffe nach dem Ufer und zurück nach dem Schiffe, vor völligem Eintritte der Abenddämmerung, und brachten jedes Mal Lebensmittel und kleine Kistchen und Päckchen an Bord, die sogleich an den ihnen bestimmten Platz gestellt wurden. Nach eingetretener vollständiger Dunkelheit machte das Boot noch einige kleine Reisen nach dem Lande und führte jedes Mal dem Schiffe neue Mannschaft zu. Als diese vollzählig war und man Niemanden mehr erwartete, sprach der Kapitän, auf dem Verdeck hin und her schreitend:

„Die Mannschaft nach unten! Sechs Mann vom Backbord [2]) zur Wache!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, als von den vierzig

[1]) Die Goelette oder Goeljet, obgleich ein kleines Schiff, wird für lange Fahrten verwendet und oft zum Seeraub ausgerüstet. Sie führt zwei, fast immer nach dem Schiffsspiegel sich neigende Masten. Die Größe der Goelette ist zwischen 40 bis 100 Tonnen verschieden. Ihr Bugspriet hat eine fast horizontale Stellung.

[2]) Backbord ist die linke Seite des Schiffs, von hinten nach vorn gesehen; Steuerbord die entgegengesetzte Seite.

Mann, welche die Equipage bildeten, nur sechs sichtbar blieben. Die Uebrigen stiegen hinab, um ihre Koje aufzusuchen und sich, so gut wie möglich, zur Ruhe zu begeben. Einige, denen die Abschiedszeche den Kopf schwer und verwirrt gemacht, ließen sich an dem ersten besten Platze niederfallen und gaben sich die Mühe nicht, ihre Hängematten zu erreichen. Auch der Kapitän begab sich auf einige Stunden zur Ruhe.

Kaum zeigte sich der erste Schimmer des Sonnenlichts in Osten, als der Kapitän bereits auf dem Verdeck spazieren ging und mit donnernder Stimme rief:

„Steuerbordswache, oben!"

In weniger als drei Minuten standen zwanzig Mann auf dem Verdeck, des Kapitäns Befehl erwartend.

„Segel los!" rief dieser, und augenblicklich war Alles in Bewegung. Wie die Katzen flogen die Matrosen zwischen dem Tauwerk nach oben.

„Braßt [3]) die Raen an [4])!" erklang es nun, und jedes Mal wurden die Befehle mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ausgeführt.

„Anker auf!"

Und man begann, den Anker aufzuwinden, indeß einer der Matrosen ein trauriges, langsames Liedchen vorsang, dessen Töne mit dem Krachen des Braedspils [5]) sich vermischten. Nun sah man die Goelette sehr bald in Bewegung gerathen; man hörte, wie die leichten Wellen der Schelde vor dem Bug anschlugen, und mehr als ein Matrosenkopf wandte sich dem Ufer zu, als wollte man der Stadt Antwerpen ein letztes Lebewohl sagen. Mit einer leichten Kühlte fuhr man stromabwärts, und die Zwischenzeit ward benutzt, sich „seeklar" (seefertig) zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sprachenfest in Rom.

(Rom, 9. Jan.) Heute war das öffentliche akademische Exercitium der Schüler der Propaganda, welches sie jährlich zu Ehren der heiligen drei Könige geben. Bekanntlich erhält man nur auf Einladungskarten Einlaß, die besonders von den Fremden sehr gesucht sind. Für Frauen, die das Heiligthum nicht betreten dürfen, ist nur eine obere Galerie zu etwa 20 Personen bestimmt. An ein Heiligthum erinnert mich nun zwar diese Exhibition von Schülerkräften sehr wenig, desto unterhaltender und interessanter ist sie, daß man wohl begreift, wie der Zudrang zu einem Schulexercitium, welches noch dazu in für einen jeden Zuhörer wenigstens zu neun Zehntheilen ganz fremden Sprachen geführt wird, so übergroß seyn kann. Töne hörte man, die das Ohr zerrissen, aber eine Versammlung von Gesichtern sah man auch, welche in allen Farben und Schnitten die Racen der Söhne Sem's, Ham's und Japhet's nicht augenfälliger repräsentiren konnten. Vom kleinen Negerbuben aus Brasilien und dem muskelkräftigen aus Guinea bis zu den Abkömmlingen der kaukasischen Racen, welches Musterbild verschiedener Menschenbildungen, und Alle eingezwängt in dasselbe Habit geistlicher Entsagung, Alle, in ihren hundert Sprachen, dasselbe Thema in Aufgaben behandelnd! Wer führte diese Musterkarte des Menschengeschlechts, diese Deputirten aller Stämme Asiens hier zusammen? fragt man sich unwillkürlich. Wären es Erwachsene, so wäre die Antwort zur Hand: das Licht des ewigen Roms zog sie an wie der Magnet das Eisen; sie konnten dem Drange nicht widerstehen, an St. Peters Felsen zu knieen, sie dürsteten zu trinken am Quelle der Tradition, die bis in ihre Steppen und Wälder gedrungen ist. Aber sie kamen als Kinder her, viele unter ihnen scheinen noch heute keinen Willen zu haben. Wer hat sie eingeschickt, ehe sie einen eignen Willen entwickeln konnten, zu dem sauren Märtyrerberufe, das Kreuz unter den Wilden und Barbaren zu predigen und unter Martern Blutzeugen zu werden? Besonders überschlich mich dieser Gedanke beim Anblicke des kleinen Negers, der, beiläufig bemerkt, muthig genug als Repräsentant der portugiesischen Sprache sein Pensum hersagte; wer fing ihn ein, wer riß ihn von seiner Mutter Brust, wer kaufte ihn und schickte ihn, aus Grille oder Fanatismus, nach Rom? Wenn er einst irgendwo an einer wilden Küste gespießt und gebraten wird um seinen Glaubenseifer, der ihm par ordre eingeimpft ward, auf wessen Gewissen lastet die Schuld? Daß dies keine Phantasien sind, lehrt uns die Geschichte der katholischen Missionen noch aus den letzten Jahren; an allen Straßenecken hängen die Bilder aus, die das Martyrium einiger unglücklichen Missionare an den Ostküsten Asiens in grellen Farben darstellen. Es sind dieselben, welche vor einigen Jahren in herzzerreißenden Klagen vom Vatican aus der Welt verkündet wurden. Der Seitenblick auf eine solche Zukunft kann das heitere Schauspiel trüben, welches sonst mehr Aehnlichkeit mit einem Lustspiel als mit einem ernsten und heiligen Drama hat. Es sind Kinder, die sich freuen, ihre Wissenschaft, ihre Kunstfertigkeit dem Publikum zu zeigen. Man sieht den jugendlichen Gesichtern an, daß sie der kindlichen Lebenslust nicht abgestorben sind, daß sie hinter ihren Mauern und neben ihren heiligen Studien jener Heiterkeit pflegen, ohne welche die Jugend eine verlorene ist. Der öffentliche Act ist eine Lust, auf die sie das Jahr durch sich gefreut und vorbereitet haben; Jeder sucht es dem Andern zuvor zu thun durch Ausdruck, lebendige Sprache, Mienenspiel. Sie haben sich in Dialogen eingeübt, die mit der Lebhaftigkeit von Schauspielern durchgeführt werden, sie singen im Chor, in Responsorien, und ihre Freude läßt sich nicht verbergen, wenn ein Geflüster des Wohlgefallens, ein lauter Applaus durch Händeklatschen und Bravos sie für ihre Anstrengung belohnt. So nämlich dankt das Publikum für gelungene Exercitien, nur der Dacaporuf fehlte, um die theatralische Vorstellung voll zu machen, und die ernste Gegenwart dreier grau würdiger Cardinäle that dem heitern Eindrucke nicht den geringsten Eintrag. Es waren sogar die geistlichen Zuschauer, welche ich zuerst ein Lächeln annehmen sah, das die profanen lange Zeit zurückzuzwängen sich durch den Respect vor dem Ort und dem Zwecke der Handlung gedrungen fühlten.

Die achtzehn orientalischen Sprachen und Dialekte forderten übrigens durch die Monotonie ihrer Kehllaute auch den rigidesten Hörer zum Gelächter heraus; es ist unmöglich für ein europäisches Ohr, an harmonischen Redefluß gewöhnt, bei diesen hervorgestoßenen oder herausgewürgten Tönen der Chaldäer, Samaritaner, Syrer und Hebräer auf die Dauer ernst zu bleiben. Es klang wie Keilschrift in Tönen. Nur die Sprache des Persers, noch mehr die des Türken klang wie eine gebildete Conversationssprache. Daß man ernst bleiben sollte, war auch gar nicht immer die Absicht. Schon die drei Chaldäer huben einen Wettgesang zum Schluß ihres Dialogs an, der so komisch lebhaft wurde, daß ein lauter Applaus erfolgte; die beiden Chinesen, der Hr. Lieu und der Hr. Lien, stießen eben einen so „pipenden, quikenden" Gesang aus, dazu das lebhafteste Mienenspiel ihrer charakteristisch ausgeprägten Gesichter, die, ächt chinesisch, eher einem Schelmenlustspiel als einem geistlichen Actus angehörten, und halb hüpfende, tanzende Bewegungen, begleitet von einem eigenthümlichen Fingerspiele, daß die ganze ehrwürdige Versammlung in ein lautes Gelächter des Beifalls ausbrach. Um so wunderbarer

---

[3]) Brassen, die Segel einziehen.

[4]) Die Raen, lange, runde, hölzerne, horizontal angebrachte Stangen, an welche man die Segel spannt. Sie bilden mit den Masten ein Kreuz.

[5]) Braedspil, ein Windhaspel, womit man den Anker lichtet und aufwindet.

wirkte die sonore Stimme eines großen Negers aus Guinea, der eine Hymne in lateinischen Hexametern auf die heiligen drei Könige, selbst schwarz wie die Nacht, mit den Worten anhub: „Nox erat“ x. Ein Neger aus Guinea als Repräsentant der lateinischen Sprache in der Hauptstadt des lateinischen und des Weltroms hatte auch etwas Sonderbares. Die zwei Birmanen, größer freilich als die Hindostaner und Singalesen, hatten doch nichts von jenen erschreckenden Göttergestalten, vor denen in einem der letzten Kriege der ostindischen Compagnie die hindostanischen Seapoys erschreckt sich zu Boden warfen, aus religiöser Angst, mit den Abkömmlingen von Göttern streiten zu müssen. Im Ganzen zuckte aus Wesen, Blick und Haltung der östlichen Orientalen etwas Wildes hervor, das an die lauernden Thiere ihrer Dschungel erinnern konnte. Die Europäer erschienen dagegen sehr zahm. Sie sprachen in schönen, rührenden Versen, mit vieler Declamation; der Deutsche, offenbar ein Niedersachse, im hannoverschen Dialekte, malte die selige Verzückung seiner Gefühle, als er die Stadt des heiligen Petrus zuerst gesehen; seine Malerei, weil zu sentimental, schien aber auf die deutschen Zuhörer wenig Eindruck zu machen. Desto mehr der Dialog zweier Schweizer (in dialogo svizzero) kecker, junger frischer Bürschen, die ein Hebel'sches Lied im Wechselgespräche vorzutragen schienen. Verständlich war meinem Ohre nicht Alles, die Wirkung und der Jubel aber sehr groß. Die schweizer Hellebardierer wußten kaum den Ernst, den eine Schildwache behaupten soll, vor Theilnahme und Lachen zu bewahren. Und diese beiden schweizer Jünglinge waren — die Söhne des weiland Antistes Hurter von Schaffhausen! Der Franzose aus Genf vertrat sein Vaterland nicht besser als der niedersächsische Deutsche. Auch der Engländer perorirte zu viel und larmoyant, wo er als Engländer eine descriptive poetry hersagte; eigenthümlicher war er im Vortrag eines schottischen Liedes, das weiche und süße Anklänge eines Burns'schen Liedes athmete. Der Däne (aus Arendal) sang fast in sanften Molltönen das Lob der Christnacht und der heiligen drei Könige, seine süße Stimme sprach an; weniger genügte er, wo er auch als Repräsentant für Schweden diese kömigere, accentuirte Sprache in demselben Tone behandelte. Volltönend sprachen der Spanier und der Magyar; rührend und lebendig, die Herzen gewinnend, der Pole. Es war geschickt eingerichtet, daß die Vorträge in den ganz fremden orientalischen Sprachen nur ganz kurz waren; dafür hätten wohl alle Schüler diese ihre kurzen Pensa so auswendig lernen sollen (sie haben ein Jahr dazu Zeit), daß sie nicht immer nöthig gehabt in das Papier zu blicken. Ein Holländer, van Baren aus Limburg, leitete nicht ungeschickt den Actus durch eine lateinische Rede ein, in welcher er die Vorzüge der christlichen Missionsanstalten hervorhob, die vom Glauben an die Wunder der Offenbarung und deren Fortsetzung bis in die Gegenwart geleitet und unterstützt würden, denn nur durch Wunder und den Glauben daran könne die Bekehrung der Heiden bewirkt werden. Sonstige antiprotestantische Polemik unterblieb, und Pius dem Neunten ward das, ich weiß nicht ob nur herkömmliche und übliche, Lob gespendet. (D. Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Abbé Lambert, der die ganze Revolution von 1789 an mitgemacht hat und der Beichtvater aller von dem Revolutionstribunale Verurtheilten war, der dann das Konsulat, das Kaiserreich, die Restauration, die Julirevolution und Juliregierung an sich vorüberziehen sah und durch seine Mittheilungen über die letzten Stunden Marien Antoinettens, Philipp Egalité's, der Girondisten u. s. w. Lamartine es möglich machte, in dessen Histoire de Girondins ganz neue, unbekannte und höchst interessante Details mitzutheilen, ist zu Bessancourt im Thale von Montmorency, 86 Jahre alt, gestorben.

Es werden in London Versammlungen gehalten, welche besonders von Handlungsdienern zahlreich besucht werden, um eine Angelegenheit zu fördern, welche schon lange besprochen ward, nämlich das frühere Schließen der Läden. Man trägt darauf an, die Läden schon um 7 Uhr zu schließen. Es gibt bereits eine „Früh-Schließ-Gesellschaft.“ Und wofür gibt es in England nicht Gesellschaften? Gibt es doch eine „Gegen-Junge-Herren-vor-der-Kirchthür-Steh-Gesellschaft!“ (Anti-young-man-standing-before-the-churchdoor-Society.) (K. Z.)

(Breslau, 1. Febr. — Bresl. Z.) In einem Dorfe bei Neisse wurde am 25. Jan. eine lustige Hochzeit ohne Bräutigam gefeiert. Als nämlich alle Gäste beisammen waren, blieb der Bräutigam aus und man beschloß daher, das Fest, das einmal angerichtet war, ohne denselben zu begehen. Am Morgen erfuhr man, daß der Bräutigam, ein Fleischer, in Neisse verhaftet worden war, weil man ihn in dem Verdacht hatte, eine Mütze entwendet zu haben, die er zur Vervollkommnung seines Brautstaats aus der Stadt holen wollte.

Ein blutarmer Schulmeister in der Nähe von Eisleben borgt von einem eben so armen Collegen 25 Thlr. auf sein ehrliches Gesicht. Es waren langjährige Ersparnisse. Das Geld hilft aber nicht, der arme alte Mann stirbt durch eigne Hand. Nicht lange und der alte Darleiher ist todt. Beide hinterlassen Wittwen, hülflos und blutarm; die Eine kann das Geld nicht geben, die Andere nicht entbehren. Die Noth ist groß. Das hört ein wohlbekannter Mann in Magdeburg und schickt den Wittwen 31 Thaler. Die Schuld ist abgetragen und noch Geld für ein Trauerkleid übrig geblieben. Der edle Helfer aber heißt Uhlich. (Dorfz.)

Einen eigenthümlichen Beitrag für die Berliner Sittengeschichte gibt folgendes Factum. Die Noth trieb in diesen Tagen einen Mann zu folgendem Auskunftsmittel; er begab sich in den Thiergarten, und machte in dem Augenblicke, wo er einen dem Aeußern nach wohlhabenden Mann sich nähern sah, Anstalt, sich an einem Baume zu erhängen. Wieder abgeschnitten, erzählte er, daß er wegen einer Schuld von 5 Rthlr. zu diesem verzweifelten Schritt getrieben worden sey. Er erhielt die angegebene Summe; allein wie erstaunte der menschenfreundliche Geber, als er einige Tage darauf an einer andern Stelle denselben Mann wieder dasselbe Manoeuvre vornehmen sah, und auf Befragen dieselbe Geschichte erfuhr. Es ergab sich nun bei näherer Untersuchung, daß Jener dieses Mittel bereits mehrere Male, und jedes Mal mit Erfolg, in Anwendung gebracht hatte; er wurde nun natürlich von der Polizei eingezogen, allein man soll sich in einer gewissen Verlegenheit befinden, aus welchem Rechtstitel man ihn bestrafen soll. Die Noth macht zwar erfinderisch, allein daß sie so weit treibt, dürfte doch neu seyn. (Weserz.)

Der junge Erbprinz von Sachsen-Meiningen, welcher als Offizier in ein Cürassier-Regiment zu Berlin eingetreten ist, beschäftigt sich vorzugsweise auch mit Ausübung der Malerkunst. Gegenwärtig ist der Prinz mit der Ausführung eines großen Kartons beschäftigt, der die Schlacht der Dithmarschen gegen die Dänen darstellt. In der Wahl des Stoffes möchte sich die deutsche Gesinnung des jungen Erbprinzen aussprechen, der außer seinem Kunsttalente auch durch seine Anspruchlosigkeit alle Herzen gewinnt. Den Kunstleistungen desselben schenkt Meister Cornelius besondere Aufmerksamkeit, da die Arbeiten des Prinzen ihn überraschen. (Köln. Z.)

Es sey hier erwähnt, daß von Auerbach's Dorfgeschichten eben die vierte Auflage erschienen ist. Zählt man ihr erstes Erscheinen in Zeitblättern und die zahllosen Nachdrücke mit, so halten sie mindestens an der achten Auflage. Und trotzdem sind sie dem eigentlichen Theaterpublikum offenbar so unbekannt geblieben, daß dasselbe erst via der Frau Birch-Pfeiffer eine Ahnung von dem Geist dieses Dichters erhält. Denn daß der lebhafte Eindruck dieses Schauspiels vorzugsweise, wenn nicht lediglich in dem dem Theaterpublikum ganz neuen Element der Auerbach'schen Poesie seinen Grund hat, wird Niemand bezweifeln. Bei einer der letzten Aufführungen von Dorf und Stadt in Berlin erlebte übrigens Frau Birch-Pfeiffer das Leid, daß am Schluß ein großer Theil des Publikums rief: „Auerbach heraus!" (Han. Mgzt.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 1. Febr.

Man erzählt sich einen merkwürdigen Fall, der uns abermals zeigen dürfte, daß vor Allem auf Vereinfachung in unserem Staatswesen und Entfernung der Vielschreiberei Bedacht genommen werden sollte, da diese in allen Zweigen bei uns ein Krebsschaden ist. Vor ein paar Jahren wurde zur Verbesserung der oberen Neckarschifffahrt in der Nähe von Besigheim ein Kanal angelegt, wozu eine Menge Güter im Wege der Expropriation erworben wurden. Die Güterzerstückelung in jener Gegend ist bedeutend, daher auch der Wohlstand nicht gerade sehr groß. Es mußte daher den früheren Besitzern der expropriirten Grundstücke von besonderem Werthe seyn, die Bezahlung für dieselben baldmöglichst zu erhalten. Aber es verging ein Monat um den andern; es verging über ein Jahr und noch war der Betrag nicht ausbezahlt. Die Leute jammerten, erinnerten, baten, aber ohne darum schneller zu ihrem Ziele zu gelangen. Da machte sich ein Bäuerlein von dem hart am Neckar liegenden Orte Gemmersheim auf den Weg nach der Residenz und flehte inständig um Beschleunigung der Sache. Mit einem vielleicht etwas kalten Kanzleitrost entlassen, ging er nicht sonderlich vergnügt und wohl etwas bitter gestimmt der Heimath zu. Eine Strecke vor den Thoren der Stadt gesellte sich auf der Landstraße ein zwar sauber, aber einfach gekleideter Herr zu ihm und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Das Bäuerlein, froh, Jemand gefunden zu haben, gegen den er sein Herz ausleeren konnte, that dies ohne Rückhalt und beklagte sich bitter über die Saumseligkeit der Kanzleimenschen in der Residenz, welche ihn nicht geringer Verlegenheit aussetze und mit ihm so viele Andere. Der Herr hörte ihm aufmerksam zu, fragte ihn auch wohl über Das und Jenes aus und verließ ihn, nachdem sie etwa eine Viertelstunde zusammengegangen waren, an der Prag, wo ehemals das Chausseehaus gestanden und jetzt der Eingang und das Portierhaus zu dem königlichen Park Rosenstein sich befindet. Kaum hatte der Herr ihn verlassen, so gesellte sich ein Landsmann zu ihm, der ihm zuvor schon unterwegs verschiedene Male sonderbarlich zugewinkt hatte, was von ihm aber unbeachtet geblieben war. Dieser fragte ihn nun, ob er denn auch wisse, mit wem er so lange und so angelegentlich geplaudert habe; auf seine verneinende Antwort theilte ihm der Landsmann mit, der einfache Herr sey Niemand anders gewesen, als Se. Maj. Wilhelm I., König von Würtemberg. Dem Bäuerlein fiel, als er merkte, daß sein Landsmann keinen Scherz mit ihm treibe, das Herz in die Hosen; die Sache ging aber besser, als er dachte. Seine freien Aeußerungen hatten den guten Erfolg, daß er andern Tags sein Geld erhielt, daß eine k. Commission im Orte und der Gegend erschien, welche schleunigst die Ansprüche Aller untersuchte, regulirte und in acht Tagen hatte kein Einziger mehr einen Kreuzer an die k. Staatskasse zu fordern. Die Nutzanwendung mag sich Jeder selbst machen.

Mainz, 5. Febr.

Unter den vier Sitzungen unseres Narrenparlaments, die bis jetzt gehalten wurden, war die gestrige unstreitig die interessanteste, und wir sind überzeugt, daß von den anwesenden Fremden keiner die Narrhalla verlassen, ohne mit Dem, was ihm geboten wurde, im vollsten Maße befriedigt zu seyn. Es wurden aber auch so pikante Speisen aufgetischt, daß die bunte Versammlung gar nicht satt werden wollte, und hätte die Sitzung bis zum Morgen gedauert, man würde ausgehalten und dem Gotte des Schlafes ein Schnippchen geschlagen haben. Der gesunde Volkswitz errang in der gestrigen Sitzung die entschiedensten Triumphe, und wir nennen ihn vorzugsweise deshalb einen „gesunden", weil er, wenn er auch derb auftrat, sich doch nicht auf die Bahn hin verirrte, auf welcher derselbe so leicht in ekelhafte Plumpheit ausartet. Gestern erhielt auch ein neuer Carnevals-Dichter den Preis für das von ihm zur Aufführung auf dem Narrentheater eingesandte Stück, welches unter 10 oder 11 Concurrenten den Sieg davongetragen. Es war für das dem Zwecke am meisten entsprechende anerkannt worden, und, wie schon einmal, so gehört auch diesmal der gekrönte Dichter dem Gewerbstande an. Derselbe empfahl sich dann noch als glücklicher Humorist. Er erschien als Hampelmann und trug der Gesellschaft so zwerchfellerschütternde „Verzählches" vor, daß wir nicht im geringsten daran zweifeln, ganz Frankfurt würde mitgelacht haben, wenn es den Pseudo-Bewohner der alten Mainstadt gesehen und gehört hätte. Solche Humoristen aus dem Volke sind für Jeden, der die Himmelsgabe des Humors zu würdigen weiß, ein wahrer Balsam; sie reißen Einen mit ihren tollen Späßen, die doch wiederum nicht toll sind, aus dem nüchternen Alltagsleben und würden auch den verstocktesten Philister, wenigstens auf Augenblicke, für Lust und Freude empfänglich machen. Von den drei Faschingstagen verspricht man sich diesmal viel, sehr viel. Es wird ein großer Zug statt finden, und wir wollen wünschen, daß bis dahin die starre Eisdecke, die dem freien deutschen Rhein einen so absolut nordischen Charakter aufdrückt, verschwunden seyn möge, damit der wahre Hampelmann und alle Faschingsfreunde Ihrer Stadt sich bequem mit uns dem Carnevalsjubel hingeben können.

Charaden.

(Zweisylbig.)

1.

Ein unverehlicht Frauenzimmer
Bezeichnet dir mein erstes Wort;
In Deutschland findest du es nimmer,
Bringt's nicht der Lenz an Dampfschiffs Bord.
Fehlt' meine Zweit' dem Schwert, dem Degen,
So säh' das Ding sich anders an;
Der Gauner kann den Raub nicht pflegen,
Wenn er nicht Uebung d'rin gewann.
Wer's Ganze nicht zu meiden strebt,
Viel Gram und Qual dadurch erlebt.

2.

Die erste Sylb' ist eine Stadt,
Die, wir bekannt, viel Freiheit hat,
Und daß sie, wie ihr längst schon wißt,
Recht stolz auf ihre Freiheit ist.
Die Zweite zeiget uns die Spur
Der ewig bildenden Natur
Im Schooß der Erd' und ist zugleich
Als Wissenschaft ein eig'nes Reich.
Das Ganze bringet uns das Meer,
Kommt zu uns meist aus Norden her.

d.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 37.

Soden, Ode.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. Febr. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Dienstag, 8. Febr. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber. Agathe: Frau Anschütz.

Druck und Verlag von Deller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 40. | Mittwoch, den 9. Februar | 1848.

Träume.

(Von Wilh. Wagner.)

„Kein Jüngling mehr und doch ein Träumer noch!"
So hör' ich euch, ihr lieben Freunde, sagen.
„O laßt mir meine holden Träume doch,
Die mich beseligt in der Kindheit Tagen,
Die mich beglückt in gold'ner Jugendzeit,
Die mir noch immer geben das Geleit
Durch's ernste Leben, mir Erheit'rung bringen,
Wann Sorg' und Mühen feindlich mich umringen."

„Laßt mir die Träume doch! — Ein Jeder will,
Wie's ihm behagt, des Daseyns sich erfreuen.
Der Eine lebt geräuschlos gern und still,
Der And're will sich im Gewühl zerstreun;
Es geizet Dieser mit gehäuftem Gold
Und Jener dient um eiteln Ruhmes Sold;
Der kämpfet mit dem Schwert, der mit der Feder."
Nach eig'ner Weise treibt es gern ein Jeder."

„Verlangt ihr doch vom sanften Monde nicht,
Daß er der hellen Mittagssonne gleiche!
Ist anders doch das holde Angesicht
Der Rose, als das dunkle Grün der Eiche!
So laßt mir meine Träume! Denn dahin
Mit ihnen würde alle Freude zieh'n;
Verstummen würden alle meine Lieder,
Nicht Hoffnung, noch Erinn'rung kehrten wieder."

„Die Träume sind des Dichters bunt' Geleit;
Sie bringen ihm erheiternde Gesänge.
Wie freut es euch, wenn er den Ernst der Zeit
Euch mildert durch des Liedes traute Klänge,
Wenn er den engen Schranken euch entrückt
Und durch die Blüthen edler Kunst beglückt!
Er weiß den Gram, den finstern, zu verscheuchen
Und alle Sorgen, die euch niederbeugen."

„Die Jugend flieht. Das Alter kommt heran;
Das Haar erbleicht, es furchen sich die Wangen.
Was bleibt euch, Freunde, auf der steilen Bahn,
Wo Lenzesblüthen euch nicht mehr umfangen?
Bewahret euch die holden Träume doch!
Nur sie allein sind euch Verjünger noch
Und wenn auch sie von eu'rem Pfad sich wenden,
Was könnte dann das Leben euch noch spenden?"

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

„Sag' ein Mal, Lukas, was hältst Du von unserm Kapitän?" fragte einer der Matrosen seinen Kameraden, während Beide sich mit dem Anbinden des Leesegelwerks beschäftigten.

„Nun, Jan, er sieht mir aus, wie ein erster „Todtläufer." Ich glaube meiner Seele, daß er nicht der Mann ist, das Segel mit der Nase in den Wind zu setzen [6]) und lieber in Top zieht [7]), als etwas Anderes."

„Ja, auch mir scheint er ein verteufelter Pranger [8]) zu seyn," sagte Jan.

„Er ist noch jung."

„Ja, aber ein alter Seewolf, Freund Lukas. Der Teufel behüte unsern Rücken, Junge; ich glaube, wir brauchen nicht gerade viel anzufangen, um Bekanntschaft mit dem steifen Dagh [9]) zu machen."

„Ta, ta," sprach Lukas, „er wird so „wieuw" [10]) nicht seyn, als wir wohl glauben; ich habe schon andern Kerls unter die Augen schauen müssen."

„Und der Steuermann?" fragte Jan.

„Der Steuermann scheint zwar kein übler Bursche zu seyn; doch seine kleinen grauen Augen wollen mir nicht gefallen. Findest Du nicht, daß er unter seinem Hut auf eine eigene Weise Blicke um sich werfen kann? Er hat freilich ein lachendes Wesen. Nun, nun, das wird sich schon machen. Es lebe die Freude, Junge! vielleicht in einigen Tagen sind wir schon mit Karthaunen und Säbeln im Gange und beschäftigt, unsere Beutel zu spicken."

Hier wurden die beiden Matrosen in ihrem Gespräche durch das Wort: „Overal" [11]) gestört, welches donnernd ringsum ertönte. Auf einen Wink mit den Augen stand die ganze Equipage in Bereitschaft und befolgte des Kapitäns Anordnungen. Mit den Händen auf dem Rücken, schritt dieser das Verdeck auf und nieder, und seine Augen, denen zwei Feuerstrahlen entsprühten, wandten sich mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Punkte zum andern, je nach den Befehlen, die er austheilte.

Der Kapitän war ein junger Mann von etwa dreißig Jah-

---

[6]) Um den Lauf des Schiffs zu verzögern.

[7]) Das Segel so hoch als möglich aufzusetzen.

[8]) „Prangen", gegen den Wind laviren. — Die Segel straff spannen.

[9]) „Dagh", ein kurzes, dickes Tau, mit welchem die Matrosen gegeißelt werden.

[10]) „Wieuw", böse. So sagt man: „Der Wind ist wieuw" (böse, schlecht). „Der Wind ist wauw" (günstig).

[11]) Auf den Ruf: „Overal!" (Ueberall!) muß die gesammte Mannschaft auf dem Verdeck erscheinen.

ren und mittlerer Größe. Sein Körper, obgleich stark wie Eisen, war zart und fein; seine Hände zeugten nicht von täglicher schwerer Arbeit; doch eine Narbe, die quer über den fünf Fingern der rechten Hand sich zeigte, führte zu der Annahme, daß er vielleicht dem blutigen Kriege nicht fremd sey. Seine Schultern waren breit und viereckig und seine Brust stark gebildet. Schön war sein Kopf, so schön, wie nur irgend ein Maler ihn als Modell sich hätte wünschen mögen. Eine wohlgeformte Stirne, von den kurzen schwarzen Haaren nachlässig umschattet, deutete darauf hin, daß im Gehirn des jungen Mannes große Geisteskräfte verborgen liegen müßten und die brennenden schwarzen Augen, welche im Haupte ihm glänzten, waren Anzeichen, daß heftige Leidenschaften in seinem Herzen wühlten. Seine fein geschnittene, etwas gebogene Nase und seine mehr dicken als eingezogenen Lippen waren zwei Gegenstände, die zu gleicher Zeit auf die Vermuthung führen konnten, daß es dem Jüngling weder an Heldenmuth, noch an Charakterstolz fehle. Das Merkwürdigste von Allem war eine Art düsterer, über sein ganzes Antlitz verbreiteter Melancholie. Sein Anzug war der Wärme der Jahreszeit angemessen gewählt. Ein Strohhut bedeckte den Scheitel, eine rothe Leibbinde schlang sich um die Hüfte, und diente zur Befestigung der faltigen weißen Beinkleider. Ein seidenes Tuch hatte er los um den braunen Hals geknüpft; in kühnen Schlingungen fiel es auf sein feines leinenes Hemd herab. Ein blaues rundes Kamisol, mit goldenen Knöpfen besetzt, umschloß ihm den Leib. Ein kleines silbernes Pfeifchen, an eine seidene Schnur geknüpft, zeigte sich auf seiner Brust, und zwischen seinem Gürtel erblickte man einen einfachen Dolch. Dieser junge Mann nannte sich „Fernand[12]) van Imschote."

Die Kleidung der Mannschaft der Goelette „de zwarte Zwaluw" war, wenngleich nicht schön, wenigstens höchst malerisch und reich an Farben. Einige trugen schwarze glänzende, mit einem seidenen Bande geschmückte Hütchen, Andere hatten den Kopf mit rothen wollenen Mützen oder Kappen von Segeltuch bedeckt. Manche trugen graue kurze Kittel, bei dem Volke auch wohl „Schobbejakken" genannt; Andere waren mit rothen wollenen Oberhemden bekleidet; Alle aber hatten leinene, mehr oder weniger mit Theer oder Fett beschmutzte Hosen, und in eines Jeden Gürtel sah man ein Schiffermesser in einem ledernen Futteral hängen.

Auch die Gesichter dieser Leute boten die größte Verschiedenheit dar, auf allen aber konnte man heftige Leidenschaften, Lebensmuth und Rohheit lesen, und der Eindruck, den sie auf den Beschauer hervorbrachten, konnte nur mit Schrecken verpaart seyn. Ihre rauhen, halb entblößten Arme, ihre mit zottigen Haaren bewachsene und von der Sonne versengte Brust gaben ihnen eher das Ansehen eines Haufens wilder Menschen, als von im Antwerpener Hafen geworbenen Bootsleuten. Es waren ihrer aus allen Nationen: Schweden, Deutsche, Italiener, Holländer, Franzosen, Amerikaner, ja sogar zwei Mohren, und man kann leicht begreifen, daß die meisten dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft angehörten, und daß es eines eisernen Arms bedurfte, solche rohe Gesellen im Zaum zu halten. Doch dieser Eisenmann, er war vorhanden; denn Alle hatten Furcht vor ihrem jungen Kapitän, Alle erkannten, öffentlich oder in ihrem Innern, in ihm den Mann, der sie zu lenken, sie zu bezwingen verstand. Hätten sie noch Zweifel daran hegen können, so sollte ein kleines Ereigniß ihnen bald die Ueberzeugung davon gewähren.

Man war noch nicht ganz die Schelde hinabgefahren, jedoch an die Stelle gelangt, wo der Fluß eine merkliche Breite gewinnt, als plötzlich ein Streit zwischen zwei Matrosen sich erhob. Einer beschuldigte den andern, daß er ihm sein Geld gestohlen, und man war von Worten bald zu Faustschlägen übergegangen. Auf den Lärm erschien Fernand aus der Kajüte auf dem Verdeck, untersuchte mit strenger Miene die Ursache des Streites, überzeugte sich von dem verübten Diebstahl, und befahl, den Kläger auf einige Zeit in den Schiffsraum zu sperren, weil er sich selbst hatte Recht verschaffen wollen. Darauf faßte er, zum Diebe sich wendend, diesen bei'm Kragen, ließ ihn bis an Bord des Schiffes sich nähern, und sprach, mit der Hand nach dem ziemlich weit entfernten Ufer deutend: „Dort ist noch Land! Diebe sind schlechte Matrosen, noch schlechter aber im Gefechte. Sieh' zu, wie Du das Ufer erreichst!"

Bei diesen Worten faßte er den schweren Matrosen, als wäre er ein Kind gewesen, mitten um den Leib und warf ihn über Bord.

Nach dieser Handlung konnte man auf Fernands Gesicht nicht den mindesten Eindruck spüren. In demselben Augenblick wandte er sich an das Bootsvolk und sprach:

„Leute, in mir sollt Ihr einen braven Kapitän finden, so lange Ihr Eure Pflichten gehörig erfüllt; doch wehe Dem, der es hieran mangeln läßt und sich durch niederträchtige Handlungen entehrt!"

Alle waren durch des Kapitäns kühne That dergestalt betroffen, daß man nicht ein Mal daran dachte, sich nach dem in's Wasser Geschleuderten umzuschauen. Eine Verrichtung, die Fernand unmittelbar darauf anordnete, hinderte sie um so mehr, Jenem irgend weitere Aufmerksamkeit zu widmen.

Rasch setzte das Schiff seinen Kurs fort.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland's Dank an die Manen Doktor K. G. Bretschneider's.

Wenn Licht, Wahrheit und Recht die Grundsäulen unseres socialen Lebens sind, so gebührt auch dem am 22. Januar verstorbenen Präsid. des Obercons. u. Generalsup. zu Gotha Dr. K. G. Bretschneider der Dank des deutschen Volkes. Denn der Verewigte hat eine lange Reihe von Jahren in den vordersten Reihen Derer gestanden, welche Geist und Gemüth jenen edlen Gütern zuwandten, sie weiter zu verbreiten und, wo sie angefochten wurden, ohne Menschenfurcht zu vertheidigen strebten. Darum gehört auch Das, was der Verewigte auf diesem Gebiete erstrebte und wirkte, dem deutschen Vaterlande im Allgemeinen an, und wird fortwirken auch über seinem Grabe, so gewiß, als nichts Gutes und Schönes im Leben verloren gehen kann, weil es von Dem behütet wird, der die Geister nach seinem Bilde schuf. — Die Verdienste, welche sich Dr. Br. in den verschiedenen wichtigen Aemtern, die derselbe bekleidete, erwarb, bleiben hier unerörtert; ihre dankbare Anerkennung gehört dem kleineren Vaterlande an, in welchem Viele leben, die Gutes und Schönes zu würdigen wissen. Auch Das, was Br. seit fast einem halben Jahrhundert für die theologische Wissenschaft gethan, und worauf Tausende dankbar hinblicken, welche der Wissenschaft des Göttlichen Herz und Leben geweiht haben, muß einem andern Orte und einer andern Erörterung überlassen bleiben. — Aber Dr. Br. war mehr als Theolog, und die zahlreichen kleineren Schriften, die er besonders seit seinem Aufenthalt in Gotha in der mannichfaltigsten Form herausgab, und worin er sich mit den wichtigsten Zeitinteressen beschäftigte, geben Zeugniß, welcher Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit in ihm lebte, und wie er in einem edlen männlichen Zorne, der auch dem Weisen wohl ansteht, in dem Kampfe für die höchsten Güter des Lebens, für Licht, Wahrheit und Recht, entbrennen konnte. Sein freies und muthiges Wort ist hier und da tief eingedrungen; denn was

---

12) Im Deutschen: Ferdinand.

Anmerk. des Uebersetzers.

der Verewigte zunächst für die protestantische Kirche that und erstrebte, Freiheit von menschlichen Satzungen und von menschlicher Willkür, das war doch zuletzt ein Opfer, welches er auf dem Altare der heiligen Menschenrechte niederlegte; ein Same, welcher auch spätern Geschlechtern noch Früchte bringen wird.

Hierbei darf aber wenigstens eine Beziehung, in welcher Br. als Theolog zu einem großen Theile des deutschen Volkes stand, nicht außer Acht gelassen werden; das ist nämlich die, daß er, bei aller freien Forschung auf dem Gebiete des Heiligen, den noch treu und fest hielt an dem Evangelium Jesu von Nazareth, und in der göttlichen Offenbarung des Christenthums den Höherpunkt religiöser Erleuchtung und göttlicher Erlösung erkannte. Dadurch hat der Verewigte den Charakter des ächten Protestantismus bewährt, den des vernunftmäßigen Fortschritts, und den der weisen Bewahrung auf dem Gebiete des Heiligen, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz kommen ist. Ein Weg, auf welchen die protestantische Kirche allzumal einwenden muß, wenn sie den Charakter der Einheit bewahren und nicht in unzählige Kirchlein sich zersplittern soll. — In dieser Hinsicht ist Br.'s Verdienst ein volksthümliches und muß als solches erkannt werden. — Und wenn nun der Verewigte am Abend seines Lebens aus der reichen Fülle seines Gemüthes Denen, welche eine Vermittelung zwischen Erde und Himmel suchen, Früchte darreichte, welche ihm selbst unter den bunten Gestalten des Lebens gereift waren, so hat er sich damit einen gerechten Anspruch auf den Dank einer Nation erworben, welcher es, nach ihrer angebornen Eigenthümlichkeit, immerdar Bedürfniß bleiben wird, das Menschliche durch das Göttliche zu verklären.

Großfahner. Fr. Weingart.

Neuer Nekrolog der Deutschen.

Es ist für den Menschenfreund eine erhebende Betrachtung, daß unter der Masse von Individuen, welche ihr Leben in Alltagskreisen hinbringen und nichts Höheres zu erstreben oder zu gestalten vermögen, doch hier und dort Einzelne erscheinen, welche, von der Natur mit besondern Gaben befähigt, diese ausgebildet und durch einen kräftigen Willen zu segensreicher Wirksamkeit hingeleitet haben. Werden auch nur Wenige von der Gunst des Glückes, der Verhältnisse und Zeitumstände so unterstützt, um einen berühmten Namen und einen über ganze Länder und Völker ausgedehnten Einfluß zu erlangen, so sind doch auch Diejenigen der Hochachtung und des Dankes nicht unwürdig, welche in engerer Sphäre Gutes wirken und an dem großen Bau des Fortschrittes und der Vervollkommnung mitarbeiten helfen. Ein natürliches Gefühl der Liebe und Dankbarkeit hat zu allen Zeiten aufgefordert, berühmten oder wenigstens ausgezeichneten Männern nach ihrem Tode die verdiente Huldigung zu bringen und das Sprüchwort: „dem Verdienste seine Kronen", ist ein sehr altes. So erhalten die Einen nach ihrem Ableben Momente von Erz und Stein und von Andern werden die Namen in die Annalen der Geschichte verzeichnet, so wird den Einen nur ein bescheidenes Denkmal im Bereiche ihrer Vaterstadt gesetzt und den Andern ein schlichtes Wort der Anerkennung nachgerufen. — „Der neue Nekrolog der Deutschen", dessen 23ster Jahrgang in zwei starken 8[0] Bänden vor uns liegt, bildet ein friedliches Pantheon, in welchem berühmte oder ausgezeichnete verstorbene Deutsche aus dem Jahr 1845 der Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt sind. Von den hier gelieferten 319 Biographien sind ein großer Theil Originalbeiträge, von denen fast jeder einzelne einen andern Verfasser hat, und diese haben aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpft, da sie entweder den Verstorbenen oder dem Wirkungskreise derselben nahe stehen. Dieser Umstand gibt dem Nekrolog einen besondern Werth und einen wesentlichen Zuwachs zur Kulturgeschichte, denn er liefert Ereignisse, Charakteristiken nach dem Leben, Handlungen, Züge und Anekdoten, die ohne ihn vielleicht niemals zur öffentlichen Kenntniß gekommen wären. Außerdem wurde zum Behuf der Biographieen mit rühmlicher Sorgfalt das reiche Material der Literatur der Gegenwart, sowie der besten Mittheilungen der Tagespresse benutzt. Die im Nekrolog enthaltenen Lebensbeschreibungen sind zwar meist nur kurz gefaßt, dabei aber doch genügend, um ein Bild der Entwickelung, Stellung und Wirksamkeit, sowie des Charakters des Verstorbenen zu geben. Da ein derartiges Unternehmen, wenn es mit Sorgfalt und Umsicht, wie dies hier der Fall ist, geleitet und redigirt wird, mit mancherlei Kosten für die Verlagshandlung verknüpft ist, so halten wir es für Pflicht, auf dasselbe zu verweisen, um so mehr, als es sehr schätzenswerthe Beiträge zur Kulturgeschichte der Gegenwart enthält und überdies jedem Menschenfreunde eine erhebende Lectüre bieten und seinen Glauben an Fortschritt und Vervollkommnung ermuntern und bestärken wird.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist merkwürdig, daß die Nationen sich unter einander selbst durch die Art unterscheiden, wie sich die Leute um das Leben bringen. Die Engländer, denen das Leben zur Last geworden ist, schneiden sich meist mit einem Rasirmesser die Kehle durch, der Franzose erstickt sich mit Kohlendampf, der Holländer stürzt sich in das Wasser und die Spanier, bei denen jetzt der Selbstmord sehr häufig vorkommt, während er bisher unter ihnen äußerst selten war, verschlucken Phosphor; nur die Deutschen sind auch hierin Cosmopoliten und geben keinem besondern Mittel, sich aus der Welt zu schaffen, den Vorzug. (Moderz.)

Gewiß haben viele Leser an sich selbst schon die Erfahrung gemacht, daß ihnen der Genuß des grünen chinesischen Thees bei weitem nicht so gut bekam als der schwarze. Das wissen auch die Chinesen recht gut; denn in ganz China wird kein grüner Thee getrunken; man verkauft ihn nur. In der Londoner chemischen Gesellschaft stattete denn auch kürzlich ein Chemiker Bericht über die Untersuchung des grünen Thees ab, wobei er versicherte, daß er nicht nur die ganze Färbung und Glasur des grünen Thees entfernt, sondern durch chemische Untersuchung auch gefunden habe, daß sie hauptsächlich aus Blausäure und Gyps bestehe. Daß der Genuß solchen Thees nachtheilig seyn muß, unterliegt hiernach keinem Zweifel mehr.

Als Nachtrag zu der Erzählung (in Nro. 38. d. Bl.) über den Zudrang der Leute in Stockholm zu der ersten Vorstellung der Jenny Lind berichtet die A. A. Z.: „Um nicht zum zweiten Male Anlaß zu solchen Excessen zu geben, hat die königliche Theaterdirektion für die Vorstellung eine ordentliche Versteigerung der Billets an die Meistbietenden veranstaltet. Die Versteigerung fand im Opernsaale selbst statt und konnte gewissermaßen selbst als ein Schauspiel betrachtet werden. Man bezahlte die Billets 400 bis 800 Prozent über die gewöhnlichen Preise, im Durchschnitt über 600 Procent." Bekanntlich nimmt die Künstlerin selbst von dem ihr zukommenden (dritten) Theile der Einnahme für alle ihre Vorstellungen gar nichts für sich, sondern will davon eine Bildungsanstalt für junge talentvolle und tugendhafte Bühnenkünstler gründen.

Man sieht der baldigen Veröffentlichung der Memoiren der als Schriftstellerin so ausgezeichneten Madame Dudevant (George Sand) mit großer Spannung entgegen. Dieselben werden,

wie verlautet, in zehn oder zwölf Bänden (die Zeitschrift „Artiste“ spricht übertreibend sogar von zwanzig) bestehen und den Titel führen: Histoire de ma vie. „Die Aussicht auf eine so bändereiche Lebensbeschreibung“, meint ein Feuilletonist, dürfte wohl keinem Leser unwillkommen seyn, ja vielleicht „dürfte bei dieser Gelegenheit sich mancher die Worte der Frau von Tessé über die Verfasserin der Corinna (Frau von Staël): „Wäre ich die Königin, so befähle ich ihr, in einem fort zu erzählen,“ in's Gedächtniß zurückrufen. Viele glauben, daß dieses neue Werk der denkenden Schriftstellerin mehr persönliche Eindrücke als Ereignisse enthalten werde. Indeß hat sich Georges Sand thätig genug in die sociale Bewegung gemischt, und ist mit zu vielen hochgestellten und einflußreichen Personen in nähere Berührung gekommen, um ein an Enthüllungen armes Buch zu liefern, und an interessanten Portraits und Charakter-Zeichnungen wird es aus dem eben angeführten Grunde gewiß auch nicht darin fehlen.

(Allg. Modenz.)

Der französischen Akademie wurde kürzlich eine neue Erfindung vorgelegt — die Lösung der großen Schwierigkeit, nämlich seidene Stoffe zu vergolden, ohne sie zu verderben. Es wurden bereits Proben einfärbiger und gemusterter goldener Seidenstoffe vorgelegt, und die Leserinnen haben also die Aussicht, nächstens sich noch glänzender schmücken zu können. Man denke sich eine Gesellschaft von Damen in vergoldeten seidenen Kleidern unter Herren in der modischen schwarzen Tracht!

Die Augsb. Postztg. enthält einen interessanten Artikel über die letzten Lebensstunden Joseph v. Görres. Als ein naher Verwandter ihm ein Käppchen aufsetzte, um sein Haupt, das eines Theiles seines Haares hatte entblößt werden müssen, zu decken, sagte er: „Willst du mir deine Ulyssekappe aufsetzen? soll ich noch einmal das Steuerruder auf die Schulter nehmen, um die Weltfahrt anzutreten? Das war eine stürmische Fahrt! Nein, dazu ist es zu spät!“ Deutlich erkennend, daß seine Auflösung nahe sey, sagte er zu seiner jüngsten Tochter: „In dieser Nacht wird ein furchtbarer Kampf auf Leben und Tod kommen! hast du auch Leute bestellt, die sich darauf verstehen?“ — Kurz vor dem Verscheiden begehrte er Wasser; man reicht ihm Zuckerwasser. „Nicht solches; Wasser von der Quelle will ich, Seyfrieds-Wasser!“ (so bezeichnete er den Brunnen im Kriegsministerium nach seinem von ihm getrennten Freunde, der sonst daselbst sein Bureau hatte). Da kaltes Wasser nicht geeignet schien, so zögerte man, ihm solches zu geben. Er erwiederte ruhig: „Seyd unbesorgt, mir schadet nichts mehr; bald werdet ihr euch überzeugen, daß es mir nicht schadet.“

Korrespondenz.

Darmstadt, Anfangs Febr.

Unsere Stadt beherbergt noch, und zwar in dem Stalle eines hiesigen Gasthofs, die von Schlitz hierher gebrachten zwei nordamerikanischen Bären, welche, wie es jetzt heißt, nicht nach Kranichstein gebracht, sondern hier bleiben und in einer Abtheilung des hierzu sehr geeigneten Schloßgrabens eine Lagerstätte erhalten sollen. Es wäre übrigens zu wünschen, daß dabei die zu gleichem Zwecke getroffene Einrichtung der Stadt Bern, so wie sie im Jahre 1826 neu und sehr zweckmäßig hergestellt wurde, nicht unberücksichtigt bliebe. — Der in Nro. 28. der „Hess. Ztg.“ mitgetheilte Brief aus Neubraunfels, vom 1. Sept. 1847, enthält mehrere Stellen, die wahrlich nicht geeignet sind, die projectirte große texanische Ansiedelung unter dem Schutze des deutschen Adelsvereines in einem günstigen Lichte zu zeigen. Zuerst einen kleinen Rückblick auf die Vergangenheit. In dem erwähnten Briefe heißt es unter Anderem: „Ein größeres Lumpennest als India-Point kann man nicht finden.“ Und doch war es dieser, sonst als stattlich gepriesene Hafenort, wo ziemlich spät im Herbst des Jahres 1845 eine große Anzahl eingewanderter Deutsche (zwischen 1500 und 2000) in die allerbedrängteste Lage gerieth, weil es ihnen an Allem fehlte, an Proviant und Transportmitteln, um sie nach dem Orte ihrer Bestimmung zu schaffen. Ihrem Schicksale und sich selber überlassen, mußten die unglücklichen Eingewanderten bei India-Point in elenden Baracken bivouakiren, alles Ungemach des Klima's, verbunden mit furchtbarem Mangel, ertragen und zuletzt noch froh seyn, wenn sie das nackte Leben gerettet hatten. Aber viele unserer deutschen Landsleute waren nicht einmal so glücklich, sondern starben elendiglich und wurden begraben an einer unwirthlichen Meeresküste, die seitdem ein großer Kirchhof für getäuschte und durch den Tod von ihrem Elende errettete unglückliche Menschen geworden ist. Das waren die traurigen Folgen des Mangels an Voraussicht, an Plan und an Ordnung bei dem Verfahren der Colonisation in Texas! Das öffentliche Vertrauen mußte dadurch mächtig erschüttert werden. — An einer andern Stelle des fraglichen Briefes wird bemerkt, daß die Weiterreise von Neubraunfels nach der San Saba alsbald nach Ankunft des von Neu-Orleans erwarteteten Proviants angetreten werden solle. Es fehlt demnach also noch sehr an Lebensmitteln in Neubraunfels, weil sie kaum zu dem gewöhnlichen Bedarf hinzureichen scheinen und für einen außerordentlichen Zweck aus weiter Ferne durch den Seehandel bezogen werden müssen. In Folge des weiten Landtransportes steigen die Lebensmittel enorm im Preise. In Galveston z. B. kauft man, nach der Versicherung eines in Texas gewesenen Reisenden, ein aus Neu-Orleans bezogenes Faß Mehl von etwa zwei hess. Ctr. für den Preis von 5 Dollars; in Neubraunfels dagegen koste es schon 25 Dollars, und in Friedrichsburg noch mehr. — Dies vorausgeschickt, lassen wir nun die Stelle folgen, die so lautet: „Santa Anna (der Häuptling der Comanches-Indianer) ist für uns eine sehr wichtige Person; denn von seiner Gunst hängt es ab, ob wir die San Saba behaupten können oder nicht.“ Eine schlimme Vorbedeutung! Die Gunst eines Indianerhäuptlings oder ein mit ihm abgeschlossener Vertrag — was haben diese zu bedeuten? Das unglückliche Schicksal des Hauptmannes v. Wrede und seines Reisegefährten ist noch nicht vergessen. Daß unser Landsmann Schleicher einen Theil der San Saba zu Pferde bereis't hat, ohne, wie es scheint, eine Belästigung erfahren zu haben, mag für ihn vielleicht recht angenehm gewesen seyn; ob aber dadurch der Besitz des Grants mehr gesichert, oder sonst etwas practisch Nützliches erreicht worden sey? darüber wollen wir weiteren Nachrichten entgegen sehen. — Wer es noch nicht weiß, was es zu bedeuten hat, in der Nähe von Indianerstämmen als Colonist zu leben, der darf nur den ganz zuverlässigen Franklin oder andere Werke darüber nachlesen, um von seinen etwaigen Sympathieen für diese „einfachen Naturmenschen“ vollständig geheilt zu werden. Auch die Memoiren von John Tanner geben darüber belehrende Auskunft. — Endlich glaubt der Verfasser des Neubraunfelser Schreibens jedem Auswanderungslustigen, der Texas als das äußerste Ziel seiner Expedition ausersehen hat, von der Reise dahin unbedingt abrathen zu müssen, wenn er nicht wenigstens 1200 fl. oder noch mehr Geld hat. Mit einem solchen Kapital hat man wahrlich nicht nöthig, sich in den unbewohnten, blos von raub- und mordlustigen Indianern durchschwärmten Prairien niederzulassen, um Vermögen und Leben zu wagen. Mit verhältnißmäßig weit geringeren Mitteln und der Aussicht auf Erfolg kann sich der deutsche Auswanderer der nordamerikanischen Civilisation anschließen, da, wo er schon ein geordnetes Gemeinwesen findet, und wo er die Früchte seines Fleißes unverkümmert genießen darf. Kurz, der eben besprochene Neubraunfelser Brief gibt viel Stoff zum Denken, und wer ihn in nähere Erwägung ziehen will, wird finden, daß wir nicht unrichtig zwischen den Zeilen gelesen haben.

Auflösung der Charaden in Nro. 39.

1. Mißgriff. 2. Bernstein.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Febr. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber. Agathe: Frau Anschütz.

Mittwoch, 9. Febr. Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von A. W. v. Schlegel.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 41. Donnerstag, den 10. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.]

(Fortsetzung.)

II.

In See.

Die „schwarze Schwalbe“ befindet sich im Kanal. Vor ihr entfaltet sich der unermeßliche Ocean. Der Tag bricht an im Osten; ein grauer Schatten, gleich einem mit kleinen silbernen Pünktchen durchsäeten Florschleier, ist über den ruhigen Gewässern verbreitet; kleine Wolken ziehen an dem ausgedehnten Himmel einher; sie nehmen bereits die ersten Strahlen der Sonne auf und erscheinen an der einen Seite fast wie versilbert. Allmählig gewinnt die Luft mehr Farbe und die Wolken bereichern sich mit tausendfachen Schattirungen, während die Flordecke vom Wasser gleichsam zu verschwinden scheint und einer wärmeren Färbung Platz macht. Bald steigt nun die Sonne in ihrer vollen Majestät am Horizont empor, und das ganze Meer scheint ein lebhafteres, großartigeres Ansehen zu gewinnen.

Fernand war schon längst auf dem Verdeck des Fahrzeugs und hatte mit innigem Gefühl und in tiefes Hinbrüten versenkt, dem Erwachen der schlummernden Natur beigewohnt. Er fühlte seinen Busen wie von wollüstigen Empfindungen durchströmt, und athmete die frische Seeluft mit unbeschreiblicher Wonne ein. Endlich schien er aus seinem tiefen Sinnen zu erwachen und ertheilte dem Steuermann einen Befehl. Dieser schritt auf die Vorderlucke zu und ließ den Ruf: „Alles herauf von unten!“ in den Schiffsraum wiederhallen. Im Nu war die gesammte Mannschaft auf den Beinen und harrte der Befehle des Kapitäns. Dieser schritt einige Male das Verdeck auf und nieder, richtete einen forschenden Blick auf die Matrosen und redete sie an:

„Leute! wir befinden uns gegenwärtig auf unserm natürlichen Gebiete. Uns gehört das Meer, das weite Meer mit seinen Gefahren, seinen Freuden, seinen reichen Schätzen! — Bezeiget Gehorsam, Muth und Tapferkeit und Euer Glück ist gemacht. Der Kaiser Buonaparte hat uns das Meer gegeben: es ist unser! Wir werden es durchpflügen, durchkreuzen und die Schätze der Engländer werden die unserigen seyn. Vertrauet stets Euerm Kapitän und er wird für Euch sorgen. Gehet nun und bereitet die Waffen; von jetzt an müssen wir zum Angriff und zur Vertheidigung uns gerüstet halten. Die Jagd hat begonnen!“

„Es lebe unser Kapitän!“ rief die ganze Mannschaft, und Alles beeilte sich, seinen letzten Befehl auszuführen. Die Hälfte des Tages ward mit Reinigung der Feuerrohre und des groben Geschützes, so wie mit dem Schärfen der Dolche, Säbel, Piken und Beile zugebracht.

Nachmittags hatte eine leichte Kühlte sich erhoben; der Kapitän spazierte loswärts [1]) auf dem Halbdeck und beschäftigte sich damit, durch Hülfe seines Fernrohrs einen Gegenstand in der Ferne zu beobachten. In demselben Augenblick erklang eine Stimme: „Ein Schiff vor uns!“

„Eine englische Transportbrigg!“ sprach darauf der Kapitän, und bei diesen Worten, als hätte eine elektrische Macht sie erfaßt, sprangen alle Matrosen auf, und mehr denn ein Freudengeschrei stieg empor; doch Fernand's Antlitz gewann einen noch finstereren Ausdruck, und er sprach: „Das Glück scheint uns begünstigen zu wollen; dieses Freudengeschrei aber ist unnöthig; darum Ruhe, und gehe Jeder an seine Arbeit!“

„Alle Segel bei!“ rief er in demselben Augenblick. „Prangen! zum Henker, prangen!“ und das Schiffsvolk vollführte den Befehl mit außerordentlicher Schnelligkeit. Bald waren alle Segel in Top [2]).

„Die Segel genetzt!“ erscholl es weiter, und nun begann man, die Segel mit Wasser eimerweise zu begießen, um den Wind besser hinein zu fangen und den Kurs noch mehr zu beschleunigen.

„Und nun Jagd! gerade auf die Brigg los!“ rief nochmals der Kapitän, und man wendete den Steven gerade auf das englische Fahrzeug, welches inzwischen auch dem bloßen Auge sichtbar geworden war.

Mit außerordentlicher Geschwindigkeit flog die schlanke Goelette über das brausende Seewasser dahin. Sie schien gleichsam über die leichten Wellen hinzugleiten, und man hätte behaupten können, ihr Kiel habe nur einen oder zwei Fuß Wasser. Zusehends näherte man sich dem englischen Schiffe, welchem bis dahin Alles unbewußt zu bleiben schien. Nachdem man in einige Entfernung gelangt war, ließ Fernand seine ganze Mannschaft hinabsteigen, und gebot ihr, auf alle Fälle ihre Waffen in Bereitschaft zu halten. Blos die Steuerbordswache blieb auf dem Verdeck, um die kleinen Befehle auszuführen. Nun erst begann man, eine außergewöhnliche Bewegung auf der englischen Brigg zu gewahren. Auch sie fing an, ihren Kurs schleuniger fortzusetzen, jedoch nicht schnell genug, um nach einer halben Viertelstunde sich in einer Entfernung von der Goelette zu befinden, welche ihr gestattete, diese letztere zu praeyen [3]). Anfangs antwortete Fernand darauf nicht, und befahl, noch mehr zu prangen. Aber die Brigg wiederholte ihr Praeyen und verlangte, daß die Flagge aufgehißt werden sollte.

„Steuermann! laß sie unsere Flagge sehen!“ sprach Fernand mit beißendem Tone, und man sah eine kleine Flagge sich erhe-

---

[1]) Lof, die dem Winde zugewendete Seite des Schiffes, daher Lofbord.
Anm. des Uebersetzers.

[2]) „In Top“, d. h. beigesetzt, aufgezogen.
Anm. des Uebersetzers.

[3]) „Praeyen“, ein Schiff anrufen, um es nach seinem Namen, nach seiner Bestimmung und nach Neuigkeiten zu fragen.

ben, welche das Bild einer schwarzen Schwalbe führte. Die englische Brigg stellte nun keine weiteren Fragen, doch war es deutlich zu sehen, daß sie begriffen hatte, mit welchen Leuten sie zu thun bekommen werde; denn augenblicklich ließ sie ihre oberen Bramsegel und Klappmützen vorne und hinten beisetzen, ihre zehn Beisegel hissen und setzte sich windgerecht. Bald konnte Fernand sich überzeugen, daß er jetzt nichts oder wenig mehr über die englische Brigg gewann, welche ebenfalls ein niedrig gebautes Schiff und ein tüchtiger Segler war. Ungeduldig stampfte der Kapitän auf das Verdeck und rief:

„Macht die Segel naß und prangt, so viel als möglich! — Denn mit der verteufelten Brigg werden wir ein Spiel zu bestehen haben," fügte er leise hinzu.

Die Ausführung dieser zweiten Anordnung äußerte ihre Wirkung auf die Goelette; sie schien neue Kräfte zu sammeln. Fortwährend segelte sie im Kielwasser der englischen Brigg und die Jagd ward nun mit noch größerer Heftigkeit fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

H. Laube über Friedrich von Schiller.

Von den bekannten Reisenovellen von H. Laube sind nun neun Lieferungen der neuen Auflage erschienen (Mannheim, bei H. Hoff). Wir haben bei Gelegenheit der vier ersten Lieferungen die Art und Weise der Darstellung dieser Schrift bereits näher bezeichnet und wiederholen, daß man in ihr nicht sowohl ausführliche und planmäßig geordnete Beschreibungen von Ländern und Städten, nicht sowohl geographische und statistische Mittheilungen, noch wissenschaftliche Beiträge zur Völkerkunde und zur Sittengeschichte findet, als vielmehr freie und frische Reiseskizzen, poetische Eindrücke und Wanderbilder, subjective Betrachtungen und Erlebnisse, sowie eingeflochtene Novellen und Charaktergemälde. Die vorliegenden fünf Hefte gehen von Wien über Prag und Dresden bis Berlin und von dort über Weimar und Frankfurt a. M. nach Stuttgart zurück. Hier wollen wir nun den Verfasser erzählen lassen, und zwar da beginnend, wo er von den Eigenthümlichkeiten des Schwabenlandes und von dessen Bewohnern spricht. H. Laube sagt:

Bei allen Ausstellungen, die man diesem Volksstamme macht, bei alle Dem, daß man den Schwaben harthörig, starr, kleinstaatlich, kleinstädtlich, hausschüchtern, haustrotzig, hausbornirt, philisterhaft nennt, bei alle Dem ist er der kernigste, innerlichste, schöpferischste Stamm des ganzen Oberdeutschland, ein Stamm, der alle Rinde, allen Reif und alles Mark eines Urstammes besitzt, und nach langem unscheinbaren Hinbrüten immer plötzlich wieder eine volle geharnischte Potenz aus seinen düstern Winkeln wirft. Solche stahlbedeckte Potenzen, für deren Ahnherrn die Hohenstaufen leicht erkannt worden sind, zeigt uns die Geschichte mannichfalt, wie sie aus diesen braunen Hügeln und schwarzen Waldbergen aufsteigen und titanenartig über unser Vaterland hinschreiten.

Der Schwabe wird nicht vor vierzig Jahren klug, sagt das Sprichwort, und damit wird allerdings das harte Gestein dieses Menschenschlages hart bezeichnet; aber mit vierzig Jahren wird er klug, dessen kann sich nicht jeder Andere rühmen, und wenn ein Schwabe vor vierzig Jahren klug wird, so ist er sehr klug.

Die Bezeichnung ist genauer aus dem speciellen Sinne des Wortes klug zu erklären: ein gewandter Weltverstand, ein geschmeidiges, wendungsreiches Element des Geistes, das ist in Schwaben nicht zu Hause, aber wenn eine Potenz sich offenbart, so geschieht es gewaltiger als in der Klugheit; zu kleinen Schlacht, zum raschen Schleudern der Wurfgeschosse, zu Wendungen und Manövern ist der Schwabe nicht geschickt, aber er schleudert ganze Felsen und Gebirge, wenn sein Geist aufbricht.

Darum ist es allerdings ergiebiger und amüsanter, von den Schwaben zu hören, zu lesen und zu lernen, als in ihrer Mitte zu seyn, wo der schwere Geist dumpf und für den Augenblick unergiebig kreiset; der Schwabe ist am liebenswürdigsten und größten, wenn man ihn nicht sieht; vielleicht auch wenn man ihn in nächster Nähe sieht. Das Letztere weiß ich nicht aus eigner Erfahrung, das Erste hab' ich erfahren.

Schiller war ein Schwabe; hier in Stuttgart ist seine Poesie zur Welt gekommen, und ein Herr von Scharffenstein hat auf die liebenswürdigste Weise diese Zeit der Wehen und der Geburt erzählt, wie sie nach außen hin sich gezeigt haben. Er war ein Vertrauter Schillers auf der hiesigen Karlsschule, und es ist aus dieser Mittheilung rührend anzusehen, mit welcher schweren Gewalt sich der große Genius losringt und die harte Schwabenschale zu sprengen trachtet.

Die Länge des Bergkessels hinauf, in welchem Stuttgart liegt, zieht sich die Hauptstraße der Stadt, die Königsstraße, wo ein Paar Haupthäuser des Ortes liegen, das Haus Cotta, das Haus Seydelmann. Nach der Absenkung zu breitet sich rechts hinein, wenn man von oben kommt, ein breiter flacher Platz, an dessen Enden liegt das Schloß, das Theater und alles Nebengebäude, was in diesen Bereich gehört, darunter auch das, was früher Karlsschule war, und wo Schiller ein Dichter ward. Dahinter breitet sich der Park nach der Thalöffnung hin, wo man, etwa eine halbe Stunde entfernt, dem Neckar bei Kannstadt begegnet. Dieser Weg durch den Park nach Kannstadt ist die bequemste und gesuchteste Spazierfahrt. Die Wagen rollen dabei ungehindert zwischen den Flügeln des Schlosses hindurch, dicht unter den Fenstern des Königs vorüber, der paterre wohnt.

H. Laube, nachdem er zu den Erinnerungen der von Schiller auf der Karlsschule verlebten Jugendjahre übergegangen, weist darauf hin, wie hoch aus kümmerlichem Boden der stolze Baum des gewaltsam niedergedrückten Genies emporgeschossen. Hr. von Scharffenstein kann gar nicht genug beschreiben — sagt Laube — wie das kein Mensch von Schiller erwartet habe. Der Genius hat so wenig von sich merken lassen, daß der Aufseher just auf den armen Friedrich ein besonders ärgerliches Auge geworfen, ja wegen mangelnder Waschbeflissenheit sich zum öfteren des auffallenden Wortes „Schweinpelz" bedient hat, was billigerweise jede für Schiller schwärmende Dame sehr irritiren muß und zu den „Göttern Griechenlands" nicht passen will. Außerdem wird die dichterische Jünglingsgestalt durchaus einem Storche ähnlich beschrieben, mit langen magern Armen und ditto Beinen, welche letztere mit weiß angestrichenen, äußerst schmalen Hosen und mit Gamaschen bekleidet gewesen. Selbige Gamaschen hätten das Unglück gehabt, durch unterlegten Filz ein Unterbein zu erzeugen, welches den Schenkel an Umfang und Dicke übertroffen habe; auch der Hals sey lang und mager präsentirt worden; setze man nun die Fäustchentoupets über die Ohren, und den starren, hartnäckigen Zopf an das Hinterhaupt, so erkenne man wohl, was der Genius für Arbeit erfunden habe, stolze Grazie durchzudrängen.

Eine weiße Papageiennase, rothe Augenbrauen, zusammengehend über tiefe, dunkelgraue Augen, haben das Gesicht beherrscht, aber just in dieser Partie habe von früh auf pathetischer Ausdruck gelegen. Die Lippen waren dünn, die untere stand, wie in der habsburgischen Familie, etwas vor, und darin sey beim Sprechen viel Energie ausgedrückt worden. Das Kinn war stark, die Wangen blaß und eingefallen, von Sommerflecken betupft, die Augenlieder waren meist entzündlich geröthet, das Haupthaar sah buschig und roth aus, aber von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, mehr geistermäßig als männlich, hatte Energie; die Stimme war kreischend und unangenehm, und er beherrschte sie so wenig wie sein Gesicht.

Rechnet man hierzu den bedenklichen, schwäbischen Accent, dem

er sehr hingegeben war, so erklärt sich wohl, wie die Vorlesung seines Fiesko in Mannheim unglücklich ausfallen konnte. All seine Hoffnung war zunächst auf Annahme und Darstellung dieses Stückes gesetzt, als er von Stuttgart dahin geflohen war; die bedeutendsten Schauspieler hörten zu, und immer einer nach dem andern schlich sich fort. Jeder erklärte, an dem Stücke sey gar nichts, und es sehe dem Verfasser der Räuber ganz unähnlich.

Wie sauer hat's ihm die Welt gemacht, dem Trefflichen, mit Dem, was ihn äußerlich ausrüstete, mit Dem, was ihn von außen empfing; wahrlich, er mußte eine eigens erfundene Welt heraufbeschwören, um eines Glückes, einer Begeisterung theilhaftig zu seyn.

Betrachtet dies äußere Wiegenerbtheil Goethes und Schillers; das glückliche Aeußere, die nachgiebige, leise spornende Umgebung des Frankfurter Patriziersohn's, das ungünstige Außenzeug des Karlsschülers, der im unlockenden Getriebe einer Militärschule aufwuchs, und ihr seht mit eigenen Augen, wie die eine Bahn eben und glücklich, die andere stürmisch, nach Aeußerstem, oft nach Unmöglichem greifend werden, wie sie an den Idealismus gewiesen seyn mußte.

Wenn der Mensch nichts hat, dann schafft er das Kühnste, der Idealismus ist das natürliche Erbtheil irdischer Armuth; darum ist auch das Unglaubliche immer unter den niedrigen Ständen erfunden worden, die höheren bilden mehr, der Pöbel zeugt die meisten Kinder.

Der Genius pochte, wie zumeist, oppositionell in Schiller; die Welt war ihm erschwert, der Bestand der Gesellschaft, die ihn nicht schaukelnd aufnehmen konnte, war also das Nächste, was er bekämpfte, und aus dem innern Kampfe wuchs die erste That. Schiller begann revolutionär, wie beinahe jedes Genie. Seine Bekanntschaft mit der Welt, mit welcher seine Bildung wuchs, hat immer eine Concession nach der andern gemacht, bis sie mit einem Schauspiele schloß, mit dem Wilhelm Tell, welches auch den äußeren Schauplatz einer Revolution brachte, und in der Revolution die loyalsten Unterthanen, die bescheidensten Ansprüche verherrlichte, so daß die Ueheber des Aufstandes konservativer erscheinen als die Herren, gegen welche der Aufstand gerichtet ist. Ein sanfter Roman, dem als Titelkupfer eine Schlacht vorgebunden ist, welche ein Durchreisender des Buches nebenher erzählt. So war Schiller am Ende von der Welt besiegt, daß die wirklich historische Revolution unter seinen Händen ein Kuhreigen wurde!

Und wie begann er? Wir wollen ein Buch machen, sagte er zu seinem Kameraden, aber ein Buch, das absolut vom Schinder verbrannt werden muß!

Ja, die Welt ist tief gefügt und hat eine überwältigende Kraft! —

Er verkehrte auf der Karlsschule allerdings intim mit einigen Genossen, aber sein Herz war von früh auf so zart besaitet, daß er durch Unscheinbares tödtlich verletzt wurde und sich zuweilen ganz und gar zurückzog. Wegen äußerlicher Dinge gescholten, verspottet, von den Freunden falsch angefaßt, kroch er stolz in den Winkel seiner geheimsten Welt, seiner geheimsten Wünsche; diese ideelle Isolirung nährt seine Schwärmerei, leitet sie immer mehr ins Außerordentliche, gibt von vornherein die Richtung; und die Blödigkeit, die Unkenntniß der Gesellschaft setzt sie fort."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 1. Febr. — Allg. Z.) Der hiesige „Verein zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften", hat nach 1½jähriger Zeitfrist so eben (in der hiesigen „Gemeinnützigen Chronik") wieder einen Bericht über sein Wirken veröffentlicht. Die Statuten des Vereins geben als Zweck desselben an: „daß durch die Verbreitung guter Schriften das sittliche und religiöse Gefühl des Volks belebt werde, um dadurch gegen diejenigen Uebel anzukämpfen, welche ihren Grund in sittlicher Verderbniß haben." Zu Erfüllung dieses Zwecks hat der Verein bereits eine Bibliothek von 1400 Bänden, sowohl von schönwissenschaftlichen, dann religiösen, gewerblichen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Werken, als von Volks- und Jugendschriften angelegt. Während nun eine Anzahl von 249 Abonnenten diese Bibliothek benützt, ist es doch bedauerlich, aus dem Bericht entnehmen zu müssen, daß diejenige Klasse, für welche zunächst die Anstalt bestimmt ist, sich nur wenig dabei betheiligt. Und dennoch macht der geringe Beitrag von 30 kr. bis 1. fl. 30 kr. im Jahr sie Jedem zugänglich. Das Direktorium hatte ein Lesezimmer eingerichtet, welches ein Mal wöchentlich gegen ein Abonnement von 1 fl. für den Winter geöffnet werden sollte; der Versuch ist aber bis jetzt mißglückt. Der Verein will sich nun mit auswärtigen Vereinen in Verbindung setzen, und über deren Bestand statistische Mittheilungen veröffentlichen. Vielleicht gelingt es dadurch, auch hier den rechten Eifer für die Sache zu wecken. Man muß es um so mehr wünschen, als Anstalten dieser Art gewiß zu den dringendsten Bedürfnissen unserer nach sittlicher und intellektueller Veredlung auch der unteren Volksklassen ringenden Zeit zu rechnen sind. Sehr zu loben ist es, daß der Verein seine Sorgfalt auch den Dorfschaften zuzuwenden, so wie durch Beiträge zur Bearbeitung gediegener Volksschriften mitzuwirken gedenkt.

Die Prinzessin Adelaide stand mit ihrem Bruder, dem Könige Ludwig Philipp, stets im besten Einvernehmen. Nur ein Mal wurde diese innige Freundschaft gestört, und zwar während des Karnevals 1836. Als die Vermählung des Herzogs von Orleans beschlossen war, versammelten sich die sämmtlichen Söhne des Königs zum letzten Male vor der Verheirathung eines unter ihnen, und sie beschlossen, dem ältesten Bruder ein Charivari zum Abschied zu bringen. In der Nacht des Fastnachtsdienstags brach denn auch wirklich die ganze lustige Schaar, der Prinz von Joinville an der Spitze, maskirt und in der phantastischen Kleidung der Apotheker Molière's auf kleinen Ponies in das Zimmer, in welchem sich der Herzog von Orleans mit der Königin, der Prinzessin Adelaide u. s. w. befand, die wohl auf einen Scherz, aber keinen so tollen, vorbereitet waren, galoppirten unter lautem Schreien und Lachen umher und bespritzten den Herzog durch Klystiere, mit denen sie versehen waren. Der König nahm jedoch den Spaß übel auf, und der Prinz von Joinville erhielt nicht blos strengen Tadel, sondern mußte auch eine Zeit lang die Tuilerien meiden. Adelaide, deren Liebling der Bestrafte war, verwendete sich für ihn, und zum ersten Male vergeblich, so daß sie sich selbst entfernte und nicht eher wieder erschien, bis der König zu ihr ging und sie um Verzeihung bat.

In Edinburgh herrscht eine Art von Chloroformomanie. Man ladet fashionable Abendgesellschaften ein, um Versuche mit diesen oder ähnlichen Mitteln anzustellen. Eine solche Gesellschaft wurde vor kurzem von einem „respectablen" Arzte gegeben. Um 10 Uhr erschien, statt der Tanzmusik, der gelehrte Doctor mit Flasche und Schwamm und „bewirthete jeden Gast mit einem Ausflug in das phantasievolle Reich der Empfindungslosigkeit." Einige Damen sollen in diesem Zustande wunderliche Dinge gethan haben; eine breitete die Arme aus und rief: „O mein geliebter Karl, komm in meine Arme." Einigen Männern begegneten sehr unsaubere Dinge, die man höchstens in einer medicinischen Zeitschrift — die Geschichte wird nämlich, und zwar ganz, in den Medical-Times mitgetheilt — wieder erzählen dürfte. Uebrigens müssen wir

gestehen, daß wir der fashionablen Welt in Edinburgh etwas mehr Sittlichkeit zugetraut hätten. (Rh. B.)

Korrespondenz.

Hamburg, 28. Jan.

Ein Pferdefleisch-Mittagessen.

Die Pferdefleischesserei scheint auch bei uns jetzt in Schwung zu kommen; dem Verein gegen Thierquälerei gebühret das Verdienst, in dieser Sache den ersten Anstoß gegeben zu haben. Gestern fand im „Hotel de l'Europe" ein von dem genannten Vereine veranstaltetes Pferdefleisch-Mittagessen statt, an dem nahe an 250 Personen und auch Ihr Referent Theil nahmen. Es ist, was auch die Afterweisheit dagegen einwenden möge, jedenfalls auch diese Neuerung, auch die Beseitigung dieses Vorurtheils, ein bedeutender Fortschritt unserer Zeit, indem dadurch dem Unbemittelten eine bisher unbekannte, kräftige und wohlschmeckende Nahrung dargeboten wird und das immer Neues gebärende Fortschrittselement zeigte sich bei dieser Gelegenheit so augenscheinlich, daß sogar eine Anzahl fortschrittseliger Hamburgerinnen — unserer sonst so steifen, zippen und ängstlich-rücksichtsvollen Hamburgerinnen — an dem Pferde-Zweckessen sich betheiligten. Die übrige bunt gemischte Gesellschaft bestand großentheils aus Doctoren, Kaufleuten, Schulmeistern, ehrenwerthen Handwerksleuten rc. Wir hatten, wofern ich mich recht entsinne, Bouillon mit Klößen, Fleischpasteten, Sauerbraten, Horsesteaks, kleine Würstchen und Braten — sämmtlich aus edlem Roßfleisch bereitet und Allen vortrefflich mundend. Die Mahlzeit wurde auch durch mehrere zu diesem Zweck gedichtete Lieder gewürzt, die mit Musikbegleitung gesungen wurden und durch zahlreiche vorbereitete und Stegreif-Reden verschönert, die sämmtlich diesem Pferde-Fortschritt huldigten und in ernster und heiterer Weise das Mahl als ein culinarisches Ereigniß, namentlich für die unbemittelten Volksklassen hervorhoben. Hr. Dr. Lührs, Präses des Vereins gegen Thierquälerei, der sich durch Anordnung und Leitung des Ganzen verdient machte, eröffnete die Reihe der Toaste; ihm folgten Tischreden und Trinksprüche von Hrn. Dietrichsen. (einem der Vorsteher), Dr. Henning, Dr. Siemers, Hrn. Pepper, Dr. Beit und Anderen in bunter Reihefolge, indem die im ganzen Kreise herrschende fröhliche Stimmung besonders einigen Schulmeistern die Zunge zu beredten Herzensergießungen löste. — In vierzehn Tagen wird, da so viele Theilnahmlustige diesmal zurückgewiesen werden mußten, eine ähnliche Mahlzeit stattfinden und, dem Vernehmen nach, soll auch die Eröffnung einer Pferdeschlächterei von einem conzessionirten Amtsschlachter nahe bevorstehen.

München, 5. Febr.

Seit Neujahr gewinnen die Leistungen unserer Hofbühne unter Hrn. v. Poißl's verständiger Leitung im Ganzen eine bessere Gestalt, wenn auch nur schwer begriffen werden kann, wie die Intendanz dazu kommt, die Darstellung gediegener Novitäten den Productionen eines Feldmann und Anderer nachzusetzen. So wurde uns vorgestern ein neues sogenanntes Original-Lustspiel Feldmann's: „Ein höflicher Mann" vorgeführt, für welches der Titel: „Ein einfältiger Mann" viel besser paßte. Der hiesige „Volksfreund" sagt darüber: „Aus Höflichkeit entschließt sich Jemand, sich einen Zahn ausreißen zu lassen, aus Höflichkeit entschuldigt er sich bei einem Laternenpfahl, an dem er sich den Kopf angerennt, aus Höflichkeit will er eine übertragene Frau heirathen, weil er sich genirt, ihr einen Korb zu geben. Dies ist der Stoff des genannten Lustspiels, welcher für einen Act ausreichend wäre, aber für drei Acte zu wenig lustige Situationen bietet. Der Dialog ist arm an Geist und Witz." — Die neue Oper: „Prinz Eugen, der edle Ritter", von Gustav Schmidt, am Schlusse des vergangenen Monats auf unserer Hofbühne zweimal nacheinander mit großem Erfolge aufgeführt, enthält unter andern Schönheiten ein Trinklied, das, von dem Chor mit Begeisterung gesungen, den anregendsten Eindruck hervorbringt.

Landau, 23. Jan.

Nachdem die Bretter unseres Thalientempels längere Zeit verödet und brach gelegen haben, hat sich durch eine Schauspielergesellschaft, aus welcher wir besonders die hier allgemein beliebt gewordene Familie Merbitz hervorheben, unser Stadttheater im Laufe dieses Winters schon zu einer erfreulichen Blüthe empor geschwungen, wie sie ihm früher nie zu Theil geworden war, was sämmtlichen Mitgliedern zur Ehre gereicht. Hr. A. Merbitz besitzt die zur schwierigen Theaterleitung nöthigen Eigenschaften und Erfahrungen, wodurch der Mitunternehmer, Hr. Siefeke, gut unterstützt wird. Das Repertoire entspricht den Verhältnissen und billigen Anforderungen. Die Bühne wurde eröffnet mit dem „Vetter", der durch Hr. Merbitz II. würdig repräsentirt wurde und bei sehr gelungener Darstellung allgemein angesprochen und die ferneren Stücke empfohlen hat. Auch Laube's „Karlsschüler" gingen bei überfülltem Hause schon dreimal dahier über die Bretter. Hr. Schwan, der als Schiller den Geist seiner Rolle mit allem Fleiße aufzufassen und darzustellen strebte, wurde gerufen, obgleich er für einen 23jährigen Jüngling etwas im Alter vorgerückt zu seyn scheint. Ohne die Bühnengeschicklichkeit des Verfassers und die dem herrschenden Zeitgeiste zusagende Zusammenstellung und Behandlung des Stoffes verkennen zu wollen, möchte es doch wahr seyn, daß bei entsprechender Darstellung die vom Publikum aufbewahrten Sympathien für Schiller selbst, der uns als großer Dichter im Kampfe mit dem Schicksal vor die Augen geführt wird, den beträchtlichen Theil zur günstigen Aufnahme dieses Stückes beigetragen haben. — In Schiller's „Räubern", die recht passend den Karlsschülern nachgefolgt sind, fanden auch Hr. und Mad. Carli verdienten Beifall. Die vortreffliche Aufführung von „Hans Sachs" gereicht dem Schauspielerpersonal um so mehr zur Ehre, als es gerade bei Stücken, in denen ein historisches Element vorwaltet, unbedingte Forderung bleibt, jeden einzelnen Charakter mit der Zeit, in der die Handlung geschieht, genau aufzufassen und wieder zu geben. Diese Aufgabe wurde in genanntem Stücke befriedigend gelöst. Hr. Merbitz d. ä. erhielt als Hans Sachs, seinem ersten Debut, unter freudiger Begrüßung lebhaften Beifall und wurde gerufen. Seine Kunigunde, Fr. Merbitz II., hat es besonders wohl verstanden, gegen ihren eiteln, philisterthümlichen Vater und den ihr verhaßten Eoban eine wohlgemessene Haltung zu beobachten. Den Eoban gab Hr. Merbitz II. Es hat dieser talentvolle junge Künstler, dessen Rolle hierin nicht so leicht seyn mag, die mit Stolz gepaarte Dummheit sehr brav gezeichnet und namentlich die Feigheit ganz ergötzlich ausgemalt. Die Direktion macht, so lange der Winter in unsere Wälle uns bannt, in finanzieller Beziehung gute Geschäfte, was um so mehr noth thut, da auf jedweder Vorstellung nicht unbedeutende Abgaben lasten. R.

Gießen, 6. Febr.

Zur Berichtigung des Artikels: Butzbach, 28. Jan. in der Didaskalia vom 6. d. M. möge Folgendes dienen. Grade der von dem Einsender jenes Artikels für den Bahnhof zu Butzbach als die zweckmäßigere erkannte Stelle ist von den Baubehörden ausgewählt und von dem Finanzministerium bereits längst genehmigt worden. — Dagegen hat der Stadtvorstand von Butzbach die andere, der Stadt zwar unbedeutend nähere, aber sonst weit ungeeignetere Stelle in Vorschlag gebracht. Der Einsender würde wohlgethan haben, sich über seinen Gegenstand besser zu unterrichten, damit er nicht in den Fall gekommen wäre, der Baubehörde einen schweren Vorwurf ganz ohne Grund zu machen.

Freitag den 11. Febr. wird der zweite Quartett-Cyclus der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner im Saale des „Holländischen Hofes" beginnen. Programm: 1) Quartett aus F dur (Opus 18) von Beethoven. 2) Quartett aus D moll von Franz Schubert. 3) Auf Verlangen wiederholt: Quartett aus Es dur von Cherubini. Billets zu fl. 4 für vier Abende und zu fl. 1. 45 kr. für einen Abend sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Febr. Julius Cäsar, Trauerspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von A. W. v. Schlegel.

Donnerstag, 10. Febr. „Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abth., von Gustav Schmidt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 42. Freitag, den 11. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Fernand's Züge umdüsterten sich noch mehr als gewöhnlich. Ungeduldig schritt er am Steuerbord über das Verdeck auf und ab, jedes Mal sein Fernrohr auf das verfolgte Schiff richtend. Die größte Stille herrschte am Bord der „schwarzen Schwalbe“; die Matrosen waren aufmerksam und standen bereit, die jedesmaligen Befehle ihres Kapitäns zu vollziehen. Nur Lukas, der sich neben seinem Kameraden Jan befand, sprach leise:

„Jan, diese englische Brigg ist ein harter Teufel, meinst Du nicht auch? Ich möchte meinen Hals verwetten, daß wir sie so bald noch nicht einholen werden.“

„Wir haben schon vier oder fünf Mal angesetzt,“ sagte Jan, „und ich müßte mich sehr täuschen, wenn wir nur eine erbärmliche Kabeldicke gewonnen hätten.“

„Bei'm höllischen Satan! Du hast Recht,“ sprach Lukas, „und die verteufelte Brigg hat noch nicht alle ihre Segel geprangt!“

„Dem sey, wie ihm wolle,“ entgegnete Jan, „ich mache doch wohl ein Mal gern Jagd, wenn sie denn auch mit einem Handgemenge endigen muß. Außerdem ist es doch nöthig, daß wir weiter in die hohe See vordringen.“

Inzwischen hielt die „schwarze Schwalbe“ noch immer das Fahrwasser der Brigg, und es wurde kein Mittel versäumt, um den Kurs, wenn gleich nur in geringem Maße, zu beschleunigen.

Einige Stunden nach Jan's und Lukas' Zwiegespräch begab sich der Steuermann zu Fernand, mit dem Finger nach Südwesten zeigend. Hier sah man nur ein kleines, für den mit dem Seeleben nicht Vertrauten unbedeutendes Wölkchen im Anzuge. „Noch eine halbe Stunde haben wir Zeit,“ sprach Fernand, „fahrt nur immer weiter. Der Orkan wird nicht uns allein treffen, und die Schwalbe jauchzt bei'm Unwetter.“

Der Steuermann kehrte auf seinen Posten zurück, und auf Fernand's Antlitz war nicht die mindeste Aenderung zu bemerken; doch war er überzeugt, daß ein schweres Ungewitter bevorstehe, und jene kleine, unbedeutende Wolke deutete ihm dies auf eine Weise an, welche nicht den geringsten Zweifel gestattete. Auch sah man bald, wie auf den kleinen Flecken am Himmel eine Reihe schwarzer Wolken folgte, und ein leichter hohler Wind die Meereswellen höher steigen machte.

Nach einer Viertelstunde war der ganze Horizont in Dunkel gehüllt; ein heftiger Wind aus Südwest und ein fürchterlicher Blitz schien die Luft zu zerreißen; ihm folgte ein Donnerschlag, der bis in's Eingeweide des Meeres wiederhallte.

„Ueberall!“ rief Fernand, und die ganze Schiffsmannschaft erschien auf dem Verdeck.

„Bram- und Oberbramsegel [4]) fest!“ erklang das durchdringende Wort des Kapitäns.

„Jager [5]) herunter!“ erschallte es von neuem.

„Geyen! [6]) das große Segel!“

„Braßt die hinteren Raen, brassen!“

Und schnell wie der Blitz, der über ihren Häuptern herabschoß, führte das Schiffsvolk des Kapitäns Befehle aus.

Auf der englischen Brigg hatten fast die nämlichen Bewegungen statt, und beide Fahrzeuge wurden nun vom Orkan hin und her geschleudert.

„Immer vorwärts auf die Brigg los!“ rief Fernand mit heiterer Miene. „Muth, Leute! Die Stürme gehören uns, und die Raubvögel lieben sie. Befestigt die Untersegel, und dann vorwärts!“

Aber der Sturm wüthete fortwährend und gewann immer mehr an Kraft. Ein mit Hagel vermischter Regen fiel prasselnd hernieder, und es trat ein Augenblick ein, während dessen man sich in der Unmöglichkeit befand, die englische Brigg, die nur auf eine Fahrt entfernt war, noch zu gewahren.

„Den Kluiver [7]) festgemacht, und prangen!“ rief Fernand.

„Wir können nicht sehen, Kapitän!“ rief einer der Matrosen.

„Wer untersteht sich da, zu sprechen!“ schrie Fernand mit wüthender Stimme, die zwischen dem Tosen des Donners sich verlor. „Such' danach, wenn Du nicht siehst, und hast Du keine Fäuste mehr, so gebrauche Deine Zähne .... Arbeitet, Jungens,“ rief er weiter, „für dies Mal will ich vergessen, daß man gesprochen.“

Einer der Matrosen ging, um, mit Gefahr seines Lebens, den Kluiver zu befestigen. Es war Jan, Lukas' Kamerad, den wir bereits reden hörten.

Lange noch blieb der Sturm fortwährend im Wüthen. Gräßlich krachte die Goelette; sie tanzte auf den Wellen, tauchte zuweilen unter, erhielt fürchterliche Stöße, bot jedoch stets, gleich einem unerschrockenen Helden, Widerstand dar.

Als der Sturm sich gelegt, war es völlig Nacht geworden. Kein Mondlicht war zu schauen, und Alles schien mit einem schwarzen Flor umzogen.

Fernand verbot, auch nur irgend ein Licht auf der Goelette anzuzünden, und schien mit seinem Fernrohr die dichte Finsterniß gleichsam durchbohren zu wollen, um, wo möglich, das englische Fahrzeug zu erspähen; doch nichts vermochte er zu entdecken. Jetzt

---

[4]) Bramsegel, das höchste Segel auf dem Fockmast.

[5]) Jager, ein Segel, was diese Bezeichnung führt.

[6]) Geyen, aufhissen.

[7]) Kluiver (Klauber), ein Segel, was so genannt wird.

befahl er, die Marssegel [8]) zu reffen [9]); das vorderste Gestagsegel [10]) wurde gehißt, die Losbrassen ein wenig aufgezogen und der Kurs fortgesetzt. Nachdem man etwa zwölf Fahrten gefördert war, gebot Fernand, dem Schiff eine andere Wendung zu geben, und der übrige Theil der Nacht wurde zur Durchkreuzung der Umgegend benutzt.

Gegen Morgen sah man in der Entfernung von einer halben Meile das Wrack eines Schiffes auf einem Felsen zerschmettert liegen.

„Es ist die englische Brigg!" sprach Fernand, und ließ den Steven dahin wenden.

Einen traurigen Anblick gewährte es, dieses schöne Fahrzeug zertrümmert da liegen zu sehen. Der größte Theil der Mannschaft war vom Meere verschlungen, und nur noch der Kapitän nebst einigen seiner Matrosen befanden sich auf dem halb zertrümmerten Schiffe. Fernand war der Erste, der es bestieg. Er wandte sich an den Kapitän und erklärte das Schiff mit Allem, was sich darauf befand, für seine Beute, versicherte jedoch der Mannschaft, daß ihr kein Leid zugefügt werden solle.

Alles, was im Fahrzeuge noch erhalten war und einigen Werth besaß, wurde auf die Goelette hinübergebracht, und man fuhr mit der Mannschaft nach dem nächsten französischen Hafen. Dem englischen Kapitän ward nichts genommen, was ihm eigenthümlich zugehörte, und dadurch, so wie durch sein freundliches Benehmen, gewann sich Fernand die vollkommene Achtung des Engländers. Auch die Matrosen der Brigg wurden gut behandelt, und als man im Hafen angekommen, machten die Schiffsleute der „schwarzen Schwalbe" es sich zur Pflicht, sie zu mehr als einer Schwauserei einzuladen.

(Fortsetzung folgt.)

H. Laube über Friedrich von Schiller.

(Fortsetzung.)

Zu Schillers früher Lieblingslektüre gehörten Plutarch, Shakespeare und — Goethe. Aber Werther that ihm weniger; dem Leiden sich hinzugeben, paßte nicht in seine Natur und sein Verhältniß, ihm mit dem Degen entgegen zu treten, das lag in ihm. Beaumarchais im Clavigo, das war seine Freude, Schubarts Fürstengruft erquickte ihn, und er pilgerte mehrmals auf den Asperg hinauf, wo der unglückliche Dichter gefangen saß, um dessen Bekanntschaft zu suchen. War es das genirte Verhältniß, das einen Herzenserguß nicht leicht zuließ, oder fand er im Dichter nicht, was er im Gedichte fand, es kam zu keiner eigentlichen Annäherung.

Merkwürdigerweise war ihm von den übrigen damals wogenden Dichtern Uz, dem die Literaturgeschichte nicht so günstig gewesen ist, lieber als Klopstock.

Als er nun aus den vorbereitenden Klassen zu einer Facultät gehen sollte, wäre Schiller am liebsten Theologe geworden, da es nun aber einmal Medizin seyn mußte, griff er es mit seinem ganzen Feuer an, und war Anfangs ein ganz ernstlicher Mediziner, der Kraftkuren unternehmen wollte. Diese mißlangen aber, und die Sache wurde ihm leidig. In Ludwigsburg hatte er zum ersten Mal ein Theater gesehen, das war nicht mehr aus seinem Sinn geschwunden, der erste Wurf, die Räuber, geschah darnach, und das Theater blieb immerwährend seine lockende grüne Insel, ein angestellter Theaterdichter Herr eines Zauberreichs.

Mit Mühe und Noth hatte er die Räuber auf eigene Kosten zum Druck gebracht; es ward eine Vignette auserwählt, ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto: in tyrannos, und so erschien die erste Ausgabe auf förmlichem Fließpapier, wie eine leibhaftige Mordgeschichte aussehend. Das Geschäft wurde sehr schlecht betrieben, es verkaufte sich sehr wenig, und das leere unordentliche Stübchen Schillers war in den Winkeln mit Stößen von Räubern belastet....

In diesem unbequemen Gemächlein saß sorgenvoll der Dichter, bis Scharffenstein oder Streicher kam, und man den Entschluß faßte, sich eine Güte zu thun: da wurde Kartoffelsalat bereitet und Knackwurst geholt. Hier ereignete sich's eines Tages, zwar zu großer Satisfaktion, aber auch zu großer Verlegenheit Schillers, daß ein fremder Herr in großem Wagen vorfährt und dem Dichter der Räuber seine Aufwartung machen will. Es war Leuchsenring, den Varnhagen beschrieben hat; er tritt in die Parterreboutike, wo der Tabaksgestank schwebt, wo die angestrichenen Hosen hängen, wo die Kartoffelreste und die Räuber im Winkel liegen.

Es ist wenig bekannt, daß Schiller nach den Räubern noch eine Anthologie und ein schwäbisches Repertorium herausgegeben hat, und über die entzückende Laura sind wir immer im Dunklen geblieben. Dies ist jetzt gelüftet — Hinrichs sagt bei der „Entzückung an Laura": „So lange die Liebe bloße Sehnsucht ist, wird sie von der Hoffnung und Furcht erfüllt; denn sie kann Gegenliebe werden und auch nicht." Ei! „Wenn die Hoffnung in Erfüllung geht, wird die Freude darüber zum Entzücken."

Das ist sehr schön und gewöhnlich, auch hilft es der Laura nichts — sie war eine gutmüthige Hauptmannswittwe, nicht mehr ganz jung, mit der keine Hoffnung in Erfüllung ging, und die nur in Ermangelung einer Anderen besungen wurde. Es war damals Alles Idealismus.

Als Schiller nach Mannheim durchgegangen war, galt er selbst für eine Art Räuber, für einen überspannten Menschen, einen Thunichtgut. Aber bei allem sonstigen Mißlingen wäre er dort beinahe gar zu einer Frau gekommen, er sollte in der Geschwindigkeit eine Tochter des Buchhändlers Hrn. Schwan heirathen; der liebte ihn entweder sehr, oder er sah die Cotta'schen Ausgaben voraus, was seiner buchhändlerischen Kenntniß alle Ehre machte.

Von hier aus fand er das stille Asyl bei Frau von Wolzogen in Bauerbach. Dort am thüringer Walde überkam ihn endlich die lange vergebens ersehnte Stille und Ruhe, und war auch das Leben der Natur nicht Das, was rasch, unmittelbar und immer zu seinem Geiste sprach — als er mit Streicher reis'te, ward er von diesem meist aufgeweckt aus seinen Träumereien, um eine schöne Aussicht zu betrachten — war auch der Mensch zunächst das Bewegende und Herrschende seines Wesens, doch gab ihm Bauerbach die ersten glücklichen Stunden, ja er hat sie oft später noch die schönsten und glücklichsten seines Lebens genannt.

Professor Hinrichs hat zu dem uninteressanten Buche, worin er Schillers Gedichte wie ein Botaniker die Pflanze erklärt, eine interessante Vorrede gegeben, aus welcher hier manches Einzelne aus dem Leben des Dichters und besonders aus seiner Beziehung zu Goethe entnommen wird. Er erzählt zum Beispiele, daß Goethe auch einmal mit dem Herzoge von Würtemberg durch die Karlsschule geschritten sey, und daß Schiller damals den Dichter zum ersten Male gesehen habe, freilich gefesselt an die obscure Schulbank.

Von dieser Begegnung weiß man sonst nichts, sie müßte in jene oben erwähnte Reise gefallen seyn, wo Goethe den Großherzog Karl August nach der Schweiz führte.

Von Bauerbach ging er wieder nach Mannheim zurück und wurde Theaterdichter; das Ziel war also erreicht, aber mit einem so kläglichen Gehalte, daß die Existenz mehr denn kümmerlich war.

---

[8]) Marssegel, die an die niedrigsten Masten befestigten Segel.

[9]) Reffen, losbinden.

[10]) Gestagsegel, ein dreieckiges Segel neben dem Stag. Der Stag ist ein schweres Tau, das den Mast mit dem Vordersteven verbindet.

Da kam die Nachricht, der Herzog von Weimar sey in Darmstadt zum Besuche. Schiller machte sich auf, steckte ein Manuscript in die Tasche, und wollte versuchen, ob er zum Vorlesen und damit zu sonst was käme.

Erinnert das nicht an die Zeit der Meistersänger, wo die Poeten an ein Hoflager wanderten, damit ihnen ein Lob, ein Imbiß, eine Förderung werde? Hinrichs sagt, dies Manuscript sey der Don Carlos gewesen; das ist nicht wahrscheinlich, da er diesen, meines Wissens, erst später, größtentheils in Dresden geschrieben; Dem sey, wie ihm wolle, er kam als weimar'scher Rath zurück, er fühlte sich mehr und nahm die Schauspieler schärfer vor. Das gab Reibung, das Theater, welches sich nicht über Nacht ändern wollte, ward ihm gleichgültiger, er gab die ganze Herrlichkeit auf und pilgerte nach dem Norden. Als er von seinem Freunde Streicher Abschied nahm, versprachen sie sich, einander nicht eher zu schreiben, als bis der eine Minister, der andere Kapellmeister geworden wäre; der weimar'sche Rath trieb doch wohl etwas Spuk, wenn auch diese dem Schiller'schen Wesen fremden weltlichen Dinge bald wieder versanken.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 2. Febr. — Eine romantische Geschichte.) Zwar hat man von vielen Seiten behauptet, unser modernes Leben sey so unerhört prosaisch, daß gar nichts Romantisches mehr unter dem Monde, diesem zarten Vertrauten der Liebenden und Spitzbuben, passire. Und doch ist Dem nicht so. Hier zum Beweise folgende wahre Geschichte, welche sich kürzlich in unserer sonst so prosaischen Stadt zugetragen. Ein treues Liebespaar liebte sich hoffnungslos seit einigen Jahren. Hoffnungslos, denn ach! zum Heirathen gehört außer der Liebe noch ein anderes Etwas: Geld. Und dieses letztere so unentbehrliche Etwas besaß unser Liebespaar in gar zu bescheidenem Maßstabe: sie war Köchin irgendwo in Breslau, und er war Großknecht irgendwo auf dem Dorfe. Eines schönen Morgens ging unsere kochkundige Heldin in Berufsgeschäften auf den Fischmarkt und gewahrte daselbst einen Mann in äußerst armseligem Aufzuge und schloß mit dem sachverständigen Scharfsinn einer liebenden Köchin sogleich, daß besagter Mann vielleicht auch an einer heutzutage bei uns und anderswo weit verbreiteten Krankheit leiden könnte, die man im gewöhnlichen Leben Magenleere nennt. Mitleidig überreichte sie ihm einen Silbergroschen mit der freundlichen Weisung, sich dafür ein Brod zu kaufen. Er nahm das Geld und that wie ihm gerathen. Zugleich erkundigte er sich theilnehmend nach Namen, Stand und Wohnung der gütigen Geberin. Am folgenden Tage wurde dieselbe zu einem ihr völlig unbekannten Herrn gerufen in welchem sie zu ihrem größten Erstaunen jenen scheinbaren Bettler wieder erkannte. Er war aber nichts weniger als dieses, vielmehr ein reicher Sonderling, dem es einmal Spaß machte, in einem durchaus unstandesgemäßen Aufzuge einher zu gehen. Die Frage, ob sie einen „Schatz" habe, wird bejaht, eine zweite, warum sie ihn nicht heirathe, wird mit Bezeichnung jenes schweren Ehehindernisses beantwortet, dessen weder das Landrecht noch das jus canonicum gedenken, und kurz und gut: unser Sonderling ermöglicht die Hochzeit durch ein Geschenk von 600 Thlr.

(Elberf. Z.)

(Heidelberg, 4. Febr.) Ein hiesiger Correspondent der Allg. Z. spricht sich mit Wärme gegen die Stehwagen der badischen Eisenbahn aus, eine Beschwerde, in die wir von ganzem Herzen einstimmen. „Welch ein Anblick", ruft er aus, „diese Menschen, schlecht bekleidet, bei acht oder zehn Grad Kälte, ohne den mindesten Schutz gegen den schneidenden Ostwind, auf offenen Karren, bleich, zitternd, erloschenen Auges durch die eingeschneite Landschaft schleppen zu sehen! Und dieser Anblick muß gerade an der Schwelle von Deutschland dem Fremden geboten werden, der vielleicht mit hochgespannten Erwartungen von unserer Gesittung zu uns kommt, und der sich jetzt bei dem ersten Schritte über unsere Gränze mitten in die Barbarei versetzt glauben kann. Das Blut steigt mir auf die Stirne, so oft ich auf der badischen Staatsbahn ein ausländisches Gesicht erblicke oder eine fremde Sprache reden höre." Wie gesagt, wir können diese Klage nur aufs dringendste unterstützen und hoffen, daß sie in diesem Winter zum letzten Male gehört werden muß. Die Stände in Karlsruhe haben den Mißbrauch nicht unberührt gelassen und noch auf dem letzten Landtage hat einer der „warmen" Volksfreunde, an die sich der Correspondent wendet, der Abgeordnete Welcker, die Abschaffung der Quälerei befürwortet.

(Solothurn.) Das „Solothurner-Blatt" veröffentlicht folgende, im Schwarzbubenland verübte Betrügerei: Im Laufe der vorletzten Woche kam ein schön gekleideter Herr in's französische Gränzort Leimen und kehrte im Wirthshaus bei'm Moutet ein. Man erfuhr von ihm, daß er der Sohn des Generals Sonnenberg sey. Seine Haltung, langer Schnauz, Säbel und Sporen ließen auch nicht im geringsten daran zweifeln. Alsobald verbreitete sich das Gerücht von dieser interessanten Ankunft in der ganzen Umgegend. Mehrere Pfarrer, Maires und Notairs machten dem vornehmen Gast ihre Besuche, um ihm nach französischer Höflichkeit ihre Sympathieen für den Sonderbund zu erkennen zu geben. Sonntags machten aus dem Solothurner Leimenthal die Anhänger des Sonderbundes unter Anführung des Alt-Lehrer Stöckli und des diplomatischen Alt-Kantonsrath Spönlihauer von Hofstetten ihre ergebenste Aufwartung. Sonnenberg nahm sie mit militärischem Anstand auf, sprach mit großer Gleichgültigkeit von seinen Heldenthaten, aber mit Eifer von den Gräueln, die von den Eidgenossen verübt worden. Ganz besonderen Effekt machte auf seine Zuhörer die wunderbare Weise, wie er gerettet worden. „Ich reise nun," sprach er, „nach Paris, werde mit dem König und Guizot selbst sprechen, nächstens an der Spitze von 200,000 Franzosen in die Schweiz einrücken und die radikalen Regierungen alle zum Land hinausjagen. Haltet nur immer fest zusammen, habt noch einige Tage Geduld, dann wird Alles nach Eurem Wunsche gehen. Dazu aber braucht es Geld, die Bernerkaiben haben mich ganz ausgeplündert und die Güter meines Herrn Vaters sind bekanntlich mit Beschlag belegt." Die Zuhörer waren ganz Aug und Ohr, und der Mann hatte ihnen so aus dem Herzen gesprochen, daß ihm gar willig auch die Beutel geöffnet wurden. Von Dorf zu Dorf wurde bei den Gutgesinnten gesammelt, so daß bei 1000 Fr. geflossen seyn sollen. Sonnenberg, wie er gewohnt war, seinen Bart zu streichen, strich auch die hübsche Summe in die Taschen, sandte den Gebern einen höflichen Dank und wurde in folgender Nacht unsichtbar, ohne dem Wirth seine Generalszeche bezahlt zu haben. Wer war's? Nicht Sonnenberg, sondern ein elsässischer Beutelschneider.

Korrespondenz.

Köln, im Jan.

An unserem Theaterhimmel sieht es sehr trübe aus; Wetterwolken ziehen herauf und machen die Temperatur unheimlich. Wenn auch zuweilen hier und dort eine Helle sichtbar wird, so geschieht das nur für einige Augenblicke und bald herrscht die frühere Dunkelheit. Fräul. Marra hat uns im Anfange dieses Monats verlassen und sich nach Braunschweig gewendet. Bis jetzt haben wir dafür noch keinen Ersatz; gegenwärtig fehlt uns eine erste Sängerin gänzlich. Neues bringt un-

sere Bühne fast gar nicht, rechnen wir von den Schauspielen: „Dorf und Stadt“ und neu einstudirt: „Valentine“ ab. Der Theaterbesuch ist spärlich und das Publikum nicht ganz mit der Regie zufrieden. Nun, nur Geduld! Man muß sich mit dem Narren Wamba trösten: „es wird besser gehen.“ — Gegenwärtig befindet sich Hr. C. Hohnstock, Violinist und Kammermusikus des Herzogs von Braunschweig, hier und trat mit seiner Schwester, Pianistin, hier einmal in dem Theater mit vielem Beifall auf. — Unsere Karnevals-Gesellschaften weigern sich, 25% Armenabgaben vom Gürzenichfeste an die Armenverwaltung zu zahlen und wollen deshalb ein neues Festlocal bauen. — Künftige Woche findet auf Anregen des Professor Schottky eine musikalische declamatorische Abendunterhaltung zum Besten der hülfsbedürftigen Schlesier statt. t.

Eisenach, 6. Febr.

Da man jetzt in öffentlichen Blättern lies't, daß schon der vorläufige Kostenanschlag zu dem Frankfurter Sängerfeste, das auf bessere Zeiten verschoben ist, 10,000 Gulden beträgt, so darf man sich wohl kaum noch wundern, daß unser großes Sängerfest im vorigen Jahre einen Aufwand von 2700 Thalern verursacht hat, während sich die Einnahmen desselben nur auf 1700 Rthlr. beliefen. Und doch war dies ein eben so großartiges, als gemüthliches Fest, das fast drei Tage dauerte (während die bisherigen Liederfeste des thüringer Sängerbundes etwa 3/4 Tage in Anspruch nahmen und doch 1000—1,800 Thlr. gekostet haben!) und seinen Theilnehmern die mannichfachsten Genüsse bot. Darum ist auch sein Ruhm durch ganz Deutschland gegangen und von allen Seiten zollten begeisterte Dankadressen dem Festcomité die schmeichelhafteste Anerkennung. Als sich aber ergab, daß wegen des unerwarteten Deficits die Reserve-Bundeskasse in Anspruch genommen werden mußte, so waren inmitten des thüringer Sängerbundes alle freundlichen Reminiscenzen plötzlich verstummt und die Festordner wurden, statt der früheren Dankadressen, für ihre Opfer, Mühen und Sorgen, mit tadelnden Vorwürfen überhäuft. Ob man daraus folgern dürfe, welch' ein Geist die Hauptmasse des thüringer Sängerbundes beseelt, lassen wir dahin gestellt seyn; aber es würde um unsere Sängerfeste sehr traurig stehen, wenn die materiellen Interessen jeden poetischen Farbenschmelz allmählig verwischen sollten.

Denn sollen wir wohl geizen nach eit'lem Goldesklang?
O nein, wir wollen singen aus Freude am Gesang!
Ein frischer Muth, ihr Brüder! der Stimmen rein Metall,
Das ist der Sänger wahres Reserve-Kapital!

Uebrigens beklagt man es in Thüringen um so lebhafter, daß die Frankfurter Feier auf ungewisse Zeit hinaus verlegt worden ist, als der thüringer Sängerbund sein nächstes Liederfest gleichfalls auf das J. 1850 verschoben hat. Ob aber dann noch diesen Festen günstige Sterne leuchten werden? Und ob der thüringer Sängerbund, der jetzt einem Körper ohne Haupt gleicht, indem die Frankfurter Liedertafeln das ihnen übertragene Directorium noch immer nicht angenommen haben, auch dann noch frisch und freudig blüht? Wir hoffen es, weil wir es wünschen. Da jedoch die Auszahlung des in Gotha deponirten Reserve-Kapitals noch immer nicht erfolgt und das hiesige Festcomité dadurch behindert ist, seine pecuniären Verbindlichkeiten vollends zu erfüllen, so dürften sich am Ende in die Harmonie der Töne und Herzen einige Schuld-Prozesse mischen, die wie ein unaufgelös'ter Septimenaccord die Hallen unseres Sängerbundes durchschrillen würden.

Darmstadt, 6. Febr.

Seit einiger Zeit machen sich Diebstähle ganz eigener Art in unserer Stadt bemerkbar, deren Ausführung viele Keckheit, Gewandtheit und Handfertigkeit voraussetzt. Junge Leute, durch die über den Kopf gezogenen Kaputzen unkenntlich gemacht, drangen zwischen 9 und 10 Uhr Abends, wo die Läden hier geschlossen zu werden pflegen, zu einigen Kaufleuten, Metzgern und Mehlhändlern in die Läden ein und bemächtigten sich auch theilweise der Ladenkassen. Es scheint, als ob mit der Anlegung dieser „Abd-el-Kader-Mäntel“ auch eine Art „Razziawuth“ im Kleinen in jüngere Leute gefahren ist. Unverdienter Weise wurde der Verdacht auf Schüler der höheren Gewerbschule geworfen und zwar, wie es sich herausgestellt hat, nicht von den Beraubten selbst, sondern von einer Seite, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Die Fachschüler der höheren Gewerbschule kamen durch eifrige Nachforschungen den Gerüchtausstreuern auf die Spur, wodurch sie ihre Unschuld völlig nachweisen und ihr mit Recht tief verletztes Ehrgefühl sich befriedigt fühlen konnte. Der Director der Anstalt, Professor Dr. Külp, erließ selbst in diesen Tagen in einem öffentlichen Blatte die Bitte, daß man, wenn andere junge Leute einen Fehltritt begangen hätten, nicht ohne genaue Prüfung über eine ganze Anstalt ein hartes Urtheil fällen möge, die sie in der That nicht verdient. Diese Vorgänge, die hier allgemeines Aufsehen erregten, und das gewonnene Resultat erlauben wir uns in der Absicht in diesen Blättern zu erwähnen, damit nicht entstellende Berichte in öffentlichen Blättern im Großherzogthum Hessen und den benachbarten Staaten diejenigen Eltern beunruhigen mögen, welche seit einem Jahrzehnt ihre erwachsenen Söhne dieser ausgedehnten Anstalt anvertraut haben, in welcher nicht allein das Streben tüchtiger Wissenschaftlichkeit, sondern auch der Geist strenger Sittlichkeit und practisch-religiöser Gesinnung vorherrscht.

Darmstadt, 5. Febr.

Gestern wurde uns die Freude, Heinr. v. Kleist's schöne Dichtung: „Das Käthchen von Heilbronn“ wieder einmal auf unserer Bühne zur Darstellung kommen zu sehen. Wenn auch unsere jetzige Zeit den sogenannten romantischen Ritterschauspielen früherer Jahrzehnte nicht mehr ganz gewogen, so bildet doch das Käthchen von Heilbronn hiervon eine Ausnahme. Der so schön geschilderte Charakter des Käthchens, ihre poetische Liebe, Hingebung für den ritterlichen Wetter von Strahl, die treuherzige Erscheinung des alten Gottschalk, so wie die herrliche Sprache der ganzen Dichtung werden ihre Anziehungskraft auf das deutsche Publikum nie verfehlen und dem Käthchen von Heilbronn stets einen ehrenvollen Platz auf dem Repertoir unserer Bühnen sichern. Ein Gast, Fräul. Düringer von Mannheim, welche erst vor kurzem in Karlsruhe mit lebhaftestem Beifalle die Bühne betreten, und welcher wir wohl die Wiederinscenesetzung von Kleist's Schauspiel zu danken haben, bewies in ihrer Darstellung des Käthchens, daß sie es verstanden, richtig in den Geist der Dichtung einzudringen; sie war so ganz das schwärmerisch-liebende Mädchen, wie es der Dichter so schön geschildert. Die liebliche Scene unter dem Hollunderbaum wurde trefflich dargestellt und verfehlte nicht, auf unser Publikum den günstigsten Eindruck zu machen, der sich auch durch stürmischen Beifall und Hervorrufen am Schlusse des Actes lebhaft aussprach. Da die junge Dame schon bei den ersten Rollen solche Vorzüge entwickelt, verbunden mit anziehender Persönlichkeit, so können wir ihrer künstlerischen Laufbahn wohl das günstigste Prognostikon stellen und sehen den ferneren Darstellungen mit größtem Interesse entgegen. — Hr. Wisthaler, Graf Wetter von Strahl, stand dem Gaste würdig zur Seite; nur hätten wir von ihm etwas mehr Natürlichkeit in der Sprache und größere Eleganz in den Bewegungen gewünscht. Das Publikum bewies auch ihm lebhaften Beifall und er wurde nebst Fräul. Düringer am Schlusse des Schauspiels hervorgerufen. Was nun die Aufführung im Ganzen betrifft, so war sie etwas lahm, woran wohl eine übereilte Einstudirung Schuld haben mag. Wir wünschen, daß unsere großherzogl. Hoftheater-Intendanz uns auch ferner solche gediegene deutsche Schauspiele vorführe, die jedenfalls mehr Werth besitzen, als die seichten Machwerke vieler französischer Dramatiker, mit welchen jetzt unsere Repertoire förmlich überschwemmt sind.

Erklärung.

Auf Verlangen des Hrn. Kuhl in Butzbach bezeugen wir andurch, daß eine von demselben uns wiederholt eingesendete Erklärung wegen Mangel an Raum und weil wir der angeregten Streitsache keine weitere Folge geben wollten, in unserem Blatte die gewünschte Aufnahme nicht gefunden hat.

Die Redaction.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Febr. „Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abth., von Gustav Schmidt.

Samstag, 12. Febr. (Neu einstudirt): Van Dyck's Landleben, Schauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel, von Friedrich Kind.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 43. Samstag den 12. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

III.

Fernand.

Einige Tage später verließ die „schwarze Schwalbe" den französischen Hafen und stach wieder in See. Der Kapitän hatte diese kurze Ruhe dazu benutzt, seinen Proviant zu ergänzen und sich in Stand zu setzen, nöthigenfalls eine lange Fahrt zu unternehmen. Doch diese Fahrt war nicht so glücklich, als jene der ersten Tage; man kreuzte lange umher, ohne auf Etwas zu stoßen, und mehr als ein Mal ward durch Uebermacht Jagd auf die „schwarze Schwalbe" unternommen; da sie jedoch ein tüchtiger Segler war, konnte sie jedes Mal der Gefahr entrinnen, und Fernand's Muth und Geschicklichkeit entzog sie unbeschädigt den eifrigsten Nachstellungen.

Das fortwährende Hin- und Herkreuzen im Kanal und im Meerbusen von Gascogne, ohne irgend einen merklichen Vortheil zu gewähren, begann endlich den Kapitän mißmuthig zu machen, und er beschloß nun, tiefer in den atlantischen Ocean vorzudringen, in der Hoffnung, hier oder dort auf ein englisches Kauffahrteischiff zu stoßen und Jagd darauf zu machen. Der Kurs ward daher südwestlich genommen, denn man wollte die Bahn von Südamerika nach den verschiedenen Theilen Europa's beherrschen.

Einförmig entschwanden die Tage; das Wetter war schön, selbst günstig für die Fahrt der „schwarzen Schwalbe", und es bedurfte nicht der Hälfte der Mannschaft zur Lenkung und Erhaltung des Fahrzeuges. Auf einem mit gewöhnlicher Bemannung versehenen Kauffahrteischiffe dürfen die Matrosen nie müßig stehen. Es findet sich immer Beschäftigung: das feststehende Tauwerk der Masten muß nachgesehen werden; es müssen Bindfäden, Matten, Springen, Kabelgarne u. dgl. verfertigt, oder es muß getheert, geschmiert, geölt, gefärbt, gekratzt und gescheuert und hundert andere Arbeiten verrichtet werden; auf der Goelette, wo die Mannschaft in so großer Anzahl vorhanden war, wurde es dem Kapitän, was er auch ersinnen mochte, unmöglich, die Matrosen stets an der Arbeit zu erhalten, und diejenigen, welche nicht die Wache hatten, brachten oft die Zeit mit Plaudereien hin. Nicht selten wurden auch wohl die Meersagen hervorgeholt; dann schaarte man sich in einen Kreis und Lukas gab die Geschichte vom „glühenden Schiffe", vom „holländischen Jäger" oder andere ähnliche Erzählungen zum besten, welchen die Matrosen immer mit der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme lauschten.

Der Kapitän Fernand hielt sich fortwährend in seiner Kajüte eingeschlossen, wenn er nicht an Losboord auf dem Verdeck lustwandelte und Befehle zu ertheilen hatte. Womit er die langen Tage und einen großen Theil der Nächte sich beschäftigte, das wußten die Matrosen nicht; nur bemerkten sie, daß er, wenn er lange Zeit abgesondert zugebracht, immer finsterer aussah, und daß auf seinem Antlitz Etwas zu lesen war, was Schrecken und Angst einflößte.

„Womit mag sich doch der Kapitän beschäftigen?" hatten die Matrosen mehr als hundert Mal einander gefragt. Doch Niemand wußte darauf zu antworten. Blos der kleine Kajütenjunge hatte ihnen mitgetheilt, daß Fernand oft stundenlang unbeweglich und wie in Nachdenken versenkt sitze und den Rest der Zeit damit zubringe, in ein großes Buch zu schreiben.

„Dummes Zeug!" hatte Jan darauf erwiedert, „man wird doch mir, bei'm höllischen Satan, nicht weiß machen, daß ein Mensch, und noch dazu ein Mensch, wie der Kapitän, seine Zeit damit vergeuden könne, gleich einem Federfuchser, weißes Papier zu beschmieren oder, mit dem Kopf in den Händen, sitzend zu träumen, wie ein eigensinniges Kind. Kameraden! der Kajütenjunge ist ein schlauer Fuchs, der uns die Wahrheit nicht sagen will."

„Ta, ta!" hatte Lukas entgegnet, was geht uns Das an. Der Kapitän thut seine Pflicht als Kapitän. Laßt uns als Matrosen die unsrige thun, und übrigens mag Jeder in seiner eigenen Haut stecken bleiben; der Teufel mag alles Andere holen; es geht uns nichts an!"

Die Neugier aber war damit nicht befriedigt, und das außergewöhnliche abgesonderte Leben des Kapitäns und sein Trübsinn blieben fortwährend Gegenstand der Gespräche.

Der kleine Kajütenjunge hatte dennoch die Wahrheit gesagt. Das Buch, in welches Fernand täglich Etwas einschrieb, enthielt blos des Kapitäns Leben, und die Stunden, in denen er nicht schrieb, waren den Erinnerungen seiner Jugend gewidmet. Ohne hier nachzuschreiben, was der Kapitän in seinem Buche erwähnt hatte, wollen wir doch dem Leser eine kurze Schilderung davon geben, ihm dadurch den Charakter des geheimnißvollen Fernand erklären und darlegen, woher der fortwährende Trübsinn, den man auf seinem Antlitz gewahrte, seinen Ursprung genommen.

Während des deutschen Kaiserreichs lag zwischen der Stadt Turnhout und der Gemeinde Mol, in den Antwerpen'schen Kempen ein Schloß, das noch seine alten Thürme, Zugbrücke und Schießscharten bewahrt hatte, und dessen Gründung man mit Recht bis zu Ende des Mittelalters zurückführen konnte. Hier wohnte um die bereits von uns angedeutete Zeit der Freiherr von Imschote mit seiner würdigen Gemahlin und seinem einzigen Sohne Fernand, wenn der hohe Posten, den er am Hofe Josephs II. wahrzunehmen hatte, ihm gestattete, einige Monate der Ruhe zu leben. Glücklich, höchst glücklich war diese achtungswerthe Familie, bis die Unruhen, welche in Belgien

ausbrachen, den deutschen Kaiser nöthigten, die Regierung Süd-Niederlands aufzugeben. Dieses politische Ereigniß hatte den Fall des adeligen Hauses Imschote zur Folge. Fernand's Vater verließ seinen Posten, zog sich auf sein Schloß zurück, und da er dem Kaiser nicht gegen sein Vaterland dienen wollte, weigerte er sich nicht minder, in die Revolution sich zu mischen und gegen seinen alten Wohlthäter aufzutreten. Bei dieser Handlungsweise fand der wackere Mann keine Dankbarkeit bei'm Kaiser, und zog sich von der andern Seite den unversöhnlichen Haß seiner Landesgenossen zu. Die Verfolgungen, denen man ihn unterwarf, verbitterten ihm das Leben, verkürzten dasselbe sogar, und auf seinem Sterbelager beklagte er das Loos seiner Gattin und seines Sohnes, und nahm diesen letzten Schmerz mit in's Grab.

(Fortsetzung folgt.)

An die Bürger Frankfurts.

Wo große Noth ist und Viele darunter leiden, da kann ein Einzelner nur wenig oder nichts helfen, Viele vereint aber können schon bedeutende Hülfe bringen, ohne daß ein Einzelner mehr thue, als seine Mittel erlauben und ihm selbst bequem ist. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben dies genugsam bewiesen, und Ihr Bürger und Menschenfreunde Frankfurts habt manche schöne segensreiche Folge Eurer vereinten wohlthätigen Bestrebungen gesehen. Laßt denn auch jetzt eine Stimme nicht vergebens Euch rufen, die zu Euch um Hülfe fleht für die armen Bewohner Schlesiens, über denen die grausige Nacht des Elends und des tiefsten Leidens liegt. Es sind ja unsere Brüder und Landsleute, und wären sie das auch nicht, es sind unsere Mitmenschen, denen Gott ein gleiches Anrecht an das Leben und seine Güter mitgab wie uns, und die unverschuldet an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens Mangel leiden, die aus Hülflosigkeit, aus Gram dahin sterben, die nackten hungernden Kinder zurücklassen und sie gleichem Schicksal anheim gegeben wissen. Mitbürger! denkt Euch an die Stelle dieser Armen; denkt, mit welchen Gefühlen Ihr zu Denen aufschauen würdet, die genug haben für sich und ihre Kinder, ja, die noch viel mehr haben, als zum Leben nothwendig ist, und macht den Ruf der Klage über Ungerechtigkeit des Himmels, der so natürlich ihrer Brust entsteigt, still, indem Ihr nach Kräften ausgleicht, was allerdings nicht so ist, wie es seyn soll. Eltern! denkt an die Qualen eines Vaters, einer Mutter, die ihre Kinder vergebens nach Brod rufen hören, und keine Mittel haben, ihrer leiblichen Nothdurft abzuhelfen, und gebt lieber Euren Kindern ein schönes Kleidungsstück, ein überflüssiges Spielzeug weniger, damit Ihr jenen einen Bissen Brod zuwendet. Geht den übrigen Städten Deutschlands mit einem guten Beispiel voran, sie werden folgen; es hat sich ja schon so oft gezeigt, daß, wo es die helfende Liebe und ihre Werke gilt, Deutschland ein einiges und starkes Deutschland ist. So manche edeldenkende und vermögende Männer und Frauen dieser Stadt werden sich gerne an die Spitze des Unternehmens stellen; ein jedes noch so kleine Scherflein kann dazu beitragen, Thränen des Elends und der Verzweiflung zu trocknen, und wer wollte nicht gern, wenn es ihm irgend möglich ist, sich daran betheiligt haben?*)

*) Wie wir vernehmen, hatten schon dieser Tage, zum Zwecke der Bildung eines Unterstützungs-Comités, Besprechungen zwischen einer Anzahl achtbarer Bürger Frankfurts statt. Möge ein solches Comité recht bald in Wirksamkeit treten! Einstweilen erklären wir uns recht gerne zur Entgegennahme von Beiträgen für die unglücklichen Schlesier bereit.

Die Redaktion des Frankf. Journals.

H. Laube über Friedrich von Schiller.

(Schluß.)

Schiller kam nach Leipzig und wollte geschwind Jura studiren, er kam nach Dresden, er kam nach Weimar, wo Herder und Wieland ihn begrüßten. Auf einer neuen Fahrt nach Bauerbach traf er in Rudolstadt bei der Familie von Lengefeldt seine künftige Frau und Herrn Goethe. Merkwürdigerweise ging es nicht über eine laue Begrüßung hinaus. Schiller hatte nicht seinen guten warmen Tag, und Goethe soll damals von schmerzlicher Sehnsucht nach Italien befangen gewesen seyn.

Hinrichs kommt hier auch darauf, wie verschieden diese beiden Männer aus der Mutter Schooße, aus des Vaters Hause entlassen worden sind, wie Goethe schon als kleiner Junge stolz und behaglich, sein Glück tragend, gravitätisch unter den hüpfenden Spielkameraden umhergeschritten ist. Die Mutter habe ihm sein steifes Geradgehen vorgehalten, und der siebenjährige kleine Wolf habe erwiedert: „Mit diesem mache ich den Anfang, und später werde ich mich noch durch Allerlei auszeichnen." Mit den Sternen habe er sich beschäftigt, und herausgebracht, daß Jupiter und Venus seine Regierer seyen. Als nun die Mutter ihn aufgezogen, weil er etwas Apartes welle, und alle andern Leute ohne Sterne sich behelfen müßten, da habe er gesagt: „Mit Dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." Auf Tisch und Stuhl hätten ihm später drei Toiletten parat seyn müssen, eine ordinäre, eine bessere und eine ganz stattliche, die habe er verbraucht, und nach dem Gebrauch durch einander geworfen.

Wie knapp sah es darin mit Schiller aus! Zum Vater, mit dem er auch nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte, gab's gar keine ermunternde Beziehung, nur die Mutter, an welche auch das Gesicht vielfach erinnerte, kam in der Liebe für den Fritz zusammen mit der Frau Rath. Sie sah immer etwas Außerordentliches in ihm, und küßte und streichelte, und wenn er von Stuttgart verhungert zum Besuche kam, da wurde im Stillen für ihn und den Begleiter gebacken und gebraten. Aber sie konnte ihm nicht den starken, abwehrenden Weltgeist vererben, wie die Frau Rath ihrem Wolf; sie war sanft, engelsgut und nach andrer Welt schwärmend, wie manches spätere Gedicht des Sohnes.

Und was hätte Schiller zu sagen gehabt, und wie erschrickt man über die Welt, wenn Goethe, der stets Glückliche, im Alter einmal sagt: „Man hat mich als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten, allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine Woche eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben seyn wollte. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dies durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftigen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter mehr gemacht haben."

Ja, Goethe, der im Verhältnisse zu Schiller und zu tausend Menschen eine so glückliche Existenz genoß, versichert nachdrücklich, daß er nur in Rom empfunden habe, was ein Mensch sey, im Vergleich mit jenem römischen Zustande sey er eigentlich sonst nie wieder froh gewesen!

Diesen Drang, in der nirgends hinderlichen Natur, in einer Natur, welche im Gegentheil die Organe weckt, sich auszustrecken, hinzugeben, diesen wollüstigen Drang des körperlich kraftvollen Menschen, ach, ich glaube, Schiller hat ihn nie genossen! Die Arbeit und Unruhe des Gedankens hatte früh seinem Körper die Lebenskrone ausgebrochen, und vielleicht darum, weil ihm die

Realität nirgends zu Hülfe kam, hat er ihr oft auch das nöthige Recht versagt und verläugnet.

Man sagt, ganz bemogen mit jenen Aeußerungen Goethe's, daß er ein ganz anderer Mensch aus Italien heimgekehrt sey: umgänglicher, sanfter, aller freundlichen Regung offener; jetzt fanden sich auch die beiden Dichter, und er verschaffte Schiller bald eine feste Stellung in Jena. Allerdings wurde dieser nicht eben freudig und gern Professor, der den Studenten Geschichte vortragen sollte. Er fürchtete sich vor der Pedanterie, vor dem Zeitraube, die seinen Dichtungen entginge, und obendrein mußte er spaßhaft sagen: am Ende weiß mancher Student schon mehr Geschichte als ich.

Bald gab's denn auch Aerger: auf seinen Vorlesungen war er Professor der Geschichte benannt worden, und der Pedell ward beauftragt, den Titel am Buchladen abzureißen, weil Schiller blos Professor der Philosophie sey, und der Professor der Geschichte, Herr Soundso, dadurch beeinträchtigt werde.

Das lebhafte Verhältniß zu Goethe, der eifrig schrieb und kam, die enthusiastische Freundschaft Wilhelms von Humboldt, der zu ihm zog, waren sein einzig Labsal. Goethe ward nämlich immer inniger von ihm angezogen, das Dämonische, wie er zu sagen pflegte, und was er im milderen Ausdrucke eine Natur nannte, Dasselbe, wofür jetzt die Bezeichnung „eine Potenz" gewöhnlich ist, dies zog ihn zu Schiller. Und in Weimar hatte er wenig ähnliche Fessel, Wieland war ihm eine leichtere, herum naschende Natur, welcher die ursprüngliche innere Gewalt abging, und Herder war sein eigentlicher Gegenpunkt, der alles Wirkliche, alles Existirende oder Existirthabende in den Gedanken der Humanität entkleidete. Auch Kunst und Poesie war ihm nur in Bezug auf Sittlichkeit vorhanden, nur in sofern lobenswerth, als diese direkt und zunächst dadurch gefördert würde; das Schöne an sich als Selbstständiges, Eigenes, existirte nicht für ihn.

Mannichfaltigkeiten.

(Auch ein Weg zum Ruhme.) Der bekannte französische Romandichter d'Arlincourt schrieb seinen ersten Roman, und gab ihn dem Verleger gratis. Der Verleger machte bei all Dem ein schlechtes Geschäft; Niemand kaufte das Buch, die Kosten für Druck und Papier gingen nicht ein, — der Verleger sah die stoßweise aufgeschichteten Exemplare in seiner Boutique mit stillem Ingrimme an und brummte wohl zehn Mal des Tages: „Mich soll man nicht wieder so kriegen!" — Aber d'Arlincourt nahm sich die Sache noch mehr zu Herzen als sein Verleger; es gibt nichts Schlimmeres als gekränkte Schriftsteller-Eitelkeit; er aß nicht mehr, er magerte ab, er wurde melancholisch, er strich einsam in den wildesten Partien der Champs élisées herum, seinen verkannten Roman in der Tasche, den er von Zeit zu Zeit herauszog, ein Capitel den Bäumen vorlas, den Styl bewunderte und das undankbare Publikum verfluchte, das seine Verdienste nicht anerkennen und das Buch nicht kaufen wollte. Die Frau d'Arlincourts, um ihren sichtbar dahinschwindenden Gatten ängstlich besorgt, entdeckte endlich die Ursache seines Grams. Nun änderte sich die Scene plötzlich; Bediente, Commissionäre, Laufburschen u. s. w. stürzten täglich früh und spät in den Buchladen, in welchem der Roman nach Erlösung schmachtete, und forderten 3, 10, ja sogar 20 Exemplare von dem Romane d'Arlincourts. Bestellungen kommen aus allen Gegenden Europas. Der Verleger tanzte vor Freuden den ganzen Tag Cancan in seiner Boutique. Alle diese Exemplare ließ aber d'Arlincourts Frau kaufen, baar bezahlen und sorgfältig in einem eigens gemietheten Zimmer des Faubourg St. Honoré aufschichten. Bald war die Auflage erschöpft, und zu seinem nicht geringen Erstaunen sah d'Arlincourt eines Morgens seinen Verleger mit unzähligen Bücklingen erscheinen, und um die Erlaubniß zu einer zweiten Auflage bitten. Stolz durch solch einen Erfolg, schrieb er nun Bedingungen vor, die der wonnetrunkene Buchhändler gern einging; der Reiz einer zweiten Auflage verschaffte dem Buch Leser, seine Frau und einige gewonnene Journale thaten auch das Ihrige, und so fing d'Arlincourt an, ein beliebter Romanschriftsteller zu werden. Jene Büchermasse im Faubourg St. Honoré aber lag mehrere Jahre ruhig, bis sie später mit umgedrucktem Titel als fünfte Auflage wieder in Umlauf kam. — Derlei Manöver kamen in neuerer Zeit in Deutschland auch vor, und man thut sehr wohl daran, bei gewissen Werken, die in unglaublich kurzer Zeit eine zweite Auflage erleben, sich in der ersten irgend einen Druckfehler zu merken. Diesen findet man gewöhnlich auch in der zweiten Auflage, und da ist es dann klar, daß nur neue Titel gedruckt wurden. Man kennt diese alten Spässe! (Allg. Thztg.)

Auch in Nürnberg fängt sich jetzt die religiöse Bewegung, die über Deutschland geht, zu regen an. Ein langer Aufsatz in der mittelfränkischen Zeitung, die in Nürnberg erscheint, fordert die dortigen Gemeindebehörden auf, der altlutherischen Richtung nicht mehr stillschweigend das Feld zu überlassen, sondern an den König die Bitte zu stellen, die obersten protestantischen Kirchenstellen mit duldsamern Männern zu besetzen, die ihre Zeit verstehen, und bei der nächsten erledigten Pfarrei im Ausschreiben für die Wiederbesetzung geradezu die Bedingung der rationalistischen Richtung zu machen, da die altlutherische bereits überreich vertreten sey. Man erfährt, daß in den höheren Schulen in Nürnberg die altlutherische, sogenannte pietistische Richtung mit allem Eifer gepflegt wurde, daß man das allgemeine Landesgesangbuch gar nicht mehr benutzte, sondern Privatsammlungen alter Kirchenlieder aus dem Reformationszeitalter. Ein Lehrer am Gymnasium ereiferte sich ein Mal so sehr über den weißen Hemdkragen eines Schülers, als eines Zeichens weltlicher Eitelkeit, daß er dem Knaben in's Gesicht spuckte. (Dorfz.)

(Berlin, 1. Febr. — Berl. 3.) Das Bestreben, die deutsche Sprache, so weit es ohne Zwang und Ziererei möglich ist, von fremden Ausdrücken zu befreien und deren ursprüngliche Reinheit zu bewahren, hat auf eine überaus erfreuliche Weise sehr hohe Unterstützung gerade zu einer Zeit gefunden, wo sich deutsche Schriftsteller, und vorzüglich auch deutsche Schriftstellerinnen, nicht wenig darin gefallen, durch eine fortwährende, höchst gesuchte Einmischung fremder Ausdrücke sich einen gewissen vornehmen Anstrich zu geben. In Preußen, und besonders auch in Berlin, finden sie mit ihrem undeutschen Wesen um so weniger Anklang, als eben jener hohe Schutz für die Reinheit unserer Sprache derselben herrlich die Wage hält. Hierzu kommt, daß auch viele unserer Behörden sich auf eine erfreuliche Weise bemühen, fremde Ausdrücke möglichst zu vermeiden, und daß man auch bei neueren Gesetzen und Verordnungen das Bestreben wahrnimmt, ein reines und gutes Deutsch zu schreiben. Ganz im Einklang hiermit, haben auch viele wackere Männer aus dem Handels- und Gewerbstande sich bemüht, deutsche Ausdrücke auf ihren Schildern zu gebrauchen, während Andere allerdings immer noch glauben, sich ein besonderes Gewicht zu verleihen, wenn sie sich mit recht vielen französischen, englischen, ja russischen Umhüllungen versehen, und z. B. aus einem ehrlichen deutschen Schneider einen taylor oder maitre, oder gar marchand tailleur, aus einem Schuhmacher einen maitre bottier machen. O wenn doch das gute Beispiel, von oben gegeben, immer reichere Früchte trüge und wir unsere herrliche Sprache gerade dadurch ehrten, daß wir sie in ihrer Reinheit bewahrten!

Ein Huf- und Waffenschmiedgesell in Hammerunterwiesenthal (Königreich Sachsen), welcher vor ungefähr fünf Jahren bei einer

Hochzeitsfeier durch das Abschießen eines Böllers seine rechte Hand verlor, und nur durch ganz vorzügliche ärztliche Behandlung den rechten Arm erhielt, suchte vor einiger Zeit bei der Huf- und Waffenschmiede-Innung in Oberwiesenthal um das Meisterrecht nach, worauf ihm der 24. Januar zur Fertigung des Meisterstücks bestimmt wurde. An diesem Tage erschien derselbe, den Schmiedehammer an den rechten Arm geschnallt, arbeitete mit merkwürdiger Fertigkeit und Geschicklichkeit vier Hufeisen aus dem Feuer, und beschlug das ihm zum Meisterstück vorgeführte Pferd mit außerordentlicher Gewandtheit in Gegenwart und zur größten Bewunderung der Meister der Innung und vieler Zuschauer. Sein Meisterstück wurde von Sachverständigen als ausgezeichnet anerkannt. (Berl. N.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 6. Febr.

England, Amerika, Frankreich sind die Länder der Oeffentlichkeit und des lebendigsten ungehemmtesten Gedankenverkehrs. Möchte es bei uns immer mehr eben so werden! Möchten namentlich die Vereine begreifen, daß sie ohne die allergrößte Oeffentlichkeit bloße Schatten und Leichname sind. Von dieser Ansicht ausgehend, scheint es geboten, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den so eben erschienenen Jahresbericht des nassauischen Seidenzuchtvereins zu lenken. Derselbe ist in der Schellenberg'schen Buchhandlung dahier à 6 Kreuzer zu haben und ist in jeder Hinsicht als eine meisterhafte Arbeit zu bezeichnen. Das Directorium hat seinen Sitz in Wiesbaden Da nun die Anmeldungen wegen Bezugs der jungen Maulbeerbäume, welche der Verein aus Bayern und Rheinpreußen bezieht und à 6 Kr. verkauft, längstens bis zum 1. März bei dem Directorium des Vereins eintreffen müssen, so bitten wir im Interesse des Landes die Förderer dieser wichtigen Cultur auf's dringendste, den festgesetzten Termin nicht zu versäumen.

Bensheim a. d. Bergstraße, 7. Febr.

Ein recht erfreuliches Ergebniß bot das am 30. Jan. dahier in geselligem, harmonischem Zusammenwirken zum Besten der armen abgebrannten Wimpfener veranstaltete Vocal- und Instrumental-Konzert: es gingen rein 45 Gulden ein. Auch in dem benachbarten Heppenheim fand ein solches Konzert statt, was 20 Gulden netto eingebracht haben soll und wohl größere Einnahme gehabt haben würde, wenn es nicht mit dem hiesigen zugleich auf einen Tag stattgefunden hätte. — Für unsere projectirte Kleinkinder-Schule soll demnächst auch ein Konzert von der Liedertafel veranstaltet werden, dem gleichfalls der beste Erfolg recht sehr zu wünschen ist. — Wie so sehr billig man hier lebt, geht daraus hervor, daß man für Kost und Logis nebst Aufwartung monatlich nur 12 Gulden bezahlt, und dazu kömmt, daß es in einer überaus schönen anmuthigen Gegend ist, wo nach allen Seiten hin die abwechselndsten Lustpartieen winken, als die altbekannten Auerbacher Anlagen, die Schönberger und Reichenbacher Thäler, die Starkenburg, die Kirschhäuser und Erbacher Thäler rc.

Wicker bei Hochheim, 8. Febr.

Obgleich uns Bachus im verwichenen Herbste ein minder geschätztes Kind brachte, so konnte dies den steten Eifer der Weinproducenten, ihre Weinberge in der Kultur immer mehr zu erhöhen, nicht nur nicht schwächen, sondern nur noch reger machen. Rührig sieht man daher bei annehmbarer Witterung fortwährend die verschiedensten Verrichtungen in den Weinbergen geschehen; man sieht alte Weinberge aushauen und neue anroden. Die neuen Anlagen werden aber nicht mehr, wie früher, nach altem Schlendrian gemacht, sondern nach einer Weise, die der Kultur des Weinstocks entspricht und ein gesegnetes Resultat der Bemühungen erwarten läßt. Namentlich verdient die neue Anlage des Hrn. Präsidenten Magdeburg zu Wiesbaden an seinem Tempelweinberge alle Aufmerksamkeit und Beachtung. Möchte seinem Beispiele nachgeahmt werden und seine hiesigen Besitzungen immer geschützt und gesegnet seyn!

H.

Auf Karl Fiedler's Tod.

Des Friedens Engel ist herabgestiegen,
Eh' dich der Hoffnung warme Hand verlassen,
Und wie die Mutter sah dich sterbend liegen
In ihres Armes zitterndem Umfassen,
Den größten von den allzugroßen Schmerzen,
Löst' er des Leibes letztes Band gelassen.
Wir aber stehen mit gebund'nen Herzen
Vor deinem Sarg, um dich zu früh betrogen,
Und leiden an der Seele Todesschmerzen.
Dies hast du liebevoll zuletzt erwogen,
Noch greifend in der theuren Mutter Hände,
Daß du sie hättest mit dir heimgezogen.
Weil an die Lieben dich das Leben bände,
Vertrautest du der Hoffnung letztem Worte,
Als ob sie nicht im Flieh'n begriffen stände.
Ich sammle trauernd an der dunklen Pforte,
Die deinen Geist von unsern Sinnen scheidet,
Gebete nun zu deines Schicksals Horte,
Verschweigend, was die eig'ne Seele leidet.
Hienieden ist des Lebens Kunst das Sterben,
Und wer die schön Gestorbenen beneidet,
Die mit dem Tode Lieb' und Ruhm erwerben,
Ergriff den Sinn von seinem ew'gen Leben;
Wie aber, wenn die Pflanze muß verderben,
Die kaum begonnen, nach dem Licht zu streben?
Wenn tausend Blüthen in dem Keim zerfallen,
Die uns der Frucht Vertrauen schon gegeben?
Wie — wenn im Werden muß das Spiel verhallen
Von dem Gemüthe, dem des Lebens Töne
Schon Harmonie'n verkündigend entwallen?
Du blühtest in der Jugend Kraft und Schöne:
Die Augen leuchtend mit des Muthes Funken,
Die Stirne würdig, daß sie Lorbeer kröne,
Die Lippen von der ersten Liebe trunken —
Da mußt' in dich des Siechthums Wurm sich nagen.
Doch wie der Jugend du vom Arm gesunken,
Vertrautest du, von innerm Muth getragen,
Dem Geist allein, daß er dich fürder leite,
Und bliebst ihm treu im Wählen und Entsagen.
Du wolltest nicht, daß Mitleid dich begleite,
Nur sinnend, wie für Kräfte, welche schwanden,
Die Kraft des Willens dir Ersatz bereite.
O schlaf' in Frieden, der du groß bestanden!
Schwer war der Kampf: du mußtest sterbend siegen.
Erlöset ist der Geist von seinen Banden,
Des Friedens Engel ist herabgestiegen.

W. Sw.

Logogryph.

Es nennet dir eine Stadt, nah' an der Donau Strand,
Rückwärts gelesen, Kopf ab, einen Fluß in Egyptenland.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Febr. (Neu einstudirt): Van Dyck's Landleben, Schauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel, von F. Kind.

Sonntag, 13. Febr. Zemire und Azor, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr. Zemire: Frau Anschütz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 44. Sonntag, den 13. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Der junge Fernand war von heftiger Gemüthsart, und der Anblick der Leiden, die sein Vater erdulden mußte, hatte einen unversöhnlichen Haß sowohl gegen die brabantische Revolution, als gegen seine Mitmenschen überhaupt in ihm aufgestachelt. Er schwur, sich einst an der menschlichen Gesellschaft zu rächen, und nährte seinen Geist mit diesem Gedanken. Schwach von Körper, und mit einer Seele begabt, welche diesen gleichsam zu versengen schien, ward er bald inne, daß eine andere Lebensweise ihm Bedürfniß werde, und er begann, so viel wie möglich, sich körperlichen Uebungen zu widmen. Ganze Tage lang durchkreuzte er die das Schloß umringenden Wälder, pflegte der Jagd auf wilde Thiere, übte sich im Schwimmen, Klettern und andern Beschäftigungen, und empfand bald die Freude, seinen Körper gestärkt zu sehen und zu fühlen, daß er mit einer außergewöhnlichen Kraft begabt wurde. Es ward aus ihm ein recht wilder Jüngling, der nur seiner Mutter gegenüber sanft und zärtlich war, und die Abgeschlossenheit, in der er lebte, erweckte in ihm ein poetisches Gefühl, das eben so kräftig als eigenthümlich sich äußerte und ihm oft inmitten seines unglücklichen Lebens den herrlichsten Genuß verschaffte.

Zu allen den kleinen Verfolgungen, welche man dem jungen van Imschote und seiner Mutter fortwährend bereitete, gesellte sich nunmehr eine, die Fernand's Schicksal auf immer entscheiden sollte. Man wollte ihn zwingen, die Waffen zu ergreifen und gegen den deutschen Kaiser zu Felde zu ziehen. Fernand erwartete den ersten Aufruf und ließ ihn unerwiedert. Als er später einsah, daß man ihn mit bewaffneter Macht zum Gehorsam zwingen wolle, ergriff er die Flucht und wählte Deutschland zu seiner Sicherheit.

Die Verfolgungen trafen nun das Haupt seiner Mutter allein, so lange, bis endlich auch diese das Vaterland verließ und sich mit ihrem Sohne vereinigte, der in jenem Augenblick seinen Aufenthalt in Hamburg genommen.

Das Glück schien jetzt auf einige Zeit über Fernand's Haupt sich erheben zu wollen. Er lebte mehrere Monate mit seiner würdigen Mutter wie von einer himmlischen Seligkeit umflossen, und begann, einigermaßen seinen Trübsinn zu beseitigen, als der empfindlichste Schlag sein Herz traf. Seine Mutter erkrankte plötzlich und ward ihm durch einen schnellen Tod entrissen. Unbeschreiblich groß war des Jünglings Verzweiflung; er glich einem Wahnsinnigen und mußte selbst eine gefährliche Krankheit bestehen, die ihn an den Rand des Grabes führte. Nach seiner Genesung faßte er den Entschluß, einige langdauernde Seereisen zu unternehmen, besuchte die meisten Länder Nordamerika's, verweilte Jahre lang im spanischen und portugiesischen Guyana, fuhr später nach den indischen Küsten, hatte viele Angriffe von Räubern bestanden, und kehrte endlich, unter dem französischen Kaiserreiche, in sein Vaterland zurück.

Die Kaperbriefe, welche damals ertheilt wurden, erzeugten in ihm die Absicht, sich dem Stande eines Piraten zu widmen, und kaum war dieser Entschluß in ihm rege geworden, als er ihn auch schon zur Ausführung bringen wollte. Die gedachte Revolution schien ihm zuzulächeln: in ihr glaubte er die Möglichkeit zu erblicken, seine alte Rache gegen die Menschheit zur Ausführung zu bringen, seinem Haß einige Luft zu verschaffen. Obwohl sein Vermögen sehr eingeschmolzen, besaß er doch noch hinreichende Mittel, um sich ein Fahrzeug zu kaufen und mit diesem den gefährlichen Zug zu unternehmen, auf welchem wir ihn bereits eine Weile begleiteten.

Aber der rauhe Fernand hatte sich getäuscht, der Genuß war so groß nicht, als er ihn sich wohl vorgestellt. Zwar that es seinem Herzen wohl, so frei und frank das weite Meer durchfliegen, eine unwidersprechliche Macht über eine Anzahl von vierzig Leuten ausüben und seinen eisernen Willen als einziges Gesetz vorschreiben zu können; doch was verschaffte ihm alles Dieses? Das seiner Seele eingeprägte Gerechtigkeitsgefühl hielt ihn ab, willkürliche Befehle zu ertheilen und gleich einem Tyrannen zu herrschen. Seine Leute gehorchten ihm als eben so viele Sklaven; sie flogen auf seinen Wink, sie zitterten auf sein Wort; allein wozu nützte Dies ihm? — Er handelte stets zu ihrem Wohl; was er gebot, geschah zu ihrem Vortheil, nie aber zu seiner eigenen, alleinigen Befriedigung. O! Fernand's Körper umschloß eine zu schöne Seele, als daß er schlecht und ungerecht hätte handeln können ....

Lange träumte der Jüngling über diesen seinen Seelenzustand und fühlte endlich, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, daß der Haß, der ihm im Busen verschlossen lag, kein eigentlicher, kein aufrichtiger Haß sey, und daß ihm ein natürlicher Abscheu beiwohne gegen Alles, was niederträchtig und schlecht genannt werden mochte. Dieser Gedanke war's, der ihn zuweilen stundenlang in Hinbrüten versenkte, der sein Antlitz noch finsterer erscheinen ließ und seinem Herzen gleichsam eine Verzweiflung einflößte, welche für ihn die größte Marter war, die er nur erdulden konnte. Mit einem Worte: es war jener Zustand, den die Matrosen nicht zu begreifen vermochten, und den wir unsern Lesern erläutern mußten, um sie in Stand zu setzen, die merkwürdigste Person unserer Erzählung nicht in halbem Tageslichte zu schauen und dieselbe würdig beurtheilen zu können.

Folgen wir nun wieder dem Fahrzeuge, das, von einem günstigen Winde geführt, bereits manche Tagereise auf dem Meere zurücklegte, ohne etwas Außergewöhnliches zu entdecken.

IV.

Weiter in See.

Es ist ein herrlicher Sommertag. Die Sonne prangt am unbewölkten Himmel und schießt ihre glänzenden Strahlen auf die Fläche des Wassers hernieder, das, von einer leichten Kühle gekräuselt, den Glanz der Sonne in Tausenden funkelnder Lichtpunkte zurückgiebt. Ueber dem Ganzen liegt gleichsam ein silbernes Gewebe; die Fische spielen schäkernd in dem warmen Elemente und erheben die Köpfe über die Fläche empor, als wollten auch sie Theil nehmen an diesem schönen Feste der Natur.

Die „schwarze Schwalbe" setzt ihren Kurs wie im Schlummer fort und erscheint gleich einem einzelnen dunkeln Punkte, der inmitten einer leuchtenden Luft und eines spiegelnden Wassers sich verliert. Auf dem Verdeck des Fahrzeugs befinden sich acht Mann, denen die Wache obliegt; der Rest der Mannschaft hält sich im Schiffsraum auf, wo sie, der Hitze der Sonne entwichen, sich damit beschäftigen, ihre Kleider nachzusehen, ihre Pfeifen zu rauchen oder zusammen zu plaudern und zu murren, weil sie seit so langer Zeit nichts mehr entdeckt hatten.

Der Kapitän trat auf's Verdeck, und nachdem er eine Weile loswärts auf und ab gegangen, setzte er sich hinten gegen die Schiffswand, zündete eine Cigarre an und starrte, die Arme auf der Brust gekreuzt und in halbliegender Stellung, beständig auf die ausgedehnte Wasserfläche hin. Nachdem Fernand eine halbe Stunde in diesem Zustande zugebracht, schien er aus seinem Schlummer zu erwachen, rief den Steuermann und gebot ihm, das Fernrohr herauf zu holen. Als er mit Hülfe desselben die See einige Augenblicke untersucht hatte, befahl er dem Steuermann, das Schiffsvolk auf's Verdeck zu entbieten. Dieser schritt auf die Lucke zu und rief: „überall!" Jeder ließ nun seine Arbeit im Raum liegen, die Gespräche wurden abgebrochen und die ganze Mannschaft kletterte nach oben.

„Geyen die oberen Leesegel!" rief Fernand, und sobald sein Befehl ausgeführt war, fuhr er fort:

„Marssegel hoch!"

„Geyen die oberen Bramsegel!"

„Die Bramsegel hissen!"

„Setzt die Flieger [1]) aus!"

„Die Klappmützen [2]) in die Höhe!"

„Prangen, überall!"

In weniger als einer halben Viertelstunde stand die „schwarze Schwalbe" unter vollen Segeln. Man hätte sie für ein in der Luft dahin fliegendes Kastell von Leinwand halten mögen. Man segelte fast mit dem Winde; keine einzige Falte war im Segeltuche bemerkbar, und das Fahrzeug setzte jetzt schnelleren Kurs fort. Die Mannschaft begriff erst dann recht, warum jene Anordnungen getroffen worden, als einige Stunden später der Steuermann den Ruf: „ein Schiff vor uns!" vernehmen ließ. Eine ungeheuchelte Freude verbreitete sich auf dem Antlitz der Matrosen, und vielleicht wäre ein Hurrahgeschrei aus ihrer Mitte erschollen, hätte nicht ein Blick, den Fernand ihnen zuwarf, ihnen zu erkennen gegeben, daß solche äußerliche Zeichen ihm nicht gefielen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verkaufshalle in Frankfurt a. M.
(Industriehalle.)

In der Generalversammlung am 26. Januar erstattete der Vorstand der Verkaufshalle Bericht über die seitherige Wirksamkeit und das geschäftliche Ergebniß der Anstalt. Bevor wir jedoch daraus mittheilen, scheint es nöthig, einen Blick auf die Entstehungsgeschichte derselben zu werfen, denn dem größeren Publikum sind wohl die näheren Umstände, wodurch dieses Institut entstanden, nicht genau bekannt, und besonders Auswärtige, welche häufig über Plan und Einrichtung, über Vorschuß und Unterstützung Unbemittelter, als Einleitung zur Errichtung von Industriehallen anfragen, können nicht begreifen, wie man in Frankfurt ohne diese oder ähnliche Vorarbeiten, auf gutes Glück hin, habe beginnen mögen; deßhalb wollten wir einige bezügliche Thatsachen hier anführen.

Als die „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften" durch ihre „Verwaltung des Gewerbevereins" im Jahr 1846 eine allgemeine hiesige Gewerbausstellung veranstaltete und ihr von Seiten der Stadtkämmerei das von Reineck'sche Haus zu diesem Behuf unentgeltlich überlassen wurde, stieg in mehreren Gewerbtreibenden die Idee auf, diese Gelegenheit zu benutzen und nach beendigter Ausstellung einige Zeit versuchsweise den Verkauf von Gewerbsartikeln dort zu betreiben, um im günstigen Fall, nach dem Muster anderer Städte, auch hier eine Industriehalle ins Leben zu rufen.*)

Die Verwaltung des Gewerbvereins, welche darum befragt wurde, war dieser Idee geneigt und hoffte auch von der Behörde dieserhalb kein Hinderniß bereitet zu sehen.**) Indessen war die „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc." in ihrer, einige Zeit nachher (14. Juli) abgehaltenen Generalversammlung anderer Meinung und hielt es für geeignet, das Lokal sofort wieder räumen zu lassen.

Viele Gewerbsleute waren dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt, indem Manche größere Gegenstände eigens hatten anfertigen lassen in der Hoffnung, dieselben dort zum Verkauf ausstellen zu können und auch bereits ausgestellt hatten. Das Zurücknehmen war wegen Beschränktheit oder ungeeigneter Lage der Wohnungen nicht möglich, also mußte schnell ein Entschluß gefaßt werden. Sie mietheten sonach, zunächst auf ein Jahr, einen Theil der Braunfelsgalerie, um den Versuch fortzusetzen, welcher denn auch bald zeigte, daß das Unternehmen gelingen werde und dadurch dem Gewerbstande große Vortheile erwachsen müßten.

Noch vor Ablauf der ersten Hälfte des Jahres wurde schon die ganze Galerie auf eine Reihe von Jahren gemiethet, wovon während der Messe ein Flügel an Handelsleute in Bestand gegeben wird, um die Kosten zu erleichtern und die Frequenz zu vermehren.

Obschon die Handwerksleute gänzlich auf sich selbst beschränkt waren und sich ohne Rath und Unterstützung, ohne Plan und Erfahrung im Betrieb eines solchen Geschäftes befanden, verloren sie dennoch den Muth nicht, vielmehr stellten sie im Laufe des Geschäftes erst die Grundsätze fest, welche sie leiten, und zeichne-

[1]) Flieger, Name eines Segels.
[2]) Klappmützen, Name einer Art Segel.

*) In dem Bericht der Verwaltung (Gem. Chronik 1846 Nro. 16) heißt es: „Wie sehr die Vortheile des öffentlichen Ausstellens erkannt wurden, dafür dürfte zeugen, daß eine Anzahl Gewerbtreibende bei der Verwaltung beantragte, die Ausstellung sowie den Verkauf noch fortdauern und durch Hrn. Kayser (ein umsichtiger, thätiger und rechtlicher Geschäftsmann, welcher viel zum Aufblühen der Verkaufshalle beitrug) besorgen zu lassen, indem sie für die ihnen unverkauft gebliebenen, zum Theil für die Ausstellung besonders verfertigten Gegenstände nicht den erforderlichen zum Einkauf einladend gelegenen Raum besäßen, am allerwenigsten aber jeder vereinzelt aufgesucht würde ꝛc."

**) Eben daselbst: „Die Verwaltung beschloß daher, die Ausstellung fortzusetzen und den Verkauf, wie beantragt, durch Hrn. Kayser besorgen zu lassen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß alle dadurch erwachsende Unkosten, wie sie auch heißen mögen, von den Ausstellern zu tragen seyen und der Verwaltung keinerlei Nachtheil daraus erwachsen dürfe u. s. w."

ten die Bahn vor, welche das Unternehmen einhalten sollte; Schwierigkeiten, denen nur fester Wille und eiserne Beharrlichkeit zu begegnen im Stande waren. Dafür gebührt den Betheiligten aber auch das Verdienst, den glücklichen Erfolg durch sich selbst herbeigeführt zu haben. Ihre Mitbürger aber förderten und fördern die Anstalt durch ihr Zutrauen, das zu rechtfertigen sie auch eifrigst bemüht ist.

Dies ist die Ursache warum der Errichtung der Verkaufshalle keine Vorarbeiten vorausgegangen waren.

An andern Orten dagegen wurde umgekehrt verfahren: patriotisch gesinnte Männer bildeten Vorschußkassen; Communalverwaltungen räumten Lokalitäten ein; Geschäftskundige entwarfen Pläne und leiteten später den Betrieb; die Handwerker durften ihrerseits also nur einliefern.

Unter solchen Aussichten wird demnächst Darmstadts Gewerbstand sich der Eröffnung einer Industriehalle erfreuen, für welche jetzt schon über fl. 10,000 gezeichnet sind.

Eingangs erwähnter Jahresbericht theilte mit: daß die Anzahl der einliefernden Mitglieder über achtzig betrage; daß der Werth der eingelieferten Gegenstände die Summe von fl. 32,000 übersteigen; daß der Geschäftsumsatz sich auf fl. 14,000 belaufen; daß die Einlieferung im Steigen begriffen und im December für fl. 3457 eingeliefert worden sey, so daß die Räume zu klein würden, weßhalb für Jene, welche für über fl. 700 Werth aufstellen, ein höherer Miethsatz bestimmt werden mußte.

Ein so erfreuliches Resultat des mit schwachen Kräften begonnenen Instituts habe daher das Comité veranlaßt, Hohem Senat durch gütige Vermittlung eine Darlegung des jetzigen Standes der Verkaufshalle zu überreichen, und es hoffe auf eine günstige Aufnahme derselben.

Ferner wurde angezeigt: daß die Ziehung der Gewerbslotterie, wegen starkem Absatz der Loose, verschoben worden und erst am 13. Febr. statthaben könne. Durch diese Lotterie ist die Möglichkeit gegeben, alle Mitglieder zufrieden zu stellen, indem jedenfalls durch Ankauf zur Verloosung ein Theil ihrer Arbeiten Absatz findet.

Sodann wurden mehrere zweckmäßige Anträge angenommen, welche die rührigste Thätigkeit und einen im Handwerksstande seltenen Unternehmungsgeist nicht verkennen ließen.

Zum Schluß wurden die Herren Lepper, Bach und Fabrizius zu Revisoren der Casse und Gesellschaftsrechnungen erwählt.

Die deutsche Postkonferenz

hat sich in Dresden bis zum 1. Juni dieses Jahres vertagt und die Bevollmächtigten haben beschlossen, das Ergebniß ihrer bisherigen Verhandlungen vorläufig zur Entschließung ihrer Regierungen zu bringen, um dann bei ihrem Wiederzusammentritte das Werk auszubauen, zu vollenden und dessen Verwirklichung schon auf das Jahr 1849 zu Stande zu bringen. Die Hauptbestimmungen des Postvereins lauten nach den Berlinischen Nachrichten so: Der Verein, welcher sämmtliche deutsche und die zu Oesterreich und Preußen gehörigen außerdeutschen Staaten umfassen soll, bezweckt in seiner vollen Ausbildung durchgängig gleiche Normen für das vereinsländische Postwesen überhaupt und zunächst gleichmäßige Bestimmungen für die Taxirung und Behandlung aller Postsendungen für den internationalen Vereinsverkehr. Die Benutzung der für jeden Fall geeignetsten Routen wird in allen Richtungen gegenseitig gestattet und die Leitung der Postsendungen durch diejenigen Verkehrsmittel innerhalb jedes Staatsgebietes zugesichert, welche die meiste Beschleunigung darbieten (Eisenbahnen, Bureaux ambulants.) Für den Verein besteht Gleichheit des Maßes, Gewichts und der Münzwährung. Als Maß ist die deutsche oder sogenannte geographische Meile, 15 auf einen Grad des Aequators, und als Gewicht das wissenschaftlich begründete Grammen-Gewicht in der Art vorgeschlagen, daß als Einheit das Pfund zu 500 Grammen betrachtet und in 32 Loth getheilt wird, wodurch die zeither bestandene, bis auf 6/10 Loth per Pfund ansteigende Abweichung der deutschen Gewichte für den Postverkehr ausgeglichen wird. Der Münzwährung hat die Konferenz die den deutschen Münzsystemen allenthalben, mit Ausnahme von Bremen, zum Grunde liegende kölnische feine Mark ebenfalls zur Basis gegeben und 1/12 Mark als Rechnungseinheit mit Theilung in 100 „Kreuzer" bezeichnet. Der Tarif für die internationale Vereinskorrespondenz ergibt für den einfachen, weniger als 1 Loth (15,6 Gramme) wiegenden Brief bis 6 Meilen 2 Kreuzer, über 6—20 Meilen 5 Kreuzer, über 20 Meilen 10 kr. gemeinschaftliches Porto, wobei der Ansatz eines Transitportos, welches die durch mehrere deutsche Gebiete laufenden Briefe bisher so sehr vertheuerte, nicht mehr stattfinden kann. Für schwerere Sendungen steigt das Porto: bis 4 Loth um das einfache Porto pro Loth, von mehr als 4 Loth bis 1 Pfund um das einfache Porto pro 4 Loth, von mehr als 1 Pfund um das einfache Porto pro 8 Loth. Sendungen von weniger als 4 Loth werden ohne Unterschied, von 4 Loth und mehr — aber von weniger als 5 Pfd. — nur auf Verlangen als Gegenstände der Briefpost behandelt werden. Der Frankirungszwang hört im Allgemeinen auf. Frankirte Kreuzbandsendungen werden nur mit 1/4, Waarenproben und Muster mit 1/2 der Vereinsportosätze vernommen. Rekommandirte Briefe werden neben dem Porto gleichmäßig mit einer Gebühr von 6 kr., außerdem mit keiner Quittungsschein- oder höheren Bestellgebühr belegt. Allgemeine Portofreiheit besteht für die Korrespondenz unter den Regenten der Vereinsstaaten und deren Familien, so wie für die amtliche Korrespondenz aller öffentlichen Behörden im Vereinsgebiete. Für Retourbriefe rc., so wie für Postrestanten sind angemessene Bestimmungen getroffen. Für die Besorgung und Beförderung vereinsländischer Zeitungen innerhalb des Vereinsgebietes wird unter Festsetzung einer Minimal- und Maximal-Taxe eine Gebühr von 50 pCt. bei politischen Zeitungen, von 25 pCt. des Nettopreises bei wissenschaftlichen und andern Journalen, mit Ausschluß jeder andern Beförderungsgebühr, erhoben.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Elsaß, 5. Febr. — Oberrh. Z.) Man berichtet aus Mühlhausen, der bekannte Bletry'sche Prozeß, von welchem vor drei Jahren alle Zeitungen berichteten, komme jetzt wieder an das Tageslicht. Alle Angeklagten wurden 1845 durch den Criminal-Gerichtshof in Colmar, aus Mangel an Beweisen, frei gesprochen. Jetzt heißt es, eine der am meisten Beschuldigten, Francisca Lallemand, sey gestorben; auf ihrem Sterbebette habe sie ihrem Geistlichen den ganzen Hergang der Mordthat gebeichtet; sie soll ausgesagt haben, daß das Verbrechen wirklich im Hause des Bletry und durch die angeklagt gewesenen Personen begangen wurde. Die nachher ermordete Frau soll aus Guadeloupe gekommen seyn, um im Elsaß eine Erbschaft zu beziehen.

(Die ersten Titel der Shakespeare'schen Stücke) sind in den ersten davon vorhandenen Ausgaben von ansehnlicher Länge. Der englische Schauspieler C. Cibber theilt diese Titel in seiner „Apology etc. (Lond. 1756)" in einer ziemlich vollständigen Reihenfolge mit; hier nur einige davon in wortgetreuer Uebersetzung, die wir aus einem Aufsatze in den Blättern für literarische Unterhaltung entlehnen. „Romeo und Julie" z. B. ist bezeichnet als „eine trefflich verfaßte Tragödie von Romeo und Juliette mit den Streitigkeiten der beiden berühmten Häuser Mon-

tague und Capulette 1593, 1597, 1599." Der „Sommernachtstraum" wird empfohlen als „eine ergötzliche Comödie, die mit den Fratzen der Feen ausgestattet ist" (1595). Von „Viel Lärmen um Nichts" heißt es unter Andrem „eine ergötzliche und witzige Comödie mit den wohlgesetzten Späßen des Lords Benedict und der Lady Beatrice" (1596). Besonders ausführlich ist folgender Titel: „Eine höchst ergötzliche, vortrefflich gedichtete Comödie von Sir John Falstaff, dem dicken Ritter, mit den hübschen Einfällen der lustigen Weiber von Windsor, vermischt mit den vielen Späßen Sir Hugo's des Pfarrers, des Richters Shallow und seines weisen Vetters Mr. Abraham Slender, nebst den Späßen des alten Pistol und Corporal Nym mit Dr. Cajus seinen Einfällen" (1596). „Der Kaufmann von Venedig" wird aufgeführt als: „die vortreffliche und wahre Geschichte des Kaufmanns von Venedig mit der außerordentlichen Grausamkeit Shylok's des Juden gegen den Kaufmann Antonio und die Erwerbung der Portia, der reichen Erbin, durch die Wahl unter drei Kästen" (1597). Schließlich noch der ebenfalls ziemlich lange Titel des „Lear": „die wahrhafte und wundervolle chronikgemäße Geschichte von Lear, König von England, mit seinem Leben und Tode, mit dem unglücklichen Leben Edgar's, Erben des Grafen von Gloster und seinem traurigen und verstellten Wesen von Tom, einem Wahnsinnigen" (1598). (Allg. Modez.)

Literatur.

Eine dänische Geschichte. Roman von Adele Schopenhauer. Braunschweig, Westermann, 1848.

Vor drei Jahren führte uns die geistvolle Dichterin in ihrem Romane Anna in die „nächste Vergangenheit" Deutschlands, das Jahr 1806. Die „dänische Geschichte" geht nun bis an den Anfang des Zeitraumes zurück, zu welchem jene Vergangenheit und unsere Gegenwart gehören, nämlich bis in die Zeit der französischen Revolution, ohne jedoch diese selbst — ein schon allzu oft verarbeitetes Novellistenthema — näher zu berühren. Dagegen knüpfen sich die Fäden des Romans an die politischen und socialen Zustände des germanischen Nordens, deren Bewegung und Umgestaltung theils durch unmittelbaren Einfluß der französischen Umwälzung, theils in geheimnißvoller Wahlverwandtschaft mit dieser gleichzeitig begann. Die Individualität der Verfasserin scheint sie besonders zu befähigen, die gebildeten Gesellschaftsklassen in den Uebergangsperioden zu höheren und reinmenschlicheren Stufen der Bildung und des ganzen Lebens darzustellen, ohne darum mit revolutionärer Gehässigkeit alles Alte als Veraltetes zu verkannen und das ewig Schöne und Rechte zu verkennen, weil es einmal allzu duldsam neben seinem Gegentheile dastand. Die Hauptperson des vorliegenden Romans ist Helene, die jüngste Tochter eines dänischen Grafenhauses, deren Verbindung mit einem Maler bürgerlicher Abkunft durch erkämpftes Glück ein unglückbringendes Verhängniß lös't, welches standeswidrige Bündnisse über jenes Haus gebracht hatten. Helenen's Energie würde ihren Geliebten zu passiv erscheinen lassen, wenn er nicht gerade in einem entscheidenden Momente seine ruhige Charakterstärke im Widerstande gegen die heftigen und hastigen Entschlüsse der Geliebten entwickelte, da er ihr, um sein Wort und ihren Ruf zu wahren, die gemeinsame Flucht verweigert. Wir begnügen uns, unter mehreren schönen und sinnreichen Schilderungen zwei zu citiren: eine Stelle (S. 28) über die gewöhnlichen guten Menschen gegenüber den außerordentlichen, und eine wunderzarte Schilderung des ersten Aufdämmerns der Liebe im Frauenherzen (S. 82 ff.). Für die Darstellungsweise der nordischen Naturscenen geben wir ein Beispiel: „Es war eine der wunderlichen Nächte, in welchen die Windsbräute flaggen und, gleichsam aus dem tiefen Nebelgrunde der Dünen aufsteigend, ihre langen weißgrauen Schleier schräg herabhängen lassen bis dicht auf den Erdboden, dann urplötzlich aufjubelnd wie losgebundene Mänaden, wildaufschreiend mit dem langen pfeifenden Ton, den nur der Nordländer kennt, über die See sich stürzen, das fliehende Boot gierig zu erhaschen, das ihnen zu entgehen gemeint; — hui! nun muß es tanzen, Kiel auf und ein, drüber hin ras't eine Welle — wieder eine so fort Woge um Woge! Dem Ruderer schwinden Sterne, Himmel, Kahn und Strand; aber die wilde tolle Nixe, die ihren Liebsten sucht zwischen Meer und Erde, ruht nicht, bis sie Alles, Mann und Maus durchnäßt hat im Boot; — wie ein Pfeil schießt das Schifflein über die schaumbedeckte Fluth — und mit einem Male, wie auf Zauberspruch, ist Alles vorüber! Da ist der klare Himmel, die Sterne flimmern wie erschrocken von dem sündhaften Spiel, es ist aber Alles glatt, still, sogar hell am Ufer und zur See: die erzürnte Wasserliebste hat ausgetobt. Ein langer keuchender Windzug trocknet rasch Segel und Leute; bis es einer anderen ähnlichen Erscheinung begegnet, hat das Boot Ruhe, oft sogar eine schnelle, glückliche Fahrt."

Offenbach a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Korrespondenz.

Butzbach, 6. Febr.

Ein in der Didaskalia vom Heutigen aufgenommener, von hier datirter Artikel, vom 28. v. M., macht für diejenigen Leser (übrigens auch nur für diese), welche mit den örtlichen und Sach-Verhältnissen nicht näher bekannt sind, noch einige kurze Bemerkungen erforderlich. Die Lage des Bahnhofes dahier ist schon längst von großh. Ministerium definitiv genehmigt. Sie ist frei, am Eingange von Butzbach und nur einige Schritte von der Hauptstraße abgelegen. Welchen Platz der Einsender dafür ausersehen hat, der freier und zweckmäßiger gelegen seyn soll, als der genehmigte, ist aus seinem etwas undeutlichen Artikel nicht ersichtlich; es läßt sich daher über sein Project kein Urtheil abgeben. Daß übrigens der Verfasser von „einer Absicht, das Stationshaus förmlich zu verstecken", und zwar „um einem Privatinteresse Genüge zu leisten", von „absichtlicher Verbreitung eines Gerüchtes", so wie von „Mißgriffen der untergeordneten Angestellten" redet, deutet wohl zur Genüge den Grad der Einsicht und die Motive des Verfassers an, da dieser dem Localbeamten eine Macht zuschreibt, die ihm seinen vorgesetzten Behörden gegenüber durchaus nicht zukommt.

Westerburg bei Hadamar, 8. Febr. — (Verspätet eingef.)

Obgleich aus unserer Stadt wenig oder höchst selten etwas Rühmwürdiges zur öffentlichen Kenntniß kommt, so verdient doch folgende edle That, welche der Einsender Dieses bei seiner Anwesenheit heute dahier in Erfahrung gebracht hat, veröffentlicht zu werden, und werden Sie, Herr Redacteur, gebeten, solche in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen. Die achtjährige Tochter des hiesigen Bürgers Carl Ziesler, Namens Pauline, ging am 8. Dec. verflossenen Jahes aus der Schule und wollte über den zwischen beiden Brücken liegenden Steg nach Hause eilen; dieselbe wird aber durch die Tiefe des Bachs, welcher 7 bis 8 Fuß angeschwollen war, und durch die noch 8 bis 9 Fuß hohe Einfassung der Mauer schwindlich, glitschte ab und fällt in den Bach, und nur eine Person, die Ehefrau des Sattlermeisters Stepping, sah zu, wie das Mädchen fiel. Ohnfehlbar wäre dieses Mädchen ein Raub des Todes geworden, wenn nicht auf das Rufen von Seiten der Stepping's Ehefrau: „Hülfe! Hülfe!" der in der Nähe wohnende und keine Gefahr scheuende Schlossermeister Philipp Jung, ein Mann von vier unerzogenen Kindern und der Verpfleger seiner alten Eltern, eiligst herbei gesprungen, sich die hohe Mauer herab in die Tiefe des Bachs gestürzt und nach kurzer Weile das Mädchen, das schon untergesunken war, empor gezogen und so lange auf der Oberfläche des Wassers erhalten hätte, bis beide im Wasser schwebende Personen durch die inzwischen noch herbei geeilten Wilhelm Ohlgart und Müller Winkler mit Stangen heraufgezogen worden wären. Im Nassauischen werden Medaillen für Rettung aus Lebensgefahr bewilligt, und mag wohl die Ursache, daß diesem Menschenretter eine solche nicht zu Theil geworden ist, darin liegen, daß die Ortsbehörde diese edle That anzuzeigen unterlassen hat. Der größte Lohn für diese edle That mag doch in dem Dank der Eltern des geretteten Mädchens und in dem Bewußtseyn gefunden worden seyn, ein Menschenleben gerettet zu haben. Ein Durchreisender.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Febr. (Neu einstudirt): Van Dyck's Landleben, Schauspiel in 5 Abth., nebst einem Vorspiel, von F. Kind.

Sonntag, 13. Febr. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 45. | Montag, den 14. Februar | 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän ergriff indeß abermals sein Fernrohr und beobachtete fortwährend das angekündigte Fahrzeug.

Kurz darauf, als man das Schiff genauer in Augenschein nehmen konnte, gebot Fernand seiner Mannschaft, sich in den Raum zu begeben, und behielt nur die Backbordwache oben. „Wenn es Etwas zu thun giebt, wird man Euch schon rufen,“ fügte er hinzu, in jedem Falle setzet Eure Waffen in Bereitschaft.“

Und dann sprach er, zum Steuermann gewendet und ihm das Fernrohr darreichend:

„Steuermann, schaut Euch ein Mal genau um, und sagt mir dann, was Ihr von jenem Segel haltet.“

„Es ist eine Schoonerbrigg [*])“ sprach der Steuermann nach einer Weile, „und wenn ich nicht irre, so ist sie im Hafen von Portsmouth gebaut.“

„Das ist nicht unmöglich,“ sagte Fernand, „doch nun untersucht weiter; was findet Ihr noch?“

„Daß wir keine Mühe haben werden, sie einzuholen, um so mehr, als sie in dem Kurs, den sie nehmen will, von ihren Segeln wenig Gebrauch wird machen können.“

„Ha! sie ändert also den Kurs?“

„Sie wendet nordwärts, Kapitän.“

„Laßt sie nur gehen, wir werden sehr bald in ihr Fahrwasser gelangen. Was seht Ihr sonst noch, Steuermann?“

„Es ist ein Kauffahrer, Kapitän, und da er von Süd-Amerika zu kommen scheint, so denke ich wohl, wir werden gute Beute bei ihm machen.“

„Steuermann,“ sprach Fernand, das Fernrohr zurücknehmend, „laßt Alles in Bereitschaft setzen und schickt zwei Mann ab, das Pulver herbeizuholen; ich glaube, ich sehe mehr als Ihr.“

Der Steuermann entfernte sich, um seine Befehle zu ertheilen. Die Goelette setzte noch eine halbe Viertelstunde ihren Kurs südwestwärts fort. Alsdann befahl Fernand, die Segel fallen zu lassen, ließ das Schiff wenden und befand sich bald im Kielwasser der Schoonerbrigg. Kaum war diese Anordnung ausgeführt, als man auf dem zuletzt genannten Fahrzeuge eine außergewöhnliche Bewegung bemerkte. Es ward nun alle Mühe angewendet, den Gang des Schiffes zu beschleunigen; allein nach kurzer Zeit wurde es augenscheinlich, daß die „schwarze Schwalbe“ stets eine Fahrt mehr zurückgelegt hatte und das englische Schiff bald einholen mußte. Und so geschah es auch; denn einige Augenblicke später waren beide Fahrzeuge einander so nahe gekommen daß man von der englischen Brigg das Praeyen der Goelette vernehmen konnte. Die englische Flagge wurde unverzüglich aufgezogen und man hörte:

„Der St. Georges von Savannah nach Exeter!“

„Hierauf muß höflich geantwortet werden,“ sprach Fernand mit leichtem Lächeln und ließ die französische Flagge in den Top ziehen und rief:

„Die schwarze Schwalbe von Antwerpen nach dem St. Georges! Haltet Euch bereit!“

„Steuermann!“ sagte Fernand in demselben Augenblick, „kommt nun und schaut, was in der Schoonerbrigg enthalten ist.“

Der Steuermann lief herbei, und man sah etwa zwanzig bewaffnete Soldaten auf dem Deck des Georges erscheinen und zum Kampfe sich bereiten. Ohne Zweifel bildeten sie eine Eskorte, welche der Brigg von der englischen Regierung bewilligt worden war.

„Bei Gott, Kapitän, es ist ein heißes Schiff!“ [4]) rief der Steuermann.

„Leute, überall!“ rief Fernand, „und die Stücke in Bereitschaft! Alles in der Stille, keine Verwirrung! bald könnt Ihr, so viel Ihr nur wollt, auf dem Deck dieses Engländers den Teufel jagen!“

Noch eine Fahrt lief die „schwarze Schwalbe“ und steuerte dann, das Fahrwasser der Schoonerbrigg verlassend, nahe an deren Backbord ab. Als die Goelette sich fast Seite an Seite mit dem St. Georges befand, feuerte sie fünf Kanonen ab, wodurch die Umgegend von einem fürchterlichen Knall erschüttert ward. Eine kleine Weile darauf antwortete die Brigg; doch ihre Stücke waren schlecht gestellt, trugen viel zu hoch, und zerrissen blos einige leichte unbedeutende Taue auf der „schwarzen Schwalbe“, während die Kugeln dieser letzteren zwei ziemlich bedeutende Löcher in die Wand ihres Feindes geschossen hatten.

Kaum hatte die Goelette ihren ersten Schuß gethan, als ein heftiges Kanonenfeuer sich vernehmen ließ, und mehr als Einer der Kriegsleute des St. Georges ausgestreckt auf das Verdeck hinstürzte. Gleichzeitig verzögerte die Goelette noch mehr ihren langsamen Kurs, was eben nicht schwierig war, indem sie bereits über Stag lief [5]) und strebte, so nahe wie möglich zur Brigg zu gelangen, um den Angriff mit blanken Waffen unternehmen zu können. Bald umgab ein schwarzer Rauch die beiden Fahrzeuge; doch wurde gegenseitig fortwährend noch heftig gefeuert. Man sah nichts; zuweilen hörte man jedoch das Jammergeschrei der Verwundeten in die Lüfte steigen, oder auch wohl einige schwere Massen auf das Verdeck des St. Georges niederstürzen oder in

[*]) Schoonerbrigg, ein Schiff mit zwei Masten, fast der Goelette ähnlich, jedoch nicht so schneller Segler.

[4]) Ein heißes Schiff, ein mit Bemannung und Waffen wohl versehenes Fahrzeug.

[5]) Ueber Stag laufen, von dem gewählten Striche gegen den Wind anlaufen.

einiger Entfernung in's Meer plumpen, es waren von den Raen und Masten herabgeschossene Stücke, die in ihrem Falle oft mehr als ein Haupt zerschmetterten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Noth in Oberschlesien.

(Breslau, 9. Febr.) Die neueste Nummer der „Schlesischen Zeitung“ bringt über die höchst traurigen Zustände in mehreren Kreisen Oberschlesiens den nachstehenden Bericht:

„Die Noth in Oberschlesien hat eine Höhe erreicht, die eines Theils in uns alle Gefühle des Stolzes und der Sicherheit von Grund aus heilen, anderntheils uns in Erstaunen setzen muß, wie ein Zustand dieser Art uns, die wir in Folge der jetzt vorhandenen schnellen Beförderungsmittel von den heimgesuchten Orten nur in der Entfernung von wenigen Stunden leben, so lange unbekannt bleiben konnte. Erscheinen uns doch die jetzt von Tag zu Tag zukommenden Nachrichten so fremd, so unerwartet, als ob es sich um traurige Zustände Chinas oder Japans handelte, und doch wohnt das seit Jahren hungernde, seit vielen Monaten hinsterbende Volk nur eine kurze Strecke vor unsern Vorstädten, und doch sind es unsere Landsleute, sind es Schlesier, die dem Hunger, der Seuche und der Kälte zu Hunderten, ja man kann sagen zu Tausenden erliegen!!! Wie konnte solch ein Elend in unserer Mitte wachsen und eine Höhe erreichen, die dem von Irland in nichts nachsteht, ohne daß uns Kunde gegeben oder ernstliche Mittel zur Abhülfe ergriffen wurden?! Doch das Klagen und Fragen nützt jetzt nichts, wir müssen handeln und zwar so handeln, daß wir wenigstens theilweise das Versäumte nachholen. Von Dem, was noth thut und allein günstigen Erfolg verspricht, ergriffen, begab sich die Hälfte der barmherzigen Brüder des Breslauer Konvents in die am meisten bedrängten Ortschaften Oberschlesiens; hier in die Wohnungen des Elends, des Grausens und des Todes eindringend, die in ihrer schrecklichen Wirklichkeit Alles übertreffen, was irgend die Phantasie ersinnen könnte, begegneten ihnen Erscheinungen, die ihnen das Blut erstarren machten. Es dürfte an der Zeit seyn, einige solcher Bilder, wie sie von einem Augenzeugen und einem heldenmüthigen Bekämpfer des Elendes flüchtig entworfen wurden, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Wir leben wie im Felde, ganz buchstäblich genommen — und die guten Jungfrauen — die Elisabethinerinnen und barmherzigen Schwestern — welche uns zu Hülfe kommen wollten, würden in dem tiefen Schnee, in den Abgründen und in der unregelmäßigen Lebensweise gar schnell unterliegen. Wir sind Männer und gegen Strapazen mehr gehärtet, aber dennoch, wie schwach sind wir! Wir stürzen den Tag über unzählige Mal, verirren uns im Schnee, und an Essen ist mit Noth in der Nacht nur zu denken. Doch Gott sey Dank, es herrscht unter uns ein guter Muth, und mit Freuden gehen wir an die Arbeit. Aber auch welch' ein Elend und Noth! Ich bitte Sie inständig, Allen, Allen an's Herz zu legen, wie furchtbar der Jammer ist. Meine Brüder und ich weinen laut auf, wenn wir das Elend sehen. Ich bin zu schwach und von dem mich umringenden Elende zu verwirrt, als daß ich etwas Vollständiges schreiben könnte. Darum nur Einiges und flüchtig.

In Radlin, gleich in der ersten Hütte: Vater und Mutter todt; sechs hülflose Kinder, von denen die beiden ältesten, etwa 15 und 16 Jahr alt, am Typhus lagen. Das Eine lag auf der Erde in einem nassen Winkel auf verfaultem Strohe in einige Lumpen gehüllt, ohne Hemde, im schrecklichsten Elend. Das andere Mädchen wollte sich zwingen, sie saß, von der Krankheit erschrecklich mitgenommen, an einer Art Ofen und vier Kinder — hübsche Kinder — bis zu 3 Jahren hinab, standen halbkrank umher. Der Vormund hatte die Stube noch nicht betreten und wird sie nicht betreten; denn die Furcht ist so entsetzlich, daß kein Mensch in ein krankes Haus gehen mag.

In Marklitz bei Loslau, auf dem Lande, ist das Elend am furchtbarsten; dort mußten wir eine Hütte mit Gewalt aufsprengen. Und was sahen wir? 18 Köpfe — Väter, Mütter — Kinder am Typhus liegen. „Was macht Ihr, Leutchen?“ — „O, es kommt Niemand zu uns, es ist streng verboten; da haben wir zugeschlossen und wollen Alle sterben.“ Der Tod war nicht mehr fern. Als wir nun Holz kaufen gingen, Feuer machten, ihnen Suppe kochten, Arznei gaben, trösteten u. s. w., da streckten die Armen ihre von Typhushitze glühenden Arme aus, umarmten, küßten uns, und wir mußten es geschehen lassen; denn die Thränen stürzten uns herab, wir wußten kaum, wo wir waren; dann blickten die Armen auf das Marienbild ihrer Hütte, rangen vor Freude die Hände, dankten dem Himmel für die Herabsendung der Engel, die sie in ihrem Elende aufsuchten; schöpften Hoffnung, küßten das Kreuz unserer Rosenkränze. „Alles — Alles umsonst!“ riefen sie, „Suppe, Arznei und Geld.“

In Radlin ein anderes Bild. Wir klopfen an eine Hütte — Niemand öffnet — wir bitten, flehen — da geht die Thür auf — und eine Frau buchstäblich auf Händen und Füßen kriecht, nachdem sie geöffnet, in ihr Lager zurück. Der Mann todt — die Mutter mit vier Kindern sehen dem Tode durch Hunger und Typhus entgegen.

Ebendaselbst pletzen wir in einer anderen Hütte die Thüre auf, und neun Wittwen wohnen bei einander und erwarten den Tod.

Ein Anderes. Eine Mutter liegt auf Stroh, rechts und links von ihr, an das Herz gedrückt, ein Kind. Seit 9 Tagen krank, ohne Wasser, Holz und Brod — Niemand wagte ihnen auch nur ein Tröpfchen Wasser zu bringen; — denn der Scholze hat es unter Strafe von Prügeln und Gefängniß verboten. Eine schwarze Tafel scheucht Alles fort; ich habe die Wegnahme der Tafeln beantragt; denn die Leute gehen sonst alle zu Grunde.

Ein anderes Bild. Eine kranke Frau hat ihren todten Mann seit vielen Tagen an der Seite; denn im Typhus merkt sie dies nicht und Niemand mag zu ihr kommen. — Eben so eine todte Mutter, noch ein lebendes Kind saugend an der Brust.

Wo nehme ich Worte, um Ihnen das Elend zu schildern. — Um Gotteswillen schicken Sie uns Geld und Lebensmittel; die Vertheilung auf andere Art wird stets sehr mangelhaft seyn, wie wir uns täglich überzeugen. Berichte kann ich nicht schreiben; denn das Elend verlangt Handeln. Ich werde aber künftigen Freitag nach Oppeln und Breslau kommen und mündlich berichten. Die Sterblichkeit ist furchtbar. In Sohrau wurden auf 4000 Seelen im Monat Januar 106 Leichen angemeldet; denn zahllose Leichen werden auf die Kirchhöfe in der Nacht gebracht, man weiß nicht von woher. In einem Dorfe sind 40 Sterbefälle in einem Monate dem Pfarrer nicht angezeigt worden. In Staude sterben sonst durch das Jahr 28, im Monat Januar 46. In Rybnik im Monat Januar auf 10,000 Seelen 146 angemeldete Todte.

Ist Hülfe möglich, so nur durch uns, die wir von Hütte zu Hütte gehen. Werden wir kräftig unterstützt, dann können wir viel thun.

Ich kann nicht weiter schreiben. Gott befohlen! In 9 Stationen habe ich durch den Rybniker, Plesser und Ratiborer Kreis die Brüder vertheilt und gehe mit Allem der Reihe nach die Stationen durch. In der Nacht fahre ich in der Regel auf eine andere Station.

So lautet nur ein flüchtiger Bericht, ein Bericht, der selbst sagt, daß er nur mangelhaft ist und weit hinter der Wirklichkeit zurück steht.

Graf Radetzky und Graf Wallmoden.

Die geschichtliche Erscheinung ist gewiß eine seltene, daß die schöne und starke österreichische Heeresmacht in dem immerfort wogenden und brausenden Italien von zwei achtzigjährigen Greisen befehliget wird: Joseph Grafen von Radetzky, geboren 1767 im slavischen Oberungarn, und Ludwig Thedel Grafen von Wallmoden, geboren in Hannover 1769, an deren Scharfblick, Kriegergeist und körperlicher Beweglichkeit die Macht der Jahre bisher spurlos vorüberging.

Graf Radetzky begann seine ruhmvolle Laufbahn eben am Ende des Türkenkrieges 1788/90 und im ersten Feldzuge des französischen Revolutionskrieges 1792 in Belgien, das der Herzog Albert von Sachsen-Teschen in Folge der Schlacht von Jemappe wider Dumouriez räumen mußte, der Prinz von Koburg aber schon im März 1793 in reißendem Siegesfluge wieder gewann, während der Erzherzog Karl seine Heldenlaufbahn bei Aldenhoven und Nerwinden eröffnete. In den Jahrbüchern der seit den Pappenheimer Tagen so berühmten schweren Reiterei wird Radetzky's Name stets neben jenen der Piccolomini, Dünnwald, Radicati und Ayasassa genannt werden. In dem herrlichen ersten Karabinierregiment Herzog Albert diente er und glänzte noch als Obrister desselben 1803 im Trumauer Uebungslager. Sein besonderer Gönner Herzog Albert hatte ihn in der Rheinkampagne 1794 zu sich als Adjutanten berufen und Clerfayt 1795 ihn behalten. So kam er auch zu Wurmser, der ihn, nach den Unfällen Beaulieu's, zu sich als Generaladjutanten ins Hauptquartier Trient berief, wo Radetzky an der kurzen und sieghaften Heerfahrt zum Entsatze Mantua's großen Antheil hatte, die Vernachlässigung seiner Warnungen aber bei Lonato und Castiglione die eingreifendste Bestrafung fand. Radetzky machte mit dem greisen Feldmarschall die seit der ersten Einschließung neunmonatliche und seit der letzten fünfmonatliche Belagerung jener Vormauer Oesterreichs mit, die am 2. Febr. 1797, vom Hunger bezwungen, Bonaparte ihre Thore öffnete. In dem unrühmlichen Feldzuge der hundert Tage von 1805 war Radetzky zum Glück keine hervorragende Rolle beschieden: desto großartiger war seine Thätigkeit in den alles Frühere weit überbietenden Rüstungen von 1808 auf 1809, als der letzte Augenblick gekommen schien, den in Italien, vorzüglich aber in der treulosen Invasion Spaniens und Portugals festgehaltenen Napoleon zu einem gleichzeitigen Kriege mit Oesterreich zu zwingen, der alsbald ein allgemeiner deutscher Krieg werden mochte und wenigstens im mittlern und Norddeutschland ganz gewiß geworden wäre, ohne die schon in den ersten vierzehn Tagen vorgefallenen, bloß durch die bayrische Tapferkeit entschiedenen Schlachten von Eckmühl, Abensberg und Regensburg. In den Riesenschlachten von Aspern und Wagram war Radetzky stets unter den Ersten, gleich nach dem heldenmüthigen Fürsten Johann von Lichtenstein, genannt, der den Stab des Befehls aufnahm, wie der Erzherzog Karl ihn nach dem Znaymer Waffenstillstande niederlegte, und sogleich Radetzky zum Generalquartiermeister an die Stelle Wimpffens erkor. Vertrauter des Fürsten Metternich und höchst ausgezeichnet von den verbündeten Monarchen, mit ihren Orden und allen möglichen Ehrenbezeugungen überdeckt, war Radetzky's Muth, Einsicht und Thätigkeit immer gleich groß, im tiefsten Unglück, das überraschend bald die Vermählung Napoleon's mit Marie Louise milderte und vertagte; — während des Bundes mit ihm zum Zuge nach Rußland, während der Vorbereitungen zum Uebertritt in den großen Bund und von den Tagen von Culm und Leipzig bis zu jenen von Brienne, Bar und auf dem Montmartre, war er eine der Hauptfiguren: semper honos nomenque ejus laudesque manebunt! Wer dürfte, zumal bei so vielen Festungen und konzentrischen Stellungen, noch an dem Nieder- und Zusammenhalten des Mißvergnügens in Oberitalien zweifeln? zumal, wie sich Frankreich hierüber ausgesprochen und dadurch auch den allfälligen piemontesisch-genuesischen Richtungen ein Ziel gesteckt hat. — Aus der mit der Gräfin Franziska Strassoldo-Grafenberg erzeugten Familie ist dem Marschall Radetzky nur ein im österreichischen Heere dienender Sohn noch übrig. Der Marschall ist durch die Herrschaft Neumark krainerischer und durch das Lehen Rzidko böhmischer Landstand.

Ludwig Graf von Wallmoden-Gimborn, General der Kavallerie, Sohn des hannöver'schen Feldmarschalls, aus einem in der deutschen Sagenwelt bis auf Heinrich den Löwen, und mit dem höllischen Zauberroß in die Mythenzeit hinaufreichenden klarer und bekannt aber dem Stammbaume der britischen George angehörenden Geschlechte, weßhalb er auch so oft zu Sendungen nach England, und mit großem Erfolge, verwendet ward, machte seine Erstlingsdienste in der österreichischen Reiterei 1794, als nach einer Reihe von Siegen bei Charleroi und Tournay Belgien nach der unstreitig gewonnenen Schlacht von Fleurus (am Todestage Kaunitzens, 27. Juni 1794) dennoch verlassen wurde! In der Kampagne von 1796 glänzte Wallmoden mit Meerveldt, Degenfeld rc. unter den kühnsten Partrigängern im Rücken Moreau's, da der Erzherzog Karl durch die Siege von Teining, Amberg und Würzburg Jordan's Heer von seiner Subsistenz- und Rückzugslinie abgeschnitten und in wilder Flucht über Lahn und Sieg zurückgejagt hatte. Gleicher Ruhm als einem der schlauesten und unternehmendsten Geschwaderführer blieb Wallmoden auch in den spätern Feldzügen. Weit wichtiger war er in der diplomatischen Welt durch die Ergebnisse seiner öftern Missionen nach England, wie durch seinen unaustilgbaren Haß gegen das Buonaparte'sche Soldatenkaiserthum, dem er selbst in Friedensjahren und in unterwürfigen oder befreundeten Zirkeln ein rastloser Widersacher und feindlicher Werber gewesen ist. (N. C.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stellung der Frauen in Frankreich.) „Man kann behaupten, sagt Georg Jacob in den „Beiträgen zur französischen Geschichte", daß in keinem Lande der Welt der gesellschaftliche Zustand der Frauen so angenehm ist als in Frankreich. Man beschäftigt sich vorzugsweise mit ihnen, sie werden als Lieblingskinder der Gesellschaft mit Nachsicht behandelt und mitunter verzogen, sie leiten die Vergnügungen derselben und tragen viel zu ihrem Glanze bei, indem sie, ohne der Gesellschaft ihre Kraft zu nehmen, durch Grazie und volle Anwendung ihrer geistigen Fähigkeiten sich in dem goldenen Kreise eines durchaus geehrten Daseyns bewegen. Aber eben diese Huldigung und Dienstleistung der Männer, welche die französischen Frauen von jeher als ein Recht angenommen haben, war es auch, welche sie häufig über die naturgemäßen Gränzen hinausgeführt und ihnen einen nur zu bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten ihres Vaterlandes gegeben hat. Daher sehen wir seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts unter Franz dem Ersten und seinen Nachfolgern eine förmliche Regierung der Frauen; dem Einfluß der schönen Gabriele d'Estrées auf Heinrich den Vierten hielt nur Sully's Klugheit und Gerechtigkeit die Wage und nach seinem Tode hatten die Intriguen Maria's von Medici und der Marschallin d'Ancre das freieste Spiel. Richelieu's starker Arm hielt freilich sowohl den König Ludwig den Dreizehnten, als die vornehmen Frauen von allem Einflusse auf sein Herrscheramt fern, aber während Ludwigs des Vierzehnten Minderjährigkeit trat die weibliche Macht um so dreister hervor. Die Zeit der Fronde gewährt das anschaulichste Bild einer auf Cabalen und persönliche Einmischung der Frauen gegründeten Herrschaft. Trotz aller Tapferkeit in den Schlachten dieser Zeit, trotz des antiken Charakters eines Molé

und des kriegerischen Glanzes eines Condé und Turenne hat das Ganze doch häufig nur das Ansehen eines großen Intriguenstücks an einem fürstlichen Hofe, und selbst Bürgerkriege erscheinen als bloße Miniaturbilder, wenn der große Condé als Diener der gekränkten Eigenliebe einer Herzogin von Longueville auftritt und die Kanonen der Bastille auf Franzosen abgefeuert werden, weil die Herzogin von Montpensier erfahren, daß Mazarin ihre ehrgeizigen Heirathspläne hintertrieben hatte." Der Verfasser berührt hierauf den Einfluß der Maintenon auf Ludwig den Vierzehnten und die Maitressenherrschaft unter dessen Nachfolger und kommt sodann auf Maria Antoinette zu sprechen, welche er von dem Verdachte der Herrschsucht zu befreien sucht, indem er sagt: „Mit Ludwigs des Sechzehnten Thronbesteigung ward es reiner und sittlicher in Frankreich; Maria Antoinette ist mit Unrecht eines bedeutenden politischen Einflusses angeklagt worden. Sie mischte sich in Politik und Staatsverwaltung, weil sie dazu gedrängt, ja vom eigenen Gemahle dazu veranlaßt wurde, und nur der Haß der Revolution gegen das gestürzte Königshaus konnte ihre gütige Gesinnung und ihren Eifer für das wahre Wohl Frankreichs in einem solchen Grade verdächtigen, daß eine so reine Seele mit der moralischen Verdorbenheit einer Pompadour oder Dubarry auf dieselbe Stufe gestellt wurde."

Literatur.

Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht. Geschildert von Dr. Heinrich Berghaus. Mit 150 naturgetreuen colorirten Abbildungen. 2 Bände. Brüssel und Leipzig, Carl Muquardt.

Den ersten Theil dieser durch ihre trefflichen Abbildungen ausgezeichneten Ethnographie haben wir bereits im vorigen Jahrgange dieses Blattes besprochen und verweisen demnach hier nur auf den zweiten Theil, welcher jetzt vollständig erschienen und mit 86 schön colorirten Bildern geziert ist. Dieses Prachtwerk läßt nichts zu wünschen übrig, es sey denn, daß der erläuternde Text etwas populärer und weniger wissenschaftlich gehalten sey. Uebrigens hat der Verfasser, Professor Berghaus, denselben mit so viel Fleiß und Sorgfalt und mit so unverkennbarem Quellenstudium bearbeitet, daß er jedem Freunde einer ernsten und belehrenden Lectüre den reichhaltigsten Stoff darbietet. Was die zahlreichen Abbildungen betrifft, so sind für dieselben die kostbarsten ethnographischen Werke benutzt worden, die, wenn sie sich auch in öffentlichen Bibliotheken befinden, doch ihrer Kostbarkeit wegen zur häuslichen Benutzung nur selten verliehen werden. Auch ist die Wahl der Abbildungen mit Umsicht und Geschmack getroffen. Man macht hier die Bekanntschaft gar wunderlicher Gestalten und erstaunt über die bunte Mannichfaltigkeit der Trachten und Verzierungen, unter welchen die verschiedenartigen Völkerschaften unserer Erde sich gefallen. Die Begriffe von Schönheit sind überall andere und es ist interessant, die Verschiedenheit ihrer Aeußerungen wahrzunehmen. Wer die Mittel besitzt, sich dieses im Verhältniß zu Dem, was es bietet, gewiß sehr billige Werk anzuschaffen (es kostet fl. 29. 10 kr. rh.), dem glauben wir dasselbe bestens empfehlen zu dürfen.

W.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Febr.

Eine der schönsten und nützlichsten Anstalten, welche wir dem Streben nach Bildung und Intelligenz in unserer Stadt verdanken, ist das Lesecabinet der Herren Fischer und Friedrich, welches vor einigen Tagen aus dem Schützenhofe in das Gasthaus zur Rose verlegt worden ist. Die Zahl der Abonnenten wächs't mit jedem Tag und es ist zu erwarten, daß sie bis Ende dieses Jahres die Zahl von 300 erreichen wird. Nur scheint uns die Beseitigung mancher Mängel wünschenswerth, die wir, da wir dem Unternehmen das fröhlichste Gedeihen wünschen, hier öffentlich zur Sprache bringen: 1) Ist es der Gerechtigkeit angemessen, daß alle Abonnenten einen gleichen Beitrag von 4 Gulden per annum bezahlen. 2) Ist die Anstellung eines Aufsehers nöthig, damit dem Entwenden der interessantesten Blätter vorgebeugt wird, weil es sonst in unserem Lesecabinet geht, wie auf dem Rathhause zu Abdera, „wo man suchen konnte, aber nichts fand." 3) Die Verbindung einer ausgewählten Bibliothek mit dem Lesecabinet, deren Mittel durch freiwillige Beiträge, Geschenke rc. zu beschaffen wären. Durch die Beherzigung dieser Vorschläge allein kann das jetzt schon so lobenswerthe Institut gedeihen und nur durch Beseitigung der angedeuteten Mängel kann es für den tiers état und den Proletarier werden, was das Casino für die hiesigen höheren Stände ist.

Nachruf.

(Frankfurt, 12. Febr.) Unser Gemeinwesen hat einen schweren und in vieler Hinsicht unersetzlichen Verlust erlitten. Am 8. Februar des Abends wurde der Oberlehrer an der hiesigen Weißfrauenschule, Dr. Christian Jung, noch im rüstigen Mannesalter durch einen Nervenschlag in wenigen Minuten ein Raub des Todes. Keine eigentliche Krankheit ging diesem erschütternden Trauerfalle voran, er hatte noch an demselben Tage unterrichtet; wohl aber trug er schon geraume Zeit die Ahnung des Looses in sich, das er im Bewußtseyn treu erfüllter Pflichten furchtlos erwarten durfte. Von Geburt ein Fremdling, war er doch hier bald heimisch geworden, hatte die engsten Beziehungen geknüpft, die Achtung und Freundschaft der Besten sich erworben und nicht lange, so wurde der seltene Werth dieses Mannes allgemein erkannt und geschätzt. Weit über drei Jahrzehnte widmete er der Schule, der er seit ihrer Regeneration als Oberlehrer vorstand, seine reichlich gesegnete Thätigkeit, und sie gelangte unter seiner Leitung zu einer ausgezeichneten Blüthe. Alle Mittel und Kräfte, die ihm in seinem Wirkungskreise zu Gebote standen, wußte er mit meisterhaftem Geschicke zu erfassen und in ein Ganzes zu vereinigen, das, weise geregelt und mit rastlosem Eifer, der eigene Aufopferung nicht scheute, von ihm überwacht, die herrlichsten Früchte trug. So verliert unsere Stadt in ihm einen hochachtbaren und wohlverdienten Bürger, sein Lehrercollegium einen Vorgesetzten, der Allen mit Rath und That stets behülflich war, seine Schüler betrauern einen trefflichen, väterlich gesinnten Lehrer, seine Freunde einen biederen und bewährten Freund, die Seinigen den gütigsten Gatten und Vater. Wie sehr das Schmerzliche dieses Verlustes in allen Kreisen empfunden und gewürdigt worden ist, hat die Theilnahme bewiesen, die der Hülle des Verblichenen zu ihrer letzten Ruhestätte folgte. Friede seinem unsterblichen Geiste, Ehre seinem irdischen Andenken!

Palindrom.

Fremde Frau. Amme, sage mir geschwind,
Wie es heißt dein schönes Kind?

Amme. Gerne wollte ich willfahren,
Euren Bitten, edle Frau,
Euch den Namen offenbaren,
Doch ihr treffet ihn genau
In dem Wort, das mich genannt;
Drehet ihr es nur gewandt.

A. Fl.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 43.

Linz, Nil.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Febr. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 14. Febr. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

Druck und Verlag von Helter und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 46. Dienstag, den 15. Februar 1848.

Für die Schlesier.

(Von Ludwig Hub.)

Hört ihr den Hülferuf aus Osten zu uns dringen,
Aus Deutschlands Osten, wo verzweifelnd Menschen ringen
Mit Seuchen und mit Hungersnoth,
Wo keine Labung naht dem harten Sterbepfühle,
Wo heiße Fiebergluth vergebens lechzt nach Kühle
Und reiche Ernte hält der Tod?

Wohl habt ihr sie gehört, die bangen Klagelaute,
Ergreifend jedes Herz! Solch' düst'res Bild erschaute
Noch selten oder nie der Blick;
Es soll ein Häuflein Volk im mächt'gen Preußenlande,
Im Angesicht des Reichs und uns'rer Zeit zur Schande,
Als Opfer fallen dem Geschick!

Sie haben lang' gekämpft, die unglücksel'gen Armen,
Doch blieb die Hülfe aus und taub war das Erbarmen,
Jetzt weiter reicht die Kraft nicht mehr!
Wie sich die Tiegerschaar hinstürzet auf die Heerde,
Daß sie ein sich'rer Raub der Räuberzähne werde,
Dringt nun heran der Qualen Heer.

Sie wüthen fessellos! Des Hungers Schrecken walten:
Ein Jeglicher denkt nur an seines Ich's Erhalten,
Die Mutter selbst verläßt ihr Kind;
Die Kranken wälzen sich in wirren Fieberträumen
Auf harter Lagerstätt' und in denselben Räumen,
Die ihrer Lieben Gräber sind.

Kein Leichenschrein umschließt der Hingestorb'nen Blöße.
O armes Land, dir kommt in deines Elends Größe
Nicht Irlands Hunger-Eiland gleich!
Und Dies geschieht — o hört! — im jetzigen Jahrhundert,
In einer großen Zeit — gepriesen und bewundert,
In einem mächt'gen Königreich?

Ja, ja! Es ist gescheh'n, mag's auch wie Fabel scheinen. —
Auf, deutsche Brüder, auf! Wir wollen uns vereinen
Zum Liebeswerke! Säumet nicht!
Es bringe Jeder dar mit Freuden seine Gabe,
Ob er der Güter viel, ob er nur wen'ge habe!
Laut ruft hier heil'ge Menschenpflicht.

Der, dem des Lebens Lust in Fülle hier erblühet
Und Der, der um sein Brod mit reger Kraft sich mühet,
Ein Jeder geb', was er vermag!
Das Elend, dem wohl nicht ein and'res zu vergleichen,
Wird eurem Streben dann, dem treuvereinten, weichen
Und wo jetzt Nacht ist, strahlt der Tag.

Das ist ein Werk aus Gott; es führt zum schönen Ende.
D'rum gebe Jeder gern, ist sie auch klein, die Spende:
Viel Tropfen bilden einen Strom.
Ein Tempel ist es, den dem Höchsten wir erbauen;
Er wird gewiß auf ihn so huldreich niederschauen,
Wie auf den stolzen Kölner Dom.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Doermann.

(Fortsetzung.)

So dauerte das Gefecht eine halbe Viertelstunde, und es schien, als begänne es Fernand zu langweilen, denn plötzlich befahl er, das Feuer einzustellen und nur bemüht zu seyn, den St. Georges zu entern. Die Mannschaften der Goelette arbeiteten wie Löwen, und mit um so größerem Muthe, als sie hörten, daß von der feindlichen Brigg nur noch einige Feuerröhre gelöst würden. Der Versuch, der jetzt gemacht ward, hatte guten Erfolg. Man näherte sich zusehends dem englischen Schiffe, und als man es enterte, war die dichte Rauchwolke großentheils verschwunden und man konnte das Schauspiel, das sich darbot, in seiner ganzen Gräßlichkeit betrachten. Die meisten Kanonen waren von ihren Laffetten gerissen; der große Mast, beinahe bis zum Fuße abgeschossen, hing mit seinem schweren Tauwerk über Bord und drohte den Umsturz des Schiffes. Dieser Umstand hatte größtentheils die Bewegungen der Brigg verhindert, und jetzt war man noch beschäftigt, mit Aexten den Mast vollends zu kappen und ihn weiter in die See sinken zu lassen. Eine Menge Leichen lag auf dem Verdeck hingestreckt, und mehr als ein verstümmelter Matrose und Soldat rangen die Hände flehend empor, indeß Andere, noch unverwundet, nicht aufhörten, ihre Gewehre zu laden und abzufeuern. Unter diesen Letzteren bemerkte man insbesondere einen schon bejahrten Mann, der mit der größten Ruhe kämpfte und, ehe er einen Schuß that, stets sein Ziel zu wählen schien. Er war nicht in Matrosentracht gekleidet, und schien ein Passagier zu seyn.

Inmitten dieses schrecklichen Schauspiels erhob sich auf dem Verdeck der „schwarzen Schwalbe" das Haupt Fernand's gleich

einem höllischen Dämon; seine Augen funkelten in ihren Höhlen, seine Nüstern öffneten sich krampfhaft, seine Lippen erschlossen sich zuweilen, als ob eine außergewöhnliche Wollust sein Herz überströme, und seine Fäuste wanden sich kräftig um das Feuerrohr, das er fest umklammert hielt.

„Leute!" rief er plötzlich, „vorwärts! folgt Eurem Kapitän!" und mit einem Sprunge stand er auf dem Verdeck des St. Georges, von seiner Mannschaft gefolgt. Gefeuert ward nun nicht mehr, Klingen, Piken und Säbel wurden gebraucht, und von beiden Seiten strömte Blut. Fernand hatte blos sein Gewehr bei'm Laufe gefaßt, schlug Jeden, der es wagte, ihm zu nahen, mit dem Kolben den Kopf ein und ließ ihn sterbend vor seine Füße rollen. Das Verdeck ward jetzt gleichsam in ein Blutbad umgewandelt. Die Seeräuber waren wie rasend geworden; sie hörten auf keine Ergebung, auf kein Flehen um Gnade und mordeten Alles hin, was irgend ein Lebenszeichen gab.

Der bejahrte Mann, dessen wir bereits erwähnten, war bisher ungestört geblieben. Zwar hatte er eine leichte Wunde am Arm erhalten; allein er schien dies nicht zu beachten. Bis zum Eingang in die Kajüte zurückgedrängt, hatte er hier Posto gefaßt und schien diesen Eingang mit seinem Leben vertheidigen zu wollen. Fernand, der jetzt etwas ruhiger geworden, bemerkte den Greis, und da er zugleich gewahrte, daß einer seiner Leute auf diesen zustürzte, um ihn anzugreifen, sprang er, wie ein Tiger, von hinten dem Piraten nach, umfaßte ihn in der Mitte des Körpers und rief mit donnernder Stimme: „Keine Hand an diesen Mann gelegt! ich nehme ihn in meinen Schutz! Und nun Pardon gegeben; es ist schon zu viel gemordet worden!"

Fernand's Stimme ward von den Räubern gehört, was die Einstellung des Gemetzels zur Folge hatte.

Fernand trat nun dem Greise näher, reichte ihm die Hand und redete ihn in englischer Sprache an:

„Mann, es soll Euch kein Böses geschehen! Niemand soll ein Haar Eures Hauptes kränken. Seyd Ihr der Kapitän des Fahrzeugs?"

„Nein, mein Herr!" antwortete der Alte, „der Kapitän ist, einer der Ersten, geblieben; ich bin blos Passagier."

„Sie besitzen eine große Heldenseele, Sir," fuhr Fernand fort, ihm die Hand bietend, „ich habe während des Kampfes Sie beobachtet."

„Sagen Sie lieber: während des Schlachtens, mein Herr," entgegnete der Fremde mit traurigem Tone, indem er mit sichtbarem Widerwillen dem Piraten-Hauptmann seine Hand reichte.

Der Jüngling stieß darauf des Greises Hand sanft zurück mit den Worten:

„Mein Herr, ich will nichts Erzwungenes, und nehme Ihre Handlungsweise nicht übel auf . . . . Sie sind verwundet," setzte er hinzu, „Sie können hier auf diesem Wrack nicht bleiben, das bald in des Meeres Tiefen begraben seyn wird. Ich werde Befehle ertheilen, daß man Sie, nebst Allem, was Ihnen zugehört, auf die Goelette überführe."

Jetzt schien der Greis von dem Benehmen und den Worten des Jünglings tief in der Seele gerührt, und er sprach:

„Verzeihen Sie, Sir, jetzt bin ich es, der Ihnen die Hand darbietet, denn ich habe Ihren Schutz in Anspruch zu nehmen. Nach meinem Vermögen, meinen Schätzen frage ich nichts; doch meine Tochter . . . . o gebieten Sie, daß ihr kein Leid, keine Schmach zugefügt werde, denn alsdann würden Sie Vater und Kind zugleich morden!"

„Ich bürge Ihnen dafür, wackerer Mann!" sprach Fernand, „und nun einen herzlichen Händedruck!"

Beide drückten sich die Hand und stiegen in die Kajüte hinab, wo sie die Tochter des Greises in Ohnmacht fanden. Fernand starrte einige Augenblicke auf das Mädchen hin, zwei Thränen schienen seinen Augen entfließen zu wollen, und er sprach, zum Vater gewendet:

„Mein Herr! lassen Sie uns auf die Goelette gehen — folgen Sie mir!"

Und er nahm das halbtodte Mädchen auf seine Arme, stieg mit seiner Last die Treppe herauf und trug sie in sein eigenes Zimmer, wo mit seiner Hülfe Miß Ellen — so war ihr Name — bald wieder zum Bewußtseyn gelangte. Auch der Vater schien nun gleichsam in's Leben zurückzukehren und drückte seine Tochter mit der größten Zärtlichkeit an's Herz, während ein Strom von Thränen über seine Wangen floß. Die leichte Wunde, welche der Greis am Arm erhalten, ward von Fernand verbunden, und dann ließ dieser den Vater mit seiner Tochter allein, um zu sehen, was auf dem Verdeck vorfiel.

Die Räuber hatten indeß das englische Schiff, nach ihrem Ausdruck, „gereinigt." Sie hatten in der That die gebliebenen und verwundeten Engländer über Bord in's Meer geworfen, die übrigen in den Raum der Goelette als Kriegsgefangene in Ketten gelegt, und Alles, was sie von Werth auf dem St. Georges entdeckt, auf ihr eigenes Fahrzeug herüber gebracht. Es befanden sich auch die Effekten des Vaters der Miß Ellen dazwischen. Fernand befahl, dieselben nicht anzurühren, und ließ sie in sein Zimmer tragen, was die Räuber mit neidischen Augen betrachteten. Als er vernahm, was mit den Gebliebenen und Verwundeten geschehen, sprach er:

„Leute! Ihr habt Euch Alle tapfer im Kampfe benommen. Bei nächster Gelegenheit will ich Euch lehren, daß man auch wissen muß, nach dem Kampfe edelmüthig zu handeln. Wehe! wenn noch jemals solche Unmenschlichkeiten verübt werden! Ein geschlagener Feind ist kein Feind mehr, und Grausamkeit ist Feigheit! vergeßt Das nie!"

Nach einigen Augenblicken versank der St. Georges in den Abgrund des Meeres, und die Mannschaft der „schwarzen Schwalbe" begann, den erlittenen Schaden wieder herzustellen und für die Verwundeten zu sorgen. Die Todten, deren Anzahl sich nur auf drei belief, waren bereits in den Schooß der See versenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermannslied.

Vor einiger Zeit machte dieses Blatt auf eine der gelungensten Dichtungen unseres geschätzten Hrn. Professor Hessemer aufmerksam und theilte Bruchstücke aus derselben mit. Und gewiß ist es ein ehrenhaftes und in hohem Grade anerkennungswerthes Bemühen, dem Publikum, welches so häufig das Gute und Gediegene im Fernen und Fremden sucht, Werke vorzuführen, die mit dem Stempel des ächten Genius bezeichnet in unseren nächsten Umgebungen entstanden sind und den strahlenden Dichterkranz der Vaterstadt um eine schöne Blüthe bereichern. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, halten wir es für Pflicht, die allgemeine Beachtung auf ein episches Gedicht hinzuleiten (bis jetzt noch Manuscript), dessen Verfasser der durch seine Dichtergabe bereits rühmlichst bekannte Hr. Dr. jur. Friedrich Lucä ist und das die Schicksale Hermanns, unseres großen Volkshelden, zum Gegenstande hat. Eine möglichst gedrängte Uebersicht wird die reiche Fülle des Inhalts darthun.

Das Gedicht ist in zwei Theile getheilt. Der erste behandelt die Entwickelungsgeschichte Hermanns, der zweite die Schlacht im Teutoburger Walde. Während der erste Theil, welcher dreizehn kleinere Gesangsabschnitte umfaßt, sich in abwechselnden Versmaßen ergeht, bewegt sich der zweite, welcher in zwölf solcher Abschnitte zerfällt, in der Nibelungenstrophe. Der Gang der

Geschichte ist ungefähr folgender: Sigimer, Cheruskens Fürst und Hermanns Vater, sendet Letzteren mit dessen Freund Sweno nach dem Rhein, damit sie dort die römische Kriegskunst erlernen. Die Jünglinge, welche vom Brocken aus reisen, kehren an der Weser bei Segest ein und bitten Diesen, der ein Freund der Römer, aber ein heimlicher Feind Sigimers ist, sie bei dem Römerfeldherrn am Rhein zu empfehlen. Segest, dessen Sohn, Segimund, sehr stark ist, veranstaltet ein Ringspiel, angeblich zu Ehren Hermanns, in Wahrheit um den Sohn des verhaßten Sigimer zu demüthigen, verrechnet sich aber; denn Hermann besiegt Segimund. Indeß fühlt sich Hermann von Liebe zu Segest's Tochter, Tusnelden entflammt, wird aber, als er sich dieser erklärt, von dem Vater überrascht und mit dem Bescheid entlassen, die Tochter zu erhalten, wenn er sich bei den Römern die Ritterwürde erstreite. Hermann kann sich nun nicht mit dem Lagerdienst am Rhein begnügen, er muß wirklichen Kriegsdienst suchen, zeichnet sich im Kampf gegen die Pannonen und Dalmaten aus, wird hierauf in Rom von August sehr ehrenvoll empfangen*), und da er, mit seinem Freunde die Ungerechtigkeit der Römerkriege immer mehr erkennend, gelobt hat, nicht mehr für sie zu kämpfen, aber bei August den Wunsch äußert, das römische Reich in seinem ganzen Umfang kennen zu lernen, so ertheilt ihm dieser den Auftrag, die Provinzen zu bereisen und über die Verwaltung der Statthalter zu berichten. So besucht er Griechenland, Kleinasien, Phönizien, Judäa, Aegypten, Karthago u. s. w., überzeugt sich bei dieser Gelegenheit immer mehr von der Tyrannei der Römer und der tückischen Art, wie sie den Völkern allmählig das Joch über den Nacken werfen. Mit der Ritterwürde von August beschenkt, kehrt er ins Vaterland zurück. Dort ist indeß Varus Statthalter geworden und bis zur Weser vorgedrungen, wo er, auf freundlichem Fuß mit Segest lebend, ein Sommerlager aufgeschlagen hat. Hermann trifft ihn gerade, wie er über einen Germanen, der nach einheimischem Recht nicht bestraft werden kann, nach römischem Recht zu Gericht sitzt. Segest aber, der bei Varus im Lager ist, verweigert es, sein Versprechen wegen Tusnelden zu halten. Da raubt sie Hermann und sagt sich völlig von Rom los. Segest brütet Rache und sucht mittelst der Römer Sigimer und Hermann zu stürzen und sich zum Herrn der Cherusker zu machen. Hermann aber durchschaut Segest's Absicht und fordert sein Volk auf, nicht zu warten, bis die Römer mit leisen Schritten immer näher gekommen seyen, sondern sie sofort zu überfallen. Um dies mit Nachdruck zu können, wird das Gerücht verbreitet, die Stämme in der Nähe Aliso's (der eigentlichen Römerfestung an der Lippe) wollten sich empören und bedrohten diese. Varus bricht sofort auf, wird aber, als er die Werra überschreiten will, unverhofft von den Marsen angegriffen. Nachdem er den Troß und viele seiner Krieger verloren, gelangt er in der Nähe des Teutoburger Waldes an die Dörenschlucht, findet aber diese von den Brukteren so stark besetzt, und die Römerstraße, die sich durch dieselbe zieht, so zerstört, daß er, nachdem er einen Theil Krieger dort zurückgelassen, auf den Rath Segest's sich nach dem Teutoburger Wald wendet. Das aber hatte Hermann, der dort mit dem Kern der Cherusker stand, beabsichtigt, und hier werden denn zwei Drittheile des Römerheeres aufgerieben. Trotzdem erreicht Varus mit dem Rest die Ebene von Aliso, dort aber erwarten ihn die Katten mit ihren Reiterschaaren, zugleich treffen auch die Brukter und Marsen hier ein, und so wird das ganze Heer vernichtet. Ein in die Erzählung eingeflochtenes zweites Liebesverhältniß (zwischen Sweno und einer Seherin Velleda), welches gleichsam einen Gegensatz zu der Liebe Hermanns und Tusneldens bildet, und dessen Knoten erst mit dem Untergang der Römer gelöst wird, vermehrt die Spannung des Lesers nicht wenig; doch, darauf einzugehen, ist hier der Raum nicht. Im letzten Abschnitt verspricht der Dichter, die Kämpfe Hermanns mit den Römern unter Germanicus, die Gefangennahme Tusneldens, das Zusammenstoßen des Cheruskerbunds mit dem der Markomannen, und den Untergang Hermanns durch Verrätherei in seiner eigenen Familie in gleicher Weise zu schildern, wenn seine bisherige Dichtung, die er „Deutschlands Fürsten und Völker" gewidmet hat, und für sich schon als ein Ganzes betrachtet werden kann, freundlich aufgenommen werde.

*) Zu bemerken ist, daß die Erzählung in altclassischen Versmaßen vorschreitet, so lange Hermann sich im römischen Reich befindet.

Daß diese Hoffnung in Erfüllung gehen werde, ist aber um so mehr zu wünschen, da vorliegendes Gedicht, abgesehen von seinem hohen nationalen Interesse, durch seine innere Vorzüglichkeit in unserer an epischen Produkten bekanntlich nicht reichen Literatur eine sehr bedeutende Stellung einnehmen möchte. Dem Verfasser ist es vollkommen gelungen, seinen nicht selten spröden Stoff zu bewältigen; er hat ihn mit einer oft meisterhaften Plastik bis in das Einzelnste durchdrungen und ausgearbeitet. Ein getreues Bild jener merkwürdigen Zeit, auf gründliche und mit großer Liebe betriebene Studien basirt, spiegelt sich aus dem Gedichte dem Leser, durch den Glanz poetischer Kunst verherrlicht. Dabei weiß er seinen Gegenstand so frei von aller Einseitigkeit zu behandeln, daß er auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt; Licht und Schatten sind vortrefflich vertheilt, und indem auch die edlen Seiten des Römerthums mit freisinniger Charakteristik hervorgehoben werden, stellt sich eben dadurch der deutsche Sinn und Geist um so klarer und anziehender dar. Der Leser wird in einer beständigen Spannung erhalten, an manchen Stellen wahrhaft fortgerissen, ermangelt aber nicht der Ruhepunkte, denn, wie lieblich Inseln aus wildwogendem Meer auftauchen, finden sich mitten in den Stürmen und Schrecken des verhängnißvollen Kampfes zarte Idyllen eingeflochten, ohne daß Gang und Entwicklung der Handlung dadurch beeinträchtigt würden. So bildet neben Haß und Wuth todtfeindlicher Elemente die Seligkeit liebender Herzen einen reizenden Kontrast und durch den erhabenen Schlachtenklang des Epos tönt an geeigneten Stellen die bezaubernde Anmuth der Lyrik. Möge demnach ein Werk, das mit Recht als ein Ehrentempel vaterländischer Heldensage betrachtet werden kann und unseren geschätztesten Volksgedichten sich würdig anreiht, die ihm gebührende allgemeine Anerkennung finden.*) —r.

*) Einige Bruchstücke aus diesem epischen Gedichte werden wir unsern Lesern mittheilen. D. R.

Mannichfaltigkeiten.

Auf dem Neuhof bei Birr im Kanton Aargau brannte am Montag, den 7. d. Nachmittags, das alte Wohnhaus Pestalozzi's, das von Hrn. Hauptmann Debrunner miethweise bewohnt war, ab. (Z. Z.)

(Hamburg, 8. Febr. — Berl. Z.) Seit gestern haben wir hier den imposanten Anblick eines Kohlenbrandes. In der voriges Jahr auf der Insel Steinwärder angelegten Kupferschmelze ist nämlich durch das Zerspringen einer großen Flasche Vitriol eine Masse von 150 Last Steinkohlen in Brand gerathen, und natürlich ist es unmöglich, den Brand zu löschen. Man muß ruhig zusehen, wie die Kohlen ausbrennen. Die Insel Steinwärder liegt mitten in der Elbe, zum Glück entfernt genug von der Stadt, so daß an eine Gefahr nicht zu denken ist, und die Besitzer der Schmelze können den Verlust wohl verschmerzen. Namentlich des Abends gewährt dieser Brand einen herrlichen, imposanten Anblick; einem Nordlichte gleich verbreitet sich der

Schein über die ganze Südseite des Himmels und die Menschen strömen bis zur spätesten Stunde nach der Höhe des Stückfanges, von wo aus der Brand am besten zu sehen ist.

Im bayerischen Landgerichte Pleinfeld hat sich ein zweiter Kaspar Hauser gezeigt. Es wurde nämlich Ende vorigen Jahres daselbst ein 12 bis 13 Jahr alter Knabe aufgegriffen, welcher sich nach seiner Mutter Ludwig Schanz nennt, der Sohn eines Grafen seyn und auf einem schönen Schlosse in der Nähe Münchens gewohnt haben will. Er ist in den Lehren der katholischen Religion bewandert, kann aber weder lesen noch schreiben. (B. N.)

Wenn einige Zeitungen wahr berichten, so wären wir in Deutschland um eine Sekte reicher geworden. Es soll sich nämlich zu Frankfurt ein Klubb der Irvingianer gebildet haben, welche Sekte 1832 von dem schottischen Prediger Irving gegründet wurde. Ein Mann von gewaltiger Phantasie, der Lieblingsprediger der vornehmen Welt, kämpfte er gegen die Weisheit des Jahrhunderts, die den gefallenen Engel Liberalismus über den Morgenstern Christus erhebe. Seine Ketzerei fing mit dem Satze an, daß Christi menschliche Natur mit der Erbsünde behaftet gewesen, die er jedoch überwunden, und verlor sich in dem Glauben, an das Wiederaufleben der Geistesgaben des apostolischen Zeitalters, namentlich des sogenannten „Zungenredens“ unverständlicher Sprachformen mit einzelnen Ausrufungen untermischt und in Weissagungen endend, welche seine Anhänger im Gottesdienst üben. Dieser Sekte soll sich, laut der „Deutschen Zeitung“, in neuester Zeit auch der begabte, aber in Pietismus verirrte Professor Thiersch in Marburg angeschlossen haben, worüber das genannte Blatt bemerkt, Heidelberg könne sich Glück wünschen, daß es durch die Umsicht des Ministeriums bei neulicher Besetzung einer theologischen Professur vor Hrn. Thiersch bewahrt geblieben sey, der nicht nur durch einige geistliche Mitglieder des evang. Oberkirchenraths und viele Pietisten im Lande, sondern selbst durch einen sehr kirchlichen, in Karlsruhe residirenden Diplomaten dringend empfohlen gewesen sey. (Würzb. Z.)

Die bei dem Brand des Dampfschiffes „Phoenix“ auf dem Michigan-See verunglückten 125 Passagiere waren nach einer Mittheilung im Westph. M. meist holländische Auswanderer, darunter 51 aus dem Orte Darsseveld; von den übrigen waren die Mehrzahl aus Winterswyk und Dinxperlo. Das Unglück muß gräßlich gewesen seyn, denn von jenen 51 ist nur ein Mädchen gerettet. Wer den Flammen entgehen wollte, fand seinen Tod in den Fluthen. Die Verunglückten waren der orthodoxen Richtung zugethan. Sie hatten ihr Vaterland verlassen in der Absicht, sich ihren Glaubens-Verwandten in Amerika anzuschließen

---

Am 2. Febr. wurde im „Theatre historique“ die erste Abtheilung von Alex. Dumas Riesen-Drama: „Der Graf von Monte-Cristo“ gegeben. Am 3. wird die zweite Abtheilung gegeben, und von da an werden beide Abtheilungen Abend um Abend wechselweise wiederholt. Erst wenn jede derselben 100 Aufführungen erlebt hat, kommen die dritte und vierte Abtheilung an die Reihe, die dann ebenfalls abwechselnd gegeben werden, doch wird für Reisende oder Personen, die die ersten Abtheilungen zu sehen versäumten, alle Sonntage eine von den ersten Abtheilungen wiederholt. Die erste Abtheilung hat fünf Acte und elf Tableaux (Verwandlungen), die zweite Abtheilung fünf Acte und sechs Tableaux; die letzten beiden Abtheilungen werden zusammen zwölf Acte haben! So war es unserer industriellen Zeit und dem Erfindungsgeiste A. Dumas' vorbehalten, ein Drama in zwei und zwanzig Acten zu schreiben, das an vier Abenden aufgeführt werden muß. Wenn übrigens alle Abtheilungen so gefallen, wie die erste, so ist das „Theatre historique“ für die Jahre 1848 und 1849 versorgt und die Schauspieler brauchen zwei Jahre lang keine neue Rolle zu lernen. (M. U.)

Korrespondenz.

Köln, 7. Febr.

Gegenwärtig ist hier neben dem bekannten kölnischen Kunstvereine ein zweiter Kunstverein in's Leben getreten, der vorzüglich dahin streben soll, die stadtkölnische Kunst zu heben und zu fördern, wie der ältere Verein sich seither zur Aufgabe gestellt, Belgisches zu begünstigen. Ein Verein, der sich blos auf das Weichbild einer Stadt beschränkt, hat wirklich eine zu große Einseitigkeit und so soll denn hier Einseitiges mit noch Einseitigerem curirt werden. Weit wünschenswerther wäre es, wenn beide Vereine sich einigten, ohne ihre Kräfte zu zersplittern, einen edleren Zweck verfolgten, das Heimische stützten, aber auch darüber das achtungswürdige Fremde nicht außer Auge ließen, Patriotismus entwickelten, ohne gerade dem Spießbürgerthume ganz zu verfallen.

Schwalbach, 10. Febr.

Durch den Beamtenwechsel, der in jüngsten Tagen in unserem Herzogthume statt gefunden, verlieren wir zu allgemeinem Bedauern unseren seitherigen Amtmann Dr. Scheph, der seiner Humanität halber dem Amte, seiner Freundlichkeit, seiner Sprachkenntniß halber dem Badeorte und allen Kurgästen von großer Erleichterung war.

Mainz, 12. Febr.

Die Faschingszeit in Mainz gibt, außer den Vorträgen in der Narrhalla, auch Anlaß zu anderer geistiger Thätigkeit, wie denn während des Carnevals hier zwei Blätter erscheinen, die sich ausschließlich in einem Tone bewegen, der dem Faschingsjubel entsprechend ist. Witz, Satyre, Humor, Ironie, Laune und Scherz sollen die Gaben würzen, welche die Carnevals-Zeitungen bieten, nur verlangt man natürlich, daß diese Würze recht vertheilt sey, was freilich nicht so leicht ist, wie man gewöhnlich glaubt. Unter den Carnevals-Zeitungen verdient die bei Joseph Wirth erscheinende, die den Haupttitel: „Narrhalla“ führt und von Dr. Lud. Kalisch redigirt wird, ohne Zweifel den Vorzug, und diesmal ganz besonders, weil das humoristische Element das vorherrschende darin ist und weil sich der Humor auf einem Felde bewegt, das nicht ein speciell lokales, sondern ein allgemeines ist, so daß die zahlreichen Leser dieses Narrenblattes, welches über ganz Deutschland und dessen Gränzen hinaus verbreitet ist, einen wirklichen Genuß an dieser Lectüre haben. Wir können es nur billigen, daß Kalisch sein Blatt in diesem Geiste hält, denn der Local-Humor, ganz abgesehen davon, daß er oft ausartet, kann nur einen localen Reiz haben und wird in äußerst seltenen Fällen dem ferner Stehenden ohne Commentar verständlich seyn; der Humor aber, der einer besonderen Auslegung bedarf, um als Das erkannt zu werden, was er seyn soll, hört auf, Humor zu seyn. Ganz in demselben Geiste sind auch die mit dem Texte des Narrenblattes eng zusammenhängenden Carricaturen gehalten, die so viel des Ergötzlichen bieten, daß sie allein schon hinreichen, um der Carnevals-Zeitung von Kalisch einen höheren Werth zu geben.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Febr. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

Dienstag, 15. Febr. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 21. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich.“ Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 47. Mittwoch, den 16. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

V.

Während einiger Tage.

Nach einem Besuche bei den Verwundeten stieg Fernand wieder auf's Verdeck, und während die Matrosen beschäftigt waren, Alles wieder in Ordnung zu bringen, den erlittenen Schaden wieder herzustellen und die Spuren des Kampfes zu vertilgen, ließ er sich am Bugspriet nieder und verweilte hier, in tiefes Nachsinnen versunken. Dann und wann entsandte er seinen Kajütenjungen, um den Herrn Wilsy — so hieß der Engländer — und dessen Tochter zu fragen, ob sie irgend Etwas bedürften. Der Abend war mittlerweile angebrochen. Fernand ließ einen der Matrosen zu sich entbieten: es war Lukas, den wir bereits kennen.

„Lukas!" sprach er, „diese Nacht sollst Du nicht in Deiner Hängematte zubringen. Du bist ein alter Matrose, und ich setze viel Vertrauen in Dich. Lege Dich vor die Thür meines Zimmers auf Wache, und wenn die beiden Fremden Etwas bedürfen möchten, so besorge es ihnen. Niemand darf dieser Thür sich nahen; wer Dir nicht gehorcht, dem ist sein Leben nicht lieb."

Und dann sich aufrichtend, rief Fernand:

„Leute! Euer Steuermann ist wie ein Held gestorben. Von diesem Augenblick an wird Lukas seine Stelle einnehmen; daher ehrt ihn und gehorcht seinen Befehlen, als ob sie von mir ausgingen!"

Bei Anhörung dieser Worte glaubte Lukas sich in den dritten Himmel versetzt. Er war kein böser Mensch, und hatte sich die Freundschaft seiner Kameraden zu erwerben gewußt. Seine Ernennung ward mit lautem Hurrahgeschrei begrüßt. Kurz darauf stieg die Mannschaft in den Raum hinab; blos die Wache blieb auf dem Verdeck, und Fernand verweilte die ganze Nacht unter dem hellgestirnten Himmel. Unmöglich wäre es, zu beschreiben, was während dieser Zeit seine Seele erfüllte.

Um dieselbe Zeit ereignete sich eine rührende Scene im Gemache des Kapitäns. Herr Wilsy und seine Tochter saßen hier immer noch wie betäubt von den gräßlichen Ereignissen. Liebevoll drückte der Greis seine Tochter an's Herz, ihre weiße Stirn zuweilen mit Küssen bedeckend, indeß Thränen über seine Wangen flossen.

„O, meine liebe Ellen," seufzte er, „was soll aus uns werden? oder vielmehr, was wird mit Dir werden?"

„Tröste Dich, mein Vater," sprach das Mädchen, „Du siehst, ich habe Muth; der Kapitän hat Deine greisen Haare geehrt, er wird auch Deine Tochter beschützen. O, morgen will ich ihn bitten, Mitleid mit unserm Zustande zu haben. Er ist doch ein Mensch, und wird auch ein fühlendes Herz besitzen."

„Er ist Seeräuber, meine Tochter, und der Edelmuth, den er bisher mir bewiesen, mag vielleicht blos einem flüchtigen Gedanken, einer Laune zugeschrieben werden. Oft ist es unter Räubern Mode, edelmüthig zu seyn."

„Aber Vater, lieber Vater! ich erkenne Dich nicht mehr, Dich, der Du stets solchen Muth zeigst."

„Ellen, geliebte Ellen! träfe das Schicksal mich allein, o wie gerne spottete ich dann der Gefahr! Doch Du bist bei mir, meine Liebe, und nur für Dich fürchte und zittere ich. Weißt Du denn nicht, wie sehr ich Dich liebe?"

„O, ich weiß es, Vater; doch eben um dieser Liebe willen bitte ich Dich, allen Schreck zu verbannen und Hoffnung zu fassen. Gott verläßt ja nimmer die Seinen!"

„Du hast Recht, meine Tochter," seufzte der Greis, „lass' uns hoffen .... Nun aber begieb Dich zur Ruhe, liebes Kind, ich werde an Deinem Lager wachen."

„Nein, Vater! auch Du sollst der Ruhe pflegen, deren Du mehr bedarfst, als ich. Der Kapitän hat für Dich ein Bett bringen lassen, und ich bitte Dich, Gebrauch davon zu machen."

Der Greis ging auf der Tochter Bitte ein und ließ sich auf dem weichen Lager nieder; doch fortwährend floh ihn der wohlthätige Schlummer. Die zärtliche Liebe zu seiner Tochter machte ihn zum furchsamen Lamme, und in der That würde Niemand, nach dem kleinen Zwiegespräche, was wir hier wiedergaben, geschlossen haben, daß in diesem Manne eine so große Heldenseele, ein so unerschütterlicher Muth wohne. Und doch hatte er davon mehr als Ein Mal Proben gegeben, ja noch an demselben Tage hatte Fernand und die gesammte Mannschaft der „schwarzen Schwalbe" sich davon überzeugen können.

Als die Sonne bereits mehre Stunden am heitern Himmel glänzte, ließ Fernand die beiden Fremden fragen, ob es ihnen genehm seyn würde, seinen Besuch zu empfangen und ein gemeinschaftliches Frühstück einzunehmen. Herr Wilsy, welcher ohnehin in keinem Falle sich anders hätte äußern dürfen, entgegnete, der Kapitän würde ihm dadurch große Ehre erzeigen.

Kurz darauf trat Fernand in die Kajüte. Nachdem er mit den größten Zeichen der Theilnahme und in reiner englischer Sprache nach Miß Ellen's und ihres Vaters Befinden sich erkundigt, sagte er, das Wort an das Mädchen richtend:

„Fräulein! für heute und für die Tage, die ohne Zweifel folgen werden, muß ich Sie um Verzeihung bitten, wenn Ihnen mein Benehmen nicht höflich genug erscheint."

„Mein Herr!" entgegnete Miß Ellen, mit leichter Schamröthe auf dem Antlitze, „ich glaube, dessen wird es nicht bedürfen."

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, es ist unmöglich, daß ich,

ohne jemals meine Lehrjahre darin bestanden zu haben, so auf ein Mal den richtigen Ton der geselligen Höflichkeit hätte fassen können. Es liegt etwas Rohes in meinem Benehmen, was nicht wundern darf. Niemals bin ich den geselligen Kreisen nachgegangen, ich weiß nicht, wie man sich verbeugen oder wie man einen Satz wenden muß, um für einen feinen und gebildeten Menschen gehalten zu werden. In meinem ganzen Leben habe ich nur eine Frau gekannt, mit der ich vertraulich gesprochen. Diese Frau war meine Mutter. Sie, sie verstand, was unter der rauhen Schale versteckt lag; sie, sie kannte das Gefühl, das in meinem dicht verschlossenen Herzen glühte .... doch genug davon," sagte Fernand, und in diesem Augenblicke, bei'm Andenken an seine Mutter, schien er gleichsam keines weitern Wortes fähig.

„Und Ihre Mutter, Herr Kapitän, lebt sie noch?" fragte das Mädchen.

Fernand erhob sein Haupt, sandte seine feurigen Blicke in des lieben Wesens blaue Augen und seufzte:

„Ach Miß! wenn sie noch lebte, würden Sie sie dann nicht an meiner Seite erblicken oder vielmehr, würde ich dann nicht bei ihr seyn?"

Miß Ellen antwortete nicht, und fühlte ihr Herz mit tiefer Trauer erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermannslied.

(Fragmente aus Dr. Friedr. Lucae's noch ungedrucktem größerem Gedichte.)

I.

(August fordert Hermann's Freund, Swene, auf, ein nordisches Lied zu singen.)

Am Anfang war die Erde, die todte Erde, nur;
Von Thieren und von Menschen war nirgends eine Spur;
Da war nicht Baum und Blume, da war nicht Gras und Korn,
Da war nicht Moos und Haide und Nessel nicht und Dorn.

So lag sie viele Jahre, viel Tausend Jahr' verwais't,
Da trat zu ihr Guodan, der ew'gen Güte Geist,
Der Geist, der, uns Allvater, zum Guten Alles führt,
Und hat die Schlafestrunk'ne lebend'gen Hauchs berührt.

Er trat zu ihr, begleitet von Donner und von Blitz,
Und Regenströme führend herab vom Wolkensitz;
Er trat zu ihr, enthüllend, den gold'nen Sonnenstrahl,
Und gab den liebewarmen Frau Hertha'n zum Gemahl.

Und morgenroth umflossen, wie nach durchträumter Nacht,
Noch traumbeseelt ein Mägdlein, ist Hertha flugs erwacht,
Und fühlt den Schlag des Herzens, und fühlt der Sinne Kraft,
Und fühlt die Macht der Liebe, die Macht, die Leben schafft.

Und siehe, aller Orten, so weit die Wolken zieh'n,
Da hub es an zu knospen, zu treiben und zu blüh'n;
Und wurde Wald und Wiese, und wurde Schilf und Korn,
Und wurde Ros' und Veilchen, und Nessel auch und Dorn.

Und wie dies Alles prangte in fröhlichem Gedeih'n,
Da wurden rings lebendig die Thiere, groß und klein,
In Höhlen und in Wäldern, in Thälern und auf Höh'n;
Die Vöglein in den Lüften, die Fischlein in den See'n.

Und nochmals ward sie Mutter, doch diesmal nur mit Schmerz;
Denn, ach! sie schuf das Höchste, sie schuf das Menschenherz;
Sie schuf den Herrn der Erde, den Mann voll Kraft und Muth;
Sie schuf das Schönste, Beste, die Jungfrau, rein und gut.

Wie freute da sich Hertha; der Kinder blauer Blick,
Er strahlte ja den Himmel, des Vaters Welt, zurück;
Es lachte ihr entgegen so licht und wunderhold
Des Vaters Bild, des theuren, in ihrer Locken Gold.

Der Mann, den sie geboren, der Göttersohn, war Teut,
Der, unsichtbar geworden, noch heute uns gebeut.
Die Jungfrau war Alruna, die heh're Seherin,
Die sich dem Manne weihte mit liebetreuem Sinn.

In uns'ren Hainen wohnte dies Menschengötterpaar,
Vereint in steter Liebe, manch' liebes langes Jahr;
Und ihre Kinder waren wie sie von Blick so blau,
Wie sie von Haar so golden, so schön von Körperbau.

Es lehrte sie der Vater zu richten Haus und Herd,
Den kräft'gen Stier zu zügeln, das stolzumwähnte Pferd,
Des Ures Horn zu nutzen, des Wolfes zottig Vlies,
Gesetz und Recht zu üben, zu schwingen Schild und Spieß.

Es lehrte sie Alruna zu pflanzen und zu sä'n,
Den Lauf der Zeit, die Zukunft am Himmel zu erspäh'n,
Der Töne Klang zu lieben, des Sanges süße Mähr',
Guodan, Sonn' und Hertha'n zu halten hoch und hehr.

Doch als die Zahl der Kinder geworden übergroß,
Da kehrte heim Alruna in Mutter Hertha's Schooß,
Und Teut, die Gattin missend, in dunklem Hain verschwand,
Und hob sich auf zum Himmel, in Vaters Vaterland.

Doch oft durchwallt noch heute den Hain des Gottes Geist;
Alrun' erscheint noch heute, dort, wo man Hertha'n preis't.
D'rum steh'st Du Hain und Höhe dem Gott geweiht noch jetzt;
Und Hertha's Seherinnen als Runen hoch geschätzt.

Indeß von Tag zu Tage wuchs an der Teuten Stamm;
Er zog herauf am Rheine und längs der Alpen Kamm;
Er zog hinab zum Meere, er zog nach Ost und West,
Und setzte so auf Erden sich aller Orten fest.

Allein je mehr die Brüder vom Lande Teut's entfernt,
Je mehr auch ward von ihnen des Bösen da erlernt;
Je mehr an Einfalt büßten sie ein und Göttersehen;
Je mehr an Kraft des Körpers, an Bildung wahr und treu.

Da trübten sich die Blicke, da schrumpfte die Gestalt,
Da ward von schwarzen Flechten Gesicht und Stirn umwallt;
Ja selbst des Körpers Farbe ward häßlich, roth und braun,
Zuletzt da blieb vom Bilde der Eltern nichts zu schaun.

Sie suchten schwach und weichlich in böser Tücke Ruhm,
Gehorchten, statt Guodan', verschmitztem Priesterthum;
Sie schufen ihn zum Thiere, sogar zum todten Stein,
Und schlossen solche Gottheit in dumpfe Kerker ein.

Doch jener Stamm, der nimmer sich dort vom Land getrennt,
Er ist's, der noch Guodan, den Geist des Alls erkennt;
Er blieb den Eltern ähnlich an Seele und an Leib,
Und herrlich prangt noch heute der Mann so wie das Weib.

Wodan, Geist des Guten, o laß von dieser Bahn
Die Brüder nie sich wenden, verfallen düstrem Wahn;
O laß sie wahrheitskräftig, und frei und treu und gut,
Der fremden Tücke wehren, dem fremdrn Uebermuth.

Dann wird in allen Zeiten, wenn selbst gebeugt, gedrückt,
Der Göttergeist der Eltern doch nie im Volk erstickt;
Dann wird für alle Zeiten, wenn selbst zertheilt, verkannt,
Doch seyn das Land der Teuten des Guten Heimathland.

Beethoven und Kanne.

Indem wir nachstehendes Fragment aus dem fünften Bändchen der neuen Ausgabe von H. Laube's Reisenovellen (Mannheim bei H. Hoff) hier folgen lassen, haben wir nur zu bemerken, daß der Verfasser die hier beschriebene Reise bereits im Jahre 1835 gemacht hat, welches zur Würdigung einiger hier mitgetheilten Bemerkungen über den Geschmack und die Kunstrichtungen der Wiener nicht unbeachtet bleiben darf.

„Operndirektoren pflegen alle Sänger für schlecht zu halten, die nicht in Wien singen gelernt haben. Die genaue Korrespondenz dieser Stadt mit Italien, ihre Muse, die unbewegte Stille des Gemüths haben sie zur musikalischen Hauptstadt gemacht. Die italienische Oper mit den klingenden Namen Tamburinis, Santini, Lablache, Fodor ist zwar zerstreut, die stolzen Componisten sind todt, aber dennoch ist Wien noch der Hauptplatz für Musik. Ich glaube, man wendet in Berlin noch mehr Geld daran, jedenfalls ist die dortige Oper die prächtigste in Deutschland, ihr Ballet übertrifft in manchen Dingen das Pariser, aber es fehlt die musikalische Einheit, das Publikum Wiens. Die Berliner haben Musik erlernt, aber die Wiener sind musikalisch. Um einen Begriff von feinem Operngeschmacke zu erhalten oder richtiger von Gesangsgeschmack — beiläufig ein abscheulich Wort — vom Ideal eines musikalischen Publikums, dazu muß man in die Oper am Kärnthnerthore gehen. Hier sind die Gourmands der Musik zu finden, und — was nicht zu übersehen — sie geben den Ton an. Nicht das Tototo und Trumtrumtrum unserer Schreihälse wird beklatscht, nichts von dem rüden Remontenspektakel gewöhnlicher Sänger wird ausgezeichnet; — ein Ton, eine Wendung, eine Nuance, ein ganzer, anspruchsloser Vortrag, jedes, wenn auch unscheinbare, aber ächte künstlerische Verdienst. Es herrscht Todtenstille, man kennt jede Note, ein leises Zischen weiset die auftauchende Unart zur Ruhe, einzelnes Klatschen aus den entferntesten, verborgensten Theilen des Hauses empfängt jedes Lobenswerthe, und wächst wie eine Lawine zum donnernden Beifall, wenn die ganze Piece beendet und die lobende Unterbrechung nicht mehr störend ist.

Hier in Wien haben sie aber auch gewaltet, unsere Herrscher des Tons: Mozart und Beethoven. Ich bin mehrmals hinausgegangen auf den sogenannten „Spitteiberg", wo Mozart täglich Kegel geschoben hat, und hab' mir erzählen lassen von dem muntern Gesellen. Mein Referent war ein alter Knabe, der tüchtig mit ihm gelacht hatte. — „Glauben's nich etwa, daß er a Kopfhänger war, der Mozart, o je, do sein's links."

Und nun ging's an die einzelnen Schnurren und Geschichten, die sie mit einander durchgemacht hatten, und der Refrain war immer, daß er ihn nochmal wiedersehen möchte, wie er in Hemdsärmeln und rother Weste, auf beiden Backen kauend und mit den Augen lachend, alle Neun geschoben habe, der Tausendsasa.

Wirklich ist er nach all' den kleinen Zügen, die ich von ihm vernommen habe, ein gesunder Bursche gewesen, welcher die irdischen Freuden der Erde mit Industrie und Laune genossen hat. Am wenigsten hat er ein süßes, vergehendes Besprechen seiner Kompositionen leiden mögen, dafür existirt noch eine sehr derbe Tradition. Eine empfindsame Stimme fragte ihn, woran er gedacht habe bei Komposition des Duetts in der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen", und Mozart antwortete: „an meine alte Katz."

Mozart hat die schöne, klare Sinnlichkeit der italienischen Musik, die Sinnlichkeit der Melodie in unsere Musik gebracht, und weil er dabei seine kräftige Individualität nicht aufopferte, sondern auf das nachdrücklichste geltend machte, ist er national geblieben und populär geworden. Er ist noch immerdar der Einzige, welcher den höchsten Gesetzanforderungen der Kunst entspricht und zugleich dem einfachsten Vermögen faßlich und beglückend bleibt. Dies ewige Merkmal des Genie's ist sein.

Musik! Es wird ein Hauptwort neuerer Zeit, und die Untersuchungen darüber können zu neuen, unbekannten Wäldern des Gedankens und Empfindens führen; auch unsere Poesie schwärmt schon darin umher. Läge nur das Faseln darüber nicht so nahe in den unklaren inneren Gesetzen derselben; möchten wir nur einerseits dies und andererseits die Plattheit Derer schnell durcheilen, welche nichts daran kennen, als die technischen Gesetze.

Musik ist wirklich eine unsichtbare Brücke in den Himmel, welche die moderne Welt aufgefunden hat, als der Gedanke nicht zureichte und der Glaube außer Kredit war. Des Menschen Verlangen strebt nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit, darum klammert er sich um so fester an die Musik, je mehr im übrigen Leben die hergebrachten Anknüpfungen verdächtigt, verschwunden sind. Dieser Sensualismus ohne bestimmte Worte ist ihm eine willkommene Rettung vor dem verbindungslosen Materialismus. — Die Hauptfurcht jetziger Bildung ist diejenige: Gränzen abzuwehren, weil man das Unglück fester Abschließung in dem zähen Leben alter Kultur vor Augen zu haben meint; und darum ist die Musik so populär geworden, weil sie eine neue Jugend des Geistes und Herzens verspricht, und bis jetzt noch niegends ein Ende vor Augen stellt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Was ist ein Dramaturg?) Diese Frage aufzuwerfen, ist jedenfalls zeitgemäß, und die Beantwortung soll nur mäßige Zeit wegnehmen. Der Dramaturg, antwortet die „Moravia", ist eine Erfindung des laufenden Jahrhunderts, wie der Schwefeläther, das Cloroform und die Schießbaumwolle. Er ist das fünfte Rad am Thespisfuhrwerk und dient oft zum Rädern, id est Hinrichtung dramatischer Erzeugnisse. — Er ist ein Mann, der zwischen 800 und 1000 Thlr. dafür bekommt, daß er den Schauspielern Lehren gibt, um die sie sich nicht kümmern, weil sie viel bessere Praktiker sind, als der gelehrte Mann, oder vielleicht gar nach Direktionsanweisung sich gar nicht um seine Anweisung kümmern sollen. Der Dramaturg ist eine Recensir-Maschine, die immer lobpreisen muß, ohne daß ihr Jemand glaubt. — Mitunter ist der Dramaturg ein geistreicher Kopf, der für seinen Magen ein sicheres, schmackhaftes Stück Hoftheaterbrot und für seinen rühmlichen Ehrgeiz einen praktischen Wirkungskreis haben will, wie z. B. Gutzkow in Dresden. Mitunter ist der Dramaturg ein poetisches Gemüth, das es sehr ernst meint mit Kunst und Dramatik, aber in der Subjectivitäts-Marotte befangen bleibt, und im engen heimathlichen Kreise nie etwas Namhaftes für den allgemein Deutschen ausrichten kann, wie z. B. Julius Mosen in dem kleinen Oldenburg. — Zuweilen ist der Dramaturg ein seltener Charakter, der seinen Plundertitel bei Seite wirft, auf seinen Gehalt verzichtet, seinen Posten aufgiebt, sobald er entdeckt, daß er nur eine bezahlte Null seyn soll, z. B. Prutz in Ham-

burg. — Mitunter wird Jemand Dramaturg um der lieben Gewohnheit willen, z. B. Feodor Wehl in Magdeburg. Andere werden es, um doch etwas mehr zu seyn, als ein deutscher Lustspieldichter — was allerdings sehr wenig ist — z. B. Roderich Benedix in Köln. — Um seine Stücke in Scene zu setzen, wurde es R. Gottschall in Königsberg. — Aus welchem Grunde immerhin der Dramaturg — Dramaturg geworden seyn mag, und in welcher Art sein Verhalten sey, die liebe Direktion wird ihn stets als eine Prunknadel vor die Brust stecken wollen, als einen geistigen Brillanten, der indessen wohl funkeln, nicht aber sie selbst verdunkeln soll. Oft dient der Dramaturg ihr auch als Conversations-Lexikon, das sie beliebig nachschlägt, und dem sie noch mehr abschlägt. (Allg. Thztg.)

Frankfurter Theater.

Die kritischen Expectorationen über den Verfall und den Wiederaufbau der Bühne, über die nationale Tendenz und über die politische Bedeutung derselben, über die erforderliche Abrundung klassischer Aufführungen und Repertoire, die Kreuz- und Querzüge gegen Directionen, Schauspieler, Recensenten und gegen den verdorbenen Geschmack des Publikums, sie lassen sich, wenn sie sonst gewandt geschrieben sind, gut lesen und verdienen beachtet zu werden, wofern sie aus Ueberzeugung und aus wohlgemeinter Absicht entspringen. Durch die Geltendmachung verschiedener Meinungen kann am Ende die Wahrheit nur befördert werden und durch Opposition treten nicht nur die Licht- und Schattenseiten einer Sache schärfer hervor, sondern wird auch das bessere Streben in Anregung gehalten. Man ereifere sich daher nicht über die bunte Mannichfaltigkeit der Ansichten, welche in unseren Tagblättern ausgekramt werden, sondern man prüfe Alles und behalte das Beste. Unterdessen scheint es uns gewiß, daß, wie auch Manches in den heutigen Bühnenzuständen besser seyn könnte, doch die nun einmal gegebenen Verhältnisse nicht immer geändert und Ideal und Wirklichkeit nicht vereinigt werden können. Wem die Schwierigkeiten einer Bühnenverwaltung nur einigermaßen bekannt sind und wer die mannichfachen Anforderungen des vielköpfigen Publikums nur einigermaßen kennt, der wird einer practischen Vermittelung ihr Recht angedeihen zu lassen nicht umhin können, und besonders bei Beurtheilung von Bühnen zweiten und dritten Ranges, denen weder großartige Geldmittel, noch die ausschließliche Festhaltung einer bestimmten Kunstrichtung verstattet sind. Leider treten finanzielle Elemente oft zu stark in den Vordergrund, aber dies wird so lange nicht anders werden, bis die Staatsverwaltung die Aufgabe, das Theater völlig zu emancipiren, zu einer Staatsanstalt zu erheben, mit den nöthigen Fonds zu unterstützen, aber auch gehörig zu überwachen, anerkannt haben wird. So lange wir nur Hoftheater, d. h. solche, die von den Liebhabereien und Launen, so wie von den Zuschüssen der Fürsten abhängen, und nur Privattheater, d. h. solche, die an einen oder an mehrere Unternehmer in Pacht gegeben sind, besitzen, so lange wird von einer Verwirklichung durchgreifender Bühnenreformen nur wenig erzielt werden können.

Das Repertoir des Schauspiels hat bei der hiesigen Bühne die Aufgabe, da es sich keiner Kunstgattung ausschließlich widmen darf, so mannichfaltig, als möglich zu seyn, und dieser sucht es nachzukommen. Wenn aber Novitäten, denen eine beifällige Aufnahme zu Theil wird, häufiger wiederholt werden, so liegt dies in der Natur der Sache und darf um so weniger mißbilligt werden, als der Reiz der Neuheit und die Anziehungskraft solcher Stücke zum finanziellen Bestand von Privatbühnen durchaus nothwendig ist. Die Aufführung von klassischen Dramen pflegt nur ein kleineres Publikum zu versammeln und so erfreulich sie auch für dieses, so anregend sie auch für die darstellenden Künstler ist, so kann sie doch nicht in den Vordergrund des Repertoirs gestellt werden. Dies zur Würdigung der öfteren Wiederholungen von „Dorf und Stadt“ und zur dankenswerthen Anerkennung des in den letzteren Wochen zweimal gegebenen Shakespeare'schen Trauerspiels: „Julius Cäsar.“ In neuer Einstudirung sahen wir: „Van Dyck's Landleben“ von Fr. Kind. Der Verfasser hat viel geschrieben, in Versen und in Prosa, Gedichte, Novellen und Dramen. Die ersteren sind an Werth sehr ungleich und mit Ausnahme derjenigen, welche in deutsche Mustersammlungen übergegangen oder zur Declamation besonders geeignet sind, zum großen Theile verklungen und vergessen; seinen Erzählungen kann man den Vorzug einer leicht fließenden und gefälligen Darstellung nicht absprechen, so wie er auch in der Wahl der Stoffe derselben meist glücklich gewesen ist. Unter seinen dramatischen Arbeiten ist der Text zum „Freischütz“ die bekannteste, welche mit Weber's herrlicher Musik die Reise um und durch die Welt gemacht hat und gewiß noch manche der kommenden Generationen erfreuen wird. Zwar findet nicht jeder Dichter eines Libretto einen C. M. v. Weber, aber auch nicht jeder Tonsetzer einen so durchaus volksthümlichen, romantischen und zur Composition so sehr geeigneten Operntext, wie es der genannte ist. Im Jahre 1816 erschien „van Dyck's Landleben“ auf der deutschen Bühne und hatte bald so glänzende Erfolge, daß dem Verfasser die für damals außerordentlich hohen Honorare von 2 — 300 Thlrn. von den größeren Theatern bezahlt wurden. In gleichem Maße gefiel das „Nachtlager in Granada“, nach welchem später die bekannte, von Konr. Kreutzer componirte Oper desselben Namens bearbeitet wurde. — „Van Dyck's Landleben“ ist zwar kein Drama von höherem Werthe und darf der Analyse einer auf ästhetische Prinzipien gestützten Kritik nicht unterbreitet werden; doch ist es ein ergiebiges Bühnenstück, in welchem jener gemüthliche Ton anklingt, der bei einem deutschen Publikum seinen Eindruck nie verfehlt und welches Rollen bietet, die dem darstellenden Künstler Gelegenheit geben, sein Talent in günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Die eingeflochtenen poetischen Betrachtungen über bildende Kunst sind theilweise recht schön und sinnig, mitunter aber auch nur hohle oder ganz verkehrte Declamationen, wie z. B. die Parallele zwischen der italienischen und niederländischen historischen Malerschule am Schluß des dritten Actes, welche gerade das Gegentheil von Demjenigen sagt, was von allen Kunstkennern und zwar aus guten Gründen angenommen wird. Bei der guten Rollenbesetzung und sehr fleißigen Einstudirung hatte das Stück sich einer, wenn auch nicht gerade durchgreifenden, doch auch nicht ungünstigen Aufnahme zu erfreuen und stehen daher Wiederholungen desselben in Aussicht.

W.

Frankfurt a. M.

Erstes Konzert des philharmonischen Vereins (früher Instrumental-Musik-Verein)

Dienstag den 15. Februar 1848.

1) Symphonie in C moll von Ferdinand Ries. 2) Terzett und Quartett aus der Oper „Zaide“ von W. A. Mozart. 3) Konzert für Pianoforte, Violine, Violoncelle und Orchester von L. v. Beethoven. 4) Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß von M. Hauptmann. 5) Doppel-Chöre für Männerstimmen aus „Oedipus in Kolonos“ von F. Mendelssohn-Bartholdy. 6) Ouverture zu „Lodoiska“ von L. Cherubini. — Anfang 6½ Uhr. Im Saale des Vereins (Hof von Holland). Eintrittskarten à fl. 1. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 16. Febr., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über das Großherzogthum Posen, von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Febr. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Mittwoch, 16. Febr. **(Zum Besten der unglücklichen Bewohner der oberschlesischen Kreise):** Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Act, von Marsollier, Musik von Mehul. Hierauf: Großjährig, Lustspiel in 2 Abth., von Bauernfeld. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 23. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich.“ Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 48. Donnerstag, den 17. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Nun wandte Fernand sich dem alten Herrn zu und sprach: „Herr Wilsy! als rechtliche Leute sind wir einander eine Erklärung schuldig. Ich will Ihrem Wunsche zuvorkommen und für uns Beide reden. Und zunächst bitte ich Sie, allen Argwohn zu beseitigen und mir zu sagen, wo Sie in England Ihren Wohnsitz haben."

„Wie ich Ihnen bereits bei der Praeving kund gab, mein Herr!" antwortete Wilsy," „war ich Willens, mich nach Exeter zu begeben, in dessen Umgegend ich ein Landgut besitze, was ich zuweilen auf einige Zeit bewohne, wenn meine Plantagen in Amerika meine Abwesenheit gestatten."

„Dieses Vorhaben," sagte Fernand, „soll ausgeführt werden. Wir wollen zu Exeter oder in der Umgegend landen, und ungehindert sollen Sie nach Ihrer Wohnung gelangen. Heute noch wird die „schwarze Schwalbe" im Stande seyn, ihren Kurs fortzusetzen, und wir werden gerade auf England losteuern."

„Aber, mein Herr! Sie denken wohl nicht daran, auf einer feindlichen Küste wollen Sie landen!"

„Ich kenne keine feindliche Küste, mein Herr. England ist mir so lieb, vielleicht lieber als Frankreich. Dies mag Ihnen sonderbar erscheinen; später aber werden Sie es vielleicht besser begreifen. Was die Gefahren betrifft, so werden diese mich nicht zurückhalten, ich kenne die Küsten Englands; übrigens ist die „schwarze Schwalbe" ein tüchtiger Segler und darf die Raubvögel in der Nähe necken."

„O mein Herr, zu welcher Dankbarkeit bin ich Ihnen verpflichtet?" rief Herr Wilsy.

„Zu keiner, mein Herr, zu keiner," war Fernand's Antwort, „ich glaube eher, daß ich Ihnen Dank schuldig bin."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wohl möglich, versteh' ich doch mich selbst noch nicht recht; allein den Eindruck, den Sie auf mich gemacht, werde ich nimmer vergessen. Ich kann ihn mir noch nicht erklären. Doch, sehen Sie! nie wurden diese Wangen von Zähren befeuchtet; nie ward mein Auge auch nur durch eine Thräne getrübt .... und seit gestern fühle ich mich zum Weinen geneigt! o, Sir, Sie werden eine große Wirkung auf mein Leben geäußert haben ... Ist es kein gutes Gefühl, das Sie in mir erweckten, dann haben Sie mich vielleicht zu einem Feigling gemacht ...." Und Fernand ließ das Haupt zwischen seine beiden Hände niedersinken.

„Die letzte Voraussetzung wird nicht die richtige seyn, mein Freund," sprach Wilsy, faßte des Jünglings Hand und drückte sie mit innigem Gefühl.

Nach kurzem Schweigen sagte Fernand, die Hand über die Stirne reibend:

„Nun, mein Herr! sprechen wir nicht weiter davon. Ich will sogar nicht mehr daran denken und lieber bemüht seyn, Ihnen und Ihrer Tochter die Zeit, welche Sie noch auf unserm Schiffe zubringen müssen, so angenehm als möglich zu machen."

Noch eine geraume Weile dauerte die Unterhaltung und hatte zur Folge, daß sie die Furcht des Herrn Wilsy vor dem Seeräuberhauptmann gänzlich verschwinden machte, ja sogar eine Art inniger Freundschaft zwischen den beiden Männern hervorrief. Zwar erfaßte der Engländer Fernand's Charakter noch nicht ganz; doch fühlte er auf unwiderstehliche Weise, daß etwas Großes, etwas Edles in diesem rauhen Herzen wohne, daß Schätze, reiche Schätze in ihm verborgen lägen. Als der Jüngling ihn verlassen hatte und er mit seiner Tochter sich allein befand, sprach er mit ihr darüber, und Beide faßten den menschenfreundlichen Entschluß, Fernand's Herz zu erforschen, und den guten Samen, der ohne Zweifel in ihm verborgen, Wurzel fassen zu lassen.

Dieses Vorhaben gefiel insbesondere der lieben Ellen. Das Mädchen fand etwas Erhabenes, etwas Poetisches darin, diesen rohen Jüngling, diesen Räuberhauptmann, zu sanfteren Gefühlen, zu einer edleren Lebensweise zurückzuführen und ihn vielleicht dahin zu bestimmen, seinem abscheulichen Gewerbe auf ewig zu entsagen.

Herrn Wilsy fiel es nicht schwer, nähere Bekanntschaft und Freundschaft mit Fernand zu schließen. Diesem war es ganz nach Wunsch, und zuletzt vermochte er kein anderes Vergnügen mehr zu finden, als in der Gesellschaft der beiden Fremden. Gleichwie der Jüngling es geahnt, war eine vollständige Umwälzung in seinem Herzen vorgegangen und sein inneres Leben vollkommen umgestaltet. Wir werden dies nicht besser darzuthun im Stande seyn, als durch Mittheilung einiger Gedanken, die er wenige Tage darauf in sein Tagebuch niederschrieb:

„Ja! so wie ich gestern mir dachte: mein Leben ist ein ganz anderes geworden. Ein neues Gefühl — ich kann oder will mir's nicht verhehlen — hat sich in meinem Herzen kund gegeben, und dies Gefühl ist der Begleiter von tausend andern neuen Empfindungen. Nein! nie hab' ich verstanden, was ein Frauenherz ist, nie gewußt, welche Kraft die Liebe besitzt. — Liebe! wie oft habe ich nicht über dieses Wort gelacht! — aber darf ich wohl an dieses Gefühl denken? Ich, ein verächtlicher Mensch, ein Seeräuber! und sie, ein himmlisches Kind! — ich, der ich meine Hände mit Menschenblut, mein Herz mit Verbrechen besudelte! Sie, so heilig wie ein Engel, bestimmt, vor Gottes Thron in Ewigkeit niederzuknieen! Sie, deren Herz so fleckenlos, deren Seele so rein ist, als die Seele des Säuglings. Ich, dessen Herz Jahre lang mit Rachlust sich nährte: sie, deren Busen nur für Tugend und Wohlthun schlug. Nein, der Abstand ist zu groß; zwei Herzen so verschiedener Art können so wenig

vereinigt werden, als die gesellschaftlichen Zustände, in denen wir Beide leben . . . .

„Und doch, welche schöne Augenblicke haben wir nicht diesen Abend durchlebt! . . . . Ihr Vater, dieser redliche, aufrichtige Freund, stand am Bugspriet und plauderte mit Lukas über das Seewesen, und wir, von Allen und von Allem abgesondert, saßen an der hohen Seite der Goelette, in leise Gespräche versunken. Ruhig stieg die Sonne in den Ocean hinab und färbte Luft und Wasser mit tausend Streiflichtern. Sanft wehte der Abendwind in dem unermeßlichen Raum; die Fische zeigten hüpfend ihre braunen Häupter über der Fläche des Meeres, das sanft gegen den Bug ausbrauste. Die ganze Natur lag in stille Ruhe versenkt und Alles riß zur Schwermuth und zu süßen Träumen hin . . . . Und wir? — ja wir waren in ein inniges Gespräch vertieft. Nein! nimmer fühlte ich meine Brust von größerer Wonne erfüllt, als dann, wie ich, von meinen ersten Kinderjahren erzählend, von den erduldeten Schmerzen und von der Liebe meiner seligen Mutter sprach und bei dieser Erzählung eine Thräne des Mitleids in ihrem Auge perlen sah und fühlte, wie meine Hand sanft gedrückt ward. O wie schön, wie himmlisch schön erschien sie mir! Hätte ich tausend Leben besessen, ich hätte sie alle hingegeben, um eine Stunde, nur eine einzige Stunde diesen Engel an meine Brust drücken zu dürfen und das Pochen unserer Herzen zu vereinigen . . . . Doch, eitle Täuschung! — wer bin ich und wer ist sie? — Gott, Gott! haben denn meine Schmerzen blos ihre Form gewechselt, und muß meine Seele denn ewig, ewig gefoltert werden? . . . Muth! noch einige Tage, und wir werden auf immer getrennt seyn . . . . und ich werde sie vergessen! . . . . vergessen? . . . . Nein, nimmermehr! . . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Beethoven und Kanne.

(Schluß.)

Aus solchen Gründen ist Beethoven der König unserer Musiker geworden. Die tiefsten Kräfte des inneren Menschen glauben wir in seinen Kompositionen zu ahnen. Er war ein entschlossener, tüchtiger Geist, wie man schlagend aus seinen Worten in Bettina's Briefen ersehen kann, und es gibt also vielleicht doch Organe, diesen in der Musik geltend zu machen; aus seinen kolossalen Symphonieen strömt eine Fülle gewaltiger Seele in uns über, und hier und da fällt ein glänzender Stern vom Himmel.

In Wien konnte man ihn nur beschreiben, wie er in seiner letzten, unglücklichen Zeit gewesen sey, als er das Gehör so weit verloren hatte, daß man sich nur mit Mühe ihm verständlich machen konnte. Ein harter Gedanke der Natur, Demjenigen das Ohr zu schließen, dem es die Pforte in bessere Welten war. Die Liebe ohne Augen.

Er kehrte täglich in einem Gasthause ein, draußen auf der Josephstadt, setzte sich schweigsam an den Tisch, kümmerte sich um Niemand, ging schweigsam wieder von dannen. Seine Gesichtszüge waren hart und streng; das große graue Auge ward von dicken Brauen überbuscht; unordentlich fielen die grau gemischten Haare um die stolzen Schläfe, die stolze Stirn. Schwer zugänglich sprach er nur, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte und dadurch animirt war; — nur wenn Kanne zu ihm trat, flog ein Strahl von Heiterkeit über sein Gesicht.

Es ist wohl nicht nöthig, der dreisten Erfindung Jules Janin's zu widersprechen, der ihn hungern läßt und mit einer Portions Kalbsbraten zu Thränen und Mittheilungen rührt. Diesem muntern Füllen kommt es auf eine Frivolität mehr nicht an, wenn sie auch das Historische betrifft, und hoffentlich sind die Franzosen klug genug, sich an seinen geistreichen Wendungen zu ergötzen, seinen geschichtlichen Daten aber kein Gedächtniß zu leihen.

Kanne und Beethoven gehörten zusammen. Kanne's Haar war noch struppiger und wilder; sein knochiges Antlitz noch härter, seine Gestalt noch breiter, klobiger. Aber er hatte dieselben großen, grauen Augen. Ein Atlas von Gelehrsamkeit lief in seinem schmutzigen, grünen Flauschrocke umher. Ich glaube, am bekanntesten ist er durch seine Studien über Sittengeschichte; seine Studien über Musik gelten aber für das Größte und Originellste, was er producirt hatte, und sie sind uns verloren; er hat sie zerrissen. Dissolut, unordentlich wie er war, machte er nie etwas fertig, hatte niemals Geld. Die ersten Bände seiner „Aesthetik der Musik“ sind fertig, er bietet das Manuscript dem Musikalienhändler Steiner an und verlangt Honorar dafür. Steiner weiß, daß er Alles liegen läßt, und verlangt erst die Vollendung des Werkes, dann werde es ihm willkommen seyn. Erzürnt verläßt ihn Kanne, geht heim in seine schmutzige, jämmerliche Wohnung, und zerstört das unersetzliche Manuscript.

So sind wir um ein wahrscheinlich vortreffliches Buch gekommen. — Kanne war ein heftiger, halsstarriger Mann mit den wunderlichsten Eigenheiten. Wehe Dem, der ihn auf der Straße von hinten ansprach: „Guten Tag, lieber Kanne!“ und mit der Hand auf seine Schulter klopfte. — „Bandit, infamer!“ schrie Kanne, und hob seinen großen Stock in die Höhe, „ich dulde es nicht, daß mich Jemand von hinten anfällt, hol' Sie der Teufel!“

Es mochte ein noch so wackerer Genosse seyn, es erging ihm sicherlich immer so. Ich erinnere mich nicht deutlich, ob es Kanne oder Werner war, welcher das Waschen für ein Vorurtheil erklärte; jedenfalls war Kanne diesem Grundsatze nicht ganz fremd; er war ein Nomade, der zufällig in dem Kreise vom Prater bis zur Wieden, von der Wieden bis zur Josephstadt oder Landwehr sich bewegte. Er arbeitete auch nur auf der Straße; an seinem großen Stocke war eine Vorrichtung getroffen, daß er eine kleine Schreibtafel darauf etabliren konnte; fiel ihm nun Etwas ein, so stieß er ihn in die Erde, wo er eben war — gewöhnlich im Prater —, und fing an zu schreiben, Noten, Verse, Gedanken, wie es kam. Wehe Dem, der ihm über die Schultern gucken wollte, er knurrte ihn an, schüttelte seine verworrene Mähne wie ein zorniger Löwe.

Eben so wunderlich ist er auch gestorben. Man wollte nach einem Arzte schicken, als er sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, aber in altem, ungeschwächtem Zorne fuhr er in die Höhe, als er das vernahm, und rief: „Ich werfe den Quacksalber, den Ihr mir bringt, kopfüber die Treppe hinunter.“

Als man sah, daß es völlig zu Ende ging, wollte man nach einem Geistlichen senden. Dieselbe energische Erklärung. Und so verschied er grollend.

Es muß ein tragischer Anblick gewesen seyn, diese beiden unglücklichen Titanen, welche einander liebten, durch das Burgthor wandern zu sehen, stumm neben einander, denn Beethoven hörte im Geräusch der Straße nichts, und Kanne führte Niemand am Arme, auch seinen Freund nicht.

Unerklärlich ist es, daß Kanne aus Leipzig stammte, aus einer so manierlichen, artigen Stadt.

Historische Rundschau auf einem Ausflug nach Mainz.

** (Vom Rhein, 14. Febr.) Der gestrige Tag, der Tausende froher Menschen in Gottes freie Natur lockte, sollte für mich ein Festtag seyn im erhöheten Sinne des Worts. Eine Fahrt im leichten Kahn über den Rhein, um an Freundes Hand die Straßen von Mainz zu durchwandern und alle denkwürdigen

Gebäude, Straßen, öffentlichen Plätze zu sehen, die Heinrich König mit den Gestalten seines bewunderten Romans: „die Clubisten in Mainz“ neu belebt hat. Von allen handelnden Personen lebt nur noch der Präsident des Jacobinerclubs, Professor Hofmann zu Winkel im Rheingau, 93 Jahre alt und erst seit zwei Jahren die Bürde des Alters empfindend. Es ist nicht auffallend, daß nach zwei Menschenaltern alle Personen einer Epoche verschwunden sind, aber auch in Hinsicht ganzer Geschlechter, Paläste rc. hat Mainz mehr als viele andere Städte die Physiognomie beinahe total verändert. Diese Vergleichung des heutigen Mainz mit jenem unter dem letzten Churfürsten läßt uns die hohe poetische Begabniß des Dichters bewundern, der es gelang, ein solches Spiegelbild einer ganz anderen Zeit, ganz anderer Personen, Zustände und Ideen zu entwerfen, das uns durch seine Wahrheit belehrt und durch seine Schönheit entzückt. Auf der Petersau, wo die fröhlichen Feste gefeiert wurden, steht jetzt statt des Landhauses der Gräfin Condenhove nur eine niedrige Meierei; wo einst die Favorite stand, in deren Gärten der König von Preußen und der Kaiser Franz von Oesterreich resp. Deutschland von dem Churfürsten glänzend unter freiem Himmel bewirthet wurden, sind jetzt die schönen „Anlagen.“ In der ehemaligen Universität ist jetzt die österreichische Kaserne, in dem Schönborn'schen Hof die preußische; in dem Hause des Barons von Wallbrunn wohnt der Vicegouverneur General von Hüser. Das klassische Werk, welches mit Recht einem Tempel verglichen wurde, um darin die große Gestalt Georg Forster's aufzustellen, wird jetzt in Mainz allgemein gelesen. In den poetischen Rausch mischt sich patriotische Gluth. Man spricht von einem Ehrenpokal, welcher an den glücklichen Dichter überreicht werden soll, und von einer Gedenktafel, welche man an des unsterblichen Forsters Wohnung, „dem Schönborn'schen Garten gegenüber“, anheften will. Dieselbe soll auf schwarzem Marmor mit Goldbuchstaben den Geburts- und Sterbetag und eine kurze Aufzählung der wichtigsten Verdienste und Lebensmomente des großen Mannes führen und darunter das berühmte Epigramm der Friederike Brun, geb. Münter:

„Sohn der Freiheit, du öffnest ihr die männliche Seele,
Ihr, die vom Himmel herab sandte der Vater zum Heil;
Ach! es wandte die Göttin sich schnell von der blutigen Erde,
Forster! du schwebest mit ihr hin, wo dein Glaube sich lohnt.“

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 11. Febr. — Düss. Z.) In diesem Augenblick schwimmt Ernst Mahner wirklich in Begleitung eines kleinen Nachens und einer dicken Eisscholle den Rhein hinab. Unter den Annoncen der gestr. „Köln. Ztg.“ finden wir die höchst pomphafte Ankündigung seiner Schwimmfahrt auf heute von dem Bayenthurm ab bis nach Mülheim hinunter. Wer sollte Dem Glauben geschenkt haben? Aber wirklich bewegte sich, während ich dies schreibe, ein blondlockiger Fluthengott in den brausenden Wellen des alten Vater Rheins. Abwechselnd wird er eine kleine Weile in den Kahn aufgenommen, dann schwingt er sich behende auf eine Eisscholle und von dieser ins Wasser hinein. Das mag allerdings einen guten Beweis für seine Urgesundheitslehre liefern. Ernst Mahner zog sich dem Bayenthurm gegenüber auf der Deutzer Seite aus — setzte sich auf eine Eisscholle fröhlich und wohlgemuth, einen Humpen mit Rebensaft in der Rechten und trank diesen auf das Wohl Kölns aus; als er an der Brücke der Stadt gegenüber war, sprang er sodann von der Scholle ins Wasser und schwamm ungefähr bis Mülheim am Rhein, wo seine Kleider bereit lagen. — Rasch abtrocknen, ankleiden — und dann in einem ununterbrochenen Trabe bis Deutz laufen, war Eins — Keiner wollte es ihm nachmachen. — Diesen Morgen fand man auf dem Neumarkt einen Menschen todt, der jedoch keine Spuren äußrer Verletzung an sich trug. — Es war ein Proletarier.

Ein Engländer, welcher der Gräfin von Landsfeld in München seine Aufwartung machte, beschreibt nun die viel besprochene Wohnung derselben. Das Haus ist in Bijou, unter ihrer eigenen Aufsicht gebaut, vor allen andern durch seine Einfachheit ausgezeichnet, in italienischem Style und zwei Stockwerk hoch. Elegante Bronzebalkons, von ihr selbst gezeichnet, unterbrechen die Einförmigkeit, und lange weiße zugezogene Muslinvorhänge geben ihm ein leichtes Aussehen. Das Innere übertrifft Alles, selbst in München, wo die Dekorationsmalerei rc. fast zur Vollendung gediehen ist. Die Kleinheit des Hauses schloß große Pracht aus; ihre Stelle nimmt französische Eleganz, Münchener Kunst und englischer Comfort ein. Die Wände des Hauptzimmers sind von den ersten Künstlern nach Zeichnungen in Pompeji gemalt, welche die Besitzerin selbst auswählte, die Meubles sind nicht blendend reich, aber elegant genug, um zu dem Uebrigen zu passen. Ein kleineres Winterzimmer an dem größern ist ganz in englischem Style eingerichtet mit Sopha's, Ruhesesseln, einem Kamin und reichen weichen Teppichen. An den Wänden hängen Gemälde, darunter eins von Rafael. Bücher aus der königlichen Bibliothek liegen umher; man sieht ein Piano und eine Guitarre, die sie beide geschmackvoll spielt, und einen Stickrahmen. Ausgezeichnet ist auch das Badezimmer, in welches das Licht durch röthliches Glas von oben fällt. Ihre Equipage ist einfach und ihre Dienerschaft gar nicht zahlreich. Sie lebt sehr einfach, ißt wenig, läßt sich die Speisen nach englischer Art zubereiten, trinkt wenig, steht früh auf und arbeitet viel. Die zahllosen Briefe, welche sie empfängt, beschäftigen sie und ihren Sekretär täglich mehrere Stunden. Sie spricht viel, und ob sie gleich ihren vollen Theil von weiblicher Eitelkeit besitzt, versteht sie die Kunst der Konversation doch so gut, daß dieselbe nie matt wird. Zu kleiden weiß sie sich so gut wie wenige Frauen. (Rh. B.)

(Seckenheim, 11. Febr. — Mannh. Abztg.) In unserer Gegend mehren sich die Kirchendiebstähle auf eine erstaunliche Weise. Längs der Bergstraße werden solche rohe Thaten allwöchentlich fast in einem andern Dorfe verübt, und auch hier in unserem so friedlichen Dorfe ist das seit 6 Monaten schon der zweite Fall. Gestern Nacht wurde die starke Eichenthüre zur Sakristei an der Pfarrkirche gewaltsam, nach vorheriger Durchbohrung, eingesprengt, und so viel uns bekannt ist, alle werthvollen Silbergeräthe, nebst dem Klingelbeutel, von den Dieben mitgenommen. Auch der Hochaltar wurde seiner Gefäße beraubt, und leer ist nun wieder der kaum gefüllt gewesene Tabernackel. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es dies Mal dieselben Diebe sind, wie vor 6 Monaten; wir wünschen, daß es der Polizeibehörde gelingen möge, die Thäter zur geeigneten Bestrafung zu ermitteln. Uebrigens sind diese Vorkommnisse ein Zeichen, daß die alte Scheu vor gewissen religiösen Dingen immer mehr schwinde.

(Charakteristik der größten Violinisten.) Paganinis Geige war bizarr im Schmerz und burlesk in der Freude; Lipinskys Geige eine Heldin, enfin une brave; Lafonts Geige eine Pariser Salondame, elegant, insinuante; Spohrs Geige deutsch, kräftig, mehr Gedanken als Worte; Beriots Geige ein liebliches Mädchen, einschmeichelnd, naiv, verlockend, ohne große Tendenzen; Ole Bulls Geige eine Cachucha-Tänzerin, kastagnettenschlagend, gedankenlos pirouettirend; Ernsts Geige eine reizende, schmachtende, melancholische Schöne, etwas wehmüthig; Molique, von dessen Violine ich Das sagen möchte, was Hamlet sagte: „Sagt, er ist ein Mann, und Ihr habt Alles gesagt!“

Sagt von Molique's Violine: „Sie ist eine Violine", und Ihr habt seine Apotheose ausgesprochen; sie ist die Violine, die singende, fühlende, seeleninnige, betende, weinende, Herzinnigkeit athmende Königin der Instrumente; endlich Mayseders Violine, die keusche, deutsche, tempereine, tiefsinnige Jungfrau. Wenn wir nun zu Haumanns Violine kommen, so ist sie eine im Mondschein wallende Freundin, die uns aus Blüthengängen Grüße, Küsse, Botschaften und Verse zusingt, voll von freundlichen, innigen Gefühlen, voll von Sympathien und Seelenverwandtschaften. (Musik-Album.)

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Die Oper brachte uns in neuer Einstudirung eine recht gelungene Aufführung von Mehul's lieblichem Tonwerk: „Die beiden Blinden von Toledo." Ein angenehm unterhaltender Text, der auch ohne Musik ein artiges Lustspiel seyn würde, ist hier durch eine sehr freundliche und anziehende Composition unterstützt. Die Herren Hassel (Brusco) und Conradi (Rugnez) lös'ten ihre schwierigen Aufgaben sehr genügend. Hr. Chrudimsky (Mendoza) sang seinen Part sehr schön und spielte mit viel Natur und Frische des Humors, und die beiden kleineren Partieen der Flora und Hyacinthe waren durch die Damen Oswald und Kralky brav besetzt. Die Operette, sehr beifällig aufgenommen, erweckte bei Vielen den Wunsch nach Mehul's komischem Singspiel: „Die beiden Füchse." — Die neu aufgewärmte alte Posse: „Das lebendige Weinfaß" kann dem heutigen Geschmack unmöglich noch genügen und wurde durch die entschiedene Mißbilligung des Publikums ab und zur Ruhe verwiesen. — Immer jugendlich und reizend, immer mit warmer Herzensfreude vernommen, bleibt uns der „Freischütz", dies Meisterwerk und Muster einer Volksoper in der edelsten Bedeutung des Wortes, stets lieb und werth. Die nun wieder für unsere Bühne engagirte Frau Anschütz sang und spielte die Agathe sehr schön und mit jener Herzensinnigkeit, die den rechten Eindruck nie verfehlt. Auch die Herren Chrudimsky (Max) und Conradi (Caspar) trugen ihre Arieen sehr lebendig und beifallswürdig vor. Fräul. Fehr sang die Teaumarie des Aennchen recht brav, aber ihre Leistung im Ganzen und besonders ihr wenig belebtes Spiel lassen noch viel zu wünschen übrig. Die Chöre sangen in der Introduction etwas verworren. Ein so edles Kunstwerk wie der „Freischütz" sollte für die Achtung seiner Repräsentanten niemals zu alt werden.

Der Doppelgänger der Oper: „Prinz Eugen, der edle Ritter", von G. Schmidt, von welcher so eben der Klavierauszug (bei Breitkopf und Härtel in Leipzig) erschienen ist, heißt: „Die Belagerung von Belgrad", behandelt also eine frühere Geschichtsperiode unseres Helden und steht mithin in keiner Beziehung zu dem Sujet Schmidt's. Der Componist ist Dr. Julius Becker aus Leipzig, woselbst dessen Oper ebenfalls in Scene gesetzt werden wird. Gustav Schmidt's „Prinz Eugen" hat nun bereits auf 8 oder 9 Bühnen Eingang und beim Publikum an jenen Orten beifällige Aufnahme gefunden. Es folgt hieraus, daß genanntes Tonwerk seine entschiedenen Vorzüge besitzen muß, und dies um so mehr, als der anspruchlose Componist weit entfernt gewesen, von sich und seinem Werke durch die Posaune der Tagespresse einen gewaltigen Lärm erheben zu lassen. Was gut und werthvoll ist, das verfolgt ruhigen und sicheren Schrittes seine Bahn und gelangt zu der ihm gebührenden Würdigung.

Die Romanzen der Louise Puget (viele davon sind in's Deutsche übersetzt und bei Schott in Mainz herausgekommen) sollen in Paris so in Aufnahme seyn, daß von jeder dieser Romanzen eine Auflage von 10 bis 12,000 Exemplaren verkauft wird.

Die nach Wien gesandten Exemplare des Marsches nach der römischen Volkshymne, also Noten ohne Text, sind dort verboten und confiscirt worden.

Der succès-monstre der Flotow'schen Oper „Martha" dauert in Wien fort. Schade, daß der Preis der Partitur so rasend theuer ist, daß manche deutsche Bühnen vor dem Ankauf derselben zurückgeschreckt werden.

Der seit einer Reihe von Jahren bestehende und in jüngster Zeit unter der Leitung des Hrn. Musikmeisters Dechsner eifrig wirkende Instrumental-Musik-Verein in Sachsenhausen, dessen Leistungen schon bei vielen öffentlichen Veranlassungen verdiente Anerkennung gefunden haben, wird nächsten Freitag den 18. Febr. für das laufende Winterhalbjahr seine dritte Abendunterhaltung im Saale des Wolfseck geben. Der Anfang ist präcis 8 Uhr und bietet das Programm aus älteren und neueren beliebten Compositionen eine reichhaltige Auswahl. Nach Beendigung der musikalischen Leistungen folgt ein Tanzkränzchen, welches das Vergnügen des Abends noch erhöhen wird.

Frankfurt, 12. Febr.

Einsender dieser Zeilen erinnert sich, im Laufe des Herbstes v. J. in Ihrem geschätzten Blatte ein wohlgemeintes Wort der Abmahnung von dem Schlachten auf offener Straße, als einem in mehrfacher Beziehung verwerflichen Mißstand, gelesen zu haben, und wie er das in diesem Betreffe dort Vorgebrachte als aus seiner Seele gesprochen betrachtete und noch heute zur sorglichsten Berücksichtigung zu empfehlen sich gedrungen fühlt, so kann er nicht umhin, bei herannahendem Frühlinge, der die Vervielfältigung von allerlei Zufuhren zu veranlassen pflegt, gegen eine andere, hierorts noch häufig wahrzunehmende Unstatthaftigkeit seine Stimme in diesem weitverbreiteten Organe der Publicität zu erheben. Die sogenannten Doppeljoche bei der Anwendung eines Zweigespannes von Ochsen oder Kühen zum Ziehen irgend eines Fuhrwerks sind die Ungebühr, die wir entfernt sehen möchten, und an deren Stelle allerwärts die weit zweckmäßigeren Einzeljoche eingeführt, ja, nach dem sehr dankenswerthen Vorgange mehrerer Staaten, gesetzlich vorgeschrieben werden sollten. Erfahrene Landwirthe äußern sich über den wohlthätigen Erfolg des Gebrauchs von Einzeljochen dahin, daß durch dieselben nicht blos eine aus der Anwendung von Doppeljochen hervorgehende, höchst empfindliche Beschwerde für das Zugvieh verhütet, sondern auch eine ungehemmte und darum wirksamere Kraftäußerung von Seiten jedes der beiden Theile eines Zweigespannes aus der Klasse der Wiederkäuer ermöglicht würde, und daraus ergibt sich denn auf's unwiderleglichste, daß eben sowohl die pflichtmäßige Sorge für thunlichste Milderung des Looses der Thiere, als das Interesse der Eigenthümer von Zugochsen oder Zugkühen die gänzliche Abschaffung aller Doppeljoche dringend erheischt. Möge die Hindeutung auf die eben berührte Stimme der achtbarsten Oeconomen die öffentliche Aufmerksamkeit auf den besprochenen Gegenstand lenken und dazu beitragen, daß, wo Solches nöthig erscheint, durch förmliche und angemessene Verordnungen der Gebrauch von Einzeljochen erzielt und gesichert werde! —

Viersylbige Charade.

Die Ersten triffst bei jedem Bauer,
Die Letzten geben uns stets Licht.
Das Ganze ist von langer Dauer,
Man hat's nicht gern und wünscht sich's nicht.

L. Maas.

Auflösung des Palindrom's in Nro. 45.

Emma.

Berichtigung.

In dem in Nro. 46 d. Bl. enthaltenen Artikel: „Das Hermannslied" beliebe man das in der 17ten Zeile von unten enthaltene Wort „freisinniger" — „feinsinniger" zu lesen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Febr. (Zum Besten der unglücklichen Bewohner der oberschlesischen Kreise): Großjährig, Lustspiel in 2 Abth. Hierauf: Divertissement über eine russische Volkshymne, auf der Ventiltrompete vorgetragen von Hrn. Sachse, k. hannöv. Ober-Stabstrompeter und Mitglied der k. Kapelle. Zum Schluß: Scenen aus der Oper: „Die Belagerung von Corinth", Musik von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 17. Febr. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 49. Freitag, den 18. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

VI.

Die Verschwörung.

Acht Gläser [1]) hatte es am Bord der „schwarzen Schwalbe" geschlagen, und die ganze Mannschaft, mit Ausnahme der Nachtwache, hatte das Verdeck verlassen, um in den Hängematten, im Schifferaum, dem Schlafe sich hinzugeben. Doch es schien, daß man diesen Abend an keine Ruhe denken wollte; denn die Seeräuber setzten sich in einen Kreis zusammen, und es begann eine so leise und so vorsichtige Unterhaltung, daß man in einer Entfernung von sechs Schritten gewiß kein Wort davon würde verstanden haben.

„Männer!" sprach einer der Räuber, ein schwerer, roher Kerl, dem man den Namen „Sladood!" [2]) gegeben, weil er diesen freundlichen Spruch bei dem geringsten Vorfall auf den Lippen führte, „Männer!" sprach er, „es hat jetzt lange genug gedauert. Unser Kapitän hält uns Alle für Narren. Anstatt dahin zu trachten, uns einige Beute zu verschaffen, flieht er die geringste Gelegenheit, nicht nur mit irgend einem englischen Kaper handgemein zu werden, sondern sogar, ein oder das andere Kauffahrteischiff anzugreifen. Das kann nicht länger so bleiben, und, bei'm Teufel in der Hölle, es soll und muß Dem ein Ende gemacht werden!"

„Sladood hat Recht," sagte ein Anderer, „unser Kapitän gleicht sich selbst nicht mehr. Diese englische Puppe hat ihn mit ihren blauen Augen und ihrer Atlashaut bezaubert, und an uns denkt er ferner nicht."

„Er hat uns vielmehr bestohlen! Jene Engländer waren eben sowohl erobertes Gut, als der Rest der Schoonerbrigg; dieser alte graue Mylord besitzt Schätze, wie der Satan: zwei Koffer mit Goldstücken, und wir haben keinen Kreuzer, keinen Deut davon; das ist eine Ungerechtigkeit, und bei Himmel und Hölle! es soll dabei nicht bleiben."

„Was noch mehr ist," meinte ein anderer Sprecher, „unser Leben zählt er für nichts. Er will uns jetzt an den englischen Küsten landen und uns so dem Wolf nur gerade in den Rachen laufen lassen."

„Dem Wolf in den Rachen laufen!" sagte scherzend Einer, „ich dächte, wir wären die Wölfe."

„Das wäre noch nichts!" fuhr Sladood fort, „ich fürchte diese Landung nicht; ich suche die Gefahren. Aber der Kapitän vernachlässigt unser Interesse, und von dem Gelde des Engländers wollen wir — zum Teufel! — unsern Antheil haben."

„Und mehr als alles Das," rief ziemlich laut ein Italiener, „er soll mir die Strafe bezahlen, die er mir ungerechter Weise auferlegte: drei Tage in die Eisen, und ich war unschuldig!"

„Carlo, wenn Du nicht leiser sprichst, dreh' ich Dir den Hals um, hörst Du?" grins'te Sladood. „Willst Du machen, daß die Sache mißlingt?"

Der Italiener sprach nicht mehr, und Sladood fuhr fort: „Nun, nun, es ist genug geschwatzt. Begebt Euch nun Alle in Eure Matten. Wenn die Wache um zwölf Uhr abgelöst wird, will ich Euch wecken; dann sind unsere besten Leute oben, denn Ihr wißt, wir können Jan und seinem Kameraden nicht trauen. Daher wollen wir auch damit beginnen, ihm den Mund zu stopfen. Dann gehen wir hinauf, und der Kapitän hat seine letzte Stunde schlagen hören. Lukas soll unter demselben Schlage fallen, und darauf trifft die Engländer die Reihe, mit den Fischen Bekanntschaft zu machen."

„Und Du sollst unser Kapitän seyn," rief man.

„Ruhe! zum höllischen Satan!" grins'te Sladood wieder. „Dieser Punkt kann später entschieden werden, obgleich Ihr an mir keinen schlechten Kapitän haben würdet. Nun aber gehe Jeder in seine Koje und erwarte die Stunde der Rache!"

Und gleich eben so vielen schwarzen Schatten entfernten sich die Räuber, um ihre Hängematten zu besteigen.

Einige Augenblicke nach der Scene, welche wir hier geschildert, ward leise an die kleine Thür von Fernand's Gemach geklopft und Lukas trat ein.

„Kapitän!" sprach er, „ich hatte es wohl gefürchtet. Es wird ein Aufruhr gegen Sie geschmiedet. Um Mitternacht soll er ausbrechen. Sladood ist an der Spitze, und uns Beiden ist der Untergang geschworen."

„Ah bah! wir wollen sie erwarten, Steuermann."

„Und der Tod der Engländer," setzte Lukas hinzu.

„Was sagt Ihr? sie sollten es wagen dürfen! . . . . Nun, es ist gut Wir werden schon sehen. Lukas, stellt zwei Leute, auf die Ihr Euch verlassen könnt, am Zimmer des Herrn Wilsy auf."

„Ich kann blos meinem Maet Jan und dem kleinen Kajütenjungen vertrauen," entgegnete der Steuermann.

„Nun, dann habt Ihr ja Zwei. Der Kleine wird seine Pflicht thun. — Was uns betrifft, so werden auch wir sie nicht vernachlässigen. Haltet Euch jetzt ruhig. Um halb zwölf wollen wir Beide uns auf dem Verdeck einfinden. Vor dieser Zeit müßt Ihr Euch nicht rühren."

„Gut, Kapitän, ich werde Sie nicht verlassen, und Sie sollen Lukas kennen lernen."

„Ich kenne Euch schon lange, mein Braver," sagte Fer-

[1]) Die Zeit wird auf den Schiffen in Gläser eingetheilt.
[2]) Sladood, Schlag' todt!

nand, dem Steuermann die Hand drückend, „doch seyd unbesorgt, so arg wird's nicht seyn."

Gleichwie **Fernand** zugesagt hatte, erschien er zur bestimmten Stunde auf dem Verdeck. Der Steuermann erwartete ihn hier bereits und gesellte sich zu ihm.

Glänzend stand der Mond in voller Pracht am gestirnten Himmel und beleuchtete die geringsten Gegenstände auf dem Verdeck der Goelette.

Nach einigen mit dem Steuermann gewechselten Worten schritt **Fernand** auf die wachthabende Mannschaft zu und redete in kurzen Worten zu ihnen:

„Ihr Leute! es besteht ein Komplott gegen das Leben Eures Kapitäns; ich weiß Alles: um Mitternacht soll das Spiel beginnen. Nehmt Ihr Theil an der Verschwörung? . . . ."

Und der Blick, den der Jüngling abwechselnd auf die sechs Männer warf, schien bis in's Mark ihrer Gebeine zu dringen. Alle läugneten ihre Mitschuld; sie schwuren, dem Kapitän beizustehen, und Diejenigen, welche wirklich Theil an der Verschwörung nahmen, waren in diesem Augenblick dergestalt erschreckt, daß sie über Das, was sie gethan, die tiefste Reue empfanden und in ihrem Innern beschlossen, ihre Feigheit durch Heldenthaten und durch Vertheidigung ihres Kapitäns in Vergessenheit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Sicilien und die Sicilianer.

Die Sicilianer sind vielleicht von allen italienischen Völkern dasjenige, welches, trotz seiner vieljährigen Vernachlässigung, sich die meiste Energie bewahrt hat. Am Meere und auf Bergen wohnend, sind sie kühn, unternehmend, leicht und gewandt, Alle, vom Geringsten bis zum Fürsten, gute Jäger, und, da die Regierung sie nicht besonders in den letzten zehn Jahren gegen Ueberfälle und Raub schützen konnte, Alle zur Selbstvertheidigung gut bewaffnet. Auf kleinen Reisen werden Geistliche oder andere Gutsbesitzer oft von drei und mehreren gut bewaffneter und berittener Leute ihrer Untergegebenen escortirt.

Die Mehrzahl der Bevölkerung kennt die Geschichte ihrer großen Vergangenheit, und auch dem Geringsten ist es bekannt, daß einst Palermo die Residenzstadt war, und Sicilien die Krone an Neapel ertheilte, worauf alle Sicilianer stolz sind und sich dadurch tief verletzt fühlen, jetzt als Provinz von Neapel behandelt zu werden. Doch kann man den Sicilianern unter einander keinen Stolz beimessen: im Gegentheil findet, da im Verhältniß alle Stände gleich arm geworden, ein mehr patriarchalisches Betragen zwischen Volk und Adel und eine große Verbrüderung und Vertraulichkeit aller Stände statt. In gutem Vernehmen sind die Sicilianer liebenswürdig und zuvorkommend und sehr gastfrei, besonders aber gegen fremde Nationen; zürnend sind sie furchtbar, rachsüchtig, aber offen; selten bei Persönlichkeiten hinterlistig. Auge in Auge, so fordern sich selbst die Fachini zum Messerstich heraus.

Der Wunsch der Sicilianer war von jeher die Rückkehr der Constitution von 1812; nächstdem berufen sich dieselben immer auf den Tractat von Laybach, der von den Großmächten garantirt worden und wonach ihr König sechs Monat in Palermo und sechs Monat in Neapel residiren sollte, oder, wenn dies nicht genehm wäre, ein k. Prinz als Vicekönig in Palermo wohne, und jeder Theil, Neapel wie Sicilien, eine separate Administration haben müßte. Von allem Diesem ist gerade das Gegentheil geschehen: Sicilien wird als Provinz von Neapel behandelt, und zwar mehr wie eine eroberte.*) Die höchsten geistlichen und weltlichen Aemter sind mit Neapolitanern besetzt, die Gerichtspflege geht sehr schläfrig und Alles ist käuflich und bestechlich. Da die unteren Beamten immer sehr schlecht besoldet sind, so müssen sie sich die Hälfte des Lebens durch Gefälligkeiten und Sporteln fristen.

Vor der Zeit der Cholera, also bis 1836, war der Bruder des Königs, Prinz Leopold, Graf von Syrakus, als Statthalter in Palermo. Zwar wurden die meisten Sachen in Neapel verhandelt und entschieden, der Prinz wußte aber, durch seine Humanität und Liebenswürdigkeit, die Gemüther zu versöhnen; diese vertrauliche Herablassung gefiel nicht in Neapel, wurde sogar verdächtigt und der Prinz plötzlich nach Neapel gerufen.*)

Im Jahr 1837 herrschte die Cholera in Neapel und Calabrien und bedrohte auch Sicilien. Die Sicilianer wollten sich durch Absperrung schützen. Das Gespenst der Vergiftung und Giftstreuung fand, wie überall, auch hier Eingang; dadurch fielen in Syrakus und anderen kleineren Orten der Insel einige Excesse gegen Aerzte und obrigkeitliche Personen vor, die schauderhaft waren; die neapolitanischen Truppen durchbrachen mit Gewalt die Quarantänelinie. Der Polizeiminister, del Carretto, wurde mit aller Vollmacht ausgestattet und übte über die Uebertreter der Gesetze ein sehr strenges Gericht und Blutbad aus; es wurden sehr Viele auf der Stelle erschossen, was großen Haß erregte. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte man mit der größten Sicherheit die Insel durchreisen; denn alle Ortschaften und Wege wurden durch ein Corps gut berittener Feldjäger (Compagnie d'armi) bewacht und beschützt. Die größeren Gemeinden hatten einen Kapitän, der über 40 bis 50 wohlberittene und bewaffnete Leute gebot; Alle waren besoldet und meistens Familienväter, wodurch es ihnen so leicht wurde, wie den Beichtvätern, durch ihre Familien-Verbindungen jeden Raub, jedes Unrecht schnell auszumitteln. Die Kapitäne mußten eine bedeutende Caution stellen und die ganze Compagnie mußte bei nicht auszumittelnden Räubereien den Schaden ersetzen. Alle Klassen der Sicilianer, auch fremde Reisende, bekennen, daß unter ihrem Schutze die größte Sicherheit herrschte, ja selbst die Regierung ließ durch sie die Einkünfte nach den Hauptkassen transportiren.

Vielleicht kamen auch kleine Mißbräuche und Brandschatzungen vor, genug, der Minister del Carretto hob diese Compagnie d'armi auf. Die Landjäger wurden entlassen, ohne Pension, mit der Aufforderung, in die Gensd'armerie einzutreten, was sie aber verschmähten, und die Kapitäne erhielten halben Sold als Wartegeld. Dadurch hatte man sich einen gewissen Feind auf der ganzen Insel geschaffen. Jetzt wurden ein paar Tausend Gensd'armen von Neapel geschickt, die das Land nicht kannten, und von dem Volke gehaßt wurden. Dazu kam das unglückliche Verbot wegen Beschränkung der Schwefel-Production, wodurch viele Gruben-Besitzer arm und tausend Arbeiter brodlos wurden, was

---

*) Die Truppen auf den Wachen und Posten haben immer scharf geladene Gewehre und gebrauchen dieselben auch; so wurde vor einigen Jahren der junge Fürst, und einzige Sohn, Paterno durch eine Schildwache in Palermo erschossen, weil er in halbem Rausche einige die Schildwache beleidigende Worte gesprochen hatte.

*) In Palermo wüthete die Cholera, nachdem die Neapolitaner gelandet waren, schrecklich. Der Pretore des Senats in Palermo war der junge, humane Fürst Scordia, jetzt, nach dem Tode seiner Mutter, der reichste Erbe von Butera. Er, als Pretore, Haupt des Magistrats, nahm sich der Armen und Leidenden durch Pflege und Trost kräftig an. Den Neapolitanern schien er bei seinen Sicilianern zu bedenklich. Der König exilirte ihn; er lebte, von seinen Eltern getrennt, mit Frau und Kindern drei Jahre in Deutschland, Frankreich und England. Sein Vater, der Fürst Trabia, suchte, als der König wegen der Schwefelsache von den Engländern zum Schadenersatz gedrängt wurde, als Präsident für diese Angelegenheit die Parteien friedlich zu stimmen, erhielt, zur Belohnung, in Neapel das Portefeuille der geistlichen Angelegenheiten und auf seine Bitten die Rückberufung seines Sohnes P. Scordia nach Sicilien.

Räuberbanden und die größte Unsicherheit erzeugte. Die Polizei konnte nicht Herr werden, und ein Decret ordnete einen Krieg unter den Räubern und Flüchtlingen gegen einander an: theils wurden sie für vogelfrei erklärt, oder dem Verräther des Andern Milde und Gnade zugesagt, wenn er sich freiwillig stellte. Durch diese Procedur entstand theils eine Verdächtigung, im Allgemeinen aber eine solche Unsicherheit, daß ein Jeder sich selbst, so gut als möglich, bewaffnete, Jeder sich seiner eigenen Haut zu wehren suchte, und viele Häuser der Campagna wie kleine Festungen mit Mauern und Schießscharten versehen sind.

Die allgemeinen Aeußerungen der Unzufriedenheit in allen Klassen hört man deßhalb, daß die Communen schon zwei Mal die Gelder zusammengebracht haben, um die Städte der Insel durch gute Landstraßen zu verbinden, die Summen aber in Neapel für andere unbekannte Zwecke verwandt wurden. Im Jahr 1840 überzeugte sich der König durch eine Rundreise selbst von der Nothwendigkeit des Straßenbaues, die Communen legten zum dritten Male die Gelder zusammen, und man hat in einigen Richtungen den Straßenbau angefangen. Doch geht es sehr langsam und schläfrig, die Communication kann nur auf Maulthieren bewirkt werden, und da die Flüsse im Frühlinge und Herbst bedeutend austreten, so wird der Transport von Gütern und Getreide doppelt beschwerlich. Die Geistlichkeit beklagt sich, daß manche Bisthümer mit bedeutenden Dotationen mehrere Jahre unbesetzt blieben, und endlich mit Beschränkungen die besten Stellen an Neapolitaner vergeben, dagegen die Sicilianer nach sehr armen Provinzen im Neapolitanischen geschickt würden. Auch ist der Grund und Boden zu sehr belastet, und die Einwohner versichern, daß aus diesem Grunde vier Sechstheile der Insel uncultivirt seyen, weil bei der geringsten Verbesserung des Bodens, noch ehe die Frucht dem Arbeiter lohnt, die höchste Steuer eingefordert wird; deßgleichen werden alle wohnlichen Räume, auch die unbenutzten, besteuert, selbst in den Klöstern und Bischofssitzen. (Berl. 3)

Genauere Nachrichten über die Einzelnheiten finden sich in dem Handbuch von J. F. Neigebaur, Sicilien, dessen politische Entwickelung und jetzigen Zustände. Leipzig 1848. Verlags-Bureau. (Arnold Ruge.)

Mannichfaltigkeiten.

Einige Bischöfe haben gegen das neue Preßgesetz Sardiniens Protest eingelegt, weil durch dasselbe die Schriften über Religion und die Bekanntmachungen der Bischöfe der Censur der Regierung ebenfalls unterworfen sind. Allein die sardinische Regierung beharrt auf dem Plazet. So rächt sich die Nemesis an der römischen Kirche, welche die Censur gegen Weltliche eingeführt hat. (Schweiz. N.-3)

Im Königstädter Theater in Berlin macht die Posse „Einmalhunderttausend Thaler" fortwährendes und ganz enormes Glück. Sie ist in kurzer Zeit gegen dreißig Mal gegeben. Die einzelnen Couplets daraus werden reißend gekauft, und jetzt fängt man auch an, die Hauptdarsteller abzukonterfeien. Der Haupthebel des Stücks scheint neben einem gesunden Humor und geschickter Arrangirung in der Ironisirung der Börse zu liegen. Ein neuer Beweis, wie mächtig die Interessen derselben jetzt in den Vordergrund getreten sind. (Hall. 3.)

Im Januar sind in Berlin 147 Pferde zum Genuß geschlachtet worden, die 60,943 Pfund wogen. Seit der vorjährigen Einführung des Pferdefleischgenusses sind überhaupt 522 Pferde im Gewicht von 244,628 Pfund dort verzehrt worden. (K. 3.)

(Noch etwas zur Praslin'schen Geschichte.) (Zeitungsh.) Paris, 3. Febr. — Es ist richtig, es gab keinen Rechtsgrund, kraft dessen man mit Erfolg Fräulein Deluzi vor Gericht stellen konnte. Allein es fragt sich immer noch, welche intimen Gründe man hatte, die mit so vielem Geräusch begonnene Geschichte so still im Sande verlaufen zu lassen. Ich kann Ihnen darüber Notizen geben, die Sie aus guten Gründen umsonst in irgend einem französischen Journale suchen dürften. Zuerst würde man unnützer Weise die Kinder Praslins durch Publikation der Korrespondenz der Fräulein Deluzi kompromittirt haben. Außerdem fand man auch unter ihren Briefen einige, welche von einem mit der Familie sehr nahe verwandten Generale herrühren, und bewiesen, daß eine nicht beachtete Liebeskonkurrenz von dem bereits bejahrten Offizier unternommen worden war. Sie begreifen, daß dies allein schon hinreichend war, zur Vorsicht einzuladen. Allein noch ein dritter Punkt, von dem sich Spuren in dieser Korrespondenz finden, ward uns aus dem Munde der Frau von Remusat erzählt, der mehr auf sich hat, als selbst diese bedeutenden. Frau von Praslin erzählte bereits vor einem Jahre einer genauen Freundin, Frau von Remusat (da man mir sie zu nennen erlaubt), es sey zu drei verschiedenen Malen ein schwarzer Domino mit schwarzer Glasmaske um Mitternacht in ihr Zimmer getreten — aber augenblicklich verschwunden, da sie zur Schelle griff und die Maske daher bemerkte, daß die Herzogin erwacht sey. Frau von Remusat bemerkte dagegen, die Herzogin habe wohl nur schwer geträumt; die Herzogin blieb aber bei ihrer Behauptung, und nach ihrer Ermordung begriff Frau von Remusat, daß die Unglückliche allerdings wachend die Maske gesehen. Woher kommt es, daß die Untersuchung hiervon durchaus nichts herausstellt?

(Ein Hagestolzen-Bekehrungs-Verein.) In New York hat sich, dem „Punch" zufolge, im vorigen Jahre ein Mädchenklubb gebildet, der sich die Aufgabe stellt, die Hagestolzen zum Heirathen zu zwingen. Der Klubb hat der überhandnehmenden Ehelosigkeit einen furchtbaren Krieg erklärt, da er die Ehemänner zu Verbündeten hat, welche die Ehelosen für ihre natürlichen Feinde betrachten. Es wurde ein genaues Verzeichniß aller Heiratsfähigen, auch der Wittwer, aufgenommen. Die Wittwer läßt man keineswegs mit der ersten Probe frei, sondern giebt ihnen nur Zeit, sich zu trösten. Der Wittwerstand ist sogar noch ein gefährlicheres Beispiel, als das des Hagestolzen, denn der Letztere ist blos gleichgültig oder unglücklich, aber der Wittwer, der sich nicht verheirathet, erregt durch sein Zögern den Glauben, die Ehe sey eine Last, und man müsse sich freuen, derselben entgangen zu seyn. Der Wittwer ist ein Verräther, der die Geheimnisse des Standes kennt. — Die Ehelosen sind in Serien eingetheilt, und eine Serie nach der andern wird zur Ehe-rekrutirung berufen. Zuerst erhält der Nichtverheirathete, an den die Reihe kommt, brieflich eine artige Aufforderung, sich eine Gattin zu wählen, man setzt ihm einen Termin von sechs Wochen. Läßt er diese verstreichen, so wird er ein Mal erinnert; gehorcht er auch da nicht, so beginnen die Feindseligkeiten. Der Widerspenstige sieht sich plötzlich allen Arten von Quälereien ausgesetzt, er findet auf seinem Lebenswege nur Plackereien und Widerwärtigkeiten. Seine Haushälterin verläßt ihn, und er findet keine andere: alle Pflege und Abwartung wird ihm entzogen. Ist er jung, so durchkreuzt man seine Plane, stachelt seine Gläubiger zum Mahnen an, und legt in alle seine Vergnügungen Fallen; mit einem Wort: man wendet Alles an, um ihm die Ehelosigkeit unerträglich zu machen, und selbst die Entschlossensten und Hartnäckigsten geben endlich nach, wenn sie sich nicht entschließen wollen, ihr Vaterland zu verlassen. — Der „Punch" meint, man könne dieser Taktik eine große Bewunderung nicht versagen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 13. Febr.

Für die neue städtische Anleihe von 100,000 fl. à $4\frac{1}{2}$ pCt. haben sich, nach einigem Stillstand des Geschäfts, mit einem Male so viele Liebhaber gefunden, daß dieselbe in Obligationen zu 500 fl. und zu 1000 fl. schon längst untergebracht worden ist. Wegen Beschränkung der Anleihe auf den erwähnten Betrag war es gar nicht einmal möglich, alle gemachten diesfälligen Anerbietungen annehmen, oder nur theilweise berücksichtigen zu können. Bei den ansehnlichen Revenüen, welche das städtische Aerar theils aus dem Octroi, theils aus dem zu 4,780,474 fl. veranschlagten, aus Gebänden, Wald und sonstigem Grundeigenthum bestehenden Gemeindevermögen bezieht, konnte es nicht fehlen, daß die Betheiligung bei der neuen Anleihe eine schnell steigende und zahlreiche seyn würde. Bezöge die Stadtgemeinde aus ihrem Waldantheil von 1,500,000 fl. im Werthe eine entsprechende Rente, und nicht wie bisher nur $\frac{1}{2}$ pCt., so würden sich ihre Finanzen in einer ungleich günstigeren Lage befinden, indem alsdann ein größerer Fonds zur Schuldentilgung leicht geschaffen werden könnte. Aber jenen schönen werthvollen Wald besitzt die Stadtgemeinde mit dem Forstfiscus gemeinschaftlich, und bei der projectirten definitiven Theilung, woran schon länger als zwei Jahrzehnte gearbeitet worden seyn soll, hat man es bis jetzt kaum bis zu den Präliminarien bringen können. Wenn die Unterhandlungen in der bisherigen Weise fortgeführt werden, so kann das ganze interessante Theilungsgeschäft etwa im Jahre 1900 beendigt seyn, und im voraus wollen wir unseren Enkeln und Urenkeln zu diesem heilsamen Resultat von Herzen Glück wünschen. Das „heilige römische Reich deutscher Nation" lebt nicht blos in der Erinnerung, sondern besteht auch hin und wieder in der anmuthigsten Wirklichkeit, wovon sich Jeder überzeugen kann, der mit klaren Augen sehen und mit offenen Ohren hören will. — Auf unserer Bühne wird bald eine mit Musik, Gesang, Ballet und Pantomime ausgestattete neue dramatische Dichtung unter dem Titel: „Dornröschen" zur Aufführung kommen. Man verspricht sich viel von diesem auf heimischem Boden entsprossenen Kunstwerke, welches in der dichterischen und musikalischen Anlage und Ausführung sehr phantasiereich gehalten seyn soll. — In dem „Freischütz", der kürzlich innerhalb 14 Tagen zweimal aufgeführt wurde, trat ein neu aufblühendes Bühnentalent, Fräul. Reitz, als Aennchen auf und zeigte auch in der ansprechenden Darstellung dieser Rolle, daß sie für die Folge zu den schönsten Hoffnungen berechtige. — Vorgestern wurde in dem benachbarten Bessungen ein Jüngling von 17 Jahren zu Grabe getragen, dessen tragisches Ende viele Leidtragende aus der mitleidigen Menge herbeigerufen hatte. Der junge Schl...., Schriftsetzer seines Berufs, war aus einer hiesigen Buchdruckerei entlassen worden, weil ihm für den Augenblick keine weitere Beschäftigung gegeben werden konnte. Mittellos und ohne Aussicht, sogleich ein neues Engagement zu erhalten, eilte er am vorigen Donnerstag dem Bessunger Walde zu und erhängte sich unweit der durchziehenden Hauptstraße, wo er von Vorübergehenden alsbald bemerkt und nach Bessungen gebracht wurde.

Homburg, 15. Febr.

Am verflossenen Sonntag den 13. d. M. fand in der Residenzstadt, so wie in der ganzen Landgrafschaft Homburg Trauergottesdienst um den hochseligen Erbprinzen Friedrich statt, bei welcher Trauerfeier der landgräfliche Hofprediger Rading dahier sich sowohl durch sein Rednertalent überhaupt, als auch durch geistreiche Ausführung der betreffenden Gedächtnißrede besonders ausgezeichnet hat, indem für eine solche das Leben des schon im 17. Jahre dahingeschiedenen allgeliebten Erbprinzen keine hervorheblichen biographischen Anhaltspunkte darbot. Der durch seine gediegenen Predigten gefeierte und durch vernünftige Auffassung des Christenthums allgemein beliebte Geistliche ergriff sichtlich die Herzen der sehr zahlreichen Versammlung. Basirt auf das Textwort: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, eure Wege sind nicht meine Wege", wies er hin auf das unbegreifliche und unerforschliche Walten der Gottheit über die Menschheit, und getröstet über den unersetzlichen Verlust des Verblichenen verließen die ergriffene hohe Fürstenfamilie, so wie alle Anwesenden das Gotteshaus. — Die von dem würdigen katholischen Pfarrer Hüther ebenfalls zur Todesfeier gehaltene Rede war, wenn sie auch mehr in lebendiger Sprache das Ableben der Vorfahren des Erbprinzen hervorhob, recht geistvoll und salbungsreich. — Nebenbei machen wir noch auf ein Schriftchen, herausgegeben von unserem Mitprediger Carl Groß unter dem Titel: „Blätter der Erinnerung an den hochseligen Erbprinzen Friedrich von Hessen-Homburg" aufmerksam. Wenn es auch unbedeutend in literarischer Beziehung ist und ohne viel eigene Geistesproduction des Herausgebers, so möchte es doch wohl für den Preis von 12 kr. seine Leser finden, da in demselben der von einer poetischen Hand geschriebene Geistergruß, so wie die beim Empfang der hohen Leiche in Gonzenheim von dem geachteten Ortsgeistlichen daselbst gehaltene Rede und die an der Gruft gesprochenen erhebenden Worte des französischen Pfarrers von Friedrichsdorf enthalten sind.

Leun bei Braunfels, 4. Febr.

Da das Schöne und Nützliche in Ihrem vielgelesenen Blatte stets eine bereitwillige Aufnahme findet, so glaube ich es nicht ungeeignet zu finden, nachstehender wahrhaft imposanter Natur-Merkwürdigkeit eine verdiente Veröffentlichung in Ihrem Blatte zu bereiten. Wie reich die im Schooß der Erde verborgenen Schätze des von der Natur so sehr gesegneten Herzogthums Nassau sind, beweis't neuerdings wieder ein im Amt Weilburg, Gemarkung Hirschhausen, eine halbe Stunde von der Lahn aufgeschlossenes und angefahrenes Braunsteinlager einer Gewerkschaft aus Braunfels, dessen Mächtigkeit bis jetzt 30 Fuß beträgt und nach der Ansicht Sachverständiger wohl noch weitere 30 Fuß erreichen dürfte, dessen Qualität zugleich 90 — 95 Grad erreicht, gleich zum Versandt fähig ist, mithin eine immense Ausbeute in Aussicht stellt. Es ist nicht allein für jeden Naturfreund sehr anziehend, diese unterirdischen Schätze in ihrer vollen Pracht vor sich zu sehen, sondern auch in geognostischer Beziehung merkwürdig, da man bis jetzt nur stets gewohnt war, Braunstein in Nestern, nicht aber in Lagern, wie dieses ist, zu finden. Die seltene Humanität der Besitzer gestattet jedem bescheidenen Fremden gern die Einfahrt in die erwähnten Gruben und wird solche Niemand unbefriedigt verlassen, der Freund wahrer Naturschönheiten ist.

Offenbach, 16. Febr.

Endlich haben wir Gaslicht in unserer Stadt, schönes, reines Gaslicht! Jetzt werden hoffentlich alle Jene, die dem Unternehmen ein so böses Prognostikon stellten, zum Schweigen gebracht werden. Es ist wahrlich leichter, raisonniren, als schaffen und leichter ist es, Oel auf die Lampe zu gießen als eine Gasfabrik herzustellen. Licht wollen unsere guten Offenbacher, und so begrüßten sie denn das gestern Abend zum ersten Male brennende Gaslicht mit großem Jubel und herzlicher Freude, von demselben um so mehr überrascht, als das freundliche Mondlicht eine derartige Beleuchtung unserer Stadt keineswegs erforderlich gemacht hätte.

Programm des Museums vom 18. Februar 1848.

Symphonie militaire von Haydn.
Der Bund der Kirche mit den Künsten, Gedicht von A. W. v. Schlegel, gesprochen von Hrn. Breuer.
Arie von Cherubini, gesungen von Hrn. Conradi.
Die Bürgschaft, Ballade von Schiller; mit Musik zur Declamation von G. Wichtl; gesprochen von Hrn. Reger.
Ein Dom in Spanien, Gedicht von Prutz, gesprochen von Hrn. Breuer.
Symphonie in C dur von Beethoven.

Der Anfang des Museums ist auf halb 7 Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Febr. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller.

Samstag, 19. Febr. (Neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in 5 Abth., von C. Lentner. (Gastrolle) Eugenie: Fräul. Janauschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 50. Samstag den 19. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

„Nun, Männer," sprach Fernand, „ich traue Euerm Worte." Dann zu dem Ruderführer sich wendend, gebot er diesem, das Ruder zu befestigen, damit das Schiff in seinem Kurs nicht gehindert werde und die gute Richtung beibehalten könne. Als dies geschehen, schritt er auf die Lucke zu und rief mit donnernder Stimme:

„Ueberall! die ganze Mannschaft auf's Verdeck!"

„Wir sind verrathen!" brüllte Sladood, indem er zur Hängematte heraussprang; aber des Kapitäns Stimme und der Gehorsam, an den er seine Matrosen gewöhnt hatte, waren so eindrucksvoll, daß nicht einer von der ganzen Mannschaft es wagen durfte, nicht so rasch als möglich die Treppe zu ersteigen. Während sie nun in Unordnung auf dem Verdeck erschienen, rief Fernand ihnen zu mit einer Stimme, welche tiefen Spott und edeln Trotz zugleich ausdrückte:

„Leute! Euer Kapitän ist auf dem Deck! Ihr werdet jetzt nicht nöthig haben, ihn in seinem Schlafgemach aufzusuchen."

Unmöglich ist es, den Eindruck zu beschreiben, welchen diese Worte auf die Verschwornen äußerten. Den meisten von ihnen schien es, als ob ihre Arme machtlos an ihre Seite herabfielen, und Keiner durfte es wagen, seinem Kameraden in die Augen zu schauen. Ihr Muth war gesunken.

Fernand hatte indeß eine Cigarre angezündet und hielt eine seiner Hände zwischen dem Hemde auf der Brust verborgen, während er die andere gebrauchte, dann und wann die Cigarre aus dem Munde zu nehmen. Nun rief er wieder:

„Alle vor den Mast!"

Und gleich Lämmern gehorchten die wilden Freibeuter. Dann trat er einige Schritte näher und sprach:

„Ha! die Mannschaft der „schwarzen Schwalbe" will ihren Kapitän ermorden! sie bilden Komplotte! Wer ist das Haupt dieses Kinderspiels?"

„Dies Haupt bin ich!" rief Sladood, und stellte sich, aus dem Kreise vortretend, mit bloßem Dolche in der Faust, vor den Kapitän.

„Komm' her," sprach Fernand, und auf den riesenhaften Matrosen zufliegend, griff er ihn mit der Hand bei der Gurgel und ließ ihn halb blau und wie gewürgt auf das Verdeck niederstürzen, indeß Sladood brüllend das Wort „verflucht!" ausstieß.

„Hat Jemand Lust, die Stelle des ersten Oberhaupts einzunehmen?" rief Fernand mit fürchterlicher Stimme.

Doch Niemand antwortete. Nur ein dumpfes Gemurmel wurde im Haufen vernehmbar.

Fernand fühlte sehr wohl, daß auf diese Weise die Sache schwerlich beendigt seyn würde, und er beschloß daher, einen entscheidenden Schlag zu wagen.

„Niklas!" rief er einem der Matrosen zu, „klettere auf die Raa und befestige an der Nock*) eine Leine, die bis auf's Verdeck reicht.

Niklas gehorchte, und rasch war das Werk verrichtet.

„Karl!" rief Fernand weiter, „komm' her zu mir!"

Karl war einer der Rädelsführer der Verschwörung; aber auch er gehorchte. Als er vor dem Kapitän stand, sprach dieser, auf den immer noch betäubten Sladood zeigend:

„Binde diesen Feigling hier an, er ist schon halb erwürgt, und nicht werth, eines andern Todes zu sterben."

Karl blieb einige Sekunden bewußtlos. Endlich warf er sich vor Fernand auf die Kniee und flehte:

„Nein, das nicht, Kapitän, ich bitte Sie um Vergebung; thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber dazu zwingen Sie mich nicht!"

„Steh' auf, Karl," sprach Fernand, „ich wußte, daß Du ein guter Matrose warst. Man hat Dich zwar einen Augenblick verführen können; doch ein Verräther bist Du nicht. Es soll Dir nichts Böses widerfahren ...."

Und dann zu dem Rest der Mannschaft sich wendend, trat er noch einige Schritte vor und fuhr fort:

„Und Ihr, Leute! wollt Ihr den Namen Verräther verdienen und Euern Kapitän verkennen, der Euch stets nur Gutes gethan?"

„Es lebe der Kapitän!" rief einer der Matrosen, der nicht zum Komplott gehört hatte, und die übrigen, als hätten sie hierdurch ihre Beschämung besiegt gefühlt, riefen Alle plötzlich mit lauter Stimme: „Ja, es lebe unser Kapitän! Sladood ist es, der uns verführte!"

„Gut so, Jungens," sprach Fernand, „daran erkenne ich meine wackeren Matrosen wieder. Sladood soll bestraft werden. Und nun will ich Euch sagen, daß das faule Leben bald ein Ende nehmen wird. In einigen Tagen gehen wir wieder auf die Jagd; vorher aber müssen wir ein Mal auf Englands Küsten unsere Fahne aufpflanzen und dem feindlichen Neste einen Besuch abstatten. Sie mögen kommen, dieses kühne Wagstück uns nachzumachen. Morgen ist das Fest, meine braven Freunde! Herr Willsy, wenngleich er keine Koffer mit Gold hat, wie man Euch vorlügen wollte, besitzt er doch Geld genug, um Euch ein Mal lustig leben zu lassen .... Und nun, Alle nach unten und in die Hängematten!"

„Hurrah für den Kapitän!" erklang es nun wieder, und „Hurrah für Herrn Willsy!"

*) Nocken nennt man die äußersten Enden der Raen.

Und augenblicklich war das ganze Deck leer, und es blieb Niemand oben als die Backbordswache und Sladood, der nunmehr in's Leben zurückzukehren schien.

„Schleppt diesen niederträchtigen Kerl in die Eisen," befahl Fernand, auf den schweren Matrosen zeigend. „Sobald wir an's Land kommen, wollen wir ihn in Flandern bei einem Bauer als Knecht vermiethen; er ist nicht würdig, das Meer zu befahren."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die sächsische Schweiz.

H. Laube leitet im sechsten Bändchen seiner Reisenovellen eine derselben mit folgenden Betrachtungen über die sächsische Schweiz ein:

An warmen Sommerabenden ist es sehr hübsch auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden, so bunt, vornehm und heiter, daß man gar nicht in Deutschland zu seyn glaubt. Geputzte, schöne Gestalten mit fremden Gesichtern streichen vorüber, man hört allerlei Sprachen, die Terrasse selbst steigt so kühn, hoch und steinern vom Flusse auf, und stößt rückwärts überall an den langen Palast— die Illusion des Fremdartigen dauert so lange, bis uns ein Registraturgesicht aufstößt, eins jener unvertilgbaren vaterländischen Gesichter, die Lachen, Aerger und alle heimische Liebe in uns erwecken. Solche alte Busenkrausen, gelbe Stulpstiefeln, weißliche Kasimirhosen, Schnupftabaknasen, weiße Unterhalstücher, silberne Uhrketten sieht man noch häufig in Dresden, und sie erinnern uns daran, daß die Brühl'sche Terrasse in Deutschland liegt, und daß wir Deutschland immer und ewig wie jene alte Geliebte behandeln, die wir erst lieben, wenn wir nicht bei ihr sind.

Auch eine Erinnerung aus der rothen Mützenzeit von Halle, aus der Zeit des Zorns und des Enthusiasmus ohne Gedanken begegnete mir dort. Wir sahen einander zweifelhaft an: Entschuldigen Sie, mein Herr — ah, ich wollte mir eben auch erlauben — sind Sie nicht — haben wir nicht zusammen — bist Du wirklich der Bruder Medardus von der Klausstraße?

Es ist ein sehr bedenklich Unternehmen, einen alten Universitätsfreund wieder zu finden. Die Menschen gehen gar zu verschiedene Schritte in Sachen der Kultur, der Empfindung, der Sympathieen, und der Jugendfirniß akademischer Zeit, welcher Alles ausgleicht, geht verloren. O, da gibt es oft wüste, fatale Kirchhofsscenen, und die Vergangenheit wird selbst vergiftet — gerad so, wie man sich nur vorsichtig daran machen oder völlig hüten muß, alte Plätze einstiger Poesie aufzusuchen, welche neue antheillose Gesichter entweihen, oder, was noch schlimmer ist, wo die Freunde und Geliebten alt und stumpf geworden sind.

Mein Bruder Medardus hatte sich leidlich frisch erhalten, hatte Jahre lang still zwischen Bergen gelebt, ein liebend Weib gefunden, und hoffte noch von der Welt. Das ist die Hauptsache: wer noch hofft, ist noch jung; seine Augen können noch leuchten, sein Herz kann noch beben; bittet Gott, daß er Euch nicht die Hoffnung überleben läßt, und bildet Euch empfänglich für die kleinsten, putzigsten Hoffnungen.

Im Jahre 27 waren wir auf dieser Terrasse gestanden, den Kopf voll griechischen Testamentes und orientalischer Kirchenväter, das Herz voll Sehnsucht nach himmelblauen Augen, die wir auf der Schule geliebt hatten, voll Sehnsucht nach der stillen, schattigen Pfarrstelle, nach dem Frieden beschränkter, aber eigner Häuslichkeit — wie ist das anders geworden, Medardus, moderne Wünsche schweifen über Berge und Länder, und das Idyll des Herzens ist doch nicht zerstört.

Wir wollen wieder in die sächsische Schweiz ziehen wie damals, und wieder zu Fuß und mit drei kleinen Thalern, und morgen früh.

Ein heißer sonnenbreiter Morgen sah uns stapfen durch den sandigen Weg nach Pillnitz — in jenem Schlosse, wo man den König von Sachsen zu Mittag essen sieht, wurde einst die Koalition gegen das revolutionär aufbäumende Frankreich geschlossen, und eben dort saß später der Erbe jener Revolution mit dem Könige von Sachsen friedlich und freundlich zu Tische — über die Menschen, welche sich tödten müssen wegen weit aussehender Pläne —

> Ich werde Dich morgen hassen,
> Und morgen liebt er sie —
> Ich werde Dich morgen lieben,!
> Und morgen war sie todt —

Dies Stückchen Sachsen ist durchwirkt mit polnischen und französischen Erinnerungen, sie beschäftigten uns, wenn wir sprachen. Unter der polnischen Regierung der Auguste von Sachsen ist mancher Pole zu seinem großen Erstaunen in diese Berge gerathen, wo man das Pferd nicht gebrauchen kann; es war doch eine wunderliche Zeit, von der es heißt:

> Die Polen tranken alle mit,
> Wenn König August zechte —

Und er zechte oft.

Da trank man noch aus Pokalen, nicht aus winzigen, zerbrechlichen Gläsern, man trug Perücken und goldgestickte Kleider und machte großen Staat; die liebe deutsche Muttersprache ward für gemein und unanständig gehalten — ach, Medardus, was soll uns das Alles, laß uns singen!

Und so sind wir durch die sächsische Schweiz gezogen, Liebeslied auf Liebeslied singend, innig, flüchtig, wechselnd wie der schlesische Pietätsvogel, die Schwalbe, Verse haben wir auf kleine Blätter geschrieben und haben sie hinflattern lassen von der Bastei in die grüne Tiefe, durch welche glänzend wie Silber die Elbe zieht. Der Wind, jener schalkhafte, nur zuweilen stürmische Buhle der Erde, nahm sie auf seine Flügel, und jedes Mädchen, das sie gefunden hat, war gemeint.

Es sind keine großartigen Verhältnisse, aber es ist mannichfacher Reiz in diesem sächsischen Gebirge, blau und violett erheben sich die einzeln abgespaltenen Berge wie Steinschlösser ringsum, deren Beherrscher der dunkle Lilienstein und Königsstein.

Die sächsische Schweiz ist ein Milchschwesterchen des Riesengebirges, der schlimme, gewaltige Bruder hat alle Kraft in sich gesogen, nur die Anmuth, die feine Taille und der hüpfende Wuchs ist dem Schwesterlein geblieben. Das Riesengebirge ist der Napoleon der deutschen Berge, die sächsische Schweiz dessen leichte, bewegliche Josephine, welcher er mit der Tafelfichte die Hand reicht. Rasch stürmt jener von dort, vom Westen des 18. Jahrhunderts aufwärts, und immer aufwärts, auf dem „hohen Rade", dem Konsulate, ruht er einen Augenblick und eilt dann geflügelt auf die Koppenhöhe des Kaiserthums.

Dort schließt jach das hohe Gebirg und fällt in entsetzliche Gründe. Dort verschwindet der Kaiser.

Aber auf der Bastei gibt Josephine ihre heitern Hoffeste, und im Ottowalder- und Amselgrunde sind die süßen Erinnerungsplätze der revolutionären Liebe des Generals Bonaparte. Dort liegen für ewige Zeiten jene unsterblichen Liebesbriefe, welche ein großer Mann vergessen muß, denn die Größe ist einsam und lieblos. —

Auch die weinende Rebe bringt Wein. Josephine blieb immer anmuthig; man kann das bei gutem Sonnenscheine noch alle Tage auf der Bastei sehen; nur jenseits des Gebirges nach Norden hin, wo einst die große Straße nach der polnischen Krone, nach Warschau führte, dorthin darf man sich nicht verirren, da fällt Sachsen zusammen wie ein Eierkuchen, wie ein entkräfteter Glücksritter, welcher des Gehens nicht gewohnt ist, und kläglich,

ein Bild des Jammers, kriecht es in die Lausitz hinein. Dort gibts ein sorgenbleiches Land, eine Halbschwester der Lüneburger Haide.

Wir eilten über Nacht wieder zurück in die Berge, der Morgen empfing uns wie ein goldener Schein zwischen den steilen Wänden, wie die Vögel sangen wir unsere Hymne hinauf, und baten die weißen Sonnenwölkchen, sie mitzunehmen ins Unendliche.

Mannichfaltigkeiten.

Von Lerida wird ein schauderhaftes Ereigniß berichtet. Zwei Leute waren durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, weil sie eine silberne Taschenuhr und acht Dollars gestohlen hatten. Am 25. Jan. wurden sie erschossen. Da einer der Verurtheilten, Balagne, nach der ersten Salve noch athmete, so ward eine zweite abgefeuert, und die beiden Körper wurden hierauf begraben. Als Balagne's Sarg hinabgesenkt werden sollte, hörte man ein dumpfes Stöhnen; der Deckel ward abgenommen, und da lag der unglückliche Mann noch lebend, in seinem Blute schwimmend und vor Schmerzen wimmernd. Die Nachricht ward sogleich dem General-Commandanten, Senor Castellan, hinterbracht, und dieser war unmenschlich genug, Soldaten abzuschicken, um den Mann im Sarge vollends zu tödten. Aber bei dem Zusammenlaufe des Volkes war auch der zweite Alcalde Don Ramon Paiz zur Stelle gekommen, der sich der Niedermetzelung entschlossen widersetzte. Während Civil- und Militärbehörden in heftigem Streit mit einander waren, lag der Unglückliche drei Stunden mit seinen noch fließenden Wunden im Sarge; endlich ward Befehl gegeben, ihn ins Lazareth zu schaffen, aber zu spät! Er war nun eine Leiche. (K. Z.)

In Paris bedient man sich seit einem Monat eines Werkzeuges, welches appareil pour manger les os heißt. Es ist eine Gattung Zange, mit ciselirtem silbernen Stiel. Sie dient dazu, sich die Finger beim Essen nicht fett zu machen. Man schabt damit das feine Fleisch an den Knochen des gebratenen Geflügels ab. Man getraut sich jedoch nicht, diesem neuen Hülfswerkzeug des Diners ein glückliches Horoskop zu stellen, da die Toleranz, wie ein Pariser Blatt behauptet, in den ersten Häusern von Paris, wie auch an den ersten Höfen von Europa eingeführt ist. England, das stolze und strenge England, hat lange Zeit der Emancipation der Finger zu Gunsten des Gourmans widerstanden, und die englischen Damen ciselirten emsig die feinen Knochen des Hühnerflügelchens mit ihren silbernen appareil pour manger les os. Eines Mittags aber beim Diner der Königin in Brighton ergriff die Königin ganz ungeduldig einen Fasanflügel zwischen ihrem Daumen und Zeigfinger, und seit dieser Zeit verschwanden auch die britischen Scrupel. (Thz.)

Abd-el-Kader findet sich in das Unglück, welches das Schicksal und die Menschen über ihn bringen, mit der Gelassenheit eines Gläubigen. Man erzählt sich folgende Aeußerung von ihm: „Das künftige Leben ist von dem irdischen so verschieden, wie der Westen vom Osten. Man kann von diesem sich nicht entfernen, ohne sich jenem zuzuwenden." (K. Z.)

Eine ostindische Zeitung erzählt, daß in der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta ein Bericht über einen merkwürdigen Fund vorgelesen worden sey. Vor einigen Jahren spielte nämlich ein Kind auf der Straße mit einem glänzenden Steine, und einige Neugierige, die hinzutraten, boten dem Kinde Geld für das hübsche Spielzeug. Die Eltern, zu denen das Kind lief, wurden dadurch auf den Fund ihres Kleinen aufmerksam gemacht und ließen den Stein untersuchen. Es war ein Diamant. Der Nizam kaufte ihn sehr wohlfeil für 70,000 Rupien (Gulden). Er ist größer als ein Taubenei und von birnförmiger Gestalt. (Allg. Mztg.)

An dem einen Thurme des neuen Parlamentshauses in London wird auch eine ungeheure Uhr angebracht, welche die größte in der Welt werden dürfte, und die man vielleicht in ganz London schlagen hört. Die Stunden schlägt sie auf eine Glocke von acht bis zehn Tonnen, und alle Viertel-Stunden wird sie ein Glockenspiel vernehmen lassen, zu dem acht Glocken verwendet werden. Jedes der vier Zifferblätter hat 30 Fuß im Durchmesser. Ueberdies wird sie eine Achttageuhr seyn und genau die richtige Zeit angeben, da sie durch eine galvanische Kette mit dem Observatorium in Greenwich verbunden werden soll. Die vier Paar Weiser wiegen zwölf, der Kopf des Hammers 200 Cent., die Gewichte 150 bis 300 Pfund und die Pendelscheibe 3 Centner. (Allg. Mztg.)

(Von der Weser. — Weserz.) Nicht oft genug kann die Aufmerksamkeit auf einen Industriezweig hingelenkt werden, der der Provinz Westphalen früher allein 7 bis 8 Millionen eintrug, und jetzt kaum noch die Hälfte dieser Summe einbringt, so tief ist unsere Leinwandfabrikation herabgesunken. Nicht nur wird eine große Zahl von Webern, sondern es werden auch viele Familien, deren Haupterwerbszweig bisher die Flachskultur, Spinnen und Bleichen war, hierdurch hart betroffen. Dieser für Westphalen so große Verlust ist größtentheils Folge eines ganz verkehrten Prinzips der Kaufleute, die die Waare nicht billig genug erhalten können und die Fabrikanten hierdurch zu immer stärkerer Mischung derselben mit Baumwolle zwingen, wodurch solche denn immer mehr in Mißkredit kommt. Der einzige Zweig der Leinwandfabrikation, der, zwar bei gedrückten Preisen, doch noch einigen Absatz findet, ist das Segeltuch, bei welchem die Baumwollenverfälschung nicht thunlich ist. Leinen zum Hausbedarf kaufen Spanier und Amerikaner jetzt lieber von den Engländern, von denen sie reeller bedient werden. Die einzige Möglichkeit, unserer Leinenindustrie wieder aufzuhelfen, ist die Errichtung von Niederlagen ächter, mit Ursprungsverzeichnissen versehener Waaren entweder durch den Staat, oder Seitens der durch unsern Leinwandhandel bereits reich gewordenen Kaufleute und die Bekanntmachung dieser Maßregel durch die Konsulate in denjenigen Ländern, wo unsere meisten früheren Abnehmer wohnen. Auch die Errichtung von Spinnschulen, wie solche kürzlich in Böhmen vielfach eingeführt worden sind, würde zur Verbesserung des Fabrikats viel beitragen. Leider sieht es auch in Schlesien mit diesem Industriezweige nicht viel besser aus, und ist dort, wie hier, die Ursache des Verfalls das gleiche verkehrte Prinzip der Wiederverkäufer. Vergeblich bot der dortige bedeutende Leinwandfabrikant Kriepke zu Waldenburg wohl fünfzig derselben an, ihnen die ächten Waaren fortan nur gestempelt zu liefern, und für jedes unächte Stück 500 Thlr. Strafe zahlen zu wollen. Nicht Einer nahm dies Anerbieten an. Zwar hat die Seehandlung dort den Versuch gemacht, Leinwand in größeren Partien anzukaufen und durch ihre Kommissionäre im Lande wieder verkaufen zu lassen. Dies hat jedoch nicht nur eine große Mißstimmung der Leinwandhändler hervorgerufen, sondern der Hauptzweck: Geld hierfür aus dem Auslande, dem wir für Kaffee und Zucker rc. so viel kontribuiren müssen, zu beziehen, wird hierdurch auch nicht erreicht.

In einer Abendgesellschaft bei'm Kammerherrn v. K. in Weimar am 4. Febr. c. spielten der Regierungsrath v. E., der Hauptmann K., der Lieutenant v. S. und der Baron v. H. Whist, wobei der gewiß höchst merkwürdige und seltene, ohne Nachhülfe der Spieler vielleicht noch nie dagewesene Fall eintrat, daß Jeder die 13 Karten von einer Farbe erhielt und zwar bekam Ba-

von H. sämmtliche à tous, der Lieutenant v. S. sämmtliche piques, der Hauptmann K. sämmtliche coeurs und der Regierungsrath v. E. sämmtliche carreaux. — Die Karten waren vor dem Geben gemischt und abgehoben worden. (Weserz.)

Aber wie heißt denn eigentlich Ihr ganzer Name? fragte Friedrich II. den General Zaremba, der, um der Kürze willen, Zaremba hieß. „Ew. Majestät", antwortete der General, „ich heiße Zirrizarrikorumbarrizizaremba." „Ei, so heißt ja der Teufel nicht!" „Ja, Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie."

(W. Ahz)

K o r r e s p o n d e n z.

Darmstadt, 16. Febr.

Eine in einem auswärtigen Blatte letzthin erschienene Beurtheilung der neuesten Aufführung von Laube's „Karlsschülern" auf hiesiger Bühne hat bei unserem Theaterpublikum vielfache Mißbilligung gefunden, weil sie theils unwahr, theils ungerecht ist, und weil in ihr die Absicht, rücksichtslos anzugreifen und zu verletzen, fast aus jeder Zeile hervorschimmert. Wenn unser Schauspiel wirklich Das wäre, was jene Beurtheilung seltsamer Weise aus ihm zu machen beliebt, so wäre es wirklich das elendeste Kunstinstitut in ganz Deutschland und es verdiente eher heute wie morgen geschlossen zu werden. Der Beurtheiler hat es zunächst darauf abgesehen, an einem unserer geschätztesten Bühnenmitglieder, Hrn. B e c k e r, seinen Muth zu kühlen und ihm einen nicht in das Stück gehörenden trivialen Witz vorzuwerfen, durch welchen demselben die Gemeinheit seiner künstlerischen Stellung nachgewiesen werden soll. Hr. Becker, als er einen Schoppen Achtundvierziger forderte, entfernte sich mit keiner Sylbe von dem Texte seiner Rolle, wie leicht erklärlich, da das Stück in dem vorigen Jahrhundert spielt. Wozu nun der ganze verletzende Ausfall auf einen Bühnenkünstler, der eines wohlbegründeten Rufes sich zu erfreuen hat, der nicht nur hier, sondern auch an andern Orten, wie in Frankfurt a. M. und in Dresden, stets nach Verdienst geschätzt worden ist? Nicht besser ergeht es Hrn. W i s t h a l e r, der vor dem Kritikus durchaus keine Gnade findet und so recht con amoro heruntergerissen wird. Auch über ihn steht das Urtheil des Publikums schon längst fest und wir glauben von ihm, als einem in der Periode der glücklichsten Entwickelung begriffenen jungen Schauspieler, für die Folge noch viel Schönes erwarten zu dürfen. Daß sein Schiller dem Kritikus nicht zugesagt hat, daraus folgt noch nicht, daß er ihn schlecht gespielt hat; eben so wenig, als der junge F i s c h e r, der noch Neuling auf der Bühne ist, mit dem schmeichelhaften Prädicat „Barbiergeselle" beehrt zu werden verdient. Gleich rücksichtslos werden die Herren S t e c k und P e t e r s behandelt und in demselben geringschätzenden Tone besprochen, der in der ganzen Beurtheilung bis zum Ueberdrusse vorherrscht und dem vom Geiste des Wohlwollens und der Gerechtigkeit beseelten Leser unmöglich gefallen kann. Wenn darin das Wesen einer reformatorischen Theaterkritik liegen soll, so werden sowohl Künstler als Kunstfreunde sich mit Widerwillen davon wegwenden. Vor Allem verdienen Künstler und Schriftsteller, deren Productionen man beurtheilt, mit Achtung und Wohlwollen behandelt, aber nicht mit jenem bissigen und verletzenden Tone angegriffen zu werden, der — wie die Erfahrung lehrt — in seinen Endresultaten öfter mit äußerst beschwerlichen Rückenleiden für die Beurtheilenden endigte. Der mehrerwähnte Kritikus will wahr und gerecht seyn, und doch wirft er die Personen und die Rollen durcheinander, daß Niemand klug daraus werden kann. Dies gilt insbesondere von der Rolle der Thekla, welche nicht von Fräul. E p p e r t, sondern von Frau Marie S t e c k gespielt wurde. — Nach diesen speciellen Angaben wird man nun leicht beurtheilen können, was von der Glaubhaftigkeit eines Theaterrecensenten zu halten sey, der mehrere unserer geachtetsten Bühnenmitglieder auf die rücksichtsloseste und verletzendste Weise anzugreifen kein Bedenken trägt, ohne ihnen nur im entferntesten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Darmstadt, 11. Febr.

Verflossenen Sonntag am 6. d. M. hörten wir die schon vorigen Winter uns gebotene Oper unseres Musikdirektors L. S c h l ö s s e r: „Die Braut des Herzogs." War der Erfolg, dessen sich diese Oper voriges Jahr nach zweimaliger Aufführung zu erfreuen hatte, ein glücklicher, so war er dieses Mal gewiß ein glänzender zu nennen, denn nur höchst selten werden Vorstellungen mit gleicher Wärme von Seiten des Publikums aufgenommen; mit vollem Rechte muß man diesem Werke die gebührende Anerkennung zollen, da dasselbe den besten an die Seite zu setzen ist. Der geniale Componist hat hier mit sehr geschickter Hand die gediegensten Kenntnisse mit den lieblichsten und herrlichsten Melodieen zu einem schönen Kranze gewunden. Warum, fragen wir, wird nun eine solche Oper, von deren Erfolg man schon im voraus versichert seyn kann, nicht an anderen Bühnen gegeben? Warum sehen sich die Theaterdirektionen nur in Italien oder Frankreich um nach Werken, in welchen so oft nicht der allergeringste Kunstwerth ist. Könnten doch diese wohlgemeinten Zeilen dazu beitragen, diesem ausgezeichneten Werke Eingang an andern Bühnen zu verschaffen. Die Darstellung der „Braut des Herzogs" war eine überaus gelungene; das Orchester executirte mit gewohnter Meisterschaft seinen Part; nicht minder waren die Chöre zu loben. Ganz besonders aber müssen wir die Leistungen der Damen N e u k ä u f l e r und M a r l o w, so wie die der Herren R e i c h e l, K r e u z e r und P a s q u é rühmlich erwähnen, da dieselben nicht wenig zur Vollendung des Ganzen beitrugen. Mit Ungeduld sehen wir einer recht baldigen Wiederholung dieses Meisterwerks entgegen.

Worms, 12. Febr.

In der neuesten Zeit, sagt ein „vom Rhein" datirter Korrespondenzartikel zu Nro 38 Ihrer Blätter, ist die Anlage mehrerer S i c h e r h e i t s h ä f e n a u f d e r R h e i n s t r e c k e v o n M a n n h e i m b i s R u h r o r t eine dringende Nothwendigkeit und die allseitigste öffentliche Beleuchtung dieses Gegenstandes sehr an der Zeit. Man befürchte keine Bekämpfung dieser so trefflich motivirten Mahnung, sondern gestatte eher einen kurzen Zusatz. Wenn aber auch den behufs der Errichtung von Sicherheitshäfen vorgeschlagenen Mitteln und Wegen die Billigung nicht versagt werden kann, vielmehr die baldigste Beachtung der gemachten Vorschläge gewünscht werden muß, so vergesse man doch nicht, den gegenwärtigen Zustand des Bedürfens durch Benützung Desjenigen, was wir schon besitzen, minder fühlbar zu machen. Die bestehenden Anstalten (der Leser wird bereits bemerkt haben, daß wir von den V e r s i c h e r u n g s g e s e l l s c h a f t e n f ü r S c h i f f e und S c h i f f m ü h l e n sprechen) sind — und besonders ist hier der allgemeinen Düsseldorfer Versicherungsgesellschaft zu gedenken — bescheiden in ihren Bedingungen, stets bei der Hand mit Winken zur Vorsicht, an Vortheilen reich und durch ihr nobles Benehmen bei wirklichen Unglücksfällen vollkommen beruhigend. Die letzt angeführte Bemerkung konnte man, dem hiesigen Agenten der genannnten Düsseldorfer Versicherungsgesellschaft gegenüber, erst neulich wieder beim Gange des Rheineises machen. Solche Institute, deren Ersprießlichkeit zu Tage liegt, nicht durch allseitige Benützung befestigen und heben, heißt etwa eben so undankbar seyn, als sich auf eine die vaterländischen Interessen muthig vertretende und durch eine „Macht" des Wissens und des g u t e n Geistes meisterhaft redigirte Zeitung nur temporär, bei besonderer Veranlassung, oder gar nicht zu abonniren. Waltet denn der Gemeinsinn, welcher Mittel zu großen Zwecken schafft, gar nicht unter uns? Was insbesondere die Benützung der genannten Versicherungsgesellschaften durch Schiffmühlbesitzer anlangt, so dürfte, mit billiger Rücksicht auf erstere, den Dampfschiff-Capitainen das Ersuchen an das Herz gelegt seyn, an den Rheinmühlen langsam und dadurch schonend zu passiren. Auf diese und jede Weise geschützt und gefördert, sind die berührten Versicherungsgesellschaften gewiß geeignet, uns bis zur Errichtung von mehreren Sicherheitshäfen für den aus dem Nichtbestehen der letzteren hervorgehenden Mißstand einigermaßen zu entschädigen.

Auflösung der Charade in Nro. 48.

H ü h n e r a u g e n.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Samstag, 19. Febr. (Neu einstudirt): D i e G e s c h w i s t e r, Schauspiel in 5 Abth., von C. Leutner. (Gastrolle) Eugenie: Fräul. J a n a u s c h e k, vom Stadt-Theater zu Köln.

Sonntag, 20. Febr. D o r f u n d S t a d t, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m. — Redigirt von J. A. H a m m e r a n.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 51. Sonntag, den 20. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Landung.

In der Nacht waren Herr Willy und seine Tochter Ellen durch den Tumult erwacht, der auf dem Verdeck statt hatte. Der alte Herr hatte sich von seinem Lager erhoben und wollte sich nach der Ursache erkundigen; aber an seiner Thür fand er Jan, den Matrosen, der ihn bat, sich zu beruhigen: es sey nur ein kleiner Wortwechsel zwischen den Matrosen, welcher nicht lange dauern werde, weil der Kapitän sich in ihrer Mitte befinde. Herr Willy wollte dennoch sich auf's Verdeck begeben, um mit eigenen Augen dem Hergange zuzusehen; doch Jan erklärte ihm, daß er Befehl erhalten habe, ihn nicht aus seinem Zimmer zu lassen, und daß er mit seinem Kopfe dafür verantwortlich sey. Willy hatte nicht länger darauf bestanden, da er wohl einsah, daß Jan den Befehl nicht übertreten würde, und war mit beunruhig'tem Herzen in sein Gemach zurückgekehrt. Angsterfüllt erwartete er nebst seiner Tochter die Morgenstunde, und als diese herangebrochen, ließ er den Kapitän bitten, sich zu ihm zu bemühen.

Fernand ließ nicht lange auf sich warten. Er kam und erzählte die ganze Geschichte, trug jedoch Sorge, den Vorfall nicht mit zu kräftigen Farben darzustellen. Allein der Engländer begriff hinlänglich, was unter alle Diesem verborgen lag, und gab seine Angst und seine Dankbarkeit in den wärmsten Ausdrücken zu erkennen.

„Es ist nichts, mein wackerer Freund!" sprach Fernand, „denken wir nicht länger daran. Nur Das muß ich Ihnen erklären, daß ich meinen Leuten gesagt, Sie seyen Willens, ihnen heute ein kleines Fest zu geben. Halten Sie sich nur so, als wäre diese Absicht von Ihnen ausgegangen: ich will ihnen einige Ergötzlichkeiten verschaffen."

„Ich werde es wirklich thun, Kapitän," sagte Willy. „Sie sollen nicht unzufrieden mit mir seyn. Weßhalb haben Sie mich nicht früher auf den Gedanken gebracht, mein Freund?"

„Sprechen wir nicht davon, Herr Willy. Das Einzige, was ich bedaure, ist, daß Sie einen großen Theil dieser Nacht ruhelos werden zugebracht haben."

„Und dann der verteufelte Kerl," fuhr Willy fort, „der mich in meinem Zimmer gefangen hielt. Ich wollte so gern Ihnen zur Seite seyn, Kapitän."

„Wäre ich versichert gewesen, daß Alles so gut abgelaufen wäre, so hätte ich nichts dagegen gehabt; allein, unter uns gesagt, der Zustand war eben nicht der beste. Doch, noch ein Mal, sprechen wir nicht mehr darüber, und lassen Sie uns frühstücken."

Eine halbe Stunde danach begab sich Fernand mit Herrn Willy und Miß Ellen auf's Verdeck. Es ward „überall" kommandirt, und in einem Nu sah man die ganze Schiffsmannschaft nach oben eilen. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt und die Freude war sogar auf den wildesten Gesichtern zu lesen. Als sie Alle vor dem großen Maste versammelt waren, erhob sich ein Geschrei: „Es lebe der Kapitän! — Hurrah! Hurrah! für Herrn Willy! — Hurrah! für Miß Willy! — Sie leben hoch!" und die Mützen flogen in die Höhe, und mehrmals wiederholten sich dieselben Freudenrufe.

Es wurde jetzt, auf Fernand's Befehl, Jedem der Mannschaft Wein und seiner Schiffszwieback zugetheilt. Darauf folgte etwas Anderes, und nach einer Stunde sah man Kreise auf dem Deck sich bilden. Jan, der ein wenig Musik verstand, hatte eine alte Geige hervorgeholt, und man begann, eine lustige Menuette zu tanzen; die See erklang von dem Gesange: „Het was in de Mei! zoo bly! en het was in de Mei!" [1])

Als das Tanzen und Singen ein Ende genommen, schlossen sich die Matrosen an einander, lachten und schäkerten, und Herr Willy gesellte sich in ihre Mitte und ließ sich in ein herzliches Gespräch mit ihnen ein. Da er lange in Batavia verweilt hatte, konnte er sich ziemlich gut im Niederdeutschen verständlich machen, und seine Gegenwart erregte bei der ganzen Mannschaft einen außerordentlichen Enthusiasmus, welcher bald durch eine von Herrn Willy veranstaltete Geldaustheilung bis zum höchsten Grade gestiegen war. Alle schwuren jetzt bei Hölle und Teufel, daß sie bereit seyen, ihren letzten Blutstropfen für den englischen Mylord zu vergießen. Diejenigen, welche Tags zuvor Willy's Tod geschworen, waren auch jetzt die größten Schreier.

Während dieser wilden Freudenergüsse saß Fernand nebst Miß Ellen am obern Ende des Schiffes, von Allen abgesondert, und Beide ergötzten sich in leisem Gespräche.

„Verächtliche Geschöpfe!" sprach Fernand, „gestern noch rasend vor Wuth, heute toll vor Freude!"

Miß Ellen richtete auf den Jüngling einen sanften, doch traurigen Blick und sagte:

„O, mein Herr! ich vermag es nicht zu begreifen, wie es möglich ist, daß Sie sich inmitten solcher Menschen befinden."

Als er diese Worte vernahm, fühlte Fernand sich wie von einem Dolch getroffen; er schlug leise auf seinen Sitz; aber augen-

---

[1]) Ein beliebtes niederländisches Volkslied, was auch in dem angränzenden Klevischen, zur Begrüßung des Wonnemonats, am ersten Maitage, um die in den Straßen aufgepflanzten und mit Blumen bekränzten Maien unter fröhlichen Tänzen von der Jugend jährlich gesungen wird. Anm. des Uebersetzers.

blicklich sich bezwingend, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und lispelte:

„Diese Bemerkung, Miß, hätte ich vor einem Monat nicht begriffen; doch nun, nun ist es etwas Anderes . . . . und dennoch, bin ich auch kein Elender, sagen Sie mir's, ich habe Sie meine Geschichte lesen lassen, habe mein Herz vor Ihnen offen gelegt: Sie haben urtheilen können, welche wilde Empfindungen in demselben erschlossen liegen. Sagen Sie mir, bin ich wohl würdig, zwischen andern Menschen, in einem andern Kreise mich zu befinden?"

„Sie thun sich selbst Unrecht, Herr Fernand. Ihr Geist ist lange gemartert worden; er hat gleichsam eine heftige Krankheit überstanden, und was Sie in heißen Fiebern geträumt, das möchten Sie für Thaten halten. Das ist nicht gerecht."

„O Dank, Dank, Miß!" seufzte der Jüngling, „Sie wissen nicht, welche Labung Sie durch diese Worte meinem Herzen verleihen. Wenn ich jemals mich noch achte, dann habe ich es Ihnen zu danken. O, Miß! es giebt keine größere Qual, als die, welche uns die Verachtung unser selbst empfinden läßt. Sie, Sie vermögen das nicht zu fassen. Ihre reine Seele kennt kein Böses."

„Es würde mir angenehm seyn, Herr Fernand, wenn ich auf irgend eine Weise Ihrem Herzen einigen Trost hätte zuwenden können."

„O, Sie wissen nicht, auf welche Weise, sagen Sie, Miß? Ist aber dazu etwas Anderes erforderlich, als mit Ihnen einige Tage in Gesellschaft zu leben, Sie einige Stunden zu sehen? Doch leider! für mich leider! . . . . die Stunden sind gezählt; bald werde ich Sie nicht mehr sehen."

Bei diesen Worten fühlte sich die Jungfrau sichtbar ergriffen; auch sie ließ nun das Haupt sinken; eine leichte Schamröthe färbte ihre Wangen, und ohne Zweifel wollten gewichtige Worte ihren Lippen entschlüpfen: doch gerade in diesem Augenblick trat Herr Wilsy näher und die Unterhaltung ward abgebrochen. Es war Fernand zu Muthe, als ob man ihm in diesem Augenblicke den Athem benommen, als ob man ihn auf ewig seines Glückes beraubt hätte. Doch ließ er von alle Dem nichts auf seinem Gesichte blicken, und bald hatte er ein unbedeutendes Gespräch mit dem alten Herrn angeknüpft. Von dieser Stunde an konnte der Jüngling sich mit Ellen nicht mehr allein befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Bettel deutscher Handwerksbursche.

(Vom See.) Kein Volk der Welt trägt den Wanderstab in so weite Fernen, als der Deutsche; keines wird von so angeborener Wanderlust in den entferntesten Ländern herumgetrieben, wie wir. Wohl findet man auch allenthalben Engländer und Franzosen, allein diese Völker reisen; der Deutsche wandert. Er wandert mit all in diesem Wort liegenden Weh und Lust. Andere Völker verlassen ihre Heimath nur, um einem bestimmten Ziele zuzusteuern; der Deutsche nimmt seinen Wanderstab auf Gerathewohl in die Hand und weiß sich oft nicht einmal Rechenschaft zu geben, warum er zu diesem Thor hinauszieht und nicht zum entgegengesetzten. Der englische, französische Arbeiter verläßt seine Stelle nur, um sie mit einer einträglichern und bessern zu vertauschen; den deutschen Handwerksburschen treibt ein schöner Frühlingsmorgen dazu, seinem Meister zu künden und ein gutes Plätzchen zu verlassen, um auf's Ungewisse sich auf 100 Meilen weiter ein neues, vielleicht minder gutes zu erobern. Mit einem „Man muß die Welt sehen" wirft er sein Ränzel auf den Rücken und zieht getrost in den weiten blauen Himmel hinein, unbekümmert, ob er es in Paris wieder ablegt oder in dem verachtetsten Bauerndorf an der polnischen Gränze. Darum finden wir auch überall, wo der Hammer klopft, Säge oder Feile rauscht, Faden oder Pechdraht durch die Finger laufen, an der Themse und an der Newa, an der Seine und am Mississippi, den deutschen Arbeiter. Diese Wanderlust und die lange Zeit der Fremde verschafft auch dem deutschen Handwerker jene Tüchtigkeit und Vielseitigkeit, die denselben in allen Werkstätten so gesucht macht. Allein wie nun einmal in der Welt kein Nutzen, Vortheil oder Gewinn ungestört sich einstellt, sondern stets, wenn auch oft versteckt, von einem Nachtheil begleitet ist, so trägt auch diese Wanderlust des deutschen Handwerksburschen einen tiefen Krebsschaden in sich, der weit ins bürgerliche Leben hinein fortleitet. Ich meine den Bettel. Ich weiß, es giebt unter dem hochachtbaren Stand der Handwerksmeister wohl wenige, die in den Jahren ihrer Fremde nicht ein oder das andere Mal in den Fall gekommen wären, sich ihr Kost- oder Schlafgeld erbetteln zu müssen, und möchte daher nicht wehe thun. Aber ich habe es immer nicht begreifen können, wie wir Deutsche den Bettel von so zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten konnten, daß wir den wahren Bettel bedürftiger Orts- oder Landesarmen leider nur zu oft in die Kategorie von Scham und Ehrlosigkeit stellen, dagegen den Straßen- und Häuserbettel der Handwerksburschen beschönigend unterstützen, ja ihm zu liebe das eigene Wort „fechten" erfanden, welches weder Franzosen noch Engländer in ihrem Sprachschatz aufzuweisen haben. Unsere Armengeschichte weis't nur zu oft Beispiele nach, daß unter dem Druck unverschuldeter äußerlicher Unglücksfälle zu Boden gedrückte Unglückliche sich sogar an ihrem Leben vergriffen, ehe sie sich herunterlassen konnten, ein Almosen zu erflehen, während der deutsche Handwerksbursche und darunter selbst die Söhne bemittelter Eltern und von besserer Erziehung ohne sonderliche innere Kämpfe auf den Landstraßen und Wegweisern den Vorübergehenden seinen Hut hinhält und sich in den Städten und Dörfern mit den Polizeidienern und Bettelvögten herumbalgt. Daß aber dadurch das höhere Ehrgefühl nothwendig leiden muß, wird Niemand in Abrede stellen. Selbstgefühl und Mannesstolz geht unfehlbar dabei verloren und wird auch in spätern, bessern Tagen nicht so leicht wieder ersetzt. Statt einem offenen, freien Auftreten wird eine ängstliche Schleicherei erzielt, die vor jedem rothen Kragen sich verkriecht, die noch lange im bürgerlichen Leben fortdauert und nicht wenig dazu beigetragen hat, der deutschen Polizei zu ihrer Allmacht zu verhelfen. Man nennt oft das Auftreten der Engländer und Franzosen bei uns frech oder unverschämt, und es ist sehr oft nichts Anderes, als der Ausfluß des durch innern Werth erzeugten Selbstgefühls, welches der Deutsche in den meisten Fällen in viel höherm Grade beanspruchen dürfte, würde er sich nicht durch an Vagabundenleben gränzendes Umherziehen und dadurch nothwendig werdenden Handwerksbettel freiwillig desselben entschlagen. Doch ist der Handwerksburschenstand nicht der einzige, der an so geringer Scheu vor dem Bettel leidet, sogar mancher Akademiker vergißt sich aus Reiselust bei fehlenden Mitteln dieselben durch Bettel zusammenzubringen; denn nicht ein Viaticiren, sondern wahren Bettel wird man es nennen dürfen, wenn man das erniedrigende Schauspiel sehen muß, wie junge Männer, welche in vielleicht drei oder vier Jahren von geweihter Stätte das Wort Gottes verkünden sollen, sich mit vorgehaltener Mütze von Tisch zu Tisch sich durch eine Bierstube durchbetteln, wie man im Bayerischen gar häufig, nicht selten aber auch bei uns zu sehen Gelegenheit hat.

Erniedrigung und Bettel sind innig verwandte Begriffe; es kommt aber noch das Gefühl der höchsten Widerlichkeit hinzu, wenn man sich dieser Erniedrigung ohne Noth preisgeben sieht. Freilich läßt sich ein derartiger sittlicher Makel nicht durch Zeitungsartikel beseitigen, doch eitern aufgedeckte Wunden immer weniger gefährlich als verheimlichte Schäden und es ist am Ende

besser, auf Ausscheidung eines faulen Flecks bedacht zu seyn, und sey es auch durch Aezwasser, als einer Verjüngung des Uebels von Generation zu Generation ruhig zuzusehen. (Oberrh. Z.)

Kirchliche Rundschau.

(17. Februar.)

In **Mainz** wird die wichtige Umwandlung der Pfarreischulen in Communalschulen eifrig discutiert. In **Bayern** zeigte die jüngste Statistik des Cultus und des Schulwesens, daß ersterer mehr denn elf Mal so viel kostet, als das letztere! In **Nürnberg** wird der Magistrat angegangen, dem Könige Wünsche für religiösen Fortschritt vorzutragen. In **Kurhessen** haben die Stände die eingelaufenen Beschwerden über die Verletzung der verfassungsmäßigen Religionsfreiheit dem Cultusausschusse überwiesen. In **Basel** hat der berühmte **Schönbein** völlige Unabhängigkeit der politischen Rechte von dem Glaubensbekenntnisse des Bürgers beantragt. Die freievangelische Gemeinde in **Magdeburg** befindet sich immer noch in gedrückter Stellung. Zahlreiche Bewohner des **Wupperthales** haben **Uhlich** ihre Sympathie durch eine Adresse ausgesprochen. Die Staatskirche **Preußens** hat in einem Oberconsistorium einen Schlußstein, jedoch nicht Unabhängigkeit von der weltlichen Staatsgewalt erhalten. Dagegen wirken nun auch die Altlutheraner wieder gegen das Fortbestehn der Union. In **Hannover** mehren sich die Rechtsverwahrungen der kirchlichen Gemeinden gegen weltliche Bevormundung. Zu **Dürkheim a. d. H.** hat der Stadtrath sammt dem Presbyterium dem dorthin designierten Pfarrer **Fleischmann** ein Mißtrauensvotum gegen seine strenggläubige Richtung übermacht. Im Königreiche **Sachsen** flüchten sich viele Protestanten vor dem Pietismus ihrer Geistlichen in die deutschkatholische Religionsgemeinschaft. In **Zerpenschleuße** bei **Stettin** sind zu Ende Januars 156 Protestanten zur deutschkatholischen Gemeinde in Stettin getreten. **Ronge** bereis't die deutschkatholischen Gemeinden bis nach Königsberg, um gemeinsame Maßregeln Aller zu fördern. Seit einiger Zeit zeigen sich auch im **badischen Odenwalde** deutschkatholische Regungen. Die Deutschkatholiken **Würtembergs** haben die Stände um Rechtsschutz angerufen. In **Preußen** sind einige Prediger der eben genannten Religionsgesellschaft wegen einzelner Predigten zu Gefängnißstrafen verurtheilt worden, während im ständischen Ausschusse in Berlin die schwierige Frage der Gotteslästerung verhandelt wird. In **Neuß** übten Fanatiker Frevel gegen die Leiche eines Calvinisten. Der Papst hat die Geistlichkeit **Irlands** vor revolutionärer Wirksamkeit verwarnt. In **England** und in **Baden** nehmen die Bemühungen der Staatsmänner für die Emancipation der **Juden** zu, und **Peel** hat sich sogar von orthodoxem Standpunkte aus dafür verwendet.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Augsb. Pstztg." schreibt aus München, 12. Febr.: Wenn man einen Gang durch die Straßen Londons macht, so wird man sehr bald auf verschiedenen Punkten derselben jene gleichförmig und wohlgekleideten Männer wahrnehmen, welche für jene große und volkreiche Stadt zur Handhabung der öffentlichen Ordnung aufgestellt sind. Nicht nur sind sie unbewaffnet, sondern in ihrer ganzen Erscheinung durchaus unmilitärisch; sie tragen einen runden Hut mit einer bunten Borte, einen dunkelblauen Rock und eben solche Beinkleider. In ihrem ganzen Benehmen zeigen sie Sitte und Anstand, auf an sie gerichtete Fragen bekommt man höfliche Antwort, und namentlich werden Fremde, die von ihnen Auskunft begehren, stets ihre Zuvorkommenheit und Gefälligkeit zu rühmen wissen. Das ist die Londoner Polizei, welche auf dem Standpunkte steht zu wissen, daß sie kein Recht habe, gegen irgend Jemanden auch nur ein unfreundliches und barsches Wort zu sagen, der nicht einer verbrecherischen That sich schuldig oder doch derselben dringend verdächtig gemacht hat. Polizeiliche Bajonnettstiche und Kolbenstöße können aber Verbrecher aus den oben angegebenen natürlichen Gründen nicht empfangen; die Engländer wissen ihre Bajonnette besser in ihren Kriegen gegen die Sihks zu gebrauchen. Welchen Contrast bietet dagegen unser freundliches München, eine Stadt, deren Bevölkerung nicht so viele Hunderte, als London Tausende zählt! Bei uns wandeln die Gendarmen bis an die Zähne bewaffnet herum, mit Degen, Feuergewehr und Bajonnett. Aber verdankt unsere Stadt etwa ihren Frieden den Bajonnetten? Es begreift sich leicht, daß eine solche Bewaffnung unserer Polizei einen ganz andern Charakter giebt, sie muß sich von vorneherein auf den Standpunkt stellen, sie habe es mit nichts als mit Vagabunden, Aufrührern u. s. w. zu thun, und dem entspricht auch die Behandlung, deren sich das Publikum zu erfreuen hat. Dies konnte, abgesehen von der in der letzten Zeit hinzugekommenen unseligen Verwendung der Polizei, um so weniger fehlen, als man die Landgendarmen in die Hauptstadt gezogen hat, deren Beschäftigung freilich vorzüglich in dem Einfangen und Transportiren von Vagabunden und Verbrechern besteht. Auch wir glauben, daß eine städtische, aber zahlreiche Polizeimannschaft, die nicht aus dem Militär genommen wird, allen Bedürfnissen weit eher zu genügen im Stande ist. An die Stelle der Waffen gebe man ihnen einen gesetzlichen Schutz, der eine Verletzung ihrer Personen aufs strengste ahnde, oder wenn wir bei uns in Deutschland gar zu sehr an den Degen gewöhnt sind, so hänge man ihnen einen solchen um. Man wähle ehrenhafte Bürgersleute dazu, die allein schon mit freundlichem Zureden zehnmal mehr ausrichten, als die durch ihr martialisches Aussehen provocirenden Gendarmen. Unser wackeres Militär hat einen ganz anderen Beruf, und sollte sich jemals die Veranlassung bieten, was Gott verhüten wolle, daß dasselbe gegen aufrührerische Bewegungen aufgeboten werden müßte, so wird es dann um so wirksamer gegen die Pflichtvergessenen einschreiten.

Traurig, wenn es so weit kommt. Eine bejahrte Dame kam dieser Tage zu einem Tröbler und wollte ihr künstliches, in Gold gefaßtes Zahngebiß verpfänden.

Korrespondenz.

Nürnberg, im Febr.

Auf den Korrespondenzartikel in der Didaskalia vom 19. Jan., abgedruckt in der mittelfränkischen Zeitung Nro. 81 d. J., den Albrecht-Dürer-Verein betreffend, sieht sich die jetzige Verwaltung veranlaßt, dessen verehrlichen Mitgliedern Folgendes mittheilen zu müssen: An dieselbe ging die Uebernahme des Vereins bekanntlich mit nicht unbedeutenden Schulden über, da diese vor Allem gedeckt werden mußten und sich leider noch größere Verlegenheiten insoferne darboten, daß die dagegen erhaltenen Activen sehr langsam eingehen und noch dazu ein nicht unbedeutender Theil davon uneinbringbar ist, so waren in finanzieller Beziehung dem Vereine die Hauptmittel entzogen. Aus dieser Ursache mußte nun auch eine Ausstellung vergangenen Herbst unterbleiben; eben so konnten vor der Hand unmöglich Gemälde angekauft werden. Die Abendunterhaltungen im Dürer's-Hause belangend, so sind diese mehr besucht, als früher, und was in denselben geboten, verdient gewiß nicht den Tadel, der in dem angeführten Korrespondenzartikel ausgesprochen ist; allerdings wurden plastische Vorstellungen, aber nicht Lustspiele und Possen gegeben; dies geschah in guter Absicht, und gehören denn solche nicht in's Bereich der Kunst? Und daß hie und da der Humor sprudelte, soll denn diesen der Künstler und Kunstfreund ausschlie-

hen? Käme Dürer, er würde gewiß hier milder richten. Den Vorwurf betreffend, als besitze Nürnberg wenig schaffende Künstler mehr, so kann derselbe, wenn er begründet wäre, doch wohl nicht der Verwaltung zur Last gelegt werden! Das gegenwärtige Comité des Vereins besteht aus 19 Mitgliedern und darunter sind drei Kupferstecher; warum nun absichtlich übertreiben und sagen, es bestehe größtentheils aus Kupferstechern? Ein weiterer Vorwurf, daß die Stiche der Vereinsblätter immer das Zwanzigfache des Ankaufpreises der Bilder, nach welchen die Stiche gefertigt wurden, gekostet, ist nicht wahr; wäre hier der Ort dazu, so würde die jetzige Verwaltung specificirte Rechnungen darüber vorlegen, und es würde sich ergeben, daß sie nicht das Zehnfache kosteten. Hinsichtlich des heurigen Vereinsblattes: „das Portal der Lorenzkirche“, so ist dieses nur für die verehrlichen Mitglieder des Albrecht-Dürer-Vereins bestimmt, es steht also durchaus in keiner Beziehung zu dem vom Hrn. Direktor Heideloff herauszugebenden Werke: „Die Bauhütte“, welch letzteres in diesem, so wie in jedem anderen Punkte getrennt vom Vereine bleibt. — Den verehrlichen Mitgliedern dies nun als Rechtfertigung und zugleich die Versicherung, daß, nachdem jetzt die Schulden größtentheils gedeckt, sich die Finanzen also besser gestalten, es der Verwaltung auch möglich wird, dieses Jahr nicht sowohl ein interessantes Vereinsblatt, sondern auch eine den Mitteln gewiß entsprechende Ausstellung und Verlosung bieten zu können. Das jetzige Comité glaubt bisher weise gehandelt zu haben, zuvor die alten Schulden zu decken, als zu denselben noch neue zu wälzen. Zum Schlusse laden Unterzeichnete den Hrn. Einsender genannter Korrespondenz ein, der demnächst stattfindenden Generalversammlung, wenn er Mitglied ist, beizuwohnen, wo er sich dann vom Thun und Wirken der gegenwärtigen Verwaltung eines Besseren belehren kann und nicht nöthig haben wird, solche Artikel in die Welt hinauszugeben, die für die Zukunft unbeantwortet bleiben.

Das Directorium und der Ausschuß des Albrecht-Dürer-Vereins in Nürnberg.

Mainz, 16. Febr.

Von allen Wahlen, welche in neuerer Zeit in unserer Stadt vorgenommen wurden, hat wohl keine so sehr allen Wünschen entsprochen und die allgemeine Zufriedenheit erregt, als die des Hrn. Franz Probst zum Beigeordneten des Bürgermeisters, und fand sich dadurch der Veteranen-Verein veranlaßt, diesen Gefühlen Worte zu leihen, indem derselbe den neuen Hrn. Beigeordneten, Ehrenmitglied des Vereins, zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Souper im „Hotel de l'Europe“ einladen ließ. Der erste Toast wurde vom Präsidenten der Veteranen, Hrn. Obergerichtsrath Metz, dem Gefeierten des Tages ausgebracht, worauf Hr. Probst in wenigen, aber gewählten Worten seinen Dank aussprach, und fand man allgemein, daß diese maiden-speech, wie Hr. Probst sie selbst nannte, einen recht gewandten Redner erkennen ließ. Den zweiten Toast brachte Hr. Advocat-Anwalt Krämer dem anwesenden Provinzial-Commissäe Frhr. v. Dalwigk, indem er hervorhob, wie viel dieser tüchtige Verwaltungsbeamte in der kurzen Zeit seines Hierseyns schon geleistet, und wie derselbe von den besten Absichten für das Wohl und Gedeihen der Stadt Mainz beseelt sey. Dieser Toast, welcher mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde, einem Beifalle, der wirklich aus dem Herzen kam, wurde von Frhrn. v. Dalwigk auf die freundlichste Weise verdankt, indem er bestätigte, wie gern er bereit sey, Alles zu unterstützen, was der Stadt Mainz und seinen Mitbürgern zum Wohle dienen könnte. Nachdem noch der Veterane Hr. Falck hervorgehoben hatte, wie sehr die Reihen der großen Armee jeden Tag mehr gelichtet würden, gab derselbe noch eine ausführliche Biographie des vor kurzem verstorbenen berühmten Artillerie-Generals Grafen Drouot, unter welchem so mancher Mainzer gedient hatte, und nachdem man noch mehrere der hübschen Veteranenlieder gesungen hatte, ging die Gesellschaft ziemlich spät auseinander. Die Wahlen folgen sich in unserer Stadt jetzt rasch auf einander. Die Wahlen der Gemeinderäthe, der Deputirten und des Beigeordneten sind bereits vorüber; die wichtige Wahl eines Bürgermeisters von Mainz aber steht nahe bevor, und werden wir bald im Stande seyn, etwas Näheres darüber in Ihrem Blatte berichten zu können.

Frankfurt, 12. Febr.

Quartettunterhaltungen der Herren Wolf, Geißler, Posch und Elsner.

Erstes Konzert des zweiten Cyklus.

Mit erneutem Antheile geben wir uns den musikalischen Genüssen hin, die uns von diesen trefflichen Künstlern geboten werden, und die durch schöne Auswahl, so wie durch Meisterschaft der Ausführung den lebhaften Dank aller Kenner verdienen. Auch abgesehen von dem herrlichen Gehalte der vorgetragenen Tondichtungen, bezeichnet schon die Art und Weise, wie dieselben uns vorgeführt werden, einen ganz ungewöhnlichen Werth, und sowohl das Zusammenspiel, als die Solo's tragen den Stempel geistiger Herrschaft über das Materiell-Künstlerische. Das Beethoven'sche Quartett ist so harmlos und ruhig-lieblich, so durchsichtig und zart, so fern von jenen gewaltig-erschütternden Geistesblitzen, die wir als unzertrennliches Attribut des Meisters zu bewundern gewohnt sind, daß es gewiß in jedem denkenden Zuhörer einen Eindruck hervorbrachte, der zwischen sanfter Regung des Gefühls und lebhaftem Staunen über diese sonst wenig gekannte, fast spielende Leichtigkeit des vielgestaltigen Heroen getheilt war. Daß dies Quartett ein Jugendwerk Beethoven's ist, kann dieses Staunen nicht vermindern, denn solche kampflose Zufriedenheit, solche Seelenruhe, solch' unschuldiges Spiel einer sanftbewegten Phantasie ist am wenigsten bei einem jugendlichen Titanen zu suchen! — Das an reizenden Variationen, an Gedanken- und Formfülle unerschöpfliche Quartett von Schubert ist so eigenthümlich, daß es nicht leicht ist, dem Tondichter auf alle die seltsam und tief verschlungenen Pfade seiner Phantasie und Empfindungen zu folgen; es ist schwer, sich zugleich mit genießender Hingebung und kritischem Bewußtseyn in diese zum Theil künstlerisch, zum Theil genialisch bedeutenden Wendungen eines bewunderungswerthen Geistes zu versenken, und man wagt kaum, selbst die Mängel eines solchen Werkes anzuklagen, da man vielleicht schon im nächsten Momente genöthigt ist, in diesen Mängeln hohe poetische und technische Tugenden anzuerkennen. — Das Cherubini'sche Quartett hat auch diesmal alle Herzen electrisirt und wir danken den Konzertgebern freundlichst für diesen wiederholten Genuß. Solche Tondichtungen bleiben ewig jung und von ihnen gilt, was Göthe von den höchsten Geistesschöpfungen überhaupt sagt:

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag!

An unsere Kameraden!

Als der Wunsch im Bataillon freiwilliger Infanterie laut wurde, dieses Jahr wieder einen solennen Ball zu veranstalten, ahneten wir nicht, daß in der preußischen Provinz Oberschlesien der Hungertyphus wüthe und auf so schreckliche Art die Bevölkerung, wegen Mangel an Nahrung, eine Beute des Todes werde, sonst hätte die Noth unserer Brüder gewiß Viele bestimmt, statt den Ball zu besuchen, den Betrag dafür zur Rettung der Unglücklichen zu verwenden. Diese Vermuthung bestätigt sich in den Sammlungen und wir freuen uns des schönen Erfolges. Gerne möchten wir auch beitragen zur Linderung der dortigen Noth, nur liegt Eins uns schwer am Herzen, die Besorgniß: daß die Leiden jenes Brudervolkes an den Marken des Vaterlandes die Stimme der Armen unterm eigenen Dach übertönen und diese, wenn auch nicht verkürzt, doch vielleicht nicht reichlicher bedacht werden, was so sehr die Berichte unserer Stiftungen empfohlen haben.

Wir glauben daher im Sinne der Unterzeichner zu handeln, wenn wir vorschlagen, von dem entstehenden Ueberschuß des Balles durch das Bataillons-Commando einen Theil den unglücklichen Schlesiern und den Rest dem hiesigen Unterstützungsverein zuzuwenden. Möge ein zahlreicher Besuch und mancher höhere Eintrittspreis die Sparsamkeit des Comité's unterstützen, daß der Ueberschuß erklecklich werde!

Zur nachträglichen Anmeldung hält das Comité außer den bereits bestimmten Tagen (Freitag den 25 und Sonntag den 27. Febr.) noch Dienstag den 22. Febr., Abends 6 — 8 Uhr, zu gleichem Zweck Sitzung im Hause des Hrn. Major Rauch zu ebener Erde.

Frankfurt a. M., 16. Febr. 1818. Das Comité.

Zum Besten der bedrängten Schlesier

wird Sonntag den 20. Febr. im Saale der Gesellschaft Karl zum aufgehenden Licht (Gallengasse E 5) eine musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung unter freundlicher Mitwirkung der Fräul. Fehr und der Herren Weidner, Breuer, Conradi, Wolff, Geißler, Posch und Elsner stattfinden. Den Gegenstand der declamatorischen Vorträge werden einige Scenen aus dem „Hermannsliede“ von Hrn. Dr. Fr. Lucä bilden. Der Anfang ist um 7 Uhr, Eintrittspreis fl. 1; Karten sind an der Kasse und in der André'schen Musikalienhandlung zu haben.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 52. Montag, den 21. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen vor Gottfried Oveemann.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Tag hindurch währten die Ergötzlichkeiten auf der „schwarzen Schwalbe"; doch wurden keine Zügellosigkeiten begangen, und als Tags darauf „Ueberall" gerufen ward, blieb nicht ein einziger von der Mannschaft in seiner Koje liegen. Alle waren frisch und gesund und heiter, wie am vorigen Tage. Das Wetter war immer günstig geblieben und die Goelette schaukelte sanft über die glatte See dahin. Gegen Mittag ließ Fernand einen der Matrosen den großen Mast erklettern, um mit dem Fernrohr zu untersuchen, ob man sich noch nicht im Angesichte der englischen Küste befinde. „Land am Steuerbord vor uns!" rief bald darauf der Matrose, und als er herabgekommen, sprach Fernand:

„Kreuzsegel-Gasten nach oben!"

Und ein Theil des Schiffsvolks kroch, gleich eben so vielen Katzen, zwischen dem Tauwerk hinauf.

„Kreuzsegel dicht reven![1]" erklang es wieder, und die Mannschaft vertheilte sich auf die Raa und begann, das Segel aufzufassen. Als dieses Manöver ausgeführt war, rief der Kapitän:

„Bramsegel reven!"

Nachdem auch dies geschehen, erschallte der Ruf: „Nach unten!" und Fernand sagte zu seinem Steuermann: „Es ist besser, daß wir in der Nacht landen und John Bull nicht zu viel reizen. Kennt Ihr die Küsten von Exeter in Devonshire, Steuermann?"

„Wie meine Hand, Kapitän," erwiederte Lukas, „dreißig Meilen von Dover; auch den Hafen kenne ich; es ist eine lästige Fahrt, um dahin zu gelangen, man muß durch eine Masse von Schleusenthüren ziehen."

„Gut, aber kennt Ihr die kleinen Flußmündungen, die sich an der Küste befinden?"

„Nicht sonderlich, Kapitän; aber unter Ihrer Führung und mit einigen kleinen Erläuterungen .... und Alles wird klar und gar seyn."

„Wohlan, Lukas! so richtet denn unsern Kurs dermaßen ein, daß wir gegen Mitternacht eine Viertelstunde vom Lande entfernt seyn können. Laßt das Boot in Bereitschaft setzen und beobachtet ganz genau Alles, was uns begegnen möchte. Der Kanal ist auf der See, was die „Regent Street" zu London auf dem festen Lande: man ist auf beiden nie allein. Wir wollen Niemanden ansprechen, aber auch von Keinem angesprochen werden; verstanden?"

[1]) Reven, fallen lassen, herablassen.

„Vollkommen, Kapitän, vertrauen Sie auf Lukas."

„Sollte man uns praeyen," setzte Fernand hinzu, „so laßt die englische Flagge aufhissen und die Antwort muß lauten: „Der St. Georges von Savannah nach Exeter!"

„Gut, Kapitän," wiederholte Lukas, und Fernand entfernte sich, um sich auf einige Stunden in sein Gemach einzuschließen.

Diese Zeit benutzte der Jüngling dazu, einen langen Brief zu schreiben, in welchem er Miß Ellen seine Liebe bekannte, sich jedoch für unwürdig erachtete, sie um Gegenliebe zu bitten.

Als Fernand seine Schrift durchlas, fand er sie kalt und ungeeignet und riß sie in Stücke. Drei Mal begann er von neuem, und jedes Mal erfuhr sein Brief das nämliche Loos. Endlich verließ er sein Gemach, mit den Worten: „Ich Thor, der ich die kostbare Zeit auf solche Art verliere! ... besser ist's, ich gehe zu ihr, um wenigstens noch so lange als möglich ihre Anwesenheit zu genießen. Hat sie mich erst verlassen, dann ist Alles aus mit mir!"

Die noch übrigen Stunden entschwanden in einer Art von Schwermuth. Welche Freude die Rückkehr in's Vaterland dem Herrn Willy und Miß Ellen auch gewähren mochte: sie fühlten sich dennoch tief ergriffen von dem Gedanken, dem biedern Jüngling bald Lebewohl sagen zu müssen.

Nachdem die Nacht völlig eingetreten, winkte Willy dem Kapitän bei Seite und sprach, indem er dem jungen Manne mit ungewöhnlicher Kraft die Hand drückte:

„Fernand, mein Freund, solch' ein Leben geziemt Ihnen nicht! Sie müssen es fahren lassen und einem edleren Ziele, wie Ihr Herz es verlangt, nachstreben! Sie kennen mich, nicht wahr? Wohlan: mein Herz wird Ihnen stets zugethan bleiben. Von Dankbarkeit will ich nicht reden; unsere gegenseitige Freundschaft gleicht sie aus. Doch, wenn Sie sich jemals entschließen wollten, Ihr Leben bei mir zuzubringen, so würde ich Ihre Ankunft zu den glücklichsten Stunden meines Daseyns zählen."

Fernand antwortete nicht; er ließ sein Haupt auf des Greises Brust sinken, schlang seine Arme um Willy's Hals, und zwei Thränen perlten auf seinen Wangen.

„O brav, mein Freund!" rief Willy aus, „gut so! entlasten Sie Ihr Herz; es wird Ihnen wohlthun!" und mit unbeschreiblichem Entzücken faßte er des Jünglings Haupt zwischen seine Hände und drückte einen Kuß auf dessen breite Stirn.

Noch einige Augenblicke blieben die beiden Freunde in dieser Umarmung, und als sie ihre Herzen wieder beruhigt fühlten, sprach Fernand:

„Freund! Ihre Worte sollen nicht vergeblich geredet seyn. Nach dem heutigen Tage sehen Sie mich nicht wieder; doch Ihren Rath werde ich nimmer vergessen!"

Sie gingen nun Beide, um Miß Ellen wieder aufzusuchen, und einen Augenblick darauf erschien der Steuermann mit der

Nachricht, die Stunde zur Abfahrt sey günstig. Schon war die Schaluppe herabgelassen; man hatte die Reisekoffer und Wilsy's gesammtes Eigenthum hineingebracht, und sechs Matrosen erwarteten mit erhobenen Rudern den Wink zur Abfahrt. Fernand bestieg zuerst die Schaluppe, und als er den beiden Fremden bei'm Herabsteigen geholfen, nahm er seinen Sitz am Steuerruder ein. Auf des Kapitäns Wort fielen die Ruder leise in's Wasser, und um jedes Geräusch so viel als möglich zu vermeiden, hatte man den platten Theil derselben mit Leinwand überzogen. Sprachlos ward die kleine Reise fortgesetzt. Wilsy fühlte, wie das Herz ihm pochte von alle den verschiedenartigen Empfindungen, die es durchströmten.

Das Herz Miß Ellen's, des sanften, lieben Mädchens, war nicht minder ergriffen, als ihr Vater. Fernand aber fühlte sein Blut gleichsam kochen, fühlte, daß sein Herz unter der Erregtheit fast erliege, und es kam ihm vor, als hätte er Alles träumend verrichtet.

Nach einer halben Viertelstunde landete man in der Mündung eines kleinen Flusses. Die Schaluppe ward befestigt; mit Fernand's Hülfe stiegen Wilsy und seine Tochter an den Strand, und dann wurden die Reisekoffer gelandet.

Wilsy hatte bald die Gegend erkannt und Fernand angedeutet, in welcher Richtung man Wohnungen und einen Wagen würde ermitteln können. Einer der Matrosen wurde darauf entsendet. Bald danach kehrte er mit einem Bauernwagen zurück; man belud diesen mit den Koffern, dem Bauer ward Verschwiegenheit auferlegt und ihm befohlen, nach dem nächsten Dorfe zu fahren.

Der Abschied war traurig. Weinend umarmten sich noch ein Mal die beiden Freunde, und als Fernand sich zu Miß Ellen wandte, reichte diese ihm die Hand, doch war sie unfähig, auch nur ein Wort zu äußern. Der Jüngling drückte diese Hand an seine Lippen, benetzte sie mit seinen Thränen, und es war ihm zu Muthe, als versagte auch ihm die Sprache.

Als der Wagen seinem Blick entschwunden war, kehrte Fernand zur Schaluppe zurück, bestieg diese und ließ trostlos das Haupt auf die Brust herabsinken.

Fernand hatte dieselben Augenblicke dazu benutzt, auch die Gefangenen des St. Georges an's Land setzen zu lassen. Herr Wilsy hatte einige Summen Geldes unter dieselben vertheilt und sie dadurch in den Stand gesetzt, ihren heimischen Herd zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Das neapolitanische Verfassungsfest in Rom.

(Rom, 4. Febr.) Theils in Folge der Einladung des Municipiums, theils aus eigenem Antrieb, hatte sich gestern in Rom Alles beeifert, das Fest wegen Verleihung einer Konstitution in Neapel so glänzend als möglich zu begehen. Vom Morgen an wurden alle Fenster und Balkone in der ganzen Stadt und selbst in den ärmlichsten und entlegensten Häusern mit Teppichen, wohl auch mit Inschriften, geschmückt. Gegen 3 Uhr begann bereits die Bewegung von Leuten aller Stände; Alles war mit weißgrün-rothen Kokarden oder Bändern versehen, die Nationalgardisten aber trugen dergleichen Federn auf ihren Helmen. Als vorher eine Deputation des Municipiums bei Sr. Heiligkeit erschienen war, um die Erlaubniß zur Festfeier nachzusuchen, antwortete Pius: Che facciano pur la festa, che si divertino, questo è il mio piaceré; purchè conservino l'ordine pubblico ch'io affido sempre a loro stessi (mögen sie immerhin das Fest veranstalten und sich belustigen, Dieses ist mein Vergnügen; wenn sie nur die öffentliche Ordnung bewahren, die ich immer ihnen selbst anvertraue). Die Façade des Casino de' Commercianti war besonders reich geschmückt, mitten in den Ornamenten, im Centrum einer gelb und weiß strahlenden Sonne, stand die Büste Pius IX., und unter ihr las man die Inschrift: Jo Vicario di Cristo — hò riaperto ai popoli — il libro d'amore — e i popoli vi hanno letto — resurrezzione (ich, der Stellvertreter Christi, habe wieder geöffnet den Völkern das Buch der Liebe, und die Völker haben darin gelesen: Auferstehung). Gegen 7 Uhr setzte sich der Fackelzug von der Piazza del Popolo aus in Bewegung, eröffnet von einer zahlreichen Menge Nationalgardisten. Dann folgten die Militärmusik der Jäger zu Fuß und die Fahnen in folgender Ordnung: zuerst die dreifarbige, dies Mal nicht mit Flor, sondern mit einem Lorbeerkranze geschmückte sicilianische Fahne, und neben ihr schritt auf jeder Seite ein Carabiniere (Gendarme) mit der dreifarbigen Kokarde. Hierauf folgte Ciceruacchio mit einer ungeheuren dreifarbigen Nationalfahne, in deren Mitte man das Wort „Dio" las. Neben ihm trug man zwei Standarten; auf der einen stand rechts: Libertà, links: religione, auf der zweiten: Dio, Popolo. Eine gewaltige Menge von allen Ständen, unter ihnen viele Militärs aller Waffengattungen und Priester, sämmtlich mit den Nationalfarben geschmückt, folgte. Dann schloß sich die Musikbande der Gendarmen an, welche den von Sterbini gedichteten und von Magazzani neu komponirten Hymnus auf die Thaten der Sicilianer begleitete, der von einigen Hundert Dilettanten gesungen ward. Jetzt folgte eine Fahne mit der Inschrift „Alta Italia" (Oberitalien), begleitet von der hier anwesenden Jugend aus Parma, Modena und dem lombardisch-venetianischen Königreich. An diese schloß sich das „Hoffnungsbataillon", Knaben römischer Familien vom 4ten bis 14ten Jahre, geleitet von ihrem Direktor, dem Kapitän Pautrier. Sie trugen eine kleine päpstliche Standarte. Hierauf kam der letzte Zug mit Musik, geführt von einer Fahne mit der Inschrift: Lega doganale Italiana (italienischer Zollverein). Tausende von Fackeln schlossen den Zug. Vom Volksplatz an durch den Corso folgte ein Evviva dem andern; wir heben folgende aus: Viva l'independenza Italiana — Viva Palermo — Vivano le donne Sicilianu — Vivano i Capuccini di Palermo (von den palermitanischen Kapuzinern sollen über 80 in den letzten Kämpfen auf dem Wahlplatze geblieben seyn) — Viva il Clero Siciliano (die sicilianische Geistlichkeit). Natürlich fehlte es auch nicht an zahlreichen Evviva Pio IX. Als der Zug vor dem Hause der Jesuiten anlangte, das auch illuminirt war und wo eine Menge der Väter von den Fenstern aus die Scene beobachteten, erhob sich der Ruf: Viva Gioberti — Maledizione ai suoi nemici — Viva l'immortale Ganganelli — Morte agli Oscurantisti. Sofort gelangte der Zug an die Treppe des ebenfalls prachtvoll erleuchteten Campidoglio. Hier angelangt, wurde die Hymne wiederholt. Der Kardinal Fürst Altieri, begleitet von mehreren Mitgliedern des Municipiums, gab vorher von seinem Palaste aus durch ein Zeichen den Wunsch zu erkennen, sprechen zu wollen. Er erklärte, er sey von Sr. Heiligkeit beauftragt, dem Volke zu wiederholen, daß er sich an dessen Jubel über die wiedereingetretene Ruhe in Sicilien freue, ihm in seinem Namen den apostolischen Segen zu ertheilen, und es zu Ruhe und Eintracht zu ermahnen, um dadurch eine glückliche Zukunft zu sichern. Es erscholl alsbald ein allgemeines Evviva Pio IX. und Evviva Altieri, und die Sänger stimmten den Chor Pius IX. „Scuoti Roma" an. Auch der alte Kaiser Marc Aurel mußte an dem Feste Theil nehmen. Mehrere junge Männer waren auf dessen ehernes Standbild auf dem Platze des Kapitols hinaufgeklettert und hatten ihm eine gewaltige dreifarbige Fahne an die ausgestreckte Hand befestigt. Vom Kapitol zogen sich die Massen hinab auf das alte Forum, wo sie sich nach verschiedenen Evviva's trennten. (N. C.)

Goethe als Politiker.

In dem aus H. Luden's Nachlasse herausgegebenen Werke, welches den Titel führt: „Rückblicke in mein Leben“, bilden die Berührungen, in welche der jenensische Geschichtschreiber mit Goethe kam, einen der interessantesten Abschnitte. Vor Allem ist das dritte Kapitel geeignet, das Urtheil über Goethe's Verhältniß zu den politischen Angelegenheiten zu berichtigen. Mit Wärme und überzeugender Erregtheit vertheidigt Luden hier den Dichter gegen alle Die, welche ihn beschuldigen: er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Er erklärt Goethe's Schweigen bei den politischen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit (es ist von 1814 die Rede) lediglich als eine „schmerzliche Resignation, zu welcher sich Goethe in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte“, und da es sich hier um einen großen Mann handelt, mögen wir einige von den Worten anführen, welche Goethe selbst 1814 in einer traulichen Herzensergießung gegen Luden äußerte. Sie lauten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unseres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn die Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtseyn nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen seyn. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben u. s. w. — Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es richtiger Befreiung nennen: nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fürsten, sondern von einem fremden Joche. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin gegen Morgen aus u. s. w.“

Mannichfaltigkeiten.

Nach Briefen aus Ssimpheropol (Krim) ist der Kreis Perekop von einem fürchterlichen, 36 Tage ununterbrochen anhaltenden Sturmwetter heimgesucht worden. In mehreren Dörfern wurden Rindvieh und Schafe in den Ställen vom Schnee begraben.

(Freiburg, 16. Febr. — Freib. Z.) Dem Vernehmen nach hat man die Absicht, die Sternwarte in Mannheim, weil sie mit keiner höhern Lehranstalt in Verbindung steht, eingehen zu lassen und statt ihrer entweder in Heidelberg für die dortige Universität oder in Karlsruhe für die polytechnische Schule daselbst eine neue zu erbauen.

In der Allg. W. Theatztg. wird erzählt: Der Orchesterdiener der großen Oper in Paris hält sich einen Bedienten und fährt in einem eleganten Tilbury; verdient mit Paletots, Operngucker n u. s. w. jährlich 12—15,000 Franken, und ist nebenbei Banquier der Bühnenkünstler.

(Wetzlar, im Februar. — Allg. Z.) Es ist im Werke, dem großen Feldherrn, dessen Tod das ganze Deutschland betrauerte, dem Erzherzog Karl von Oesterreich, ein Denkmal zu setzen, zur Erinnerung an den Sieg, welchen er im Jahr 1796 hier über die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan erfocht, der unsere Stadt bereits mit einer Plünderung bedroht hatte. Noch haben wir lebende Zeugen jener ereignißreichen Zeit unter uns. Es ist eine Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für das projektirte Denkmal in Umlauf gesetzt, und neben den ansehnlichen Summen, welche schon gezeichnet sind, hat sich auch die städtische Verwaltung mit einem entsprechenden Zuschusse dabei betheiligt. Das anspruchlose Werk aufrichtiger Dankbarkeit und Bewunderung wird deshalb bald in Angriff genommen werden.

(Köln, 16. Febr. — Köln. Z.) Gestern Nachmittags stürzte Angesichts zweier Dampfschiffe voller Menschen ein Knabe von 10 Jahren zu Deutz aus einem Nachen in den Rhein und verschwand sofort in den Fluthen. Hr. Louis Rener, Eigenthümer des Gasthofes „zur Belle Vue“, welcher auf der Mauer seines Gartens am Rheine stand, sprang sofort hinab und warf sich in die Fluthen. Nach mehrmaligem Untertauchen hatte er den Knaben ergriffen, welchen zu Hülfe geeilte Schiffsleute übernahmen. Hr. Rener hat das schöne Verdienst, schon früher, theils allein, theils in Gemeinschaft mit seinem leider zu früh verstorbenen Bruder Paul, mehrere Menschenleben gerettet zu haben.

Korrespondenz.

Nürnberg, 16. Febr.

Am 13. d. wurde der ehemalige Direktor der Generalverwaltung der k. Eisenbahnen, Dürig, begraben. Ueber den Charakter und die Geschäftsthätigkeit dieses Mannes hört man von Allen, die mit ihm in Berührung kamen, die abweichendsten Urtheile. Gewiß ist, daß an ihm das Schroffe, Herrische gegen Untergebene schärfer hervortrat, als bei vielen anderen hochgestellten Beamten. Das von ihm als richtig Erkannte hielt er hartnäckig fest; er wußte stets seine Ansicht zur Geltung zu bringen. Er war ein Bureaukrat im vollsten Sinne des Worts, und duldete von keinem ihm Untergeordneten den geringsten Widerspruch; daher fand er keine Liebe, man fürchtete ihn. Abel's Scharfsinn hatte in ihm den Beamten erkannt, der tauglich war, das Chaos von Geschäften bei dem Eisenbahnbau zu ordnen. Dürig, unermüdlich thätig und mit unbeschränkter Vollmacht zum Handeln nach seinem Gutdünken versehen, löste in kurzer Zeit die schwierige Aufgabe und wenn er hier und da Uebergriffe in das Technische machte, so ist dies blos dem inneren Triebe, seiner Lust an Mechanik und Bauen freieren Spielraum zu verschaffen, zuzuschreiben. (So war die Construction von Oefen und Kochherden

eine eine Liebhaberei von ihm und nicht selten legte er bei der Ausführung einer seiner Ideen selbst Hand an). An Eifer und Fleiß kam ihm nicht leicht ein anderer Beamter gleich. Das ihm zunächst stehende Personale klagte stets, daß er bis 2 Uhr und noch später Morgens arbeite und verlangte, daß bei dringenden Erledigungen von Seite desselben Gleiches geschehe. Dieses rastlose Schaffen und die Collisionen, in die er bei Anwendung seiner Amtsgewalt so häufig sich, vermöge seines Temperamentes, verwickelte, gab Veranlassung zu Klagen; doch waren diese unwirksam, so lange Abel am Ruder war. Nach dem Sturze desselben drangen jene durch. Im Mai 1847 erhielt Dürig seine Pensionirung unter kränkenden Zusätzen; er, der für seine Thätigkeit durch Erweiterung des bayrischen Eisenbahnnetzes ein großes Feld sich öffnen sah, wurde ohne eigentlichen Grund beseitigt, und mußte die bittersten Erfahrungen jetzt machen. Ueber den ihm reichlich zufließenden Hohn Derer, die ihn früher fürchteten, wußte er sich zu trösten; aber tödtlich schmerzte ihn, dem Niemand das Zeugniß versagen wird, daß er jeder Bestechung unzugänglich war, die in der Kammer der Reichsräthe ausgesprochene Verdächtigung. Dürig, stets nach Ehre geizend, hatte immer noch geglaubt, Beförderung erwarten zu dürfen; dieser Schlag aber lähmte seine Lebenskraft; er begann zu siechen. Die Vertheidigung des Grafen Giech in der Kammer der Reichsräthe und die erläuternde Erklärung des Ministers darauf war für ihn kein Heilpflaster; sechs Wochen nach Bekanntmachung der Reichsraths-Protokolle erlag der kräftige, erst 57 Jahr alte Mann der durch Gram erzeugten Krankheit. — Mag man nun über sein Wirken manches harte Urtheil hören; Dürig nimmt den Ruf eines rechtlichen, pflichtgetreuen Mannes mit in's Grab. Wenn man ihm den Vorwurf der Diätenschneiderei machte, so trifft dieser nicht Dürig allein. Dürig hatte als Direktor, wie jeder andere Beamte, das Recht, Diäten zu berechnen, so lange die darauf bezügliche Verordnung in Kraft besteht. Das Widersinnige derselben bei Reisen der Beamten auf Eisenbahnen tritt wirklich grell hervor; aber es fällt keinem Regierungsrevisor ein, eine Berechnung zu streichen, in welcher das Postgeld für so und so viel Stunden Reise verlangt wurde, wenn gleich der Beamte die Eisenbahn benützte. So kann ein beim Ludwigskanal Angestellter, ohne sich den Vorwurf der Diätenschneiderei zuzuziehen, für den Weg von hier nach Bamberg und wieder zurück in Allem 32 Stunden Gefährtegelder aufrechnen, als ob er die Post und nicht die Eisenbahn, was natürlich Jeder thut, benützt hätte und eine solche Reise, die für hin und her 4 Stunden in Anspruch nimmt, wirft unter solchen Umständen einen hübschen Ueberschuß ab.

Jena, 16. Febr.

Der Thierarzt Dr. C. Falke und Prof. Dr. W. Artus hier haben das Chloroform bei einem Hunde angewandt. Die Mittheilung ihres Versuchs möchte das allgemeine Interesse um so mehr erregen, als sie fanden, daß der Hund nach Application von 1/2 Drachme, welche, auf Baumwolle getröpfelt, ihm vor die Nasenlöcher gehalten wurde, bereits nach 3 Minuten völlig betäubt sich gegen einen schmerzhaften chirurgischen Eingriff völlig indifferent verhielt. Nach 4 Minuten zeigte sich jedoch wieder einige Lebensthätigkeit, weshalb man noch 1/2 Drachme in der angegebenen Weise anwandte. Fünf Minuten darnach wurde noch 1/2 Skrupel applicirt und kurz darauf das Applicationsvehikel entfernt. Jetzt schien ein völlig lebloser Zustand eingetreten zu seyn, eine Vermuthung, die sich bei genauerer Untersuchung in der That bestätigte. Es beweis't also dieser Fall, daß auch das Chloroform gleich dem Schwefeläther mit aller Vorsicht anzuwenden sey, und verdient gewiß besonders die Beachtung der Menschenärzte.

Wiesbaden, im Febr.

Das schon seit geraumer Zeit in Umlauf gewesene Gerücht von Verlegung der Briefpost in die Nähe des Bahnhofs erneuert sich seit einigen Tagen dadurch, daß die Postdirection schon mit einigen Häuserbesitzern in der Rheinstraße wegen Ankaufs eines Hauses in Unterhandlung getreten seyn soll. Die Ausführung eines solchen Projects würde viele Gegner finden. Die Briefpost gehört in die Mitte der Stadt und nicht an das äußerste Ende derselben. Gründe hierfür anzuführen, wäre überflüssig, da jedem Vernünftigen Solches einleuchten wird. Besitzern von Badehäusern und Gasthöfen, welchen die Besorgung frankirter Briefe zur Post, so wie mancherlei Anfragen daselbst von den Fremden nur zu häufig aufgetragen werden, lüde man dadurch eine nicht zu rechtfertigende Last und resp. Kosten auf. Da diese Etablissements fast sämmtlich im Herzen der Stadt gelegen sind, so könnten sie in der That ständige Postboten für ihre Rechnung unterhalten. Nicht minder nachtheilig und lästig wäre die Einrichtung für die übrigen Geschäftsleute, welche eine starke Korrespondenz und mitunter Briefgefache auf der Post haben. Der Umstand, daß sich die Postdirection über den Miethpreis einer dem Zweck entsprechenden Localität in dem seitherigen Posthause mit der Eigenthümerin nicht einigen kann, dürfte mithin Veranlassung werden, daß das Interesse der ganzen Stadt, mit Ausnahme einiger Straßen, worin kein Verkehr ist, hintangesetzt würde. Hoffen wir, daß sich unsere Regierung der Sache annehmen und die Bevölkerung einer ganzen Stadt mit den sie besuchenden vielen Fremden wegen einiger Hundert Gulden, welche die Postdirection etwa sparen könnte, nicht Inconvenienzen preis gegeben wird.

Darmstadt, 18. Febr.

Gestern fand bei der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde die erste Begräbnißfeier statt (die Gemeinde, welche circa 300 Seelen zählt, hatte seit ihrem nun bald dreijährigen Bestehen bis jetzt überhaupt nur zwei Verluste durch Todesfall erlitten, wovon der eine sich vor einiger Zeit außerhalb Darmstadt's in der benachbarten Ortschaft Arheiligen ereignete). Der Verblichene war ein sehr achtungswürdiger 72jähriger Greis, dessen Lebensabend (nach seinen eigenen Worten) die Reformation des 19. Jahrhunderts verklärt und verschönert hatte. Der Pfarrer (in Amtstracht) und das Aeltesten-Collegium der Gemeinde folgten dem Leichenwagen vom Sterbehause durch die Stadt bis zum Thore des Friedhofes; dort harrte die ganze Gemeinde und schloß sich, als die Mitglieder des Aeltesten-Collegiums unter Posaunenschall den Sarg bis zur Grabesstätte trugen, dem Zuge an. An der letzteren stimmte ein Sängerchor: „Wie so sanft ruh'n“ an. Bürger und Bewohner Darmstadt's in ungemein großer Zahl, ohne Unterschied der Confession (römisch-katholische und Protestanten) standen bei ihren deutsch-katholischen Mitbrüdern und vernahmen tief ergriffen die Worte des Pfarrers Hieronymi, der, am Grabe stehend, den wahren Trost der Religion in der Hinweisung auf die allversöhnende Liebe in jedes Herz senkte und dann nach stillem Gebet den Segen sprach, worauf die Gemeinde das Lied: „Auferstehn'n, ja auferstehn'n“ anstimmte. Der Eindruck, den diese ernste Feier auf Jedermann ohne Unterschied der Confession machte, war groß und hat nicht wenig dazu beigetragen, die hier vorwaltende Ueberzeugung von der segensreichen Bedeutung des Deutschkatholicismus überhaupt, so wie von dem brüderlichen Geist, der die hiesige Gemeinde beseelt, zu befestigen und in weitere Kreise zu verbreiten.

Der Unterzeichnete wird die Ehre haben, Donnerstag den 2. März

Eine große Academie deutscher Lieder und Gesänge,

unter gefälliger Leitung des Hrn. Kapellmeister Guhr, und Mitwirkung der Damen Capitain-Anschütz, Oswald, Brandt, Fehr und der Herren Caspari, Conradi, André, H. Wolff, Mohr, Mehner, Rosenhain und Lutz zu veranstalten. Von der Idee ausgehend, in den beiden Abtheilungen dieser Soirée die musikalischen Richtungen des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts im Gebiete deutscher Lieder und Gesänge vergleichend gegenüber zu stellen, hofft der Konzertgeber dem verehrten Publikum einen nicht gewöhnlichen Kunstgenuß zu bereiten. — Die Componisten der ersten Abtheilung sind: Peter Winter, Jos. Haydn, Berger, Mozart, Dittersdorf, Beethoven, Himmel und Fesca. Die Componisten der zweiten Abtheilung: Franz Schubert, Mendelssohn, Fr. Schneider, Spohr, Speier, Fr. Lachner und Messer. — Zur Vermeidung der Einförmigkeit werden gediegene Ensembles und Instrumental-Solo's, jedoch mit Berücksichtigung oben ausgesprochener Idee, zwischen diesen Gesängen vorgetragen werden. Der Anschlagzettel wird das Nähere mittheilen. Das Local ist im Saale des philharmonischen Vereins (holländischer Hof). Der Anfang halb sieben. Billets zu fl. 1. 45 kr. sind bei C. André im Hause Mozart zu haben.

Carl Gollmick, Mitglied des Orchesters.

Dienstag, 20. Febr., dritte soirée musicale von Hrn. Eduard Rosenhain im Saale des Hrn. André (Haus Mozart). Die darin vorkommenden Stücke sind: Trio von Beethoven B dur, Op. 97, vorgetragen von den Herren Eliason, Nipfel und Rosenhain. Die Retraite, Ballade von Speier, vorgetragen von Hrn. Hecht. Grand Septuor von Hummel.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Febr. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin“, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 53. Dienstag, den 22. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die Korvette.

Kaum war der Kapitän auf der „schwarzen Schwalbe" wieder eingetroffen, als Lukas vor ihm erschien, um seine Befehle entgegen zu nehmen.

„Steuert den Kurs zurück nach dem Vaterlande," sprach Fernand, „wir wollen in Antwerpen einlaufen, uns unserer Güter entledigen und neuen Proviant einnehmen.

„Sehr wohl, Kapitän," sagte Lukas, „aber ich muß Ihnen sagen, daß ich während Ihrer Abwesenheit vom Bord ein Fahrzeug in der Richtung von den Küsten entdeckt habe."

„Welches Fahrzeug?" fragte Fernand.

„Die Dunkelheit gestattete mir nicht, es zu untersuchen, Kapitän, und ohne das an Bord desselben befindliche Licht hätte ich sogar seine Anwesenheit nicht gewahren können."

„Gebt mir das Fernrohr," sagte Fernand, und als er es in den Händen hielt und Lukas um die Richtung gefragt hatte, in welcher das Fahrzeug sich befinden müsse, blieb er lange Zeit mit Untersuchung der Meeresfläche beschäftigt. Endlich äußerte er: „Ich müßte mich sehr irren, Steuermann, wenn es nicht eine Kriegskorvette wäre: drei Masten hat das Fahrzeug gewiß, und da es sich in diesen Gegenden befindet, wird es ohne Zweifel ein Feind seyn. Es giebt nicht viele französische Kriegsschiffe, die, wie unsere „schwarze Schwalbe", es wagten, so weit aus der Spur zu laufen."

„Was befehlen Sie nun, Kapitän?"

„Wir wollen die offene See wählen, Lukas. Laßt die Segel beisetzen. Mit der leichten Kühlte, die jetzt herrscht, werden wir bequem zehn Fahrten in einer Stunde laufen und morgen früh aus dem Gesichte der Korvette seyn.

Der Steuermann eilte, des Kapitäns Befehle ausführen zu lassen.

Als Fernand sich allein befand, begann er, über seinen Zustand nachzudenken. Bald machte er sich Vorwürfe, daß er dem Mädchen nicht deutlicher seine Liebe gestanden; bald wieder war er zufrieden mit Dem, was er Vorsicht nannte, und jauchzte im Herzen, daß er sich nicht ausgesprochen: „Ach! vielleicht fühlt sie nichts Anderes als Freundschaft für mich!" seufzte der Jüngling. „Nein! Freundschaft noch nicht! Mitleid .... Mitleid mit dem unglücklichen Jüngling, dem elenden Seeräuber! O ja! ich weiß es, ein Stempel der Verachtung ist meinem Scheitel eingeprägt. Ich bin ein Seeräuber! .... Was ist ein Seeräuber? Etwas besser als ein Dieb, der auf der Landstraße dem einsamen Wanderer auflauert, um ihm seine Börse und das Leben zu rauben! ... Ein Dieb, ein Mörder, welchem die Politik gestattet, sein abscheuliches Gewerbe ungestraft einige Zeit auszuüben. O, das ist schrecklich! ... Gott, Gott! ... O, meine Mutter! Arme Mutter, wenn Du noch lebtest, würde ich friedlich an Deiner Seite wohnen; selige Tage würden uns entschwunden seyn; ich hätte Dein Alter unterstützt. Vielleicht wäre mir auch dann ein Mädchen, wie Ellen, auf meiner Lebensbahn begegnet, vielleicht Miß Ellen selbst, und sie wäre meine Braut geworden, denn ich wäre ihrer würdig gewesen .... eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte meine Mannesjahre erheitert. Du hättest die Kinder Deines Sohnes, Deines geliebten Fernand's gesehen, o Mutter! hättest Gott im Himmel gedankt, und freudig wärest Du zur ewigen Ruhe gegangen .... Und nun, nun schaust Du vielleicht von des Himmels Höhen auf Deinen Sohn hernieder und verfluchst ihn, fluchst Deinem Fernand, dem Seeräuber .... o Verdammniß! Nein! es giebt keine Hoffnung mehr; das Leben ist mir stets eine Qual gewesen; jetzt ist es mir zur Hölle geworden ...."

Ermattet und verzweiflungsvoll sank der Jüngling darnieder. Jene traurigen Empfindungen hatten ihm den Geist gleichsam umnebelt, und er fiel in einen fieberartigen Schlaf, in welchem die fürchterlichsten Träume ihn folterten. Er sah sein ganzes Leben den Augen seines Geistes wieder vorgeführt; er sah die letzten traurigen Lebenstage seines Vaters, sah die schmerzerfüllten Augenblicke seiner Jugend; die tiefe Betrübniß seiner Mutter; dann das Hinscheiden der wackern Frau und Alles, was weiter sich ereignet hatte. Doch Alles, Alles, selbst die wenigen angenehmen Stunden, die er im Leben genossen, war mit den dunkelsten Farben geschildert. Als er aus diesem schrecklichen Schlaf erwachte, fühlte er seinen Körper mit eiskaltem Schweiß bedeckt, und war genöthigt, sich zu Bette zu begeben, wo einige Stunden Ruhe seinen Körper etwas stärkten und ihm neue Kräfte verliehen.

Als es heller Tag geworden, entdeckte der Steuermann in einer Entfernung von nur einer halben Meile ein Fahrzeug, und staunte, bei näherer Untersuchung, nicht wenig, als er in diesem dieselbe Korvette gewahrte, die er in der Nacht nach den Küsten hatte steuern sehen.

„Kriegskorvette, so wie der Kapitän sich's dachte," murmelte er in sich, „tüchtiger Segler; zwanzig Stück Kanonen und ohne Zweifel Mannschaft in Ueberfluß .... und zwar englisch, auch daran ist nicht zu zweifeln. Das soll der Kapitän sogleich wissen!"

Als Fernand auf dem Verdeck erschienen war und die Sache untersucht hatte, verbreitete sich gleichsam ein Nebel über sein Antlitz. Seine Gesichtszüge wurden noch finsterer als gewöhnlich, und nach einigen Augenblicken sprach er:

„Ich zweifle nicht daran, Lukas, die Korvette hat es auf

uns gemünzt. Zum Glück ist sie über uns in See und der Wind hält landwärts. Wir wollen sogleich eine Probe machen; vor allen Dingen aber wenig Bewegung unter der Mannschaft!"

„Was befehlen Sie, Kapitän?" fragte Lukas.

„Wendet den Bug landwärts. Wir haben dann die Kühlte hinter uns und können unsere Segel beisetzen. Folgt die Korvette unserer Bewegung, dann mögen wir unsere Waffen in Bereitschaft halten, es sey denn, daß die „schwarze Schwalbe" ihren gewöhnlichen Flug verdoppele."

Und einige Augenblicke darauf sich zu Lukas altem Maat wendend, fuhr Fernand fort:

„Jan, Du sollst das Ruder führen; ich kenne Dich als einen tüchtigen Matrosen und darf Dir daher in diesem wichtigen Augenblick diesen Posten wohl anvertrauen .... Und nun, Lukas, an's Werk, rasch und sprachlos! wir müssen uns anstrengen, Jungens, wir müssen fliegen ...."

Jan nahm seinen Platz am Steuerruder ein und sagte eine Weile darauf zum Steuermann, der ihm zur Seite stand:

„Lukas, Junge! ich weiß nicht, was unserm Kapitän fehlt. Seit einigen Tagen ist er ganz verändert. Hast Du jemals gehört, daß er den Grund zu Dem angiebt, was er anordnet? Früher hieß es: thut Dies! thut Jenes! doch nie ein Warum dabei."

„Du machst, daß ich lachen muß, Jan."

„Lache nur, so viel Du willst; aber zum Teufel! ich sage, daß es dem Kapitän im Kopfe spukt. Eine schlechte Vorbedeutung, Freund Lukas."

„Bah, bah, Jan! Denken wir nur daran, unsere Pflicht zu erfüllen; der Kapitän seinerseits wird nicht zurückbleiben, ich kenne ihn. Schlechte Vorbedeutungen sind's freilich: eine Korvette mit zwanzig Kanonen, und wer weiß, wie viel Mannschaft!"

Und der Steuermann fuhr indeß fort, seine Befehle zu ertheilen.

Fernand hielt das Auge fortwährend auf die Korvette gerichtet, und keine ihrer Bewegungen konnte ihm entgehen. Die „schwarze Schwalbe" gehorchte trefflich dem Steuerruder und wandte mit der größten Bequemlichkeit auf Steuerbord ab. Kaum war dieses Manöver vollzogen, als auch die Korvette sich bereit machte, dasselbe zu verrichten. Fernand hatte nunmehr genug gesehen; er begab sich zur Lucke und rief hinab:

„Sechs Mann auf's Verdeck!" und darauf vernahm man in scharfem Ton den Ruf:

„Alle Segel in Top!"

„Prangt dort das Oberbramsegel, prangt!"

„Prangt die Focken, prangen!"

„Und todtlaufen, Leute! vorwärts mit der „schwarzen Schwalbe! Es gilt den Preis!"

Die Goelette schien jetzt über das Wasser zu fliegen, und machte allerdings raschere Fortschritte, als die englische Korvette; dagegen hatte diese einen unendlichen Vortheil, weil sie, da sie sich mehr südwärts in See befand, bei der jetzt vorgenommenen Wendung fast auf gerader Linie mit der „schwarzen Schwalbe" stand und deren Kurs verhinderte, da Fernand, um in den Kanal zu gelangen, genöthigt gewesen wäre, unter den Batterien der Korvette zu fahren, und dies konnte bei der geringen Entfernung dennoch nicht geschehen. Klar und deutlich war es zu sehen, daß die Korvette Jagd zu machen beabsichtigte, und obgleich Fernand gewahrte, daß er einigermaßen im Vortheil gegen das fremde Schiff sey, hielt er es doch für rathsam, die Waffen in Bereitschaft setzen zu lassen, um, es möge sich ereignen, was da wolle, nicht unversehens angegriffen zu werden. Die Jagd hielt den ganzen Vor- und Nachmittag an. Die „schwarze Schwalbe" gewann wenig, und beständig sah man den dunkeln Rumpf der Korvette lofwärts schnell fortsteuern und wie ein hungeriges Thier seine Beute anstarren.

Aber Fernand ließ den Muth nicht sinken: „Noch drei Stunden segeln wir," dachte er, „dann können wir vor der Korvette wegfahren, ohne daß wir viel von ihrem Geschütze zu leiden haben, und alsdann überlasse ich John Bull die Kunst, die „schwarze Schwalbe" einzuholen."

So hätte es sich auch ohne Zweifel ereignet, wenn nicht plötzlich, bei'm Untergang der Sonne, der Wind sich gelegt hätte und eine ganz gelinde Kühlte eingetreten wäre, die kaum hinreichte, die Segel zu spannen. Die „schwarze Schwalbe", welche schon lange alle Segel in Top hatte, fühlte sichtbar, daß ihre Fahrt sich verzögerte. Die Korvette hingegen hatte noch nicht alle ihre Mittel angewendet, und ließ jetzt noch einige kleine Segel beisetzen, welches, wenngleich nur sehr unbedeutend, ihren Gang mehr beschleunigte, als den der „schwarzen Schwalbe". Fernand hatte Alles mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet und sah leicht ein, daß es unter solchen Umständen ohne Kampf nicht ablaufen könne. Demgemäß war er nur noch darauf bedacht, sich streitfertig zu machen. Er ließ „überall" machen und hielt folgende Anrede an seine Mannschaft, indeß hohe Gluth sein Antlitz entflammte:

„Männer, Kameraden, Freunde!" rief er aus, „dort ist eine Korvette, die es nicht dulden zu wollen scheint, daß wir zum Ausruhen nach Antwerpen uns begeben, bevor wir eine kleine Unterhaltung mit ihr gehabt. Wir wollen oder können diese Höflichkeit nicht ablehnen; noch einige Stunden Arbeit, und wir werden desto besser ausruhen. Heute müßt Ihr zeigen, daß Ihr Männer seyd; daß zehn Kanonen, von geschickten Händen bedient, so viel werth sind, als zwanzig andere; daß ein Mann, der ein Heldenherz in seiner Brust fühlt, fünf andern zu widerstehen vermag, und daß der ächte Pirat sich durch keine Anzahl abschrecken läßt. Haltet Euch bereit, Freunde! Bald beginnt der Kampf, und der Sieg und das Leben zu Antwerpen sind unser Lohn!"

„Hurrah dem Kapitän!" rief die Mannschaft, und auf Aller Antlitz war wilder Blutdurst zu lesen.

Und man bereitete sich zum Empfang des Feindes.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die Bücherwelt.

8.

Es ist eine, wenn auch gar nicht neue, doch stets wahre Erfahrung, daß unter den ewigen Kämpfen und Wechseln des Lebens Poesie und Kunst die freundlichsten Trösterinnen und besten Freundinnen des Menschen bleiben. Sie erheben uns in der seligen Jugendzeit zu den Göttern, laben und ermuthigen uns unter der Schwüle und Dürre des ernsten Berufslebens und lassen auf den steilen Höhen des Greisenalters uns das friedliche Abendgeläute aus den unter uns liegenden Thälern vernehmen. Den edlen Bildner und den sinnigen Dichter lieben und verehren wir, denn ihre Geisteswerke sind die grünenden Oasen auf der mühevollen Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe. Leider aber mischen sich den Geweihten der Kunst und Poesie so viele Unberufene bei, welche ein Handwerk aus dem Schönsten und Besten machen und mit unzarter Hand nach den Blüthen der Muse greifen! Von solchen Eindringlingen wird Keiner mehr geplagt als Der, welchem die Auswahl von Gedichten und die Beurtheilung derselben für ein Tagblatt obliegen. Durch wie viel Dornen und Disteln, durch wie viel wildverschlungenes Gestripp, über wie viele Klippen und nacktes Gestein muß er sich durch und hinüber arbeiten, bis er einmal eine lichte, mit duftenden Blumen und würzigen Kräutern bewachsene und eine erquickende Aussicht bietende Anhöhe erreicht! Dann aber ist seine Freude

auch um so größer und gerne verweilt er bei Dem, welchem er die Lust des Genusses verdankt. Eine solche hat dem Ref. die eben erschienene Sammlung der Gedichte von Theodor Creizenach (Frankfurt, Literarische Anstalt) bereitet. Eine Sammlung, welche des Schönen und Sinnigen so viel enthält, daß es zur Pflicht wird, die Freunde der Poesie, denen sie noch unbekannt seyn sollte, zur Bekanntschaft mit derselben aufzumuntern. Theodor Creizenach scheint uns richtig bezeichnet, wenn wir ihn einen sinnigen Dichter nennen, bei welchem Subjectives und Objectives, Wärme der Jugend und Klarheit des Mannes, Lyrisches und Didactisches sich so vereinigt haben, daß es einen milden und zugleich kräftigen Akkord gibt, der zwischen dem Gefühl und Gedanken des Lesers keinen Zwiespalt erweckt. Unser Dichter sagt, daß er sich aus den Träumen der Jugend zur männlichen Klarheit, aus den kleinlichen Eitelkeiten des Tages zur freien Selbstständigkeit emporgerungen habe.

> Nun, Geist des Lebens, wende du
> Mir einen Hauch der Jugend zu,
> Und führe mich aus jeder Haft
> Ins Feld des Kampfes und der Kraft!

Die erste Abtheilung trägt die Ueberschrift „Lieder“, und in diesen sind viele tiefe und ergreifende Lebenswahrheiten in schöner Abrundung der Form niedergelegt, von denen wir nur einige andeuten wollen:

> Welch' ein Nachruf wird erschallen,
> Wenn die Lebensschlacht verlos't,
> Und den Grabstein von uns Allen
> Ernstes Dunkel übermoos't?
>
> Wird man nach dem Herzen fragen,
> Das in diesem Busen schlug,
> Ob's in seinen Erdentagen
> Freuden oder Schmerz ertrug?
>
> Was ich wirk' im Kampfgewühle,
> Wird wohl seh'n der ganze Hauf;
> Doch was ich im Busen fühle,
> Geht dem Nachbar niemals auf.
>
> Strebe nur, in diesem Leben
> Groß zu werden auch allein;
> Was Du nicht der Welt kannst geben,
> Heimlich in Dir selbst zu seyn.

Vortrefflich ist das Lied: „Eins klag' ich.“

> Nicht klag' ich über die umwölkte Sonne,
> Sie wird sich heben zu erneuter Wonne.
>
> Nicht klag' ich über die verdorrte Rose,
> Denn wer begehrte je die dornenlose?
>
> Nicht klag' ich, daß die Blüthenzeit entschwindet,
> Denn glücklich, wer die Frucht des Lebens findet!
>
> Eins klag' ich: daß das Schönste stets entschwunden,
> Eh' Du zu ihm den Weg hast ausgefunden!
>
> Und kannst Du endlich seine Spur erfassen,
> So heißt es schon: Jetzt sollst Du es verlassen!

Die Lieder Nro. 3 und 5 möchten wir als besonders geeignet unsren Liedercomponisten empfehlen. Nro. 7 erinnert durch sein warmes und weiches Colorit an Goethe's römische Elegien. Die Mahnungen der Vergänglichkeit (Nro. 8) sind eben so warm empfunden als klar durchdacht. Creizenach sagt darin:

> D'rum wiss', o Seele, daß in Schmerzen
> Empor ein Lebensfunke flammt,
> Weil Alles, was sich regt im Herzen,
> Aus ewigen Gesetzen stammt;
>
> Weil dieses Seyns verworr'ne Fülle
> Sich läutern muß in kurzer Frist,
> Und alles Leben nur die Hülle
> Von einem tiefer'n Daseyn ist.

Das kleine Gedicht Nro. 13: „Frischer Lebenshauch“, ist in der That ein frischer Hauch des Lebens, der uns wie labende Morgenluft anweht. — Es würde zu weit führen, wenn wir auf alle duftigen Blüthen des in der Sammlung enthaltenen wahrhaft poetischen Liederkranzes verweisen wollten. Der Leser möge sich selber überzeugen, daß wir des Lobes nicht so viel gespendet haben.

Die zweite Abtheilung — Bilder — enthält unter ihren größerrn Dichtungen mehrere, wie z. B.: Der letzte Senator, die tausendjährige Eiche, Ulrich Hutten's Lied, Dachstübchen eines deutschen Gelehrten und Gebet einer jüdischen Mutter, welche ohne Uebertreibung den besten Erzeugnissen dieser Art beigezählt werden dürfen. — Die Pointe des Gedichtes — der Dom bei Nacht — wird nicht ermangeln, mancherlei Widerspruch zu finden, und ist hier der Dichter zu Gunsten unserer besseren Zeit doch wohl etwas zu weit gegangen.

(Schluß folgt.)

Eine Schauspielermesse.

In dem Garten des Palais Royal wird noch heutigen Tages vom April bis September jeden Jahres eine Art Schauspielermesse gehalten, zu welcher sich aus ganz Frankreich vagirende Künstler einfinden, und merkwürdig ist es, mit anzusehen, welche List bei den Engagements aufgeboten wird. Der Direktor, welcher einen Schauspieler sucht, stellt sich, als brauche er Niemanden, und nennt laut einige ausgezeichnete Künstler, mit denen er bereits abgeschlossen habe. Der Schauspieler dagegen rühmt sich hoher Gönner, die ihn „hätten spielen sehen“ und sich nun sehr für ihn interessirten. Im Anfange dieser Messe namentlich, wenn die „Künstler“ noch nicht ganz ohne Geld sind, spielen sie die Stolzen, weil sie glauben, bessere Engagements zu erhalten, wenn sie sich stellen, als brauchten sie keines. Sie werfen das Geld mit vollen Händen weg, und oft geschieht es, daß keine Hoffnung mehr da ist, wenn das Geld ausgegangen. Dann stellt sich die bitterste Noth und Armuth ein, und um nur im Winter nicht hungern zu müssen, nehmen sie die armseligsten Engagements an. Zuerst werden die größeren Truppen gebildet; die zuletzt Uebrigbleibenden müssen froh seyn, wenn sie ein Unterkommen bei den kleinsten Gesellschaften finden. Natürlich finden sich bei dieser Messe auch Schauspielerinnen in großer Anzahl ein, und man erkennt sie gewöhnlich auf den ersten Blick an ihrer geschmacklosen Kleidung, in welcher sie allen abgenutzten, verschossenen Flitter vereinigen. Man sieht junge erste Liebhaberinnen in dem Anzuge „ernster Mütter“ und „ernste Mütter“ mit Blumen und Bändern, als zählten sie erst sechzehn Jahre. Die Aristokraten des Schauspielerstandes, welche in Paris glänzende Engagements haben, vermeiden es, mit ihren Kunstgenossen im Palais Royal zusammen zu treffen, um nicht an die Zeit erinnert zu werden, in welcher sie sich ebenfalls auf dieser „Messe“ ausstellen mußten. Von dem Elende Derer, welche im September, nach der Messe, kein Unterkommen gefunden haben, schweigen wir, denn keine Feder vermag es zu schildern. (Modenz.)

Korrespondenz.

Weimar, 16. Febr.

Auf der hiesigen Bühne, die seit der Leitung des Hrn. v. Ziegesar einen erfreulichen Aufschwung genommen und namentlich durch ein mannigfaltigeres, aus den gediegensten älteren und neueren Werken bestehendes Repertoire an Interesse gewonnen hat, sind in jüngster Zeit wieder einige neue Erscheinungen zur Aufführung gekommen, welche beweisen, daß der neue Intendant in der Wahl der aufzuführenden Stücke

weniger ängstlich zu Werke geht, die öffentliche Meinung mehr beachtet und auf die Wünsche des Publikums, so wie auf die Erzeugnisse einheimischer Dichter und Künstler mehr Rücksicht zu nehmen pflegt. Diesem Umstande hat man hauptsächlich auch die Aufführung von Laube's „Karlsschülern“ und Gustav Schmidt's „Prinz Eugen“ zu verdanken, denen sich in neuerer Zeit noch ein anderes Bühnenstück von einem der hiesigen Dichter angeschlossen hat. Es war dies das fünfactige romantische Drama: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange“ von Alexander Rost, das bekanntlich zuerst in Leipzig zur Aufführung kam und wobei die Kritik mit dem Beifall des Publikums in Conflict gerieth. Obschon die Kritik an diesem Dichterwerk hier und da Manches auszustellen finden dürfte (und wo fände sie dies nicht?), so wird es doch immer vermöge seines vaterländischen Stoffes das Volk heranziehen und die Kasse füllen. Das Süjet ist allerdings ein schauerliches Gemälde der Vergangenheit, ein steter Kampf zwischen dem Landgrafen Albrecht, dem Unartigen, und seinen Söhnen Friedrich und Apitz, wo bald der Vater den Sohn, bald der Sohn den Vater überfällt und gefangen nimmt, bei welchen Handlungen es natürlich, damaliger Sitte gemäß, an Flüchen und Verwünschungen niemals fehlt. Albrecht, um den rechtmäßigen Erben des Landes, Friedrich, zu hintergehen, verkauft das Land zu Gunsten des Apitz, Sohnes zweiter Ehe, und dieser, als er es erfährt, verstößt und verflucht den Vater, so daß er, von Gott und Menschen verlassen, in der Welt herumirrt und in den niedrigsten Hütten, auf blosem Stroh sein Nachtlager hält. Apitz stirbt endlich; Friedrich aber gewinnt sich die Herzen des Volks, bekämpft damit den Kaiser, welcher mittlerweile verwüstend in sein Land gedrungen war, und zieht als Sieger und als Landgraf von Thüringen unter dem Jubel des Volks auf der Wartburg ein, wo er sich mit seinem Vater wieder versöhnt. So unerquicklich, nur wenig das Gemüth befriedigend, der Stoff an sich auch immer ist, so läßt sich andererseits doch nicht verkennen, daß er in dem Dichter einen eben so geschickten, als geistreichen Bearbeiter fand, der ihn glücklich zu bewältigen und in die geschmeidige Form der Poesie zu zwängen wußte. Abgesehen von einigen Breiten und gar zu kräftigen Flüchen, hat der Dichter aus diesem Stoff ein so vollendetes, an wirksamen Momenten so reiches Werk geschaffen, daß die Schaulust des Publikums vom Anfang bis zu Ende stets rege erhalten und die Spannung von Act zu Act gesteigert wird. Stellen wie

„Die Großen nicht, die Völker sind der Thronen Stützen;“

und

„An des Jahrhunderts Pforte klopft die neue Zeit,
D'rum haltet, Völker, euch zum Kampf bereit!“

so wie die Anspielung auf die Einigkeit Deutschlands am Schlusse des fünften Actes wurden stürmisch applaudirt, wie überhaupt der Beifall reich gespendet wurde. Der Dichter ward gerufen. Derselbe Beifall gab sich auch bei der zweiten und dritten Aufführung kund. — Als neue Erscheinung reihete sich dieser Dichtung an: „der Minister und der Seidenhändler, oder die Kunst, Verschwörungen zu leiten“, ein Lustspiel nach dem Französischen von H. Marr, Oberregisseur des Stadttheaters in Leipzig, welcher gleichzeitig in der Rolle des Grafen von Ranzau gastirte. Das Stück bietet manchen Effect, manche pikante Scene dar, trägt aber zu sehr den Charakter französischer Zustände, als daß es in Deutschland besonderes Glück machen sollte. Graf von Ranzau ist der Held des Stücks, in dessen Händen sich alle Fäden der Intrigue vereinigen, und von einer glücklichen Auffassung und meisterhaften Durchführung dieses Charakters hängt das Gelingen des Ganzen ab. Hr. Marr gab den schlauen Diplomaten mit vollendeter Künstlerschaft, so daß an einem glücklichen Erfolge um so weniger zu zweifeln war, als auch das übrige Personal seine Aufgabe mit Lust und Eifer zu erfüllen sich bestrebte. Ferner gastirte Hr. Marr als Spitzbube in Freitag's „Valentine“, und wußte sich auch in dieser originellen Partie den Beifall des Publikums zu sichern. Nach ihm trat Hr. Börner vom kais. Hoftheater in St. Petersburg als Gast hier auf; er gab den Liborius in: „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“, und den Mauerpolier Kluck in: „das Fest der Handwerker“, in welcher letzteren Rolle seine Leistungen beifällig aufgenommen wurden; weniger gefiel er in der ersteren. Reissiger's Oper: „der Schiffbruch der Medusa“, welche nun folgte und von ihm selbst geleitet wurde, ist ein schönes Tonwerk und bietet tiefempfundene Stellen dar, unter denen namentlich die Schiffbruchsscene unvergleichlich ist. Leider aber ist es keine dramatische Musik. Eine freundliche und hier immer gern gesehene Erscheinung war endlich: „das Käthchen von Heilbronn“, welche liebliche Dichtung recht brav gegeben wurde.

Aus Rheinbayern, 6. Febr.

Bei einer Reise, die ich während der letzten Tage vergangener Woche durch die freundliche Haardtgegend unternahm, hatte ich Gelegenheit, in dem durch seinen vorzüglichen Wein bekannten Deidesheim einem Acte der Toleranz beizuwohnen, der den Bewohnern dieses Städtchens zur größten Ehre gereicht: der Begräbnißfeier eines Israeliten durch seine christlichen Mitbürger. Nicht allein die rege Theilnahme von Seiten der angesehensten Einwohner, die trotz der ziemlich unfreundlichen Witterung in großer Anzahl den Leichenzug begleiteten, als auch der erhebende Grabgesang, den die musikalischen Mitglieder der Lesegesellschaft dem Verstorbenen als einem heimgegangenen Freunde darbrachten, liefern den augenscheinlichsten Beweis, wie sehr sich die Bewohner Deidesheim's (oder doch wenigstens ein großer Theil von ihnen) von einem erbärmlichen, veralteten Vorurtheile befreit haben, und verdient Dies um so mehr auch in einem weiteren Kreise Anerkennung zu finden, als namentlich in neuerer Zeit wieder die Anstrengungen der reactionären Partei in unserem Lande entschiedener hervorzutreten scheinen.

Räthsel.

Ein Zauberberg, in dessen tiefstem Schooß
Das edelste Metall verborgen steckt,
Der Manchem schon sein Inneres erschloß,
Daß eine reiche Ader er entdeckt;
Ein Berg, der Erde fremd, dem Himmel eigen,
Den wen'ge Auserwählte nur besteigen,
Deß ew'ge Quelle niemals wird versiechen,
Der immer wieder neue Adern treibt;
Ob Mancher auch in seinen Schacht gestiegen,
Sein Schooß doch immer unerschöpflich bleibt!
Doch nur wem die Natur den Zauberstab verlieh'n,
Der kann hinauf zu jenem Berge zieh'n,
Kann frohen Muthes in die Grube fahren,
Bald wird ihm eine reiche Ader strahlen
Und ewig ihren schönen Glanz bewahren,
So lang er Bergmann bleibt in Berges Hallen.
Doch wen nicht zur Erfüllung seines Strebens
Mit eig'ner Hand selbst die Natur geweiht,
Der klopft und schlägt und hämmert wohl vergebens,
Für ihn ist keiner Ader Gold bereit.
Die bösen Geister und die argen Gnomen
Mit ihren tück'schen schlimmen Streichen,
Sie werden ihm nie von der Seite weichen,
Der unberufen in den Schacht gefahren.
Der fromme Bergmann nur, deß ganz Gemüthe
Des Bergbau's heiligem Beruf gehört,
Der fühlt des Berggeists hülfereiche Güte,
Der jeden braven Steiger liebt und ehrt.
Nenne mir, mein lieber Leser,
Diesen Berg so wunderhold,
Wo gar mancher Bergmann gräbet
Und d'raus einen Schatz erhebet,
Würdiger als alles Gold.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Febr. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Lorzing.

Dienstag, 22. Febr. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Griseldis: Fräul. Jananschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Montag, 28. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erkenntale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich.“ Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 54. | Mittwoch, den 23. Februar | 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

IX.

Das Gefecht.

Einen wahrhaft schönen Anblick gewährte in diesem Momente der Korsarenhauptmann. Eine sammetne Matrosenjacke hing ihm los um den Leib; ein schwarzseidenes Tuch war um seinen Hals geschlungen und der Kopf unbedeckt. Er stand an der Windseite des Schiffes, den Arm auf ein kostbares Feuerrohr gestützt, während in seinem Gürtel zwei Pistolen verborgen waren und zu seinen Füßen ein schweres Beil stand. Seine glühenden Augen blieben fortwährend auf die englische Korvette gerichtet. Diese kam allmählig näher und näher, und als nur eine kleine Entfernung beide Schiffe noch trennte, begann man zu praeyen und der Mannschaft der Goelette einige Schimpfworte zuzurufen. Mit größter Schnelligkeit ergriff Fernand sein Feuerrohr, brannte los, und man sah den Mann, der gerufen, rückwärts auf das Verdeck niederstürzen. Augenblicklich gebot Fernand, die Goelette mit dem Steven dem Feinde zuzuwenden, und während dieses Manöver ausgeführt ward, ließ er mit den fünf Kanonen des Steuerbords Feuer geben. Ein Theil des Tauwerks auf der englischen Korvette flog in Stücke; Fetzen des Segeltuchs fielen auf das Verdeck herab, und Fernand's Gesicht beschlich ein Lächeln, als er den guten Erfolg seiner Befehle bemerkte, und sah, wie auf einige Augenblicke Alles bei'm Feinde in Unordnung gerieth.

Allein diese Verwirrung dauerte nicht lange, und bald erwiederten zehn Feuerschlünde den Anfall der „schwarzen Schwalbe". Glücklicherweise hatte diese letztere ihre Wendung vollführt und ihr Bug empfing blos einige Kugeln über Wasser; einige trugen höher und zerschmetterten mehrere Taue; andere gingen eine halbe Viertelstunde weiter, um auf der flachen See dahin zu tanzen. Es war ein bewunderswürdiger Anblick, wie rasch Fernand's Fahrzeug regiert ward, und wie gut es dem Steuerruder gehorchte. Bei einer folgenden Wendung ließ es nochmals seine Batterie spielen, und dies Mal fuhren die Kugeln fast alle in die Wand des englischen Fahrzeugs. Doch nun hatte die Korvette Zeit gehabt, sich zur Gegenwehr zu bereiten. Die ganze Mannschaft stand auf dem Verdeck und hundert Gewehre zugleich wurden abgefeuert. Die Leute der „schwarzen Schwalbe" beantworteten dies so gut wie möglich; doch zwei von ihnen stürzten unter Zuckungen auf's Verdeck nieder. Einer von diesen war Carlo, der Italiener; er gebärdete sich wie ein Besessener, und that bald, unter Verwünschungen, den letzten Athemzug. Fernand kämpfte gleich einem Löwen; er schien sich gleichsam zu verdoppeln, ertheilte seine Befehle, sprach seinen Leuten Muth ein, und war inzwischen fortwährend mit dem Laden und Abfeuern seines Gewehrs beschäftigt.

Immer näher kam nun die Korvette, unter anhaltendem Feuer. Die ganze Gegend erdröhnte von dem donnernden Geschütze und wiederhallte von dem Hurrahgeschrei der Kämpfer, dem Heulen und Aechzen der Verwundeten. Fernand jauchzte bei'm Anblick der Verwüstung, die er bereits auf dem Verdeck der Korvette angerichtet. Aber nun erschien der schrecklichste Augenblick: die Korvette kam noch näher, und man vernahm, wie von ihrem Deck herüber das Wort erklang: „Ergebt Euch!"

„Hört Ihr, Leute!" rief Fernand den Seeräubern zu, „man fordert Euch zur Uebergabe auf, um Euch zu London an einen Galgen zu hängen!"

„Wir kennen keine Uebergabe!" schrieen gleichzeitig die Matrosen der „schwarzen Schwalbe, welche jetzt, vom Kampf erhitzt, eben so vielen Löwen glichen, und donnernd schienen ihre Feuerrohre diesen Ruf wiederholen zu wollen.

„Zum Angriff!" ertönte jetzt der Ruf auf der Korvette, und während ein Theil der Mannschaft das Feuer unterhielt, gaben die Uebrigen sich alle Mühe, sich an die Goelette festzuklammern. Die Korsaren griffen nun zu ihren Säbeln und Piken und begannen, den Feind abzuwehren. Es gelang ihnen dies ziemlich gut; plötzlich aber ward die ganze Batterie des englischen Fahrzeugs gelöst, und die Erschütterung war so gewaltig, daß die „schwarze Schwalbe" eine Weile auf dem Wasser erzitterte und die Seeräuber gleichsam einen Nebelschleier vor ihre Augen ziehen sahen. Es war das letzte Feuer der Korvette, und von jetzt an war man nur darauf bedacht, von den blanken Waffen Gebrauch zu machen und der Goelette sich gänzlich zu nähern. Doch bald hatte die Bestürzung der Piraten sich gelegt, und als die beiden Schiffe auf einander stießen, waren sie wieder bereit, sich heißen Widerstand zu bieten.

Es begann die Ersteigung.

Fernand hatte seine Streitaxt zur Hand genommen und schwang sie triumphirend über das Haupt. Der erste Engländer, der die Wand der „schwarzen Schwalbe" erklommen, empfing des Kapitäns Beil in den Nacken und stürzte leblos in des Meeres Schooß; ein Zweiter, der ihm folgte, erfuhr dasselbe Loos, während Lukas einen Andern bei'm Kragen faßte, ihn auf's Verdeck schleuderte und ihm hier, wie er sich ausdrückte, den Gnadenschlag gab. Ausdauernd war jedoch der Muth der Engländer, und für Einen Mann, der unter den Händen der Korsaren fiel, erschienen sofort zwei Andere auf dem Deck.

„Schaart Euch zusammen, Leute!" rief Fernand mit einer Donnerstimme, und die Räuber begannen, so gut als möglich, einen dichten Halbkreis zu bilden, um die eine Hälfte des Schiffes frei zu halten. Inzwischen wüthete der Kampf fort.

Dann und wann stürzte einer der Piraten auf das Verdeck hin und vermehrte den von den Engländern gebildeten Leichenhaufen. Jan, des Steuermanns Gehülfe, verrichtete Wunder der Tapferkeit, obgleich er seinen Posten am Steuerruder nicht verließ. Ein englischer Soldat stürzte auf ihn los und versetzte ihm mit dem Kolben seines Gewehrs einen Schlag auf die Schulter, welcher den Ruderlenker auf's Verdeck hinschleuderte. Doch Jan verlor seine Geistesgegenwart nicht. Mit seinem andern Arm faßte er den Engländer bei den Beinen und ließ ihn neben sich niederfallen. Dann hielten Beide sich ganz umklammert, wie zwei Schlangen, und rollten zusammen auf's Verdeck, und während der Engländer seinen Feind zu ersticken suchte, biß der Räuber ihm in die Wange und veranlaßte dadurch, daß er halb rechts sich umkehrte. Jan nahm diesen Augenblick der Freiheit wahr und stieß seinen Dolch dem Engländer bis an's Heft in die Seite. „Und so wissen wir uns zu vertheidigen," rief Jan, indem er seinen Feind mit dem Tode ringend erblickte, „mit Händen und Zähnen fechten die Räuber!"

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die Bücherwelt.

(Schluß.)

In der dritten Abtheilung finden wir Zeitgedichte. Hat die Liebhaberei für diese Gattung einer meistens nur gereimten und kein anderes Interesse als das des Tages bietenden Prosa auch bedeutend nachgelassen, und aus gutem Grunde, da der spröde Stoff nur selten glücklich bewältigt worden und da Goethe's Ausspruch, daß ein politisches Lied gewöhnlich ein leidiges ist, viel Wahres hat, — so dürfen doch Zeitgedichte in neu erscheinenden Sammlungen unserer Poeten nicht ganz fehlen, weil man diesen sonst gar gerne den Vorwurf der Gesinnungslosigkeit und der Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten des Vaterlandes und die Mahnungen der Gegenwart macht und weil einem jungen Dichter nichts Schlimmeres begegnen kann, als von dieser Seite her verdächtigt zu werden. Auch mögen Zeitgedichte, denen eine poetische Auffassung und Belebung nicht mangelt und die das Extrem einer gehässigen oder gar, wie es häufig vorkommt, rohen und in den Tag hinein polternden Polemik vermeiden, nicht zurückgewiesen werden. Creizenach hat für seine Zeitgedichte nicht nur würdige Stoffe gewählt, sondern sie auch in würdiger Weise durchzuführen und in ein poetisches Gewand zu kleiden gewußt. Zum Beleg verweisen wir auf Schillers Standbild, an Ludwig Philipp, Erinnerungen an Börne, die Eisenbahn u. a. — Sehr schön ist ein Trinkspruch auf den deutschen Geist, welcher mit folgender Strophe schließt:

> Auf denn, durch das Neu' und Alte,
> Das im Kampfe Dich umkreis't,
> Streb' empor, erheb', entfalte
> Deine Schwinge, freier Geist; —
> Liegst ja bis zu diesen Stunden
> Mit der Finsterniß im Streit,
> Und wärst längst schon überwunden,
> Wärst Du nicht von Ewigkeit!

Unter den die vierte Abtheilung bildenden Tagebuchblättern hat Cr. Gedichte verschiedenen Inhalts gesammelt, Erinnerungen an Menschen, die dem Herzen des Dichters lieb geworden, an ernste und trübe Lebensstunden, Natur- und Reisebilder, sinnige Betrachtungen und Selbstbeschauungen, Gedanken und Träume, Sinnsprüche und Stammbuchblätter. Diese Poesien sind unmittelbar aus dem Leben hervorgegangen, und wie sie den unverkünstelten Ausdruck von Natur und Wahrheit tragen, so werden sie den rechten Eindruck nicht verfehlen. Wir haben es besonders zu beloben, daß Cr. hier die Modeunarten vieler unserer neueren Dichter vermieden hat, wir meinen jenes Kokettiren mit der Empfindung, jenen affectirten Weltschmerz, jenes Haschen nach bizarren Einfällen, jene aufgeputzte Phrasenmacherei, die den Himmel zu stürmen scheint und am Ende doch nur gegen die Windmühlen ficht. Das Einfache wird immer am schönsten bleiben, und es ist wahrlich kein Vorzug von Gedichten, wenn man sie erst studieren muß, um sie zu verstehen. — Das Gedicht Mose und Christus ist in der Allg. Z. von einem Frankfurter Berichterstatter in sofern sehr verstümmelt mitgetheilt worden, als dieser gerade die eigentliche Pointe weggelassen und dadurch Mißdeutungen veranlaßt hat. Man möge es daher im Buche nachlesen. — Das liebliche Gedicht — Scherz und Ernst — lassen wir hier folgen.

> Die Fluthen läßt der Ernst in hoher Brandung rasen;
> Es spielt auf ihr der Scherz in leichten Schaumesblasen.
>
> Durch ernste Arbeit sprießt ein Saatfeld aus Gestein;
> Der Scherz webt lächendes Cyanenblau hinein.
>
> Des Gletschers Gastfreund ist der Aar, der fessellose;
> Ein Plätzchen hat auf ihm die muntere Alpenrose.
>
> Erwäge dieses wohl, o Freundin, und du lernst,
> Wie auch der Menschengeist soll einen Scherz und Ernst.
>
> In Freuden fühlst du oft der Wehmuth sanftes Pressen,
> Und deinen Gram umspielt ein holdes Selbstvergessen.
>
> Wo beides sich verträgt, da ist auch beides ächt;
> Zum wahren Scherze gibt nur wahrer Ernst ein Recht.

Sehr schön ist auch der Abschied von England, welchen Cr. mit den Worten schließt:

> Empfange denn, mein Vaterland,
> Von dir die stolze Lehre:,
> Die beiden festzuhalten stets,
> Die Freiheit und die Ehre!
> Dann wird es seyn der Wohlfahrt Sitz,
> Der Zukunft starke Veste,
> Von allen Ländern dieser Welt
> Das edelste, das beste.

Die Gedichte: An einen Geistlichen, der Salon, Ermuthigung, vier Elemente u. a. sind sehr gehaltvoll, sowie nicht minder die Uebersetzungen aus dem Englischen, die den Inhalt der letzten Abtheilung ausmachen. Wir zweifeln nicht, daß die genannte Sammlung sich der freundlichsten Aufnahme eines gebildeten Publikums bald versichern wird, denn sie enthält nicht Erstlingsblüthen oder unreife Früchte, sondern Reifes, Durchdachtes und in schöner Kunstform Gebotenes. Unser Dichter steht gegenwärtig in einem ehrenvollen Wirkungskreise, welcher einen Theil seiner Zeit in Anspruch nimmt, ihm aber doch noch so viel davon übrig läßt, um sich auch fernerhin dem Dienste der ihm holden Muse widmen zu können. Eine solche Beschränkung ist unseres Bedünkens besser, als jene unbedingte Freiheit des heutigen Literatenstandes, die zur mechanischen Büchermacherei und leider häufig zu jenem genial seyn wollenden Umherschlendern und zu jenen Zerwürfnissen mit sich selber und mit der nun einmal bestehenden Ordnung der Dinge führt. Das Thun und Treiben vieler heutigen Literaten, die unter einander in ewiger Fehde liegen und von denen Einer geistreicher, gelehrter, tugendhafter und heiliger seyn will als der Andere, ist nicht selten unerquicklich. Wohl Dem, der solchem Treiben ferne steht und sich um die Tageseitelkeiten und das ärgerliche Gezänk desselben nicht viel zu kümmern so klug geworden ist! W.

Das neunzehn Jahre und drei Monate in beständiger Einsamkeit verlebte Gefängnißleiden des Lieutenants a. D., B. G. v. Lühmann, Eigenthümers auf der Harmannshäger Haide bei Barth, gegenwärtig in Greifswald.

Unter dieser Rubrik lies't man in Nro. 40 der Berl. Vossischen Zeitung nachstehende merkwürdige Erklärung des genannten Lieutenants v. Lühmann:

„Nachdem ich Unterzeichneter mich seit dem 3. August 1828 in dem Stralsunder einsamen Gefängniß, Tag und Nacht unter drei Schlössern vor Fenster und Thüren, befunden, bin ich erst am 21. Oct. 1847, auf Sr. königl. Majestät Eigenhändig ertheilten Allergnädigsten Befehl, meiner Haft entlassen worden.

Am 12. Juni 1828 erschien ich auf der königl. Schnellpost in der Residenz Berlin, mit einer Allerhöchst eigenhändigen schriftlichen, für mich höchst günstigen Anweisung und Versicherung Seiner jetzt regierenden königl. Majestät, damaligen Kronprinzen königl. Hoheit.

Am 16. Juni 1828 gab ich persönlich vorbenannte Allergnädigste Original-Anweisung, mit Beifügung einer höchst nothgedrungenen alleruntertänigsten Immediat-Eingabe, im königlichen Palais ab.

Am 21. Juni erhielt ich darauf, in meiner Wohnung Poststraße im schwarzen Adler, einen höchst günstigen, schriftlichen Allergnädigsten Befehl, von Sr. königl. Majestät Allerhöchstselbst, so wie auch von dem Hrn. General-Adjutanten von Witzleben, eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

Am 30. Juni 1828 reisete Se. königl. Majestät von Charlottenburg nach dem hochberühmten Bade Teplitz ab.

Am nämlichen Tage, dem 30. Juni, erhielt ich aus dem Justiz-Ministerium einen schriftlichen abschlägigen Bescheid, daß meine am 16. Juni 1828 eingereichte Immediat-Vorstellung von Sr. k. Majestät unberücksichtigt geblieben sey. — —

Tages darauf begab ich mich daher mit dem Allergnädigsten Original-Befehl Sr. Majestät nach dem Justiz-Ministerium; es war mir aber nicht möglich, bei dem Herrn Justiz-Minister vorzukommen, und ich zeigte daher den gedachten k. Befehl in der Kanzlei des Justiz-Ministeriums vergeblich vor. — — —

Am 2. August kehrte Se. Maj der König von dem Bade Teplitz nach Berlin zurück.

Des folgenden Tages, am 3. Aug, Morgens nach drei Uhr, ward ich durch den Polizei-Viertel-Commissarius aus dem Bette nach dem Polizei-Stadtvoigtei-Gefängniß Nro. 8 geführt, mit dem mündlichen Bedeuten, daß der Polizeipräsident Hr. von Esebeck mich zu sprechen wünsche.

Aber, anstatt bei demselben vorzukommen, brachte man mich sogleich zu neun anderen Verhafteten ins Gefängniß und — ohne Verhör, ohne das allergeringste Verschulden, ja ohne eine gegen mich geschehene Anklage, ward ich am 12. August 1828 aus Berlin direkt nach dem Stralsunder einsamen Gefängniß transportirt, sogar auf's Kuhler Thor — am 18. Nov. 1828 nach Wolgast — am 16. Jan. 1830 nach dem Ueckermünder Landarmenhause in Einsamkeit — am 4. April 1830 nach dem Stettiner Schloß-Gefängniß tief hinein — am 7. März 1831, als ehrlicher Edelmann und sogenannter Untersuchungs-Gefangener nach Naugarten ins Zuchthaus, bei dem, dem Fuhrmann und den beiden Transporteurs ertheilten Verbot, mir zu sagen, wohin ich komme — — am 15. Nov. 1836, gleichfalls noch als ehrlicher Edelmann, wieder nach dem Ueckermünder Armenhause, mit dem späteren unwahren und falschen Vorwande, daß ich selbst gebeten, mich dorthin zu führen. — — —

Drei Monate später, im Januar 1837, erhielt ich nachstehenden Bescheid aus Stettin — nur folgende Worte:

„Ihre Bitte, Sie nach dem Ueckermünder Land-Armenhause zu bringen, ist ja bereits in Erfüllung gegangen.

Der Ober-Präsident von Bonin.

Stettin, (Datum vergessen) Januar 1837."

Am 4ten August 1845 wurde ich erst wieder, nach einer 14 Jahre und 8 Monate langen Entfernung von meiner Heimath, Obrigkeit, Gesetzen, eigenthümlichen Landbesitz und Familie, nach meinem Vaterlande und heimathlicher Provinz Neu-Vorpommern, aber auch noch auf dem Transport begriffen, dann auf's neue in das nämliche Stralsunder Gefängniß abgeliefert. —

Endlich, am 21. Oktober des Jahres 1847, bin ich, auf alleruntertänigste Immediat-Eingaben von Seiten zweier meiner leiblichen Kinder und meines Neffen, des Studiosus Reinhold von Lühmann, auf Sr. königl. Majestät Allerhöchst eigenhändigen Befehl, aus dem Schlosse Sanssouci datirt, von dem fast 20jährigen, unaufhörlich einsamen Gefängnißleiden befreit und durch die Allerhöchste Gnade aus einem Kerker errettet worden, in welchem 3 Schlösser bei Tag und bei Nacht beständig vor meinem Fenster und meiner Thür befestigt waren.

In meiner nunmehrigen Freiheit habe ich jetzt auf's neue Se. königliche Majestät, meinen Allergnädigsten Landesvater, den Allerhöchsten Beschützer der Gerechtigkeit und Helfer Derer, so Unrecht leiden und gedrückt werden, um die huldreiche Gewährung eines Rechtsverfahrens, bei Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und endlicher Kundmachung in den Zeitungen, alleruntertänigst angefleht.

Bis zu dieser Stunde ist mir noch kein einziger Kläger bekannt gemacht, noch irgend ein Verbrechen überwiesen worden.

Theils meiner gegenwärtigen eingeschränkten, ganz unverschuldeten Lage und bedeutender Kosten halber, vorzüglich aber der Censurpassirung wegen kann ich für jetzt ein Mehreres und Näheres nicht veröffentlichen — wohl aber werde ich ganz gewiß, sobald es thunlich, den ganzen ferneren Verlauf der Oeffentlichkeit übergeben.

Greifswald, am 15. Februar 1848.

B. G. von Lühmann, Lieutenant a. D., schuldenfreier Eigenthümer auf Harmannshäger Haide bei Barth seit dem Jahre 1818, und doch 19¼ Jahr ununterbrochen im Gefängniß gewesen.

(Eine, in der neuesten Nummer der „Allg Preuß. Ztg." erfolgte offizielle Widerlegung der vorstehenden unglaublichen Behauptungen folgt in der nächsten Nummer der Didaskalia.)

Mannichfaltigkeiten.

Dr. Eduard Stolle in Breslau hat ein „offenes Sendschreiben an Deutschlands Dichter und edle Frauen" erlassen, worin er auffordert, durch Beiträge zu einem poetischen Sammelwerke, das durch seinen hoffentlich reichen Ertrag ein Noth- und Hülfsbüchlein werden solle für die armen Bewohner des Rybniker und Plesser Kreises, ein Scherflein beizutragen, dessen Höhe ein Jeder sich selbst auferlegen solle nach Maßgabe des geistigen Vermögens, welches die gütige Vorsehung ihm anvertraut habe zu Nutz und Frommen der Menschheit. Für den Fall, daß die beabsichtigte Hülfe zu spät käme, um dem Jammer steuern zu helfen, der jetzt in Oberschlesien haus't, will der Herausgeber die eingehenden Gelder zu einer Stiftung verwenden, die, gleich der berühmten Anstalt zum rauhen Hause bei Hamburg, den armen oberschlesischen Waisen für die nächsten Jahre eine Zuflucht gewähre, damit sie nicht dem bittersten Mangel und daraus entspringender Demoralisation preisgegeben würden.

Einem katholischen Geistlichen wurde zur Zeit, da die Grippe so allgemein herrschend war, der Tod eines seiner Beichtkinder angezeigt. Der Priester fragte: ob der Todte auch an der Grippe gestorben seye? worauf man ihm erwiederte: der Todte seye nicht an der Krippe (Futtertrog), sondern im Bette gestorben.

Korrespondenz.

Weimar, 17. Febr.

Gestern war die Geburtstagsfeier der Frau Großherzogin, bei welcher Gelegenheit sich in den Straßen eine ungewöhnliche Lebendigkeit zeigte. Vormittags fanden die gewöhnlichen Beglückwünschungen bei Hofe statt und Nachmittags war große Tafel, an welcher auch mehrere fremde fürstliche Personen Antheil nahmen. Es waren zugegen: der Prinz und die Prinzessin von Preußen, der Erbgroßherzog von Oldenburg, der regierende Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, der Fürst Pückler-Muskau, der Fürst von Reuß-Schleiz, der Prinz Heinrich von Schleiz, die Herzogin von Sagan und der Prinz von Schönburg. Ganz besonderes Aufsehen aber machte die Anwesenheit eines jungen Prinzen von der Goldküste Afrika's, welcher auf dem Passantenzettel unter dem Namen Aquasio Boachi Princo d'Aschanté (Aschantee) aufgeführt ist. Seine Gesichtsfarbe ist völlig schwarz, wie die eines Mohren. Dem Vernehmen nach hält er sich in Freiberg auf, um daselbst die Hüttenkunde zu studiren. Am Abend wurde im Theater unter Lißt's Leitung die Oper: „Martha, oder: der Märkt von Richmond", von F. v. Flotow, aufgeführt und beifällig aufgenommen. Ihr vorher ging ein Vorspiel mit Tableaux. In diesen Tagen wird auch „Dorf und Stadt" von Ch. Birch-Pfeiffer zur Aufführung gelangen.

Grünstadt, 17. Febr.

Es erregte fast allgemeine Theilnahme unter den hiesigen Einwohnern, als die Trauernachricht hier eintraf, daß Hr. Pfarrer Medicus, der eine lange Reihe von Jahren hier als Geistlicher fungirte, in Becherbach, wo er sich bei seiner Tochter zur Erholung aufhielt, 76 Jahr alt, gestorben sey. Wer den ehrenhaften Charakter des Verstorbenen kannte, der trotz allen Zeitverhältnissen stets treu und unerschütterlich an den freien, vernunftgemäßen Grundsätzen unserer Vereinigungsurkunde festhielt, wird mit uns seinen Tod beklagen. Möge die nunmehr erledigte erste Pfarrstelle im Sinne und Geiste des Verstorbenen wieder besetzt werden. Friede seiner Asche! B.

Darmstadt, 15. Febr.

Mit großem Interesse wohnten wir am letzten Freitage der Darstellung von Göthe's „Geschwistern" und Henrik Hertz lyrischer Dichtung: „König René's Tochter" bei. Ueber diese Stücke ein Urtheil zu fällen, ist wohl unnöthig, da die Kritik sich schon längst sehr vortheilhaft über beide ausgesprochen. Die Anziehungskraft derselben wurde nun heute noch dadurch erhöht, daß Fräul. Düringer aus Mannheim die Rolle der Marianne und Jolanthe übernommen hatte. Bei der Masse mittelmäßiger Talente, die sich heutzutage der Bühne zuwenden, ist es wahrhaft erquickend, auch einmal einer Kunstnovize zu begegnen, welche aus rein innerem Drange sich der Bühne gewidmet und in deren Darstellungen sich der Beruf zur Schauspielkunst unverkennbar ausspricht. Fräul. Düringer entwickelte als Marianne eine Natürlichkeit, eine Anmuth, welche das Publikum zum Beifalle hinriß. Die Jolanthe in „König René's Tochter" war für Fräul. Düringer eine schwierigere Aufgabe, indem unsere einheimische Künstlerin, Mad. Steck, in dieser Rolle sehr Vorzügliches leistet. Nichtsdestoweniger gelang es derselben, sich auch hier den ungetheiltesten Beifall des Publikums zu erwerben; denn Spiel, Mimik und Declamation waren ausgezeichnet und ihre Erscheinung hatte noch vor Mad. Steck den Zauber jungfräulicher Anmuth und Jugend voraus. Wir bedauern, daß Fräul. Düringer bereits mit dem Karlsruher Hoftheater ein Engagement abgeschlossen und uns daher nicht vergönnt seyn kann, sie zu den Unsrigen zu zählen. Das zwischen beiden Stücken stattfindende Tanzdivertissement war weder neu, noch schön. Nirgends ist die Mittelmäßigkeit störender, als gerade beim Ballet. Es wäre jedenfalls unserem Kunstinstitute würdiger, die Summen, welche jetzt für Ballet verausgabt werden, der Wiederherstellung eines gediegenen Schauspiels zuzuwenden. Nur dadurch ist ein Theater im Stande, einen höheren Beruf zu erreichen, seinen Platz als Volksbildungsanstalt würdig auszufüllen.

Wiesbaden, 14. Febr.

Durch Begründung der alle vierzehn Tage regelmäßig erscheinenden „Mittheilungen" hat unser Gewerbverein einen großen Schritt vorwärts gethan zur Erreichung seines Ziels. In diesem Blatte, dessen äußere Ausstattung sehr zweckmäßig erscheint, erhält unser Gewerbestand schnelle, klare und zuverlässige Belehrung über die gewerblichen Fortschritte in allen Ländern und alles Wichtige, Neue, was unsere heimischen Gewerbsleute zu Tag fördern, bleibt nicht verborgen, wie ehedem, sondern gelangt schnell zur allgemeinen Kenntniß. So finden wir in Nro. 10 des Jahrgangs 1847 eine Abhandlung mit einer erklärenden Tafel unter der Aufschrift: „Beschreibung eines neuen Mechanismus für Zeugmangen, construirt von G. Linnenkohl, Schreinermeister zu Wiesbaden." Indem wir den wißbegierigen Leser auf die Abhandlung selbst verweisen, sind wir ermächtigt, zu erklären, daß Hr. Linnenkohl zu Anfertigung solcher Mangen bereit ist und sich die betreffenden Briefe portofrei erbittet. — Der Verkauf aus unserer Industriehalle soll sich auf 12,000 Gulden per annum belaufen. Unter den eingestellten Gegenständen, die am meisten bewundert werden, befindet sich ein Piano des Instrumentenmachers Philippi zu Usingen, dessen Söhne viele Jahre in der berühmten Werkstätte des Instrumentenmachers Pape zu Paris gearbeitet haben. Die Prüfungscommission, bestehend aus den Herren Rummel, Foreuth und Stadtfeld, haben dasselbe für gut gearbeitet und vollkommen preiswürdig erklärt.

Aus dem Nassauischen, 14. Febr.

Wir schätzen uns glücklich, ein Gesetz zu besitzen, wonach alle Privat-Assecuranzen für Gebäulichkeiten ausdrücklich verboten sind, und die wohlthätigen Folgen dieses Gesetzes bekunden sich. Auch wäre es zu wünschen, daß der Staat auch die Möbel-Assecuranz übernehmen würde. Die Brände würden dann zu einer Seltenheit werden, die Moralität nicht in Versuchung geführt und die Vorsicht gegen das zerstörende Element selbstredend geschärft. Daß die Privat-Assecuranz-Anstalten einen lucrativen Zweck haben, bedarf keiner näheren Beleuchtung, unter welchem Titel und Anpreisung für das öffentliche Wohl solche nur immer auftreten mögen. In dem benachbarten Städtchen St. Goar entstand vor ungefähr drei Monaten auch ein Brand in dem Nachbargebäude eines Kaufmanns. Dessen Magazine wurden davon ergriffen und mit den bedeutenden Waarenvorräthen ein Raub der Flammen. Zum Unglücke für den Eigenthümer, in einer Privat-Gesellschaft versichert zu seyn, trat Merkur's Talent ihm in den Weg und die Folgen davon sind, daß der unbescholten gewesene Mann mit seinem Sohne in Criminal-Haft sich befindet. Derselbe war mit seiner Habe 23 Jahre versichert, ohne während dieser langen Zeit eine Erhöhung der ursprünglichen Versicherungssumme in Anspruch genommen zu haben, einem Betrage, der mit dem erlittenen Schaden durchaus in keinem Verhältnisse steht. Fiat justitia!

Frankfurt, im Febr.

Das am 15. d. Mts. stattgehabte Konzert des philharmonischen Vereins hat allgemein angesprochen und wurde eine baldige Wiederholung von vielen Seiten lebhaft gewünscht. Eine Anzahl von Musikfreunden hat deshalb Hrn. Direktor Messer veranlaßt, dasselbe, und zwar zu seinem Benefiz, nächsten Donnerstag den 24. Febr. 1848 zur nochmaligen Aufführung zu bringen.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 23. Febr., 6 — 7 Uhr: Vorlesung über die Provinz Preußen, besonders Westpreußen, von Dr. Stricker.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Febr. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Griseldis: Fräul. Janauschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Donnerstag, 24. Febr. Muller und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn", von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Franziska: Fräul. Janauschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Druck und Verlag von Keller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 55. Donnerstag, den 24. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Lukas hatte treulich seinem Kapitän zur Seite gekämpft; plötzlich aber gewahrte dieser, daß sein Steuermann verschwunden war. Während er fortwährend seine Streitart hin und her schwang und manchen Feind niederhieb, schaute er zuweilen um sich, um zu ermitteln, ob er seinen Lukas nicht bereits unter den Todten zu suchen habe. Doch plötzlich fühlte er einen leisen Schlag auf die Schulter und vernahm zugleich das Wort „Kapitän!" Lukas war's, der ihm zur Seite stand.

„Kapitän!" sprach er, indem er zugleich einem Feinde einen Säbelhieb versetzte und ihn das Verdeck küssen ließ, „Kapitän!" fuhr er fort, „wir müssen an den Rückzug ...." Ein zweiter Säbelhieb unterbrach abermals diese Aeußerung, und als der Engländer niederstürzte, folgte erst das Wort „denken" aus des Steuermanns Munde.

„Ich kenne keinen Rückzug, Lukas," sprach Fernand. „Blut, Jungens, Blut! wir müssen in Blut uns baden!"

„Ich habe nichts dawider, Kapitän," war des Steuermanns Antwort, indem er einem Feinde noch einen Hieb versetzte, „ich habe nichts dagegen einzuwenden, in Blut zu baden; aber in der vollen, bodenlosen See baden, das ist etwas Anderes ...."

„Was wollt Ihr damit sagen, Lukas?"

„Daß das Schiff leck ist, daß wir acht Fuß Wasser haben, und vielleicht in fünf Minuten sinken werden."

„Es schien auch mir, daß wir tiefer gingen," sagte Fernand, „darum springen auch diese verfluchten Engländer so leicht an Bord. Aber es hat nichts zu sagen, Lukas, wenn die Goelette sinkt, dann springen wir auf die Korvette!"

„Die Korvette liegt zu hoch, Kapitän; ich hab' ein besseres Mittel gefunden: am Backbord liegt die Schaluppe; diese müssen wir besteigen."

„Auch gut, Steuermann; das also ist der Grund, warum ich Euch eine Weile vermißte; vorher aber noch ein Mal tapfer gesäbelt und gehackt! — Muth, ihr Leute! den Arm hoch und schwer hernieder!"

Und der Kampf wüthete eben so schrecklich fort.

Doch nach kurzer Zeit begann der Rest der Mannschaft des Korsaren zu bemerken, daß das Schiff in die Tiefe sank, und ein gräßliches Geschrei ließ sich vernehmen.

„Die Schaluppe liegt bereit," rief Fernand, „ich will zuletzt hineinsteigen; doch wir geben's noch nicht auf!"

Allein es ward unmöglich, die Mannschaft ferner in guter Ordnung zu halten. Bald riß Verwirrung ein. Die am wenigsten Muth besaßen, zogen sich allmählig nach hinten zurück und suchten ihre Zuflucht im Boote. In der Dunkelheit, welche eingetreten begann, wurde diese Bewegung anfangs nicht bemerkt; doch bald sah auch Fernand sich genöthigt, den nämlichen Weg zu wählen. Er war der Letzte, der das Deck verließ, und kaum hatte er die Schaluppe betreten, als die „schwarze Schwalbe" mit den Todten, Verwundeten und einer Anzahl Engländer, welche das Wrack nicht schnell genug hatten verlassen können, in den Abgrund versank.

Sechs Ruder zugleich bewegten sich jetzt in der Schaluppe der „schwarzen Schwalbe" und das Boot glitt sanft auf dem flachen Wasser dahin. Sobald man von der englischen Korvette aus durch die Dunkelheit hindurch das Manöver der Korsaren erspäht hatte, beeilte man sich, drei Schaluppen auszusetzen, um die Flüchtlinge zu verfolgen und einzuholen. Während dessen löste man einige Kanonenschüsse, und die Räuber sahen, wie die Kugeln um sie herum in's Wasser fielen; doch verursachten sie ihnen keinen Schaden. Bald befanden sie sich außer dem Bereich des Geschützes der englischen Korvette und glaubten sich bereits gerettet, als Fernand inmitten der Dunkelheit und bei einem flüchtigen Schimmer des Mondes die drei englischen Schaluppen sich nähern sah.

„Diese englischen Doggen lassen nicht ab!" grinste er in sich, indem er Lukas die kleinen Fahrzeuge bezeichnete. Man gab sich alle Mühe, den Lauf der Schaluppe zu beschleunigen, diese aber war zu schwer beladen und konnte nur höchst schwierig regiert werden; das Wasser blieb nur einige Zoll unter den Wänden, und mit Recht fürchtete man, das Boot werde bei der geringsten schweren Bewegung umschlagen. Dennoch gab man den Muth nicht auf, und es wurden keine Mittel unversucht gelassen, um den Engländern zu entfliehen. Doch diese näherten sich mehr und mehr, und bald konnte Fernand sich überzeugen, daß die Flucht unausführbar geworden, und daß sie nur dazu beitrage, die Leute noch mehr zu ermüden und dadurch den Widerstand unmöglich zu machen. Er befahl daher, alle ferneren Versuche einzustellen, die etwa noch vorhandenen Waffen in Bereitschaft zu halten und der Gnade Gottes und dem Zufall zu vertrauen. Diejenigen, welche keine Waffen mehr besaßen, hielten die Ruder in den Händen, um sich ihrer als Vertheidigungsmittel zu bedienen.

Die drei Schaluppen der Engländer waren bald näher gekommen, umringten Fernand's Boot, und es entspann sich nun in der halben Dunkelheit ein eben so blutiger als hoffnungsloser Kampf. Fernand feuerte seine Pistolen ab, und jeder Schuß kostete einem Engländer das Leben. Darauf griff er wieder zu seiner Streitart, die er bei Verlassung der Goelette bei sich behalten, und hieb auf die Engländer los, als wären es keine Menschen.

Schwierig wäre es gewesen, voraus zu sehen, wie dieser Kampf geendet hätte, denn die Räuber verrichteten Wunder der

Tapferkeit; allein eine unvorsichtige Bewegung sollte Alles entscheiden. Drei Engländer hatten sich mit den Händen am Bord der „schwarzen Schwalbe" festgeklammert, und um sie abzuwenden, neigten einige der Korsaren sich nach jener Seite hinüber, und diese Bewegung veranlaßte, daß die Schaluppe umschlug. Man vernahm ein gräßliches Geheul, und . . . . der ganze Ueberrest der Mannschaft der „schwarzen Schwalbe" versank in den kalten Schooß des Meeres. Vaterland und Reichthümer: Alles war für sie verloren!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Aufklärung der 19jährigen Gefängnißleiden des Lieutenants v. Lühmann*)

gibt die neueste Nummer der Allg. Preuß. Ztg. nachstehende offizielle Widerlegung der vorgebrachten Behauptungen:

„Berlin, 18. Febr. Der vormalige schwedische Lieutenant v. Lühmann hat in einem von ihm eingesandten, dem 40sten Stücke der hiesigen Vossischen Ztg. einverleibten Artikel darüber öffentliche Klage geführt, daß er ohne das allergeringste Verschulden, ja ohne eine gegen ihn erhobene Anklage hier verhaftet und eine Reihe von Jahren hindurch gefangen gehalten worden sey. Zur Widerlegung dieser an sich unglaublichen Behauptung sind wir ermächtigt, das wahre Sachverhältniß in Nachstehendem mitzutheilen: Der im Jahre 1810 aus dem schwedischen Militärdienste verabschiedete Lieutenant von Lühmann wurde im Jahre 1828, nachdem er schon früher wegen Verdachts der Brandstiftung in Untersuchung gewesen war, in Folge eines rechtskräftigen, wegen Kalumnie ergangenen Straferkenntnisses des Ober-Appellationsgerichts zu Greifswald, de publ. den 22. Oktober 1827, dessen Vollstreckung er sich durch die Reise nach Berlin entzogen hatte, hier verhaftet und nachdem sein Begnadigungsgesuch von Sr. Majestät dem Könige abgelehnt worden war, zur Abbüßung der Strafe nach Stralsund transportirt. Bevor noch die gegen ihn erkannte Gefängnißstrafe verbüßt war, wurden Anschuldigungen schwerer Verbrechen gegen ihn erhoben, und dieserhalb eine neue Kriminal-Untersuchung durch das Hofgericht zu Greifswald gegen ihn eingeleitet. Diese Untersuchung, während welcher von Lühmann verhaftet blieb, dauerte 7 Jahre, indem er während des ganzen Verlaufs derselben nicht zu bewegen war, sich über die ihm vorgehaltenen Anschuldigungen auch nur auszulassen. Allen Versuchen, ihn zu einer gerichtlichen Erklärung zu vermögen, setzte er einen beispiellosen Widerstand entgegen und verübte in dem Gefängnisse Gewaltthätigkeiten an Personen und Sachen. So legte er sich beispielsweise, wenn er in das Verhörzimmer gerufen war, nackt zu Bette, verrammelte die Gefängnißthür, warf mit den Kacheln des von ihm zertrümmerten Ofens um sich u. s. w. Im Jahre 1835 ward endlich die Untersuchung, mit deren Führung hinter einander fünf verschiedene Gerichte von dem vorgesetzten Landes-Justiz-Kollegium beauftragt worden waren, die aber nicht zu einer einzigen vollständigen Auslassung des Angeklagten geführt hatten, abgeschlossen. Durch ein rechtskräftiges Erkenntniß des Kriminal-Senats des Ober-Landesgerichts zu Stettin ward v. Lühmann von dem Verdachte der sieben Verbrechen, deren er angeschuldigt war, und von denen nur die 1) der beabsichtigten Ermordung des Rittmeisters von S., 2) der Tödtung des Einliegers Hoffstedt, 3) der betrügerischen Anfertigung falscher gerichtlicher Dokumente genannt werden mögen, vorläufig freigesprochen. Der Thatbestand dieser Verbrechen war nicht mehr festzustellen, und es konnte insbesondere wegen des bereits im Jahre 1823 erfolgten Todes des Hoffstedt der Kausalnexus zwischen den ihm durch v. Lühmann zugefügten, durch Zeugen bekundeten Mißhandlungen und den an dem Körper des Verstorbenen wahrgenommenen Verletzungen nicht nachgewiesen werden. Doch ward v. Lühmann durch jenes Erkenntniß wegen vorsätzlicher, schwerer körperlicher Beschädigung von Abgeordneten der Obrigkeit mit einjähriger Zuchthausstrafe belegt. Der gedachte Gerichtshof erachtete es im Interesse der öffentlichen Sicherheit für bedenklich, daß dem v. Lühmann, dessen Gemüthszustand mehrmals ärztlich untersucht, welcher aber für zurechnungsfähig erklärt worden war, nach verbüßter Strafe die völlige Freiheit wiedergegeben werde, und stellte daher der Verwaltungsbehörde unter Mittheilung der Acten anheim: „dieses sehr gefährliche Individuum" in polizeilichen Gewahrsam nehmen oder unter genaue Aufsicht stellen zu lassen. Auch die Verwaltung der Straf- und Besserungs-Anstalt zu Naugardt sprach die Ueberzeugung aus, daß die öffentliche Sicherheit durch die Freilassung des von Lühmann in einem hohen Grade gefährdet seyn würde, und es ward daher mit Rücksicht auf die Vorschrift des §. 5 Tit. 20 Theil II. des Allg. Landrechts die Aufnahme desselben in das Landarmenhaus zu Uckermünde von dem damaligen Minister des Innern und der Polizei angeordnet. Diese Aufnahme erfolgte zwar anfangs nur auf 6 Monate, es mußte aber nach Ablauf dieser Zeit die Detention in der Anstalt nach den Anträgen der Behörden verlängert werden, da das Benehmen des v. Lühmann unverändert blieb und er ohne den Besitz eines seinen Lebensunterhalt sichernden Vermögens war, sich auch nicht entschließen wollte, von seinen Arbeitskräften Gebrauch zu machen. Späterhin ist seine Entlassung aus dem Hause mehrmals von der Abgabe einer genügenden Erklärung darüber abhängig gemacht worden, wohin er sich zu begeben und wovon er zu leben gedenke. Er verweigerte jedoch hartnäckig jede Erklärung und wurde deshalb selbst das Hinderniß seiner Entlassung; bis er in neuester Zeit in Folge eines Berichts des Ministers des Innern über eine Immediat-Vorstellung jüngerer Verwandten, welche sich seiner anzunehmen bereit waren, nach Allerhöchster Bestimmung Sr. Majestät des Königs entlassen und der Fürsorge dieser Verwandten überantwortet worden ist."

*) Siehe gestrige Nummer der Didaskalia.

Freiherr August von Kruse,

herzogl. nassauischer General-Lieutenant.

(Aus dem Herzogthum Nassau, 18. Februar.) In dem vor kurzem verstorbenen General von Kruse*) ist eine Persönlichkeit geschieden, wie sie leider immer seltner wird. Aufgewachsen in einer vielfach bewegten Zeit, führte ihn, den Sohn eines um Nassau verdienten Staatsmannes, der innere Beruf in die kriegerische Laufbahn. Mitwirkend in den Kriegen, die unsern Welttheil in den ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts erschütterten, bewährte er in allen Schlachten einen hohen persönlichen Muth, verbunden mit einer Gegenwart des Geistes, die ihn selbst in den größten Gefahren nicht verließ. Diese Eigenschaften, vereinigt mit einer warmen Liebe zu den Soldaten, sowie sein wahrhaft kameradschaftliches Benehmen gegen die Offiziere ließen ihn bis zu seinem Tode die höchste Achtung seiner Kampfgenossen finden. In der Zeit des wiedergekehrten Friedens an die Spitze sämmtlicher nassauischen Truppen gestellt, war er für eine auf Erfahrung gestützte Ausbildung aller Waffengattungen, sowie für Begründung zweckmäßiger Militär-Lehranstalten thätig und nahm sich der letztern mit regem Interesse an. Dabei war er in allen Verhältnissen streng gerecht aber zugleich

*) Freiherr August von Kruse, herzogl. nassauischer General-Lieutenant, vieler hohen Orden Großkreuz und Ritter, starb den 30. Jan. 1848 auf seinem Gute Hausen im Amte Idstein.

freundlich und wohlwollend, wodurch er sich die Liebe seiner Untergebenen in solchem Grade erwarb, daß viele Landleute, die einst unter ihm dienten, noch jetzt mit wahrer Begeisterung vom „General" erzählen. Sein Rücktritt aus dem Staatsdienste führte den nie Rastenden zu anderer Thätigkeit. Statt einer bequemen Ruhe zu pflegen, nahm er sich mit Eifer der Landwirthschaft an, und sein scharf blickender Verstand, sowie seine Anspruchslosigkeit, womit er überall „zu lernen suchte", ließen ihn das Rechte treffen und machten sein Gut zu einer Musteranstalt der Gegend. Durch das Vertrauen der nassauischen Oekonomen zu verschiedenen Malen an die Spitze des landwirthschaftlichen Vereines berufen, wirkte er als Präsident desselben zum Segen des Landes. Ausgehend von dem Grundsatze, daß Der, welcher bestimmt sey, in weitern Kreisen zu wirken, vorzugsweise bemüht seyn müsse, das sittliche Moment im Leben des Volkes zu fördern, hob er im Jahr 1843 die mit großem pecuniären Vortheil auf seinem Gute betriebenen Brennereien auf, um Andern ein gutes Beispiel zu geben und an seinem Theile die Erzeugung des Branntweins, „des für die Armen im Volke so schädlichen Trankes", vermindern zu helfen. Bei diesen Verdiensten konnte es nicht fehlen, daß ihm Auszeichnungen mannichfacher Art zu Theil werden mußten. Er selbst legte auf dieselben wenigen Werth. Glücklich in seiner Zurückgezogenheit, landwirthschaftlicher Beschäftigung und in den Mußestunden historischen und belletristischen Studien ergeben, trat er nur in das öffentliche Leben zurück, wenn die Stände des Landes seine Thätigkeit forderten. So hat er als Ehrenmann gelebt und gewirkt und sich eine Achtung erworben, die ihm über das Grab hinaus bleibt. Um so mehr scheint aus diesem Grunde der Wunsch gerechtfertigt, eine Biographie des Mannes zu besitzen, die ihn wahrheitsgetreu nach seinen verschiedenartigen Lebensverhältnissen schildert. Möchte es einem dazu Berufenen gefallen, eine solche zu schreiben. Es würde damit den Verehrern des Mannes ein Dienst geschehen, die Kriegsgeschichte, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel, aufgehellt werden und die Welt erfahren, wen sie in ihm verloren.

Mannichfaltigkeiten.

In Constantinopel wird jetzt wirklich ein türkisches Theater gebaut, das an Größe und Pracht keinem in Paris oder London nachstehen wird. Die Mittelloge ist für den Sultan bestimmt und steht mit einem Zimmer in Verbindung, das mit aller orientalischen Pracht ausgestattet wird. Vor zehn Jahren kannte man dort nur den türkischen Hanswurst, der unter freiem Himmel seine Possen trieb und nun — ein Hoftheater! (Mdzg.)

(Paris.) Die eleganten Damen sind jetzt ganz vernarrt in möglichst große Blumen-Bouquets, und so geschah es denn, daß vor einigen Tagen in der großen Oper der sehr edle und sehr dicke Lord . . . . . mit seinem gigantischen Blumenstrauß, den er einem liebenswürdigen Fräulein zu überreichen beabsichtigte, nicht durch den Eingang der Loge, in welcher die Angebetete ihren Platz hatte, passiren konnte, daher er sich genöthigt sah, seine süß duftende, bunte Gabe zu theilen und in zwei Hälften — oder Gängen — zu serviren. Der Spaß ist nicht übel. (Allg. Mdztg)

Von Laube soll in kurzem ein neues Stück zu erwarten seyn, das einen Lieblingsfürsten des deutschen Volkes zum Helden hat. (Allg. Mdztg.)

(Neue Aera für die Dampfschiffahrt.) Die „Washington Union" vom 5. Januar veröffentlicht den Bericht einer vom Schatzsekretär eingesetzten technischen Kommission über eine neue Erfindung des Kapitän Ericsson, welche durch Anbringung zweier neuer Apparate von geringem Umfange, „Evaporator" und „Condensator" genannt, das wichtige Resultat bei Dampfmaschinen herbeiführt, daß der gebrauchte Dampf alsbald wieder in Wasser verwandelt und in den Kessel zurückgeführt wird, und so immer von neuem denselben Kreislauf beschreibt. Da immer etwas Dampf durch lose Fugen u. s. w. verloren geht, so ersetzt der Evaporator die Einbuße aus dem Elemente, in welchem das Fahrzeug schwimmt, und aus dieser Vermehrung des Dampfvorraths liefert der Condensator so viel frisches Wasser, als verlangt wird. Die Kommission findet den Apparat untadelhaft, und führt folgenden Vortheil desselben an: 1) Ein Seedampfboot, welches seine Reise mit frischem Wasser beginnt, braucht nie Salzwasser in seine Kessel aufzunehmen. 2) Es braucht keine Kübel mit frischem Wasser mitzuführen, da es sich immer aus der See versorgen kann, und spart so Raum für Feuerung. 3) Man erhält täglich, außer für die Maschine und die Küche, immer frisches Wasser genug, um jedem Mann an Bord täglich ein Bad zu verschaffen. 4) Das Feuer braucht nicht ausgelöscht zu werden, um die Kessel von Salz und Schlamm zu reinigen, was Feuerung erspart. 5) Der Kessel bedarf geringerer Aufsicht, da die Maschine, wenn ein Mal in Ordnung, alles Uebrige thut, und stets für den nöthigen Wasservorrath sorgt. 6) Ein Kessel wird zwei- bis drei Mal länger halten, als gegenwärtig, da er keine Unreinigkeit aufnimmt. 7) Fast ein Fünftheil der Feuerung wird gespart, da die Hitze auf die von Salz- und Schlammkrusten freien Platten und Röhren wirkt, und das Wasser, welches aus dem Condensator zurückläuft, schon sehr heiß in den Kessel kommt. 8) Auch in schlammigen Strömen, wie auf dem Mississippi und Missuri, wird eine Niederdruckmaschine genügen, da das schlammige Wasser durch den vorgängigen Verdunstungsprozeß krystallhell in den Kessel kommt. 9) Das Platzen des Kessels kann ganz verhindert werden.

Emil Prudent, einer der berühmtesten Pianisten der Gegenwart, gibt gegenwärtig Konzerte in Algier. Prudent ist der erste der großen Virtuosen, welcher die Idee faßte, das neue Vaterland der Franzosen in die Genüsse der modernen musikalischen Wunder einzuweihen. Sein erstes Konzert fand im Theater statt. Alle Notabilitäten des Militärs und des Gouvernements waren anwesend. Es war die Elite der Colonie zugegen. Der Pianist wurde mit Enthusiasmus empfangen und nach jeder Piege stürmisch gerufen. (W. Thztg.)

Frankfurter Theater.

In: „die Geschwister" von Emanuel Leutner gab Fräul. Janauschek, vom Stadttheater zu Köln, die Eugenie. — Mit diesem Schauspiel hat Raupach seiner Zeit der Kritik ein artiges Schnippchen geschlagen. Raupach's Stücke machten von jeher volle Häuser, die Kritik aber fand jene leer und geistlos. Was geschah? Raupach maßte sich den Besitz eines unbekannten Namens an und mit dessen geheimnißvoller Empfehlung schickte er die „Geschwister" in die Welt. Unsern Lesern ist bekannt, wie das Stück ansprach, wie es die Kritik hätschelte, wie sie nach dem Autor forschte, der für die Bühne so große Befähigung kund gab. Ein Pseudonym war dieser Emanuel Leutner, so viel wußte man bald; aber wer war er eigentlich? Die Vaterschaft von einem guten Bühnenstücke ist heutzutage keine Sache, vor der man sich fürchtet; im Gegentheile, es lassen sich's große Namen gefallen, wenn auch nur von einem succès d'estime ihrer dramatischen Erzeugnisse in den Zeitungen gemeldet wird! Also diesen Leutner konnten blos Convenienz-Rücksichten abhalten, sein Visir zu öffnen. Er gehörte jedenfalls den höhern Sphären der Gesellschaft an, war wohl gar ein gekröntes Haupt. So wand die Kritik um des Vielverfolgten dichterische Stirne ein schönes Reis der Anerkennung.

Es sey nicht gesagt, daß dieses Stück, welches auf hiesiger Bühne in zweiter Auflage seine Wirksamkeit bereits geltend zu machen wußte, vollendet genannt werden könne. Der Held des Stückes darf bei der

Macht der Verhältnisse wohl auf dem Pfade des Rechten straucheln, aber fallen darf er nicht. Er darf wenigstens kein gemeiner Verbrecher werden, denn dafür gibt es im Drama keine Sühne, keine Lösung; am allerwenigsten kann das verbrauchte theatralische Nothmittel der Fürstengnade helfen. So wäre noch Manches in Beziehung auf Charakteristik und organische Entwickelung des Stückes zu tadeln. Aber der Dialog ist vortrefflich, die meisten Charaktere treten bestimmt hervor, die Handlung ist spannend und somit genügt das Schauspiel den allgemeinen Erfordernissen eines guten Stückes. Es wurde gut gespielt; besser noch wäre vielleicht die Darstellung bei einer Rollen-Aenderung gewesen. Den Justizrath Waller hätte Hr. Reger, den jungen Wildenberg Hr. Breuer übernehmen können; wir hätten diese Aenderung weniger zu Gunsten der Rolle des Justizrathes wünschen mögen, deren Darstellung wir als gelungen bezeichnen müssen, als vielmehr jener des Wildenberg, welche der Individualität und künstlerischen Richtung des Hrn Schneider nicht ganz zu entsprechen scheint.

Fräul. Janauschek hat gefallen. Sie wurde applaudiert und gerufen; der Beifall war nicht gemacht, das Parterre-Publikum hat ihn gespendet. Die künstlerische Befähigung der jungen Dame ist somit constatirt und die Kritik hat zu bemerken, daß Mimik und Gesticulation zu schönen Erwartungen berechtigen. Ob aber das Organ der Künstlerin die Kraft und Biegsamkeit besitzt, welche das Rollenfach erfordert, in dem wir Fräul. Janauschek gastiren sehen, das ist eine Frage, die wir nicht ohne Weiteres bejahen möchten. Wir wollen recht gern der Befangenheit etwas zu gute halten, die ein neues Wirken unter gesteigerten Ansprüchen mit sich führt, aber verschweigen dürfen wir es nicht, daß namentlich in den beiden letzten Aufzügen ihre Worte zuweilen kaum vernehmlich waren. Fräul. Janauschek möge diesen Wink für den Fall beachten, daß hier nicht physisches Unvermögen, sondern Manier oder Befangenheit wirkten; auch bitten wir sie, die Sylbe „ung" so auszusprechen, wie es bei uns Brauch ist. Das preußische „unk" gefällt hier nicht.

A.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Febr.

Es ist allgemein anerkannt, daß unsere Realschule und besonders die mit ihr in Verbindung stehende höhere Gewerbschule (für welche vereinigte Anstalt die Stadt ein neues, mit chemischem Laboratorium und allem Zubehör über 100,000 fl. kostendes Gebäude aufgeführt hat) durch die vieljährigen Verdienste des Professors Külp einen großen und höchst wohlthätig wirkenden Aufschwung gewonnen hat. Die Staatsregierung hat Dieses dadurch anerkannt, daß sie dem Genannten bei dem Austritt des früheren Vorstandes zu Ende 1846 das Directorium der gesammten Anstalt übertrug. Der Stadtvorstand hat in diesen Tagen gethan, was er thun konnte, um seinerseits diesen von sämmtlichen Schülern unbedingt geliebten und verehrten Lehrer zu ehren; er hat ihm, was er sehr selten thut, das Ehrenbürgerrecht der Residenzstadt Darmstadt in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste einstimmig ertheilt. Das schön und geschmackvoll ausgefertigte Diplom erwähnt, als seit vielen Jahren erprobt, Külp's vorzügliche Kenntnisse, vortrefflichen Unterricht, aufopfernde Uneigennützigkeit und höchst zweckmäßige Thätigkeit und sagt sodann: „Seitdem derselbe, nicht ohne große Anstrengung, zugleich dieser Anstalt vorsteht, hat er seine Verdienste in ausgezeichneter Weise vermehrt durch Begründung strengerer Ordnung in der gesammten Verwaltung der Schule, durch stete Bemühung, bei seinen Collegen einen guten Geist aufrecht zu erhalten, durch lebhafte Kräftigung des Sinnes der Schüler für Fleiß, Sittlichkeit und tüchtige Gesinnung." Dem durch das Ganze sehr überraschten Professor Külp wurde das Diplom in Auftrag des Stadtvorstandes durch eine Deputation desselben überreicht, welche aus dem Bürgermeister und den beiden Gemeinderäthen Kaufmann Schmidt und Staatsrath Jaup bestand.

Frankfurt, 21. Febr.

Die gestrige Abendunterhaltung im Saale der Gesellschaft „Karl zum aufgehenden Licht" ist, wie man es bei den daselbst wirkenden Kräften nicht anders erwarten konnte, sehr gut ausgefallen, und war höchst zahlreich besucht. Die Gesangsvorträge des Hrn. Conradi und der Fräul. Fehr, wie das Streichquartett der Herren Heinrich Wolff, Posch, Geißler und Elsner fanden stürmischen Beifall; die gleichsam improvisirten declamatorischen Vorträge des Hrn. Breuer wurden wie immer mit allgemeinem Applaus aufgenommen, und Hr. Weidner bewies einmal wieder recht, daß er noch immer der nichtbesiegte alte Löwe der Kunst sey; er trug wahrhaft ausgezeichnet sowohl das Bruchstück aus dem „Hermannsliede", wie das Gedicht von Ludwig Hub: „Für die Schlesier" vor. Der Abend ist ein durchaus genußreicher zu nennen; und wenn Eines zu bedauern, so ist es Das, daß die Zuhörer insofern ein wenig getäuscht wurden, als man nur ein Bruchstück aus dem Hermannslied hörte. Sowohl durch Unwohlseyn, wie durch überhäufte Beschäftigung in den letzten Tagen verhindert, konnte Hr. Breuer, wie Hr. Weidner sich zum Vortrage weiterer Bruchstücke aus jenem Gedicht nicht genug vorbereiten.

(Eingesendet). Das Leben, welches so manche Schattenseiten bietet, muß der Mensch auch in seinen Annehmlichkeiten genießen und namentlich ist es für Diejenigen, deren Stellung im bürgerlichen Leben mit einer sich stets gleichbleibenden Beschäftigung verbunden, mehr oder minder nothwendig, diese Einseitigkeit durch geeignete Mittel, wenn auch nicht aufzuheben, dann doch wenigstens so viel als möglich zu paralysiren, den Geist durch die Theilnahme an edleren Vergnügungen und Zerstreuungen von den blos materiellen Bestrebungen abzuziehen und ihn in die Sphäre zurück zu führen, in der er wieder zu erstarken vermag für die Beseitigung der gewöhnlichen Berufs- und Geschäfts-Interessen. Diese Behauptung beruht auf der Erfahrung, die uns lehrt, daß der Mensch im anderen Falle zum gewöhnlichen Eintags-Menschen herabsinkt und hierin finden wir das Verlangen nach einer Abwechslung begründet. — Obgleich man nun bei der ersten oberflächlichen Berücksichtigung der mannigfaltigen Elemente, aus denen Frankfurt a. M. in socialer Beziehung zusammen gesetzt ist, zu dem Schlusse kommen könnte, daß die Geselligkeit daselbst auf einer hohen Stufe stehen müsse, so wird man doch bei näherer Einsicht in die vorwaltenden Verhältnisse sich bald gestehen, daß dem in der That nicht so ist; denn kaum stehen sich irgendwo sonst jene Elemente so schroff gegenüber. Statt gegenseitiger Annäherung zeigen sich die einzelnen Stände abgeschlossen und selbst in ihnen sucht man wieder ein Zusammenhalten der einzelnen Mitglieder, wie es sich doch überall zu manifestiren pflegt, vergebens. Daß diese Abgeschlossenheit auf Diejenigen, welche ohne Bekanntschaft hier sind und denen selbst die Aussicht fehlt, solche zu machen, keinen günstigen Einfluß haben kann, bedarf wohl kaum der Bestätigung. Diesen Einfluß bekunden Beispiele und Erscheinungen in so großer Menge, daß es nicht nöthig seyn wird, noch einzelne derselben hinzustellen. Wenn wir daher in neuerer Zeit die Absicht hervortreten sehen, für diejenigen jungen Leute und namentlich aus dem Kaufmannsstande, welche größtentheils hier fremd sind und denen ihre, wenn gleich freie, so doch immer in gewisser Beziehung untergeordnete Stellung den Zutritt zu den höheren Kreisen hindert, einen Verein zu gründen, der sie unter einander verbände, um ihnen den Mangel einer Gesellschaft weniger fühlbar zu machen, in der sie sich im Gegensatz zu ihrer sonstigen stereotypen Beschäftigung wieder anderen und edleren Interessen zuwenden könnten, so ist dies als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten. Daß ein solcher Verein von dem größten moralischen Einfluß seyn müßte, steht wohl unleugbar fest, zumal wenn derselbe, wie im vorliegenden Falle, Männer an seiner Spitze hat, die sich nicht nur einer allgemeinen Achtung zu erfreuen haben, sondern mit so viel Eifer, als Liebe an der Realisirung der einmal gefaßten Idee arbeiten. Wir fügen noch dieser allgemeinen Hinweisung auf die neu zu stiftende Gesellschaft den aufrichtigen und wohlgemeinten Wunsch hinzu, daß nicht nur alle Diejenigen, welche das in's Lebentreten einer solchen längst gewünscht haben mochten, regen Antheil daran nähmen, sondern, daß auch von der Seite, wo ein Einfluß auf letztere vorhanden oder möglich ist, wirksam zur Betheiligung angeregt werde.

Auflösung des Räthsels in Nro. 53

Poesie.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Febr. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn", von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Franziska: Fräul. Janauschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Montag, 28. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich." Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 56. Freitag, den 25. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen vor Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

X.

Nach dem Gefechte.

Der erste Schimmer der Morgensonne zeigt sich in Osten. Die Gewässer des atlantischen Ozeans bewegen sich nur sehr leise. Alles ist still, Alles einsam, und auf des Meeres unermeßlicher Strecke scheint Nichts sich zu regen. Am Strande gewahrt man blos einen alten Fischer, der mit Aushängen seiner Netze sich beschäftigt und eins jener melancholischen Liedchen singt, die man aus dem Munde dieser Naturmenschen vernimmt, und die uns gleichsam andeuten wollen, daß die sanfte Schwermuth der süßeste Genuß des Herzens sey. Während der alte Fischer seiner Beschäftigung sich hingiebt, sendet er von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem unermeßlichen Meere, als ob er berechnen wollte, wann Ebbe und Fluth ihm günstige Anzeichen zum Fange verkünden.

Plötzlich steht er still, sein Auge beständig auf einen Punkt gerichtet, den er in der Ferne entdeckt; nach einigen Augenblicken läßt er seine Netze fallen, eilt seinem Boote zu, schlägt die Ruder in's Wasser und sticht in See, so schnell seine Kräfte es gestatten.

Hören wir nunmehr, was der Fischer bemerkt hatte.

So weit seine Augen zu reichen vermochten, sah er ein Stück Holz, das ihm zu einem Maste zu gehören schien, auf dem Wasser treiben und durch die leichten Wellen auf und nieder tauchen. Auf diesem Maste erblickte er oder glaubte er wenigstens zu erblicken einen schwarzen Körper, der einem Menschen glich, und, mit der Brust auf das Holz gebeugt, zwar bewegungslos, jedoch an dem Maststück festgeklammert schien. „Vielleicht ist noch Leben in ihm," sprach der Fischer zu sich selbst, und er verdoppelte seine Bemühungen und sah, wie die Entfernung allmählig schwand. Endlich konnte er sich überzeugen, daß jener Gegenstand wirklich ein Mensch sey, und nun machte er eine letzte Anstrengung, sein kleines Fahrzeug bis zu dem Maste hin zu fördern. Ein schrecklicher Anblick stellte sich seinen Augen dar. Ein junger Mann von etwa dreißig Jahren hielt den gebrochenen Mast fest umklammert; seine Füße hingen schwankend und kraftlos im Wasser; seine Hände waren blau und krampfhaft um das Holz geschlungen, die Augen aufgeschwollen, geschlossen und mit gräßlichen blauen Streifen umsäumt. Eine gelbe blasse Farbe lag auf seinem Gesichte verbreitet, und nichts deutete mehr an, daß noch irgend Leben in ihm wohne. Nur glaubte der Fischer zu entdecken, daß der Busen des Ertrunkenen, wie durch ein Athemholen, ganz leicht gehoben wurde, und die blauen Lippen dann und wann krampfhaft sich bewegten.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, ergriff der Fischer den Schiffbrüchigen bei'm Kragen seiner Sammetjacke und zog ihn mit ungemeiner Kraft bis zum Boote. Der junge Mann schien einen letzten Versuch zu machen, sich an das Holz festzuklammern; doch seine Kräfte waren nicht mehr hinreichend und sein Körper mußte der schweren Hand des Fischers folgen.

„Gerettet! gerettet!" rief der alte Fischer, während er den Jüngling in sein Boot aufnahm, und ohne die mindeste Zeit zu verlieren, eilte er zurück zum Ufer.

Eine Viertelstunde später befand sich der Schiffbrüchige — in welchem der Leser bereits ohne Zweifel Fernand, den Kapitän der „schwarzen Schwalbe" entdeckt haben wird — in der Hütte des alten Fischers, und dieser brachte ihn durch die von ihm angewandten Mittel in's Leben zurück.

Fernand vermochte nun zu gewahren, daß er sich auf einem ziemlich sanften Ruhebette befand, und als er die Augen öffnete, sah er, wenngleich undeutlich, einen alten Mann vor sich stehen, der ihm einen Becher Rum darreichte. Der Jüngling genoß die stärkende Flüssigkeit und drückte dem Alten die Hand, denn Worte vermochte er noch nicht hervorzubringen. Einige Augenblicke darauf fiel er in einen tiefen Schlaf, und der alte Fischer vergaß heute, seine Netze in die See zu legen, um bei dem Fremdling anhaltend zu wachen.

Als Fernand aus seinem Schlummer sich erhob, war ihm zu Muthe, als sey ihm ein ganz neues Leben eingeflößt. Er legte seine Hand an die Stirne, und jetzt erinnerte er sich alles Dessen, was sich ereignet hatte. Er entsann sich des schrecklichen Kampfes, der Flucht in die Schaluppe, des zweiten Angriffs, und wie das Boot umgeschlagen, dann der Anstrengungen, die es ihm gekostet, nach stundenlangem Schwimmen sich an das Stück Mast festzuklammern; doch hier verließ ihn sein Gedächtniß, und er wußte nicht, was weiter mit ihm vorgegangen. Er öffnete die Augen, starrte in der kleinen Hütte umher, sah den alten Fischer an seiner Seite sitzen, und begriff bald, daß dieser sein Retter sey. Er erhob sich halb im Bette und reichte dem Alten die Hand, der ihn bald in englischer Sprache anredete:

„Bravo! das Spiel ist gewonnen! wie befinden Sie sich jetzt, Herr?"

„Vollkommen wohl, mein Freund," antwortete Fernand in derselben Sprache; „ohne Zweifel verdanke ich Euch mein Leben?"

Hierauf erzählte der alte Fischer Alles, was er gethan, und als er geendet, drückte Fernand ihn in seine Arme und gab ihm seine innige Dankbarkeit zu erkennen.

„Sprechen wir davon nicht," rief der Fischer, „der alte William hat mehr als Einen gerettet, und ihm war es immer die größte Freude!"

„Ihr seyd ein braver Mann, Freund William."

„Nichts ist ja natürlicher; doch sehen Sie, Herr! ich bin

wahrlich besonders zufrieden, daß ich Sie gerettet; in meinem Leben hab' ich nie größere Freude gefühlt."

„Warum das, William?"

„Ich weiß nicht; aber es ist nun so! lassen Sie mich Ihnen noch ein Mal gut in's Gesicht schauen!"

Und nachdem er einige Augenblicke untersuchte, rief der Alte: „Ja, gerade so, wie man ihn mir geschildert hat!"

„Mein wackerer William, ich versteh' Euch nicht," sprach Fernand, der fast zu glauben begann, daß es im Kopfe des alten Fischers nicht ganz richtig sey.

„Es ist möglich, daß Sie mich nicht begreifen," entgegnete William, „doch hören Sie nur!"

Und den Jüngling nochmals scharf in's Auge fassend, sprach er: „Mein Herr, Sie sind kein Engländer?"

„Das ist wohl möglich, William."

„Und Ihr Name ist Fernand!"

Der Jüngling war betroffen und betrachtete nun seinerseits den Alten mit der größten Aufmerksamkeit; doch nichts vermochte ihn zu belehren, daß er dieses Wesen je gesehen. William fuhr fort:

„Und ist es nicht wahr, daß Sie der Kapitän eines Kaperschiffes sind, die „schwarze Schwalbe" genannt?"

„Ich bin es gewesen," sagte Fernand, „meinen Retter will ich nicht täuschen. Ja, Alles, was Ihr sagt, ist wahr; aber nun weiter!"

„Nun," fuhr der Greis fort, „dann sind Sie es auch, der vor zwei Monaten meinem Sohn das Leben rettete!"

Fernand bedachte sich einige Augenblicke und schüttelte verneinend den Kopf.

„Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie die Mannschaft einer an einem Felsen zerschellten englischen Brigg gerettet?" fragte der Fischer.

„Ja doch!"

„Der Kapitän dieses Fahrzeugs war mein Sohn; er hat mir Ihr Benehmen beschrieben, und für einen Korsaren — denn das sind Sie — hat mir diese Handlung so schön, so ausgezeichnet geschienen, daß ich von James — so heißt mein Sohn — aus Theilnahme für Sie, eine genaue Schilderung Ihrer Person verlangte, und Sie sehen, er hat dies so gut gethan, daß ich Sie habe erkennen können."

(Fortsetzung folgt.)

Das Wandern der deutschen Handwerksburschen.

Die „Oberrheinische Zeitung" enthielt vor einigen Tagen einen Artikel über den Bettel deutscher Handwerksburschen (siehe Didaskalia Nro. 51), und knüpfte daran einige Bemerkungen, die vielleicht aus der Quelle einer guten Absicht entspringen, aber unseren biedern deutschen Handwerksburschen etwas sehr nahe treten und überhaupt nicht ganz richtig sind.

Richtig ist es, daß von allen Völkern Europa's der Deutsche nur wandert; aber der deutsche Arbeiter wandert nicht nur angetrieben von den milden Strahlen einer wohlthuenden Frühlingssonne, er wandert im Selbstgefühle seiner Tüchtigkeit; er wirft sein Ränzel auf den Rücken, wenn der Meister es wagt, seiner Ehre zu nahe zu treten, weil er überzeugt ist, daß sich allenthalben eine Werkstätte findet, wo er es wieder ablegen kann; er verläßt sein Vaterland nicht nur angetrieben von der Neugierde, die Ufer der Seine zu sehen oder das englische Bier zu versuchen; er verläßt Deutschland, weil es für den Handwerksburschen am allerwenigsten ein Deutschland gibt. Ein mürrisches Wort der Frau Meisterin reicht hin, einem Handwerksburschen den Entschluß beizubringen, aus der Hütte eines armen bayerischen Dörfchens nach Paris oder London zu ziehen; aber das mürrische Wort ist nur die unmittelbare Veranlassung; er zieht nach Paris, weil der „Ouvrier" in Paris geachteter ist als in Deutschland, in den Augen des Gesetzes und folglich in den Augen des Volkes.

Die Furcht, die der Handwerksbursche einem rothen Kragen gegenüber hat, liegt in dem mürrischen Tone, mit dem er in zartester Jugend bei seiner ersten Wanderung überall angefahren wird. An der Schranke des Paß- oder Wanderbuch-Bureaus sieht er den für ihn demüthigenden Unterschied, mit dem die Offizianten einem Handwerksburschen und einem andern Reisenden begegnen; deßhalb ist es für ihn nichts Außergewöhnliches, diese Demüthigungen auch außerhalb des Paß-Bureaus zu finden.

In Frankreich jedoch ist es anders; „ich bin Ouvrier", sagt der Franzose mit demselben Stolze, wie Ludwig der Vierzehnte sagte: „Der Staat, der bin ich." „Ich bin Ouvrier", sagt er und der Polizeipräfekt erwiedert mit einem freundlichen „bien." „Ich bin Ouvrier", sagt er, wenn ein stolzer Wirth den Mann mit der Blouse aus seinem Café entfernen will, und der Franzose sieht mit Stolz in das stolze Auge eines stolzen Ouvrier. In Deutschland entschuldigt man Straßentumulte mit dem Bedeuten, daß er von liederlichen Handwerksburschen und lärmenden Schuster- und Schneidergesellen angezettelt gewesen sey. In Frankreich entschuldigt man Emeuten damit, „daß keine Ouvriers dabei waren", folglich nur Gesindel, gut und schlecht, eingezogene chevaliers d'industrie.

Was nun das Betteln der Handwerksburschen anbelangt, so sind wir auch anderer Ansicht als der geehrte Herr Verfasser des oben erwähnten Artikels.

Allerdings gibt es Handwerksburschen, bei denen das Betteln zur zweiten Natur geworden; allein von Ausnahmen kann hier die Rede nicht seyn, und wenn es in allen Gauen Deutschlands einzelne Handwerksburschen gibt, die sich Jahre lang durch Betteln ernähren, so kann dieses noch nicht alle Handwerksburschen erniedrigen. Es gibt ja in allen Gauen Deutschlands Geschäftsleute und Banquiers, die sich Jahre lang durchschwindeln!

Was nun das sogenannte „Fechten" anbelangt, so ist es unter den jetzt obwaltenden Umständen gewiß dem Handwerksburschen nicht anders möglich, als zuweilen zu diesem Mittel zu greifen, und ich glaube gerade, daß die deutsche Sprache dieses Wort sanctionirt hat, um einen Unterschied zwischen dem Bettler und dem Handwerksburschen zu machen.

Schon an und für sich bringen es die Umstände mit, daß das jetzt immer mehr überhand nehmende Maschinenwesen den Arbeiter längere Zeit unbeschäftigt läßt und ihn nöthigt, hier und da anzuklopfen, um die Gastfreundschaft eines Menschenfreundes in Anspruch zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob zu Moses Zeit der Handwerksbursche schon mit dem Ränzel auf dem Rücken das Morgenland durchstrichen; aber gewiß hat der große Gesetzgeber nur die Kategorie der Handwerksburschen im Auge, wenn er so sehr die Gastfreundschaft der Kinder Israels zu Gunsten des Wanderers beansprucht, eine Tugend, die heute noch besonders in kleineren Dörfern unter den Juden sehr geübt und, nebenbei gesagt, von den schmutzigen undankbaren Jüngern Polens oft so schnöde mißbraucht wird.

Wenn auch der Handwerksbursche noch einiges Vermögen im Ränzel hat, so sieht er sich doch gezwungen, zuweilen zu fechten, weil es Städte gibt, wo der Reisende eine gewisse Summe aufzuweisen hat, widrigenfalls man diesem Uebel auf homöopathische Art und Weise abzuhelfen sucht, indem man ihn einige Stunden „brummen" läßt und für den „armen" Schließer einige Batzen zurückhält.

Wir wiederholen nochmals, wir sind sehr gegen das „Betteln" der Handwerksburschen und finden eine Bekanntmachung, die kürzlich von Seiten des Frankfurter Polizei-Amts erlassen,

sehr am Platze; aber, daß der Handwerksbursche genöthigt ist, hier und da zu „fechten", ist nicht zu umgehen, es sey denn, daß von Seiten der Behörden und in Gemeinschaft mit den sogenannten Innungen dafür gesorgt wird, daß arbeitslose, aber mit gutem Zeugniß versehene Handwerksburschen allenthalben ein frugales Mahl und ein reinliches Bett finden.

Die Erinnerung des späteren Meisters an das vergangene Wanderleben wird dadurch allerdings ungetrübter und er wird mit Vergnügen für Andere beisteuern, was er selbst einst bedurft hat.

Wir sahen uns veranlaßt, diese Worte zu Gunsten der Handwerksburschen niederzuschreiben, weil der deutsche Arbeiter bieder, schlicht, brav und rechtlich ist.

Wir haben keine Schiffe an den Gestaden der Newa; keine Flagge bringt den Ruf „Deutschlands" an die Ufer des Missisippi; nur der Arbeiter zeigt dem Ausland, daß unser Deutschland doch ein Land seyn muß, wo es tüchtige Männer gibt!

Wilhelm.

Ein Wort über Sprache und Aussprache.

In dem Vorwort zu der — pragmatischen deutschen Sprachlehre für denkende Leser, gelehrte wie ungelehrte, von Dr. Lorenz Diefenbach. Stuttgart, bei J. B. Müller — sagt der Verfasser:

„Die hochdeutsche Sprache gilt uns als die Sprache der Gebildeten, die sich mit dem ganzen Vaterlande, mit allen deutschen Mitbürgern wechselseitig verstehn wollen, ohne erst sich durch eine fremde Sprache verständigen zu müssen. Und eine solche bleibt diese gemeinsame hochdeutsche Sprache Jedem, der erst in erwachsenen Jahren sie anwenden lernt, wo er mit dem ferner wohnenden Bruder in Norden oder Süden reden will; während sie, von Kindheit an geübt, zur natürlichen Muttersprache wird und mit Leichtigkeit den erwachsenden Menschen in immer weitere und reichere Kreise der Vorstellungen einführt. Die ganze Richtung der in gesunder Kraft wachsenden Zeit geht, wie wir schon oben andeuteten, dahin, daß Alles, was das Volk angeht, auch von ihm verstanden und geistig besessen werde; und weiter: daß jede Angelegenheit der Menschheit und des Vaterlandes das Volk und jeden wahren Bürger auch wirklich angehe. Diese Vermittelung übernimmt vor Allem die Sprache. Was kümmert das jetzt so laut und oft gesprochene und noch öfter als ein Recht geforderte freie Wort Den, der es nicht reden noch verstehen kann?

Hier merke man aber wohl, daß nicht bloß das in engerem Sinne so genannte Volk, der einzelne Bürger und Privatmann dieser großen Mittlerin die Hand reiche, sondern daß auch der Gelehrte, der Dichter, der Gesetzverwalter und der Geistliche es thue. Keine gemachte Sprache der Weltweisheit, der Dichtung, des Gerichtshofes, der Kanzel mehr, die dem Volke, in dem und an das sie gesprochen und geschrieben wird, unverständlich bleibe; oder noch schlimmer, welche, halbverstanden, es in Irrthümer und gespenstige Dämmerung verleite! Nicht, daß wir damit eine Erhebung über die gewöhnliche Sprache des Umgangs abgeschafft wissen wollten; aber diese Erhebung wolle nicht durch Zauber- und Orakelsprüche bestechen und betäuben, sondern sie werde durch die von dem Redenden in den Vernehmenden überströmende Erhebung des Sinnes hervorgerufen und bedingt!

Weiter wird im Betreff der Aussprache bemerkt:

„Für die Aussprache verlangen wir nicht die Annahme fremder Eigenthümlichkeit, sondern nur naturgemäße Sorgfalt und Bildung. Der Süddeutsche und noch mehr der Mitteldeutsche soll nicht die großentheils ihm wirklich fremde und durch die Zartheit der niederdeutschen Schwester entstandene weichere Aussprache des hochdeutsch redenden Nordens annehmen. Aber er stehe, seiner eigenen Sprachnatur zu Ehren, nicht länger in sorgfältiger Unterscheidung seiner Laute und Sprachformen hinter Jenem zurück; und der Abgeordnete des Volkes bedürfe in der Kammer keiner andern Sprache, als die das Volk selbst versteht und spricht; oder vielmehr: das Volk eigne sich die gereinigte und gebildete Gestalt seiner eigenen Sprache an, deren Vorbilder es mit eigenen Sinnen sieht und hört. Die echte Freiheit ist Eins mit dem echten Adel, und kann nur durch Erhebung gewonnen werden."

Mannichfaltigkeiten.

Meyerbeer hat, wie die Zeitungen erzählen, endlich sich entschlossen, seine längst beendigte Oper „der Prophet" der Direktion der großen Oper in Paris zu übergeben, so daß sie im Herbste dieses Jahres dort zur Aufführung kommen soll. Die Pariser Spottblätter, die, wie bereits erwähnt, den um seinen Ruhm äußerst besorgten Meyerbeer seit einiger Zeit fortwährend mit Witz und Hohn verfolgen, erzählen nun: die Partitur der Oper liegt in Berlin in einem Kästchen von Ebenholz mit drei Sicherheitsschlössern und drei Vorlegeschlössern. Eines der Sicherheitsschlösser brennt, wenn es nicht mit besonderm Kunstgriffe geöffnet wird, einen Pistolenschuß auf den Dieb ab, und das andere schreit ganz vernehmlich „zu Hülfe!" Das Kästchen ist in der Erde in einem verlassenen Keller vergraben, wenn auch Andere sagen, Meyerbeer lege es jeden Abend sorgfältig unter sein Kopfkissen. Jetzt, da der Componist sich verbindlich gemacht hat, das kostbare Manuscript der Pariser Oper zu übergeben, kommt Alles darauf an, dasselbe sicher von Berlin in die Seinestadt zu bringen. Meyerbeer's erste Sorge ging also dahin, sichere Leute auf die Straßen auszusenden, um sich zu überzeugen, ob nicht böswillige Räuber auf die unschätzbare Partitur lauerten, um sie zu entführen. Leider bestätigten die Berichte, die er von seinen Kundschaftern erhielt, seine schlimmsten Befürchtungen. Was anfangen? Anfangs wollte er sein Werk in einem Luftballone transportiren lassen, aber er fand keinen Luftschiffer, der ihm hinlängliche Bürgschaft gewähren konnte; dann kam er auf den Gedanken, einen Tunnel von Berlin nach Paris anlegen zu lassen, um auf diesem Maulwurfswege Allen unbemerkt den Schatz zu befördern, aber die Ingenieurs, die er zu Rathe zog, stellten ihm vor, daß zur Ausführung dieses Baues mehr Jahre gehören würden, als er seit der Vollendung des „Propheten" auf einen Tenor gewartet habe, der die Hauptpartie zu singen vermöge; da wendete er sich denn an den König von Preußen mit der Bitte, ihm als Eskorte seines unsterblichen Werkes ein Regiment Kavallerie nebst einer halben Batterie zu bewilligen. Leider hat der König diese bescheidene Bitte abgeschlagen, und es ist demnach die schwere Aufgabe noch ungelöset, wie das Werk nach Paris gebracht werden soll. Wahrscheinlich wendet sich der besorgte Componist an die ersten europäischen Akademien mit der Bitte, ihm ein Mittel anzugeben, wie die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten am sichersten zu lösen seyn möchten. (Mztg.)

Korrespondenz.

Weimar, 17. Febr.

Unsere Frau Großherzogin hat bekanntlich eine Reihe ihrer Gemächer dem Andenken unserer großen Dichter geweiht, indem sie dieselben durch Neher, Preller und andere bekannte Meister mit Fresken ausschmücken ließ, zu denen die Werke jener Dichter den Stoff geliefert. Idee und Ausführung sind gleich schön und das Schiller-, Göthe-, Herder- und Wieland-Zimmer bilden somit eine der vorzüglichsten und sinnigsten Zierden von Schloß und Stadt. Der gestrige Geburtstag der

Frau Großherzogin hat nun Veranlassung gegeben, einen Theil dieser unvergleichlichen Bilder (in ein Festspiel eingekleidet) auf unserem Hoftheater der hohen Frau lebend vorzuführen, und dieser sehr gelungene Gedanke hat Hof und Publikum gleich angesprochen. Diesem Festspiel folgte gestern Abend die Flotow'sche Oper „Martha" und hatte, wenn auch leider höchst mangelhaft dirigirt, durch ihr unterhaltendes Süjet, wie durch ihre originelle, melodienreiche Musik den besten Succès. Unsere jugendlichen deutschen Componisten scheinen sich in der That Bahn brechen zu wollen; wenigstens sprechen dafür die neueren Erfolge Flotow's, Gustav Schmidt's, Lortzing's, Kücken's, Benedikt's u. m. A. in erfreulichster Weise. — Zunächst wird nun unsere Bühne das Birch-Pfeiffer'sche „Dorf und Stadt" bringen. Es dürfte hier Wenige geben, welche das Verfahren der Mad. Birch, und namentlich die Art und Weise, in der sie sich bestrebt, diesen Handel in's Persönliche hinüber zu spielen, nicht im hohen Grade mißbilligen; andererseits verdenkt man es aber Auerbach, diesen, nach unseren gegenwärtigen Rechtsverhältnissen unfruchtbaren Streit hervorgerufen zu haben, wenn auch die Gründe zu ehren sind, die ihn dazu bewogen. „Dorf und Stadt" wird aber auch hier, wie überall, ein Cassastück werden, denn Jeder will natürlich das vielbesprochene und bestrittene Stück sehen wollen. — Ein im Grund sehr geringfügiger, längst wieder vergessener und lediglich durch Mißverständnisse hervorgerufener Vorfall zwischen einer hiesigen Hofdame und einer beliebten Sängerin gibt hier in diesem Augenblick insofern sehr viel zu sprechen, als derselbe dem in Braunschweig erscheinenden Keil'schen „Leuchtthurm" willkommene Gelegenheit zu einem ganz maßlosen und unwürdigen Ausfall gegen erstere Dame gegeben hat. Dieser Aufsatz, dessen einzige Absicht es ist, jene hier allgemein geachtete und alleinstehende Dame in rohster Weise zu beleidigen, hat in allen Ständen die größte Indignation erregt. Gewisse Schimpfblätter ergreifen aber jede derartige Gelegenheit mit Gier, um über Einzelne herzufallen und persönlichen Scandal zu veranlassen; sie haben dabei keinen anderen Zweck, als ihr Publikum, welches dergleichen Klatschereien — möglichst pöbelhaft vorgetragen — über Alles liebt, nach Kräften zu amüsiren. Trauriges Geschäft! — Die hiesige Schiller-Angelegenheit nimmt den glücklichsten Fortgang. Das Haus wird nach innen und außen regenerirt, das in demselben gestiftete Museum fast täglich durch werthvolle Gaben bereichert, und es ersteht hierdurch in unserer Mitte ein Tempel, nach welchem dereinst Tausende wallfahrten werden. Daß dies so und nicht anders gekommen, haben wir zweien unserer um Gemeinwohl verdienstvollsten Männer, dem Stadtdirector Hase und dem Commissionsrath Voigt, zu verdanken. Es muß daher, da in dieser Beziehung schon so viel geschrieben worden ist, seltsam erscheinen, daß hierbei just dieser beiden Namen nicht gedacht worden ist, da gerade sie bei ihren Mitbürgern den Eifer für diese Sache angeregt und da vorzugsweise von ihnen der Impuls zu Dem gegeben worden, was bis jetzt in derselben zur Ehre Weimar's geschehen ist. Es würde undankbar seyn, dies nicht anerkennen zu wollen.

Darmstadt, 22. Febr.

Während man von Paris meldet, daß der schöne Stern Aldebaran am gestirnten Himmel verschwunden sey und die Astronomen sich in Verlegenheit befänden, was sie aus dieser Erscheinung machen sollten, haben wir auch eine Himmelsbeobachtung gemacht, und zwar gestern, wo wir nach 7 Uhr Abends ein lebhaftes Nordlicht erblickten, welches die Bewohner dieser Stadt recht eigentlich hinter das Licht führte, indem dieses Phänomen für eine Feuersbrunst gehalten wurde. In wenigen Augenblicken durchdrang der Feuerlärm fast alle Straßen der Altstadt: die Spritzen kamen in Bewegung und schnell eilte Hülfe von allen Seiten herbei. Das muthmaßliche Feuer war aber nirgend zu finden, als hoch am nördlichen Horizont, und nach dieser erfreulichen Entdeckung verliefen sich die Leute eben so schnell wieder, als sie gekommen waren. Etwas Aehnliches begegnete unseren Nachbarn, den Bewohnern von Eberstadt, vor etwa zwölf Jahren, und zwar in Folge einer optischen Täuschung, da sie das von den Fenstern einer oberen Etage stark reflectirte Licht der untergehenden Sonne für eine eben ausgebrochene Feuersbrunst hielten und schleunigst mit Löschmannschaft und Feuerspritzen an die vermeintliche Brandstätte eilten, wo sie, zu ihrer großen Befriedigung, nur das friedliche Bild der ruhigen Abendsonne in den Fensterscheiben des brennenden Hauses gewahrten. — Ich sprach oben von dem den Astronomen durchgegangenen Stern Aldebaran. Dieses Phänomen, wenn es wirklich stattgefunden hat, steht in der Geschichte der Sternkunde nicht vereinzelt da. Es gibt nämlich mehrere Sterne, welche, früher öfter beobachtet, später völlig unsichtbar geworden sind. Hierher gehört der 55ste Stern im Herkules, der von Herschel in den Jahren 1781 und 1782 beobachtet wurde. Von diesem Sterne war am 24. Mai 1791 keine Spur mehr zu entdecken. Die vielen und bedeutenden Veränderungen, die in der fernen Sternenwelt, freilich sehr unmerklich, im Laufe der Zeiten vor sich gehen, sind erst von der neueren Astronomie großentheils entdeckt und näher untersucht worden. Für die verlorenen Sterne kamen bisweilen auch wieder neue Sterne aus den Tiefen des Himmels zum Vorscheine, die aber nicht immer Stand hielten, wie z. B. der neue Stern vom Jahre 1572, der Anfangs heller als die Venus glänzte, in seiner Lichtstärke aber allmählig abnahm und nach einem Zeitraume von 16 Monaten, wo man ihn beobachtet hatte, gänzlich verschwand. Bis auf den heutigen Tag haben die Sternkundigen über diese merkwürdige Erscheinung noch keine befriedigende Erklärung zu geben gewußt.

Oppenheim, 20 Febr.

Heute feierte die hiesige deutschkatholische Gemeinde ihren ersten Gottesdienst. Nicht blos Glaubensbrüder aus den benachbarten Gemeinden, wie Darmstadt, Mainz, Wiesbaden, Osthofen, Bechtheim, Westhofen, Alzey, Worms, Wörrstadt u. s. w., sondern auch römischkatholische und protestantische Bewohner aus Oppenheim und aus den Ortschaften der Umgegend waren in großer Zahl herbeigeeilt, und so vermochte denn der geräumige Kurtzische Saal „zum Gutenberg", welcher würdig und geschmackvoll für die gottesdienstliche Feier eingerichtet worden war, die Menge aller Derjenigen nicht zu fassen, welche der Feier beizuwohnen beabsichtigten. Nachdem um 10 Uhr des Vormittags zuvörderst der Vorstand der Gemeinde die beiden Geistlichen, die Herren Pfarrer Hieronymi von Darmstadt, welchen die Gemeinde Oppenheim zu ihrem Prediger gewählt, und Winter von Alzey, welcher gebeten worden war, bei Abhaltung des ersten Gottesdienstes mitzuwirken, der Gemeinde vorgestellt hatte, begrüßte Dr. Duller die letztere im Namen der Darmstädter Schwestergemeinde, zu welcher die erstere nun in ein engeres (Filial-) Verhältniß getreten, und im Namen der ganzen süd- und westdeutschen Kirchenprovinz, als zeitiger Vorstand der Provinzialsynode, und drückte die herzlichen Wünsche aller zahlreichen Glaubensgenossen, welche diesem Provinzialverbande angehören, für das Gedeihen der jungen Gemeinde am Rhein in wenigen Worten aus. Hierauf eröffnete nun Hr. Pfarrer Hieronymi die gottesdienstliche Feier, welche durch treffliche Ausführung der Kirchengesänge (Nro. 1 des neuen Gesangbuches) gehoben wurde. Wie Hieronymi's herrliche Gebete alle Herzen ergriffen, so legte auch Winter's ausgezeichnete Predigt (über den Text: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten") einen festen Grundstein für die richtige Auffassung der hohen Bedeutung der deutschkatholischen Bewegung. Der Prediger zeigte, daß es nicht blos eine Befreiung von vernunftwidrigen Satzungen und Bräuchen zur Wiederherstellung der ursprünglichen Lehre Jesu, sondern daß es auch ein muthiges Streben und Ringen nach endlicher Versöhnung aller Glaubensparteien in der Liebe ist, was man als das Lebensprinzip und die Aufgabe des Deutschkatholicismus zu erfassen hat. In der Abendmahlsrede des Pfarrers Hieronymi bekundete sich dies gleichfalls mit siegreicher Kraft, und Mancher vielleicht, der noch unklar über das Wesen des Deutschkatholicismus in den Saal getreten war, mußte sich gestehen: Das ist der Weg, um die einfache Lehre Jesu, deren weltgeschichtliches Ziel die Weltversöhnung ist, in ihrer Ursprünglichkeit wieder zu finden, der Weg zu jener späteren Wiedervereinigung aller so lang getrennten Parteien, welche alle Edlen längst wünschen. Sinnig gedachte Pfarrer Hieronymi auch der Liebesgabe eines Abendmahlskelches, welcher der jungen Gemeinde von protestantischen Bewohnern Mommernheims zu Theil geworden war. Nach der Abendmahlsfeier, welche weit über 100 Personen aller christlichen Confessionen begingen, fanden auch die Taufe des Kindes eines Gemeindevorstehers und die kirchliche Trauung eines Paares statt, welches bereits den Vorschriften des Gesetzes (durch bürgerliche Trauung) genügt hatte. Erstere, die Taufe, war insofern besonders interessant, als das Kind bereits über ein Jahr alt ist und bis zur gesetzlichen Regelung der Gemeindeverhältnisse, welche sich längere Zeit verzögert hatte, dieser feierlichen Aufnahme in den Christenbund geharret hatte. Die Gemeinde vermehrte sich bei dieser Feier ihres ersten Gottesdienstes durch neu beigetretene Mitglieder und wird zweifelsohne nun immer mehr nach innen und außen erstarken. Die glückliche Wahl des Predigers, der treffliche Geist, der die junge Gemeinde beseelt und die liebevolle Theilnahme der Schwestergemeinden, so wie der protestantischen und vieler aufgeklärten römischkatholischen Bürger Oppenheim's vereinigen sich, um der Gemeinde eine schöne Zukunft zu verheißen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Febr. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 57. Samstag den 26. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

„Aber, bester William!" sagte Fernand, „wie könnt Ihr mir dann so viel Gutes erzeigen? Ich hatte auf Eures Sohnes Schiff Jagd gemacht, dies werdet Ihr doch auch wohl wissen, und ohne Zweifel war ich schuld an seinem Unglück."

„Das thut nichts; im Kriege geht's anders nicht her. Ein englischer Kaper hätte eben so mit Ihnen verfahren können, und würde im Unglück vielleicht nicht so großmüthig gehandelt haben."

Und nochmals drückte der alte Mann des Jünglings Hand. Fernand theilte ihm nun Alles mit, was ihm weiter begegnet war, ohne jedoch den Namen des Herrn Wilsy zu nennen, und verweilte noch einen Tag in der Hütte des Fischers. Dann fühlte er auf ein Mal seine Kräfte wieder hergestellt, und erst jetzt fiel es ihm ein, den alten Fischer zu fragen, in welcher Gegend Englands er sich befinde.

„Wir sind hier nur drei Meilen von Exeter entfernt," sagte der Alte, „und dorthin gehe ich, um meine Fische zu verkaufen."

„Von Exeter?" wiederholte Fernand.

„Ja, Sir, in einer starken halben Stunde kann ich mit meinen alten Füßen die Stadt erreichen."

„Von Exeter?" wiederholte abermals der Jüngling und lief zur Hütte hinaus. Der Fischer folgte ihm.

Nachdem Fernand eine Weile in die Gegend umhergeschaut, fragte er den Greis, auf ein großes Schloß zeigend, das in der Ferne sichtbar ward:

„Wie heißt dies Gebäude, mein Freund?"

„Es ist die Burg des Herrn Wilsy," entgegnete der Fischer.

„Des Herrn Wilsy?"

„Ja wohl."

Fernand senkte sein Haupt einige Augenblicke auf die Brust hernieder und schien in tiefem Nachsinnen befangen; endlich richtete er den Kopf wieder empor und seufzte, das thränende Auge zum Himmel gewendet:

„Mein Gott! das ist wahrscheinlich Deine Fügung: ich gehorche Deiner Stimme. Vielleicht hast Du die mir zugedachten Wohlthaten bis jetzt aufbewahrt und mich zuvor den Wermuthbecher leeren lassen . . . ."

Dann ließ der Jüngling sich auf eine hölzerne Bank nieder und blieb lange sprachlos. Der Greis überließ ihn ruhig seinen Träumereien und beschäftigte sich indeß mit verschiedenen Arbeiten. Als er nach langem Schweigen sich erhoben, sprach Fernand:

„William! heute noch muß ich Eure Wohnung verlassen; doch nimmer werde ich vergessen, was Ihr an mir gethan."

„Ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, bei mir wohnen zu bleiben," sagte der alte Mann; „wahrscheinlich besitzen Sie kein Geld, und ich kann Ihnen wenig geben; doch hätten wir zusammen unsere Netze ausgeworfen, und wahrscheinlich würde ein besserer Fang uns gelohnt haben. Mein James ist ein braver Junge; allein er besitzt zu viel Uebermuth. Er will lieber eine Brigg als ein Netz in See führen; es thut ihm leid, daß ich von meinem Gewerbe nicht lassen will, aber das wird ihm nie gelingen. Hier wohnte mein Vater, hier ist er gestorben, und auch ich will hier den letzten Seufzer aushauchen."

„Ich würde bei'm Fischen Euch schlecht helfen können, mein Freund!" sprach Fernand, „und was das Geld betrifft, so habe ich daran bisher keinen Mangel!" und seine Jacke aufreißend, zeigte er einen ledernen Gurt um den Leib, welcher Goldstücke barg. Ich will Euch einige davon zum Andenken lassen," fuhr Fernand fort, und machte sich bereit, den Gurt zu lösen.

„Thun Sie das nicht," sagte William, „lassen Sie nur stecken, Freund! solche Angedenken mag ich nicht. Darum hab' ich Sie nicht dem Meer entrissen . . . ."

„Wohlan, es sey so! ich werde Euch später ein Andenken senden!"

„Wenn es gering von Werth ist, wird mir's angenehm seyn," sprach William; — „sonst will ich es nicht."

„Ihr sollt zufrieden seyn," erwiederte Fernand, „und nun bitte ich Euch, saget nicht, Ihr hättet einen Korsaren in französischen Diensten bei Euch beherbergt."

„William ist Herr über seinen Mund," sagte der Fischer; „seyn Sie unbesorgt."

Bei'm Anbruch des Abends verließ Fernand den biedern Greis und nahm seine Richtung landeinwärts.

XI.
Entwickelung.

Als Fernand den alten William verlassen, richtete er seine Schritte dem Schlosse zu, das man ihm als das Besitzthum des Herrn Wilsy bezeichnet hatte. Anfangs schritt er mit Eifer vorwärts; doch je näher er kam, um so mehr verzögerte er seinen Gang, um so stärker fühlte er sein Herz klopfen. Endlich am Fuße des Schlosses angelangt, ließ er sich auf den Rasen nieder und ward traurig und unentschlossen. Sollte er das Schloß betreten? Sollte er es wagen, sich dem Herrn Wilsy und seiner Tochter vorzustellen, oder sollte er lieber auf ewig die Gesellschaft Derjenigen fliehen, die seine ganze Seele erfüllte, die seinem Geiste eine andere Welt vorgeführt, die sein Herz mit zarten, menschenfreundlichen Gefühlen erfüllt hatte? „Ach ja, fliehen ist das Beste, was zu thun mir ziemt," seufzte er, „ich will sie nie mehr sehen, will streben, sie zu vergessen und meinem Herzen Genesung verschaffen . . . . denn wohin soll dies Alles mich führen? Sie liebt mich nicht, und wird mich vielleicht nie lieben! Zwar mag meine Herkunft wohl der ihrigen gleich

flehen: mein Name ist immer ein schöner Name gewesen; allein ich habe ihn befleckt. Ich, — der Freiherr van Imschote — ich bin ein Seeräuber gewesen, habe den Befehl über eine Rotte Buben geführt und .... nein! nein! .... ich will fliehen ....“

Und Fernand erhob sich, um den Ort zu verlassen und seiner geliebten Ellen ein ewiges Lebewohl zuzurufen. Doch gerade in diesem Augenblick ward ein Fenster im Schlosse geöffnet, und bei dem im reichen Saale erglänzenden Lichte konnte der Jüngling seine Geliebte gewahren. Gleich einer lichten Nebelgestalt schwebte sie durch das Gemach; ihr Haupt schien auf die Brust herabgesenkt, und so viel Fernand in der Dunkelheit bemerken konnte, erschien ihr ganzes Aeußere tiefsinnig und traurig. Endlich nahte sie dem Fenster, auf welches sie sich lehnte, richtete die Augen zum Himmel empor und blieb lange so ihren Betrachtungen hingegeben. Fernand vergaß in diesem Augenblick Alles, was er so eben gedacht und gesprochen, um nur das Bild seiner Geliebten anzuschauen und im Geiste zu ihr zu fliegen.

Als Ellen vom Fenster sich entfernte, eilte Fernand auf das Schloß. Er ließ den schweren Thorhammer zwei Mal mit Gewalt niederfallen und fühlte in diesem Augenblick, wie das Blut ihm zu Kopfe stieg.

Ein alter Diener erschien und öffnete das Thor, musterte den Jüngling, so weit seine Augen in der Finsterniß es gestatteten, und war nicht wenig erstaunt, als der Fremdling sofort den Herrn Wilsy zu sprechen verlangte.

Der Bediente schien sich eben nicht zu beeilen, den jungen Mann anzumelden; mit Aufmerksamkeit betrachtete er dessen Sammetjacke und weiße Beinkleider, und wie stattlich, wie malerisch dieser Anzug den Jüngling auch kleidete, er war dennoch nicht vermögend, diesem des alten Dieners Achtung zu erwerben. Fernand, welchem dies nicht entging, und der dieser Besichtigung müde ward, sprach mit der gebieterischen Stimme, welcher nicht zu widerstehen war:

„Wenn Ihr mich genug untersucht habt, dann bitte ich, mich anzumelden.“

„Wen muß ich denn melden, mein Herr?“

„Fernand.“

„Fernand ... und ...?“

„Fernand! nichts weiter.“

Der Bediente ging, um seinem Gebieter diese Botschaft zu bringen.

„Fernand!“ wiederholte dieser, „sollte es möglich seyn!“ und er lief nach dem Gemache, das den Jüngling aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blumen der Gräber auf dem alten Friedhofe *) zu Kassel.

(Von C. Rambien.)

Der müde Tag neigte das Haupt, seine Krone sank in den Schooß der Nacht, und so erhielt der Mond, die stille nächtige Gottheit, für einige flüchtige Stunden Herrschaft über die Erde. Sein melancholisches Licht wogte wie ein Meer von Silberduft über des Friedhofs stillen Schlummerstätten; da regte sich plötzlich ein wunderbar geheimnißvolles Leben an diesem Ort der Schwermuth und der Ruhe, ein leises Flüstern seltsamer Stimmen, wie Westwind-Säuseln, wurde hörbar; es waren die Geister der Blumen und Sträucher, dieser friedlichen Grabeshüter, womit zum Theil Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit und Pflicht diese letzten Wohnungen theurer Geschiedenen geschmückt hat. Das blendende, glänzende Licht der Sonne bannt sie tief in die blätterreiche Hülle, doch das bleiche Nachtgestirn lockt sie hervor, und leicht wie ein Hauch entschweben sie ihrem duftigen Kerker, mit den zarten Schwesterseelen zu kosen und sich gegenseitig von Denen Kunde zu bringen, deren liebliche Wächter sie geworden sind.

Die nächste Nachbarin einer schwermüthigen Cypresse war die weiße Rose.

„Wen“, fragte der Geist der ersteren die durch den Silberglanz verklärte Blüthe, „birgt der Hügel, dem du entsprossen und auf dem du in holder Bescheidenheit blühest?“

„Ach“, erwiederte die Rose, „es ist ein verrathenes, gebrochenes Herz, welches unter dieser grünen Decke Frieden gefunden. — Louise Waller war die einzige Tochter einer armen Wittwe. Das Mädchen war schön und gut, auch ihre geistige Ausbildung war nicht versäumt, denn ihre Mutter war keine rohe, nur verarmte, aber religiös gebildete Frau. — So durchlebte Louise eine einförmig harmlose Jugend, beglückt durch die Zärtlichkeit der Mutter, bis die Bekanntschaft eines jungen Mannes, dem ihre Schönheit aufgefallen, und der sich unter verschiedenen Vorwänden Zutritt zu den beiden Frauen verschafft, sie aus diesem Unschuldstraum in einen beglückenden Taumel riß. — Hermann v. R. gehörte zu jenen Männern, die ohne bestimmte Beschäftigung, bei einem großen Vermögen, es sich halb und halb zur Lebensaufgabe machen, die Liebe eines jeden schönen Mädchens zu gewinnen, um, sobald sie ihres Sieges gewiß sind, wieder neuen Eroberungen nachzugehen. Herr v. R. wurde bei diesen Unternehmungen noch durch geistige und körperliche Vorzüge glänzend unterstützt; die höchste Eleganz und Gewandtheit in seinem Benehmen, die liebenswürdige, gemüthliche Art seiner Unterhaltung, alles Dies hatte ihn längst den Damen gefährlich gemacht; wie leicht mußte es ihm daher werden, Louisens Herz, die mit der Welt so unbekannt, sich geneigt zu machen. — Und sie liebte ihn, liebte ihn mit der ersten Gluth und Stärke eines warmen, treuen Gemüthes; glaubte unbedingt seinen Schwüren, und knüpfte an jeden derselben eine Ewigkeit. Wirklich wurde Hermann durch den reinen kindlichen Sinn des Mädchens länger als sonst gefesselt, aber eines dauernden Gefühls sind solche Menschen, bei denen Alles auf der Oberfläche schwimmt, nicht fähig, und so mußte endlich die arme Louise, nachdem ihr Gefühl sich tausendfach gegen eine solche Möglichkeit gesträubt, dennoch begreifen lernen, daß sie getäuscht, daß eine glückliche Nebenbuhlerin ihre Stelle eingenommen, und daß sie nie geliebt worden war. — Die Natur der Menschen ist zu verschieden, manche Andere würde einen solchen Schmerz mit Verachtung bekämpft, Manche würde sich im Bewußtseyn ihres Werthes darüber erhoben haben, doch Louise wurde von demselben lähmend, schlagartig ergriffen, ihr Gemüth war tödtlich bis in die feinsten Fasern verwundet, ein heftiges Nervenfieber machte bald darauf ihrem Leben ein Ende. — — — Eine alltägliche Geschichte, und die Erde deckt sie zu. — — — Die Mutter, von Gram gebeugt, ihrer einzigen Stütze, ihres einzigen Trostes auf Erden beraubt, kommt täglich hierher, zu beten und zu weinen. Ihre Klage ist rührend und stumm, doch die Verzweiflung hat keine Macht an ihr, denn sie hat Religion. „Du hast mir Alles genommen, großer Gott, aber es muß ja wohl so am besten für mich seyn; wenn es aber möglich seyn kann, o Herr, so führe mich bald zu meinem Kind; ach, das Leben drückt mich gar zu schwer!“ So sprach sie, als sie heute von hier schied, und schlich mit wankenden Schritten nach Hause.“

„Wohl Dem, der noch solchen Glauben hat, einen reinen

*) Der alte Friedhof vor dem Kölnischen Thore ward den 1. Juli 1843 geschlossen und der neue vor dem Holländischen Thore den 2. Juli desselben Jahres eingeweiht.

Kinderglauben, er bleibt doch die festeste Stütze in allen Stürmen des Lebens", sprach die Cypresse.

„Ja wohl", seufzte ein dunkeles Monatröschen, welches auf einem kleinen Hügel in der Nähe blühte.

„Wie kommst gerade du zu dieser Bemerkung?" fragte die Distel, die auch an der Unterredung Theil zu nehmen kam.

„Das kann ich euch mit wenigen Worten sagen", erwiederte das Monatröschen; „dieser Raum deckt die sterblichen Reste eines Kindes, welches die Welt verließ, ohne ihre Freuden und Leiden gekostet zu haben; denn es zählte erst ein Jahr, als es von hinnen schied. Der einzige Sprosse einer glücklichen Ehe, brachte sein Verlust den Eltern den bittersten Kummer, besonders die junge excentrische Mutter liebte ihr Kind mit einer so heftigen, schwärmerischen Leidenschaft, die fast sündig zu nennen war; oft hatte sie zu ihm gesagt, wenn sie in seine schönen, blauen Augen blickte: Die Augen sind meine Sonne, ich mag keine andere Sonne mehr sehen; in deinem Lächeln liegt mein Himmel, in deinem Besitz Unsterblichkeit; aber das arme Wesen wußte nichts von dieser glühenden Zärtlichkeit; beinah' ohne einen Laut von sich zu geben, lag es da, die schuldlosen Blicke nach oben gewandt, die kleinen, mageren Hände über der Brust gefaltet, denn es trug den Keim des Todes in sich. Man suchte die Mutter mit zarter Schonung auf diesen Verlust vorzubereiten und ihre Hoffnung auf das Jenseits zu richten, aber schon der Gedanke versetzte sie in verzweiflungsvolle Wuth. „Ich kann, ich darf mein Kind nicht verlieren, es ist mein köstlichstes Besitzthum, ein Theil meines eigenen Seyns." Das Kind starb. Vielleicht wollte Gott der Mutter diese Qual als Prüfung auferlegen; der wirkliche Verlust brachte die Frau dem Wahnsinn nah. Stundenlang lag sie auf dem Grabe, zerschlug ihre Stirn an den harten Schollen, kratzte sie mit ihren blutigen Nägeln auseinander, und ihr langes, aufgelöstes Haar flatterte in dem Winde. — „Nein, o nein", schrie sie beständig, „es ist kein Gott, Alles, was besteht, ist des Zufalls blindes Werk; ein Gott wäre barmherzig und hätte mir mein Kind gelassen. Nein, kein Gott, keine Ewigkeit; diese Ewigkeit ist nur ein Hirngespinnst schwachköpfiger Thoren, ein Ammenmährchen, welches mich nicht täuschen kann. Diese köstlich glänzenden Augensterne, dieses süße Lächeln meines Engels vermodert in der Erde feuchten, kalten Tiefen, und ich werde es niemals wiedersehen.""

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein neues Drama von Julius Fröbel: „Die Republikaner", ist am 15. Febr. zum ersten Male in Leipzig aufgeführt worden. Das Stück spielt in Genf, kurz vor Calvins Zeit; die Conflicte zwischen den Genfer Bürgern und dem Herzoge Karl von Savoyen bilden den Stoff des Stückes, in welchem es sich, um es mit einem Wort zu sagen, um die Freiheit handelt. Der Beifall bei der Aufführung war entschieden, indeß durchaus maßhaltend. „Den lang ersehnten dramatischen Messias, sagt ein längerer uns zugehender Bericht, können wir auch diesmal nicht proclamiren, aber die Aussicht in die Zukunft der Bühne ist durch dieses Stück wieder in erfreulicher Art erweitert." (W. Z.)

Die Turner in dem Dorfe B., ohnweit D., hatten bei der Feier ihres Stiftungsfestes ihr Lokal mit Fahnen u. dgl. decorirt. Zufällig waren auch schwarz roth und weiße darunter. Dies wurde als verdächtig denuncirt und alsbald eine scharfe Untersuchung eingeleitet. Bei dieser Gelegenheit frug der Inquirent einen der Betheiligten mit strenger Amtsmiene, in der Hoffnung, dem Complott dadurch auf die Spur zu kommen:

„Was hat Er denn bei dem Anmachen der Fahnen gedacht?"
Inquisit: „Nix"

Inquirent: „Nichts? Er muß doch Etwas dabei gedacht haben" (ihn scharf fixirend).

Inquisit: „Ebe fällt mers bei; ich hab gedacht, wenn norts der Klobe hält, daß die Fohn net erunner fällt." P.

Scribe hat wieder ein neues Opernbuch geschrieben, welches „la veille de Noël" heißt. Die Musik hierzu ist von Henri Reber. Die Opera comique in Paris wird mit nächstem dieses neue Product zur Aufführung bringen. (Thz.)

Die Zahl der Journale, welche 1847 in England erschienen, wird auf 555 angegeben, wovon ungefähr die Hälfte auf London kommt. Der Absatz der „Times" wird auf 30,000 Exemplare geschätzt. (Thz.)

Die Gesammtzahl der lebenden Menschen auf der Erde schätzt man auf 1000 bis 1100 Mill., darunter 400 Mill. Buddhisten, 200 Mill. Brahmaisten, gegen 250 Mill. Christen, 150 Mill. Muhamedaner, 100 Mill. Fetischanbeter und Heiden und 4 bis 5 Mill. Juden. In der Türkei leben etwa 800,000, im östlichen Asien 80,000, in Amerika 100,000, in Europa $2^1/_2$ Mill. Juden. (Thz.)

Wichtige Erfindung für die Lithographie. Nach einem Berichte, den Hr. H. A. Strickland in Oxford (im Athenaeum vom 12. Februar d. J.) über ein von ihm angewandtes Verfahren auf der von Hrn. P. H. Delamotte in London errichteten, patentirten Presse giebt, wird der Steindruck bald der lithographischen Steine ganz entbehren können. Seine Presse und das Verfahren nennt der gedachte Hr. Delamotte „anastatisch", und zwar wurde es zunächst angewandt, um Federzeichnungen und Radirungen auf Zinkplatten zu übertragen. Hr. Strickland hat jedoch den gelungenen Versuch gemacht, sich dieser Presse auch zu bedienen, um Zeichnungen zu vervielfältigen, die er mit lithographischem Kalk auf gewöhnlichem Zeichenpapier ausgeführt hatte. Wenn es, meint der Erfinder, möglich ist, ein Papier herzustellen, das an Ebenheit und Gleichmäßigkeit der Oberfläche dem für die Lithographie präparirten Steine ganz gleichkömmt, so können auch die feinsten Steindrücke auf diesem Wege hergestellt werden, während jetzt schon durch die neue Erfindung jedem Dilettanten das Mittel gegeben sey, durch Papier und lithographischen Kalk, die er bei sich führe, Skizzen für den Steindruck auszuführen, ohne sich dabei der Vermittelung eines Dritten zu bedienen, der seine Skizzen erst auf Stein zeichnet.

Kürzlich ist der preußischen Gesandtschaft in Petersburg von der russischen Regierung eine Liste von 34 Personen mitgetheilt worden, welche sich als Verwiesene in dem Gouvernement Tobolsk befinden und, ihrer Angabe nach, preußische Unterthanen seyn sollen. Die Gesandtschaft hat die Liste dem Ministerium des Auswärtigen in Berlin mitgetheilt, um das Heimathsverhältniß der darin aufgeführten Personen als Preußen feststellen zu lassen und dann die Rückkehr derselben in ihr Vaterland erwirken zu können. Der Provinz Posen gehört nur einer an, ein gewisser Th. Bardilowitsch, welcher im Jahre 1827 wegen Landstreicherei aufgegriffen und nach Sibirien geschafft wurde. Bardilowitsch war damals 30 Jahre alt, wird jetzt, nach 20 Jahren Verbannung, etwa 50 Jahre alt seyn, und seiner Heimath wahrscheinlich als erwerbsunfähig zur Last fallen. (N. C.)

Korrespondenz.

Lyon, 15. Febr.

Zahlungsunfähig, wie viele seiner Vorgänger, hat auch unser jetziger Theaterdirektor seine Stelle verlassen. Selbst die gesegneten Einnahmen der Schwestern Milanollo konnten ihn, der ein ziemlich guter Kaufmann war, von seinem Sturze nicht retten. Ganz natürlich! Je mehr man an Tänzer und Sänger Ansprüche macht, je mehr durch die großen Opern, welche auch die besten Kehlen bald zu Grunde richten, die Laufbahn der Sänger verkürzt wird, um so mehr fordern sie für ihre Leistungen, um so größere Einnahmen muß die Direktion beabsichtigen und oft auf Kosten der wahren Kunst bewerkstelligen. In Frankreich sind deshalb eine ziemliche Zahl Theaterdirektionen vacant, und der Concurs für dieselben von den resp. Magistraten ausgeschrieben. Jetzt ist bei uns, bis zur Uebernahme der neuen Direktion in zwei Monaten, das Theaterpersonale zur Ausbeutung des Locals in Gesellschaft zusammengetreten. Die Milanollo haben von Lyon beträchtliche Summen heimgetragen und gleich gewandten Pächtern, die ihr Pachtgut nur nach gänzlicher Aussaugung hingeben, den hiesigen Tonkünstlern für die heurige Saison fast nichts übrig gelassen. Virtuosen sollten indessen nicht monatelang einen Ort bis zur Erschöpfung ausbeuten, sondern mit Künstlertalent auch ein Künstlerherz, das geringeren Talenten Raum läßt, verbinden! Nach einem längeren Aufenthalt in Italien und Spanien hat uns auch der Pianist Strakosch, ein geborener Pole, besucht und mit großem Beifall sieben Konzerte gegeben. Seine Compositionen sind melodiereich und gefällig, sein Spiel ist sauber und gewandt. Er ist nach Paris gegangen. — Der deutsche Gesangverein „Cäcilia", jetzt unter der Leitung des hiesigen Instrumentenhändlers Probst aus Leipzig, hat an Mitgliedern eher zu- als abgenommen. Ein Theil seiner Mitglieder besucht auch einen Turnsaal, den junge Deutsche für drei Uebungstage wöchentlich von einem französischen Turnlehrer gemiethet haben. Wie erfreulich, daß junge Kaufleute, denen man ehedem im Vaterlande Weichlichkeit und Ziererei vorwarf, sich durch frischen Sinn auszeichnen und dadurch eins der Hindernisse zu Vereinigung der Stände wegräumen! Und doch! Wie viel Mittelalterliches muß nicht noch in Deutschland fallen, ehe der Traum der Vaterlandsfreunde: ein starkes verbrüdertes Deutschland, That und Wahrheit wird! Wann wird das Wort eines Weisen: „Deutschland, die ungewordene Nation" zur Lüge werden?

Landau, 22. Febr.

Unser pfälzisches Musikfest findet in diesem Jahre zu Kaiserslautern am 28. und 29. Juni statt, wo ein prachtvolles, geräumiges Festlocal auf der von dieser Stadt in großartigem Style neuerbauten Fruchthalle vorhanden ist. Außer noch zwei zu bestimmenden Piecen kommen dort zur Aufführung: „Elias" von Mendelssohn, „Meeresstille und glückliche Fahrt", Männerchor von Fischer. Meinem früheren Berichte über unser Theater habe ich nachzusenden, daß die unter sich vereinigten Theaterleiter, was sich vermuthen ließ, mit einander in Disharmonie gerathen und getrennt sind und wird nun das Institut durch den wackeren concessionirten Theaterdirektor Gieseke sehr befriedigend aufrecht erhalten.

Darmstadt, 21. Febr.

Der Senior unserer Aerzte, Hr. Hofrath Linz feierte am 15. d. sein 50jähriges Doctor-Jubiläum. Diese Feier war kein bloßes Familienfest, sondern gehörte auch der Oeffentlichkeit insofern an, als Se. k. Hoh. der Großherzog den Jubilar zum geheimen Hofrathe ernannte, seine hiesigen Collegen ihm durch eine besondere Deputation einen Pokal überreichen ließen und die medicinische Facultät zu Gießen ihn durch ein neues Doctor-Diplom auszeichnete. Als ältestes Mitglied der hiesigen Casinogesellschaft ward er auch von dieser durch eine besondere Deputation begrüßt. In den Jahren 1791 — 1798 studirte er zu Jena, Marburg, Heidelberg und Gießen und war in Hessen der erste mosaischen Glaubens, der sich den medicinischen Wissenschaften widmete. In hiesigen engeren und weiteren Kreisen, wo man den Hrn. geheimen Hofrath Dr. Linz kennen und schätzen lernte, hat man sich übrigens sehr darüber gefreut, daß ihm an seinem Ehrentage alle jene Auszeichnungen zu Theil wurden. Möge er noch lange unter uns wandeln und bei leiblichem Wohlbefinden sich der Ausübung seiner Kunst erfreuen! — Der durch seine ausgebreitete zahnärztliche Praxis rühmlichst bekannte Hr. Dr. Werner dahier ist von Sr. k. Hoh. dem Großherzog zum Hofrath ernannt worden. — In Folge der fleißigen Ausübung und Verbesserung der von Daguerre erfundenen photographischen Kunst erblicken wir dieselbe jetzt schon auf einem Grade der Ausbildung und Vollendung, daß ihre Leistungen in Beziehung auf die Darstellung der menschlichen Figur wahrhaft ausgezeichnet genannt zu werden verdienen. Ein von Hrn. Uhrmacher Thomas dahier vor kurzem daguerreotypirtes Porträt Sr. k. Hoh. des Erbgroßherzogs ist so schön ausgefallen, daß es allen Anforderungen, welche man an Bilder der Art zu machen berechtigt ist, vollkommen zu entsprechen scheint. — Unsere projektirte Gewerbshalle dürfte nun bald, etwa im Laufe des Frühlings, in's Leben treten, da durch die eifrigen Bemühungen des Hrn. Kanzlisten Speyer zu deren Errichtung bereits 11,587 fl. gezeichnet worden sind, und überdies noch weitere freiwillige Beiträge erwartet werden können. Für Stadt und Land ist eine gut eingerichtete Gewerbshalle von großem Nutzen, und wenn sie erst in Wirksamkeit getreten seyn wird, wird man ihren practischen Werth im bürgerlichen Verkehrsleben bald erkennen und schätzen lernen. — Dagegen ist unsere diesjährige Narrhalla viel leichter und mit weit geringeren Kosten zu Stande gekommen. Am letzten Sonntag, vorgestern, hatte sich dieselbe zu einer zahlreich besuchten Damen-Narrhalla auf dem Chausseehause gestaltet, welche spät bis an den Abend dauerte und der Gesellschaft viel Befriedigung zu gewähren schien.

Gießen, 1. Febr. — (Verspätet.)

Die jüngstverflossene Zeit hatte uns so reiche musikalische Genüsse gebracht, daß wir gern ihrer in dankbarer Erinnerung gedenken. Aloys Schmitt erfreute uns in einem Klavierkonzert durch den so gediegenen, als glänzend reinen Vortrag seiner eigenen Compositionen; Prume ließ seine elegischen Geigentöne die innersten Empfindungen reden und dann wieder die Herrschaft über das Instrument in überraschenden, humoristischen Leistungen bewundern. Dann verbanden sich beide Virtuosen zu einem dritten gemeinsamen Konzert, und in glücklicher künstlerischer Stimmung, im Wetteifer sich selbst übertreffend hoben sie das Publikum magnetisch mit sich empor. Aloys Schmitt phantasirte diesen Abend mit großem Beifall über das Studentenlied: „Bemoos'ter Bursche zieh' ich aus", Prume wiederholte seine Melancholie; die Krone des Ganzen war aber eine Beethoven'sche Sonate, die Beide zusammen vortrugen und der herrlichen Composition in ihrer Kraft, wie in ihrer zartesten Anmuth den würdigen Ausdruck gaben. Es bewährte sich hier unser alter Glaube, daß die Zeit des übertriebenen Klingklangs müde geworden und sich wieder nach klaren Melodieen sehnt und daß die Virtuosen auch im eigenen Interesse nichts Besseres thun können, als dieses Verlangen pflegen und im Vortrag classischer Tonschöpfungen nicht blos Fingerfertigkeit, sondern geistvolle Auffassung und Tiefe der Empfindung zu zeigen.

Frankfurt, 23. Febr.

In der Didaskalia Nro. 55 befindet sich ein „Eingesendet", dem man Folgendes zu entgegnen sich erlaubt. Nachdem der Einsender den richtigen Satz aufgestellt, daß das Leben in seiner alltäglichen Prosa erregender und erhebender Momente bedarf, nachdem er über die sociale Abschließung und den Kastengeist, der in Frankfurt vorherrsche, geklagt, kommt er zur Mittheilung, daß sich, besonders für junge Leute aus dem Kaufmannsstande, welche hier fremd sind, ein neuer geselliger Verein bilden wolle, und empfiehlt diesen bestens. Wir möchten nun Folgendes hinzufügen und uns zugleich der eigenen Worte des Einsenders mit einigen kleinen Zusätzen bedienen „Wenn wir nun" — nach solchen Prämissen — „in neuerer Zeit die Absicht hervortreten" — und, wie man uns bestimmt versichert, durchgesetzt — „sehen, einen Verein zu gründen, der" — an die Spitze seiner Statuten das Gesetz stellt, keinem Juden die Aufnahme zu gestatten, „so ist dies" — wahrlich nicht — „als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten." In Gottes Namen! laßt den Juden, nach allgemeiner Verabredung, bei der Ballotage durchfallen; der Antipathie, wie der Sympathie läßt sich nicht gebieten. Aber bei der Gründung eines geselligen Vereins in neuerer Zeit ein solches Gesetz aufzustellen, das ist, gelinde gesagt, Thorheit. „Denn daß ein solcher Verein" — nicht — „von dem größten moralischen Einfluß seyn müßte, steht wohl unleugbar fest."

A. T.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Febr. (Zum Vortheil der hiesigen Stadtarmen): Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth., von Friedrich, Musik von Flotow.

Samstag, 26. Febr. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Frau Lutz, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicita.

Nro. 58. Sonntag, den 27. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen vor Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

„Mein Freund!" rief Herr Wilsy bei'm Eintreten in das Gemach, „sind Sie es wirklich? O, so bald durfte ich nicht hoffen, Sie wieder zu sehen!" und zugleich schloß er den Jüngling in seine Arme und fuhr fort, ohne ihm Zeit zum Reden zu lassen:

„Kommen Sie, eilen wir zu meiner Tochter! Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Seit wir Sie verließen, waren Sie stets der Gegenstand unserer Unterhaltung."

Fernand ließ sich fortführen, und bald öffnete der alte Herr ein Zimmer und rief in freudigem Tone: „Ellen, Ellen! hier ist unser Freund zurück, Herr Fernand!"

Anfangs ward die Jungfrau leichenblaß, als sie diese Worte vernahm; doch bald verbreitete sich glühende Röthe auf ihren Wangen, und Alles, was sie zu thun vermochte, war, daß sie einige Schritte vortrat und dem Jüngling die Hand reichte. Fernand drückte diese Hand mit ungewöhnlichem Gefühl in die seinige und war so wenig, als die Jungfrau, im Stand, irgend ein Wort hervorzubringen. Von alle Dem bemerkte Herr Wilsy nichts; er bat den Jüngling, sich niederzulassen, klingelte seinem Bedienten und befahl, sofort das Abendessen aufzutragen. Während man dies genoß, sprach Wilsy in scherzendem Tone:

„Freund Fernand! die Reihe, Sie aufzunehmen und zu beherbergen, ist jetzt an mir. Wir haben es hier einigermaßen breiter, als in Ihrer Kajüte."

„Es ist dort jetzt noch weit schmäler geworden, Herr Wilsy," entgegnete Fernand.

„Ich sehe wohl, daß sich Etwas ereignet haben muß, mein Freund!" erwiederte Wilsy, „doch später können Sie uns das erzählen und uns Ihre Pläne mittheilen. Jetzt will ich nichts davon hören, jetzt wollen wir blos mit Essen uns beschäftigen."

Aber dem Jüngling war es unmöglich, viel zu genießen, er hielt beständig seine Blicke auf Miß Ellen gerichtet, und fühlte sein Herz vom süßesten Genusse durchströmt. Sie schien ihm jetzt noch tausend Mal schöner, als bei ihrem Aufenthalt auf der Goelette. Ein weißes Kleid umhüllte ihre zarten Glieder; ihr blondes Haar war einfach geordnet und wallte in sanften Locken, über welchen ein silberartiger Glanz verbreitet lag, neben ihren schönen Wangen herab. Auf ihrer reinen, schön gebildeten Stirne glänzte eine leichte goldene Kette, in deren Mitte ein kostbarer Opal eingefügt war, und ihren rosigen Hals umschlang eine mit Diamanten besäete Schnur. Ihre Kleidung war nicht die bengende Tracht jener Zeit, das Mädchen hatte einen großen Theil ihres Daseyns in den Florida's verlebt und sich eine Tracht gewählt, die zwischen der europäischen Mode und der Kleidung des genannten Theils von Amerika die Mitte hielt und ihr ein höchst reizendes Aeußere verlieh. Fernand konnte sie nicht genug anschauen, und mehrmals ereignete es sich, daß er auf eine oder die andere Frage des Herrn Wilsy die Antwort schuldig blieb. Dann sprach dieser:

„Freund Fernand! es scheint mir, Sie haben Ihre Gewohnheit, trüben Gedanken nachzuhängen, immer noch nicht vergessen," oder er sagte mit spottendem Tone: „Fernand! das schnelle Essen läßt Ihnen keine Zeit zum Sprechen, wie ich glaube .... und," setzte er dann freundlich hinzu, „Sie erweisen meinem Abendbrod keine Ehre, Freund! hier, nehmen Sie doch Etwas von Diesem" u. s. w.

Fernand entschuldigte sich so gut er's vermochte und schalt sich selbst innerlich darüber, daß er, der in der größten Gefahr solche Kaltblütigkeit an den Tag gelegt, jetzt, wo er sich in ruhiger Gesellschaft befand, die Schüchternheit eines sechzehnjährigen Jünglings zeigte. Er mochte jedoch thun, was er wollte, es gelang ihm nicht, dieses schüchterne Wesen zu bewältigen. Miß Ellen's Gegenwart schien ihm allen Muth zu benehmen und ihn zum furchtsamen Lamm umzugestalten.

Nach abgenommener Abendtafel begann Fernand, auf Wilsy's Bitte, zu erzählen, was er seit ihrer Trennung erlebt. Er beschrieb die Jagd der englischen Korvette auf die „schwarze Schwalbe", den darauf folgenden schrecklichen Kampf, das Scharmützel in der Schaluppe, seine fürchterlichen Leiden auf dem Maste inmitten des Oceans, und endlich seine durch den alten William bewirkte wunderbare Rettung. Fernand hatte diese Erzählung so einfach als möglich vorgetragen; allein die Schilderung war so wahr und so ergreifend, daß, als er mit Reden aufgehört, der zarten Jungfrau die Thränen über die Wangen rollten. Mit gerührter Stimme sprach sie:

„Herr Fernand! wir sind in der That schuld an Ihrem Unglück gewesen. Um unsertwillen wurden Sie beinahe von Ihren Leuten ermordet, und hätten Sie uns nicht hier an's Land setzen lassen, so wäre Ihnen dieses letzte Unglück nicht widerfahren."

„O denken Sie nicht daran, Miß Ellen!" entgegnete der Jüngling, „was uns an Englands Küsten widerfuhr, konnte uns allenthalben zustoßen. Was ich weiter gethan haben mag, war nichts mehr als die Pflicht eines ehrlichen Mannes, und Sie sind mir dafür keinen Dank schuldig."

Nachdem Herr Wilsy Fernand's Mittheilungen vernommen, blieb er einige Augenblicke in tiefem Schweigen auf seinem Sitze. Endlich sprach er:

„Freund Fernand, mein werther Freund! ich hoffe, Sie denken doch jetzt nicht mehr daran, zu Ihrer vorigen Lebensweise zurückzukehren?"

„Ach, Sir," seufzte der Jüngling, „vermöchte ich doch diese

Zeit aus meinem Leben zu vertilgen, ich thäte es. Wir haben, wie Sie wissen, schon ein Mal darüber gesprochen, und nunmehr will ich Ihnen offenherzig mittheilen, daß meine Absicht dahin ging, nachdem ich Sie verlassen, nach Antwerpen zu segeln, dort meine Mannschaft gut zu belohnen, sie dann zu entlassen und ein meines Namens würdiges Leben zu beginnen oder vielmehr mich zu bemühen, die auf meinem Namen haftenden Flecken zu tilgen."

„Sie sind Ihres Namens würdig geblieben, mein junger Freund, und haben ihn nicht entehrt," entgegnete Willy. „Der Freiherr van Imschote darf noch getrost seiner Ahnen Schild führen und stolz darauf seyn."

„Ich verzweifle wenigstens nicht, in den künftigen Jahren meines Lebens mich dessen würdig zu machen," sprach Fernand.

(Schluß folgt.)

Die Blumen der Gräber auf dem alten Friedhofe zu Kassel.

(Von E. Rambien.)

(Fortsetzung.)

Die Blumen schwiegen einen Augenblick; dann nahm die Strohblume das Wort.

„Wie doch die Ansichten, Gefühle und Leidenschaften der Menschen verschieden sind", sagte sie, „und wer hat wohl mehr Gelegenheit, dies zu erforschen, auf den Grund ihrer Seelen zu schauen, als wir? An dieser Stätte fällt Trug und Schein und alle die dichten Schleier, die auf Erden oft die Herzen in zehnfacher Umhüllung bergen, und klar und scharf tritt die wahre Eigenthümlichkeit eines Jeden hervor. Unter dem Rasen, aus dem ich meine Nahrung ziehe, schläft ein alter Geizhals, der sich kaum einen Bissen Brod gönnte, sein elendes Leben zu fristen. Er hatte dies abscheuliche Laster des Geizes mit einem bedeutenden Vermögen von seinem Vater geerbt. Das Gefühl einer frohen Regung war nie in dies versteinte Herz gedrungen, er kannte nicht das Glück, mit Hülfe seiner Schätze seine hungrigen Brüder zu erquicken und sich und Andern das Leben zu verschönern; ihm war das Geld Zweck und nicht Mittel zu einem solchen; mochte da draußen in der Natur Alles grünen und blühen, mochten sich die Gesänge der Vögel in den Duft der Blüthen und in den Glanz der Sonne mischen, wie konnte er sich darüber freuen; war doch all diese sommerliche Pracht nicht im Stande, seinen Mammon zu vergrößern; aber doch, es gab für ihn eine Wonne, die sich mit keinem andern Glück vergleichen ließ. — Nachts, wenn Alles verstummt und er sorgfältig die erblindeten Fensterscheiben noch mit Tüchern verhängt hatte, erhob er sich leise und vorsichtig von seinem Lager, zündete eine Blendlaterne an und schlich zu einer Kammerthür, deren Schlüssel er immer auf dem Herzen trug; er öffnete und stand in einem engen dunkeln Raum, in dessen Mitte sich eine große eiserne Truhe befand. Bedächtig schob er den verrosteten Riegel zurück, geräuschlos ging der Deckel in die Höhe und sein gieriger Blick ruhte mit einer Art von wildem Entzücken auf diesen Massen neu geprägter Gold- und Silbermünzen, die hier aufgehäuft lagen. Er beugte sich herab zu ihnen mit hochathmender Brust, mit fliegendem Odem, und seine langen, dürren Hände wühlten in dem klingenden Metall, seine Lippen berührten es, ein warmer Lebenshauch schien diesen gierigen Lippen zu begegnen, denn heißer und immer glühender brannte sein Mund darauf, und er redete zu ihm mit schmeichelnden Liebesworten bis zum ersten verhaßten Tagesschimmer, wo er sein köstliches Gut wieder barg in dem Schooß der Nacht. Diese enge dunkle Kammer war ihm das Boudoir einer Geliebten, die Kirche, in der er betete zu seinem Gott. Hier war es auch, wo man ihn, über sein Geld gebeugt, abgezehrt von Hunger und Krankheit, als Leiche fand. Die bedeutende Erbschaft fiel zweien weitläufigen Vettern zu, rohen, wüsten Gesellen, durch und durch verschuldet, die seine tief verborgenen Schätze bald genug Bekanntschaft mit der Welt machen ließen. Noch erinnere ich mich sehr genau, wie sie eines Tages mit einem Schwarm sogenannter Freunde hier vorüber zogen. „Dein Gold schmeckt gut, alter Knabe", riefen sie lärmend und singend, „wenn es flüssig und glühend durch die Kehle gleitet; kostbarer Kerl, der du für uns gedarbt; das Leben hast du nun einmal nicht verstanden, wir verstehen es desto besser. Der Genuß ist das Leben, der Genuß unsere Religion."

„Aber kannst du uns nicht sagen", fragte eine zarte Epheu-Ranke das dunkle Röschen, „was aus jener beklagenswerthen jungen Frau geworden ist?"

„Nein", flüsterte dieses; „ich hörte einst sagen, die Wunden, die am heftigsten bluteten, heilten auch am frühesten; ob daher auch sie wieder glücklich geworden, ob sie ein kühles Ruheplätzchen fern von ihrem Kinde gefunden, ich weiß es nicht; die Pforten dieses Friedhofs wurden bald darauf geschlossen und ich habe die junge Mutter nie mehr gesehen."

Dort war ein Hügel mit einem einfachen grauen Stein bedeckt, auf dem die Inschriften unkenntlich und verwittert waren; hinter demselben erhob sich leise das Immergrün und trat zu den versammelten Blumen.

„Sey uns gegrüßt", hauchte ihm die weiße Rose entgegen, „die du dich aus einer andern Heimath in unser Friedensthal geflüchtet hast. Du staunst mich an, woher mir solche Kunde", fuhr sie fort, „so höre denn, wie sie mir geworden. Es war an einem schönen Frühlingsmorgen, ich badete mein Haupt in jungen Sonnenstrahlen und der Zephyr küßte lächelnd die nächtige Thräne von meiner Wange; da gewahrte ich einen Vogel mit buntem glänzendem Gefieder, in seinem Schnabel trug er ein Samenkorn, welches er vorsichtig neben jenem grauen Stein niederlegte; dann schwang er sich wieder in die Lüfte und verschwand."

„Du hast Recht", lächelte das Immergrün, „die Meinen haben niemals hier gelebt, und ich bin nur als Bote hergesandt, um Dem, der unter diesem Steine schläft *), einen Gruß zu bringen."

„Von seinen Freunden?" fragten die Blumen.

„Freunden?" wiederholte sinnend das Immergrün; „hat auch Der noch Freunde, von dem die Menschen keinen Nutzen mehr ziehen können? — Nein, es ist die Kattenburg, jenes riesige Werk, welches er begonnen, das selbst als Trümmerhaufen noch Staunen und Bewunderung erweckt, das ewig unvollendet um seinen Meister klagt, der ihm zu früh entrissen, und das ihm durch mich seine Grüße sendet."

Die Blumen schwiegen, ergriffen von diesen Worten, auf die sie nichts zu erwiedern wußten, und drängten die neue Schwester enger in ihre Mitte, bis die Cypresse das Schweigen brach und sich zur Epheu Ranke wandte.

„Du bist so stumm, weißt du uns nichts zu sagen?"

„Doch", sprach diese, „eine kurze, rührende Geschichte."

*) Heinrich Christoph Jussow (geb. zu Kassel den 9. Dec. 1754, gestorben daselbst den 26. Juli 1825 als Oberbaudirekter) machte den Plan zur Kattenburg und übernahm den Bau derselben, welcher aber nach dem Ableben des Kurfürsten Wilhelm des Ersten am 27. Febr. 1821 eingestellt wurde. Jussow's sterbliche Reste ruhen vor dem Denkmale der am 14. Jan. 1820 verschiedenen Gemahlin Wilhelms des Ersten und sind bedeckt mit einem einfachen Steine, der folgende Inschrift führt:

Sein Denkmal sind seine Werke;
D'rum anspruchslos wie er im Leben
Deckt dieser Stein,
Was sterblich an ihm war.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

(24. Februar.)

In Piemont erklärt sich immer mehr die Volksstimme für die Emancipation der Waldenser und der Juden und wird mindestens Ersteren mehr fruchten, als die vor einiger Zeit dem Vernehmen nach zu ihren Gunsten versuchten Schritte einer protestantischen Macht des Nordens. Die deutschkatholische Gemeinde zu Königsberg protestirt fortwährend gegen die Eingriffe der Staatskirche in ihre bürgerlichen und religiösen Rechte und in ihr Familienleben; da hier, wie in den meisten Schwestergemeinden Preußens, zugleich die Regierung schonend oder doch zögernd verfährt, erhält sich bis jetzt der status quo dem Patente gegenüber. In Dresden wurde der deutschkatholische Prediger Bauer unter die Ersatzmänner der Stadtverordneten gewählt. In Oppenheim hielt die neue deutschkatholische Gemeinde ihren ersten Gottesdienst unter freundlicher Theilnahme der Nachbarn aller Confessionen. Die Gemeinde gleicher Confession zu Offenbach a. M. vermehrte sich im Verlaufe des Jahres 1847 (nach Abzug der Gestorbenen) um 228 Seelen. In der badischen Kammer interpellirte Brentano gegen die angebliche Siedelung der Jesuiten in und bei Freiburg im Breisgau; der Präsident erklärte sich darauf eben so gegen jesuitische als gegen deutschkatholische Missionen, zwischen welchen freilich eine Menge anderer Missionen mitten inne liegt. Die durch den Zutritt der „Lichtfreunde" zu den Deutschkatholiken entstandene „vereinigte Gemeinde" zu Halle a. d. S. hat sich unter das Patent gestellt und ist als „geduldete" Religionsgesellschaft „anerkannt" worden. In Erbach im Odenwalde fand eine großartige Demonstration der Bewohner zu Gunsten eines protestantischen Geistlichen als Repräsentanten religiöser Freisinnigkeit statt. In Rheinbayern wahren geistliche und weltliche Protestanten ihre Synodalrechte gegen die geistlichen Oberbehörden. Freunde des in Dürkheim neuerdings angestellten Geistlichen Fleischmann haben eine Rechtfertigung desselben gegen das ihm zugegangene Mißtrauensvotum (s. unsere vorige Rundschau) versucht. Im Königreich Sachsen äußert sich Mißstimmung über den seit kurzem für die Schüler angeordneten Zwangsbesuch der Kirchen. In Berlin wurde kürzlich eine Hauscollekte für den evangelischen Wohlthätigkeitsverein zu Konstantinopel angeordnet, während dagegen die römische Kirche in Schlesien gleichermaßen ihre Barmherzigkeit wie ihre Klugheit unter den Nothleidenden walten läßt. Der italienische Kirchenstaat fängt an, über sich selbst hinauszugehn und die Kirche vom Staate zu trennen, indem die Regierung allmählig aus geistlichen in weltliche Hände übergeht.

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 24. Febr. — N. W. Ztg.) Vor einiger Zeit trug sich hier folgender interessante Fall zu. In einem hiesigen Banquier-Haus kam ein Landmann der Umgegend und kaufte sich einen Wechsel von 100 Pfd., den er seinem in London anwesenden Stiefsohn, der dieses Geld verlangt habe, schicken wollte. Während der Wechsel nach London an die Adresse des Sohnes des Landmanns abging, erhielt dieser selbst von einem Bekannten die Nachricht, daß sein Sohn zuletzt nicht in London, sondern in Amerika gewesen und unterdessen mit Tod abgegangen sey. Von London aber traf ein Brief des angeblichen Sohnes ein, in dem der Vater um neue 100 Pfd. gebeten wurde. Auf Anrathen jenes Banquier-Hauses schickte der Landmann in einem nach Sicht zahlbaren, aber blos fingirten Wechsel die verlangte Summe ab und ließ dem Banquier, bei dem das Geld erhoben werden sollte, anzeigen, den Vorzeiger dieses Wechsels sogleich in Haft zu nehmen. Dies geschah denn auch, und der Betrüger ist in Untersuchung.

(Mittheilungen aus Paris.) Man klagt in Paris darüber, daß der Anfang des Jahres so still, so ernst, so freudenlos vorübergegangen sey. Der Januar, sonst der Monat der gefährlichen Sprünge und der großen Orchester-Musik, war dies Mal mehr der Zurückgezogenheit, der Enthaltsamkeit von geräuschvollen Freuden gewidmet. „Weiß Jemand," fragt ein Feuilleton, „von irgend einer erheblichen Festlichkeit, von einem glänzenden Ball zu erzählen? Was ist aus der ehemaligen französischen Heiterkeit geworden? Hat unsere Hauptstadt noch ihre fröhliche Laune? — Scheint sie nicht vielmehr der Melancholie anheimgefallen? Welcher Ursache soll man diese Verdüsterung, diese Trägheit zuschreiben? Woher diese Gleichgültigkeit, diese Unthätigkeit? Die Diplomatie gähnt, die Finanzleute sind bekümmert und sorgenvoll, die Beamtenwelt hat weder Muth noch Lust zum Tanzen. Wir befinden uns augenscheinlich in einer Krisis, die ganz besonders auf die Beine wirkt. Vereinigt man sich irgendwo, so geschieht es gleichsam verstohlener Weise und mit langen ernsten Gesichtern; man spricht von der Zukunft, um sich über die Gegenwart zu trösten, man klagt und hustet im Familienkreise und man hofft auf bessere Tage." (Allg. Mztg.)

Der „Deutsche Auswanderer" theilt interessante Angaben über den Umfang und die Richtung der deutschen Auswanderung im Jahre 1847 mit. Der Hauptstrom derselben ging auch dies Mal über Bremen. Im Jahre 1843 waren es nur noch 9844 Personen, die sich dort einschifften, 1844 bereits 19,863, 1845 plötzlich 31,358, 1846: 32,372 und im verflossenen Jahre 33,682. Die meisten derselben gingen 1847 nach New-York (10,960), New-Orleans (7075) und Baltimore (7475). Die Zahl der nach Galveston (Texas) gehenden war ungeheuer gesunken, seit 1846 von 3388 auf 438. Die Auswanderung nach Canada (Quebeck) betrug doch die hohe Anzahl von 5921 Personen; es schien sich diesem Lande zuzuwenden, was Texas verlor. Auch nach Adelaide (Australien) führten 4 Schiffe 699 Menschen hinüber. Die Auswanderung nach Brasilien war so gut wie Null. In Antwerpen, nunmehr dem zweiten Haupt-Sammlungsorte unserer Auswanderer, hatten sich 1845 nur 5223, 1846 schon 13,178 und 1847 sogar 14,613 Deutsche eingeschifft. Allein diese beiden Häfen führten demnach nicht weniger als 50,412 Deutsche aus dem Vaterlande.

Bunte Bücherschau.

1) Mit lebendigem Interesse durchlasen wir eine jüngst bei Leske in Darmstadt erschienene Schrift von Prof. Vollgraff zu Marburg über die allzu sehr gestiegene oder aber auch gesunkene Concurrenz als nächste Ursache des Nothstandes in Deutschland. Der Verf. verfolgt diese Ursache und Wirkung durch die wichtigsten Gebiete der materiellen und der geistigen Thätigkeit. Wir erkennen mit Freude seine Klarheit, Consequenz und redliche Absicht an, bezweifeln jedoch, daß die von ihm als Heilmittel vorgeschlagenen starken Zwangsmaßregeln des bevormundenden Staates, zumal in unserem Zeitraume, durchgeführt werden können. Noch weniger sind wir darüber mit ihm einverstanden, daß die politischen und kirchlichen Regungen in Deutschland nur eine grämliche Folge allgemeiner bürgerlicher Verstimmung seyen. Sollte er wirklich eine Art höheren Vegetirens für den besten Zustand des Volkes ansehen? Gewiß bietet die Schrift Allen, denen die Lösung der düstersten Zeiträthsel am Herzen liegt, eine reiche Gedankenquelle.

2) Das Interesse für die jüngsten Ereignisse in der Schweiz ist noch frisch und die Beurtheilung ihrer Einzelheiten noch unsicher genug, um eine parteilose und geordnete Zusammenstellung derselben wünschen zu lassen. Eine solche hat der, wenn wir nicht irren, in Bern lebende Dr.

E. Weber in seiner Schrift: „Der Sonderbund und seine Auflösung von dem Standpunkte einer nationalen Politik. St. Gallen, Scheitlin" geliefert. Er will „den selbstsüchtigen, lieblosen und unedeln Tendenzen aller Parteien gegenübertreten, ohne die bedingungsweise Nothwendigkeit und Zuträglichkeit dieser letzteren zu verkennen." Wir theilen seinen Wunsch, daß seine Schrift besonders in dem „stammverwandten Deutschland" Eingang finden möge.

8) In Weimar (Voigt 1848) ist eine kleine, mit gleich großer Besonnenheit, Freisinnigkeit und Bibelkenntniß ausgearbeitete Schrift erschienen: „Leuchtkugeln für das Kampfgebiet der protestantischen Kirche der Gegenwart." Diese erste Sendung beleuchtet zunächst „das Fundament der protestantischen Staatskirche, welche von ihrem Geburte die Reformation und deren Genossen zurück zu weisen sucht und sich gegen den von der Zeit geforderten Fortschritt verschließt." Leider gibt es viele Leute, die nicht sehen wollen! — Zu den Leuchtkugeln für die kirchlichen Zustände der Gegenwart rechnen wir auch eine merkwürdige Briefsammlung, die unter dem Titel: „Beleg zu dem Verfahren der jüngeren jesuitisch-katholischen Priester gegen ihre geistlichen Vorgesetzten" bei Bädeker in Elberfeld erschienen ist.

L. D.

Eduard Rosenhain's drittes Konzert.

Frankfurt, 23. Febr.

Wenn bei der Theilnahme an den meisten Konzerten das persönliche Interesse an den Konzertgebern vorwiegt, so dürfen wir es unseren einheimischen Künstlern nachrühmen, daß sie dem edleren Geschmacke des Publikums durch sinnreiche Auswahl der vorzutragenden Werke bildend entgegen kommen und so zugleich ihren Zuhörern und sich selbst ein ehrenvolles Zeugniß ablegen. Was wir an den Wolff'schen Quartett-Abenden so lebhaft anerkennen, zeichnet auch die Rosenhain'schen Konzerte aus: nächst einer Ausführung, die an technischer und geistiger Abrundung, Klarheit und an ächtkünstlerischer Bewußtheit nichts zu wünschen übrig läßt, nächst einem Zusammenspiele, in welchem jedes einzelne Instrument sich mit liebevoller Begeisterung in den harmonischen Klang des Ganzen auflöst und doch am rechten Platze wieder die ganze poetische Bedeutung seines Wesens hervorleuchten läßt, nächst diesen Vorzügen sind es auch die Tondichtungen selbst, welche die genannten Konzerte zu immer neuen Anziehungspunkten für die Kunstfreunde machen. Auch Rosenhain sah gestern wieder eine zahlreiche Versammlung um sich, deren durch das Programm des Abends hoch gespannten Erwartungen keineswegs getäuscht wurden. Das Grand Trio von Beethoven (B dur) ist ein Kunstwerk von so tiefer poetischer Bedeutung und so großartig überraschendem Verstande, daß unsere Bewunderung nur in dem Namen Beethoven ihre Beruhigung findet; es ist eine höchst eigenthümliche, interessante Schöpfung, die zugleich tiefe Blicke in die innere Natur der dabei thätigen Instrumente gewährt und des Meisters philosophisch-künstlerischen und schöpferisch poetischen Geist im glänzendsten Lichte zeigt; sie versinnlicht gewissermaßen den Kampf und die Versöhnung scheinbar sich widersprechender Elemente, und wenn die erste Abtheilung diesen Kampf durch eine selbst im abstoßenden Hasse und im chaotischen Auseinanderfließen der Töne noch edle und anmuthige Zerrissenheit charakterisirt, so hat bereits der zweite Theil den gewaltsamen Trotz der gegen die Gedankenherrschaft des Ganzen, Großen sich auflehnenden Individualität in frischer, feuriger Kraft gebeugt, und wir erkennen sofort in dem wunderbaren Frieden, in der erhabenen Vollendung und Harmonie des dritten Theils den Triumph, den die Idee über die zum Gehorchen und zur Ergänzung geschaffenen Elemente feiert; es ist der Triumph des schaffenden Gedankens, der jene Elemente nicht in tyrannischem Uebermuthe beherrscht und unterdrückt, sondern sie auf ihr wahres Maß und Ziel zurückführt, sie veredelt und im harmonischen Verein mit ihnen das ewig Wahre, ewig Schöne schafft! Und so löst sich denn diese Beethoven'sche Schöpfung in eine von durchsichtiger Harmonie getragene Schönheit auf und erfüllt zugleich durch ihren Gedanken und ihre Form die poetische Absicht ihres Meisters! — Die von Speyer componirte und von Hrn. Hecht vortrefflich gesungene Chamisso'sche „Retraite" möchten wir eher eine in Musik gesetzte Erzählung als eine Ballade nennen, da ihr zu letzterer das innerlich lyrische Wesen fehlt, und wir glauben, der Componist hat diesen Mangel gefühlt und ihm durch einen dramatisch-lebhaften Ausdruck abzuhelfen gesucht, der nun auch das Interesse des Hörers in Anspruch nimmt. — Eine reiche Pracht des vollen und harmonischen Zusammenwirkens musikalischer Kräfte, einen Schatz von kostbaren Gedanken in Anlage und Ausführung, von neuen und wohlthuenden Motiven und Wendungen bietet das Grand Septuor von Hummel. Das wogt und rauscht so lebendig und unerschöpflich wie das Meer, von allen Seiten strömen die vollen schäumenden Wellen herbei und zerfließen wieder in bald brausendem, bald sanfterem Absturze, bald verschleiert sich die Sonne hinter düstern Wolken, bald tritt sie in verjüngtem Lichte über diese klingende Wogenwelt hervor, die bei scheinbar freister Bewegung doch die Herrschaft des tiefen, ordnenden Geistes nicht verkennen läßt. Dieses Hummel'sche Septuor ist eine wahre Fundgrube der reichsten Studien für den Kunstkenner, und wird durch seine herrlichen und frischen Melodieen stets auch das größere Publikum zu fesseln wissen. — Der Ausführung sowohl dieses als des Beethoven'schen Werkes können wir keinen schöneren Ruhm nachsagen, als daß sie den poetischen Gedanken beider Werke in vollkommener Klarheit hervortreten ließ.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 24. Febr.

Wenn die Post-Administration, wie ein von Wiesbaden datirter Artikel in Nro. 52 dieses Blattes unterstellt, die Absicht haben sollte, das hiesige Postbureau in die Nähe des Eisenbahnhofes zu verlegen, so könnte jeder Unbefangene darin nur eine dankenswerthe Fürsorge erblicken, mit welcher jene Administration den durch die täglich sich mehrenden Beziehungen der Postanstalt zum Eisenbahn-Verkehre hervorgerufenen Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen bestrebt wäre. Um so mehr mußte es befremden, dieses angebliche Project in dem angeführten Artikel einer Kritik unterworfen zu sehen. Daß die Postbureau's nicht überall in der Mitte der Städte liegen, beweis't ein Blick in unsere größeren Nachbarstädte, wo einzelne Stadttheile viel weiter von der Post entfernt sind, als dies hier bei Ausführung des fraglichen Projectes der Fall wäre. Außerdem sind in neuerer Zeit an vielen bedeutenden Plätzen die Postbureau's geflissentlich in die Nähe der Eisenbahnhöfe und sogar in letztere selbst verlegt worden, und kann wohl nicht geläugnet werden, daß die daraus sowohl für das reisende, als korrespondirende Publikum entspringenden Bequemlichkeiten und Vortheile die in dem fraglichen Artikel berührten angeblichen Nachtheile bei weitem überwiegen; abgesehen davon, daß bereits mehrere hiesige Gasthöfe, so wie die hauptsächlich von sich hier aufhaltenden Fremden bewohnten Stadttheile in der Nähe der Eisenbahn liegen, dem postalischen Bedürfnisse der entfernteren Stadttheile aber durch Vermehrung der Briefkasten leicht abgeholfen werden könnte. Uebrigens kann es dem Einsender des Artikels in Nro. 52 der Didaskalia nicht unbekannt seyn, daß gerade in der Nähe der Eisenbahn die kauf- oder miethweise Acquisition eines geeigneten Postlocales kostspieliger als in jedem anderen Stadttheile seyn würde. Der Schluß jenes Artikels wird hoffentlich die Post-Administration nicht abhalten, Hand in Hand mit unserer erleuchteten Staatsregierung, ihre durch höhere postalische Rücksichten vorgezeichnete Bahn zu verfolgen.

Frankfurt a. M.

Mittwoch, 1. März werden Fräul. Bayrhoffer und Fräul. Neuburger, Mitglieder des Vereins für klassische Klaviermusik, im Saal des Weidenbusches ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert zum Besten der hiesigen Armen und der nothleidenden Oberschlesier geben unter gefälliger Mitwirkung der Herren Wolff, Posch, Elsner jun., André und Mitgliedern des Arion. Dieses Werk der Wohlthätigkeit nach besten Kräften zu fördern, hat sich ein Comité gebildet, bestehend aus den Herren Carl Mylius, C. F. Iblée, Heinrich Wilmans und Dr. jur. Mumm, welches alle Menschenfreunde einladet, durch zahlreichen Besuch dieses Konzertes den von den Konzertgeberinnen beabsichtigten Wohlthätigkeitszweck vollführen zu helfen. Eine Subscriptionsliste ist bereits in Umlauf gesetzt, auf welche wir andurch verweisen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Febr. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Gastrolle) Rosine: Frau Lutz, vom Stadttheater zu Köln.

Sonntag, 27. Febr. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. (Letzte Gastrolle) Margaretha: Fräul. Janauschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Montag, 28. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich." Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 59. Montag, den 28. Februar 1848.

Fernand, der Seeräuber.

Von P. F. van Kerkhoven. Aus dem Flämischen übertragen vor Gottfried Overmann.)

(Schluß.)

Die Unterhaltung dauerte noch eine Weile. Während dessen hatte Miß Ellen das Zimmer verlassen, und als die beiden Männer sich allein befanden, begann Wilsy:

„Mein Freund! nun können wir vertraulicher reden. Es giebt Gegenstände, welche die Frauen nicht hören dürfen, und was ich Ihnen jetzt sagen will, würde ohne Zweifel meiner Tochter Betrübniß verursachen. Sie haben uns zu viele Dienste erwiesen, und die Freundschaft, die uns zusammen verbindet, ist zu mächtig, als daß wir an Ihrem Loose keinen Antheil nehmen sollten. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, muß ich Ihnen erklären, daß Sie gegenwärtig in England nicht sehr frei seyn werden. Schon habe ich vernommen, daß die „schwarze Schwalbe“ der englischen Regierung als ein gefährlicher Feind bezeichnet worden. Obgleich die Goelette verschwunden ist, wird man doch nicht unterlassen, Nachforschungen zur Entdeckung der möglicherweise geretteten Mannschaft anzustellen. Ja, noch mehr: die Leute des „St. Georges“, denen Sie die Freiheit schenkten, könnten sie zufälligerweise sehen, und einige möchten niederträchtig genug seyn, Sie zu verrathen.“

„Ach, wer weiß,“ seufzte Fernand, „ob ich nicht der einzige Gerettete bin. Das Herz blutet mir, Sir, wenn ich an das Loos meiner Leute denke. Es waren einige unter ihnen, die ein sehr treffliches Gemüth besaßen. Armer Lukas, ohne Zweifel bist auch Du unter den Todten, und wahrscheinlich hat Dein wackerer Maet Jan, gleich Dir, sein Grab im Ocean gefunden!“

„Diese Gefühle machen Ihnen Ehre, mein Freund!“ fuhr Wilsy fort, „allein Geschehenes läßt sich nicht ändern, und vielleicht sind Ihre Freunde so glücklich gewesen als Sie. Jetzt muß für Sie gesorgt werden. Vernehmen Sie daher meinen Rath. Während langer Zeit dürfen Sie meine Wohnung nicht verlassen und müssen sich als Gefangenen betrachten; an mir soll es nicht fehlen, Ihnen inzwischen das Leben so angenehm als möglich zu machen. Das englische Gebiet können Sie für jetzt nicht verlassen. Später wollen wir sehen, wie Sie zu handeln haben .... Niemand wird Sie hier aufsuchen. Mein alter Diener ist treu und wird auch kein Wort verrathen, außer etwa seinem Sohne James, welchen große Lust anwandeln würde, hier zu erscheinen, um Ihnen heimlich ein Mal die Hand zu drükken .... Was sagen Sie zu alle Diesem, Freund Fernand?“

Mit auf die Brust gesenktem Haupte blieb der Jüngling niedergeschlagen auf seinem Sitze und beantwortete nicht gleich Herrn Wilsy's Frage. Endlich reichte er dem alten Manne die Hand und sprach mit trauriger Stimme:

„Herr Wilsy, Ich kann Ihr freundliches Anerbieten nicht annehmen!“

„Und was gedenken Sie denn zu thun?“ fragte Wilsy mit schlauer Miene.

„Morgen früh will ich abreisen.“

„Und in die Hände des Gerichts fallen?“

„Was geb' ich darum?“

„Freund! ich verstehe Sie nicht,“ sagte Wilsy, „das heißt, meine Freundschaft schlecht erkennen. Warum wollen Sie nicht bei uns bleiben?“

„Weil ich nicht kann, Sir!“ rief Fernand, und von seinem Sitze sich erhebend, begann er, im Zimmer auf und ab zu schreiten, und rief nochmals mit trauriger Stimme:

„Nein, ich kann nicht, ich darf nicht!“

„Sie dürfen nicht! und weßhalb, mein Freund? Das fordert Erläuterung. O, sagen Sie mir, was Sie quält, sagen Sie mir's!“ bat der alte Herr. „Sie wissen, daß ich Theil nehme an Ihrem Schmerze, und vielleicht vermag ich, Ihnen Trost zu gewähren.“

„O, tief verblendeter Freund!“ rief Fernand leidenschaftlich, und nicht mehr wissend, wohin er sich wenden sollte. Und vor Herrn Wilsy hintretend, setzte er hinzu:

„Aber, mein Herr! Sie sind ja mehr als blind; und Sie sollten wünschen, daß ich noch länger bei Ihnen weile?“

„Erklären Sie sich!“ rief Wilsy, der gleichfalls sich erhob, „erklären Sie sich deutlicher! denn — bei meiner Seele! — ich verstehe Sie nicht.“

„Aber sehen Sie denn nicht, daß ich .... Gott! Gott!“

„Daß Sie ....? nun weiter, um Gottes willen, reden Sie, mein Freund!“

„Daß ich es wage, Miß Ellen, Ihre Tochter, zu lieben! daß ich unverschämt genug gewesen bin, mein Herz, mein beflecktes Herz einen Augenblick der freudigen Hoffnung hinzugeben, daß mir vielleicht ein Mal Gegenliebe zu Theil werden möchte!“

„Und diese Gegenliebe — ist sie Ihnen versagt worden?“ fragte Wilsy in feierlichem Tone.

„O, Sir!“ erwiederte der Jüngling, „denken Sie denn, ich hätte es in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß ich von meinen Gefühlen redete? Hätte ich Ihnen dann wohl noch in's Antlitz schauen, Ihnen fortwährend den Namen „Freund“ ertheilen dürfen?“

„Und was denken Sie von Miß Ellen, Fernand, glauben Sie, daß Sie Ihnen Gegenliebe schenken könne?“

„O, schon lange weiß ich,“ seufzte Fernand, „daß es für mich keine Seligkeit auf Erden giebt! Miß Ellen könnte mich lieben! o das wäre der Himmel! — Doch das kann nicht seyn! — Sie, die Unschuld, die Heiligkeit selbst — sie sollte nur einen Augenblick an mich denken? an mich? an einen ....“

„Erniedrigen Sie nicht sich selbst, mein Freund!“ fiel Wilsy

dem Jüngling in's Wort. „Ich habe Ihnen den Namen „Freund" gegeben, Sie werden mir stets ein Freund bleiben, und wen ich dieses Namens würdig erachte, der ist ein ehrbarer, würdiger Mensch, und für einen solchen halte ich Sie!"

Fernand schwieg nun einige Augenblicke, und auch Herr Wilsy schien tiefen Betrachtungen hingegeben. Endlich begann der Jüngling:

„Nun, Herr Wilsy, sehen Sie jetzt nicht ein, daß ich Sie verlassen muß?"

„Keineswegs, mein Freund," war Wilsy's Antwort, „ich bleibe bei meinem ersten Anerbieten und will nicht, daß Sie mein Haus verlassen . . . . Während eines Monats wollen wir über alles Dieses nicht mehr reden. Inzwischen will ich mich bemühen, die Gesinnungen meiner Tochter zu erforschen und sie nöthigenfalls darum fragen. Davon wird Alles abhängen . . . ."

„Nein, Freund, nein!" rief Fernand; doch Wilsy unterbrach ihn und fuhr fort:

„Herr Fernand! nichts weiter über diese Angelegenheit. Sie müssen mir als Freund gehorchen."

„Wohlan! ich will diese Martern, diese Beschämung für die Freundschaft erdulden," entgegnete der Jüngling.

„Besser würden Sie thun, mein Freund, sich mit einiger Hoffnung zu schmeicheln. Die Zeit würde in jedem Falle, und die Sache möge einen Ausgang nehmen, wie sie wolle, sich angenehmer für Sie gestalten. Nun also, nach einem Monate wollen wir näher darüber sprechen!"

Einen Monat später verließ eine englische Brigg den Hafen von Portsmouth, ihre Bestimmung war nach Savannah. Am Bord befanden sich der alte Wilsy, seine Tochter Miß Ellen und Fernand. Dieser Letztere machte die Reise unter dem Namen eines Neffen des Herrn Wilsy mit. Bei der Ankunft in Amerika sollte die Vermählung der Miß Ellen und des Freiherrn Fernand van Imschote gefeiert werden.

Die Blumen der Gräber auf dem alten Friedhofe zu Kassel.

(Von C. Rambien.)

(Fortsetzung.)

„Eine arme Wittwe", begann die Epheu-Ranke, „hatte zwei Töchter; beide waren schwächlich, aber beide liebten ihre arme Mutter, die nichts mehr verdienen konnte und die sie auch nicht wollten im Herbste ihres Lebens darben sehen. Sie ernährten sie daher mit allerlei Handarbeiten, weil aber diese von den reichen Leuten, die im Glanz und Schimmer nicht wissen, wie das mit Seufzern und Thränen befeuchtete Brod der Armen schmeckt, zu schlecht bezahlt werden, und der Verdienst bei Tage nicht hinreichte, so entzogen sie sich auch noch die einzige Erholung, den Schlaf, und arbeiteten manche lange Nacht hindurch, bis der Körper solcher unmäßigen Anstrengung erlag und die Mutter sie binnen vier Wochen beide begraben lassen mußte. Die arme Frau war in einer entsetzlichen Lage, aber sie vertraute auf Gott, und Gott hatte sie nicht verlassen. Ihr hartes Schicksal erregte Theilnahme, und es verbanden sich eine Anzahl wohlwollender Menschen, die ihr eine monatliche Unterstützung gaben, die zu ihren wenigen Bedürfnissen hinreichte. Zwischen beide Gräber ließ sie ein schwarzes hölzernes Kreuz setzen, und jeden Tag, bis auf den heutigen, steht sie daneben, denn sie lebt noch, redet zu ihren Kindern, klagt ihnen ihre Leiden, ihre Sorgen, spricht von ihrer Einsamkeit, und wie sie gern bei ihnen seyn möchte, aber wie sie doch froh ist, daß der liebe Gott sie zu sich in seinen schönen Himmel gerufen hat, wo sie es sicher sehr gut haben, und sich nicht mehr so zu quälen brauchen, und oft glaubt sie in dem Flüstern des Abendwindes eine tröstliche Antwort ihrer heimgegangenen Lieben zu vernehmen. Das Kreuz ist alt geworden, aber ich habe fest und immer fester meine Ranken um dies Denkmal heiliger Mutterliebe geschlungen, und schütze so seine morschen Trümmer vor dem Zusammensinken."

„Seltsame Welt, in der oft gerade das Leben der edelsten Menschen eine unzerreißbare Kette von Leiden ist, während wieder Andere das Glück zu ihrer Freundin und Schwester gemacht", seufzte die Distel. „Ja, wenn es keine Unsterblichkeit gäbe, wäre wahrlich das Leben nicht des Lebens werth. Wenn die Menschen mit diesem kurzen qualvollen Traum ihr Daseyn beschlossen hätten —"

„Dann", fiel die weiße Rose erregt ein, „wären sie Sclaven einer despotischen Willkür und nicht Kinder eines liebenden Vaters, eines barmherzigen Gottes."

„Ja", setzte die weiße Lilie hinzu, die so eben nahte, „ja, es gibt sogar für manche Menschen eine doppelte Unsterblichkeit, denn der Künstler lebt auch hienieden in seinen Werken fort. Betrachtet jenen halb eingesunkenen Hügel, auf dem ich blühe, gewahrt Ihr nicht dämmernde Schatten, die einen Zauberkreis um ihn gezogen haben und auf deren Lippen wie inniges Gebet der Name eines solchen Auserwählten schwebt! Ich brauche ihn Euch nicht zu nennen, blickt nur nach jenen Gestalten. Hier schmiegen sich die Horen, reizende Mädchen mit leichten, fliegenden Gewändern, um den Sonnengott, Ulysses koset mit seiner Penelope*), Orpheus hat mit seiner Leier die Schrecken der Unterwelt bezwungen und findet seine heißgeliebte Gattin Eurydice wieder, Hector reißt sich aus den Armen der weinenden Andromache, und unter Rosen schlummert die schaumgeborene Göttin**); jetzt werdet Ihr den Künstler kennen, der in die reiche Sagenwelt hinabgestiegen war, um Götter und Heroen in das Daseyn zu rufen."

Unbemerkt nahte ein Moospflänzchen.

„Wie kommst du hierher?" fragte die Lilie. „Ich glaubte, du wärest nur am Lethestrom zu finden?"

„Du hast Recht, ich bin nicht daran gewöhnt, mit Euch heiteren Kindern zu verkehren; heute aber komme ich vorzugsweise zu dir, deine Worte haben mich hieher gelockt; sprichst du von einem Mann, der mit Hülfe seines Pinsels Leben auf die todte Leinwand zauberte, so laß mich von Einem reden, der dem todten Stein Form und Gestaltung gab, ein zweiter Pygmalion, ihm Leben eingehaucht, und der Vater jenes Künstlers war. Viele Jahre sind indeß an diesem längst verfallenen Hügel vorüber gerauscht; Menschen wurden geboren, erwuchsen zu Jünglingen und Jungfrauen, haben gelebt, geliebt, gelitten und Ruhe gefunden, ihr Name ist längst verklungen, aber der seine lebt, denn seine herrlichen Gebilde erzählen der Nachwelt laut und vernehmlich von ihm, der ihnen ihr Daseyn gab. Oft in der stillen Stunde der Mitternacht habe ich ein bleiches, schönes Weib, von einem Sterbgewande ätherisch umwallt, mit einem überirdischen Lächeln, mit verklärten Blicken, ein holdes Kind an ihre Brust gedrückt***),

---

*) Ein Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren (im Besitze des Kurfürsten von Hessen) von August Nahl, Sohn des berühmten Bildhauers August Nahl und geboren den 14. Jan. 1735 auf der Tanne (einem Landgute bei Bern), gestorben den 30. Jan. 1825 zu Kassel als Direktor der Akademie der bildenden Künste.

**) Sämmtlich Gemälde desselben Malers August Nahl.

***) Das berühmte, vom Bildhauer August Nahl (geb. den 22. Aug. 1710 zu Berlin, gest. den 22. Oct. 17–1 zu Kassel als Prof der Akademie der bildenden Künste) im Jahr 1760 gefertigte und von Haller, Wieland und Salis besungene und von allen Reisenden bewunderte Grabmal der Gattin des Pfarrers Langhanns zu Hiedelbank bei Bern. Die Idee dieses Grabmals ist neu, poetisch, und die Ausführung trefflich; im Gesichte der Mutter liest man das doppelte Streben, aus dem engen Grabe mit ihrem

knieend an der Stätte gefunden, wohin man des Bildners Hülle gebettet; der Landgraf Friedrich *) steigt auch wohl zuweilen in dieser stillen Stunde von seinem Piedestal und lenkt seine festen gewichtigen Schritte zu diesem Grab. Ist es nicht ein schöner Gedanke, Vater und Sohn durch ihre Kunst unsterblich?"

„Aber", sagte das Immergrün, „überall sehe ich hier köstliche Denkmäler aus dem Mondenlicht auftauchen, wie kommt es nun, daß man dem Künstler kein Monument gesetzt?"

„Was braucht der Künstler ein Monument", entgegneten mehrere Blumen, „reden seine Werke nicht genug von ihm? — Die Denkmäler gehören dem Trost der Alltagsmenschen, deren Namen man vergessen würde, und da sonst nichts von ihnen redet, müssen es die goldenen Lettern an ihren Monumenten thun."

„Aber die Distel ist uns noch eine Erzählung schuldig", fiel hier die Strohblume ein.

„Ja, auf ihre Geschichte bin ich neugierig", rief lauschend ein Fichtenstämmchen, „denn, aufrichtig, ich finde sie nicht sehr geeignet zum Schmuck der Gräber."

„Spottet nicht", seufzte die Distel, „für die Erdenbürgerin, auf deren Rasendecke ich meine Dornen streue, hätte man kein besseres Sinnbild finden können. Ihr langes, langes Leben war eine Kette von Mühen, Sorgen, körperlicher Gebrechen, drückender Armuth und aller Leiden, die nur zu fassen sind; dennoch hat sie nie verzagt; ihr Herz schon früh gestählt, duldete sie mit einer Art stolzer Freudigkeit, und ihr reines Bewußtseyn erhob sie über alle Widerwärtigkeiten des Lebens. Die Tochter eines pensionirten Soldaten, mußte sie alle Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele niederer Dienstbarkeit opfern; sie wurde älter; ihre Eltern, ihre Geschwister, alle ihre Verwandte waren todt, selbst die Familie, der sie eine lange Reihe von Jahren mit aufopfernder Treue gedient, war nach und nach ausgestorben. Von neuem Dienste anzunehmen, dazu war sie zu alt und schwach; so bezog sie eine ärmliche Wohnung und lebte von Unterstützungen, bis in ihrem 90sten Lebensjahre der von ihr so heißersehnte Tod sie von diesem Leben befreite. Dieser letzte Freund bettete sie sanfter wie das Leben, sie entschlief, Frieden im Herzen, ohne Kampf und Schmerz; ihr letzter Seufzer war ein Gebet; sie starb zwar arm an Freuden, aber nicht an Freunden, denn es gab viele Menschen, die sie liebten und verehrten und gleich einer Mutter beweinten. Es waren keine erheuchelten Thränen habsüchtiger Erben die an diesem Sterbebette vergossen wurden, es waren jene Seelentropfen, mit denen man um eine edle Seele trauert, die uns verlassen."

„Die Distel hat wahr gesprochen", flüsterte die Cypresse, „wem das Leben nichts als Dornenkränze reichte, dem sollte man auch keine Blumen auf das Grab pflanzen, es erscheint mir fast wie eine Verhöhnung seiner Leiden."

„Hört auch mich einen Augenblick", bat das Fichtenstämmchen. „Hier", und es deutete auf das Grab, welches leicht von ihm beschattet wurde, „sind die süßen Lieder einer Philomele verstummt, und da man ihre Schläfe nicht mit einem aus meinen Zweigen geflochtenen Kranz schmücken konnte, so hat man mich auf ihr Grab gepflanzt. Wie so oft hat sie mit diesen silberhellen Tönen ein zahlreiches Publikum entzückt und begeistert, und als sie das letzte Mal dastand in diesem faltenreichen weißen Atlaskleid, mit diesen langen schwarzen Locken, mit diesen glänzenden Augensternen, so jung, so schön, in blühender Gesundheit prangend, und diese weiche melodische Stimme, mit Mozarts unsterblich zauberischen Klängen vereint emporschwellte, hätte man glauben können, daß unsichtbare Engel sie umschwebten, und diese ergreifenden Töne, welche so wunderbar in jedem Herzen wiederhallten, überirdische Gesänge, wären von den Bewohnern der lichten Höhen angestimmt, damit die neue Schwester zu begrüßen. Sie feierte an diesem letzten Abend noch einen großen Triumph, sie riß die Zuhörer zu öfters wiederholtem, donnerndem Beifallssturm hin. Niemand, und sie am wenigsten, konnte ahnen, daß dies ihr Schwanengesang gewesen, aber schon wenige Wochen später ruhte sie im kühlen Erdenschooße."

(Fortsetzung folgt.)

Kinde herauszukommen, und dann das Kind selbst gegen den Rückfall des geborstenen Grabsteins mütterlich zu schützen. Auch die Unterschrift: „Hier bin ich, Herr, und das Kind, das du mir gegeben hast", ist einfach und edel. Siehe die Beschreibung dieses Grabmals in J. G. C. Kiesewetters Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz, Italiens und des südlichen Frankreichs nach Paris. 1. Theil, S. 123 und folg. Berlin, Druck von W. Humblot, 1816.

*) Die große von Nahl gefertigte Bildsäule Landgraf Friedrichs des Zweiten, welche den Friedrichsplatz zu Kassel schmückt.

Mannichfaltigkeiten.

Noch immer hört man von den Räuber- und Diebesbanden, welche in Litthauen und auf Samland ihr Wesen treiben. Bis jetzt hat es den Behörden nicht gelingen wollen, die Räuber aufzuheben. Der Führer der Gesellschaft auf der Norticker Palwe soll ein sehr sachkundiger Mann seyn, der 9 Jahre lang auf dem Zuchthause in Insterburg seine Studien gemacht hat. Die in Litthauen kampirende Räuberbande ist völlig organisirt, wohnt in künstlich angelegten Höhlen des Juraforstes und betreibt Raub und Diebstahl 6 Meilen in der Runde. Von dem verwegenen Hauptmann Naudons Crotinus erzählt man sich fortwährend die wunderlichsten Anekdoten. Kürzlich wurde dieser litthauische Rinaldini von zwei Gendarmen verfolgt, die, als sie ihn in ein einsam liegendes Haus treten sahen, die Vorder- und Hinterthür besetzten. Der eine Gendarm brach die Thür ein und fand vor sich den Räuber mit dem Gewehr im Anschlag. Der Gendarm schlug mit dem Säbel das Gewehr in die Höhe und der Schuß ging in die Decke. Jetzt aber entstand ein Ringkampf, in welchem der Gendarm dem außerordentlich körperkräftigen Räuber erlag, so daß dieser entwischte, ehe noch der zweite Gendarm zu Hülfe kommen konnte. (Brem. Ztg.)

(Graubünden. — N. Z. Z.) Ein Sonderbündler aus diesem Kanton, Hr. Lieutenant Alois Vogel von Zizers, der, dem Beispiel des Hrn. Generals v. Salis-Soglio folgend, bei'm Sonderbund Handgeld genommen hatte, war glücklicher als seine höher gestellten Kriegsgefährten. Es ist dieser Hr. Vogel ein Enkel des Hrn. Landvogts v. Jost, dem Louis Philipp, als er als Flüchtling in der Schweiz sich aufhielt, sein Asyl in Reichenau vorzugsweise verdankte. An Louis Philipp wandte sich nun der flüchtige Sonderbündler und erhielt alsobald von des Königs Huld eine Lieutenantsstelle in einem französischen Regiment, reichliches Engagement, ein namhaftes Geldgeschenk und noch obendrein die Versicherung königlicher Gnade, die dem Schützling auch ferner wohl zu statten kommen wird.

(Aus Oberfranken, 20. Febr. — N. K.) Reisende, welche von Neuenmarkt kommen, stellen die Behauptung auf, daß die schiefe Ebene an der dortigen Eisenbahnstrecke in der nächsten Zeit und vielleicht auf lange hinaus für den Verkehr nicht zu gebrauchen seyn dürfte, da es sich immer mehr herausstelle, daß die Strebemauern, schon jetzt nachgebend, nicht den nöthigen Halt gewähren.

Korrespondenz.

Darmstadt, 25. Febr.

Das an dem großh. Hoftheater schon seit einer Reihe von Jahren bestehende, durch die Sachkenntniß und den unermüdlichen Fleiß des Hrn. Tescher organisirte und mit einem äußerst mäßigen Aufwande von Mitteln fortgeführte Ballet hat, nach dem Urtheile unparteiischer Kunstfreunde, das unbestreitbare Verdienst der Verschönerung der Opern und andern theatralischen Darstellungen, in denen mitzuwirken es berufen war. Es ließen sich eine Menge Vorstellungen namhaft machen, deren glänzender Erfolg zum Theil durch die Mitwirkung des Ballets bedingt war. Dasselbe leistet auf unserer Bühne, was es seiner Einrichtung nach zu leisten bestimmt ist, und wir können daher mit voller Ueberzeugung die Meinung aussprechen, daß der Tadel, welchen in dieser Beziehung der in Nro. 54 der Didaskalia enthaltene Theaterbericht von hier mit so viel Zuversicht ausspricht, mindestens ein sehr unbegründeter ist und nur aus Rücksicht auf das auswärtige Publikum, welches die Verhältnisse unserer Bühne nicht kennt, widersprochen zu werden verdient.

Mainz, 24. Febr.

Mit wahrer Indignation hat man hier die neuesten Schritte einer gewissen Partei gegen die projectirten Communalschulen aufgenommen. Nachdem alle und jede Intrigue gescheitert war, griff man zu dem letzten Mittel, dem Mittel der Verläumdung. Man verbreitete ein Pamphlet, welches in einer Weise die Verhältnisse der Communalschule zu Worms angreift, daß selbst den Befangensten endlich die Augen aufgehen müssen über die Mittel und Wege, die unsere Zionswächter einzuschlagen pflegen, wenn man etwas erreichen will. Ueber die Schrift selbst, die ihre Charakteristik an der Stirne trägt, herrscht hier nur eine Stimme. Zu beklagen ist es, daß Pamphlete der Art selbst in die amtlichen Verhandlungen des Gemeinderaths eingebracht werden, wodurch Der, der dieses thut, einen Theil der moralischen Verantwortung übernimmt. Und doch war Letzteres gut. Denn unverzüglich haben mehrere Mitglieder unseres Gemeinderaths Schritte in Worms gethan, um die dortigen Verhältnisse amtlich zu ermitteln. Merkwürdiger Weise hatte man in Worms die Verbreitung des fraglichen Pamphlets klüglich vermieden, und von den Mitgliedern des Mainzer Gemeinderaths kam die erste Mittheilung dorthin. Um so energischer sind die Schritte, die von Worms her zu erwarten sind. Auch dort suchte man schon längst durch Verdächtigungen die dortige Communalschule anzugreifen, die sich stets bei näherer Untersuchung als grundlos erwiesen. Um so mehr ist man erfreut, endlich einmal die Verläumdung in bestimmter Form zu fassen. Es soll dort große Bestürzung im Lager der Auserwählten herrschen, da einige der Oberführer stark compromittirt sind. Man dachte fein still in Mainz zu wirken und hoffte, daß man in Worms von den frommen Bestrebungen in Mainz keine Kunde erhalten dürfte. Bereits ist in Worms die Sache amtlich im Gemeinderath verhandelt worden; man hat eine Denkschrift des dortigen Directors der Communalschulen veranlaßt, die dieser Tage im Drucke erscheinen und merkwürdige Dinge veröffentlichen wird. Weiteres ist alsdann noch zu erwarten.

Vom Rhein, 25. Febr.

Ein Artikel in Nro. 54 dieses Blattes, aus dem Nassauischen vom 14. Febr. datirt, bemüht sich, die Unschuld eines in Untersuchung sich befindenden Kaufmannes aus dem nahen Städtchen St. Goar und den lucrativen Zweck der Privat-Feuerversicherungs-Gesellschaften in einer Weise hervorzuheben, die seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen grell hervortreten lassen, wenn anders nicht der Sachverhalt absichtlich entstellt wird. Ohne der eifrigst betriebenen Untersuchung vorzugreifen und abgesehen von dem guten (?!) Rufe des Inhaftirten, so wie dessen vermeintlichen Unglücks, 13 und nicht 22 Jahre bei einer Privatgesellschaft versichert zu seyn, auf deren Antrag Niemand ohne Grund in Criminalhaft gesetzt wird, genüge hier die kurze Notiz, daß im vorliegenden Falle der unbescholtene Kaufmann wegen der Entstehung des Brandes in den oberen Räumen des von seinen Gebäulichkeiten aus zugänglichen Nachbarhauses einer armen und mit Mobilar gar nicht versicherten Wittwe geraume Zeit verhaftet war, ehe die Privat-Assecuranz die betrügerische Schadenrechnung des Kaufmannes dem Untersuchungsamte zur Einsicht mittheilte, aus welcher allerdings, wie der geehrte Korrespondent richtig bemerkt, eclatant hervorging, daß der wirkliche Brandschaden mit dem liquidirten in gar keinem Verhältnisse stand. Die wohlthätigen Folgen des nassauischen Gesetzes, wornach alle Privat-Assecuranzen für Gebäulichkeiten verboten sind, können uns nicht einleuchten, um so weniger, als in den benachbarten Staaten auch von Privatgesellschaften Zeugnisse des Untersuchungsrichters, resp. der Polizeibehörde verlangt werden, daß der Auszahlung der Brandentschädigungsgelder nichts entgegen stehe. Kann dann der Brandbeschädigte ein solches Zeugniß beibringen, so darf ihm (namentlich im Preußischen) die Zahlung der zustehenden Entschädigungen keinen Augenblick vorenthalten werden, wohingegen Unredliche ein solches Attest selbstredend nicht erhalten. Die wegen freiwilliger Brandstiftung Verhafteten können indessen eben so wenig die Privatgesellschaften, wie auch die gerühmte nassauische Staats-Assecuranz schützen.

Wiesbaden, 25. Febr.

Unter den auch bei uns mehr und mehr Boden gewinnenden Faschingsvergnügungen finden die Maskenbälle im Theater die allgemeinste Theilnahme. Ein dritter soll den zwei vorhergegangenen bald folgen. Der durchaus heitere und anständige Ton, das sinnige Arrangement der Züge und einzelner Gruppen, die gute Musik von zwei Orchestern, nicht minder die Fürsorge einer wirklich vortrefflichen Restauration sichern diesen Bällen die fortdauernde Theilnahme aller Stände. — Das Theater, mit tüchtigen Kräften in Oper und Schauspiel, zeigt fortwährend sehr achtbare Bestrebungen, so weit die Mittel reichen. Es wird sogar im Vergleich zu anderen, durch stärkeren Besuch des Publikums weit besser dotirten Bühnen viel geleistet; das sollte man stets anerkennen. Daß vor einiger Zeit in auswärtigen Blättern (Theater-Chronik) viele Mitglieder in ihrem guten Rufe unverdiente Kränkung erlitten und die Wirksamkeit unserer Bühnenverwaltung überhaupt verdächtigt worden ist, verdient wohl Erwähnung, eine Erwiederung nicht. — Die „Schwestern von Prag“ mit verkehrter Besetzung zum Benefiz des Baßbuffons Hrn. Deny erregten als „Faschingsproduction“ viel Heiterkeit. — Sehr gespannt ist man auf das nahe bevorstehende, hochgepriesene Schauspiel: „Dorf und Stadt“, dessen zweite Aufführung bald darauf für Mad. Flindt als Benefiz gegeben werden soll, wie verlautet, unter Mitwirkung zweier Künstler des Frankfurter Theaters, der Fräul. Lindner und des Hrn. Meck, welche in ihren betreffenden Rollen das Vollendetste leisten sollen. — Die wiederholten Gastdarstellungen des Hrn. Hassel von Frankfurt finden stürmischen Beifall.

Wiesbaden, 25. Febr.

In mehreren Kreisen wurde hier in Folge der Sammlungen für die Schlesier der Wunsch ausgesprochen, für die verschämten Hausarmen in hiesiger Stadt auch etwas zu thun, um auch ihre Leiden, die oft ohne ihr Verschulden über sie gekommen sind, zu mildern. Wenn dieser zeitgemäße Vorschlag ernstlich verfolgt würde und zwar auf die Weise, daß sich Comité's aus tüchtigen Bürgern bildeten, die die freiwilligen Beiträge annehmen, die Armen ermitteln und ihnen die verhältnißmäßigen Gaben anonym zuschicken würden, dann würde sich die dabei betheiligende Bürgerschaft ein Denkmal setzen, ewig unserer Stadt zur Zierde. Wollte Gott, dieser guten Sache würde Aufmerksamkeit geschenkt!

Frankfurt, 26. Febr.

Auf den Artikel in Nro. 57 der Didaskalia, wonach an die Spitze der Statuten für die darin besprochene projectirte Gesellschaft das Gesetz gestellt wäre, keinem Juden die Aufnahme in dieselbe zu gestatten, finden wir uns zu berichtigen veranlaßt, daß in den bereits entworfenen und von der Gesellschaft auch so weit genehmigten Statuten von einem Ausschlusse der Juden durchaus nicht die Rede ist. Dies diene dem Einsender des fraglichen Artikels zur Beruhigung, mit dem wohlmeinenden Rathe, daß er in der Folge sich in ähnlichen Fällen von dem Stand einer Sache besser unterrichten möge, bevor er Unwahrheiten in öffentliche Blätter übergehen läßt.

Das prov. Comité.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Febr. Faust, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. (Letzte Gastrolle) Margaretha: Fräul. Janauschek, vom Stadt-Theater zu Köln.

Montag, 28. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich.“ Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 60. Dienstag, den 29. Februar 1848.

Die Perücke des Herrn von Sartines.

(Aus dem Französischen. Aus dem Petit courrier des Dames von Gustav Desnoiresterres.)

Es war in den ersten Tagen des Januars 1777; Herr von Sartines war in seinem Kabinet, wo er mit Aufmerksamkeit alte Papiere durchlas. Wenn er einen Pack Akten durchblättert hatte, geiff er nach einem andern, dann wieder nach einem andern und wieder nach einem andern, indem er alles Interesse denselben widmete, welches eine Stutzerin den Erzählungen eines Dorat, Marmontel oder d'Arnaud-Baculard nur schenken konnte. Er hatte die Gewohnheit, frühe aufzustehen, und sobald er das Bett verlassen, die Arbeit zu ergreifen.

Seit drei Stunden schon halte er in dieser Masse von Verbal-Prozessen, Noten und geheimen Instruktionen, welche alle auf seinem Bureau aufgehäuft waren, herumgeblättert, als er sich erinnerte, daß ihm für diesen Tag eine Einladung von dem Vorsteher der Kaufleute zu einem Gastmahle zugekommen sey. Er setzte deshalb den nach seinen Privatzimmern führenden Glockenzug in Bewegung, worauf sein Kammerdiener in der halbgeöffneten Thüre erschien.

„Was befehlen, Monseigneur?"

„Ich speise heute außerhalb, daß meine Toilette um zwei Uhr vollendet sey."

„Haben Monseigneur mir keine weitere Befehle zu geben?"

„Es ist Alles — Loiseau wird meine Perücke nicht vergessen haben?" (Loiseau war der Perückenmacher des Herrn von Sartines.)

„Er hat sie noch nicht gesandt; aber Monseigneur kennen seine Pünktlichkeit, sobald er weiß, daß Monseigneur die Perücke heute haben wollen, wird er es unmöglich vergessen."

„Das ist gleich; übrigens ist es besser, daß man zu ihm gehe, weil er damit noch zurück ist."

Der Kammerdiener bemerkte abgehend, daß er sogleich das Gedächtniß des Herrn Loiseau wegen fraglicher Perücke auffrischen werde.

Herr von Sartines machte eine stumme einwilligende Bewegung und setzte seine schöne Lektüre augenblicklich fort.

So waren drei Viertel-Stunden vergangen, in denen in wenigen Augenblicken die Gedanken des Polizei-Lieutenants wohl mehr als hundert Stunden von Herrn Loiseau und der neuen Perücke entfernt waren. Endlich hörte er an der Thüre kratzen, eine vertrauliche Art Latulipe's, seine Anwesenheit kundzu geben. Herr von Sartines rief ihn, ohne sich umzusehen, herein, worauf Latulipe, auf den Fußspitzen schleifend, fast nicht hörbar, sichtbar wurde. Mr. Latulipe, in seinem Charakter als Kammerdiener eines General-Lieutenants der Polizei, hatte sich diesen geheimnißvollen Gang angewöhnt, von welchem sein Herr ihn, jedoch ohne Erfolg, zu heilen versucht hatte.

Der ehrliche Diener hatte unter seinem Arm eine große runde Büchse von Weißblech, welche die verlangte Perücke des zukünftigen Marine-Ministers Ludwig's XVI. enthielt.

„Hier ist sie, Monseigneur, hier ist sie; Mr. Loiseau hat mir versichert,. daß er allen Fleiß angewandt habe, und hoffe, daß sie ihm Ehre macht. Aber Monseigneur hatten ganz Recht, nur halb auf das Gedächtniß des armen Mannes zu rechnen; ich habe ihn ganz vernichtet und niedergeschlagen gefunden."

„Ah! was ist ihm denn begegnet?"

„Der Himmel hat ihn mit einem Kinde beschenkt, aber das Kind konnte nicht erhalten werden, was ihn sehr betrübt, denn es ist der Erstling ihrer Ehe."

„Ihr redet ja wie ein Buch Latulipe; weil aber die Schachtel da ist, so muß ich sehen, wie mich die Perücke kleidet; ich traue eben so wenig neuen Perücken als unbekannten Gesichtern."

„Hier, Monseigneur," sagte Latulipe, die Schachtel überreichend.

„Es ist ein großes Glück," bemerkte der Polizei-Lieutenant, die Schachtel aus den Händen seines Dieners nehmend, „daß die Anfertigung der Perücke durch die Niederkunft der Mad. Loiseau nicht verhindert wurde. Ich weiß nicht, was ich hätte anfangen sollen, denn ich habe keine Perücke, die sich für große Gelegenheiten eignet; aber laß sehen."

Er lüftete den sich kreischend öffnenden Deckel, mit welchem sich eine Puderwolke erhob.

Aber kaum hatte Herr von Sartines einen neugierigen Blick dem Meisterstück Loiseau's zugewendet, als er einen Schrei ausstieß, Schachtel und Deckel auf das Bureau fallen ließ, als habe sein Blick auf dem Grund derselben dem Medusenhaupte begegnet.

„Was haben Sie, Monseigneur?" sagte Latulipe, der die Bewegung des Schreckens nicht verstehen konnte.

„Siehe, sieh' selbst . . . ."

„Gern, Monseigneur."

Der Kammerdiener neigte sich, gehorsam einen Blick in die schreckenerregende Schachtel zu werfen.

„Ach, mein Gott! was sehe ich!"

„Also habe ich mich nicht betrogen," flüsterte der erbleichte Herr von Sartines, „es ist ein . . . ."

„Ein Kind! . . . . ein todtes Kind . . . . ein kleines Kind, das vielleicht keine vierundzwanzig Stunden gelebt hat."

„Und man hat die Grausamkeit gehabt! . . . aber es ist unerhört . . . es ist abscheulich . . . Holla! holla!" rief der Polizei-Lieutenant, indem er heftig an dem Glockenzug riß, welcher in das Bureau seiner Agenten führte.

„Was giebt es, Monseigneur?" fragte der eintretende, vor dem obersten Polizei-Chef Frankreichs sich respektvoll verneigende Agent.

„Man versichere sich schnell des Perückenmacher Loiseau und führe ihn sogleich hierher. Wenn er nach der Ursache fragt, wird ihm nicht geantwortet."

Diese Anempfehlung war unnöthig gewesen, denn mit dem besten Willen hätte der Agent nichts verrathen können, weil er nichts wußte, und somit hätte er auch nicht die kleinste Indiskretion zu Gunsten des todt oder lebend Einzubringenden begehen können. Die Schachtel war auf dem Bureau. Herr von Sartines gab Latulipe ein Zeichen, welches dieser vollkommen verstand, indem er die Schachtel mit deren Deckel verschloß, sonst aber unberührt stehen ließ.

Der Polizei-Lieutenant durcheilte, die Hände auf dem Rücken liegend, auf- und abgehend, sein Kabinet in einer fieberhaften Aufregung. Er hatte diesen Loiseau aber für einen braven, redlichen Mann angesehen, unfähig, Jemanden ein Haar zu krümmen, viel weniger eine so widernatürliche That zu begehen.

Endlich kündigte man dem Richter an, daß der Schuldige in einem nahegelegenen Kabinet angekommen sey, und ob Monseigneur sein Erscheinen befehle. Herr von Sartines befahl, ihn einzuführen, und benutzte die Zeit, während der Agent sich beeilte, den Befehl auszuführen, seinem Gesichte das drohendste, mürrischste Ansehen zu geben, mit einem Wort, ein passendes Gesicht für einen Polizei-Lieutenant anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blumen der Gräber auf dem alten Friedhofe zu Kassel.

(Von C. Rambien.)

(Fortsetzung.)

„Beneidenswerthes Loos, also zu sterben", hauchte das Immergrün, „ja, Die nenne ich allein nur glücklich, die der Tod in thatkräftiger Jugend mitten aus ihrem Wirken, aus einem Traum des Entzückens, oder von ihren Triumphen abruft. Ein glänzender Stern — oder doch beweint um der geknickten Jugend — mit der ganzen Welt in Frieden — eine kaum erblühte Rose unter Frühlingsblumen einzuschlafen — — um eines solchen Todes schon ist das Leben schön; wie traurig dagegen, wer sich selbst überleben mußte, wer sein edelstes Streben vernichtet und im Spätherbst alle Hoffnungen geknickt zu seinen Füßen liegen sieht!" —

„So würdest du wohl jenen Mann auch glücklich nennen, der unter meiner Obhut schläft?" fragte eine Aster. „Ein armer Fabrikarbeiter, hatte er sich von seinem kümmerlichen Verdienst so viel erspart, um in der Lotterie spielen zu können. Ich muß einmal doch auch mein Glück versuchen, hatte er gesagt, wer weiß, ob mir nichts bescheert ist, und als er einige Zeit nachher die Nachricht bekommt, daß er einen Theil vom großen Loos gewonnen hat, und nun Herr einer Summe ist, die er sich niemals recht als existirend hat denken können, da stößt er einen lauten Schrei aus und fällt Dem, der ihm diese Kunde gebracht, als Leiche in die Arme. Die Freude hatte ihn getödtet."

„Gewiß war er viel glücklicher, als wenn ihn dieser unverhoffte Reichthum, mit dem er, an kein Geld gewöhnt, vielleicht nicht würde umzugehen gewußt haben, zum Müßiggang und anderen Thorheiten verleitet hätte", erwiederte das Immergrün.

„Ich bewache hier die irdische Hülle eines hoffnungsvollen Jünglings von achtzehn Jahren", sagte die Cypresse. „Er war der Sohn eines armen Dorfschulmeisters, der außer ihm noch drei Töchter besitzt. Ungeachtet des spärlichen Einkommens darbte die Familie oft an dem Nothwendigsten, damit nur an der Ausbildung dieses Knaben, dessen glänzende Anlagen schon früh zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, nichts versäumt wurde. Mit vierzehn Jahren schickten ihn seine Eltern auf das Gymnasium nach Kassel, wo seine Fähigkeiten, verbunden mit unermüdlichem Fleiß, sowie sein gutes Betragen ihm die vortheilhaftesten Zeugnisse, die Liebe aller Lehrer und seiner Mitschüler erwarben. Der Geist des Knaben war seinen Jahren weit vorausgeeilt, und seine Liebe zu den Wissenschaften, sein Durst nach Kenntnissen, nach immer höherer Ausbildung wuchs mehr und mehr, da sein scharfer Verstand leicht alle Hindernisse beseitigte, alle Schwierigkeiten überwand, die sich ihm zeigten. Auch war es die Liebe zu seinen Eltern, ihnen bald alle Opfer zu vergelten, indem er sich so früh als möglich eine Existenz sicherte, die ihn doppelt anfeuerte. Aber man findet sehr oft, daß bei solchen Menschen, wo sich der Geist zu früh und schnell entwickelt, die materielle Ausbildung gehemmt wird; und hier war es um so mehr der Fall, da der Knabe sich keine körperliche Erholung gönnte und seinen einzigen Genuß nur in seinen Studien fand. Mit achtzehn Jahren hatte er die erste Klasse erreicht und es fehlten nur noch wenige Wochen bis zu seinem Maturitäts-Examen; aber die Vorbereitung zu demselben, diese der Wissenschaft geopferten Nächte waren es, die das Gedeihen eines Keimübels, welches er immer nicht beachtet, beförderten und seinen frühen Tod beschleunigten. Er umfaßte die Wissenschaft mit all der leidenschaftlichen Gluth einer jungen feurigen Seele, und sie gab ihm dafür den Tod. Statt von einer fröhlichen Genossenschaft als neuer Bruder jubelnd empfangen zu werden, zog er fern von der Heimath, fern von seinen Lieben, unter schaurigen Todtengesängen, in des Friedhofs stille Mauern ein."

„Auch ihn beklage ich nicht", sagte wieder das Immergrün. „Wie schön mag er sich nicht das Leben geträumt haben, und welchen bitteren Täuschungen ist er durch seinen frühen Tod entgangen!"

Die Immortelle kam und sprach:

„Als am 29. Mai des Jahres 1809 der große Johannes v. Müller mit jenen unvergeßlichen Worten: „Alles, was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott", sein edles, thatenreiches Leben endete, hatten sich alle die berühmten Heroen der Vorzeit, deren Namen uns die Geschichte in ewig denkwürdiger Erinnerung aufbewahrt hat, im Elysium, oder wie wir sonst jene seligen Gefilde nennen mögen, versammelt, um ihren Freund und Bruder in seiner neuen Heimath zu empfangen. An diesen Ort war noch kein kranker Phantast gedrungen und hatte ihn mit einem Fegefeuer beschenkt, das die Züchtlinge, die der irdischen Strafanstalt enteilt sind, in seiner Flammengluth von dem irdischen, sündigen Bodensatz reinigen soll, um sie dadurch später der ewigen Seligkeit würdig zu machen. Hier war Gott kein strenger, strafender Richter, kein finsterer Despot, der seine Geschöpfe nur züchtigt, wenn sie in knechtischer Demüthigung sich nicht täglich die Brust zerschlagen und achtlos an allen schuldlosen Freuden vorübergehen, die nur der Teufel erfunden habe, um die Menschen zur Sünde zu verlocken, wie dies der Glaube jener unglücklichen Finsterlinge ist. Der Ort, an dem der deutsche Thucydides von seinen Freunden empfangen wurde, war übergossen mit den Strahlen des Friedens und der versöhnenden Liebe, und der Gott, der hier wohnte, war ein Gott des Erbarmens, ein liebender Vater, welcher seine Kinder so gern alle glücklich wissen möchte, wenn sie ihn auch oft nicht verstehen, und nicht wissen, was zu ihrem Glücke dienlich ist, welcher die Freuden der Welt geschaffen zu unserm Genuß und den reuigen Sünder mit schonender Milde an seinem Herzen aufnimmt.

(Schluß folgt.)

Die Illustrirte Zeitung.

(Leipzig, Verlag von J. J. Weber.)

Wie schon früher, so ist auch in neuerer Zeit die „Illustrirte Zeitung" der Gegenstand böswilliger Angriffe von Solchen gewe-

sen, denen nach aller Wahrscheinlichkeit dieselbe niemals oder doch nur selten zu Gesichte gekommen ist. Man hat bald ihre artistischen Leistungen, bald ihre politische Haltung, bald die Befähigung der Redaktion angegriffen und sich nicht entblödet, diese Angriffe zu einer Zeit zu erneuern, wo die Zeitung in mehreren Ländern mit sehr ernsten Censurschwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Redaktion der „Illustrirten Zeitung“ hält es mit Recht für nicht angemessen, auf solche und ähnliche Verunglimpfungen anders als durch die That zu erwiedern, denn es ist wahrlich keine kleine Aufgabe, einer Zahl von 200,000 Lesern (und so viel zählt die Illustrirte Zeitung gewiß) in Allem zu genügen. Hoffentlich wird Deutschland allein nicht zurückbleiben, wo es gilt, ein Unternehmen zu fördern, welches in England von 70,000, in Frankreich von 20,000 Abonnenten und in Italien von einem Actienverein getragen wird, während in allen diesen Ländern weder die Censur demselben Hindernisse in den Weg legt, noch die eigenthümlichen Schwierigkeiten vorhanden sind, welche in Deutschland der Mangel eines Hauptortes darbietet, an welchen die Theilnahme des ganzen Volkes sich knüpft. Eben deßhalb können auch nur Wenige wissen, daß die Sammlung des Materials in Deutschland so kostbar ist, daß die Herstellung einzelner Nummern der Illustrirten Zeitung die Summe von 1000 Thlrn. übersteigt. Angesichts solcher Opfer, welche leicht um die Hälfte sich vermindern ließen, wenn die Verlagshandlung weniger darauf Bedacht nähme, das Beste und Gediegenste zu bringen, wollten wir ihr eine öffentliche Anerkennung ihres Strebens um so weniger versagen, als ein Rückblick auf den Jahrgang 1847 der Illustrirten Zeitung uns wahrhaft überrascht hat. Es bietet derselbe so viel des Schönen, daß wir unmöglich hier näher darauf eingehen können, und überlassen wir es dem Leser, durch eigene Anschauung sich von der Wahrheit des hier Gesagten zu überzeugen. L.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 22. Febr. — Magdeb. Z.) Die Angelegenheit des vormaligen schwedischen Lieutenants v. Lühmann erscheint trotz der durch die „Allg. Pr. Z.“ gegebenen offiziellen Erklärungen noch nicht so weit aufgeklärt, daß man das gegen denselben beobachtete Verfahren als durchaus gerechtfertigt ansehen könnte. Wenn auch die meisten der augenscheinlich widersinnigen Behauptungen des von Lühmann dadurch widerlegt sind und sein Charakter in einem ganz anderen Lichte als nach seinen einseitigen Mittheilungen nothwendig erscheinen muß, so ist doch noch so manches Räthselhafte in seinen Schicksalen, das der Erläuterung dringend bedarf. Zuerst fragt man gewiß mit Recht, wie es möglich gewesen, daß die gegen von Lühmann geführte Criminal-Untersuchung sieben Jahre gedauert hat. Mag seine Widerspenstigkeit noch so consequent gewesen seyn, so mußte die Anwendung aller gesetzlichen Zwangsmittel doch in einer unendlich kürzeren Zeit versucht worden seyn; diese allein kann daher die lange Dauer seiner Untersuchung nicht bewirkt haben. Nach Verbüßung einer einjährigen Zuchthausstrafe wurde er auf Grund des § 5. Tit. 20 Th. II. des Allgemeinen Landrechtes nach dem Landarmenhause zu Ueckermünde gebracht, und länger als 14 Jahre detinirt. Auch diese langjährige polizeiliche Detention erscheint durch Das, was die „Allg. Pr. Z.“ darüber sagt, nicht vollständig aufgeklärt. Sie sagt, daß seine Entlassung stets dadurch verhindert worden sey, weil er auch hier jede Erklärung über seinen künftigen Wohnort und Broderwerb verweigert habe. Kann eine solche Hartnäckigkeit ein Grund seyn, die durch die oben angeführte Gesetzesstelle angeordnete Detention auf einen längeren Zeitraum als drei Jahre auszudehnen? Der Inhalt der bekannten Circular-Verordnung von 1798 scheint dagegen zu sprechen. Der v. Lühmann bestreitet durchaus, den Wunsch ausgesprochen zu haben, nach dem Landarmenhause zu Ueckermünde gebracht zu werden, und doch will er von dem Ober-Präsidenten v. Bonin ein Schreiben erhalten haben, worin es heißt: „Ihre Bitte, Sie nach dem Ueckermünder Landarmenhause zu bringen, ist bereits in Erfüllung gegangen.“ Hierüber sagt die Allg. Pr. Ztg. gar nichts, und eben so wenig etwas darüber, daß L., seinen Angaben nach, während dieser ganzen Zeit in „einsamer“ Haft detinirt gewesen ist. Wir glauben im eigenen Interesse der betreffenden Behörden auf das Mangelhafte der anscheinend offiziellen Erklärung aufmerksam machen zu müssen, weil die von uns angeregten Punkte solche sind, die hier wenigstens in vielen Kreisen lebhaft besprochen werden. Aber abgesehen von allem Dem, giebt dieser Fall einen neuen Beweis, welche segensreichen Folgen das neue Kriminal-Verfahren bei seiner allgemeinen Verbreitung haben wird. Dann ist fortan eine siebenjährige Untersuchungshaft eine Unmöglichkeit; durch das Gesetz vom Juli 1846 ist dem Angeklagten sein natürliches Recht, des Schweigens, gegeben worden. Der Entwurf des neuen Strafgesetzes enthält keine jenem angezogenen § 5 nur entfernt ähnliche Bestimmung.

Das edle deutsche Gemüth Sr. Majestät des Königs von Bayern bewährte sich abermals auch nach Außen durch werkthätigen Antheil an dem Leben eines nicht in Bayern geborenen Dichters. Justinus Kerner wurde von dem königlichen Dichter mit einer eigenhändigen Zuschrift (vom 8. Februar) überrascht: „Es werde dem Dichter bei vorgerücktem Alter und einem Augenleiden, von dem Se. Majestät Kenntniß erhalten, eine Erleichterung wohl wünschenswerth seyn, und so habe Se. Majestät, das Talent des Dichters schätzend, sich bewogen gefunden, ihm einen jährlichen Bezug von 400 fl. aus königlicher Kabinetskasse anweisen zu lassen. (C. v. u. f. D.)

(Hamburg, 20. Febr.) Der heutige „Freihafen“ enthält einen lebhaften Aufruf an Hamburg, dem Elende in Oberschlesien reiche und schnelle Hülfe zu bringen. Es haben sich bereits mehrere Comité's gebildet, und in den ersten Tagen wurde eine ansehnliche Summe von mehr als 2000 Thlrn. gesammelt. Auch die Theater betheiligen sich an dem Werke der Mildthätigkeit.

Vor 16 Jahren entzogen sich zwei junge Männer, die Rechtscandidaten Tittmann aus Dresden einer Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe durch die Flucht. Sie flohen über's Meer, nach dem Staat Illinois in Nordamerika und gründeten in der Stadt Belleville eine Kattunfabrik. Ihre Unternehmung glückte, sie befinden sich dort in den besten Umständen und haben so eben nach Dresden geschrieben, daß man die Untersuchung gegen sie niederschlagen möge, damit sie ihren Frauen und Kindern die alte liebe Heimath zeigen könnten. Die Regierung hat um so lieber dieses Gesuch bewilligt, da der Grund der Untersuchung jugendliche Unbesonnenheit war. (Dfztg.)

In Christiania hat der Apotheker Thaulow ein neues und wohlfeileres Mittel erfunden, wodurch der Schwefeläther und das Chloroform überflüssig werden. Das Mittel besteht aus Schwefelkohlenstoff, welcher aus Holzkohlen und Schwefel und durch den einfachsten Apparat in Ueberfluß gewonnen wird. Es wird in einem trichterförmig zusammengelegten Taschentuch wie das Chloroform angewendet. (Dfz.)

Korrespondenz.

Aus Bayern, im Febr.

Die Hoffnung, daß es mit einer Verbesserung der Zustände der bayerischen Juden Ernst werde, gewinnt immer mehr Raum, denn die Berichte vieler unserer Beamten sollen auf die Nothwendigkeit einer solchen Revision dringend hinweisen. Indessen ist es auch höchste Zeit, daß die bayerischen Juden aus der jetzigen drückenden Lage herauskommen, welche immer noch von manchen inhumanen Beamten dazu mißbraucht wird, alle Juden ohne Ausnahme als gemeine Verbrecher zu behandeln, wie z. B. jüngst noch der k. b. Landrichter zu Rain, Namens Adam (sein Name verdient in den Annalen der Humanität verewigt zu werden), bewies, welcher in dem Wochenblatte der Stadt Rain an alle Gemeindevorsteher die Aufforderung erließ, bei versammelter Gemeinde vorzulesen: „Kein Jude darf sich in den Dörfern aufhalten, es wäre denn als Durchreisender auf öffentlichen und wirklichen Verbindungswegen. Hat er aber absolut und persönlich in einem Orte ein Geschäft abzumachen, so muß er sich vor dessen Beginn bei dem Gemeindevorsteher melden und von diesem unter Bestimmung der Aufenthaltsdauer die Erlaubniß nachsuchen. Eine solche Genehmigungs-Ertheilung ist im Fremdenbuche des Vorstehers einzutragen. Wenn sich ein Jude ohne solche Erlaubniß oder länger, als die Erlaubniß ausspricht, (armer, unglücklicher Jude, wenn du keine Uhr hast!) in einem Dorfe aufhält, oder gar handelt, so ist ein solcher Jude ohne Weiteres zu arretiren und wohlverwahrt einzuliefern." Der humane, weise Landrichter Adam fürchtet in seinem Diensteifer, die pflichteifrigen Vorsteher möchten sich doch nicht gerne zu Sklaven seiner humanen Launen hergeben und droht darum mit einer Strafe von fl. 25. demjenigen Vorsteher, welcher des schrecklichen Vergehens sich schuldig macht, ohne solche ortspolizeiliche Genehmigung einem Juden bei Tag oder Nacht Aufenthalt zu gestatten. Es ist wahrlich erstaunlich, wie viel dem weisen Hrn. Landrichter daran liegt, daß es der Vorsteher auch wirklich bekannt mache. Es muß derselbe nämlich nicht nur binnen 10 Tagen schriftlich die Anzeige machen, sondern diese Anzeige muß auch von den in der Gemeinde befindlichen Wirthen, von den Gemeindedienern und von noch 2 Mitgliedern unterzeichnet seyn. Am Schlusse wird noch Jedermann zur Anzeige eingeladen und vollständige Entschädigung für Gang oder Auslagen verheißen. Zur Ehre unseres Landes muß ich noch beifügen, daß einige Monate nachher eine etwas mildere Fassung beliebt wurde, wahrscheinlich auf einen Wink von Oben. Wenn der gute Mann noch nicht decorirt ist, so kann er sich trösten, das neunzehnte Jahrhundert wird ihm ein Ehrendiplom ausstellen.

(Der Israelit d. neunzehnten Jahrh.)

Bliescastel, 17. Febr.

Gestern waren wir hier Zeuge einer Trauerfeier, die nur selten in solcher erhebenden Weise begangen wird. Unser sehr geachteter und allgemein beliebter Mitbürger Daniel Levi, Präses des Synagogenvorstandes und Mitglied der Local-Commission, ward in größter Ordnung und auf feierlichste Weise zu Grabe getragen. Alle Honoratioren, Geistliche und eine unübersehbare Volksmenge aus hiesiger Stadt und der weiten Umgegend schlossen sich dem geordneten Trauerzug an. Auf dem vor der Stadt gelegenen jüdischen Friedhofe angelangt, hielt der Bezirksrabbiner Hr. Oppenheim aus Pirmasens eine gehaltvolle, den Verdiensten des Dahingeschiedenen entsprechende Grabrede, die einen unverkennbaren Eindruck auf die ganze Trauerversammlung hinterließ. Kein Auge blieb thränenleer. Alle nahmen den innigsten wehmüthigen Antheil an dem harten Verlust, der die ehrenwerthe Familie des Verblichenen getroffen; denn nicht nur seine Glaubensgenossen verloren an ihm einen treuen Führer, sondern alle Mitbürger entbehren in ihm einen redlichen Rathgeber und gemeinnützigen Mann. Sanftmuth und Menschenliebe waren die Grundzüge seines tieffühlenden Herzens; Dienstgefälligkeit gegen Jedermann und Wohlthätigkeitssinn für die Leidenden ohne confessionellen Unterschied bildeten die schönsten Blätter in dem Kranze seiner Tugenden. Mit diesem rühmlichen Wohlthätigkeitstried hat er auch das Ende seiner irdischen Laufbahn besiegelt und seinen Namen zu gesegnetem Andenken verewigt. Er starb im 66. Lebensjahre, ohne langes Leiden, völlig ohne Todeskampf, mit vollem Bewußtseyn, in wahrer Hingebung in Gott. Engel hauchten gleichsam seine Seele hinweg und trugen sie zu seinem Gotte. Friede seiner Asche! Gott lohne ihn nach seinem Thun.

Wiesbaden, 26. Febr.

Zur Emporbringung unseres Badeortes und zur progressiven Entwickelung des Gewerbstandes unseres ganzen Landes, dessen Flor durch die überall fühlbaren Einwirkungen der jüngstverflossenen Zeit im Allgemeinen etwas gedrückt war, wird unzweifelhaft die Erbauung der projectirten Trink- und Gewerbhalle am Kochbrunnen, an die Stelle des jetzigen Civilhospitals, für welches der Schützenhof eingerichtet wird, sehr viel beitragen. Sichert auch die weltberühmte Heilkraft unserer Quellen, die Lage und Umgebung unserer Stadt unseren Etablissements eine sich fast stets gleichbleibende Frequenz und brauchen wir deshalb auch nicht zu marktschreierischen Anpreisungen zu schreiten, so fordert doch die zunehmende Frequenz der Wintersaison und die Anstrengungen anderer Bäder dringend dazu auf, alles Mögliche zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Gäste zu thun. — Unsere wissenschaftlichen Bildungsanstalten werden in Kürze durch die Einrichtung eines besonderen chemischen Laboratoriums in größerem Style erweitert werden. Viel Theilnahme findet der Kunstverein; gewiß wird seine Tendenz nicht ohne großen Einfluß auf das allgemeine Kunstleben unserer Stadt und unseres Herzogthums bleiben. — Besondere Aufmerksamkeit erregen dermalen die Arbeiten eines talentvollen jungen Malers, Hrn. Hindelang; durch eine Anzahl vorzüglich gelungener, von wahrhaft künstlerischer Productivität zeugender Portraits ist der Besuchende wahrhaft überrascht. — Für die unglücklichen Schlesier hat hier eine allgemeine Collecte begonnen, während seither schon die Unterstützung durch Sammlungen in Schulen und bei einzelnen Privaten sehr thätig war; möge die Collecte reich ausfallen und einer Anzahl dieser deutschen Bruderfamilien noch wesentlich damit geholfen werden; mögen die Wohlhabenden aber auch die Nothleidenden in unserer unmittelbaren Nähe, in unseren armen Taunus- und Westerwälder Gebirgsgegenden nicht darüber vergessen

---

Darmstadt, 24. Febr.

Der mit geometrischer Genauigkeit in erhabener Arbeit von Lindenholz ausgeführte Plan von Berlin und dem Lustschloß Sanssouci, welches Kunstwerk Hr. J. Schneggenburger nach vieljähriger mühevoller Arbeit glücklich zu Stande gebracht hat, ist gegenwärtig hier zur Beschauung ausgestellt und wird von Jung und Alt vielfach in Augenschein genommen, weil der plastische Werth jener Reliefdarstellung, bei welcher alle Gegenstände in und um Berlin, die Häuser, die Paläste, die Kirchen, die Gärten, das Köpeniker Feld 2c. in ihren natürlichen Farben erscheinen, nicht zu verkennen ist. Kein Grundriß, wenn er auch noch so richtig und schön gezeichnet ist, gibt einen so befriedigenden klaren Ueberblick über eine große Hauptstadt als eine Reliefarbeit wie die eben erwähnte, die, so viel uns bekannt, bei anderen Hauptstädten bis jetzt noch nicht versucht worden ist. Wir glauben, Hrn. Schneggenburger, der demnächst Frankfurt besuchen will, in dieser kunstsinnigen Stadt eine freundliche Aufnahme versprechen zu dürfen. Auch seine optischen Panoramen von Berlin, Heidelberg, Neapel mit dem flammenden Vesuv 2c. unterscheiden sich von den gewöhnlichen Darstellungen dieser Art sehr vortheilhaft und verdienen gesehen zu werden.

Kronberg am Taunus, 25. Febr.

Aus Darmstadt wird der heutigen Didaskalia mitgetheilt bei Gelegenheit des Berichtes von einem am 21. statt gehabten Nordlichte, daß der Stern Aldebaran unsichtbar geworden sey. Dem ist nicht so. Aldebaran, ein Stern erster Größe im rechten Auge des Stiers, sprüht noch immer sein himmlisches Feuer unverändert und ist am Abend in der westlichen Himmelsgegend sichtbar bis Nachmitternacht. Erst Ende April wird er am Nordwesthimmel mit der Abenddämmerung untergehen.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Febr. (Zum Benefiz des Hrn. Hassel und zum Erstenmale): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich." Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 61. Mittwoch, den 1. März 1848.

Die Perücke des Herrn von Sartines.

(Aus dem Französischen. Aus dem Petit courrier des Dames von Gustav Desnoiresterres.)

(Fortsetzung.)

Unser Haarkünstler machte bei seinem Eintritt eine tiefe Verbeugung. Seine sichere und zutrauliche Miene ließ durchaus nicht sehen, daß er den Grund seines Erscheinens wisse; der Agent war blos auf das Anherbringen Loiseau's beschränkt gewesen, und da es nichts Seltenes war, daß bei einem eiligen Vorkommen der Polizei-Lieutenant einen seiner Spüeer statt seines Kammerdieners sandte, so glaubte Mr. Loiseau, daß Herr von Sartines etwas an der Perücke auszusetzen und deshalb gesandt habe, um kleine Veränderungen an derselben vorzunehmen.

„Monseigneur haben mich holen lassen, hier bin ich, sitzt die Perücke nicht gut? Das würde mich sehr erstaunen, denn bei der Ehre meines Handwerks, ich habe allen möglichen Fleiß angewandt." — Mr. Loiseau besaß die ganze Redseligkeit seiner Kollegen. — Diese Einleitung wäre jedoch schwerlich in solchem Redefluß geschehen, hätte Loiseau seine Augen zu Herrn von Sartines aufgeschlagen, der ihn mit den festen Blicken eines in seiner Funktion begriffenen Richters betrachtete.

„So," sagte endlich Letzterer, indem er fortwährend den armen Teufel fixirte, „Ihr habt allen Fleiß angewandt, sagt Ihr? — Ich glaube das Gegentheil. Habt Ihr Euch kein Vergehen vorzuwerfen, das Euch den Kopf kosten könnte; ich glaube, daß diese . . . Perücke anderswohin bestimmt war, als hierher."

„Monseigneur, wahrhaftig, was soll ich nur denken . . . ich verstehe nicht . . ."

„Ihr versteht nicht? . . . Nun, öffnet diese Schachtel, und Ihr werdet verstehen."

Loiseau begann die Schachtel zu öffnen.

Latulipe, welcher in der Ecke des Kabinets verblieben war, wechselte einen bezeichnenden Blick mit seinem Herrn, während der Perückenmacher, durchaus nicht ängstlich, die Schachtel vollends öffnete.

„Ach, mein Gott!" schrie er, die Schachtel, wie eine Stunde vorher Herr von Sartines, auf das Bureau fallen lassend, „was habe ich gesehen?"

„Nun, Mr. Loiseau?" stieß der Polizei-Lieutenant mit strenger Stimme hervor.

„Mein Gott! mein Gott! mein armes Kind . . . mein armes Kind!" stöhnte der Perückenmacher weinend.

„Ihr gesteht also ein, Unglücklicher? Erklärt mir, wie dieses unglückliche Kind, dieses Opfer . . ."

Loiseau antwortete nicht, er schien vernichtet.

„Ich frage Euch, wie es sich mit diesem Kinde verhält . . ."

„Ach, Monseigneur, ich weiß nicht . . . ich kann nicht errathen, durch welche Mitwirkung von Umständen . . . durch welchen Zufall . . ."

„Ich stelle mich ganz an Euern Platz, und nehme an, mein Herr, daß im gegenwärtigen Falle dem Klügsten das Gedächtniß fehlt . . . aber dennoch wollt Ihr, auf meine Bitte, eine kleine Anstrengung versuchen; und wenn etliche Minuten der einfachen Folter genügen, so sind wir damit bereit."

„Was, Monseigneur!" stöhnte der bestürzte Perückenmacher, „Ihr wolltet die Folter anwenden? . . . Mein Gott, mein Gott! und wenn man mich mit glühenden Zangen zwickte, kein Wort weiter könnte man mir entreißen; überhaupt, welches Verbrechen habe ich begangen? Man behandelt mich nicht anders, als hätte ich mein Kind getödtet, das ich mit allen meinen Thränen beweine."

„Unglücklicher, es ist der abscheulichste Verdacht, der, so lange Ihr Euch nicht davon rein waschet, auf Euch ruhen bleibt; es sind die beschwerendsten Lasten eines abscheulichen Verbrechens, dessen ich Euch niemals fähig gedacht hätte, Loiseau!"

„Aber welches Verbrechen denn, Monseigneur? . . ." unterbrach ihn der Perückenmacher mit der ausdrucksvollen Heftigkeit eines edlen Abscheu's. „Sollte es vielleicht Das seyn, mich an dem Daseyn dieser schwachen Kreatur vergriffen zu haben? O, Monseigneur! wie gern hätte ich mein Leben zum Opfer gebracht, um das seinige zu erhalten . . . Aber, weil ein Vater der Zeugen benöthigt ist, um ihn von dem angeklagten Morde seines Kindes freizusprechen, so wird auch diese Euch, Monseigneur, beizubringen mir leicht seyn. Das arme Kind hat nur etliche Minuten gelebt, es starb unter den Händen des Arztes."

Loiseau hatte seine Vertheidigung mit solchem wahrheitsvollen Ausdruck geführt, daß kein Zweifel an seiner Aussage blieb. Aber wie war das Kind in die Schachtel gekommen, statt der befohlenen Perücke? dies war eine neue, noch nicht gehobene Verlegenheit.

Loiseau hatte den Kopf auf seine Brust gesenkt, er schien in tiefe Träume versunken und eine Stille von etlichen Minuten folgte den letzten Worten des braven Mannes. Herr von Sartines folgte ihm mit den Augen, als suche er die Gedanken dieses ganz Insichgekehrten zu ergründen, dessen Physiognomie eine beneidenswerthe Ruhe zeigte. Doch diese statuenmäßige Unbeweglichkeit konnte sich unendlich verlängern, und da die Augenblicke eines Polizei-Lieutenants gezählt sind, so wollte dieser ihn aus seinem Nachdenken erwecken, als Loiseau, sich mit der Hand vor die Stirne schlagend, mit einer durch die Heftigkeit der verschiedenen Gemüthsbewegungen, deren Beute er war, ganz veränderten Stimme ausrief: „Ah, Monseigneur, ich habe es . . . ich habe es errathen, ich verstehe jetzt Alles! . . .

„Nun, also, Mr. Loiseau, erklärt Euch . . ."

„Monseigneur, die Unglücklichen haben die Perücke begraben!"

„Welche Perücke?"

„Die Eure, Monseigneur, welche Ihr bei mir bestellt habt.“

„Seyd Ihr toll, Meister Loiseau?“

„Nein, nein, Monseigneur.“

„Man hätte meine Perücke begraben!“

„Es ist nur zu gewiß, Monseigneur, daß die Priester sich geirrt haben und die Schachteln verwechselt ... O, es ist so,“ wiederholte der Perückenmacher nach einer Pause tödtlicher Stille, „die Priester haben sich geirrt und die Schachteln verwechselt.“

„Aber nun, was ist zu thun?“ murmelte Herr von Sartines, welcher anfing an seine Perücke zu denken.

„Nichts Anderes, Monseigneur, als diesem kleinen Engel Gottes ein christliches Begräbniß zu geben.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel; aber meine Perücke? ... Ich gehe um zwei Uhr zu einem Essen, und Niemand weiß es besser, als Ihr, Loiseau, daß ich keine vollkommen gute Perücke habe.“

„Es ist wahr, Monseigneur.“

„Parbleu, hier bin ich in Verlegenheit. Ich kann nicht bei'm Diner fehlen, und um Alles in der Welt möchte ich dort nicht mit einer schlechten Perücke erscheinen, Ihr müsset mir also helfen, Loiseau.“

„Ich bin bereit, Monseigneur, aber die Zeit enteilt, die Uhr zeigt halb elf, und eine Perücke wie die, welche ich für Monseigneur zu fertigen die Ehre hatte, läßt sich nicht in drei Stunden herrichten.“

„Welche Höllen-Idee hatte aber auch Eure Frau, das Kind in eine Puderschachtel zu bergen! Ihr werdet sehen, daß ich wegen Mangel der Perücke zu Hause bleiben muß. Es ist um den Kopf zu verlieren.“

„Aber, Monseigneur, entgegnete Latulipe, welcher sich noch immer in der Ecke befand, ohne bisher ein Wort geredet zu haben, „es scheint mir, unbeschadet des Irrthums, daß es noch ein Mittel giebt.

„Parbleu, wenn Du eines findest, beeile Dich mit Deiner Erklärung, die Zeit eilt, laß uns also Dein Mittel hören.“

„Man hat die Perücke begraben, man gräbt sie wieder aus, das Eine wie das Andere wird nicht so schwi rig seyn,“ erwiederte Latulipe.

„Und man wird den lieben Kleinen an deren Platz setzen,“ flüsterte Loiseau; „er ist getauft worden, also Christ, weshalb man ihm die geweihte Erde nicht versagen wird.“

„Sicherlich, es ist die einzige Sache, welche sich thun läßt,“ entgegnete Herr von Sartines, „aber dies kann Schwierigkeiten erzeugen, und auf alle Fälle haben wir nicht viel Zeit, um die Sendung zu vollführen.“ Er setzte den Glockenzug in Bewegung; ein Agent erschien sogleich, dem er seine Instruktionen mit leiser Stimme gab, und wandte sich dann zu dem Perückenmacher:

„Loiseau,“ sagte der Polizei-Lieutenant, „ich habe keinen Zweifel gegen Eure Aussage, aber es ist meine Pflicht, den Thatbestand selbst zu ergründen. Ihr seyd daher mein Gefangener auf höchstens eine Stunde, nachdem erhaltet Ihr Eure Freiheit wieder. Folgt daher Mr. Dubuscq.“

Herr Dubuscq war ein Agent. Loiseau verbeugte sich gehorchend. Nach einigen Augenblicken erschien der Agent mit einem Gehülfen, man nahm die Schachtel, in welcher der Sohn Loiseau's den ersten und letzten Schlaf hielt, von dem Bureau, und bald befand sich der Richter wieder allein in seinem Kabinet, denn Latulipe hatte, als erfahrener Diener, sich entfernt, bevor sein Herr ihn entließ.

Der Polizei-Lieutenant setzte sich zur Arbeit. Er hatte den Agenten Dubuscq mit dem Ausgraben der Perücke beauftragt, auf dessen Eifer konnte er sich verlassen. Herr von Sartines war einen Augenblick düster, dann erlangte er seine frühere Heiterkeit wieder.

Eine halbe Stunde später erschien Mr. Dubuscq“ im Kabinet des Herrn von Sartines.

„Nun, Dubuscq, bringt Ihr die Perücke?“

„Nein, Monseigneur.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermannslied.

(Fragmente aus Dr. Friedr. Lucae's noch ungedrucktem größerem Gedichte.)

II.

Am zweiten Tage der Schlacht begehrt der Römerfeldherr Licinius Varus eine Unterredung mit Hermann.

Und Hermann ritt, begleitet von wenigen Genossen,
Und Varus ritt, von Führern in gleicher Zahl umschlossen,
Zum Mittelpunkt dee Runde, und als sie nah genug,
Begann Licinius, fesselnd der Lippe bitteen Zug.

„Was soll's mit diesem Kampfe? Ist's wahr, wie man berichtet,
Daß du hervor ihn riefest, und zwar, um uns vernichtet
Am linken Rhein zu sehen? Nicht übel das! Ei sieh'! —
Bist tapfer wohl, zum Feldheern doch ist's noch etwas früh!

Es thut mir weh', zu schauen so junge Heldenblüthe
Sich selbst verderben, höhnend Augustus Herrschergüte;
Er hatte wahehaft Großes im Plan mit Sie, er sann
Zum König dich zu schaffen von Marcobodus Bann.

Nichts von dee Art und Weise des Ueberfalls zu reden,
Die Räuber ehrt, nicht Völker, so redlich sich befehden;
Zu sagen nicht, wie wenig solch' tückisch Handeln ziemt
Dem Volke, das vor Allen dee Redlichkeit sich rühmt;

Erwähn' ich nue, wie schmählich des Dankes Pflicht mit Füßen
Du tritst, August genüber, der Vater zu begrüßen
Dir wäre; wie vermessen du einer That dich blähst,
Duech welche du für immee Germaniens Namen schmähst.

Hast du bedacht nue Dieses? — Ich will und kann's nicht glauben;
Man müßte denn des Glaubens an Tugend mich berauben,
Und wahee Mannesehre mir liefern den Beweis:
Dee sey ein wack'eer Krieger, deß Schwert der Schande preis.

Hast du bedacht im Ernste das Week, so du begonnen?
Bedacht, daß uns genüber man Schlachten zwar gewonnen,
Doch nie und nimmer Kriege? Ist die gewoeden klar,
Daß Rom besiegt schon öfter, doch nie bezwungen war?

Eewäg' es wohl, o Jüngling, daß wenn Karthago's Heere,
Wenn Macedoniens Phalanx vergeblich sich zue Wehre
Gesetzt dem Römerschwerte, Germaniens Krieger nicht
Vermag, uns abzuweisen, so kühn er immer ficht.

Die ist das Reich der Römer nicht fremd; du kennst die Schlachten,
Die auf der weiten Erde uns zu Gebieteen machten,
Die auf dem Meer uns schufen zum Herrschervolk; Du weißt,
Wie nur gering von Dauer der Teuten Einungsgeist.

Du weißt, von jeher liebten die Stämme Streit und Hader;
Der Trieb dazu ward ihnen gleichsam zur Lebensader;
Für heute sind sie einig; was morgen kann gescheh'n,
Wird einem klugen Kopfe, wie du, wohl nicht entgeh'n.

Bedenk' es wohl und wisse, wenn heute auch dir lächelt
Das Glück, deß Hauch wohl Jeden einmal mit Lust umfächelt,
Und wir erlägen wirklich, daß Rom die Wunde kaum
Empfinden wird, im Kerne ein unverletzter Baum.

Wird mir und meinen Kriegern die Wiederkehr benommen;
Ei nun! so werden And're und sicher Bess're kommen;
Und was ihr jetzt durch Tücke und Hinterlist errangt,
Wird nächst in off'nem Kampfe von euch zurückverlangt.

Doch, sind wir denn schon heute etwa besiegt zu nennen?
Sieh' her auf meine Krieger! In wilder Gluth sie brennen,
Auch diesesmal zu zeigen, wie Roma's Streiter man
Durch keine Noth und Drängniß nur irgend beugen kann.

Obwohl bekämpft seit gestern, bestritten ungewarnet,
Auf unwegsamem Pfade von Feinden rings umgarnet,
Verfolgt von Erd' und Himmel, von Wolken und von Wind,
Beweisen sie dir etwa, daß sie entmuthigt sind?

Wohl möglich ist's, ihr werdet noch manchen Mann uns tödten,
Deß' aber wird der Euren auch manche Brust sich röthen,
Und bleichen manche Wange. Gesteh' Dir's, nie gelingt
Es euch, daß ihr Aliso uns aus den Händen ringt.

Dies ist es, was, o Jüngling, dir Varus sagen wollte;
Geschwiegen würd' ich haben, wenn ich dir ernstlich grollte.
Laß ab, und kehr' zurücke! Befolge meinen Rath,
Und glaube, nimmer wird es dir tragen böse Saat.

Vergessen und vergeben soll Alles seyn; ich werde
Dir völlig überlassen vom Weserstrand die Erde
Bis nah' Aliso's Gränzen; Segest verscherzte sich
Die Gunst, die gern ich möchte verpflanzen jetzt auf dich.

August (ich darf's behaupten) wird eben so vergessen;
Nur größ're Gunstbezeugung, als schon dir zugemessen,
Das Füllhorn seiner Güte soll werden dir; du wirst
Geehret seyn und mächtig, wie nie ein Teutenfürst.

Und schließlich noch bedenke, im Lager lebt am Rheine
Dein Bruder; kehr' zurücke, damit nicht er beweine,
Was du an uns verbrochen, damit nicht Flav'jus Qual
Für all' die Leben büße, die uns Armin'jus stahl."

(Schluß folgt.)

Die Blumen der Gräber auf dem alten Friedhofe zu Kassel.

(Von C. Rambien.)

(Schluß.)

„Das Haupt des Neuangekommenen", fuhr die Immortelle fort, „wollten sie schmücken mit einem Kranze; sie wählten dazu die Blumen des Himmels, von solch' strahlender Pracht, daß ein sterbliches Auge davon würde geblendet worden seyn, und jener große Hohenstaufe, Kaiser Friedrich der Zweite, wurde einstimmig erwählt, diesen unverwelklichen Kranz ihm auf das Haupt zu drücken. Aber eine dieser Blüthen war verloren gegangen, ein kühler Morgenwind hatte sie gefunden, hob sie auf seine luftigen Schwingen, nahm sie mit auf die Erde und legte sie auf seinem Grabe nieder. Den hehren, überirdischen Glanz hatte die winterliche Erde bald davon abgestreift, die Farben waren matt und bleich geworden, aber vergehen konnte sie nicht, denn sie trug die Unsterblichkeit in ihrem Kelch, und so sproßte ich als Immortelle empor, als einzige Zierde dieses Grabes, das von den Menschen nur noch wenige jetzt zu finden wissen, den Himmlischen aber desto bekannter ist."

„Ich möchte auch mit Euch kosen", flüsterte eine liebliche, wohltönende Stimme; die Blumen schauten empor, es war die Sonnenblume, die so mild und freundlich und doch so voll hoher Majestät unter sie getreten war.

„Wohl uns, wenn du in unserer Mitte weilst", begann flüsternd die weiße Rose und hob sinnend ihr schönes Haupt zu der strahlenden Königin empor.

„Ja, wohl uns", hauchten auch die anderen Blumen und nahmen sie in ihre Mitte.

„So wie ich von Euch geliebt bin, meine süßen Kinder, so freundlich wie ich von Euch empfangen werde", redete die Sonnenblume weiter, „würde es auch gewiß die hohe, tugendhafte Frau werden, deren einfacher Schlummerstätte*) ich erblüht bin, weil sie es vorgezogen, statt eingeengt in einem dumpfen Gewölbe, zwischen engen feuchten Mauern, unter duftenden Blumen, bei ihren Landeskindern, denen sie eine so gütige, liebevolle Mutter gewesen, von dem mannichfach bewegten Leben in stillem Frieden auszuruhen. Ja, wenn jetzt alle diese Gräber sich öffneten, alle Sargdeckel gesprengt würden und die bleichen Gestalten, von einem neuen Lebenshauche angefacht, daraus hervorgingen, und nun diese hochherzige Fürstin unter sie träte, würde sie nicht von ihnen mit tausendfachem Jubelruf empfangen werden? Sie, die eine Fürstin in des Wortes ächtester Bedeutung war, nicht allein durch den Vorzug ihrer hohen Geburt, sondern auch durch ihre hochherzigen Gesinnungen erhaben über der Menge stand, und die an dieser dunklen Pforte die irdische Krone niederlegte, um die Krone der Vollendung dafür einzutauschen."

Mehr und immer mehr Blumen waren hinzugetreten, zu hören und zu erzählen. Das war ein wunderbares Neigen und Ineinanderweben; die süßesten Düfte, die den Kelchen entströmten, flossen als Worte in einander, und leichte Zephyrlüfte bogen sich wie ein Hauch zu ihnen herab und flüsterten ihnen süße Liebeslaute zu. Plötzlich aber begannen die Wolken im Osten sich mit Gold und Purpur zu säumen; tausend bunt gefiederte Sänger kamen durch die Lüfte gezogen, um als Herolde die Nähe der Tageskönigin zu verkünden, und sie nahte in all ihrer Pracht und Hoheit. Erbleichend und vergehend reichte ihr der Mond sein Scepter dar und barg sein müdes Haupt in den Schleiern der Wolken. Die Blumen-Geister schwiegen, schwebten leise in ihre duftige Umhüllung und kein Laut gab dem lauschenden Ohr auch nur die leiseste Ahnung von diesem wunderbar nächtigen Treiben.

Der Bruder Léotade.

Wenn nicht durch den Umschwung vom 24. Febr. jeder andere Gegenstand der Aufmerksamkeit in den Hintergrund gedrängt wäre, so müßte der seit dem 7. Febr. d. J. zu Toulouse öffentlich verhandelte Prozeß des Ludwig Bonafous, der als Bruder der christlichen Lehre Léotade heißt, die Blicke nicht bloß Frankreichs, sondern auch der ganzen gesitteten Welt auf sich ziehen. Der Constitutionnel wußte kein besseres Mittel, um Abonnen-

*) Der Grabeshügel der am 19. Febr. 1841 verlebten Kurfürstin von Hessen, Auguste, Tochter König Friedrich Wilhelm des Zweiten von Preußen, schmückt ein einfacher Sarkophag aus weißlichem Stein mit einer aufgerollten bronzenen Tafel, das Wappen Kurhessens und Preußens und Namen, Geburts- und Todestag der Fürstin enthaltend.

ten für den 15. Februar anzuziehen, als daß er ihnen den Anklageakt aus diesem Prozeß versprach. Und in der That bilden die gerichtlichen Verhandlungen in dieser Sache gewissermaßen einen Anhang zum Ewigen Juden. Hat Sue uns den Generalstab des Jesuitenheeres in dem Zauberspiegel eines abenteuerlichen Romans gezeigt, so erblicken wir vor den Schranken der Assisen zu Toulouse die Gemeinen jenes Heeres leibhaftig. Untersuchungs-[illegible], wie die beregte, erwecken gewöhnlich nur Ekel und Abscheu. Hier aber tritt das Verbrechen an sich in den Hintergrund und die Aufmerksamkeit wendet sich vorzugsweise auf die Bestrebungen der Ordensbrüder und ihrer Freunde, den muthmaßlichen Verbrecher den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Schon am 11. Febr. ist einer der Brüder als des falschen Zeugnisses dringend verdächtig in Haft genommen worden. — Jene Bestrebungen erscheinen auf den ersten Blick thöricht, denn sie werfen die Schmach eines Verbrechens, welches Jedermann als einen Ausnahmsfall anerkennt, auf den ganzen Orden. Den ersten Christen ist es nie eingefallen zu läugnen oder auch nur zu verhehlen, daß Petrus seinen Meister drei Mal verläugnet hat, und die Apostel selber verkünden laut, daß einer von ihnen ein Verräther gewesen. Aber freilich verhalten sich auch Jesuiten zu Urchristen wie Affen zu Menschen. Bei den Urchristen kam es auf das Seyn an, bei den Jesuiten auf den Schein. Die Brüder der christlichen Lehre wollen den Schein behaupten, daß sie kraft ihrer Mönchsgelübde und ihrer geistlichen Exercitien heilig seyen. Dadurch werden sie weiter auf die Behauptung geführt, daß in ihrer Mitte ein großes Verbrechen nicht begangen seyn könne. Um diese Behauptung zu beweisen, werben sie erst falsche Zeugen, und als diese nicht auslangen, setzen sich selbst Brüder in den Fall, auf dringenden Verdacht des falschen Zeugnisses in Haft genommen zu werden. Als die ersten Spuren in das Innere des Ordenshauses, als den Schauplatz des Verbrechens, führten, da seufzten die Brüder, diese Spuren seyen von Feinden der Religion gemacht, um den Orden zu verleumden. Als die Justiz aus ihrer Mitte den Bruder Léotade als den wahrscheinlichen Thäter herausgriff, ward ein halbes Dutzend Advokaten in Sold genommen, um in einer vorläufigen Vertheidigungsschrift den Angeschuldigten rein zu waschen und auf die Untersuchungsbehörden den Vorwurf der Unmenschlichkeit zu wälzen. Unter dem nichtigen Vorwand, daß das Recht der Vertheidigung beschränkt worden sey, begehrten die Sachwalter der Lehrbrüder Cassation der Untersuchung, damit das große Aergerniß des Erscheinens eines Lehrbruders auf der Armesünderbank möglichst hinausgeschoben würde. Und was lag diesen Vorwürfen zu Grund? Als Léotade von den Geschwornen gefragt wird, womit man ihn denn gequält habe, antwortet er: „Mit Fragen." Daß er während der Untersuchung streng abgesperrt war, daß mithin auch keine Rathgeber bei ihm zugelassen wurden, sollte Beschränkung des Rechtes der Vertheidigung seyn. Solche Qualen und Beschränkungen muß sich indeß jeder Untersuchungsgefangene gefallen lassen. Freilich aber möchten die Ordensleute gar zu gern wieder ihren eigenen Gerichtsstand haben, und so lange sie ihn noch nicht haben, suchen sie das Netz der Gesetze zu durchbrechen oder zwischen seinen Maschen durchzuschlüpfen. Allein dies Netz ist in Frankreich (wo man von Niederschlagung der Prozesse auf allerhöchsten Befehl nichts weiß) sehr fest, und bereits sind einige Brüder darin hängen geblieben. In der Hauptsache mag das Urtheil ausfallen, wie es will, jedenfalls ist die öffentliche Verhandlung dieser Angelegenheit eine neue große Schlappe für die Jesuiten.

Korrespondenz.

Weimar, 24. Febr.

Eine weimarische Korrespondenz (vom 8. Febr.) in Ihrem Blatte äußerte über den Hrn. Kapellmeister Liszt: „Hoffentlich wird er uns, durch Veranstaltung einiger Konzerte, die wir in dieser Wintersaison ganz haben entbehren müssen, dafür zu entschädigen suchen, daß wir auch ihn hören müssen." — Dies letzte Urtheil machte hier einiges Aufsehen, konnte aber natürlich Niemand dazu bewegen, als schützender Ritter zwischen den Hrn. Korrespondenten und Liszt's Künstlerruhm zu treten, denn wenn der Gegenstand des Schutzes nicht im geringsten gefährdet ist, kann man sich nur den unzeitgemäßen Ruhm eines Don Quixote in einem solchen Kampf erwerben. Die Korrespondenz war auch bereits bald vergessen, als sie sich durch ihre unangenehmen Folgen uns von neuem in Erinnerung brachte. Hr. Liszt sieht nämlich das erwähnte Urtheil Ihres Hrn. Korrespondenten nicht sowohl für einen Angriff auf seine Künstlerschaft an, als vielmehr für eine Verdächtigung seines Charakters und meint, es werde ihm der Vorwurf gemacht, daß er seine Stellung als Kapellmeister mißbrauche, um dem weimarischen Publikum seine Kunstleistungen aufzudringen. Dadurch fühlt sich Hr. Liszt verletzt und bewogen, den für diesen Winter beabsichtigten Konzerten seine Mitwirkung zu entziehen, das heißt fast so viel, als ihnen den Lebensnerv durchzuschneiden. Ich kann nicht entscheiden, ob der Hr. Korrespondent wirklich einen Angriff auf Hrn. Liszt's Charakter beabsichtigt hat oder ob es nicht vielmehr sein Zweck gewesen ist, sich durch Geringschätzung einer überall anerkannten musikalischen Künstlergröße den Anstrich von Ueberlegenheit oder Originalität zu verschaffen — genug, Hr. Liszt hält die erste Ansicht für richtig und will seinen Gegner dadurch thatsächlich widerlegen, daß er sich nicht mehr öffentlich bei uns hören läßt. Daß bei Hrn. Liszt ächter Künstlerstolz und Aufopferung des eignen Vortheils, sobald es irgend einem edlen Zwecke gilt, dem Talent die Wage halten, ist überall bekannt und wir werden abermals einen Beweis dafür erlangen, wenn der Herr Correspondent uns dessen nicht beraubt. Es war nämlich der Ertrag eines der beabsichtigten Konzerte einer Pensionskasse für Künstlerwittwen, der eines andern für Oberschlesien bestimmt. Unter solchen Umständen muß ich, im Namen vieler ehrenwerthen Bewohner Weimars öffentlich aussprechen, daß wir uns freuen, Hrn. Liszt für einige Zeit den Unsrigen nennen und seine Kunstleistungen von neuem genießen zu können, daß wir in ihm den ächten Künstler achten und daß wir ihn bitten, sich durch die einzelnen Stimmen eines Gegners von seiner gewohnten Handlungsweise nicht abbringen zu lassen!

Frankfurt a. M.

Zu dem bereits angekündigten Konzerte der Fräul. Bayrhoffer und Neubürger sind Billets à fl. 1. 30 kr. für den Saal und fl. 1. für die Gallerie in den Musikhandlungen der Herren André und Heckel und Abends an der Kasse zu haben. — Um die Mitte des März wird Hr. Franz Sachae, erster Contrebassist des hiesigen Theaterorchesters, im Saal des „Holländischen Hofs" ein Konzert veranstalten, unter Mitwirkung unserer besten hiesigen musikalischen Kräfte. Hr. Sachae wird unter andern die „Melancholie" nach Prume und den „Carneval von Venedig" nach Ernst auf dem Contrebaß vortragen.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 1. März. 6 — 7 Uhr: Vorlesung über die Provinzen Preußen, besonders Westpreußen und Schlesien, von Dr. Stricker.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Febr. (Neu einstudirt): Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle: Romeo: Frau Lutz, vom Stadttheater zu Köln.

Mittwoch, 1. März. (Zum ersten Male wiederholt): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich." Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 62. Donnerstag, den 2. März 1848.

Die Perücke des Herrn von Sartines.

(Aus dem Französischen. Aus dem Petit courrier des Dames von Gustav Desnoiresterres.)

(Fortsetzung.)

„Ah! wo habt Ihr die Zeit hingebracht?“ fuhr Herr Sartines fort. „Wenigstens werde ich meine Perücke doch erhalten, denn es ist Euch bewußt, daß ich sie haben muß.“

„Monseigneur, ich befürchte, daß dies nicht möglich seyn wird.“

„Wie? Nicht möglich! Was ist das für ein Wort? Und weshalb unmöglich, wenn's beliebt? Wie viel Zeit ist denn nöthig um sechs Fuß Erde aufzuwühlen und eine Schachtel daraus hervorzuheben?“

„Ach! Das ist keine Schwierigkeit; wenn es nur Das wäre!“

„Und die Schwierigkeit, worin besteht dieselbe? Ich bitte!“

„Monseigneur, ich komme von der Pfarre, wo man mir verweigert hat, den Sohn Loiseau's zu begraben, weil dies schon geschehen sey.“

„Aber habt Ihr ihnen denn den Irrthum nicht aufgeklärt?“

„Ja, Monseigneur, aber sie behaupten, dies sey gleich, er sey im Register eingetragen, und, wie sich's gehört, begraben.“

„Schon gut, das wird sich später ausgleichen. Es ist weniger eilig als meine Perücke.“

„Ich bin ganz Eurer Ansicht, Monseigneur. Aber sobald ich von dem Ausgraben der Perücke geredet, hat sich der Geistliche förmlich widersetzt.“

„Bah, und mit welchem Rechte?“

„Weil eine schriftliche Erlaubniß des Erzbischofs dazu erforderlich sey.“

„Um eine Perücke auszugraben?“

„Ja, Monseigneur.“

„Nein, das ist ein Scherz, und mehr als toll.“

„Ich schwöre Euch, Monseigneur, daß es im Gegentheil sehr ernsthaft ist.“

„Der Herr Pfarrer hat alles Weitere mit den Worten: Eine Erlaubniß vom Erzbischof, sine qua non, abgeschnitten. Er bedauert, daß er Monseigneur nicht angenehm seyn kann, aber er könnte, ohne sich bloszustellen, dieses nicht auf sich nehmen. Ich habe gebeten, Worte verschwendet; endlich, als ich sah, daß alle Verhandlungen nur Zeit rauben würden, ohne zum Ziel zu führen, habe ich mich zurückgezogen, um von der erfolglosen Sendung Rechenschaft zu geben. Haben Monseigneur noch weitere Befehle?“

„Nein. — Doch, weil Ihr da seyd, sagt dem Kutscher, daß er schnell anspanne. Wenn ich nicht selbst die Sache betreibe, werde ich vor zwei Uhr meine Perücke nicht erhalten, und welche Figur würde ich alsdann bei dem Vorstand der Kaufleute machen.“

Einige Minuten später warf er sich in seine Karosse, dem Kutscher zurufend, nach dem Erzstifte zu fahren. Da es weiter nichts als eine Autorisation des Erzbischofs bedurfte, um vor Allem die nöthige Ausgrabung betreiben zu können, so wollte er persönlich dieselbe verlangen, denn er dachte nicht daran, daß Herr von Beaumont eine so einfache Sache abschlagen könnte. Herr von Sartines war mit seiner Zeit sehr geizig, und als ein gewissenhafter Beamter immerfort im Dienst, machte er sich Vorwürfe um jede seinem Amte entzogene Viertelstunde. Doch eine Perücke war keine unbedeutende Angelegenheit, zumal bei der Robe, wo die Regeln des Kostums stets von ernster Wichtigkeit sind.

Herr von Sartines sprang mit der Leichtigkeit eines Rehes aus dem Wagen, sobald er im Hofe des Erzstiftes angekommen war. Ein Schweizer begegnete ihm.

„Ist Herr von Beaumont zu sprechen?“

„Nein, Monseigneur, Seine Herrlichkeit sind ausgefahren.“

„Tausend Bomben! was sagt Ihr? Wisset Ihr nicht, ob er nicht bald zurückkehrt?“

„Seine Herrlichkeit sind nach Conflans und werden vor Samstag Abend nicht zurückkehren.“

„Nach Conflans! Ich bin ein verlorener Mann.“

„Monseigneur wünschen Seine Herrlichkeit zu sprechen?“

„Teufel! freilich wünsche ich es.“

„Vielleicht ist es noch möglich . . . Seine Herrlichkeit sind vielleicht noch nicht auf dem Weg nach Conflans, und wenn Monseigneur Eile haben? . . .“

„Und ob? Ja, gelte es zwanzig Pferde, um ihn zu finden, ich jage sie zu todt. Aber, mein Freund, laßt mich nicht länger schmachten, und unterlaßt alle Weitläufigkeiten, also . . .“

„Seine Herrlichkeit wollten im Vorbeifahren den Herrn Marschall mitnehmen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie noch dort sind.“

„Bei Herrn von Richelieu?“

„Ja, Monseigneur.“

„Wie lange ist es, daß Herr von Beaumont den Palast verlassen hat?“

„Ungefähr eine Stunde.“

„Eine Stunde? Mein Gott! der Marschall wird ihn nicht so lange zurückgehalten haben; dennoch ist es gut, ich eile zu Herrn von Richelieu, das vor Allem das Beste seyn wird.“

Eilig stieg er in seinen Wagen.

„Nach dem Hôtel d'Antin,“ rief er dem Kutscher zu.

Vom Erzstifte bis zum Hôtel des alten Marschalls ging es gut vorwärts, dennoch fand nach wenigen Augenblicken Herr von Sartines, daß er nicht rasch genug fahre; währenddem fuhr er im Hôtel des Siegers von Port-Mahon vor. Ahnungsvoll schlug das Herz in der Brust des armen Polizei-Lieutenants.

„Die werden bereits abgefahren seyn,“ sagte er sich, „es ist zu gewiß.“

Er beeilte sich sodann, den Schlag zu öffnen, ohne dieses Mal jedoch auszusteigen. Ein Diener erschien am Wagen.

„Wie befindet sich der Herr Marschall?"

Er mußte mit dieser Höflichkeitsformel beginnen, doch Jeder wird erkennen, daß die Beantwortung dieser Frage seine geringste Sorge war.

„Auf's beste, Monseigneur."

„Ich bin von der Nachricht erfreut. Ist er zu sprechen?"

Die erwartete Antwort dieser Frage jagte Herrn von Sartines den letzten Blutstropfen aus den Adern.

„Der Herr Marschall sind abwesend."

„Abwesend!" rief der Beamte, „abwesend seit heute?"

„Ja, Monseigneur."

„So ist er wohl nach Conflans?"

„Ja, Monseigneur, er ist im Wagen des Herrn von Beaumont abgefahren."

„Mein Gott! mein Gott! das ist zum Narr werden! . . . Ist es denn schon lange, daß Seine Herrlichkeit und der Herr Marschall abgefahren sind?"

„Vor etlichen Minuten."

„Ist Das wahr? und wenn ich mich eile, werde ich sie einholen können?"

„Ohne Zweifel, wenn Monseigneur nur die Pferde laufen lassen."

„Johann! Johann!" rief Herr von Sartines seinem Kutscher, „schnell die Route nach Conflans, und was die Pferde laufen können. Zehn Louisd'or erhältst Du, wenn wir den Wagen des Monseigneur von Beaumont einholen, im entgegengesetzten Falle jage ich Dich fort, darnach richte Dich."

Er sah in Todesängsten nach seiner Uhr.

„Halb zwölf Uhr, schnell, es ist die höchste Zeit, wenn ich noch Herrn von Beaumont erreichen soll. Glücklicherweise sind seine Pferde nicht so tüchtig als die des Hern Marschalls, und wenn der Diener die Wahrheit gesagt hat, so werde ich sie noch einholen."

Johann verlangte nichts Besseres als zehn Louisd'or zu verdienen, aber auch eben so wenig den Dienst bei Herrn von Sartines zu verlieren. Er fing also an, seine Peitsche in Bewegung zu setzen; die Thiere waren feurig, sie flogen gleichsam über das Pflaster und hatten nach wenigen Augenblicken Paris hinter sich.

Jede Minute sah der Lieutenant aus dem Kutschenschlag, um den Weg zu überblicken, aber er sah nichts als den pudernden Staub und die ersten Spitzen des jungen Grüns. Was hingegen die Equipage des Herrn von Beaumont betraf, so mußte dieselbe einen großen Vorsprung haben, denn der Boden war eben, und ohne die Aussicht zu beschränken.

Und dennoch, nach der Aussage des Dieners, konnte der Wagen des Erzbischofs noch nicht weit seyn, und nach dem Lauf der Pferde zu urtheilen, mußte er bald eingeholt werden. Wäre Herr von Sartines in einem früheren als dem 18ten Jahrhundert gewesen, er würde an Zauberei geglaubt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hermannslied.

(Fragmente aus Dr. Friedr. Lucae's noch ungedrucktem größerem Gedichte.)

(Schluß.)

So redete der Römer, und Hermann sprach dagegen:
„Beginn' ich alles Dieses erst heute abzuwägen,
Du sprächst von meiner Jugend mit Recht als noch zu grün:
Ein Baum, der tragen wollte, bevor er mochte blüh'n.

Du bist um mich (du sagst es), um mein Geschick in Sorgen!
O hab' nicht bang'; ich fühle mich glücklich und geborgen,
Sobald dem Teutenlande der Römer nicht zu nah'! —
Was dieser Kampf euch solle? — Hinaus euch werfen, ja!

Augustus Gunst! Ich kenne zu gut die Luft am Tiber,
Um nicht gelernt zu haben: je ferner ihr, je lieber.
Erhebung, Macht und Ehre! O wehe Jedem, der
Zu Rom sie sucht; Ernied'rung und Schmach ist sein Begehr.

Nicht dankbar! Wie! ist's Dankes wohl werth, daß nicht gescholten
Augustus meine Dienste, vielmehr nach Pflicht vergolten!
Ich kenne diese Sprache, dir aber, scheint's, entgeht,
Daß zwischen Rom und Hermann kein Bündniß mehr besteht.

Verrätherisch! O rede, Licin'jus, wem gebühret
Dies Beiwort mehr denn Jenem, der tück'sche Mittel küret,
Ein starkes Volk zu schwächen, und heimlich sinnt und strebt,
Wie Schlingen er und Netze um seine Füße webt.

Ihr habt die That erzwungen, ob der ihr euch beschweret;
Wir wählten off'ne Feldschlacht, wenn nicht zu stark ihr wäret.
Des Kampfes Ende aber! — Ich denk', wir warten's ab;
Die Früchte sind die besten, die fall'n von selbst herab.

Was Rom wir schaden? Freilich, wir werden's nicht zerstören,
Und glauben gern, daß and're Gesetzeskünstler kehren;
Wir sind nicht Leg'jonaren, und doch, ich denk': ei, nun,
Vorerst noch läßt sich's wohlig in diesen Wäldern ruh'n.

Ich schmähte Teutlands Namen? — Bei euch! ich glaub' es gerne,
Und eu're Schriftler werden es tragen in die Ferne,
Daß Hermann ein Verräther; doch kommen wird (ich fühl's)
Ein Tag, da wird die Decke gelüpft des Lügenpfühls.

Wohl wahr, die Stämme liebten von je, sich gegenseitig
Zu kränken. Nun ich dächte, da wär' es eben zeitig
In Güte sich zu einen; und der Versach schon muß
Dich freu'n, daß Schwert vergebens erzielte solchen Schluß.

Wohl wahr, es dürfte wieder der Einung Band zerreißen,
Doch wenn sich solche Folgen, wie eben jetzt, erweisen,
Dann ist mit Recht zu hoffen, daß dies auch nicht geschieht,
Daß man sich aller Orten den Bund zu stärken müht.

Und wär' es nicht, und wüßte ich fest, auf ew'ge Zeiten,
Wird Teutland seyn zerrissen; wird stets sich selbst bestreiten,
In Knechtschaft sinkt's, in Schande und Schmach durch eigne Schuld,
Doch würd' ich bei ihm halten in Liebe und in Huld.

Du hast in deiner Rede Eins unberühet gelassen:
Das Vaterland! O, Römer, weißt du dies Wort zu fassen?
Nicht Raum mehr hat die Erde dem Volk am Tiberstrand,
Wie wüßten sie zu fassen das Wörtlein: Vaterland.

Sie lieben Raub und Herrschaft und blut'gen Mord; sie lieben
Ihr Rom, weil es gefällig sich neiget solchen Trieben;
Sie kennen nicht die Freude am Boden, der uns werth,
Blos weil er uns geboren, erzogen und genährt.

Fahr' hin! und ob Augustus die Erde mit mir theilte,
Ich wies ihn ab, so lange sein Heer im Lande weilte,
Im Land, das mich geboren, das schützend mich gepflegt,
Als ich, ein hülflos Wesen, noch kind'schen Sinn gehegt.

Fahr' hin! und ob mein Bruder auch müßte deß verderben,
Er wollt' es ja nicht anders, er wollt' als Römer sterben;
Er ist zum zweiten Male dem Vaterhaus entfloh'n;
Wie weh' mir's thut, ihr gebet ihm nur verdienten Lohn.

Fahr' hin! Nicht soll Segestens Zerfall mit dir mich heben;
Daß er von dir sich trennte, das lehrt mich, ihm vergeben;
Die Lande zu befreien, ist reichlicher Gewinn;
Ich bin mir g'nug, sobald ich der Teuten Retter bin.

Die tolle Familie.

In der zweiten Lieferung der „Mainzer Narrhalla" lies't man die nachstehende Humoreske, welche als eine sehr gelungene Satyre auf die französischen Effektstücke betrachtet werden kann.

Die deutsche Lesewelt macht den deutschen Dichtern den Vorwurf, daß deren Erzählungen und dramatische Stücke aller Handlung und Verwicklung entbehrten, daß ihnen der Haut gout abginge, der das poetische Wildpret der Franzosen so sehr schmackhaft macht, daß jeder Leser sich eher daran satt hungert, als übersättigt.

Was erwiedern nun die deutschen Poeten auf die Klagen der deutschen Lesewelt? Sie schreiben neue Romane, neue Dramen. Und was thut die deutsche Lesewelt? Sie läßt die Romane und die Dramen ungelesen! Ist das nicht kränkend?

Und in der That hat mir das traurige Verhältniß zwischen deutschen Dichtern und deutschen Lesern so viel Kummer verursacht, daß ich Jahre lang nach einem Stoffe suchte, aus welchem sich so etwas ächt Französisches, Eugen Sue'sches, Pikantes, Prikelndes machen ließe.

Der Stoff ist folgender:

Ein junger Mann, Emil von Hohenthal, hinterläßt eine junge schöne Wittwe nebst drei Kindern, zwei Bübchen und ein Töchterchen. Nichts ist natürlicher! Die Wittwe heißt Amalia und die beiden Bübchen heißen Eduard und Paul; der Name des Mädchens aber ist Mathilde. Eduard ist blond und sanftmüthig; Paul ist schwarz und wild. Mathilde aber, eine Venus von Schönheit, hat rothes Haar und schwarze Augen. Rothes Haar und schwarze Augen? — Ja! das ist eben das Interessante an Mathilde. Die Bübchen werden groß und gehen zusammen in die Welt; sie trennen sich unterwegs, ohne sich wiederzufinden. Ebenfalls ganz natürlich! Viele Jahre vergehen. Amalia, die junge Wittwe, ist an einen andern Ort übergesiedelt. Sie sitzt im Theater, sieht dort einen jungen, schönen Mann, der stets das Binocle auf sie richtet. Sie lernt ihn kennen und findet sich natürlich veranlaßt, ihn zu heirathen. Der junge Mann heißt Ferdinand von Tannenforst. Mathilde, welche unterdessen in einer großen Stadt zur holden Jungfrau herangereift, zieht die Aufmerksamkeit eines stattlichen jungen Mannes auf sich. Sie lernen sich kennen und heirathen sich. Kann etwas natürlicher seyn? Mathildens Mann heißt Karl von Adlersberg. Mathilde lebt glücklich mit ihrem jungen Gatten und ehe zwei Lenze vergehen, hat sie bereits ihrem Gemahle zwei Unterpfänder ihrer Liebe geschenkt, ein männliches Unterpfand und ein weibliches Unterpfand. Nicht minder glücklich lebt Mathildens Mutter, Amalia, mit ihrem glücklichen Gatten, Ferdinand, welchem sie, nachdem zwei Mal der Herbst sich erneut, ebenfalls zwei Unterpfänder ihrer Liebe geschenkt, ein weibliches Unterpfand und ein männliches Unterpfand. Nichts trübt das Glück beider Familien als ein einziger Umstand. Ohne diesen einzigen Umstand würde Amalia glücklich mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern leben, und eben so glücklich würde Mathilde mit ihrem Gatten und ihren zwei Kindern leben, wenn nicht derselbe Umstand wäre. Amalia hatte sich vor sieben Jahren mit ihrer Tochter Mathilde entzweit und lebte seit jener Zeit getrennt von ihr, weßhalb Mathilde auch von ihrer Mutter Amalia seit jener Zeit getrennt lebte. Heiße Sehnsucht, die Tochter Mathilde wieder zu sehen, belebt die Mutter Amalia; heißere Sehnsucht, die Mutter Amalia wieder zu sehen und sich mit ihr zu versöhnen, belebt die Tochter Mathilde. Ein Briefwechsel, welcher die Versöhnung einleiten soll, entsteht zwischen Mutter und Tochter und am Ende kommt man überein, am 13. November sich wieder zu sehen. Dreizehn ist eine verhängnißvolle Zahl! — Der 13. November naht heran. Die Mutter mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern erwarten die Tochter, welche mit ihrem Gatten und ebenfalls zwei Kindern wirklich anlangt. Umarmung zwischen Mutter und Tochter, Thränen des freudigen Wiedersehens und nochmals Umarmungen. Aber während dieser Umarmungen ein Schrei des Entsetzens von Seiten beider Männer! Sie haben sich erkannt. Es sind Brüder, die Brüder Eduard und Paul, die beide, wegen revolutionärer Umtriebe und staatsgefährlicher Verwicklungen, ihre Namen in Ferdinand von Tannenforst und Karl von Adlersberg umgewandelt.

Beide Männer stehen vor Schrecken bleich und erstarrt, und als die Frauen um die Ursachen dieses Entsetzens fragen, beginnt Eduard mit dumpfer Stimme: „Es muß heraus! Meine Gattin, du bist meine — Mutter!" Kaum aber vernimmt Amalia, daß ihr Gatte ihr Sohn sey, als sie in Ohnmacht fällt; zu gleicher Zeit aber, als Mathilde erfährt, daß sie die Schwägerin ihrer Mutter, erfährt sie natürlich auch, daß sie die Gattin ihres Bruders, und sinkt zu Boden.

Während beide Männer um die ohnmächtigen Frauen beschäftigt sind, stehen die unschuldigen Kinder der Schuld traurig da. Sie wissen sich nicht in die Benennung ihrer nächsten Verwandten zu schicken; denn durch das unglückselige Geschick ist die Mutter zugleich die Großmutter ihrer Kinder; der Bruder seiner Frau ist zugleich der Schwager seines Bruders, während seine Mutter zugleich seine Schwägerin ist. Zwei von den Kindern haben ihre Großmutter zur Tante, während ihnen ihre Tante eine doppelte Tante; zwei von den Vettern sind die Neffen ihrer Vettern, während die zwei anderen Vettern natürlich die Onkels ihrer Vettern sind. Ist das nicht zum Wahnsinnigwerden? Wirklich wird auch Amalia, als sie von ihrer Ohnmacht sich erholt und ihren Sohn Paul, ihren jetzigen Schwiegersohn, erblickt, sogleich wahnsinnig. Paul, der wilde, schwarze Paul gießt sich eine Flasche Vitriolöl ins Gesicht, um seinem Stiefvater, das heißt: seinem Bruder, sowie der Tante und Mutter seiner Kinder, das heißt: seiner Schwester, und seinen Neffen und seiner Nichte, d. h. seinen Kindern, und den Augen der Welt künftig unkenntlich zu seyn. Eduard, der blonde, sanftmüthige Eduard, wirft einen bedeutungsvollen Blick gen Himmel, nimmt eine Scheere vom Toilettentisch und durchsticht sich das Herz, während die Schwiegertochter seiner Schwiegermutter, das heißt: seine Frau, das heißt: seine Schwester Mathilde sich zum Fenster hinausstürzt. Was aber aus den vier Kindern wird, erfährt kein Mensch und kein Leser.

Wer französisches Talent hätte, könnte die vier Kinder nochmals unter einander heirathen lassen, um so den Knäuel der tollen Familie (gewiß ein pikanter Titel!) noch mehr zu verwirren. Ich frage nun, ist das nicht ein herrlicher Stoff für einen sechsspännigen Roman? Und sollte Niemand aus Liebe zum leselustigen Publikum bald Hand ans Werk legen?

Don Michele, der neapolitanische Ciceruacchio.

(Neapel.) Wer lebte wohl gegenwärtig in Neapel und sollte nicht den Ciceruacchio der parthenopäischen Hauptstadt, Don

Michele Viscuso kennen? Viele Straßen, viele Plätze haben ihn gesehen, wie er, aufrecht stehend in einem Wagen, zum Volke spricht und es in den konstitutionellen Grundsätzen, vermischt bisweilen mit spaßhaften Einfällen und begleitet von den Evviva's und Segenssprüchen der Zuhörer, unterrichtet. Schon eine Stunde vorher versammelt sich eine große Volksmenge auf dem Platze, wo er angekündigt hat, daß er sprechen wird. Er kömmt, wie gesagt, in einem Wagen angefahren. Das Volk theilt sich in zwei Hälften, empfängt ihn mit Freudengeschrei und Lebehochruf für den König und läßt ihn vorbeipassiren, während Jeder sich so nahe als möglich an ihn heranzudrängen sucht. Nachdem die erste Aufregung sich gelegt hat, erhebt er sich, und ohne daß er Stille gebietet, herrscht ein religiöses Schweigen. „Brüder", beginnt er, „eine Gesellschaft von Herren und Damen hat mich beauftragt, Euch zu sagen, daß man eben im Begriffe ist, eine Kasse anzulegen, und daß Jeder sich beeifert, so viel, als er nur immer vermag, zu Eurem Besten beizusteuern." Nachdem er durch diese angenehme Lockspeise den Appetit seiner Zuhörer gereizt und, nach der Vorschrift des Lucrez und des Tasso, das Gefäß, welches die heilsame Medizin enthält, mit Honig bestrichen hat, geht er zu ernsteren Lehren über, setzt ihnen auseinander, was die Konstitution ist, versichert sie, daß es sich nicht um Parteien, sondern um das allgemeine Wohl, um Entfernung des Elends handle, welches einen furchtbaren Grad erreicht habe. Und das Volk, durch diese tröstliche Kunde gewonnen, ruft: „Es lebe der König, es lebe die Konstitution, es leben die Herren!" Aber, fragt Einer, werden nicht in Folge der Gesetzveränderung die Volksfeste verboten werden? „Mit nichten", antwortet Don Michele, „man wird vielmehr die aufgehobenen wiederherstellen." Natürlich bricht das Volk in erneutes Evviva für die Konstitution aus; kann es eine herrlichere Einrichtung geben, als diese Verfassung, die ihm mehr Brod und mehr Circenses verspricht? Man verlangt von Don Michele ein Gesetz, welches die übermäßigen Anforderungen der Hausvermiether beschränken soll. Don Michele gibt den Bescheid, er selbst leide unter diesem Uebelstande und schmeichle sich daher schon im eigenen Interesse, daß jenen Habgierigen ein Zügel werde angelegt werden. Die Evvivas verdoppeln sich. Jetzt hat Don Michele geendet, und auch dem Volke fallen für heute keine staatsrechtlichen Thesen mehr bei, über die es von ihm Aufschluß haben möchte. Aber dennoch gelingt es dem Redner nur mit Mühe, vom Platze zu kommen; denn Alle drängen sich zu dem Wagen, welcher den „Volkstribunen" trägt und den sechs nervige Liktoren aus dem Largo Barracche wie eine Leibgarde umgeben. Endlich läßt man ihn ziehen, indem man ihm noch stürmische Evvivas für den König und die Konstitution, die er so gut ausgelegt hat, mit auf den Weg gibt. (N. C.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 1. März.) Das in diesen Blättern schon besprochene Konzert, welches am Sonntage den 20. Febr. dahier im Saale der Gesellschaft Carl zum aufgehenden Lichte zum Besten der Nothleidenden in Oberschlesien veranstaltet worden war, hat einen Ertrag von 227 fl. 30 kr. abgeworfen, welcher bereits an die Redaktion dieses Journals zur Weiterbeförderung abgeliefert ist.

(Leipzig, 22. Febr.) Kaum ist der unter dem Namen Gutta Percha bekannt werdende Stoff erschienen, so wittert ein Schutzzöllner in demselben eine Gefahr für einen Fabrikzweig und beschwört die Regierungen, die Einfuhr des neuen Produktes durch eine hohe Steuer zu erschweren. Die Gutta Percha könnte dereinst den Preis des Leders ermäßigen! Welches Unglück! Im Zollverein tragen 25 Mill. Menschen Fußbekleidungen meist von Leder; Allen wäre es ein Vortheil, wenn diese Bekleidung besser oder billiger würde. In den Augen dieses Schutzzöllners kommen aber diese Consumenten gar nicht in Betracht. Das Leder wird nicht erzeugt zum Nutzen der Bevölkerung, nein, die Millionen werden geboren, um Leder zu consumiren, und wenn die Gutta Percha, was noch gar nicht erwiesen ist, das Leder um den vierten Theil des Preises desselben ersetzen könnte, dann müßte sie erst recht verboten werden, damit sich die Millionen zum Nutzen der Lederfabrikanten mit theuerm Schuhwerke versehen möchten. „Am meisten ist zu berücksichtigen, daß durch Einführung der Gutta Percha große Summen Geldes ins Ausland gehen werden", ruft unser Schutzzöllner aus! (D. A. Z.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 23. Febr.

Gestern Abend gegen 6 Uhr wüthete hier ein Sturm, wie wir seit dem Monat Juli 1841 keinen erlebt hatten. Es war, als wenn eine Emeute der Elemente sich mit den politischen Stürmen an der Seine in Wechselwirkung gesetzt hätte. Von den Dächern wurden die Ziegel und Schiefersteine in Masse geschleudert: man glaubte bisweilen, ein gut unterhaltenes Gewehrfeuer zu hören, während der Donner der stürzenden Schornsteine an gut bedientes grobes Geschütz erinnerte. Und zwischendurch das schauerliche Heulen des Sturmes, welcher das jüngste Gericht oder etwas Aehnliches der erschrockenen Welt zu verkünden schien! Ja, es lag etwas unheimlich Prophetisches in dem Winde, der mit solcher Allgewalt aus dem Westen, ohne den Rhein zu respectiren, gegen uns heranstürmte. Wir stellten uns ihm entgegen wie die wilden Pferde einem Orkane oder sonst einem Unwetter in den freien russischen Steppen und dachten mit philosophischem Gleichmuth, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende nehmen. Und so war es auch wirklich. Allein der in der siebenten Abendstunde mit voller Stärke tobende Sturm hatte doch arge Verwüstungen angerichtet, die man jetzt noch nicht alle kennt. Nachdem die heftigsten Windstöße vorüber waren, die man in dem Hotel Köhler am Rheinthor in ihrer vollen Stärke empfand, wagte ich mich aus demselben auf die breite Rheinstraße hervor, um aus derselben meinen Weg durch die neue Georgenstraße fortzusetzen. Aber wie sehr ward ich überrascht, als ich bemerkte, daß hier der Sturmwind die ärgsten Verwüstungen angerichtet zu haben schien. Es fehlte nicht nur an Trümmern von Dächern, die nach allen Seiten hin zerstreut waren, sondern auch das ganze Zinkdach eines der neuen Häuser jener Straße war von dem Winde abgehoben und auf das Pflaster geschleudert worden. Das feindlich aufgeregte Element war immer noch tückisch genug, mir, auf dem Wege nach dem Theater, wo „Figaro's Hochzeit", gleichsam der rebellirenden Natur zum Trotze, bereits begonnen hatte, hin und wieder einen vollwichtigen Dachziegel oder einen zweischneidigen Schiefer entgegen zu senden. In dieser bedenklichen Lage waren die feststehende neue Ludwigssäule und der wackelnde alte Thurm der neuen Stadtkirche mein Trost und meine Zuversicht. So lange letzterer noch stand, der wegen Altersschwäche schon längst mit einem respectablen eisernen Bruchbande umgeben worden, glaubte ich für meine Person nichts befürchten zu dürfen. Endlich trat ich in den glänzend erleuchteten und nicht besetzten Theatersaal: der hinreißende Gesang der Mad. Marlow (Cherubin) tönte mir entgegen, und wie einst die Malibran zu Paris die durch die Revolutionsstürme von 1830 aufgeregten Gemüther durch ihren bezaubernden Gesang besänftigt hatte, so schienen die mit mir Eintretenden Aehnliches zu empfinden, als sie die Melodien unseres mit der einnehmendsten Anmuth umgebenen Cherubins vernahmen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. März. (Zum ersten Male wiederholt): Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich." Die Musik zu den Couplets ist von Fr. v. Suppé.

Donnerstag, 2. März. Der gespenstische Barbier, oder: der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus, für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von A. v. Kotzebue.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigiert von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 63. Freitag, den 3. März 1848.

Die Perücke des Herrn von Sartines.

(Aus dem Französischen. Aus dem Petit courrier des Dames von Gustav Desnoiresterres.)

(Fortsetzung.)

„Schneller, schneller, Bube, Du eilst nicht," rief Herr von Sartines seinem Kutscher zu.

„Aber, Monseigneur, sind flüchtig wie der Wind."

„Jage sie zu todt, nur vorwärts."

„Ich schwöre Euch, Monseigneur, daß sie ihr Möglichstes thun. Aber beunruhigen Sie sich nicht, ehe eine Viertelstunde vergeht, muß der Wagen eingeholt seyn."

„Eine Viertelstunde; es sey. In einer Viertelstunde also werden wir, wenn sich der Teufel nicht einmischt, Seine Herrlichkeit eingeholt haben. Peitsche tüchtig, peitsche nur und bekümmere Dich um nichts."

Johann gehorchte, und fing nach Kräften an auf die Pferde loszupeitschen. Die Pferde, welche ihre Flanken tüchtig berührt fühlten, eilten wie der Blitz. Johann, der weder Maß noch Ziel hielt, handhabte seine Peitsche mit der Wuth eines Besessenen. Er kannte die Pferde, und welcher Gefahr er sich und seinen Herrn aussetzte; aber Herr von Sartines hatte vermuthlich seine Ursache zur Eile, welche er jedoch für sich behalten hatte, seine Pflicht erheischte, den ihm gegebenen Befehlen zu folgen.

Einige Zeit ging es gut, die Bäume schwanden wie ein Zug gespenstischer Gestalten an ihnen vorüber, was jedoch Herrn von Sartines nicht abhielt zu glauben, Johann wolle die Pferde schonen, weshalb er dem Kutscher auf's neue zurief, die Fahrt zu beeilen.

Die Straße erreichte jetzt die Spitze eines Hügels. Der Polizei-Lieutenant nur immerfort die vor ihm liegende Straße überschauend, hatte keinen andern Gedanken, als die Equipage des Herrn von Beaumont zu erreichen. Hätte er der Gegend, die er mit stromartiger Schnelligkeit durcheilte, mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so würde ihn Schrecken erfaßt haben. Der Abhang war ein fast spitzer Berg und die Straße hatte das Ansehen, als verlöre sie sich in einen Hohlweg, der, von einem kleinen Bache durchschnitten, nur über eine schlecht erbaute steinerne Brücke zu passiren war. Etliche Schritte von dem Brückenweg erhob sich aus einem Gebüsch von Riechpalmen ein kleines Häuschen mit seinem Giebel, gleichsam dem Reisenden die gastfreundliche Einladung seines Eigenthümers anzuzeigen. Es war ein geringes Wirthshaus, woselbst nur Krämer und Viehhändler, die Schlachtvieh nach Paris lieferten, anhielten.

Der Kutscher hatte, gegen den Befehl des Herrn von Sartines, mit der Handhabung seiner Peitsche aufgehört. Ein kalter Schweiß rann in schweren Tropfen über seine Wangen, die Furcht hatte ihn erfaßt, denn er mußte sich gestehen, daß, ohne ein Wunder, Pferde und Menschen Gefahr liefen, ihre ganzen Glieder hier zu verlieren; die Katastrophe war unabwendbar, wenn es ihm nicht gelang, die Pferde aufzuhalten.

Aber diese, überreizt durch die Schnelligkeit ihres Laufs und durch das Untergestell des Wagens gehindert, anzuhalten, tobten gleich den Rossen des Sohnes Theseus vorwärts. Johann mußte sie nun sich selbst überlassen und befahl seinen Körper der Gnade Gottes. Er gab schon, für sich und seinen Herrn fürchtend, gern ein Arm oder Bein verloren, was doch besser als Halsbrechen ist, ein Fall, der bei ähnlicher Gelegenheit nicht unwahrscheinlich war.

So verflossen etliche Sekunden in unsäglicher Todesangst für Johann, denn sein Herr sah und ahnte nichts. Der Wagen, im Moment, wo er die Brücke passirte, streifte mit dem Rade die linke Seite des erhöhten Uferrandes, die schwerfällige Maschine kam dadurch auf ein Rad zu stehen, verlor das Gleichgewicht, stürzte mit fürchterlichem Krachen auf die Seite und schleuderte Johann zehn Schritte weit in das bethaute Gras, wo er todtenähnlich liegen blieb.

Glücklicherweise nur betäubt, war seine erste Sorge, sich zu versichern, ob er nicht Schaden gelitten habe. Diese schnelle Untersuchung beruhigte ihn ein wenig, er erhob sich erst auf ein Knie, dann auf das andere, und endigte damit, sich auf seinen Füßen zu finden. Nach dieser ersten Handlung des Egoismus dachte Johann auch an seinen Herrn; war der eben so glücklich als er? Das Gegentheil war zu fürchten. Er eilte daher nach dem Wagen, noch voll Schmerz ob seines Falles, und fand sich einem Kerl gegenüber, den der Sturz des Wagens und das Wiehern der Pferde aus der Schenke, die, wie gesagt, in der Nähe war, hervorgelockt hatte; dieser war eine von der Vorsehung gesandte Hülfe und in dieser traurigen Lage von großer Nützlichkeit.

Der Kutscher öffnete den Kutschenschlag und fand den Polizei-Lieutenant besinnungslos auf dem entgegengesetzten Kutschenschlag liegend. Johann, durch den gehabten Schrecken noch unfähig, sich kaum auf den Beinen halten zu können, ließ durch den Bauer Herrn von Sartines in die Schenke tragen, wo dieser ihn auf einen Stuhl niedersetzte.

Herr von Sartines hätte sich, Hundert gegen Eins gewettet, den Kopf in der Glasscheibe der Kutschenthüre verwunden können, doch durch ein zufälliges Wunder war er ohne Verletzung, wenigstens mit keiner augenscheinlichen, davon gekommen. Man goß ihm Wasser in's Gesicht, die Küchenmagd hielt ihm Essig unter die Nase, um die Lebensgeister wieder zurückzurufen. Er öffnete auch langsam die Augen, hob endlich seinen Arm und frug mit schwacher Stimme, wo er sich befinde, und was sich zugetragen habe.

„Ach, Monseigneur," sagte Johann, „es hat sich zugetragen, was geschehen mußte, allein statt die Pferde todtzujagen, haben sie uns umgeworfen. Ich zittere an allen Gliedern, wenn ich

daran denke, daß zwei Schritte dieser Satansthiere weiter wir über die Brücke in den Graben geflogen wären."

Diese Idee allein schon hätte Herrn von Sartines die Haare sträuben können, aber der einzige Gedanke, welcher ihn beschäftigte, war die unabsehbare Folge, sich seines Vortheils beraubt zu sehen, ohne die Gefahr, der er ausgesetzt gewesen, zu untersuchen.

„Der Himmel hat sich gegen uns verschworen," seufzte er entmuthigt, „Herrn von Beaumont jetzt noch einzuholen, würde eine Thorheit seyn, vorausgesetzt, daß die Pferde noch im Stande sind, den Weg zu verfolgen. Ich werde den Kranken spielen müssen, denn nicht um ein Kaiserreich möchte ich mit meiner Perücke bei dem Gastmahle erscheinen."

Seine Augen blieben auf dem Besitzer der Schenke haften.

„Mein Freund," sagte er zu demselben, „ist es schon lange, daß der Wagen des Herrn von Beaumont vorbeifuhr?"

„Er muß in aller Frühe passirt seyn, denn ich bin seit vollen zwei Stunden zu Hause, und es kann keine Katze vorbeikommen, die ich nicht wahrnehme."

„Ausgenommen, wenn Du Deine Augen in der Tasche hast, denn es können noch keine zehn Minuten verstrichen seyn, daß Herr von Beaumont hier vorbeigefahren ist."

„Dieses ist nicht der Fall, und ich bin sicher, daß noch kein Wagen diesen Morgen hier passirt ist. Ihr gabt mir heute das Handgeld."

„Ich bin dadurch nicht beruhigter, mein Freund! Uebrigens wollte ich von ganzem Herzen eben so gern einem Andern die Ehre, heute der Erste Eueres Besuchs zu seyn, überlassen, als es durchaus nicht mein Wunsch war, hier umzuwerfen. Doch, was nützt dies Alles! Geht mit Johann und seht nach den Pferden, trachtet darnach, sie, so wie den Wagen aufzurichten, denn ich sehe weder die Möglichkeit, noch habe ich den Willen, hier zu übernachten."

Kaum hatte er geendigt, als sich das Rollen eines Wagens hören ließ. Herr von Sartines, dem dasselbe nicht gleichgültig seyn konnte, horchte aufmerksam, aber das Geräusch hatte aufgehört, denn der Wagen war angehalten.

„Jesus!" rief der Eigenthümer des schlechten Nestes, „wenn das bis zum Abend fortdauert, werde ich einen guten Tag haben."

„Ei, Schwätzer," unterbrach ihn der Polizei-Lieutenant, „statt hier Reden zu halten, seht nach, was es giebt."

„Ich eile, Herr, ich eile," erwiederte der Wirth, die Stube verlassend. Aber noch hatte er die Schwelle nicht überschritten, als zwei Männer, sowohl in Gang als Kleidung verschieden, eintraten.

„Herr Marschall, Herr von Beaumont," rief der Polizei-Lieutenant, die Augen aufreißend, „kann ich glauben, daß Ihr es seyd?"

„Das könnt Ihr mit voller Sicherheit", entgegnete der alte Herzog. „Aber, was Teufel, wie kommt es, daß wir Euch auf dem Weg nach Conflans begegnen? Haben Monseigneur vielleicht irgend ein Complott ausgewittert, was mich nicht in Erstaunen setzen würde, denn den Jansenisten ist heut zu Tage Alles zuzutrauen. Es bleibt aber immerhin nicht angenehm, mit Kirchendienern zu thun zu haben; Denen, welche ihnen dienen, wird der Himmel, die gegen sie sind, aber die Hölle, und Letztern ist es möglich, daß sie den Hals brechen oder wenigstens inmitten ihres Weges umwerfen, welches Euch, mit mehr Glück, als Euch zukommt, geschehen ist, denn ich setze voraus, daß Ihr kein Leid erlitten habt."

„Gott sey Dank, Herr Marschall, ich bin mit dem Schrecken davon gekommen.

„Und wohin wollen Sie, Herr von Sartines, wenn eine Frage erlaubt ist?" sagte Herr von Beaumont. „Da ich meines Wissens mir nichts vorzuwerfen habe, so würde mich Ihre Gegenwart zu Conflans erfreuen, aber ich möchte wetten, daß dieses nicht der Zweck Ihrer Reise war."

„Und dennoch, Monseigneur betrügen sich, ich suche Sie, und Eure Herrlichkeit sind theils die Ursache meines Unfalls, aber auch zugleich ein schmerzstillendes Mittel. Ich bin im Erzstifte gewesen, man hat mir gesagt, Sie wären bei dem Herrn Marschall; ich habe mich in größter Eile dahin begeben, aber Sie hatten das Hôtel d'Antin wenige Minuten vorher verlassen. Da ich mich nun auf meine Pferde verlassen konnte, so hoffte ich Sie zu erreichen und gab meinem Kutscher die nöthigen Befehle der Eile, aber so rasch ich auch darauf los gefahren, ich habe nichts auf der Straße bemerkt."

(Schluß folgt.)

Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen deutscher Landstände.

(Nach Freiherrn v. Reden's statistischer Zeitschrift.)

1) In Oesterreich beschränken sich die einheimischen Mittheilungen über die Ergebnisse der dortigen provinzialständischen Berathungen auf einige Zeilen in dem Hauptblatte des betreffenden Landestheils, welche berichten, daß der Postulatenlandtag versammelt gewesen ist, und was er bewilligt hat. 2) In Preußen soll nach den Gesetzen über die Einführung der Provinzialstände eine vom Landtagsmarschall verfaßte geschichtliche Darstellung der Verhandlungen nebst dem Landtagsabschiede gedruckt werden. Im Jahr 1834 wurde genehmigt, daß auch die Gutachten und Petitionen der Provinzialstände gedruckt werden dürfen. Die Sitzungen der Landtage sind bisher nicht öffentlich gewesen. In den Protokollen der Provinzialstände durften bis jetzt die Redner nicht genannt werden. Dagegen wurden die Verhandlungen des vereinigten Landtags in voller Ausführlichkeit und mit Nennung der Redner offiziell (in der Allg. Preuß. Z.) veröffentlicht; das Gleiche findet bekanntlich bei dem dermalen versammelten ständischen Ausschuß statt. 3) In Bayern erscheinen amtliche, von den Ständen selbst besorgte Berichte über die Landtagsverhandlungen. Die Sitzungen der Abgeordnetenkammer sind regelmäßig öffentlich, die der Reichsräthe nicht. Auf dem Landtag von 1847 hat die Kammer der Reichsräthe die Veröffentlichung der Namen der Redner beschlossen. 4) In Würtemberg gibt die Verfassungsurkunde der Kammer der Standesherren zwei Mittel an die Hand, um die Staatsbürger von ihren Arbeiten in Kenntniß zu setzen: die Oeffentlichkeit der Sitzungen und den Druck der Protokolle. Letztere schreibt sie vor, erstere gestattet sie nur. Die Kammer hat bis jetzt von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch gemacht. Die Kammer der Abgeordneten berathet in öffentlichen Sitzungen. 5) In Baden sind die Verhandlungen beider Kammern öffentlich und werden auch nach der Geschäftsordnung amtlich in „Landtagsblättern" bekannt gemacht. 6) Auch die Stände des Großherzogthums Hessen haben nach der Verfassung das Recht der Oeffentlichkeit. 7) Die kurhessische Verfassung und Geschäftsordnung bestimmt die ausgedehnteste Oeffentlichkeit, und demgemäß erscheinen unter Aufsicht des Sekretariats die Verhandlungen gleichzeitig mit den Sitzungen. Dagegen gibt die Kasseler Zeitung nur dürftige Mittheilungen. 8) In Nassau sind die Sitzungen nicht öffentlich, doch können die Stände durch Stimmenmehrheit die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen im Ganzen oder Einzelnen anordnen. Dies ist erst in neuerer Zeit geschehen. 9) In Sachsen sind die Sitzungen beider Kammern öffentlich. 10) In der Verfassung von Sachsen-Weimar ist eine Bestimmung über Oeffentlichkeit nicht enthalten; die Regierung hat jedoch schon seit einer Reihe von Jahren den

Abdruck der Protokolle unter ihrer Zuziehung gestattet, und im Jahre 1844 ist eine Uebereinkunft mit den Ständen dahin getroffen worden, daß (mit einzelnen Ausnahmen) großherzogl. Kommissäre den Sitzungen beiwohnen und die Protokolle dieser Sitzungen durch den Druck veröffentlicht werden dürfen. 11) In Hannover darf jede Kammer ihre Protokolle in soweit abdrucken lassen, „als dieselben nichts enthalten, als die Bezeichnung der verhandelten Gegenstände und die vorkommenden Anträge, Abstimmungen und Beschlüsse"; ausgenommen ist Alles was sich auf einen von der Regierung als vertraulich bezeichneten Gegenstand bezieht. Jede Kammer ist ferner berechtigt, „den wesentlichen Inhalt der Verhandlungen" durch von dem Präsidenten unter Genehmigung der Regierung besonders beauftragte Personen in den inländischen Blättern zu veröffentlichen. Aber diese Mittheilungen sind der gewöhnlichen Censur unterworfen, jedes Mitglied, nicht blos die Regierung, kann eine Verhandlung zu einer „vertraulichen" machen, über die nichts veröffentlicht werden darf, und die Namen der Redner werden nicht genannt. 12) In Braunschweig ist die Veröffentlichung der Verhandlungen gestattet, sobald die Resultate gefaßt und den Ständen publizirt sind. Hinsichtlich des Landtagsabschieds ist die Veröffentlichung vorgeschrieben. 13) In Luxemburg sind die Sitzungen gleichfalls nicht öffentlich, doch kann ein unter Aufsicht des Gouvernements und zweier von den Landständen erwählter Mitglieder abgefaßter Bericht veröffentlicht werden. 14) In Schleswig und Holstein sind die Sitzungen nicht öffentlich; doch hat der k. Kommissär dafür zu sorgen, daß der wesentliche Inhalt der Verhandlungen in einer eigens dafür bestimmten Zeitung bekannt gemacht werde; zu diesem Ende ist der Inhalt von zwei zu erwählenden Abgeordneten und dem Präsidenten zusammenzustellen und dem k. Kommissär vorzulegen. Die Namen werden genannt.

Mannichfaltigkeiten.

Eine der letzten Nummern der römischen Staatszeitung enthält am Schlusse folgende Notiz: „Im Augenblicke, wo wir in die Presse gehen, sind die ultramontanen Blätter noch nicht angekommen." Man darf über diesen Ausdruck, der, in einem gewissen Sinne genommen, in dem Munde des päpstlichen Organs allerdings sonderbar lauten würde, nicht zu sehr staunen: es sind bloß die Blätter, welche von jenseits der Berge kommen (giornali oltremontani), also zunächst die deutschen Blätter gemeint!!

Pariser Blätter erzählen folgende am 24. dort vorgekommene Scene: Gegen 4 Uhr zog ein Peloton Nationalgarde die St. Martin-Vorstadt hinauf. Es war von einer unendlichen Menge begleitet unter dem Ruf: Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot! In diesem Augenblick nahmen einige Kompagnien Linientruppen, aus der Nebengasse herkommend, die nämliche Richtung. Am äußersten Ende der Vorstadt angekommen, halten die Linientruppen plötzlich still: eine Barrikade versperrte ihnen die Passage. Nach einigen Unterhandlungen zwischen dem Kapitän der Infanterie und dem Kommandanten der Nationalgarde, worauf letzterer vorausmarschierte, traten einige Offiziere heraus, um die Leute, welche die Barrikade bewachten, zu ersuchen, die Nationalgarde unter dem Rufe: Es lebe die Reform! passiren zu lassen. Während des Wartens, welches die Unterhandlungen nach sich zogen, wollte der Kommandant der Linientruppen seine Leute vorwärts marschiren lassen. In diesem Augenblicke steigt ein Mann des Volkes, mit einer rothen Fahne umgeben, von der Barrikade herab; der Kommandant nähert sich ihm und fordert ihn auf, sich zurückzuziehen; die Soldaten waren nahe daran, Feuer zu geben. Der junge Mann ruft kniend: „Wir haben keine Waffen, werdet Ihr es wagen, auf uns zu schießen? Einige Zeugen dieses Auftrittes umgaben den Offizier und vermögen ihn, seine Truppen einige Schritte zurückgehen zu machen. Vivats erschallen. Die Vertheidiger der Barrikade helfen selbst die Nationalgarden sie zu übersteigen, und der tapfere junge Mann, welcher den Tod mit erhabener Verläugnung erwartete, wird von den Bürgern aufgerichtet, die ihn herzlich umarmen. Der Name Dequoi, von seinen Kameraden ausgesprochen, geht von Mund zu Mund. Ein solcher Akt von Muth und Ergebenheit verdient bezeichnet zu werden.

(Feuersbrünste in London.) Im Jahre 1847 hatten in London nicht weniger als 189 Feuersbrünste stattgefunden; aber die Verluste waren nicht so bedeutend wie im Jahre 1846, wo es 1022 gab. Zwischen vier- bis fünfhundert Häuser sind entweder gänzlich niedergebrannt oder stark beschädigt worden, mit einem Verlust von Habseligkeiten, der auf ungefähr 150,000 Pfd. St. geschätzt wird. Wie muß es da um die Löschanstalten stehen; oder begünstigt die Bauart das Umsichgreifen des Feuers gar so sehr?? — (Thz.)

Die französischen Gerichte sind sehr streng gegen die Eisenbahnverwaltungen, wenn durch deren Schuld ein Reisender verletzt wird. Auf der Paris-Orleans-Bahn war z. B. vor einiger Zeit ein Mann verunglückt, dem beide Beine abgenommen werden mußten und der in Folge davon starb. Das Gericht sprach der Wittwe nicht nur eine Entschädigung von 15,000 Frcs. zu, wovon 14,000 in Staatspapieren angelegt werden sollen, von denen sie die Zinsen zu beziehen hat, die Verwaltung wurde auch verurtheilt, jeder der drei Töchter des Verunglückten bei ihrer Verheirathung 1500 Frcs. als Mitgift zu zahlen, weil der Vater seiner ältesten Tochter so viel gegeben hatte. (Mdz.)

Das Kopenhagener Charivari, der Corsar, dem ein guter Witz mehr werth ist als Freund und Feind, brachte kürzlich eine Illustration mit der Erklärung „mit Speck fängt man Mäuse." Es war auf die Schleswig-Holsteiner und die ihnen gebotene Verfassung gezielt. (Br. Z.)

(Modell von Shakespeare's Hause.) Mr. Filmore hat ein sehr hübsches Modell von dem Hause angefertigt, in welchem der große Dichter das Licht der Welt erblickte, und man verkauft bereits in weißem Porzellan ausgeführte Copien davon. Es ist eine sehr treue und sauber gearbeitete Nachahmung und findet daher allgemeinen Beifall. Zufolge seiner Kleinheit dürfte es, namentlich für die Engländerinnen, ein sehr gesuchter Nipptisch-Artikel werden. (Mdz.)

(Französisches Theater in Constantinopel.) Die Herren Dardoize und Alfred-Massue, ersterer ein Speculant, letzterer früher am Odeon-Theater angestellt, haben von dem türkischen Sultan das Privilegium zur Errichtung eines französischen Theaters in Constantinopel erhalten und sind gegenwärtig sehr thätig, einen reichen Vorrath von Vaudevilles und Melodramen nach der Türkei zu senden, später sollen auch einige Tragödien folgen; wir sind neugierig zu erfahren, wie die ernsten Muselmänner diese Vorstellungen aufnehmen werden. (Mdz.)

Die deutschen Dichter fangen auch an, wenigstens zu versuchen, einen bedeutend höhern Geldertrag von ihren Geisteswerken zu erlangen als bisher. Man erzählt z. B. Freitag, der Verfasser der „Valentine", habe einen Operntext „Zuleika" geschrieben und verlange für denselben achthundert Thaler.

Korrespondenz.

Mainz, im Febr.

Wegen Förderung der Local-Verhältnisse der Stadt Mainz sind in neuerer Zeit mehrfache sachgemäße Wünsche und Anträge laut geworden; wir erachten aber zur Hebung unserer materiellen Interessen von besonderer Wesenheit, wenn unsere städtische Verwaltung jene Vortheile in Berücksichtigung ziehen würde, die in der Verbindung mit dem jenseitigen Ufer liegen, sonach jene Hemmnisse möglichst zu beseitigen suchte, welche die Communication zwischen Mainz und Kastel erschweren. Wir meinen hier den hohen Rheinbrückenzolltarif, der, wie man längst fühlt, die Verbindung erschwert, während man den Verkehr, der einen so bedeutenden Umschwung erhalten, erleichtern sollte. Sehen wir nach Preußen, wie solches die Brücken- und Fahrgeldtarife am Niederrhein regulirt hat, und wir werden die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Modification unseres Rheinbrückenzolltarifs, nach Maßgabe wie in Rheinpreußen, den in- und ausländischen Verkehr nur heben kann. Denn wäre der Brückenzoll auf entsprechende Weise modificirt, es würden die von Frankfurt mittelst der Eisenbahn zu Kastel ankommenden Reisenden, deren Reisezweck rheinabwärts ist, nicht sogleich auf der rechten Rheinseite, mit Umgehung von Mainz, ihre Reise weiter fortsetzen; bedeutende Waarenzüge vom Niederrhein würden nicht möglichst die Passage über Mainz zu meiden suchen, namentlich zu Winterszeit, wo auf dem Fuhrwerk ein so hoher Zoll liegt. Man erwäge die bedeutenden Summen, welche die Bewohner von Mainz namentlich seit Errichtung der Taunuseisenbahn jährlich für Brückengeld zu bezahlen haben; man erwäge ferner, in welch' ungleiche Verhältnisse die Bewohner der umliegenden Orte von Mainz auf der rechten Rheinseite, die den Markt zu Mainz mit Victualien, Holz ꝛc. versehen, wegen des hohen Brückenzolls gegen die Bewohner aus der Umgebung von Mainz auf der linken Rheinseite gestellt sind, und wie dieselben wegen dieses Zolles zu Winterszeit von Mainz ganz abgehalten werden! Die Rheinbrücke aber kann gewiß nur als Straße betrachtet werden, deren Passage möglichst erleichtert werden sollte, und dürfte, ähnlich wie in Rheinpreußen; der Zoll nicht mehr betragen, als zur Unterhaltung der Brücke, nöthigen Falls zur Bildung eines Reservefonds, erforderlich ist. Einen wesentlichen und so nahe liegenden Vortheil für unsere Vaterstadt dürfte daher die Herabsetzung unseres Rheinbrückenzolltarifs zur Folge haben, und dennoch ein Ausfall in der Erhebung nicht stattfinden, weil eine Communication je billiger, desto frequenter ist. Hätte man, seit uns vor mehr als dreißig Jahren der Frieden gegeben, das Project zur Errichtung einer stehenden Brücke über den Rhein aufgegriffen, eine steinerne Brücke stünde jetzt, unserer Stadt und Umgegend mehr Vortheil bringend, als Eisenbahnen. Bleibt aber gleichwohl das Entstehen einer steinernen Brücke vorerst nur ein frommer Wunsch, so sollte man doch jene Vortheile in's Auge fassen, die eine billige Communication zwischen dem dies- und jenseitigen Ufer dem Verkehr im Allgemeinen bietet, und vertrauen wir, daß unsere weise Staatsregierung auf desfallsigen Antrag diesem Gegenstande eine billige Berücksichtigung schenken werde.

Frankfurter Theater.

Es scheint sich zu bestätigen, daß Mad. Thomas, welche seit mehreren Jahren das Fach der ersten Liebhaberin an hiesiger Bühne mit Auszeichnung begleitet, uns demnächst verlassen wird. Welche Ursachen den Abgang einer so beachtungswerthen Künstlerin herbeiführen, können wir nicht bestimmen, da wir weder mit den beiderseitigen Gründen genügend bekannt sind, noch es für passend halten, contractliche Specialitäten vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Dagegen liegt es uns ob, den Wunsch auszusprechen, daß die Direction wenigstens für einen genügenden Ersatz, wenn auch nicht für eine Verbesserung Sorge tragen möge. Ob dieser durch das, wie wir vernehmen, schon nach der ersten Gastrolle der Fräul. Janauschek erfolgte Engagement derselben erzielt worden ist, möchten wir sehr bezweifeln, wollen es jedoch der Entscheidung des Publikums und der Zeit anheimstellen. Fräul. Janauschek scheint uns nicht unbefähigt und ihre Darstellungen, deren sie uns bis jetzt vier brachte, bekundeten die Vorzüge eines natürlichen, von Ueberbietung und Effecthascherei freien und im Ganzen der Auffassung besonnenen und überdachten Spieles, welche sich am erfolgreichsten im sentimentalen Gebiete und da, wo es einen ruhigen Gefühlsausdruck gilt, bewegte. Für die höheren Anforderungen des Trauerspiels, für die Veranschaulichung der hierzu erforderlichen Kraft und Energie des Ausdrucks halten wir sie weniger geeignet und dürften auch die Mittel ihres Organs nicht ausreichen, welches zwar in den ruhigen Momenten wohlthuend wirkt, uns aber zu wenig Kraft und Umfang zu besitzen scheint, um weiter verwendet werden zu können. Ferner glauben wir, darauf verweisen zu müssen, daß die seitherigen Leistungen der Fräul. Janauschek keineswegs eine Vielseitigkeit ihres Talentes, sondern vielmehr eine gewisse Monotonie und nicht überraschende und zu besonderen Erwartungen berechtigende Einzelheiten zeigten. Wir lernten bis jetzt in ihr eine, wie gesagt, nicht unbefähigte Schauspielerin kennen. Inwiefern jedoch dem Repertoir unseres Schauspiels durch dies Engagement ein neuer Aufschwung gegeben werden könne, wie dies von gewisser Seite behauptet worden ist, begreifen wir zwar nicht, indessen soll es uns sehr angenehm seyn, uns hierin eines Bessern durch die Verwirklichung solcher in Aussicht gestellten Erweiterung belehrt zu sehen.

Zum Vortheil des Hrn. Hassel wurde zum Erstenmale gegeben: „Zwei Millionen, oder: die Schule der Armen", Charakterbild mit Gesang in 4 Abtheilungen von Kayser, Musik von Fr. v. Suppé. Die Beurtheilung dieser Novität läßt sich kurz fassen. Was man zum Vortheil derselben geltend machen könnte, liegt fast einzig in den mitunter recht pikanten, treffenden und zum Theil sogar geistreichen Details des Dialogs. Dieser, wenn er von den Darstellern gehörig hervorgehoben wird, muß ein Stück über dem Wasser halten, dessen Erfindung, Intrigue und Handlung sehr gewöhnlich sind und durchaus nichts Spannendes oder Anziehendes bieten. Zwar ist der Grundgedanke, wie ein armer Teufel von menschenfreundlicher Gesinnung sich Reichthum wünscht, um alle Welt beglücken zu können, dann aber, als er wirklich reich geworden, sich durch die Schlechtigkeit und den Undank der Menschen nur betrogen und somit enttäuscht sieht, recht gut, aber die Ausführung bleibt hinter der zu Grunde liegenden Idee weit zurück und der Baum, welcher aus diesem Kerne erwächs't, ist ärmlich, wenig erquicklich und noch weniger hochstrebend. Von Charakteren, welche unsere Theilnahme zu fesseln würdig wären, ist kaum die Rede und demnach sind auch fast alle Rollen nur unbedeutend und der inneren Begründung ermangelnd. Dieses gilt selbst von der Hauptperson des Stückes, dem Commis Robert Starr, dessen philanthropische Schwärmerei nur in der Oberfläche wurzelt und bei den ersten Windstößen alltäglicher Lebenserfahrung erschüttert wird; dabei ist die Art und Weise, wie er mißbraucht und dupirt wird, sehr trivial und spricht nur wenig für seine geistige Capacität. Wäre übrigens der Stoff besser behandelt worden, so würde er freilich aufgehört haben, ein dem Gebiete der Posse oder des niedrigen Lustspiels angehöriges Stück abzugeben. Hr. Hassel hatte eine Rolle darzustellen (Christoph), die weder Fisch, noch Fleisch und deren Humor nicht weit her ist; er that sein Mögliches, um das lachlustige Publikum zu amüsiren, was ihm auch mitunter und besonders durch den Vortrag der Couplets gelang. Die Novität wird noch ein paarmal gegeben und dann zu denjenigen gelegt werden, die ihre ephemere Aufgabe gelös't haben und nun in Frieden ruhen.

W.

Programm des Museums vom 3. März 1848.

Symphonie von Beethoven aus A dur.
Scene aus Heinrich V. von Shakespeare, gesprochen von Hrn. Breuer.
Arie von Rossini, vorgetragen von Mad. Lutz.
Musikalischer Scherz von Mozart.
Symphonie von Mozart aus C dur mit dem fugirten Schlußsatz.

Der Anfang des Museums ist auf halb 7 Uhr festgesetzt. Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. **Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.** Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) und Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. März. Der gespenstische Barbier, oder: der Rothmantel, Volksmährchen von Musäus, für die Bühne bearbeitet in 4 Abth., von A. v. Kotzebue.

Sonntag, 5. März. (Neu einstudirt): Ritter Tulipan, oder: das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in 1 Act, nach dem Angely'schen Vaudeville für die hiesige Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 64. | Samstag den 4 März | 1848.

Die Perücke des Herrn von Sartines.

(Aus dem Französischen. Aus dem Petit courrier des Dames von Gustav Desnoiresterres.)

(Schluß.)

„Parbleu, das war auch schwierig," bemerkte der Marschall, „weil wir, ohne es zu wissen, hinter Euch her fuhren, Herr von Sartines."

„Aber, Herr Herzog, nach der Aussage Ihrer Leute . . ."

„Die hatten Recht. Doch wir änderten unsern Weg ein wenig, ich hatte erst noch eine Visite in den Tuilerien zu machen, und Monseigneur begleiteten mich gütigst dahin."

„Bei Frau von Rooth?" unterbrach ihn Herr von Sartines lachend.

„Sie haben es errathen, mein lieber Polizei-Lieutenant — aber findet Ihr nicht, Monseigneur, daß unser Polizei-Lieutenant ein wenig Zauberer ist, und eigentlich auf den Scheiterhaufen gehörte? nichts ist vor diesen Herren geheim zu halten."

Frau von Rooth war die Wittwe eines irländischen Generals, die der Marschall sieben Jahre später heirathete, und in welche er schon damals verliebt war.

Herr von Beaumont, welcher bisher kaum zu Wort gekommen war, und beunruhigt über den beabsichtigten Besuch des Herrn Polizei-Lieutenants, der im tollsten Jagen ihn aufgesucht hatte, benutzte eine augenblickliche Pause, die der Marschall machte, um sich zu erkundigen, welche Ehre ihm der Besuch des Herrn von Sartines verschaffe.

„O! beruhigt Euch, Monseigneur," erwiederte Letzterer, „wir sind weit über die Bulle Unigenitus hinaus, das Jahrhundert ist zu aufgeklärt, zu tolerant, vielleicht auch zu gleichgültig zum Verfolgen, und daß ich zu Eurer Herrlichkeit komme, geschieht nur, um die Erlaubniß zu erhalten, einen Christen beerdigen und eine Perücke ausgraben zu dürfen."

„Erklären Sie sich, Herr von Sartines, ich bitte, was wollen Sie damit sagen?"

Herr von Sartines wollte nichts Anderes, doch kürzte er möglichst seine Erklärung, denn die Zeit war ihm kostbar; er erzählte sein und des Perückenmachers trauriges Abenteuer, ohne sich jedoch in die Motive seines Eifers auszulassen. Herr von Richelieu lachte aus vollem Halse bei dieser Mittheilung. Der Herr Marschall war ein alter Sünder, und war Herrn von Beaumonts Freund, weniger wegen dessen geistlichen Reden, als seiner guten Tafeln und namentlich der dabei erscheinenden Forellen. Was den Erzbischof anbetrifft, so war er ein heiliger Mann, ein würdiger und verehrter Prälat. Die Forderung des Polizei-Lieutenants war ihm gerecht, weßhalb er Feder und Tinte bringen ließ, und dem Pfarrer des Kirchspiels Loiseau's die Ausgrabung der Perücke und die Beerdigung des Kindes anbefahl. Herr von Sartines aber nahm sich vor, den Befehl Seiner Herrlichkeit möglichst schnell auszuführen.

Herr von Beaumont übergab ihm das Papier, ohne den wahren Grund von Herrn von Sartines Eifer zu wissen. Der Marschall scharfsinniger jedoch, zweifelte keinen Augenblick, daß etwas Anderes noch dahinter stecke, aber man ließ ihm nicht Zeit, das Geheimniß zu ergründen. Während der Unterhaltung dieser Herren hatten Johann und der Wirth die Pferde untersucht, die eben so wenig als ihr Herr gelitten, und den Wagen, der bis in der Mitte des Grabens lag, wieder aufgerichtet. Der Lieutenant sah nach seiner Uhr, sie zeigte halb eins; — halb eins, und er hatte noch drei gute Stunden Weges bis Paris, und die Mahlzeit des Kaufmanns-Vorstandes sollte um zwei Uhr beginnen.

„Die Pferde?" rief Herr von Sartines voll Angst, als er Johann sah.

„Sind gesund und wohl, Monseigneur."

„Gut, aufgestiegen und im Galopp nach Paris."

„Ist es der christliche Wunsch, dem armen kleinen Todten die letzten Pflichten zu erweisen," unterbrach Herr von Richelieu, „welcher die große Eile, uns zu verlassen, erzeugt?"

„Es würde mehr als hinreichend seyn, Herr Marschall," erwiederte Herr von Sartines, denselben boshaft mit den Augen messend, „aber es ist noch etwas Anderes, das Ihr, Herr Marschall, besser als sonst Jemand verstehen werdet; ich bin zu einem Gastmahle des Herrn Prevoten der Kaufleute eingeladen."

„Ah! da werde ich schweigen, eilt, lieber Polizei-Lieutenant. Ihr habt keine Zeit übrig. Es ist ärgerlich, bei einem angefangenen Gastmahle zu erscheinen, und Ihr habt nicht Unrecht, so eilig zu seyn. Ich werde leider sehr einfach bei Monseigneur leben, es ist eine harte Buße, ich gestehe es Euch."

Der alte Marschall plauderte gern, und er hätte Herrn von Sartines noch lange unterhalten, aber dieser eilte, von den beiden Greisen Abschied zu nehmen, stieg in seinen Wagen, und empfahl dem Johann zum hundertsten Male seit seinem Abgang von Paris, die Pferde nur todtzujagen. Der kaum verflossene Vorfall hätte ihn vorsichtiger machen und ihm die Gefahr, den Hals zu brechen, auf's neue vor Augen führen sollen, und endlich, warum setzte er sein Leben so auf's Spiel? . . : nur um eine verwünschte Perücke. Endlich war Paris erreicht.

Als der Polizei-Lieutenant in sein Kabinet trat, war es $1^1/_4$ Uhr, es blieben also noch drei Viertel-Stunden zum Ankleiden und zum Herbeischaffen der Perücke. Das war eine kurze Zeit, aber durch Strenge, Einsicht und Eile konnte viel vollbracht werden. Dubucq wurde auf's neue gerufen. Herr von Sartines gab ihm den Erlaubnißschein des Erzbischofs, und sagte ihm, so gut als möglich Alles einzuleiten, und daß die Perücke vor drei Viertel-Stunden noch da sey. Dubucq versicherte, daß Monseigneur ohne Sorge seyn könne, und daß er noch Zeit behalten werde, sich zum Prevoten gemächlich zu begeben. Dubucq war unver-

gleichlich in dergleichen Aufträgen. Herr von Sartines, beruhigt, daß die Perücke nicht fehlen werde, begab sich in sein Zimmer, schellte Latulipe und ging an seine Toilette. Dennoch war seine Ruhe nicht ganz vollkommen, er sah von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Dies war jedoch gegen Dubucq ungerecht, welcher, wie er voraus gesagt hatte, etliche Minuten vor der festgesetzten Zeit mit der Perücke erschien.

Herr von Sartines machte einen Freudensprung, als er die Blechschachtel sah, die der Agent unter'm Arm trug.

„Laßt sehen", rief er ganz zitternd, aus Furcht, einen Bruder von Loiseau's Sohn darin zu finden.

Aber dieses Mal war es die Perücke.

Herr von Sartines holte sie hervor und verweilte nicht, sein Haupt damit zu schmücken, was mit einem Anflug unmäßiger Lust geschah. Niemals noch hatte er eine so gut passende Perücke getragen; es war ein Meisterstück Loiseau's.

„Apropos, hat man Loiseau freigegeben?" fragte er, dem die Dankbarkeit das Gedächtniß wieder gab.

„Noch nicht, Monseigneur."

„Schnell denn, schnell, man soll ihn befreien und herführen."

„Ach, Monseigneur, wie gut sie Euch steht!" rief der eintretende Perückenmacher.

„Nicht wahr? aber sie ist mir auch theuer zu stehen gekommen."

„Ach, Monseigneur, man kann ein solches Meisterstück nicht theuer genug bezahlen."

„Selbst nicht mit dem Leben?" entgegnete Sartines. „Ihr seyd sehr bescheiden, Loiseau. Aber es ist gleich zwei Uhr, ich mache, daß ich fortkomme. Latulipe, sind die Pferde angespannt?"

„Sie stehen bereit, Monseigneur."

„Es ist gut, ich gehe; Adieu, Loiseau."

„Aber, Monseigneur — mein Kind? ist es jetzt in geweihter Erde?"

„Noch nicht, noch nicht! . . . man hat erst das Eiligste besorgt . . . Aber morgen wird es geschehen, ich verspreche es Euch."

Mr. Loiseau hatte nichts einzuwenden. Ein Todter hat Zeit. Es war gerade zwei Uhr, als Herr von Sartines dem Prevoten sein Kompliment machte. Man begab sich nach dem Speisesaale.

„Nur vorwärts," sagte der Polizei-Lieutenant für sich, „die Sprichwörter sind die Weisheit der Nationen, und Das, man muß nie verzweifeln, ist sicher wahr. Jetzt aber handelt es sich, um dem Gastmahle Ehre zu machen. Redlich verdient habe ich es."

Wichtige ständische Aktenstücke.

I.

(Darmstadt, 2. März. — Rhein. Volksbl.) Wir beeilen uns, über die heutige Sitzung unserer zweiten Kammer nachstehenden vorläufigen Bericht zu geben. Die Gallerie war dicht gedrängt mit Zuhörern besetzt. Hunderte mußten wegen Mangels an Raum wieder weggehen. Auf den Sitzen der Mitglieder des Ministeriums im Sitzungssaale befindet sich Niemand. Unter den neuen Eingaben verkündigt der Präsident auch einen

Antrag des Abgeordneten Reh.

Er lautet: Das Königthum Frankreich ist gestürzt, eine Republik ist an seine Stelle getreten. Welterschütternd ist dieses Ereigniß, unabsehbar sind seine Folgen. Deutschland vor Allem wird von ihnen betroffen werden, in Deutschland zunächst der westliche, Frankreich begränzende Theil. Kaum läßt sich noch die Beseitigung der Nothwendigkeit eines Kriegs hoffen. Nur zu naheliegend ist die Besorgniß aufrührerischer Zuckungen auch in den einzelnen deutschen Ländern. Hier der Anarchie, dort der Eroberungslust eines freiheitstrunkenen, in die Geschichte Deutschlands nur mit Blut eingeschriebenen Volkes — kann nur durch volle Einigung und den Aufwand aller Kraft des deutschen Volkes im Ganzen, sowie der einzelnen Stämme im Verein mit ihren Fürsten ein Ziel gesetzt werden. Pflicht, heilige, ernste Pflicht aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde — derer, die ebensosehr eine von Fremden aufgedrungene Freiheit verschmähen, als die Freiheit wollen, welche Verfassung und Recht bietet und zu entwickeln gestattet — dieser Männer Pflicht ist es, ruhig und besonnen zu bedenken, was diese Einigung und Kraft hervorrufen kann. Solche Pflicht liegt auch den Vertretern des hessischen Volkes auf, einem wie allen, und so habe auch ich mir die Frage gestellt: was in jetziger unheilschwangerer Zeit vor Allem geeignet ist, dem hessischen Volk die Einigung und Kraft zu geben, deren es bedarf zum Schutz nach Außen und im Innern zum Schutz des großen Vaterlandes und seines angestammten Fürstenhauses. Nach Pflicht und Gewissen muß ich diese Frage dahin beantworten: **Nur durch einen Wechsel des bisherigen mit den Wünschen und Forderungen des hessischen Volkes nicht im Einklang stehenden Regierungssystems — kann diese Einigung und Kraft gewonnen werden.** Einstimmig und einmüthig sind alle Hessen in der Liebe zu ihrem Fürsten. Alle sind des frohen und festen Glaubens, daß ihr Fürst nur ihr Bestes beabsichtigt, daß Er ihnen jedes Recht und jede vernünftige Freiheit gewährt wissen will. Aber Sein Wille konnte nicht zur That werden, weil seit Jahren zwischen Ihm und Seinem Volk ein Minister steht als Träger eines Systems, das in allen Verzweigungen, mit denen es in das Staatsleben eingreift, die gesetzliche Freiheit des Volkes und die Entwickelung seiner Institutionen lähmte, welches das Institut der Kreisräthe zu einer fast unerträglichen Machtvollkommenheit gelangen ließ, die Presse in Fesseln schlug, das natürliche Recht der Versammlung und Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten zum Verbrechen stempelte. Die unausbleibliche Folge dieses Systems war und ist Mißstimmung und Mißtrauen im ganzen Lande, in Städten, wie in Dörfern und in allen Ständen. Diese Mißstimmung, dieses Mißtrauen, eine beachtenswerthe Erscheinung in jeder Zeit, ist in der jetzigen eine sehr besorgliche, ja eine gefahrdrohende, und wie sie erzeugt wurde durch das bisherige Regierungssystem, so kann sie auch nur beseitigt und unschädlich gemacht werden durch das Aufgeben dieses Systems. An seine Stelle trete das ihm entgegengesetzte, die oberste Staatsgewalt sey Männern anvertraut, welche die Sympathieen des Volkes für sich haben, welche die Verfassung achten und zur Wahrheit werden lassen. Ich stelle hiernach den Antrag: „die Ständeversammlung des Großherzogthums wolle in diesem Sinne eine allerunterthänigste Bitte Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog ehrfurchtsvoll vorlegen:

Die Kammer vereinigte sich sodann ohne Abstimmung dahin, daß vorerst auf dem regelmäßigen Wege des Geschäftsganges über den Antrag des Abg. Reh berichtet werden solle. Es ist kein Zweifel, daß dieser Bericht sehr schleunig erfolgt. — Eine andere wichtige neue Eingabe war ein

Antrag des Abgeordneten Lehne.

Er lautet: „Der Unterzeichnete stellt den Antrag, die Kammer möge großh. Staatsregierung ersuchen: unverzüglich einen Gesetzesvorschlag in die Kammer zu bringen, welcher dem Rechte des Volkes auf Bildung öffentlicher Versammlungen und Vereine zur Berathung allgemeiner politischer Interessen und Einreichung von entsprechenden Petitionen unbeschränkte Anerkennung zu Theil werden läßt. Die Repräsentativ-Verfassung bezweckt die Verwirklichung der Idee, daß der richtig erkannte Gesammtwille herrsche. Jede Verfügung, welche dem Ausspruche dieses Gesammtwillens hindernd entgegentritt, ist somit, indem

sie das Erkennen desselben erschwert, ein nicht zu rechtfertigender Widerspruch gegen den Staatszweck. Die zerstörenden Folgen solchen Widerspruchs sind unvermeidlich; die Zeit hat sie uns entgegengetragen. Der nahen Gefahr gegenüber muß die Furcht vor Gespenstern schwinden. Dringend nöthig ist, daß Das, was geschehen muß, rasch geschehe, damit die zum Heile des Vaterlandes sich erhebende Volkskraft in keiner ihrer Handlungen den Charakter der Ungesetzlichkeit an sich trage."

Der Antrag der Abg. v. Gagern, Wernher, Lehne und Frank, die Vertretung deutscher (Nation) Ständekammern u. s. w. am Bundestage betreffend, über welchen Abg. Eigenbrodt Namens des dritten Ausschusses in der heutigen Sitzung beistimmend berichtete, wird, einer Aeußerung des Präsidenten am Schluß der Sitzung zufolge, nächsten Montag, den 6. März, von der Kammer berathen werden.

II.

Wichtiger Antrag, welcher in der 31. Sitzung der zweiten badischen Kammer an die Regierung gerichtet wurde.

(Mannheim, 1. März, 5½ Uhr Abends.) Die unterzeichneten Abgeordneten der zweiten Kammer der badischen Landstände stellen den Antrag:

Die hohe Kammer wolle

in Erwägung, daß in der gestrigen öffentlichen Sitzung vom 29. Febr. 1848 die großh. Regierung, sich berufend auf die Zeitereignisse und die erklärten Wünsche des Volkes, die Zusage ertheilte, ein prov. Preßgesetz, unter Vorbehalt der Erlassung eines Bundespreßgesetzes, Geschwornengerichte, nicht minder Bürgerwachen einzuführen und darüber den Ständen Vorlage zu machen;

in Erwägung, daß unsre Stellung als Abgesandte des Volkes uns die ernste heilige Pflicht auferlegt, gegenüber jener Staatserklärung, die gerechten Forderungen des Volkes in feierlicher Weise zur Kenntniß der Regierung zu bringen, oder deren Verwirklichung zu erstreben, in Betracht, daß in dieser Zeit rasch sich folgender gewaltiger Ereignisse, wie sie kein anderes Jahrhundert aufzuweisen vermag, der Bestand der Völker und Staaten nur dann gesichert erscheint, wenn volle klare Rechtsgewährung ebenmäßige Kraft im Innern und Stärke nach Außen verleiht;

erwägend, daß nur die, von keiner hemmenden Schranke verkümmerte geistige Entfaltung in Schrift, Wort und Lehre;

die völlige Gleichberechtigung Aller, unter welcher Form sie Gott anbeten, die unmittelbare Theilnahme an der Rechtsgewährung in Gerichten, und die damit verbundene Fortbildung des Rechtsbewußtseyns und Rechts, im Volke und durch das Volk;

die Aufhebung aller Bevorzugung und Rechtsungleichheit der Rechtsuchenden, die strengste Verantwortlichkeit derjenigen, welchen die Handhabung und der Vollzug der Gesetze anvertraut ist, und die Verantwortung ihrer Thaten vor einem hohen Freigerichte des Volkes;

die Aufhebung jener Zwangsgesetze, welche bestimmt waren, das Recht und den Geist deutscher Nation in unwürdige Fesseln zu legen; die Beseitigung der unnatürlichen, die materielle Wohlfahrt des Volkes verletzenden Reste des Feudalwesens;

daß also nur in der Befreiung von all diesem Drucke und Herstellung eines freien Gemeinwesens das Volk innerlich erstarken, zur sittlichen Größe sich erheben und ein fester Hort des Vaterlandes und seiner Institutionen seyn kann;

in Betracht, daß Schutz und Schirm des Landes, seines guten Rechtes und seiner Institutionen am sichersten gewährleistet sind, wenn die Vertheidigung derselben gegen innern und äußern Feind allen beim Bestand des Gemeinwesens ebenmäßig interessirten Bürgern anvertraut ist;

und in Betracht, daß unser in viele Gebiete zertheiltes Vaterland, umgeben von großen Völkern mit einheitlicher Gebiets- und Staatsorganisation der nöthigen Einheit, Gemeinsamkeit der Handlung, Widerstands- und Angriffsmacht baar ist, so lange wir nicht als Gesammtvolk in einheitlicher Nationalvertretung vereinigt sind;

in Erwägung alles dessen wolle die hohe Kammer in feierlicher Weise zu Protocoll erklären:

Es möge die Regierung:

1. sofort das Preßgesetz vom 28 Dec. 1831 in seiner verfassungsmäßigen Wirksamkeit wieder herstellen;
2. sofort außer Wirksamkeit erklären die prov. Ausnahmsgesetze, als die Karlsbader Beschlüsse vom 20. Septbr. 1819, die Frankf. vom 30. Mai, 28. Juni und 8. Nov. 1832, die Beschlüsse der geh. Wiener Ministerialconferenz vom Jahre 1834;
3. sofort gleiche Beeidigung sämmtlicher Staatsbürger, mit Einschluß des Militärs, auf die Verfassung anordnen;
4. alle politische Beeinträchtigung um des Glaubens willen aufheben, bezüglich den Ständen hierüber Gesetzesvorlage machen;
5. Gesetzentwürfe vorlegen über Einführung von Geschwornengerichten, mindestens in Strafsachen; über eine allgemeine Volksbewaffnung mit Wahl der Offiziere durch das Volk, über volle Verantwortlichkeit der Staatsbeamten mit einem Staatsgerichtshof von Gerichtsgeschworenen;
6. sofortige Zusicherung ertheilen, daß in nächster Bälde die Reste des Feudalwesens, insbesondere des Jagdregals, die Bürgereinkaufsgelder, sowie die Abzugssteuer der Standes- und Grundherren beseitigt;

alle privilegirten Gerichtsstände aufgehoben, eine einzige directe Steuer in Form einer Vermögens- und Einkommensteuer mit progressiver Scala;

eine volksthümliche Verwaltung durch Betheiligung der Bürger hieran eingeführt

und endlich

das Vertreten des deutschen Gesammtvolkes in einheitlicher Nationalvertretung, bei der schwierigen Lage des Vaterlandes, ohne Verzug in's Leben gerufen werde.

v. Itzstein. Peter. Mez. Ch. Kapp. Hecker. L. Brentano. Richter. v. Soiron.

(Mannh. J.)

III.

(Stuttgart, 2. März.) Wie wir hören, ist gestern von dem ständischen Ausschuß in einer Audienz folgende Adresse an Seine königl. Majestät überreicht worden:

Euer königliche Majestät!

In einer Zeit der ernstesten Ereignisse, durch welche Europa erschüttert wird, fühlen wir uns doppelt gedrängt, Eurer k. Maj. im Namen des Volkes, dessen verfassungsmäßiges Organ wir sind, uns mit dem Ausdrucke unserer Ergebenheit, Treue und mit der Versicherung zu nahen, daß der König in seinem Volke vertrauen könne, wenn es sich darum handle, Recht, Gesetz und Ordnung zu schützen und das Vaterland zu wahren gegen jeden Feind. In solchen Augenblicken richtet das gesammte Volk seinen vertrauensvollen Blick auf seinen König und auf seine Vertreter, in ihrer Eintracht findet es eine Bürgschaft glücklicher Lösung der schweren Aufgaben, welche sein Wohl bedingt. Wir wissen es, Eurer königl. Majestät werden wie bisher, so auch in Zukunft vorangehen in dem edlen Bestreben, jeden Mißton in unseren Verhältnissen zu beseitigen und den gerechten Wünschen Ihres Volkes entgegen zu kommen. Wir halten darum für unsere Pflicht, auch bei diesem Anlasse die Wünsche, welche im Volke sich kund geben, und die Hoffnungen, welche sich an die durch Eure königl. Maj. vom Throne gesprochenen Worte knüpfen, vertrauensvoll vorzulegen. Eurer königl. Maj. erfahrnen Blicken ist es nicht entgangen, daß Deutschlands Grenzen Gefahren drohen, daß sie kräftigen Schutzes bedürfen, daß sie diesen nur finden können

in nationaler Einigkeit, in dem Bewußtseyn dieser Einigkeit und in dem Gefühle der Kraft und Sicherheit, welche diese erzeugt. Die bisherigen Einrichtungen des deutschen Bundes haben ein solches Bewußtseyn nicht erweckt. Möchte es den weisen Anregungen Eurer k. Majestät gelingen, den Kern für Deutschlands Nationalgefühl zur Entwicklung zu bringen. Eure Königliche Majestät haben uns vom Throne verkündet, daß die Presse frei werden solle, die Verwirklichung dieses Wortes wird Ihr Volk mit neuen Banden der Dankbarkeit an Eure Königliche Majestät fesseln. Die Vollziehung der Ablösungen der Grundlasten, die Hebung der Gewerbe durch thunlichste Handreichung im Innern und kräftiger Schutz nach Außen wird Beruhigung in bedrängte Gemüther bringen. In den dringenden, zur Aeußerung gekommenen Wünschen liegt auch die Freigebung öffentlicher Versammlungen zu Besprechung öffentlicher Angelegenheiten ohne Nothwendigkeit einer vorgängigen polizeilichen Erlaubniß, die Wehrhaftmachung der Bürger und die durch die Verfassung zugesagte gesetzliche Regelung des Rechtes Waffen zu tragen. Möchten E. K. M. überzeugt seyn, daß blos das Gefühl der heiligsten Pflicht gegen unsern geliebten König und unser Vaterland es ist, das uns bewegt, der Weisheit E. K. M. im tiefsten Vertrauen die Würdigung dieser Verhältnisse anheimzustellen. In tiefster Ehrfurcht verharren wir

Eurer königlichen Majestät

allerunterthänigster treugehorsamster ständischer Ausschuß: Kanzler v. Wächter. Freiherr v. Soden. Scheurlen. Duvernoy. Schoffer. Stuttgart, den 29. Februar 1848.

Wie wir hören, wurde der Ausschuß von Seiner Majestät sehr gnädig empfangen und demselben die beruhigendste Zusicherung ertheilt. (Schw. Merk.)

Korrespondenz.

Aus dem Odenwald, 26. Febr.

Wer je die Annehmlichkeiten des Landlebens kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit hatte, dem brauchen wir nicht zu sagen, daß die Tage auf dem Lande geräuschlos dahin fließen, wie ein Bach durch blumige Auen, der hin und wieder das freundlich nickende Bild einer lieblichen Blume, einer blühenden Baumgruppe und anderer Naturscenen, die auf seinem schlängelnden Laufe ihm begegnen, bereitwillig in sich aufnimmt. Wir, in den einsamen Thälern des Odenwaldes, wo Boreas schärfer bläs't und die Stürme ungestümer hausen, machten seither von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme, und fast schien es, als sollten wir uns des ununterbrochenen Genusses unseres ländlichen Stillebens bis zum Eintritt des holden Frühlings erfreuen, als wir plötzlich in unserer behaglichen winterlichen Sauerkrautslaune auf eine zwar nicht unangenehme, aber doch für uns äußerst überraschende Weise dadurch gestört wurden, daß kürzlich in Erbach eines Abends ein solenner Fackelzug sich in Bewegung setzte und dem verehrten Hrn. Hofkaplan Lingelbey, in Anerkennung seiner segensreichen Amtsthätigkeit, eine ausgezeichnet schöne Serenade brachte, deren harmonische Klänge, in Gesang und Musik, von der alten gräflichen Burg bedeutungsvoll wiederhallten und an den seltsamen Wechsel von Gedanken und Gefühlen, denen die Kinder dieser Welt öfter ausgesetzt sind, ernst mahnend und warnend erinnerte. Bei dem ganzen Ständchen war nichts erkünstelt oder wohl gar flach; Alles trug vielmehr den Charakter freiwilliger Huldigung, dargebracht einem achtungswerthen Geistlichen, der weder Erbach mit einem erborgten Heiligenscheine umgeben, noch seine Bewohner zu bemitleidenswerthen pietistischen Kopfhängern machen, sondern vielmehr den Geist eines kerngesunden Christenthumes in ihnen rege erhalten will. Insoferne war die Serenade auch eine solenne Manifestation, die nach einer gewissen Seite hin wohl aufgefaßt und verstanden worden seyn dürfte. — Ein Ereigniß anderer Art hat sich vor ein paar Tagen zu Reichelsheim, einem der größeren Orte der Grafschaft Erbach-Erbach, in etwas auffallender Weise zugetragen. Ein dortiger Landmann, der bei seinen vielen Abrechnungen mit israelitischen Geschäftsleuten sich zuletzt sehr verrechnet hatte und mit seinem Vermögen ziemlich auf die Hefe gekommen war, wollte, ohne bei diesen seinen theuren Geschäftsfreunden Abschied zu nehmen, mit seiner besten Habe und zwei stattlichen Rossen auf und davon fahren und jenseits des atlantischen Oceans, im Lande der Freiheit und des Ueberflusses, sich einen neuen glücklicheren Wohnsitz suchen. Schon war er auf dem Wege, schon glänzte ihm des Rheines Rettung verheißender Silberspiegel auf der Höhe von Gernsheim entgegen, als seine ihm mit unwandelbar treuer Anhänglichkeit und Liebe ergebenen israelitischen Geschäftsfreunde ihn unterwegs glücklich einholten und zur Rückkehr nach der kaum verlassenen Heimath nöthigten, wo er unter tausend Freundschaftsbetheuerungen und nicht ohne obrigkeitlichen Beistand zum ferneren Bleiben genöthigt wurde. In Folge dieses, mit allen seinen Nebenumständen etwas auffallend erscheinenden Vorganges gerieth die sonst sehr friedliche Einwohnerschaft von Reichelsheim, oder wenigstens ein Theil derselben, in starke Aufregung; es gab einen kleinen Krawall, der jedoch keinen schlimmeren Ausgang hatte, als daß einige jüdische Wohnungen mit Steinen bombardirt und dadurch deren Fenster zertrümmert wurden. So geht diese, von der vielzüngigen Fama verbreitete Geschichte hier zu Lande von Mund zu Munde, und unsere hellsehendsten Politiker sind der Meinung, daß ein über Italiens Gefilde wehender starker Südwind die Odenwälder aus ihrem gemächlichen Winterschlaf stark aufgerüttelt und sie zu Großthaten, wie die eben berichtete, unwiderstehlich angetrieben habe.

Stuttgart, 28. Febr.

Auch hier haben die neuesten Nachrichten aus Frankreichs Hauptstadt einen tiefen und erschütternden Eindruck gemacht, obgleich sich der Schwabe sonst nicht viel um auswärtige Politik bekümmert; auch lassen wir uns in unseren Vergnügen nicht stören. Die Wintersaison war überhaupt dieses Jahr hier vielleicht glänzender als sonst in einer deutschen Residenz. Den Lichtpunkt derselben bildet unstreitig der letzte Ball bei Sr. k. H. dem Kronprinzen. Es war ein feenartiges Fest, das die Theilnehmer in künstliche Lauben und Orangenhaine versetzte, in welche sich die Säle umgewandelt hatten. Ueberall wehte eine bunte, orientalische, man möchte sagen duftige und phantastische Pracht, die ihren Culminationspunkt in dem kleinen Schloßtheater fand, das mit vielem Geschmack in ein Zelt umgestaltet worden war. Hyacinthen dufteten um lebendige Brunnen und unter dem Zelte erstrahlte ein mit Silber und Gold bedeckter Schenktisch. Nicht wenig wurde der Glanz des Festes durch die prächtigen Uniformen Rußlands und Oesterreichs erhöht. Der König war sehr heiter. Aber auch für den Bürger ist hier gesorgt. Benedikt's neue Oper: „der Alte vom Berge“ wurde mehreremale mit einem Aufwand von fl 6000 gegeben. Außerdem hat die Oper freilich wenig geboten, da der italienische Geschmack dominirt und die Intendanz überhaupt den rechten Weg nicht finden kann. Dagegen versöhnen uns die vielen Bemühungen unseres trefflichen Kapellmeisters Lindpaintner mit der Kunst. Unter seiner ausgezeichneten Leitung pflegen die Konzerte im Redoutensaal des Schönen und Gediegenen viel zu bieten, und so sind sie denn auch in der That meistens bis zum Erdrücken gefüllt. Sie zu besuchen, gehört außerdem zum guten Ton. Aufsehen und stürmischen Beifall hat hier vorzüglich Lindpaintner's Romanze: „Roland“ (von Pischeck vorgetragen) erregt. Noch edler und klassischer gehalten sind die Quartett-Soiréen auf dem Museum. Auch an Vorlesungen fehlt es nicht, so wie die vornehme Welt bei Fürst Zeil glänzende Unterhaltung findet. R.

Höchst a. M., 1. März.

In unserem Städtchen, das seit einigen Jahren nur auf seine eigene Kräfte beschränkt ist und das durch die Taunus-Eisenbahn viel verloren hat, taucht nichtsdestoweniger der frische Lebensgeist wieder auf und der Sinn für's Gute und Schöne zeigt sich auch jetzt wieder sehr regsam hier. So haben wir auf die Faschingstage, wenn das Wetter günstig ist, einige Proben des Ebengesagten zu erwarten, indem die jungen Leute von hier, unter Mitwirkung mehrerer angesehener hiesiger Bürger, einen Maskenzug veranstalten wollen, der sehr großartig und mit viel Witz vermischt seyn soll. Die von den Behörden genehmigten Programme sind bereits ausgetheilt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. März. (Neu einstudirt): Ritter Tulipan, oder: das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in 1 Act, nach dem Angely'schen Vaudeville für die hiesige Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 65. Sonntag, den 5. März 1848.

Das Ministerium Guizot,

welches, wie das Ministerium Polignac im Getümmel der Volksempörung verschwunden ist, wurde gebildet am 28. Oct. 1840; es bestand ursprünglich aus Guizot, Aeußeres; Duchatel, Inneres; Humann, Finanzen; Villemain, öffentl. Unterricht; Cunin Gridain, Handel; Teste, öffentliche Bauten; Duperré, Marine; Martin du Nord, Justiz und Cultus; Soult, Krieg, Conseil-Präsident.

Am 5. Nov. eröffnete der König die Kammer, die Sauzet zum Präsidenten erwählt.

Guizot, Duchatel und Cunin Gridaine sind Minister geblieben bis zum 23. Febr. 1848.

Soult zog sich 1845 vom Kriegsdepartement zurück, Moline St. Yon kam an seine Stelle; 1847 wurde Guizot statt seiner Conseil-Präsident und Trezel Kriegs-Minister an der Stelle von Moline St. Yon; er ist es bis heute geblieben.

Villemain wurde geisteskrank und ersetzt durch Hrn. v. Salvandy; auch bis jetzt Minister geblieben.

Teste gab seine Demission, Humann starb; an die Stelle des ersteren kam Dumon, an die Stelle des letzteren Lacave Laplagne; Lacave Laplagne wurde 1847 von Hrn. Dumon verdrängt und dieser durch Hrn. Jayr im Departement der öffentlichen Arbeiten ersetzt; Dumon und Jayr fielen ebenfalls erst jetzt mit Guizot.

Duperré gab seine Demission, wurde ersetzt durch Roussin, dieser durch Mackau und letzterer endlich durch Hrn. v. Montebello; Martin du Nord starb und wurde ersetzt durch Hrn. Hebert.

Das Ministerium bestand daher am 23. Febr. 1848, am Tage seines Sturzes, aus Guizot, Duchatel, Cunin Gridaine, Dumon, Salvandy, Trezel, Montebello, Hebert, Jayr.

Von den im Laufe der sieben Jahre abgetretenen Minister ist Teste im Gefängnisse, Humann und Martin sind in Ausübung ihrer Functionen gestorben; letzterer gab kurz vor seinem Tode ebenfalls zu einer scandalösen Geschichte Veranlassung; Villemain ist wieder hergestellt; am Tage, wo er geisteskrank wurde, wohnte er noch dem Ministerrathe bei, plötzlich schrie er: „Meine Herren, Sie sind alle Spitzbuben!“ Hierauf brach er in Toben und Rasen aus; es handelte sich damals darum, ob die Anrede an die Minister die letzte Aeußerung seines Verstandes oder die erste seiner Tollheit war.

Sauzet ist achtmal zum Präsidenten erwählt worden in acht verschiedenen Kammersessionen.

Während des Ministeriums Guizot hatten zwei Mal allgemeine Wahlen statt, die dem Ministerium immer günstig ausfielen, in Folge des schlechten Wahlgesetzes und der Corruption.

Am Vorabend der ersten Wahlen starb der Herzog von Orleans; am Vorabend der zweiten hat Henri auf den König geschossen oder eigentlich nur gezielt; diese beiden Umstände trugen viel dazu bei, Manchen anzuregen, aus Furcht vor Anarchie für Guizots Creaturen zu votiren.

Guizot hat die durch das Ministerium Thiers getrübte englische Allianz mit furchtbaren Opfern für das Land wieder hergestellt und ein herzliches Einvernehmen hervorgebracht, das durch die spanischen Heirathen getrübt wurde.

Während der verflossenen sieben Jahre hat Louis Philipp zwei Mal die Königin von England begrüßt, drei seiner Söhne vermählt (Nemours war es schon früher mit einer coburg Prinzessin), Joinville mit der Schwester des Kaisers von Brasilien, Aumale mit einer Prinzessin Salerno (derselbe wurde vor einiger Zeit Vicekönig von Algier) und Montpensier mit der Schwester der Königin von Spanien; die älteste Tochter Louis Philipp's hatte einen würtemberger Prinzen; sie starb allgemein betrauert vor mehreren Jahren; die zweite Tochter ist Königin der Belgier; die dritte und jüngste die Gattin eines coburgischen Prinzen.

Der Herzog von Orleans, welcher am 13. Juli 1841 starb, war vermählt mit einer meckleub. Prinzessin, der kürzlich vielgenannten Herzogin von Orleans, die Regentin und ihr 9jähriger Sohn, der Graf von Paris, König seyn sollte.

Die Schwester des Königs, Madame Adelaide, starb vor mehreren Wochen; heute fällt ihr Bruder und dessen im Privatleben sehr geachtete Familie vom schönsten, aber gefährlichsten Throne Europa's. Sic transit gloria. Wilhelm G.

Die provisorische Regierung der französischen Republik.

Wir theilen hier einige Einzelheiten über die Persönlichkeit der Männer mit, aus denen, nach der gestrigen telegraphischen Depesche aus Paris, die provisorische Regierung Frankreichs besteht. Hr. Dupont von der Eure, der Präsident, ein Greis von 81 Jahren, ist durch einen fleckenlosen Ruf und seine langen Kämpfe gegen die älteren Bourbonen ein gefeierter Name in Frankreich. Er war bereits unter dem Direktorium Mitglied des Rath der Fünfhundert, dann Vicepräsident der Kammer der Deputirten in den hundert Tagen und widersetzte sich muthvoll, aber vergebens der gezwungenen Abdankung Napoleons, welche, wie er besser als die Meisten einsah, die Invasion Frankreichs nach sich ziehen mußte. Unter der Restauration wirkte er unausgesetzt gegen die Bourbonen. Nach der Julirevolution und der Errichtung des Julithrons trat er widerwillig, und nur auf die fast flehentliche Bitte seines Freundes Laffitte, welcher der Gründer der neuen Dynastie genannt werden kann, in das Ministerium ein. Als er Ludwig Philipp vorgestellt wurde, machte er ihm kein Hehl aus seinen Gesinnungen. Er sey kein Hofmann, sagte er, seine Gewohnheiten wie seine Neigungen seyen republikanisch. Ludwig Philipp antwortete ihm: es werde von

nun an keinen Hof mehr geben, und er bedauere selbst, nicht in einem republikanischen Lande, wie Amerika, leben zu können. Die Stellung eines solchen Mannes, mitten unter Emporkömmlingen, die sich in Schmeicheleien überboten, mußte eine unhaltbare seyn. „Eine gesunde Vernunft", sagt Louis Blanc in seiner „Geschichte der zehn Jahre", „ein unerbittlicher Menschenverstand, ein freimüthiges Wesen, Gutherzigkeit neben ehrenwerther Derbheit, ein großer Geschäftseifer sind keine genügenden Eigenschaften, um die Verwicklungen zu beherrschen, die in einer verderbten Gesellschaft aus der Kreuzung der Interessen und dem Spiel der Leidenschaften erwachsen." Schon im October erfolgte im Ministerrathe ein Wortwechsel zwischen dem König und Hrn. Dupont. Als der Minister erklärte, daß, wenn der Seinepräfekt, Hr. Odilon Barrot, seinen Posten verlieren würde, er seine Entlassung nehmen müßte, äußerte Louis Philipp: „Aber Sie haben doch heute früh das Gegentheil gesagt." — „Ich, Sire! ich versichere Sie, daß Sie im Irrthum sind." — „Wie, mein Herr, Sie strafen mich Lügen? Alle Welt soll erfahren, daß Sie mir nicht Wort gehalten haben." — „Sire", antwortete Hr. Dupont von der Eure mit Würde, „wenn der König Ja gesagt haben wird, und Dupont von der Eure wird Nein sagen, so weiß ich nicht, welchem von Beiden Frankreich glauben wird." Die Vermittelung des Herzogs von Orleans brachte eine augenblickliche Versöhnung zu Stande, aber als man im Dezember den General Lafayette vom Kommando der Nationalgarde verdrängte, war Dupont nicht länger zu halten; er legte seine Stelle als Justizminister nieder. Man ließ ihn gerne ziehen, denn man erachtete seine Popularität für die neue Monarchie nicht mehr nothwendig. Nach dem tragischen Tode seines besten Freundes, des Abgeordneten Dulong, der von Bugeaud's Kugel fiel, legte er 1834 auch seine Abgeordnetenstelle nieder, und erst bei den letzten Wahlen trat er wieder in die Kammer ein. — Die Namen Arago und Lamartine sind in der Literatur zu berühmt, als daß wir Etwas über sie zu sagen nöthig hätten. Arago, der Freund Humboldt's, ist aber nicht bloß als Naturforscher, sondern auch als unerschütterlicher Freund der Freiheit und als Republikaner in Frankreich bekannt. Er hatte an den Juliereignissen Theil genommen, aber ihre Folgen nicht gebilligt. Lamartine hat seine unermeßliche Popularität erst seinem neuesten Werke über die erste Revolution zu verdanken, aus welchem die Franzosen selbst erst eine richtige Anschauung der großen Ereignisse von 1791—1794 gewannen, die für Lamartine's neue Stellung als Minister des Auswärtigen bezeichnend seyn dürfte. Ursprünglich Legitimist, ist er allmählig bis zur äußersten Linken vorgerückt; doch nahm er, nullius addictus jurare in verba magistri, eine gesonderte Stellung in der Kammer ein. Er galt schon länger für den „Minister der Zukunft." — Crémieux ist Advokat und machte sich zuerst durch seine Vertheidigung der Minister Karls des Zehnten bemerklich. Jetzt fällt ihm vielleicht die Aufgabe zu, gestürzte Minister anzuklagen. Er gehörte bisher der reinen (nicht äußersten) Linken an. Seine Ernennung zum Justizminister ist insofern ein unerhörter Vorgang, als Crémieux ein Israelite ist und in Frankreich die Kultusangelegenheiten zum Justizministerium ressortiren. — In Betreff des neuen Maires von Paris, Garnier Pagès, wollen wir nur kurz daran erinnern, daß dieser in unruhigen Zeiten so wichtige Posten, dessen Inhaber der Diktator der Hauptstadt werden kann, welche ihrerseits wieder dem Lande die Gesetze diktirt, in der ersten Revolution von Bailly, darauf von Pethion, nach dem Sturz der Girondisten von dem sittenlosen Hebert bekleidet wurde. Da man die Gefährlichkeit eines solchen ganz Paris in seiner Gewalt haltenden Postens einsah, hob man die Stelle schon unter dem Direktorium auf und theilte Paris in 12 Arrondissements, jedes mit einem eigenen Maire. Jetzt scheint wieder Ein Maire an der Spitze von ganz Paris zu stehen. Von ihm empfängt der Kommandant der Nationalgarde seine Befehle, wie man sich aus der Geschichte der ersten Revolution erinnert, da Bailly und der General der Nationalgarde, Lafayette, später Hebert und Santerre die Schicksale der Hauptstadt bestimmten. — Von den übrigen Mitgliedern der „provisorischen Regierung", General Subervic, dem Advokaten und Eigenthümer der socialistisch-republikanischen „Réform", Ledru-Rollin, und dem Advokaten Marie (dem regelmäßigen Vertheidiger des „National" in seinen Preßprozessen, vor einigen Jahren Stabträger des Pariser Barreau, zu dessen ersten Zierden er gehört, ist bekannt, daß sie entschiedene Republikaner sind. (N. C.)

Die Allg. Ztg. bemerkt: Lamartine's Wahl für die auswärtigen Angelegenheiten ist darum bemerkenswerth, weil er sich stets als entschiedener Anhänger der englischen Allianz ausgesprochen hat. Voraussichtlich wird man also versuchen, sich mit England zu verständigen, und dies dürfte, vorausgesetzt, daß die Bewegung gewisse Gränzen einhält, nicht unmöglich seyn.

Petitionen der Universität Heidelberg an den Großherzog von Baden und die bad. erste Kammer.

(Heidelberg, 2. März.) Wir theilen hier die Petitionen mit, welche die Universität im großen Senate, dem academischen Wahlkörper, beschlossen hat, an den Großherzog und an die erste Kammer zu richten.

Die erste Petition lautet:

Allerdurchlauchtigster Großherzog,
Allergnädigster Fürst und Herr!

Ergriffen von der schweren Bedeutung der Lage, in welche vermöge der furchtbaren Erschütterung eines Nachbarstaates in diesem Augenblick unser badisches und das gesammte deutsche Vaterland versetzt ist, glauben die unterthänigst unterzeichneten Mitglieder der Universität Heidelberg eine Pflicht der Treue und der Offenheit zu erfüllen, wenn sie Eurer königlichen Hoheit die Gesinnungen darlegen, von denen sie in diesem verhängnißvollen Momente durchdrungen sind.

Wir blicken mit begründeter Zuversicht nach dem Thron unseres gerechten und gütigen Fürsten, und wollen es in so ernster Zeit am wenigsten unterlassen, Eurer königlichen Hoheit den aufrichtigen Ausdruck unwandelbarer Treue und freudiger Hingebung zu erneuern.

Nicht minder erhebt uns der heftig erregten Bevölkerung Frankreichs gegenüber die gute Zuversicht, daß nach den bittern Erfahrungen, welche Deutschland gemacht hat, seine Bürger und Söhne jederzeit bereit seyn werden, die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu vertheidigen gegen jeden Angriff, von welcher Seite derselbe auch kommen möge.

Zugleich aber achten wir es durch die unermeßliche Wichtigkeit der Weltlage geboten, Eurer königlichen Hoheit vertrauensvoll an's Herz zu legen: Eure königliche Hoheit wollen geruhen, mit allen in Höchstihre Hand gelegten Mitteln dahin zu wirken, daß die wohlbegründeten Wünsche unseres badischen und deutschen Volkes in Erfüllung gehen und diejenige Freudigkeit und Zuversicht zu unseren vaterländischen Zuständen in allen Klassen der Nation hergestellt werde, aus welcher die freie Bereitwilligkeit entspringt, in schwerer Zeit auch die größesten Opfer für Fürst und Vaterland zu bringen. Eure königliche Hoheit werden es durch den Drang der Umstände gerechtfertigt finden, daß die getreuen Mitglieder Höchstihrer Universität Heidelberg ihre desfallsigen Wünsche auch den Kammern des Landes ausgesprochen ha-

ben. Diese Wünsche fassen sich dahin zusammen: Es möge die hohe Regierung Eurer königlichen Hoheit unter Mitwirkung der Stände die Einrichtungen treffen oder einleiten, welche geeignet sind, die geordnete Freiheit im Innern unseres Staatslebens zu erhöhen, den deutschen Nationalverband dauernd zu kräftigen und der deutschen Nation nach Außen die geachtete und einflußreiche Stellung zu sichern, die einem so großen und edeln Volke gebührt. Wird die gegenwärtige kritische Lage hierzu benützt, so zweifeln wir nicht, daß dadurch ein neues Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Deutschlands Fürsten und Völkern geknüpft und mit der Macht und Größe der Einen auch die der Andern erhöht und fester begründet werden wird, während in entgegengesetztem Falle gerade der treueste Vaterlandsfreund nicht ohne Besorgniß in die Zukunft blicken könnte. Heidelberg, 29. Febr. 1848.

Die andere Petition lautet:

Hohe erste Kammer!

Vorstellung und Bitte mehrerer Universitätsprofessoren zu Heidelberg, einige zeitgemäße Anordnungen betreffend.

Der Augenblick, in dem das französische Volk den Königsthron umgestürzt hat, und weitere gewaltsame Ereignisse erwartet werden dürfen, erfüllt alle redlichen Vaterlandsfreunde in Deutschland mit ernsten Besorgnissen. Tief ergriffen von der Wichtigkeit und ernsten Bedeutung dieses Augenblicks, fühlen sich die unterz. Professoren an der großh. Universität Heidelberg aufgefordert, ihre Ueberzeugung von Dem, was in diesem verhängnißvollen Zeitpunkte zunächst noth thut, der hohen Kammer vertrauensvoll auszusprechen.

Nichts scheint uns dringender, als ein festes Aneinanderschließen und ein einmüthiges, kraftvolles Handeln aller deutschen Regierungen und Völker, um die Unabhängigkeit, Sicherheit und Ehre Deutschlands unverletzt zu erhalten. Ist hierzu eine allgemeine Bürgerbewaffnung die erste Bedingung, damit wir auf alle Fälle stark gerüstet stehen, so würde doch die freudige Begeisterung, die sich auch den schwersten Opfern bereitwillig unterzieht und auf die in unserem Gränzlande ganz besonders gerechnet werden muß, nur dann in vollem Maße alle Bürger durchdringen, wenn zugleich durch Erfüllung mancher langgenährten, allgemeinen und gerechten Wünsche unserem Volke neue und werthvolle Bürgschaften der Freiheit, des Rechts und der Nationalehre gewährt werden. Diese Bürgschaften, nach denen sich schon seit den Befreiungskriegen ein eifriges Streben regt, finden auch wir in der Freiheit der Presse, in dem Schwurgerichte, endlich — da es unmöglich ist, den Blick nicht über die Gränzen unseres engeren Vaterlandes hinaus auf den politischen Zustand von ganz Deutschland zu richten — in einer solchen Gestaltung der Bundesverfassung, welche, ohne die Selbstständigkeit der einzelnen Staaten zu gefährden, dem deutschen Volke eine geregelte Mitwirkung zu der Behandlung der gemeinsamen nationalen Angelegenheiten möglich macht. Durch eine solche Reform würde das allgemeine Vertrauen auf die Einrichtungen des Bundes, welches, wie wir nicht verhehlen dürfen, bei dem deutschen Volke fast erloschen ist, neu belebt und gestärkt werden, und diese Reform erscheint uns als dringend, wenn dem deutschen Vaterlande jene achtunggebietende Stellung unter den europäischen Mächten sowohl im Frieden, als im Kriege gesichert werden soll, die ihm nach seinem Territorialbestande, seiner Volkszahl, nach seinen geistigen und sittlichen Kräften und dem Umfange seiner materiellen Hülfsmittel unstreitig gebührt. Deutschland wird stark und geachtet bleiben, wenn es einig und von nationaler Begeisterung durchdrungen ist.

Durch diese offene Darlegung glauben wir eine Pflicht zu erfüllen, welche uns eben sowohl unsere unerschütterliche Treue gegen Se. k. Hoheit, unsern geliebten und innig verehrten Landesherrn, als unsere verfassungsmäßige Wahlberechtigung auferlegt. Wir richten daher an Eine hohe erste Kammer die ehrfurchtsvolle Bitte:

Hochdieselbe wolle sich in Gemeinschaft mit der hohen zweiten Kammer bei hoher großh. Regierung angelegentlichst dafür verwenden, daß schleunigst die von uns bezeichneten Anordnungen getroffen werden, welche die bedrohte Lage des Vaterlandes erfordert.

Heidelberg, den 1. März.

K. Dekret wegen Aufhebung des Redemptoristenordens in Baiern.

(München, 28. Febr.) Die k. Verfügung über die Sistirung des Redemptoristenordens im Königreich Baiern lautet: „Se. Maj. der König haben mittelst allerhöchsten Signates vom 11. März 1841 dem Ministerium des Innern die Ermächtigung ertheilt, 15 bis 20 Conventualen von der Congregation des Erlösers als Wallfahrtspriester nach Altötting zu berufen, und dieselben in den Genuß derjenigen Bezüge einzuweisen, welche für die Exigenz der Wallfahrtspriester daselbst schon bis dahin verabreicht worden waren. Eben so haben Se. Maj. im Erfolge dieser allerhöchsten Anordnung den gedachten Priestern das Gebäude des dortigen ehemaligen Jesuitenkollegiums auf Ruf und Widerruf und unter ausdrücklichem Vorbehalte des Staatseigenthums zur Unterkunft allergnädigst anweisen lassen. Ferner ist denselben unterm 20. Juli und 4. Dec. 1841 die Allerhöchste Bewilligung zur Aufnahme von Novizen unter dem ausdrücklichen Vorbehalt zu Theil geworden: daß aus diesem Zugeständniß keinerlei Verbindlichkeit für das Fortbestehenlassen der Redemptoristen im Königreich Baiern zu folgern sey. Endlich haben S. Maj. der König die ohne Allerhöchstihr Vorwissen von dem Ordensgeneralvikar einseitig verfügte Erhebung der provisorischen Vereinigung jener Wallfahrtspriester zu einem Rectorate laut allerh. Signate vom 4. April 1843 mit Umgangnahme weiterer Einschreitung auf sich beruhen lassen, nachdem Allerhöchstdenselben durch das Ministerium des Innern vorgestellt worden war: daß durch diese Erhebung in den äußeren Verhältnissen zu Kirche und Staat keine Veränderung hervorgebracht worden sey. Aus diesen aktenmäßigen Prämissen erhellt, daß die für die Bedürfnisse der Wallfahrtsseelsorge in Altötting zur Zeit bestehende Einrichtung keineswegs unter den Begriff jener zahlreichen Klosterstiftungen subsumirt werden könne, welche auf verschiedenen Punkten des Reichs theils im Vollzug des Concordats, theils im Weg freier königl. Munificenz oder in sonstiger Weise neu errichtet oder wiederhergestellt worden sind, und deren Bestand und Gedeihen in dem Willen des Monarchen, wie in dem Schutz des Gesetzes die vollste Gewähr findet, daß hier vielmehr ein bloßes Precarium resp. die Berufung einzelner Mitglieder einer kirchlichen Congregation in widerruflicher Weise zu individuellen Funktionen in Frage stehe. Nachdem nun Se. Maj. der König die Ueberzeugung gewonnen, daß die P. P. Redemptoristen, wie die Erfahrung lehrt, für Baiern sich nicht eignen, während ihrem Eifer ein großartiges Feld sich eröffnen würde, falls sie sich entschließen würden, dem Missionsberuf in den nordamerikanischen Freistaaten unter den dortigen übersiedelten Deutschen obzuliegen, so haben Allerhöchstdieselben beschlossen, die Wallfahrtspriester aus der Congregation des Erlösers ihrer bisherigen Verpflichtungen zu entbinden, und für die Wallfahrtsseelenpflege zu Altötting Fürsorge zu treffen, über deren zweckmäßige Weise die k. Regierung, Kammer des Innern, nach vorgängigem Benehmen mit dem bischöflichen Ordinariate Passau alsbaldiges Gutachten zu erstatten hat. Hinwieder geruhen Se. Maj. jedem der Wallfahrtspriester aus genann-

ter Congregation zu seiner Subsistenz den Genuß des dreifachen landesherrlichen Tischtitels unter den üblichen Bedingungen einzuräumen, und diesen Genuß für den Fall als bleibend zu erklären, wenn genannte Priester wirklich dem königl. Wunsch entsprechen, in den nordamerikanischen Freistaaten ihre priesterliche Wirksamkeit den katholischen Einwanderern deutscher Abkunft zuzuwenden. Die Enthebung der gegenwärtigen Wallfahrtspriester und der Genuß der bewilligten Tischtitel tritt von dem Tage an in Wirksamkeit, an welchem die zu treffende anderweite Fürsorge die Allerhöchste Sanction erhalten haben wird. Die k. Regierung, Kammer des Innern, hat sonach das weiter Geeignete zu verfügen ꝛc." Die Patres Benediktiner werden künftighin als Wallfahrtspriester in Altötting fungiren, und es wird dortselbst aus den vorhandenen Mitteln eine Abtei für dieselben fundirt werden. Wie ich höre, begibt sich ein Theil des aufgelös'ten Ordens nach Amerika, ein anderer nach Oesterreich, und einige Mitglieder sollen bereits Aufnahme als Weltpriester nachgesucht haben.

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, 28. Febr. — Erleichterung des Eisenbahntransports für Auswanderer.) Ein erfreuliches Zeichen der Bestrebung der Eisenbahn-Verwaltungen, den Verkehr des inneren Deutschlands mit den deutschen Nordseehäfen zu erleichtern, bietet die neuerdings getroffene Verfügung hinsichtlich der Beförderung der Auswanderer auf den Eisenbahnen dar. Die Verwaltung der Eisenbahnen im Königreiche Hannover und diejenige der Köln-Mindener Eisenbahn haben sich nämlich dahin verständigt, Auswanderer nach den deutschen Nordseehäfen von Köln ab in der Weise zu befördern, daß für eine jede Person an Gepäck Einhundert Pfund Freigewicht zugestanden und das etwaige Mehrgewicht des Gepäcks nach der Eilfracht-Taxe berechnet wird. Den Auswanderern, welche vom Oberrhein bisher nach Amerika ihren Weg über Köln und von da über Antwerpen oder Havre nahmen, wird auf diese Weise ein gleich wohlfeiler und bequemer Weg nach den vaterländischen Häfen eröffnet, von welchen eine deutsche Flagge und ihre Muttersprache redende, mit ihnen deutsch-fühlende und deutsch denkende Seeleute sie über das Meer geleiten. Es liegt daher in jener Verfügung ein Schritt vorwärts zur Engerknüpfung des Bandes deutscher Nationalität, und als solchen wollen wir ihn freudig begrüßen. (Wes. Z.)

Aus Minden 20. Febr. schreibt die Berliner Zeitungshalle: Hier ist am heutigen Tage der norddeutsche Eisenbahnverband zu einem definitiven Abschluß gelangt. Diese wichtige Nachricht wird ohne Zweifel dem gesammten Handelsstande zu großer Befriedigung gereichen. Der getroffenen Vereinbarung gemäß werden nun künftig von Berlin oder Leipzig nach Bremen so wie andererseits nach Köln Eilgüter, in 24 Stunden zu liefern, von den Verwaltungen der verbundenen Eisenbahn-Gesellschaften verbürgt, es wird desgleichen von ihnen auch für andere Frachten eine Lieferzeit eingegangen werden. Für letztere ist der Totalpreis auf 1 Thlr. 10 Sgr. pr. Ctr. von Berlin bis Köln festgesetzt worden.

Als uns neulich wieder eine Reihe neuer Leipziger Buchhändler-Firmen zu Gesicht kamen, fiel uns ein, was der verstorbene Buchhändler Kummer oft erzählt hat: als er seinem Prinzipal, dem Buchhändler Heinsius, seine Absicht mitgetheilt, sich in Leipzig zu etabliren, habe dieser ganz verwundert ausgerufen: „Aber, mein lieber Kummer, ist Er bei Troste, sich hier etabliren zu wollen: wir sind ja schon unsrer sechszehn!" Wie viel ihrer jetzt in Leipzig sind, wissen wir nicht genau; zweihundert aber mindestens. (Hann. M.)

Die New-Yorker „Deutsche Schnellpost" ist schon wieder in andere Hände übergegangen. Dowiat und Heinzen haben sich über die Redaktion nicht verständigen können, und der bisherige Besitzer, W. Wagenitz, hat die Zeitung als Eigenthum an Karl Heinzen und Tyssowski kontraktlich übergeben, wenn sie ihm bis zum 1. April alle Ausgaben zurückerstatten. H. und T. haben am 1. Februar die Redaktion angetreten. (Br. Z.)

Ferdinand der Zweite, König beider Sicilien, ist am 12. Jan. 1810 geboren und regiert seit dem 8. Nov. 1830. Vermählt ist er, nachdem seine erste Gemahlin gestorben, seit 1837 mit der Prinzessin Therese von Oesterreich, der Tochter des Erzherzogs Karl, die ihm bis jetzt sieben Kinder geboren hat. Aus der ersten Ehe ist ebenfalls ein Sohn, der Kronprinz Franz, vorhanden.

Korrespondenz.

Vom Rheine, 25. Febr.

Schlegel's Vers: „Florentiner, Florentiner, was mag eueren Sinn verkehren, daß ihr euere großen Männer Andern überlaßt zu ehren!" paßt leider zu gut auf Deutschland. Als neuer Beleg dazu mag der Umstand dienen, daß das königliche Institut der Architekten in London den Dombaumeister Ernst Zwirner in Köln zum Ehrenmitgliede ernannt hat, während unsere hochgelehrten deutschen Facultäten und Societäten den Mann noch immer nicht kennen, der berufen ist, den großartigsten Bau zu vollführen, der je von menschlichem Geiste entworfen worden ist.

Frankfurt a. M.

Die Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft, stets bereit, gemeinnützige Zwecke auf das kräftigste zu unterstützen, hat diejenigen Bewohner unserer Stadt, welche beim Austreten des Maines unter Wasser gesetzt werden, von einer lange gefühlten Besorgniß befreit, da diesen Bewohnern bei etwa ausbrechendem Feuer in ihrer Nähe bisher wenig oder gar keine Hülfe geleistet werden konnte. Diese Gesellschaft hat unterm 27. Febr. dem löbl. 12. Quartier eine aus der Fabrik des Hrn. Metz in Heidelberg hervorgegangene Feuerspritze, welche vermöge ihrer Bauart auf Nachen an jede beliebige Stelle und selbst in Häuser gebracht werden kann, kostenfrei übermacht. Einsender Dieses, welcher Gelegenheit hatte, der ersten Probe mit dieser Maschine, geleitet von dem Verfertiger, beizuwohnen, war erstaunt über die gewaltige Wirkung derselben und ist überzeugt, im Sinne aller Uferbewohner hiesiger Stadt zu handeln, wenn er hiermit der obengenannten Gesellschaft den tiefgefühltesten Dank öffentlich ausspricht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4 März. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. (Letzte Gastrolle) Rosine: Frau Lutz, vom Stadttheater zu Köln.

Sonntag, 5. März. (Neu einstudirt): Ritter Tulipan, oder: das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in 1 Act, nach dem Angely'schen Vaudeville für die hiesige Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Redigirt von J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 66. | Montag, den 6. März | 1848.

Dem badischen Volke.

Wer kann den Strom, wenn er im Frühling schwillt,
Mit Menschenhand in schwache Dämme bannen?
Wer, wenn im Drang nach Luft es überquillt,
Ein Feuerherz in dumpfe Bande spannen?
Urmächtig wieder braus't vom Himmelsdom
Durch ganz Italia der Freiheit Strom
Und bricht das starrste Joch des Fürstenwahnes;
Er hat erlös't aus schwarzer Geier Macht
Die Welt der Alpen, und in Einer Nacht
Die Franken aus dem Griff des wälschen Hahnes.

Dir, meiner Heimath Volk! im Jubelton
Soll meiner Hymnen schönste heut' erklingen;
Dir, das errungen jene Palme schon,
Nach der noch deine Brüder sehnlich ringen!
Du schrittest ihnen auf des Lichtes Bahn
Von jeher unerschrocken stets voran
Mit einer Geistesflammenschaar von Rittern;
Du strittest nie für deine Wohlfahrt nur,
Nein, den Verwandten all' auf deutscher Flur
Warst du ein Schild in drohenden Gewittern!

Du tratest für das Recht der jungen Zeit,
Umflügelt von geflüchteten Gedanken,
Die Schutz bei dir gesucht von nah' und weit
Vor ihrer Zwingherren Bannfluch, in die Schranken;
Wovor so Vieler Zungen oft gezagt,
Hast du vor deines Fürsten Thron gewagt:
Die freie, deutsche, männerstolze Rede,
Vor der zersplittern muß der Knechter Band,
Vor der erzittern muß ihr schlechter Grund,
Und scheu verkriechen sich der Lügen jede.

Die Rede, Wogen aus des Volkes Meer,
Wie rollte sie von seiner Männer Lippen,
Ob auch ein endlos Bajonnettenheer
Sie rings umstarrte wie des Nordpols Klippen!
Die Rede, ja, Volk meiner Heimath du!
Sie führte dich dem schönsten Siege zu,
Als dir von drüben schlug die Mahnestunde;
Eins mit dem Donnerkeile von Paris,
Hat sie gesprengt der Tyrannei Verließ
Und jauchzt im Echo nun von Mund zu Munde.

Heil dir, mein Volk! und jedem Fürsten Heil,
Der, deinem gleich, sich neigt der Zeit Verjüngung,
Der nur in ihr jetzt sucht sein besser' Theil
Und ihr das Blut spart zu des Saatfelds Düngung!
Dein Name strahlt fortan im hellen Glanz
Hoch in Germaniens Immortellenkranz,
Den weder Nordost kann, noch West zerpflücken;
Wenn er geflochten wird durch Einigkeit
Von Volk und Fürsten, — dann ist er gefeit
Vor jedem Feind im Antlitz oder Rücken.

Und wie die Stürme nun mit warmem Hauch
Des Lenzes Wiederkehr der Erde künden,
So mög' des Zeitgeists Flügelschlag nun auch
Im Herzen Aller neuen Frühling zünden!
Streift ab, doch schonend, was noch Glied von Glied
Im Volk und Staat, Palast und Tempel schied,
Versöhnt euch liebreich in der Freiheit Lichte!
Verbrüderung, so weit sein blaues Zelt
Der Himmel spannt, Vergöttlichung der Welt —
Das ist das höchste Ziel der Weltgeschichte!

Frankfurt, 2. März. **August Schnezler.**

Badische zweite Kammer.

(Karlsruhe, 1. März.) 32. öffentliche Sitzung der zweiten Kammer. Unter dem Vorsitze des Präsidenten Mittermaier. Auf der Regierungsbank St.-R. Bekk.

v. Struve, Jörger, Löwenhaupt, Winter und der Bürgermeister von Offenburg erscheinen an den Schranken und übergeben dem Abg. Hecker Petitionen.

St.-R. Bekk: Die Verhältnisse sind schwierig. In solchen Momenten muß man seinen Muth beweisen. Die jetzige Lage der Dinge ist schlimm, nicht nur für die Regierung, sondern auch für alle Die, welche die Ordnung wollen. Gestern haben wir Ihnen in Beziehung auf drei Reformen Eröffnungen gemacht. Sie betreffen die Presse, das Schwurgericht und die Volksbewaffnung. Hinsichtlich der Presse haben wir Ihnen noch eine Eröffnung zu machen. Sie werden im heutigen Regierungsblatt lesen, daß das Preßgesetz vom Jahr 1831 **wiederhergestellt** ist.

Stürmischer Beifall. Hoch lebe der Großherzog!

Präsident: Solchen Jubel darf ich nicht wehren.

Präsident: Eine Deputation von Bürgern von Pforzheim hat mir eine Petition, allgemeine Bürgerbewaffnung, Schwurgericht, Preßfreiheit, gerechte Vertheilung der Steuern betr., übergeben.

Hecker: Im Namen des Volks, das Boten gesandt, übergebe ich Petitionen von Offenburg, Ladenburg, Mannheim. Ich danke dem Volk, daß es ein Volk geworden und an die Schranken getreten ist. Wir verlangen weitere Garantie, wir erwarten Waffen gegen innere und äußere Feinde. Wir werden später eine Erklärung von 8 Deputirten übergeben.

Mez: Daß größere Städte Petitionen in dieses Haus schicken würden, war zu erwarten, ich übergebe eine Petition von 197 Bürgern Freiburgs.

v. Itzstein: Die Kammer weiß, daß ein alter Mann vor ihr steht, und die Bürger wissen, daß ich es wohl mit ihnen meine, ich besitze ihr Vertrauen und bitte sie, die gesetzliche Ordnung beobachten zu wollen. Ich übergebe eine Petition von Betten um Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, deutsches Parlament. (Man hört stürmisches Hoch im Hof des Ständehauses und auf der Straße, das sich während der ganzen Sitzung alle Augenblicke wiederholt.) Eine Petition von Ettlingen, eine Petition des nämlichen Inhalts von Busenbach, eine Petition von Oberkirch, welche die nämlichen Anträge enthält, und eben so von der Gemeinde Renchen.

v. Soiron übergibt eine Petition von Mühlburg.

Zittel eine solche von Durlach, beide des nämlichen Inhalts

Brentano eine dringende Bitte der Karlsruher Turner um Erfüllung der Zusagen von gestern. Die Regierung hat sich auf den Boden des Gesetzes gestellt, ich habe jetzt das Vertrauen, daß auch die übrigen Zusagen in Erfüllung gehen. Ich hatte die Zusage gemacht, wegen den jüngsten Verhaftungen zu interpelliren. Ich richte jetzt die Bitte an den Hrn. Regierungs-Commissär um allgemeine Amnestie wegen aller politischen Vergehen.

Richter übergibt eine Petition von Kippenheim, allgemein politischen Inhalts.

Kapp übergibt eine Petition von sämmtlichen Gemeinden der untern Bergstraße bei Heidelberg, Entlastung von Weinaccis; weiter eine Petition der Offenburger Wahlmänner, allgemeinen polit. Inhalts wie die frühere.

Hecker übergibt eine Petition von Ilvesheim des oft erwähnten Inhalts. Ich bemerke mit wahrer Freude, was ich vorhin im Drang meines Herzens übersehen. Die Petition von Heidelberg ist von sämmtlichen Professoren unterzeichnet, ein Beweis, daß sie Bürger geworden sind. (Wiederholter, stürmischer Jubelruf auf dem Hofe und der Straße)

Hecker richtet im Namen von 8 Mitgliedern eine Erklärung zur Zustimmung an die Kammer. Der Antrag geht dahin: 1) die Kammer wolle erklären: es möge die Regierung sofort das Preßgesetz wieder herstellen; 2) sofort alle Ausnahmsbeschlüsse aufheben; 3) sofortige Beeidigung sämmtlicher Staatsbürger, mit Einschluß des Militärs, auf die Verfassung anordnen; 4) alle politischen Beeinträchtigungen um des Glaubens willen aufheben, beziehungsweise den Ständen hierüber Gesetzesvorlage machen; 5) Gesetze vorlegen über Einführung von Geschwornengerichten mindestens in Strafsachen, über allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere, über volle Verantwortlichkeit der Staatsbeamten mit einem Staatsgerichtshof von Geschwornen; 6) sofortige Zusicherung ertheilen, daß in der nächsten Bälde die Reste des Feudalwesens, insbesondere des Jagdrechts, die Bürgereinkaufsgelder, die Abzugssteuer der Standes- und Grundherren beseitigt; alle privilegirten Gerichtsstände aufgehoben, eine einzige direkte Steuer in Form einer Vermögens- und Einkommensteuer mit progressiver Scala; eine volksthümliche Verwaltung durch Betheiligung der Bürger hieran eingeführt, und endlich die Vertretung des deutschen Gesammtvolkes in einheitlicher Nationalvertretung bei der schwierigen Lage des Vaterlandes ohne Verzug in's Leben gerufen werde. Die Erklärung ist unterzeichnet von v. Itzstein, Peter, Mez, Kapp, Hecker, L. Brentano, Richter, v. Soiron.

Hecker trägt darauf an, diese Erklärung durch die ganze Kammer als Deputation heute noch dem Staatsministerium zu übergeben.

Mathy widersetzt sich sofortiger Berathung und trägt auf Verweisung in die Abtheilung an.

Peter: Die Kammer muß ihre Schuldigkeit thun, das Volk muß gewiß seyn, daß wir seiner gedenken.

Mez: Es hat gestern Jemand gesagt: es ist leicht, in die Segel zu blasen, wenn der Sturmeshauch geht. Es ist auch schwer, auf bewegter See zu halten. Dann muß man mit dem Wind segeln. Ich habe vor der Unterschrift mein Gewissen gefragt. Es giebt Vorfälle, welche sich nicht in Abtheilungen verweisen lassen. Wir wollen die Dringlichkeit des Momentes nicht aus dem Auge lassen, der heutige Tage ist unser. Im schlimmsten Fall würden die acht Unterzeichner die Erklärung dem großh. Staatsministerium übergeben. Man kann das heute erschienene Volk nicht in die Abtheilungen verweisen.

Mathy: Wir müssen unsere Pflicht thun. Wenn die Erklärung ohne Berathung übergeben wird, so wird sie als eine abgerungene betrachtet werden.

Bekk: Man muß das Gesetz beobachten. Die Uebergabe von acht Mitgliedern wäre eine Privat-Handlung.

Brentano: Verweisung in die Abtheilungen würde die Sache todtschlagen. Es ist hohe Zeit, das Militär auf die Verfassung zu beeidigen, wer weiß, ob es nicht morgen schon mit scharfen Patronen an die Gränzen ziehen muß. Die Anträge sind schon längst berathen, sie sind auch in den Abtheilungen des Volkes zu berathen.

St.-R. Bekk: Zu den Vertretern des Volks gehört auch die erste Kammer.

Hecker: Es ist jetzt keine Zeit zu Ceremonien (großer Beifall auf der Galerie). Hecker spricht sich energisch dagegen aus.

Peter unterstützt den Antrag des Abg. Hecker.

v. Soiron: Ich habe mich auch gefragt, was der Augenblick gebietet. Die Antwort war, wir müssen uns an die Spitze der gesetzlichen Bewegung in Deutschland stellen. Wir müssen zu diesem Zweck erklären, was die Wünsche des deutschen Volks sind, damit das deutsche Volk ein Ziel verfolgen kann; wir müssen mit einem Wort das Programm aufstellen und nach allen deutschen Gauen entsenden, es wird Gewicht haben, denn wir haben von jeher an der Spitze des Fortschritts gestanden. Ich habe mir aber auch weiter gesagt, wir müssen das Vertrauen des Volks in diesem wichtigen Moment gewinnen und erhalten. Wir müssen zu diesem Zweck eine solche Erklärung abgeben. Das Staatsoberhaupt, eine bundesverfassungstreue Regierung, hat sich heute auch über einen Bundesbeschluß hinweggesetzt, da können wir auch uns wohl einmal ausnahmsweise über die Geschäftsordnung hinwegsetzen. Wir wollen ja nicht die Verfassung verletzen, wir wollen sie erhalten und schützen.

Slößer unterstützt den Antrag des Abg. Mathy.

Welcker. Wir müssen einig bleiben; wir müssen aber auch die gesetzliche Ordnung nothwendig einhalten. Ich habe mich nie gescheut, als Oppositionsmann für die Freiheit des Volks zu kämpfen. Ich bin jeden Augenblick bereit, eine ähnliche Erklärung abzugeben, aber die Erklärung muß von der Kammer ausgehen. Die Sätze sind nicht berathen, es wird der Sache schaden, wenn die Erklärung übereilt abgegeben wird. Es sind noch Wünsche vorhanden, welche in der Erklärung nicht vorkommen. Wir wollen beifügen, daß zwei Mitglieder im Staatsministerium das Vertrauen des Volks nicht besitzen. Wir können morgen berathen.

v. Soiron vereinigt sich mit Welcker und ersucht seine Freunde, dies ebenfalls zu thun.

Hecker: Wir wollen heute noch beisammen bleiben und berathen.

Welcker stimmt vollkommen bei.

Bassermann: Jetzt bedarf es keiner Unterstützung des von meinem Freund Mathy gestellten Antrags. Haben wir Vertrauen auf die Sache und auf uns selbst.

Hecker: Heute Berathung, morgen mündlicher Bericht und Beschlußfassung, mehr gebe ich nicht nach.

Der Antrag des Abg. Hecker wird einstimmig angenommen.

Hessische zweite Kammer.

(Darmstadt, 2. März.) In heutiger Sitzung der zweiten Kammer erstattete der Abgeordnete Eigenbrodt Bericht über den Antrag der Abgeordneten v. Gagern, Lehne, Franck und Wernher *)

Hr. Eigenbrodt entwickelte in klarer schlüssiger Weise, wie wenig der deutsche Bundestag bis jetzt den gerechten Erwartungen des deutschen Volkes entsprochen habe, und wie nothwendig es sey, Maßregeln zur besseren Einheit Deutschlands in der Stunde der Gefahr nicht allein, sondern auch zur Wahrung der Rechte von Fürst und Volk überhaupt zu treffen. Das Gutachten des dritten Ausschusses war im Sinne des Antrages. Wir werden den Bericht in unserer nächsten Nummer wörtlich abdrucken. Der größere Theil der Kammer wünschte dringend die Berathung über den Antrag auf nächsten Samstag — da aber von Einzelnen der Druck des Berichts zu ihrer besseren Aufklärung gewünscht wurde, ist es vorauszusehen, daß die Berathung erst Montag erfolgen werde. Die Tagesordnung brachte die Berathung über den Antrag des Abg. Emmerling, daß die Staatsregierung die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Gemeinderaths anerkennen möge. Der Ausschuß hatte den Antrag dahin unterstützt, daß die Kammer in Anerkennung der Zulässigkeit der Oeffentlichkeit jener Sitzungen die Staatsregierung ersuchen wolle, solche den Gemeinden, welche sie wünschen, zu gestatten. Abg. Emmerling machte das Amendement, statt des Ausdrucks zu gestatten, die Worte: keine Schwierigkeiten entgegenzustellen, zu setzen. Abg. Zitz stellt das Amendement, die Kammer wolle erklären, die Oeffentlichkeit der Sitzungen sey ein Ausfluß der den Gemeinden gesetzlich zustehenden Befugnisse, und die Staatsregierung sey zu ersuchen, die in einzelnen Gemeinden entgegenstehenden Schwierigkeiten in Ausübung dieses Rechts möglichst bald zu beseitigen. Der Antragsteller entwickelte, daß schon der Ausschußbericht zugebe, daß die Oeffentlichkeit der Sitzungen gesetzlich erlaubt sey — er findet also auch weder Grund, die Regierung um Gestaltung von Etwas zu ersuchen, was zu verweigern sie kein Recht habe, noch erachtet er es nothwendig, einen Antrag an die Regierung dahin zu stellen, der Ausübung eines Rechtes der Gemeinden keine Schwierigkeiten entgegenzustellen. Die Gemeinden sollten sich in dem Besitze ihrer Rechte erhalten: würden sie darin durch widerrechtlichen Eingriff der Regierung gestört, so sey es an der Kammer, einzuschreiten. Es den Gemeinden zu überlassen, die Oeffentlichkeit zu geben oder zu versagen, findet der Redner weder konsequent noch der Wichtigkeit der Sache entsprechend. Die Gemeinden möchten die Thüren öffnen: sey das Lokal ungeeignet, so würde sich im Laufe der Zeit das Bedürfniß schon Raum schaffen. Bei der demnächstigen Abstimmung entschieden sich nur wenige Abgeordnete für den Antrag des Ausschusses, eine überwiegende Majorität für das Amendement von Emmerling, wodurch das erweiterte von Zitz als beseitigt ohne Abstimmung blieb. Man bemerkte während der Sitzung große Aufregung auf den Bänken, worauf die Deputirten Aull, Kilian und Zitz saßen. Das Gerücht verbreitete sich, daß etwa 200 Bürger von Mainz und Kastel anwesend seyen, um ihren Abgeordneten die in der Bürgerversammlung vom verflossenen Montag angenommene Adresse zu überreichen. Die Vorzimmer des Ständesaals waren mit Menschen ganz angefüllt: der Abg. Zitz trat in deren Mitte, und Hr. Scholz von Mainz überreichte ihm mit kurzer gediegener Anrede die Adresse mit den Unterschriften. Hr. Zitz erklärte, solche zu seinem Antrage erheben und mit aller Kraft seines Willens und seiner Ueberzeugung unterstützen zu wollen. Abg. Aull hatte sich nicht zum Empfange der Adresse eingefunden. Um 12 Uhr vereinigten sich alle rheinhessische Abgeordnete so wie viele oberhessische und starkenburgische Deputirte im Darmstädter Hof zu einem einfachen, aber herzlichen Mahle. Ein Toast auf die Kammer und ihr Wirken im volksthümlichen Sinne wurde von Hrn. Scholz ausgebracht, von den Hrn. Aull und Zitz erwiedert. Starkenburger Abgeordnete brachten den Rheinhessen, Oberhessen den Starkenburgern und Rheinhessen den Oberhessen einen Toast auf einheitliches Streben nach den ihnen zustehenden Rechten und Freiheiten, wogegen sie sich aber auch verbrüdern wollten zur Erhaltung der politischen und gesellschaftlichen Ordnung des Staates. Andere Toaste auf Deutschlands Einheit, auf Vertretung des gesammtdeutschen Volkes (Abg. von Gagern) wurden mit Jubel aufgenommen. Um 2 Uhr begab sich der Zug mit der Eisenbahn zurück. Wir hörten einen oberhessischen Abgeordneten die wahrhaft dichterische Bemerkung machen, daß er den Seinigen schreiben werde, ein Sommertag in Oberhessen erwärme das Blut nicht so, wie eine Stunde Leben im Kreise der Rheinhessen. Alles athmete Freiheit und Bruderliebe: Gott gebe seinen besten Segen dazu! (Mainz. Z.)

*) Siehe denselben Journal Nro. 62, zweite Beilage.

Dupont de l'Eure.

Merkwürdiger Weise war Dupont de l'Eure, der Präsident der jetzigen republikanischen Regierung von Frankreich, im Jahre 1830, wenigstens eine Zeit lang mit dem unter so viel Schmach und Hohn gestürzten Guizot in einem und demselben Ministerium. Dupont ist ein alter Mann, schon durch seine Kämpfe gegen die älteren Bourbonen wohl bekannt. Im Jahre 1767 zu Neubourg in der Normandie geboren, war er 1792 Maire in seiner Gemeinde, bekleidete in der Revolution mehrere Aemter nach einander, war 1811 Präsident des kaiserlichen Gerichtshofs zu Rouen, nach der Restauration Vicepräsident der Deputirtenkammer, setzte nach der Schlacht bei Waterloo die Protestation der Kammer auf wider Alles, was die alliirten Mächte gegen die Unabhängigkeit Frankreichs und seine Verfassung unternehmen könnten, und saß sofort seit 1817 als Deputirter des Eure-Departements stets auf der linken Seite der Kammer. Anfangs weigerte er sich, in jenes erste Ministerium nach der Julirevolution einzutreten. Denn er trug durchaus kein Verlangen nach der Herrschaft, und seine Bescheidenheit ließ ihn die Last derselben fürchten. Lafitte jedoch wußte ihn zu bestimmen, daß er das Ministerium der Justiz annahm. Er flehte ihn eigentlich an; denn der bloße Name Dupont galt bei dem Volke für eine Bürgschaft; er nahm ihn bei den Händen, drückte sie in den seinigen, und unterstützte seine Bitte mit Allem, was auf einen hochherzigen Mann einzuwirken vermag. Dupont de l'Eure gab endlich nach und ließ sich dem Reichsverweser, dem jetzt aus Frankreich vertriebenen König Ludwig Philipp, vorstellen. Der Prinz empfing ihn mit vieler Leutseligkeit und Herzlichkeit. Der neue Minister begann aber damit, unverhohlen seinen Widerwillen gegen die Ausübung der Gewalt zu äußern. Er sagte, er sey kein Hof-

mann, seine Gewohnheiten wie seine Neigungen seyen republikanisch. Ludwig Philipp aber antwortete damals, es werde keinen Hof mehr geben, und er bedaure selbst, nicht in einem republikanischen Lande, wie Amerika, leben zu können, ein Wunsch, welcher jetzt in Erfüllung gehen zu können scheint. Dupont de l'Eure verschwieg dem Könige seine Besorgnisse nicht; während der ganzen Unterhaltung war seine Sprache überhaupt die eines freien Mannes. Bei Uebernahme des Ministeriums schlug er die 20,000 Franken Einsetzungskosten aus, obgleich man ihm zu deren Annahme dringend gerathen und seine Kollegen dieselben wirklich angenommen hatten. Seine Weigerung stützte sich darauf, daß diese Art Gehalt nicht von der Kammer beschlossen worden war. Schon dies machte ihn bei'm Hofe unbeliebt; dennoch begegnete man ihm dort stets auf's zuvorkommendste. Als er aber den Gang der Dinge sah, da wurde bei der Unerbittlichkeit seiner Tugend der Patriotismus dieses unbestechlichen Ministers von Tag zu Tag finsterer. Obgleich man von Seite des Hofes sich die angelegentlichste Mühe gab, seinen Patriotismus etwas abzuschleifen, zog er sich doch schon nach einem halben Jahre wieder von den Geschäften zurück. „Denn welchen Platz — so sagt von ihm Louis Blanc in seiner Geschichte der zehn Jahre 1830 — 1840 — konnte ein Bürger dieses Schlages im Schooße einer neuen Monarchie und mitten unter Emporkömmlingen einnehmen, welche sich in Schmeichelei, in seinen Sitten, in der Intrigue versuchten? Eine gesunde Vernunft, ein unerbittlicher Menschenverstand, ein freimüthiges Wesen, Gutmüthigkeit neben ehrenwerther Derbheit, ein großer Geschäftseifer sind keine genügenden Eigenschaften, um die Verwickelungen zu beherrschen, welche in einer verderbten Gesellschaft aus der Kreuzung der Interessen und dem Spiel der Leidenschaften erwachsen." Die letzten Tage des Februars haben nun den zwar alten, aber unerschütterlichen Mann auf einen Platz erhoben, der, wie er selbst gegen Ludwig Philipp sich äußerte, seinen Neigungen gemäß ist, zur Theilnahme an einer republikanischen Regierung.

Kirchliche Rundschau.

(3. März.)

Auch die Schweiz kommt jetzt zu der Erkenntniß, daß politische Freiheit ohne religiöse ein Spielball der Geistesbeschwörer ist, und beschließt allgemeine Gleichberechtigung beider christlichen Hauptconfessionen zum Gottesdienste und in politischer Hinsicht. Dasselbe ist in Sardinien geschehen, wodurch denn auch die langbedrückten Waldenser erst wirklich Bürger ihres Vaterlandes werden. Toscana hat die Gleichheit aller Confessionen vor dem Gesetze, namentlich auch in Bezug auf die Bekleidung von Staatsämtern und die Duldung der gegenwärtig bestehenden nichtkatholischen Culte festgestellt. In Schweden bekämpft der Adel den Antrag seines edlen Standesgenossen (Grafen Stedingl) auf Religionsfreiheit. Die freie christliche Gemeinde zu Magdeburg wird den Mitgebrauch der H. G. Kirche nicht erhalten, wenn nicht die jüngsten Weltereignisse die Ansichten der geistlichen Machthaber geändert haben. Die vereinigte freie (christliche) Gemeinde zu Halle a. d. S. hat sich in einer Immediateingabe an Se. Maj. den König gegen den bekannten Austrittszoll verwahrt. Die deutschkatholische Gemeinde zu Hamburg hat den Namen „freichristliche" angenommen. Das bischöfliche Ordinariat zu Speyer setzt seine Inquisition gegen die Geistlichen (wegen freisinniger Zeitungsartikel) mit empörender Consequenz fort. In Graz hat sich die Zahl der anwesenden Jesuiten in einer Weise vermehrt, welche die ohnehin gegen die Hierarchie gestimmte Bevölkerung vollends aufregt. Dagegen wurden in Lemberg, den Wünschen des Volkes gemäß, die Schwestern vom heiligen Herzen ausgewiesen, remonstriren aber dagegen in Wien. In Bayern ist der Redemptoristenorden außer Wirksamkeit gesetzt, unter allgemeinem Beifalle des Volkes mit wenigen Ausnahmen, z. B. einiger Fleischlieferanten der Wallfahrer zu Altötting.

Mannichfaltigkeiten.

*(Höchst, 3. März.) Ich benachrichtige Sie, daß auf Fastnacht hier kein öffentlicher Maskenzug stattfindet wegen der eingetretenen sehr ernsten Ereignisse. Es ist dies Beschluß der ganzen Carneval-Gesellschaft. Die Blicke der hiesigen Bewohner sind jetzt alle auf Wiesbaden gerichtet, morgen gehen dahin circa 100 Personen von hier und gewiß eben so viele aus den umliegenden Ortschaften ab.

(Oppenheim, 2. März. — Hess. Z.) Ein großes Unglück hat sich in verflossener Nacht dahier zugetragen. Um 1 Uhr schreckten die Sturmglocken die Bewohner auf. Man glaubte ein Brand sey ausgebrochen. Bald aber erfuhr man, daß zwei Häuser eingestürzt, oder vielmehr von einer Mauer von der höchsten Stelle in Oppenheim gleichsam in die Erde geschmettert worden wären, und zwar so, daß Alles dem Erdboden fast gleich war. Fünfzehn Menschen und zwei Pferde wurden darunter begraben. Drei Kinder und ein Mädchen von zwanzig Jahren schliefen in einem Kellergewölbe, wahrscheinlich wegen Mangels an Raum. Man hörte sie schreien und jammern; das Gewölbe wurde erbrochen und diese vier Menschenleben gerettet. Die Uebrigen, nebst den Pferden, sind zerschmettert. Acht Leichen hat man zu Tage gefördert. Eine Frau und der Knecht wurden bis jetzt noch nicht gefunden.

Frankfurt, 4. März.

An der Reitbahn, wo am Abend des 3. März d. J. die Versammlung der Frankfurter Bürger zur Abfassung und Unterzeichnung einer Adresse an den Senat statt fand, begehrte verspätet ein junger Mann Einlaß. Da derselbe sich trotz vieler Zureden nicht abweisen lassen wollte, richtete ein Nahestehender folgende Worte an ihn: „Beruhige dich, junger Mann, ich stehe nun schon nahe an zweitausend Jahre draußen an der Pforte, allen Stürmen preisgegeben; ich durfte nur ein paar Worte sprechen, sie hätten den Bann gelös't, allein diese Worte, sie hätten die Freiheit meines Geistes gefesselt, ich sprach sie nicht. Heute endlich huldigt das deutsche Volk der Freiheit, der Bann ist gelös't. Hörst du das Freudengeschrei! Reiche mir die Hand, wir sind Brüder, diese Thüre trennt uns nicht lange mehr von den Brüdern. G.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. März. (Neu einstudirt): Ritter Tulipan, oder: das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in 1 Act, nach dem Angely'schen Vaudeville für die hiesige Bühne bearbeitet.

Montag, 6. März. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 67. Dienstag, den 7. März 1848.

Freiheit, Ordnung!

Sey gegrüßt, du neue Zeit,
Die mit Macht die Fesseln sprenget!
Alle Räume werden weit,
Die die Willkür hat beenget;
Mild erglänzt der Freiheit Strahl
Nach der Nacht, der langen, langen;
Morgen wird's mit Einem Mal
Und das Alte ist vergangen.

Auch in uns'rer Mainesstadt,
Die von jeher ohne Zagen
Treu dem Licht gehuldigt hat,
Sieht man froh es ringsum tagen.
Kräftig bringt das freie Wort
Zu den Lenkern uns'res Staates,
Doch kein Fremdling ist es dort
In dem Kreis des hohen Rathes.

Lang' bevor der Donnerton
Her aus Frankreich zu uns schallte,
Kannten wir die Freiheit schon,
Wir sind Freunde, gute, alte.
Uns're Lenker traten nie
Ihren Bürgern keck entgegen;
Nein, mit Treue gingen sie
Stets auf des Gesetzes Wegen.

Nicht geächtet ward der Mann,
Der ein freies Wort gesprochen;
Bei uns suchte kein Tyrann
Geister selbst zu unterjochen.
Nicht bei jedem Tritt und Blick
Standen Späher auf der Lauer
Und kein deutscher Katholik
Schläft an einer Kirchhofsmauer.

Darum sehe Niemand an
Uns als freigegeb'ne Knechte,
Die auf ungewohnter Bahn
Sich vergreifen an dem Rechte.
Nein, Verachtung immerdar
Werden wir dem Frevler zollen!
Unser Ziel, es ist uns klar
Und wir wissen, was wir wollen.

Nicht die schnöde Willkür soll
Uns den Weg zur Freiheit bahnen!
Nur der Sklave, frei, haus't toll,
Ordnung steht auf unsern Fahnen.
Weithin machen wir es kund,
Daß kein Frevler es verletze:
Freiheit, aber nur im Bund
Mit dem Recht und dem Gesetze!

Frankfurt a. M., 5. März 1848. **Ludwig Hub.**

Das Standrecht für die Lombardey.

Aus Mailand theilt die A. A. Z. den wesentlichen Inhalt des proklamirten Standrechtes mit: „Es werde das standrechtliche Verfahren eingeleitet gegen alle Diejenigen, die nach Veröffentlichung des gegenwärtigen Gesetzes sich als Anstifter oder Verführer zum Verbrechen des Hochverraths oder des Verbrechens der Rebellion und des Aufruhrs erweisen. Dem Standrecht verfällt ferner, wer irgend der bewaffneten Gewalt während eines Aufruhrs aus irgend einem Grund thätigen Widerstand leistet, oder gegen öffentliche Beamte oder gegen eine Schildwache Gewaltthätigkeiten sich erlaubt; ferner wer irgend mit bewaffneter Hand sich einem Volksauflauf beigesellt, der Aufforderung der Behörde, sich zurückzuziehen, nicht schleunigen Gehorsam leistet oder während eines Aufstandes mit den Waffen ergriffen wird; desgleichen wer mittelst öffentlicher Reden oder anderer Mittel Haß gegen die Regierungsform, gegen die Staatsverwaltung oder gegen die Landesverfassung zu erregen sucht. Gegen Jeden, der eines der angeführten Verbrechen schuldig befunden, soll die Todesstrafe ausgesprochen, veröffentlicht und nach standrechtlicher Weise vollzogen werden. Binnen längstens vierzehn Tagen, vom Tag der Verhaftung an gerechnet, sollen die Untersuchungsakten geschlossen und das Urtheil gefällt

seyn. Gegen ein Todesurtheil ist weder Appellation, noch Begnadigungsgesuch statthaft! Nur im Fall das Kriminalgericht wegen bedeutender mildernder Umstände die allerhöchste Gnade für Abwendung der Todesstrafe anrufen zu müssen glaubt, oder wenn die Todesstrafe bereits gegen einen oder mehrere der Hauptschuldigen vollzogen und damit ein hinreichendes Exempel „heilsamen Schreckens" zur Wiederherstellung der Ruhe gegeben worden, kann das Todesurtheil der hohen und der allerhöchsten Behörde zur Bestätigung oder Milderung vorgelegt werden. Das Gericht schlägt das nöthige Verfahren ein, sobald es von irgend einem Vorfall, der eines der obenangeführten Verbrechen in sich begreift, Kenntniß erhalten, ohne hierzu einen speziellen Befehl der obern Behörde abzuwarten. Nach diesem standrechtlichen Verfahren fällt das Kriminalgericht jeglichen Ortes, woselbst das Verbrechen begangen worden, das Urtheil. Auch gegen Militärpersonen, wenn sie von der Civilbehörde verhaftet worden, schreitet das Kriminalgericht jeglichen Ortes nach dem Standrecht ein, setzt jedoch, sobald als möglich, das zunächst gelegene Militärkommando in Kenntniß, indem es zugleich Name, Rang und Geburtsort des Angeschuldigten anzeigt. Um die Fälle, in welchen das standrechtliche Verfahren anwendbar, zu bestimmen, bedarf es der Zustimmung von vier Richtern nebst dem Präsidenten. Gegen Personen, deren Schuld erwiesen, auf welche jedoch die Todesstrafe nach dem standrechtlichen Verfahren nicht anwendbar ist, soll ein geringerer Grad der Strafe nach dem Pönal-Codex verhängt werden." Neben diesem Beschluß des Kaisers veröffentlichen die italienischen Blätter noch eine besondere, vom Governatore Grafen v. Spaur unterzeichnete Bekanntmachung, nach welcher die Polizei ermächtigt ist, „gegen Handlungen, die an sich unschuldig, aber unter gewissen Umständen den Charakter einer politischen Demonstration tragen, einzuschreiten, und dergleichen Handlungen unter Strafandrohung zu verbieten." In diese Kategorie gehören: „das Singen oder Deklamiren gewisser Verse oder Gedichte, das Applaudiren oder Auszischen gewisser dramatischer oder mimischer Darstellungen, das Tragen bestimmter Farben und gewisser Zeichen, das Zusammenströmen an einem bestimmten Ort, das Sammeln von Geldbeiträgen und Unterschriften, das Abrathen, mit gewissen Personen zu verkehren etc." Im Fall der Uebertretung des Verbots kann eine Geldstrafe bis zu sehr bedeutender Summe zu Gunsten irgend einer frommen Stiftung des Orts,' oder die Entfernung des Individuums von dem Ort, wo die Uebertretung des polizeilichen Verbots begangen worden, oder Gefängnißstrafe ausgesprochen werden. Ausländer werden in dergleichen Fällen über die Gränze gebracht.

Adresse an den Ausschuß der würtemb. Ständekammer.

Verfaßt von

Ludwig Uhland.

Hochansehnlicher ständischer Ausschuß!

Der Sturm, der in die Zeit gefahren ist, hat die politischen Zustände Deutschlands in ihrer ganzen unseligen Gestalt Allen erkennbar bloßgelegt. Es ist nöthig in dieser bewegten Zeit, daß Deutschland gerüstet dastehe, nicht um herauszufordern, gewiß aber zu Schutz und Schirm seiner Gränzen. Allein es soll die Rüstung anlegen, den wunden Fleck auf der Brust. Jetzt eben schmerzt er tief, und es thut noth, daß er rasch geheilt werde.

Auf die Verbesserung jener Zustände von Grund aus hinzuwirken, dazu spornt jetzt nicht lediglich die gute Gelegenheit, das Eisen zu schmieden, so lang es glüht, es drängt dazu vor Allem ein Zwiespalt des öffentlichen Gewissens, der seine Lösung verlangt, eine Forderung der Volksehre, welche Befriedigung heischt.

Einem Volke, das von der heiligen Pflicht durchdrungen ist, seinem vielgefährdeten Boden nicht eine Spanne weiter entreißen zu lassen, mangelt die Sicherheit, daß es nicht als willenloses Werkzeug diplomatischer Verwicklungen die Waffen ergreife; versagt ist ihm das begeisternde Bewußtseyn, für eine auch politisch würdige Stellung unter den gesitteten Völkern mit Gut und Blut einzutreten.

Das große Grundgebrechen unseres deutschen Gesammtvaterlands läßt sich in wenige Worte fassen; es fehlt die volksmäßige Grundlage, die freie Selbstthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung seiner Einsichten und Gesinnungen bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens. In geistiger und sittlicher Bildung keinem andern nachstehend, hat das deutsche Volk noch immer nicht von dem Geiste, der in ihm lebt, sondern von den Ueberlieferungen staatsmännischer Weisheit die Ordnung seiner Geschicke zu erwarten. Dieses politische Grundübel verzweigt sich in die einzelnen Mängel, deren bedeutendste, durchgreifendste jetzt überall zur Abhülfe bezeichnet werden.

Es fehlt die mitwirkende Vertretung der Nation an der Stelle, wo über die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten des Vaterlandes, wo selbst über wesentliche Rechte, die in den Verfassungen einzelner Staaten verbürgt sind, entschieden wird; es fehlt in den meisten Bundesstaaten die allgemeine Volksbewaffnung, in der zugleich die Gewähr liegt, daß nur solche Kriege geführt werden, die das Volk für nöthig erkennen muß; es fehlt die freie Aeußerung mittelst der Presse, dieses klare Recht des würtembergischen Verfassungsvertrags; Versammlungen und Vereine zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten unterliegen den drückendsten Beschränkungen; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, unentbehrlich für den unmittelbaren Einblick und das allgemeine Vertrauen in die Verwaltung der Rechtspflege, sind hier zu Lande nur erst zu ungenügendem Anfang gelangt; es fehlt in den Grundbedingungen einer kräftigen Entwicklung des wahren Gemeingeistes im nächsten Kreise der Gemeinden und Körperschaften; und im Verfassungsleben Würtembergs, das wir an die gemeinsamen deutschen Verhältnisse überall anknüpfen möchten, fehlt insbesondere noch der ungetrübte Ausdruck der Volksmeinung durch eine reine, volksthümliche Wahlkammer, ein Uebelstand, der dem nothwendigen vertrauensvollen Zusammenhange des Volks mit seinen Vertretern und der Wirksamkeit der Letztern den erheblichsten Eintrag thut.

Hiernach richten wir Unterzeichnete an den hochansehnlichen ständischen Ausschuß als den Stellvertreter der gegenwärtig nicht versammelten Kammern das angelegentlichste Ersuchen:

Die unverweilte Einberufung der vertagten Stände-Versammlung zu veranlassen, damit die Kammern folgende Punkte zu ihren Anträgen an die königl. Staatsregierung schleunig und nachdrücklich erheben mögen:

1) Ausbildung der Gesammt-Verfassung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaats mit Volks-Vertretung durch ein deutsches Parlament am Bundestage;
2) Allgemeine Volksbewaffnung;
3) Preßfreiheit im vollen Umfang, gemäß dem §. 28 der Verfassungs-Urkunde;
4) Aufhebung der Beschränkungen, welche gegen Vereine und Versammlungen zu Berathung öffentlicher Angelegenheiten bestehen;
5) vollständige Durchführung des Grundsatzes der Oeffent-

lichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit allen sich daran knüpfenden Consequenzen;

6) Vollkommene Herstellung einer wirklichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirks-Körperschaften;

7) Revision der Verfassungs-Urkunde nach den, während ihres 28jährigen Bestehens gemachten Erfahrungen, namentlich zum Zwecke der Herstellung einer ungemischt aus der Volkswahl hervorgehenden Abgeordneten Kammer.

Wir enthielten uns, die einzelnen Anträge ausführlicher zu begründen, sie betreffen Gegenstände, die einer deutschen Stände-Versammlung wohl bekannt sind, und wir setzen voraus, daß der Ruf der Zeit, wie er uns ergriffen hat, auch an die Herzen der Volksvertreter und der Leiter des Staats vernehmlich geschlagen habe. Den 2. März 1848. Verehrungsvoll 2c. 2c.

Erstes Product der freien Presse in Tübingen.

Das badische Preßgesetz.

(Heidelberg, 2. März.) Das badische Preßgesetz vom 28. Dezember 1831 ist wieder in seine volle Wirksamkeit eingesetzt; es sind sechzehn Jahre verflossen, seit das Regierungsblatt verkündigte: „Das Preßgesetz tritt mit dem 1. März 1832 in Wirksamkeit", und wieder war es der 1. März, an dem ein badischer Staatsmann die sofortige Wiederherstellung des gewaltsam aufgehobenen Gesetzes verkündigte. Ein halbes Menschenalter ist hingegangen seit jener vom Bunde verordneten Aufhebung; es ist daher nicht überflüssig, die wesentlichen Grundzüge der jetzt wieder zum Gesetz erhobenen Preßbestimmungen kurz zusammenzufassen. Das Preßgesetz hebt vor Allem die Censur unbedingt auf; „für jede im Großherzogthum Baden erscheinende Zeitschrift oder Zeitung ist ein badischer Staatsbürger, der das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat, der Polizeibehörde als verantwortlicher Redakteur zu benennen. Unter dieser Voraussetzung ist die Gründung oder Herausgabe solcher Schriften nicht abhängig von irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß; jedem Hefte einer Zeitschrift und jedem Blatte einer Zeitung soll der Name eines verantwortlichen Redakteurs beigefügt seyn." Koncessionen und Koncessionsentziehungen, Fähigkeits- und Unfähigkeitserklärungen der Redakteure kennt demnach das badische Preßgesetz nicht. Nur eine Kaution in Geld (1000 bis 2000 Gulden, je nach der Zahl der wöchentlich erscheinenden Nummern) ist für Zeitungen zu hinterlegen, jedoch steht es frei, diese Bürgschaft in Liegenschaften, Geld, inländischen Staatspapieren oder durch Bürgen zu stellen. Von jedem Blatt oder Heft wird, sobald die Austheilung oder Versendung beginnt, ein Exemplar bei der Polizeibehörde hinterlegt, doch kann die Austheilung und Versendung dadurch nicht aufgehalten werden. Amtliche oder amtlich beglaubigte Berichtigungen von Thatsachen werden unentgeltlich, jede andere Berichtigung von Seite des Angegriffenen gegen die Einrückungsgebühren aufgenommen. Die Uebertretung dieser Vorschriften wird mit Geldstrafen (von 5 bis 100 Gulden) belegt. Zeitungen und Zeitschriften, „in soweit sie die Verfassung oder Verwaltung des deutschen Bundes oder einzelner deutschen Bundesstaaten außer Baden zum Gegenstand haben, sollen nur mit Vorwissen und auf vorgängige Genehmhaltung der Staatsbehörde, welche solche nur den nach den Bestimmungen der §§ 18—28 für strafbar zu achtenden Schriften oder Schriftstellen zu versagen hat *), zum Druck befördert werden." Doch werden durch die erhaltene Druckerlaubniß nicht Verfasser, Redakteur, Verleger und Drukker hinsichtlich des Inhalts von der Verantwortlichkeit frei; auch wurde 1831 ausdrücklich bestimmt, diese letzten Anordnungen schon auf dem nächsten Landtage einer Revision zu unterwerfen und die Regierung ermächtigt, sie auch vorher außer Wirksamkeit zu setzen. Die Erkennung der Strafen selbst steht ausdrücklich den Gerichten zu, und zwar wenn der Staatsanwalt auf eine Freiheitsstrafe anträgt — den Hofgerichten, vorbehaltlich der Appellation an das Oberhofgericht, wenn aber die beantragte Strafe eine Geldstrafe ist, den Gerichten erster Instanz, vorbehaltlich der Appellation an die Hofgerichte. Verantwortlich sind bei Druckschriften in folgender Reihe: der Verfasser oder Herausgeber, der Verleger, der Drucker und zuletzt der Verbreiter (als solcher auch der Buchhändler); für den Inhalt der Zeitungen und Zeitschriften haftet jedenfalls der verantwortliche Redakteur, insofern er seine Schuldlosigkeit nicht darthut. Die strafrechtliche Verfolgung der durch die Presse verübten Verbrechen oder Vergehen geschieht im Wege des Anklageprocesses; das Verfahren ist öffentlich und mündlich (auch sollte dieser Titel „mit Rücksicht auf das Institut der Geschwornengerichte" einer Revision unterworfen werden). Die Polizeibehörde kann eine Druckschrift mit Beschlag belegen, wenn entweder der Verleger, Drucker, Druckort nicht genannt und die Kaution nicht geleistet ist, oder wenn der Inhalt ein Preßvergehen begründet, „welches im öffentlichen Interesse von Amtswegen verfolgt werden kann." Andere Beschlagnahmen können nur durch die Gerichte erkannt werden; auch jene polizeiliche muß binnen 24 Stunden dem Gerichte angezeigt und sogleich nach erhaltener Anzeige entschieden werden, ob der Beschlag wieder aufzuheben sey oder fortzubestehen habe. Auch die Bestimmungen über das Strafverfahren enthalten sichere Bürgschaften für die Presse; die Hofgerichte entscheiden über Preßvergehen, dem Angeklagten und seinem Vertheidiger steht die Einsicht der Untersuchungsakten in der Gerichtskanzlei offen; die Gerichtssitzung ist öffentlich, und diese Oeffentlichkeit nur aus sittlichen Schicklichkeitsrücksichten zu beschränken, niemals, wenn es sich um ein Vergehen gegen den Staat oder die Staatsbehörde handelt. Bei gleicher Stimmenzahl wird der Angeklagte freigesprochen; Appellation steht dem Angeklagten wie dem Kläger zu. Das Urtheil des Hofgerichts kann, wenn nicht der Staatsanwalt oder Privatkläger die Appellation ergriffen hat, nie zum Nachtheil des Angeklagten abgeändert werden.

*) In den §§. 18—28 werden nur eigentliche Verbrechen oder Vergehen, Verleumdung der Regenten, verächtliche Angriffe auf anerkannte Religionsgesellschaften, unzüchtige Darstellungen für strafbar erklärt.

Der Stuttgarter Beobachter

fängt seine Nummer vom 3. März mit Nro. 1 an und motivirt dies unter Anderm mit folgenden Worten: „Noch vor wenigen Tagen wüthete die in ganz Deutschland sprüchwörtlich gewordene Strenge der würtembergischen Censur in allen Fingern des Geheimen Legationsrathes v. Neurath: der Wechsel einer einzigen Nacht macht Wort und Gedanke frei! — Der riesenschnelle Umschwung der Ereignisse läßt unserem Urtheil noch nicht Zeit, demselben zu folgen. Nur unseres Herzens Freude wollen wir nicht bergen. Zwar ist die Hinweisung auf einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung, welcher die Verhältnisse der Presse „regeln" soll — ein kleines Abkühlungsmittel für Diejenigen, welche sich etwa allzu ausgelassen freuen möchten, so etwas wie ein Tropfen Wasser auf eine allzuheiße Stirne: allein in diesem Augenblicke mag das Gefühl der Freude darüber, daß das so lang gebundene Wort endlich frei, jeden andern Gedanken verdrängen. Fort jetzt mit dem unmännlichen Stillschweigen, mit der Lüge und Heuchelei, wozu die Strenge der Censur jedes Blatt mehr oder weniger verurtheilt! — Kein Drittes drängt sich nun mehr ein zwischen das Volk und die Bestrebungen für das Volk! Feierlich verläugnen wir jetzt das Meiste, wo nicht Alles, was

bis jetzt unter unserer Verantwortlichkeit erschienen. Schon um der aus Nothwendigkeit zurückgehaltenen Gedanken willen war nirgends unsere wahre, ganze Meinung. Was aber vollends nach einer v. Neurath'schen Censur in's Publikum kam, das war meist nichts als ein elend Gericht verstümmelter Füße, abgeschnittener Nasen, zerhackter Finger, abgeschlitzter Ohren und geköpfter Zehen. O, wahrhaftig, schon an diesem einen Tage, seit dieser Alp von uns genommen, meinen wir, es wehe eine andere Luft, es glänze ein anderer Himmel über Würtemberg. Kindisch suchen wir nach einem Zeichen unserer Freude. Es sey — alle früheren Nummern unseres Blattes seyen ausgelöscht, wir fangen heute, als dem ersten Tage, an welchem wir in der Eile noch das erste, nicht für die Censur geschriebene Blatt ausgeben, von vorne an und beginnen, um die neue Aera für die würtembergische Presse zu bezeichnen, wieder mit Nro. 1!"

Mannichfaltigkeiten.

Der Herzog Karl von Braunschweig setzt sein sonderbares Leben fort. Er ist bekanntlich der Herausgeber einer deutschen Zeitung in London, welche so radical ist, daß sie selbst in den Hansestädten nicht zugelassen wird, und hat fortwährend mit der Presse zu schaffen. Der „Satirist", das schamloseste der englischen Blätter, welches von Verläumdungen und Androhungen lebt, hatte dem Herzog nicht undeutlich Theilnahme an einem Morde vorgeworfen. Der Herzog verklagte zuerst den Eigenthümer, und dieser ward auch verurtheilt zu einer Entschädigung von — Einem Farthing! (Viertelpfennig, eine blos nominelle Strafe). Der Herzog wiederholte indeß seine Klage gegen den Drucker des „Satirist", und dieser ist jetzt zu 1000 Pfd. St. Entschädigung verurtheilt. Ferner gewann der Herzog dieser Tage einen Prozeß gegen die Gerichtsbeamten, welche in sein Haus eingebrochen waren. Er hatte sich geweigert, eine gewisse Summe zu bezahlen, und sich in seinem Hause förmlich verschanzt. Nun darf kein Beamter mit Gewalt in das Haus eines Engländers eindringen. Seine Hütte mag auch noch so verfallen seyn, sagte Lord Chatham, der Sturm mag hindurchwehen, der Regen mag hineindringen: aber der Diener des Königs darf nicht hinein! Die Beamten behaupteten, durch List sich Eingang verschafft und erst dann Gewalt gebraucht zu haben, als sie wieder zur Thür hinaus geworfen worden wären. Der Herzog behauptete, sie wären noch gar nicht in seinem Hause gewesen. Der Thürsteher hätte sie rechtzeitig erkannt und zurückgestoßen. Die Geschwornen sprachen für ihn und die Gerichtsvollzieher müssen nicht nur die erpreßte Summe zurückgeben, sondern noch 500 Pf. St. Strafe bezahlen. (Hann. M.)

(Monolog eines Schauspielers.) Borgen ist das Urgesetz der Natur. Der Fluß borgt von den Bächen, und das Meer borgt von den Flüssen. Die Wolken borgen von der Luft, und die Erde borgt von den Wolken. Der Mond borgt sein Licht von der Sonne und die Nacht borgt ihr Licht von dem Monde. Der erste Mann ist von der Erde und das erste Weib aus der Seite des ersten Mannes geborgt. So beruht die ganze Natur auf wechselseitigem Kredit. Warum sollte also der Mensch, das Ebenbild Gottes, nicht den Kredit in Anspruch nehmen? Und wenn der gewaltige Ocean sich nicht schämt, von schmächtigen Flüssen zu borgen, warum sollte ein magerer Schauspieler nicht von einem dicken Gastwirth borgen? Und wenn der lichtarme Mond niemals das erborgte Licht der Sonne zurückzahlt, weil er eben kein eignes Licht besitzt, warum sollte ein armer Schauspieler seinem Gläubiger das Geld zurückzahlen? Das wäre gegen alle Naturgesetze; das wäre unnatürlich, widersinnig, gottlos! Was thut aber der Strom, wenn er zu viel von Bächen und Flüssen geborgt hat? — Er reißt aus. Heilige Natur, du gibst mir den Wink. Ich will es machen wie der Strom — ich will ausreißen. (Narrhalla.)

(Mailand.) „Wir leben innerhalb einer chinesischen Mauer, und erhalten an Licht, Luft und Sonne nur so viel, als unsere allmächtig herrschende Polizei für nöthig hält, unsere Existenz zu fristen." — Diese Notiz steht in einem Briefe, den einer unserer hiesigen Freunde von unserem bisherigen Correspondenten in Mailand erhielt, und dem eine Einlage für die Redaction beigeschlossen seyn sollte. Die Einlage fehlte; die österr. Polizei raubt auch uns also das nöthige Licht, um in die trüben Zustände der Lombardei klar hineinzublicken. (Deutsche Z.)

Korrespondenz.

Kronberg, 27. Febr.

Wenn es nicht geläugnet werden kann, daß an dem Horizont unserer Zeit manche trübe Wolke aufsteigt, so ist es eben so wenig zu verkennen, daß wahre Humanität, ächter christlicher Sinn in unseren Tagen in einer Potenz obwalten, wie je. Dies beweis't die große Theilnahme, welche die Bewohner Frankfurt's und der Umgegend (wie es die Zeitblätter, die in dieser Stadt erscheinen, beurkunden) an der Noth der deutschen Brüder in Oberschlesien durch thatsächliche Hülfe nehmen, eben so die Hauscollecten in Nassau für diesen Zweck. Die seit mehreren Jahren durch Mißernten und die zerstörende Gewalt der Elemente hart geprüfte Stadt Kronberg bewährte doch gleichbleibend einen seltenen Sinn christlicher Humanität durch die regste Theilnahme bei milden Sammlungen für Nothleidende, für den Gustav-Adolf-Verein, für das Waiseninstitut. Ein Factum, gleicher Quelle entflossen, geschah auch heute hier. Treu, würdig und unermüdet wirkt an hiesiger Schule seit 25 Jahren Hr. Cantor Sauer. Seine gewesenen und jetzigen Schüler ergriffen diese Gelegenheit, zu zeigen, daß ihnen die Würdigung geistiger, höherer Interessen nicht fremd sind und daß Dankbarkeit die schönste Tugend ist. Mit Genehmigung hoher Landes-Behörde überreichten sie als Beweis ihrer dauernden Liebe und Achtung demselben einen Silber-Pokal. Hr. Pfarrer Flohr erhöhte die Feier durch eine den Gegenstand würdigende Rede. Am Vorabend, den 26., gingen sie in einem durch keine Gemeinheit gestörten Zuge an dessen Wohnung und gaben ihre Gefühle, was er ihnen als Lehrer war und ist, in einem aus tiefem Herzen tönenden entsprechenden Chorale kund. Ueberhaupt ist es Wahrheit, daß Kronberg's Bürger, wie vordem, so noch immer für Kirche und Schule, diese Fundamental-Träger christlicher Humanität und Sitte die regste Theilnahme beweisen. B.

Frankfurt a. M., 4. März.

Dem Vernehmen nach sollen bei Besetzung der Direktorstelle an einer hiesigen sehr geachteten Schulanstalt drei fremde Schulmänner zur Wahl in Vorschlag gebracht werden. Dieses kann nur sehr auffallend erscheinen. Jeder Staat hat an und für sich die Verbindlichkeit, bei Besetzung öffentlicher Stellen vorzugsweise auf Staatsangehörige Rücksicht zu nehmen. Es kann allerdings Fälle geben, in denen man z. B. der Sprache wegen zur Annahme eines Fremden schreiten muß. Wenn aber außerdem Fremde zugezogen werden, dann erklärt damit der betreffende Staat, daß es an befähigten einheimischen Bewerbern fehlt und gibt sich hierdurch eine Blöße, oder er begeht ein offenbares Unrecht an seinen Staatsangehörigen. Daß es aber an Männern, die zu der erwähnten Stelle vollkommen befähigt sind und die allgemeine Anerkennung und Achtung mit Recht genießen, in hiesiger Stadt nicht mangelt, dürfte wohl als eine bekannte Thatsache anzunehmen seyn. Hoffen wir daher auch, daß diejenige Behörden, welche über die Besetzung der fraglichen Stelle zu entscheiden haben, diese Rücksichten beherzigen werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 6. März. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 68. Mittwoch, den 8. März 1848.

Alphons von Lamartine.

Alphons de Prat, der von seinem Oheim mütterlicher Seite den Namen Lamartine annahm, ist im Jahre 1792 zu Saint-Point bei Macon an der Saone geboren. Bis 1809 besuchte er die höhere Schule zu Belley, hielt sich dann abwechselnd zu Lyon und Paris auf, bereis'te zwei Mal Italien, nahm aber unter Napoleons Herrschaft niemals Staatsdienste. Nach der Wiederherstellung der Bourbons im Jahre 1814 trat er in eine Compagnie der Gardes zu Corps ein; indessen Napoleons Rückkehr und die hundert Tage trieben ihn wieder aus dieser Laufbahn. Kurz nach dieser Zeit füllte die Leidenschaft für ein Mädchen, welches er unter dem Namen Elvire feiert, seine Seele — der Tod entriß ihm die Geliebte, aber die Liebe hatte bereits geschaffen, was unsterblich seyn wird, sie hatte sein großes Herz Gott und der Natur erschlossen und Gesänge der Liebe und Religion hervorgerufen, wie sie die französische Literatur bis dahin nicht gekannt hatte.

Dies waren die Méditations poëtiques, poetische Betrachtungen oder Phantasieen, welche im Jahre 1820 in Paris zuerst ohne seinen Namen erschienen. Welch' ein Aufsehen erregten sie und welch' einen Sturm der Kritik! Denn hier lag eine innere Welt der Gefühle, ein tiefbewegtes Gemüth in Gedanken, Sprache und Formen vor, welche in der alten Kammerzofen-Literatur Frankreichs unerhört waren. Aber wie bald brach sich die Wahrheit, die Anerkennung der echten Schönheit Bahn — binnen zwei Monaten mußte eine neue Auflage erscheinen, die nun den Namen des Dichters an der Stirne trug, der bis jetzt unbeachtet gelebt hatte, nun aber noch in demselben Jahre als Sekretär bei der französischen Gesandtschaft in Neapel angestellt und im Jahre 1822 der Gesandtschaft Chataubriand's in London zugetheilt wurde. Dieser große Schriftsteller zeigte sich nicht von der vortheilhaftesten Seite in seinem Benehmen gegen Lamartine; im Gegentheile, als er Minister wurde, überging er ihn ganz, und der Dichter, der sich indeß mit einer geistreichen, jungen Engländerin vermählt, welche durch seine Gedichte eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt hatte, wurde erst 1825, nach Chateaubriand's Entfernung vom Ministerium, wieder Gesandtschafts-Sekretär in Florenz.

Bald jedoch gab er den Staatsdienst gänzlich auf, zog sich auf sein Stammschloß Saint-Point bei Macon zurück und lebte nur den Musen. Im Jahre 1830 wurde er Mitglied der französischen Akademie; von 1832 bis 1834 bereis'te er den Orient, Aegypten, Syrien, Palästina u. s. w., und sonderbarer Weise wurde gerade während seiner Abwesenheit der Grund zu seiner politischen Laufbahn gelegt, welche natürlich in dem gegenwärtigen Augenblicke noch mehr interessirt, als sein dichterisches Talent. Er wurde nämlich im Jahre 1833 von dem Wahlcollegium zu Bergues, im Bezirke Dünkirchen, zum Deputirten gewählt, später jedoch von seiner Vaterstadt Macon, welche er auch in der jetzigen Deputirtenkammer vertrat.

Lamartine's Geburt, Erziehung, Umgebungen, Erinnerungen (sein Vater und sein Oheim litten entsetzlich von den Verfolgungen der Jakobiner), sein ganzes Wesen machte ihn zum entschiedenen Royalisten. Eine wahre Frömmigkeit, deren Wurzeln in einem gefühlvollen Herzen standen, eine edle, schwärmerische Liebe, die sich seiner bemächtigte, ließen ihn in der Ritterlichkeit ein Ideal hoher Menschheit erblicken, welches der Dichter mit den goldenen Wolken seiner Phantasie umsäumte und dem er so lange treu blieb, bis die nackte Prosa des Lebens ihn enttäuschte und er dann mit aller Kraft eines männlichen Charakters den Träumen entsagte, um mit den großen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die ihm die Natur gegeben, sich auf die Wogen des öffentlichen Lebens zu wagen und, was er als Wahrheit erkannt, durch Wort und That zu verwirklichen.

Wenn man jedoch Lamartine's Werke studirt, so tritt es klar aus denselben hervor, daß dieser Royalist ein ganz anderer war, als jene knechtischen Seelen, die vor dem Worte Selbstständigkeit schaudern und vor dem leisesten Anwehen der Idee der Freiheit in Ohnmacht fallen. Es ist rührend zu lesen, wie er in der berühmten Epistel an seinen Freund, den Dichter Casimir Delavigne, dem Sänger für die Freiheit Griechenlands und Frankreichs, weit entfernt von aristokratischem Dünkel, seine damaligen Ansichten erklärt und fast entschuldigt.

Und wie verherrlicht er das Bild der Freiheit in dem letzten Gesange der „Pilgerfahrt Harold's", worin er Lord Byron's Childe Harold fortsetzt.

Ja, selbst am Schlusse desjenigen Gedichtes, welches die Krönung Karls X. zu Rheims feiert, betrachtet er die Freiheit wie einen „neuen Cultus, dessen heiliges Symbol die Menschheit noch nicht feststellen kann."

So zieht sich überall durch seine Poesie ein Element, welches wir mit seinen eigenen Worten die Ahnung derjenigen Ueberzeugung nennen möchten, die bald in seinem Herzen, das der Theilnahme am Schicksale der Menschheit so offen war, durchbrechen sollte. Schon im Jahre 1830 gab er eine Schrift „Gegen die Todesstrafe" heraus und widmete sie „dem Volke von 1830." — Als Deputirter vertrat er lange die conservativen Grundsätze, bis ihm das ernste und eifrige Streben nach Wahrheit die Augen öffnete über den Mißbrauch dieser Grundsätze durch die Regierung Ludwig Philipp's, über die heuchlerische Lüge des Systems, über die Hintansetzung der Volks-Interessen zum Vortheile der dynastischen, über die planmäßige Verderbung und Entsittlichung durch Bestechungen aller Art, und er dann in jener glänzenden Rede, die noch in Aller Erinnerung ist, sich feierlich und entschieden von einer Majorität lossagte, welche den Willen Frankreichs nicht nur nicht aussprach, sondern sogar Denen, die diesem Willen entgegen

arbeiteten, eine Stütze bot, die, in Eigennutz und Charakterlosigkeit wurzelnd, um Gold und Gnadenbezeugungen feil war.

Die reiferen Jahre und das praktische Staatsleben hatten ihn aus den Armen der Muse der Dichtkunst gerissen; die ernste Klio führte ihn in die Hallen, wo sie die Rollen der vaterländischen Geschichte aufgestellt hatte. Lamartine vertiefte sich in das Studium der Revolution und erkannte bald, wie dieses Studium die wahre und einzig bildende Schule des Staatsmannes für unsere Zeit ist. Eine Frucht desselben ist seine „Geschichte der Girondisten", welche im vorigen Jahre erschien, und bereits im vorigen Monat eine zweite Ausgabe, eine édition populaire, erlebt hat. Wer dieses Werk, welches in Deutschland noch wenig bekannt ist, gelesen hat und den ungeheuren Einfluß kennt, den in Frankreich schriftstellerische Erzeugnisse auf die politische Laufbahn ihrer Verfasser haben (eine Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Staat, von der man in unserm lieben Vaterlande noch gar keine Idee hat!), der wird es begreifen, daß Lamartine in der furchtbaren Krisis der gegenwärtigen Revolution die Stimme des Volkes für seine Person vereinigte, daß gerade er, dieser ehemalige Royalist und Conservative, dem Volke in seiner höchsten Begeisterung, in welcher es einen Thiers und einen Odilon-Barrot verwarf, die sicherste Bürgschaft zu gewähren schien für seine Zukunft.

Und warum? Weil Lamartine wahr vor der Welt dasteht, weil kein Rost des Eigennutzes an dem Eisen seines Charakters frißt, weil keine Lüge ihn übertüncht, weil die Blüthe seiner Ueberzeugung nicht durch den Thau der Hofgnade, noch durch den Hauch der Volksgunst ihre Farbe geändert, sondern vor den Augen der ganzen Welt, in der Sonne des Lebens naturgemäß sich entfaltet hat, weil er die Entwickelung des französischen Volkes seit 1770 in der Entwickelung seiner Persönlichkeit seit 1814 wiederum durchgemacht und das lebendige Wachsen der National-Vernunft im Bilde eines einzelnen Menschen in sichtbarer Verkörperung zur Anschauung gebracht hat. Freilich könnte nur er selbst die hier gegebenen Andeutungen in einer vollständigen Geschichte seines innern Lebens zu völligem Verständniß und zu allgemeiner Anerkennung bringen; ob die von ihm in dem Journal: „La Presse" für das Feuilleton vom 15. März ab angekündigten Confidences dies beabsichtigen? Wir wissen es nicht und zweifeln, ob überhaupt dieses Schriftwerk jetzt schon erscheinen wird, wo ganz andere Sorgen und ein unendlich höherer Wirkungskreis die Thätigkeit des Mitgliedes der neuen Regierung in Anspruch nehmen. Bis dahin aber wollen wir in einem nächsten Artikel aus seinem letzten Werke in Kürze die Grundsätze entwickeln, welche Lamartine über das Wesen und die rechte Zeit der republikanischen Regierungsform aufstellt, woraus sich denn zugleich eine Beruhigung für Diejenigen ergeben dürfte, die eine Störung des Weltfriedens von französischer Seite fürchten.

Wir theilen übrigens diese Befürchtung nicht. Freilich erbebt der Zwergwald von ihrem Donner, wenn die Riesenpalme auf Ceylon ihre Blüthenschale sprengt. Aber in der Natur und in der Geschichte steht nichts still und stirbt nichts aus. Wie ein Schiff muß, so das Daseyn des Einzelnen, so das Leben des Staates vorwärts oder zurück: hoffet nur nicht, mitten in der Fluth zu ankern; statt des prachtvollen Fahrzeuges, dessen Segel der Wind der Freiheit schwellt und dessen Steuer ein hochsinniger Fürst lenkt, würdet ihr nur ein Wrack haben, das von Seite zu Seite schwankt, von den Wogen der Zeit gepeitscht, gegen die es die Höhe nicht halten kann. (K. Z.)

Der Festungsbau in Ulm.

Wir erfahren aus zuverlässiger Quelle, daß die Arbeiter an unsern Festungswerken in kurzer Zeit bedeutend vermehrt, und dann die Vollendung der Fortifikationswerke in aller Eile werden betrieben werden, wenigstens so weit, daß sie eine Belagerung aushalten können. Ueber die bis jetzt gemachten Fortschritte des Baues theilen wir nachstehend aus der Deutsch. const. Ztg. einige nähere Details mit: im Ganzen war die Witterung den Winter hindurch den Bauten nicht ungünstig, so daß allein auf dem linken Donauufer gegen 1000 Arbeiter fortwährende Beschäftigung hatten. Auf einigen Posten, so namentlich auf dem sogenannten unteren Kuhberg, der erst in diesem Spätjahr in Angriff genommen wurde, waren die Erdarbeiten freilich sehr schwierig, da der Boden nahe an 4' tief gefroren war; doch hofft man mit Hülfe der dort beschäftigten 250 Arbeiter so weit zu kommen, daß noch in diesem Frühjahre mit Maurerarbeiten begonnen werden kann. Auf der oberen Stadtfronte ist die gleiche Anzahl Arbeiter mit Aushebung des Hauptgrabens, der Ein- und Durchlaßschleußen, mit den Schlagwerken und Abdammung beschäftigt. Hier mußte man 20—25' hohe Pfähle einrammen, um einen soliden Grund für die Eskarpemauern zu finden. Auch die Mauern der Schleußen werden auf Roste fundamentirt. Die Arbeiten auf der Wilhelmsburg und dem Kienlensberg sind einstweilen eingestellt; dagegen haben auf der Wilhelmsveste über 200 Arbeiter mit fast 50 Pferden vollauf zu thun, um die aus den Hauptgraben ausgehobene Erde zur Formirung eines Vorwerks vor der Veste weiter zu bringen. Eine ähnliche Arbeit beschäftigt 100 Mann mit 40 Pferden auf dem Geisenberg, und auf der Alpecker Steige (Nürnberger Straße), wo 175 Mann thätig sind, wird die Maurerarbeit mit dem Eintritt des Frühlings beginnen. — Zufolge eines stadträthlichen Beschlusses sind alle Diejenigen, welche bei unserem Maitumulte betheiligt, nicht das hiesige Bürger- oder Beisitzrecht haben, nach überstandener Strafe aus der Stadt verwiesen worden.

Politische Nachklänge und Forderungen aus Städten des Herzogthums Nassau.

† (Dillenburg, 3. März. — Corresp.) Heute fand bei dem Hüttenbesitzer Giebeler auf dessen zwischen den Städten Dillenburg und Herborn gelegenen Eisenwerke Adolphshütte eine Versammlung von einer Anzahl Bürgern beider Städte statt, deren Resultat der Entwurf folgender Petition war:

An die hohe nass. Ständeversammlung.

Im Hinblick auf die jetzigen bewegten Zeiten und aufgefordert selbst durch die Proklamation des hohen Bundestages vom 1. d. M., halten wir es für geboten, die nachstehenden dringenden Wünsche im Interesse der Ordnung und zur Beruhigung der Volksstimmung hoher nass. Ständeversammlung zur Berathung und Beschlußnahme vorzulegen.

Wir reihen an die von den jetzt berufenen Ständeversammlungen der deutschen Nation:

1) um allgemeine Volksbewaffnung,

2) um Einführung eines allgemeinen Civil- und Strafgesetzbuches, so wie einer Strafprozeßordnung,

3) um Vertretung der Nation durch ein volksthümliches Parlament, ausgesprochener Erwartungen, die besonderen Wünsche der Nassauer, außer dem allgemein gefühlten Bedürfniß einer anderen dem Volkswohl und dem Volksrecht entsprechenden Gestaltung der Domaine zum Volke, noch das besondere Verlangen um sofortige

a) Ausbildung unserer Verfassung: Normirung des Volks- und Militär Eids auf die Verfassung, Verbesserung des Wahlgesetzes, unbedingte Preßfreiheit, Associationsrecht;

b) Reorganisation der Justiz, Unabhängigkeit des Richterstandes, Trennung der Justiz von der Verwaltung,

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Schwurgerichte, Verweisung der korrektionellen Vergehen an die Gerichte;

c) Selbständigere Gemeindeverwaltung;

d) Verbesserung des Steuersystems durch allgemeinere Vertheilung.

Die Unterzeichneten bitten hohe Ständeversammlung, die mit unsern deutschen Brüdern beantragten Wünsche in verfassungsmäßiger Weise zur Vollziehung zu bringen, dagegen aber, was unsere innere Mängel betrifft, dienliche Anträge auf **sofortige Abhülfe** zu stellen.

Diese Petition wurde noch des Abends in beiden Städten offen gelegt, unter großer Acclamation des gesammten Bürgerstandes aufgenommen, und war in kurzer Zeit mit einer bedeutenden Anzahl Unterschriften versehen.

Unsere Nachbarstadt Hanger will sich nach eben erhaltenen Nachrichten anschließen.

Gleichzeitig kommt uns die Mittheilung zu, daß in Wiesbaden ähnliche Demonstrationen bereits statt gehabt haben.

Ein hiesiger Bürger.

(Aus dem Nassauischen**, 3. März. — Corresp.) Auch bei uns scheint das Volk regeren Antheil, wie sonst, an der gegenwärtigen Entwickelung der Dinge zu nehmen, da bis nächsten Sonntag, den 5. März, sich eine große Masse der Einwohner Nassau's nach **Kirberg** begeben wird, um dort gemeinsam das Wohl und die Interessen des Vaterlandes zu berathen. Man hört hier fast von nichts Anderem mehr sprechen.

⊙ (**Nassau-Dietz**, 4. März. — Corresp.) Wie ein Zauberschlag durchdrang gestern Abend die Nachricht von der Erhebung unserer Hauptstadt auch die Herzen der Nassauer an der Lahn, und Städte und Dörfer tönen wieder von einer niegesehenen Begeisterung für die Sache des deutschen Volkes und der Nassauer insbesondere, wie dieselbe in den auch in Ihrem Journal mitgetheilten **Forderungen** sich ausspricht. In einem Augenblicke war eine Versammlung von einigen Tausenden auf dem Schloßplatz hierselbst erschienen, die unter lauten Beifallsrufen eine Deputation aus hiesiger Bürgerschaft wählte, um die zweite in Wiesbaden anberaumte Versammlung zu beschicken. Bis nach Mitternacht dauerten die Bewegungen in der Stadt fort, wo nach 1 Uhr ein Leiterwagen mit Deputirten nach Wiesbaden abfuhr. Die Aufregung ist groß und allgemein und soll unter den Landbewohnern noch viel stärker seyn. Mit höchster Spannung sieht man den Nachrichten über die heutige Versammlung zu Wiesbaden entgegen. Eine solche findet morgen Nachmittag auch in **Kirberg** (bei Limburg) statt, die außerordentlich zahlreich werden soll. Das erste politische Blatt Nassau's, „**Freie Zeitung**", geht von Hand zu Hand, und ihr Motto: „**Freiheit und Recht**" von Mund zu Munde.

(**Weilburg**, 5. März. — Corresp.) Die Bürgerversammlung dahier, welche gestern zur Prüfung des Adreßentwurfs an die landständische Versammlung auf heute 4 Uhr zusammenberufen war, wurde durch frühzeitig ankommende Landleute sehr zahlreich, und so kam es denn, daß die erfreuliche Nachricht, welche unsere, nach Wiesbaden abgegangenen und um 2 Uhr zurückgekommenen Abgeordneten mitbrachten, daß nämlich S. H. der Herzog die von seinem Volke gestellten Wünsche gewährt habe, mit einem unbeschreiblichen Jubel vernommen wurde. Vom Rathhausbalkon ward diese Botschaft der auf dem Marktplatz mitten in der Stadt versammelten Volksmasse vorgetragen; eine brüderliche Begrüßung wurde allgemein, die Regimentsmusik stimmte Jubelhymnen an, die Stadtkanonen wurden gelöst, ein Zug, an dessen Spitze das Sängerchor, die Trommeln der Wehrmannschaft und die Regimentsmusik, bewegte sich durch alle Straßen der Stadt unter beständigem Jubel und es ward der 5. März ein Festtag.

---

§(**Wiesbaden**, 6. März. — Corresp.) So eben lese ich in der Beilage zu Ihrem heutigen Journal die Erzählung Ihres ⅁ Correspondenten über die Vorgänge vom 4. d. M., und fühle mich gedrungen, alsbald der Angabe zu widersprechen, als hätten sich „die Bauern ganz vergessen und sich der empörendsten Zügellosigkeit und Rohheit hingegeben", oder als seyen „Ruhestörungen und Excesse vorgefallen" u. s. w.. Obwohl die Stimmung der, allerdings wohl in einer Zahl von 30,000 versammelten Menschenmenge eine Zeit lang und bei der vergeblichen Erwartung des Herzogs äußerst schwierig war, so ist doch, außer der durch einige **fremde** Wühler angestifteten Zerreißung von drei oder vier nassauischen Fahnen, kein einziger Exceß von Bedeutung vorgefallen. Keine Fensterscheibe wurde zertrümmert, Niemand im geringsten verletzt und im Ganzen war die Haltung der ungeheuren Menschenmasse wahrhaft bewundernswürdig. Nachdem der Herzog die Gewährung aller „Forderungen des Volkes" verkündet hatte, herrschte nichts als Jubel, und die Bewohner der umliegenden Orte zogen in aller Ruhe nach Hause. Die Bürgergarde war von den besten Gesinnungen beseelt und hielt sich sehr brav, aber sie hatte glücklicherweise keine Veranlassung, mit der Gewalt der Waffen einzuschreiten. **Die Nassauer können stolz seyn auf ihren vierten März.**

Das „Rheinische Volksblatt"*) an seine Leser

am Tage des Edicts vom 6. März 1848 und am ersten Tage der aufgehobenen Censur.

Ein neuer heller Tag ist über Hessen aufgegangen.

Dem Verlangen des Volkes gab endlich ein warmer Ton Antwort. Es ist zugesagt, was gewünscht wurde, so viel möglich war, ist es bereits gewährt.

Wahrhaftig eine schöne Fahnenweihe der begonnenen Mitregentschaft! Eine Weihe, in die kein Mißklang sich drängen mag!

Ein Mann, populär und geachtet im ganzen Lande, wird inskünftig in den wichtigsten Angelegenheiten neben dem Namen des Mitregenten stehen. Er wird die inneren und äußeren Angelegenheiten in seiner unmittelbarsten Behandlung haben, und auch dem Uebrigen unzweifelhaft seinen Geist und seine Gesinnung einhauchen. Ein Minister Gagern kann nur in einem Ministerium Gagern seinen Platz haben!

Freuen wir uns der Wandlung! Freuen wir uns deren mit unbefangenem, heiterem, sich dahin gebendem Gemüth! Die ganze Sachlage ist eine andere geworden, und so nimmt auch die Zukunft und was sie uns an Ereignissen bringen mag, eine andere günstigere Stellung dazu ein. Wohl bleibt die Zeit ernst und schwer; aber Muth, Kraft, Freiheit, Aufrichtigkeit, Einigkeit und deutscher Sinn sind ganz dazu gemacht, Uebel zu beschwören und zum Besten zu wenden.

Alles feiert heute. Es ist ein politischer Aller-Seelentag. Man kann es nicht in der Werkstatt, nicht am Schreibtische aushalten. Nicht blos der Sonnenschein auf der Straße lockt, sondern mehr noch das Sich-Treiben und Drängen einer froh bewegten Menge. Auch die Arbeiter am Rheinischen Volksblatte gehören zu dieser Zahl. Dies der Grund, daß morgen keine Nummer dieses Blattes erscheint, was zu entschuldigen gebeten wird. Aber sie soll ehestens nachfolgen. —

Und so wendet sich das Rheinische Volksblatt nochmals an

---

*) Herausgegeben von Dr. **Karl Buchner** in Darmstadt.

seine Leser und an die Leser dieses fliegenden Blattes. Es legt sich ihnen ans Herz und ruft in sie hinein und mit ihnen:

Es leben unsere constitutionellen Fürsten! Sie sehen in der Freiheit des Volkes keine Dornen in ihren Kronen.

Es lebe unser constitutioneller Minister! Der als Jüngling für die Freiheit und Nationalität Deutschlands focht, und im Staatsdienst wie als Abgeordneter des Volks die Träume seiner Jugend in Thaten verkörperte, vollführe mit Glück seine neue große Aufgabe.

Es lebe unser constitutionelles Volk! Das Volk der Häuser und der Hütten, das, wohl erkennend die Bedeutung der Zeit, nicht unterließ, seine Wünsche nachdrücklich auszusprechen.

Es lebe unsere Constitution in verbesserter verjüngter Gestalt, entlastet von Steinen und Moder, die auf ihre Flügel drückten!

Es lebe Deutschland, unser großes Vaterland, es leben alle Deutschen in ihrer gemeinsamen einträchtigen Thätigkeit am Tempelbau der Freiheit, der Einigkeit und der Gesetzlichkeit!

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 27. Febr.) Zwei unserer geachtetsten Mitbürger, der Prof. Dr. Kuh und der Dr. Heinrich Neumann (neuerdings als Irrenarzt in Leubus angestellt), welche, dem inneren Drange ihres Herzens folgend, unsern unglücklichen Landsleuten in Oberschlesien zu Hülfe eilten, und bereits so viel Anerkennungswerthes dort leisteten, sind leider von dem furchtbaren Uebel bereits ergriffen in den Kreis der Ihrigen zurückgebracht worden. — Von den einigen und 20 barmherzigen Brüdern, die auf dem Schauplatze der Noth und der Seuche vollauf beschäftigt sind, und zu denen heute noch ein Bruder aus dem Kloster in Neustadt hinzugekommen ist, sind bereits 9 erkrankt, 4 davon liegen schwer darnieder. Schon beginnt die Physiognomie der beiden Kreise eine günstigere zu werden. Es schwindet allmählig jene Angst, jener panische Schrecken und der gegenseitige Verkehr in den Dörfern tritt wieder ins Leben.

(Freiburg, 23. Febr. — Berl. Voss. Z.) Die Jesuiten, welche sich hier befanden, sind in aller Stille abgereis't, sind verschwunden. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie hier waren, Messe lasen, daß sie hier umherspürten, um sich ein Etablissement zu gründen und zwar im Dorfe Littenweiler, eine Stunde von Freiburg, wo ein bankbrüchig gewordenes Bad eine herrliche Räumlichkeit für eine jesuitische Erziehungsanstalt bot. Sobald indessen die Tagespresse sich auf diesen Gegenstand richtete, entfernten sich, wie gesagt, die heiligen Väter und werden unter obwaltenden Umständen wohl nicht wiederkehren, wie lockend immer ihr Etablissement im Breisgau seyn würde.

Ueber die Flucht des französischen Hofes und der Minister enthalten die Blätter jetzt Nachträge, die zum Theil sehr pikant sind. Louis Philipp schwankte, gefolgt von etwa 30 Mann in allerlei Uniformen, zu Fuß mit der Königin aus den Tuilerien im schwarzen Rocke, runden Hute, ohne ein Abzeichen, also gut bürgerlich im Aeußern; die Königin in tiefster Trauer. Am Pont Tournant geriethen sie in's Volksgedränge. Der König machte hier einen Versuch, zum Volke zu reden, doch Niemand hörte auf ihn, Niemand kannte oder wollte ihn kennen. Da sah er zwei elende Einspänner seitwärts stehen, trat hinein und fuhr mit der Königin und zwei Kindern ins Weite. In Dreux, wo Louis Philipp am 24 Abends 11 Uhr mit der Königin und dem Herzog von Montpensier eintrafen und aus einer Garküche sich etwas zu essen holen ließen, soll der König wie ein Verzweifelnder fortwährend gestöhnt haben: „Wie Karl der Zehnte, wie Karl der Zehnte!" — Die Minister waren gegen Mittag am 24. alle im Hotel Duchatels beisammen. Als ihnen des Königs Abdankung zukam, nahmen sie durch ein Fenster Reißaus, flohen durch den Garten des Handelsministeriums und zerstreuten sich an der Thür der Rue de Varennes nach allen Winden. Guizot trug, laut dem Corsaire, Bedientenkleider, Duchatel einen Mantel mit übers Gesicht gehendem aufgeklapptem Kragen; Hebert hatte einen falschen Schnurrbart vor und wurde in der Rue de la Croix-Rousse von mehreren Bürgern erkannt. Da rief ein Stagiaire den Leuten zu: „Laßt ihn gehen; je mehr das Volk sich hebt, desto mehr schont es die von seinen Feinden, die am Boden sind." Und man ließ den Mann laufen.

(Geisingen im Großh. Baden, 2. März. — Seebl.) Heute ging eine Zuschrift an den Abgeordneten Knapp nebst einem Geschenk ab — eine weiße Zipfelkappe mit der schwarzen Umschrift: „Das erwachende Vaterland dem schlafenden Verdienste — gewidmet vom Seekreis."

Korrespondenz.

Gießen, 2. März.

Ehegestern fand hier wieder eine durch das deutsche Disputiren sehr anziehende Doctorpromotion statt, bei welcher dem Professor Köllner die in den neueren Annalen der Universitäten wohl sehr seltene Ehre widerfuhr, daß, als ihn nach längerem Disputiren der Decan, wie gewöhnlich, ersuchte, einem anderen Opponenten Platz zu machen, die aus Studierenden aller Facultäten mit Ueberfüllung aller Räume bestehende Versammlung wiederholt und stürmisch „Fortsetzung" rief, so daß der Professor Köllner und der Decan nachgeben mußten, und der Professor Köllner die Disputation unter wiederholten lauten Aeußerungen der Versammlung zu Ende führte. Es hatte nämlich ein Chemiker als Doctorand die theologische Thesis mit aufgestellt, Matth. 8, 28 — 32 lasse sich durch keine Auslegung mit dem übrigen Ganzen vereinigen. Unerwartet trat nun Prof. Köllner als Opponent auf, zeigte zuerst, daß die Thesis formell unklar, weil vieldeutig, also unphilosophisch, sey, und legte dann auch eine vernünftige Auslegung vor, welche die Schwierigkeit erledige. Am Abend desselben Tages fand auch hier, wie in Mannheim, eine zahlreiche Versammlung von Bürgern und Studierenden im Busch'schen Garten statt, eine Adresse an die Ständeversammlung zu verfassen, daß diese für Preßfreiheit, Schwurgericht, ein deutsches Parlament und Volksbewaffnung zum Schutze der Gränzen wirken möge. Die Versammlung war aber sehr stürmisch und aufgeregt und konnte zu keiner gemeinsamen Ansicht gelangen, sondern ging in zwei Parteien auseinander. Gestern Abend jedoch traten diese Parteien in neuer Berathung wieder zusammen, sichtlich herrschte ein tieferes Interesse im Gefühle der Wichtigkeit der Zeitverhältnisse vor, und die Adresse wird nun im obigen Sinne mit zahlreichen Unterschriften abgehen.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 8. März, 6 — 7 Uhr: Vorlesung über Oberschlesien und die Lausitz, von Dr. Stricker. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. März. (Neu einstudirt): Das neue Sonntagskind, komische Oper in 2 Abth., Musik von Wenzel Müller.

Mittwoch, 8. März. (Neu einstudirt): Der Hirsch, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in einem Act nach Marsollier, Musik von Méhul.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 69. Donnerstag, den 9. März 1848.

Morgenruf.

Von Dr. C. Drescher. *)

Aufgeschaut!
Festvertraut!
Felsenfest im Manneswerte,
Mauerdicht am Heimathborde;
Nur auf Gott und eig'nes Mark
Schaut und traut, dann seyd ihr stark.
Festvertraut!
Aufgeschaut!

Nicht gewankt!
Nicht gebangt!
Fest in Reih' und Glied geschlossen,
Ausgeharret unverdrossen,
Muthig um's Panier geschaart,
Recht und Ehre treu bewahrt.
Nicht gebangt!
Nicht gewankt!

Treu gewacht!
Rein gedacht!
Freiheit sprudle, Freiheit schäume,
Aber heil'ge Ordnung zäume,
Lenk' sie weislich in's Gefild',
Engelrein und frühlingsmild!
Rein gedacht!
Treu gewacht!

Groß gedacht!
Hehr bewacht,
Hehr die Rede! Streng gerechtet
Mit dem Schwätzer, und geächtet
Prahlerei und Schurkerei.
Hoch das freie Wort! Es sey
Hehr bewacht,
Groß gedacht!

*) Aus einem Cyklus von Turnliedern.

Lübeck und die Lübecker.

Nach Lübeck, der alten, freien Stadt, hatten die Forscher deutscher Geschichte und Sprache ihre zweite Tagsatzung ausgeschrieben, und das mit vollem Recht. Es ist eine merkwürdige Stadt, dieses alte Lübeck, mit seinen gothischen Kirchen und deren Sehenswürdigkeiten, wie dem Todtentanz, den alten Bildern von Hemling, Hans Holbein und Perugino, mit seinem Hansensaale und dessen kostbarem Schnitzwerke in den Rathsstuben, wie mit dem höchsten Gerichtshofe der freien Städte, dem Oberappellationsgerichte, dessen Mitglieder in der juristischen Welt rühmlichst bekannt sind.

Einst war diese Stadt groß und mächtig, als sie das Haupt der Hansa war. Damals wurde Lübeck mit hoher Achtung genannt im Norden und im fernen Welschland, ihm stand ein Heer von 8000 Mann zu Gebote, und Lübecks Bürgermeister kündigte König Christiern von Dänemark den Krieg an, ja er bot sogar dessen Königreich feil.

Längst ist diese Zeit der Macht und des Glanzes für Lübeck vorüber; aber noch immer geben die stattlichen Gebäude, welche die Vorzeit gebaut, lautes Zeugniß davon, wie so manches Familienbuch, welches ein Kaufherr der Nachwelt zum Gedächtniß niedergeschrieben, halb deutsch, halb latein, oder in niedersächsischem Dialekt und in einem kräftigen Styl, dem man bürgerliche Wohlhäbigkeit und edlen Bürgersinn anmerkt. Seit Auflösung der Hansa ist die Blüthezeit der Stadt vorüber; bürgerliche Unruhen und die Gewaltherrschaft Frankreichs haben auch das Ihrige beigetragen, um die dritte unter den freien Städten Norddeutschlands sinken zu machen.

Einer trauernden Wittwe gleich sitzt sie am Strande der Ostsee neben dem schönen Tannenwald Grevesmühlen; ihren Festschmuck hat sie abgelegt, nur einige seltene Kleinodien bewahrt sie noch in wohlverschlossenem Schreine. Aber vielleicht kommt die Zeit wieder, wo sie ihr Festgewand noch ein Mal anlegen wird, wo Jürgen Wullenwebers Geist durch die Säle des Rathhauses schreiten, und in dem Rathskeller das fröhliche Gesindel sich wieder einfinden wird, das einst, aus Römerbechern köstlichen Rheinwein trinkend, lustig und guter Dinge war. Die Kriegsflotten, welche früher der Stadt zu Schutz und Wehr gedient, sind verschwunden, und an der Mündung der Trave liegen keine Kauffahrer mehr, die aus dem Orient kostbare Spezereien und feine Stoffe holten; da jagt jetzt ein leichtgebauter Dampfer den andern, die von Petersburg kommen, von Malmoe und Kopenhagen. Schiffe aus Dänemark, Schweden, Rußland und England, wie aus den deutschen Uferstaaten, kommen und gehen; aber der jetzige See- und Landhandel Lübecks ist nur noch ein Schatten gegen die frühere Zeit.

Wenden wir uns dem Denkmale zu, welches von Lübecks einstiger Größe zeugt, das in unser Gedächtniß die Zeiten der Hansa so lebendig zurückruft. Es ist das Rathhaus mit dem ehemaligen Hansasaale, auf dem einst die Abgeordneten der 85 Städte zu wichtigen Beschlüssen sich zusammenfanden, das Rathhaus, dessen Senatssaal kostbare Malereien enthält, und auf dem herrliches

Schnitzwerk in der Kämmereistube an die Kunstfertigkeit alter Meister erinnert, die keine Akademie besucht hatten, sondern einfache, schlichte Handwerker waren. In den Sälen dieses Baues hatten sich die Germanisten versammelt, unter dem Vorsitze ihres Altmeisters, den Deutschland mit Stolz den Seinigen nennt, der unseres Volkes Sprache erforscht, ihm seine Weisen und Sagen abgelauscht, der seine Mährlein unserer Jugend wieder erzählt hat, wie kein Anderer.

(Schluß folgt.)

Adresse des Stadtvorstandes in Darmstadt an den Erbgroßherzog von Hessen.

†† (Darmstadt, 7. März. — Corresp.) Im Sturm der Zeiten gestalten sich gebieterisch ganz von selbst und nicht von oben neue Behörden, und bei bestehenden Behörden, um großem Unglück vorzubeugen, neue Competenzen. Nachdem der hiesige Stadtvorstand auf dem Weg der Ordnung kein Gehör gefunden, und die höchste Gefahr blutiger Conflicte friedlicher Bürger mit den Chevauxlegers vorhanden war, genehmigte er am 4 d. die folgende (von dem Staatsrath und Gemeinderath Jaup concipirte) ehrerbietigste Adresse an den am 4ten Abends zurückerwarteten Erbgroßherzog, und überreichte sie in corpore demselben am 5. d. in der Frühe mit mündlichen Erläuterungen. Dies scheint auf die zunächst folgenden Ereignisse vielen Einfluß gehabt und Gefahren der Anarchie abgewendet zu haben.

Durchlauchtigster Erbgroßherzog!

Bei großen Gefahren erlauben sich die Glieder des Stadtvorstandes, sich an des geliebten Erbgroßherzogs k. Hoh. ehrerbietigst zu wenden, auf welchem große Hoffnungen beruhen. Wir thun dies, weil wir die Stimmung der ganzen Stadt kennen, und weil diejenigen Bürger und Einwohner, welche eine Zuschrift an die städtischen Landtags-Abgeordneten erlassen haben und auch Eurer königl. Hoheit vorlegten, sich dadurch beruhigt haben, daß wir ihnen zusagten, den Inhalt dieser Zuschrift auch bei höchst Denenselben bevorworten zu wollen. Nichts ist nothwendiger, als kräftige Eintracht aller deutschen Regierungen und Völker, um alle deutschen Throne und Hütten zu schützen, wenn der Feind von Westen einbricht, was trotz des besten Willens der jetzigen Machthaber dennoch leicht möglich ist. Daß also Volksbewaffnung unumgänglich nothwendig sey, — nicht blos Bürgerwache in Städten, eine verderbliche halbe Maßregel, — davon sind wir auf's vollständigste überzeugt, und Mißtrauen gegen das hessische Volk würde schwer sich rächen. Aber die Wahrheit, die wir dem Fürsten schuldig sind, gebietet uns beizufügen, daß auf Eintracht der deutschen Regierungen und Völker nicht zu rechnen ist, wenn nicht diejenigen gerechten Wünsche erfüllt werden, welche den deutschen Völkerstämmen seit mehr als 30 Jahren zugesagt, von den Ministern hartnäckig verweigert wurden. Ohne solche Gewährung würden ganz gewiß Viele, sehr Viele am guten Willen ihrer Fürsten verzweifeln, würden bei'm ersten Zusammenstoß mit Frankreich sehnsuchtsvoll nach französischer Freiheit greifen und die unglücklichsten Trübsale veranlassen. Darum ist nach unserer redlichen Ueberzeugung nothwendig, daß, was unsere Mitbürger unter 1, 2 und 4, Presse, Petitionsrecht, Schwurgericht aufgeführt haben, wirklich und vollständig in konstitutionellem Sinne gegeben werde, daß namentlich Versammlungsrecht und Bittrecht unserm verehrten Fürsten endlich ein Mal die Wahrheit zeigen könne, welche die Minister ihnen bisher verhüllt haben. Nro. 5. Beeidigung des Militärs auf die Verfassung würden wir nicht vorzugsweise hervorheben, wenn nicht die höchst unkluge und eben so gefährliche Verfügung am Mittwoch die höchste Aufregung unter allen ruhigen Bürgern und Einwohnern erzeugt hätte, welche bei einer Wiederkehr Alles befürchten läßt. 6) Freiheit des Gewissens, Freiheit und politische Gleichstellung der Religion und des Cultus bedarf keiner Empfehlung bei einem Fürsten, dessen Großvater der erste Großherzog von Hessen war, der zum Ahnherrn Philipp den Hochherzigen hat. Nro. 7. Abschaffung der privilegirten Gerichtsstände wird bei Berücksichtigung der Nro. 2 von selbst sich erledigen. Nro. 8 Aenderung des politischen Systems im Großherzogthum Hessen, — die Grundsätze, nach welchen die Minister in den meisten deutschen Staaten bisher handelten, haben für die Fürsten im Verhältniß zum Bunde den Nachtheil gehabt, daß die Souverainetät der einzelnen Fürsten immer mehr beschränkt und der Majorität der von Oesterreich und Preußen geleiteten Bundesversammlung untergeordnet wurde. Jene Grundsätze passen im Innern nicht zu den neu aufgestellten und unabweisbaren Ansichten. Der Umstand namentlich, daß man alle Bitten und Warnungen der Stände um endliche Erfüllung längst ertheilter Zusagen ganz unberücksichtiget gelassen, hat in natürlicher Consequenz zu immer größerer Strenge, Abgeschlossenheit, Inhumanität in der Staatsverwaltung geführt, und hat eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugt, welche Jedermann bekannt war, nur nicht den Fürsten, welche nur eines Funkens bedarf, um ganz Revolution zu werden; welche alles Vertrauen zu jenen Ministern unbedingt erschüttert hat, dazu kommt bei uns die geduldete Pascha-Regierung mancher Kreisräthe; das Mißtrauen in die Ehrlichkeit mancher Staatsdiener, die unerschwingliche Höhe der Communalsteuern; die drückende, rücksichtslose, mitunter ganz willkürliche Verwaltung der Oberforstdirektion; wen kann es wundern, daß jährlich Tausende braver und fleißiger Hessen bei solchen unglückseligen Zuständen es vorziehen, eine ungewisse Zukunft in Amerika zu suchen? Nro. 9. Umgestaltung des deutschen Bundes und Nro. 10. Revision der Verfassungs-Urkunde sind Gegenstände, welche unsere lebhafte Sympathie hervorrufen und welche wir der weisen und kräftigen Verwendung Eurer königl. Hoheit empfehlen. Wir verharren in tiefster Ehrfurcht Eurer königl. Hoheit allerunterthänigste, treugehorsamste Bürger der Residenz.

Darmstadt, den 4. März 1848.

(Folgen die Unterschriften.)

Bad Homburg, 6. März.

Heute schon ertheilte Se. Hochfürstl. Durchlaucht der regierende Landgraf auf die in diesen Blättern bereits mitgetheilte Petition nachstehende willfährige Resolution:

Wir Gustav,

von Gottes Gnaden souverainer Landgraf zu Hessen rc. rc.

Auf die am gestrigen Tage von einer Deputation aus Unserer Stadt und Unserem Amte Homburg Uns überreichte Vorstellung geben Wir den auf derselben zahlreich unterzeichneten Bittstellern, da wir wahrgenommen haben, daß die von ihnen vorgetragenen Bitten mit den allgemeinen Wünschen der Bevölkerung übereinstimmen, in Folgendem Unsere gnädigste Entschließung zu vernehmen:

Vor Allem haben Wir die unter Ziffer 1, 2, 7, und 9 der bezeichneten Eingabe erhobenen Gesuche um Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens mit Schwurgerichten; politische Amnestie und Aufhebung der privilegirten Gerichtsstände sofort bewilligt, und es werden die deßfalls nöthigen Verordnungen unverweilt veröffentlicht werden.

Auch wollen Wir Unsererseits dem unter Ziffer 3 ausgespro-

chenen Wunsche nach einem allgemeinen deutschen Parlamente nicht entgegen treten.

Ferner wollen Wir (ad 4) das freie Petitions-Recht gestatten, und indem Wir, was die Volksversammlungen betrifft, die Polizeibehörden angewiesen haben, denselben vorläufig kein Hinderniß in den Weg zu legen, behalten Wir Uns vor, diesen Gegenstand demnächst nach dem Vorgange der benachbarten Staaten auch gesetzlich zu regeln.

Der Bitte um bürgerliche und politische Gleichheit ohne Unterschied des Glaubens (ad 5) sind Wir ebenfalls bereit zu willfahren; da dieselbe übrigens lediglich auf die Verhältnisse der Israeliten in Unserem Amte Homburg Anwendung findet, und zur Ordnung der letzteren bereits früher die Einleitung getroffen worden ist, so wird dieser Punkt ohnehin alsbald nach den Wünschen der Bittsteller seine Erledigung finden.

Auch dem Verlangen nach Volksbewaffnung (ad 6) ist willfahrt, indem Wir nicht nur die Errichtung einer Bürgerwache in hiesiger Stadt genehmigt haben, sondern dieses Institut auch theilweise bereits ins Leben getreten ist.

Sodann sind Wir (ad 8) gewillt, der Einführung einer neuen Gemeinde-Ordnung stattzugeben, sobald die in dem Großherzogthume Hessen in Aussicht stehende Revision der dortigen Gemeinde-Ordnung, welche diesseits zum Muster genommen werden soll, vollendet seyn wird.

Was ferner (ad 10) die Ueberweisung der in die Staatskasse fließenden Accise an die Gemeinde-Kassen betrifft, so sind Wir geneigt, auch diese Bitte nach dem Antrage zu bewilligen.

Dem sub 11 ausgesprochenen Wunsche nach einer landständischen Verfassung wollen Wir, wie beantragt, hiermit ebenfalls willfahrt haben.

Eben so sind Wir gesonnen, ein neues Steuergesetz in so ferne einzuführen, als von Unseren Unterthanen ihre deßfallsigen Desiderien näher bezeichnet seyn werden. Jedoch wollen Wir den Bittstellern nicht verhehlen, daß dieser wichtige und schwierige Gegenstand auch aus dem Grunde eine augenblickliche Erledigung nicht finden kann, weil dazu die Arbeitskräfte Unserer betreffenden Behörden offenbar nicht ausreichen.

Endlich wollen Wir (ad 13) die Einführung des großherzoglich hessischen Zehnt- und Grundrenten-Ablösungs-Gesetzes bewilligen.

Indem Wir nun hierdurch, soweit es in Unseren Kräften steht, den Wünschen Unserer bis daher Uns und Unserem Landgräflichen Hause treu ergeben gewesenen Unterthanen nachgegeben haben, sprechen Wir denselben zugleich Unsere ausdrückliche Erwartung aus, daß sie nunmehr jegliche Störung der in ihrem eigenen pecuniären Interesse dringend erforderlichen Ruhe und Ordnung in hiesiger Stadt, so wie überhaupt im ganzen Lande durchweg vermeiden und fernerhin dahin trachten werden, die von der göttlichen Vorsehung Uns und Unserem Landgräflichen Hause noch zugemessenen wenigen Tage des Verweilens unter Unseren Angehörigen nicht weiter zu trüben, wogegen Wir dieselben in dieser Voraussetzung Unserer fortdauernden Gnade versichern.

Gegeben Homburg, den 6. März 1848.

Gustav.

vdt. Henrich.

Adressen an die Hanauer Bürgerschaft.

1.

Wie zu allen Zeiten, so stehen auch jetzt wieder Hanau's Bürger in den ersten Reihen auf dem Kampfplatz für Licht, Recht und Wahrheit.

Mit Freude und Hochgefühl haben wir den Inhalt der Petition gelesen, welche Hanau's edle Bürger zu dem Throne unseres Fürsten gesandt haben, um des Vaterlandes Wohlfahrt zu befördern. Von gleichen Gefühlen beseelt, wie Sie, hochsinnige Bürger, und von der Hoffnung getragen, daß auf das angebrochene Morgenlicht ein schöner Tag für das Vaterland folgen werde, bringen wir Ihnen hiermit unseren tiefgefühlten, brüderlichen Dank für die angemessenen Schritte dar, die, wie wir sehnlichst wünschen, von unserem Fürsten mit Wohlwollen aufgenommen, ersprießlichen Erfolg für neues Leben des Vaterlandes haben werden, zugleich mit der Versicherung, daß auch wir, obschon der Zahl nach klein, doch mit Treue und Liebe uns der Sache des Vaterlandes annehmen werden. Von Herzen mit Ihnen übereinstimmend hinsichtlich der Wünsche, die Sie vor den Thron des Kurfürsten gebracht haben, reichen mit Hochachtung und Verehrung den hochsinnigen Bürgern von Hanau die Bruderhand:

Die Bürger von Schlüchtern.
(Folgen die Unterschriften.)

2.

An die Bürger der Stadt Hanau!

Sie, verehrte Herren, haben in Ihrer inhaltschweren Petition vom 29. vorigen Monats ganz aus unser Aller Herzen gesprochen. Genehmigen Sie daher, daß wir uns dieser Petition der Bürger unserer Provinzialhauptstadt anschließen, wobei wir Ihnen anheim geben, von diesem Anschlusse auf geeignete Weise Gebrauch zu machen.

Bockenheim, am 5. März 1848.

Die Bürger der Stadt Bockenheim.
(Folgen die Unterschriften).

Ueber Sprachreinigung.

Wenn ein Philosoph gesagt hat, daß man sich von Allem frei machen könne, nur nicht vom Einfluß fremder Gedanken, so liegt hierin viel Wahres. Bringt man es auch dahin, sich von äußerlichen Einflüssen möglichst unabhängig zu machen und über äußerliche Eindrücke zu erheben, so wird doch die Wirkung des fremden Geistes uns nicht unberührt lassen. Ein Wort, das wir zufällig vernehmen, eine Stelle, die wir in einem Buche lesen, ein Einfall, der uns überrascht, sie gehen nicht spurlos an uns vorüber, sondern geben oft ganz unerwartet unsern Gedanken eine andere Richtung. Wie aber der Geist einzelner Menschen auf uns wirkt, so nicht minder der ganzer Völker, deren politisches, sociales und wissenschaftliches Thun und Treiben auf die Entwickelung unseres eigenen Wesens mannichfach influirt. Die Culturgeschichte aller Völker beweis't Dieses, und es wäre gewiß kein Glück gewesen, wenn alle Nationen durch chinesische Mauern sich gegen einander hätten absperren können. Es ist nicht geschehen, wohl aber hat ein Volk von dem andern genommen und ihm zurückgegeben und hat ein Jahrhundert das andere beerbt. So ist es gegangen mit den Systemen der Weisen wie mit den Moden der Toilettenkünstler, mit dem Geschmack der Maler und Dichter wie mit den Formen des gesellschaftlichen Umgangs, mit den Ansichten über Erziehung wie mit denen über hundert andere Dinge. Da nun die Sprache den unmittelbarsten Ausdruck des geistigen Lebens offenbart, so konnte es nicht fehlen, daß auch ihr fremdartige Stoffe sich mehr oder minder beigemischt haben, und es gab gewiß nie eine derselben, welche in dieser Beziehung rein und unvermischt geblieben ist. Die deutsche Sprache könnte nach ihrem Wortreichthum und ihrer Bildungsfähigkeit eine der selbstständigsten und geläutertsten seyn, ist es

aber keineswegs, weil gerade der Deutsche bei seiner Weltbürgerlichkeit und seiner Neigung, überall zu prüfen und nach dem Besten zu forschen, fremdem Einflusse am zugänglichsten ist. Zwar sind die Zeiten unserer blinden Nachbeterei, wo uns Alles und Jedes aus Paris oder London zugeführt und empfehlen werden mußte, um bei uns etwas zu gelten, vorüber; zwar sind wir unabhängiger geworden, doch lange noch nicht so sehr, als es verlangt werden könnte. Um im Besondern bei unserer Sprache und deren Reinigung hier zu verweilen, so bleibt auf diesem Gebiete noch Manches zu thun übrig. In den letzten drei Jahrzehnten ist viel über die Reinigung unserer deutschen Sprache verhandelt, vorgeschlagen und gepredigt worden. Nicht auf Einen Schlag wird ein Baum gefällt und der alte Cato mußte lange ermahnen, bis man zur Zerstörung von Carthago schritt. Unsere Sprachreiniger haben nicht ganz vergebens gearbeitet, und wir danken es ihnen, daß schon viel Fremdartiges verbannt, viel Verkehrtes abgestellt und viel Ueberflüssiges verdrängt worden ist. Wenn wir uns nun damit trösten können, daß es besser geworden, wenn auch nur langsam, wie es mit Verbesserungen in der Welt und besonders in Deutschland zu gehen pflegt, so wünschen wir anderseits, daß unsere Sprachreiniger nicht zu viel verlangen und nicht eine totale unbedingte Verdrängung aller und jeder Fremdwörter erheischen mögen.

Ueber die Nützlichkeit der Versuche, die Sprache zu reinigen und sie dadurch dem ganzen Volke erst recht verständlich zu machen, sagt Dr. Paulus:

„Seit Leibnitz und Wolf die Wissenschaftslehre (die Philosophie in allen ihren Theilen) deutsch zu reden lehrte, seit alsdann durch Gellert, Klopstock, Lessing, Wieland, Voß, Goethe, Schiller und Andere das goldene Zeitalter der deutschen Dichtung, nicht blos unterhaltend für die Einbildungskraft, sondern auch inhaltreich und belehrend begann und seit dieses Reinigen und Erheben der deutschen Sprache durch Mosheim, Jerusalem, Herder und die vielen ihnen nacheifernden, Geist erweckenden Kirchengemeindlehrer auch in die Kirchvorträge und Erbauungsschriften überging, ist die wahre Aufklärung, das helle Erfassen und Durchdenken richtiger Begriffe und lebensthätiger Einsichten auch für Tausende von Denkfähigen, die sprachgelehrt zu werden wenig Gelegenheit halten, anziehend geworden.

Die guten Folgen sind unübersehlich, welche daraus entstehen, wenn von Kindheit auf schon die meisten Begriffe durch die Muttersprache erklärt und im Zusammenhang mit andern bekannten gefaßt, wenn also Gesetze, Verträge, Glaubenslehren u. s. w. durch deutliche Ausdrücke verstanden werden. Nur dadurch wird auch der Nichtgelehrte für das ganze Leben zum Handeln nach eigener Ueberzeugung vorbereitet.

Doch wird diese äußerst nützliche und anwendbare Sachkenntniß oft durch längst angewohnte Ausdrücke aus fremden Sprachen gehindert.

(Schluß folgt.)

K o r r e s p o n d e n z.

M e i s e n h e i m, 4. März.

Wie sich schon so oft der wohlthätige Sinn der hiesigen Bewohner in löblichster Weise kund gegeben hat, so haben auch die ergreifenden Schilderungen der Drangsale in Schlesien nicht verfehlt, viele Herzen zu thätigem Liebesdienste hier zu bewegen. Eine zu diesem Zwecke von landgräfl. Regierung in Homburg gestattete Collecte hat ein erfreuliches Resultat ergeben. *) Je mehr Aller Augen auf die neuesten Vorgänge der Zeit gerichtet sind, um so mehr ist zu befürchten, daß darüber die herzzerreißende Noth unserer deutschen Brüder in Schlesien bei Vielen in den Hintergrund treten könnte; möchten daher noch in vielen andern Städten der Nähe und Ferne sich recht viele Herzen zu thätiger Mithülfe gedrungen fühlen. ■

*) Als Ertrag der in Meisenheim veranstalteten Collecte wurden uns fl. 224. 35 kr. übermacht.

E n t g e g n u n g.

In Nro. 67 dieses Blattes befindet sich ein Artikel, dessen Verfasser es sehr auffallend erscheint, daß zur Besetzung der Direktorstelle an einer hiesigen sehr geachteten Schulanstalt (der Musterschule mit Namen) drei f r e m d e Schulmänner zur Wahl in Vorschlag gebracht seyen, da doch jeder Staat die Verbindlichkeit habe, bei Besetzung öffentlicher Stellen v o r z u g s w e i s e auf Staatsangehörige Rücksicht zu nehmen. Er räumt ein, daß es allerdings Fälle geben könne, in denen man z. B. der Sprache wegen zur Annahme eines Fremden schreiten müsse. Wenn aber außerdem Fremde zugezogen würden, dann erkläre damit der betreffende Staat, daß es an befähigten einheimischen Bewerbern fehle und gebe sich hierdurch eine Blöße (!), oder er begehe ein offenbares Unrecht an seinen Staatsangehörigen.

Auch der Einsender Dieses erkennt die Billigkeit des Grundsatzes vollkommen an, daß jedoch nicht blos bei gleicher Befähigung, sondern auch bei sonst gleichen Umständen der Einheimische, wie es schon in der Natur der Sache liegt, am meisten zu begünstigen sey. Möge aber der Verfasser jenes Artikels, der so viel von Recht und Billigkeit spricht, auch seinerseits so gerecht seyn, zu bedenken, daß die Behörde, welche das Wohl der in Rede stehenden Schulanstalt zunächst zu verantworten hat und deren Mitglieder zum größten Theil Vorzüge und Mängel derselben seit Jahren genau kennen, sicher nicht ohne die gründlichste und reiflichste Erwägung Dessen, was dieser Anstalt noth thue, zu Werke gegangen ist. Sie weiß recht gut, was sie ihren Mitbürgern schuldig ist, und der Vorwurf kann sie nicht treffen, daß sie die sehr achtbaren Lehrkräfte in ihrem nächsten Kreise nicht jederzeit zu würdigen und zu verwenden verstanden hätte. Wenn aber eine eben so umfassende, als gewissenhafte Prüfung aller Bedürfnisse der ihrer Sorgfalt vertrauten Anstalt die Ueberzeugung in ihr begründet hat, daß durch das zweckmäßige Einpflanzen einer frischen, obschon fremden *) Kraft zur Leitung derselben sie nicht blos im gewöhnlichen, sey es immerhin guten, Geleise forterhalten werden, sondern auch ein neues, reges Leben gewinnen und allmälig zu einer Blüthe erhoben werden könne, wie die Höhe der Zeit sie erfordert, so hat jene Behörde ihre Pflicht gegen das Gemeinwesen gerade dadurch e r f ü l l t, daß sie der Rücksicht auf das Wohl der Sache, was hier allein entscheidet, jede andere selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, nachsetzen zu müssen glaubte. Dem Verfasser jenes Artikels diene es zur Beruhigung, wenn ihm einstweilen versichert wird, daß die in Vorschlag gebrachten Personen in jeder Hinsicht und nach den zuverlässigsten Zeugnissen vielerfahrene, nicht allein durch theoretische Bildung, sondern auch durch practische Tüchtigkeit erprobte Pädagogen und L e n k e r d e s h ö h e r e n U n t e r r i c h t s w e s e n s sind. Warum sollte unsere Vaterstadt bei dem Guten, das sie bereits besitzt, sich nicht eines solchen Zuwachses namentlich jetzt erfreuen dürfen, wo eine gerechte und zeitgemäße Beachtung auf Hebung des Schulwesens gerichtet und es zu gewärtigen ist, daß dieses eine Erweiterung seines Gebiets erhalten werde, bei der die Benutzung einer reichen und vielseitigen Erfahrung wohl nicht zu verachten seyn dürfte? Schließlich hoffen auch wir, ganz wie der Verfasser jenes Artikels, von dem Ermessen der Oberbehörden das Beste, und sind gewiß, daß sie weder von der einen, noch der anderen Seite durch untergeordnete Rücksichten sich bestimmen lassen, sondern lediglich weiser und wohlbegründeter Ueberzeugung folgen werden.

*) Wir gestehen übrigens aufrichtig, daß die abweisende Bezeichnung f r e m d in einer Zeit großartig erwachten Nationalsinnes für das gesammte Vaterland einen eigenthümlichen widrigen Beiklang hat.

T h e a t e r = A n z e i g e.

Mittwoch, 8. März. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Donnerstag, 9. März. M a r t i n L u t h e r, oder: Die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Abth., von Zacharias Werner, frei für die Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. H a m m e r a n.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 70. Freitag, den 10. März 1848.

Fürsten und Völker.

(Von Wilh. Wagner.)

Der Schlachten Donner war verklungen
Und manch Tedeum ward gesungen
Auf weiter Flur, im hohen Dom;
Auf Bergen brannten Opferflammen,
Die Herzen schlugen all' zusammen;
Der Jubel wuchs zum mächt'gen Strom.
Es war aus fremder Herrschaft Banden
Das theu're Vaterland erstanden;
Zu Ende ging die harte Schmach,
Die lange drückend auf ihm lag.

Die Fürsten sprachen da zum Volke:
„Verscheucht sey jeder Zwietracht Wolke,
Wir wollen treu verbunden seyn!
Mit euerm Blut habt ihr errungen
Den Sieg; der Fremdling ist bezwungen
Und seine Adler sanken ein.
Stets wird die Dankbarkeit uns mahnen,
Daß wir auf segensreichen Bahnen
Nach schweren Kampfes blut'gem Spiel
Euch führen zu dem schönsten Ziel!"

So sprachen sie, und voll Vertrauen
Sah man auf seine Fürsten schauen
Das deutsche Volk, vom Meeresstrand
Bis zu den Alpen, bis zum Rheine,
Und in dem neuen Hoffnungsscheine
Erglühte rings das Vaterland.
Wird es in Ruhm und Größe strahlen,
Und werden edle Fürsten zahlen
Der Volksbeglückung heil'gen Sold,
Rein, wie das unverfälschte Gold?

Der Jubel schwieg; die Jahre schwanden.
Die Völker hofften, doch sie fanden,
Wie sie auch harrten, nicht den Lohn.
Der neue Frühling wollt' nicht kommen.
Eins nach dem Andern ward genommen;
Das schöne Traumbild war entfloh'n.
Verhandelt wurde und berathen,
Doch leider! kam es nie zu Thaten;
Kein Stern erschien dem Vaterland,
Der Glaube floh, die Eintracht schwand.

So war's, als eine Feuerwolke
Sich dort entlud beim Nachbarvolke,
Dort in dem neuen Babylon.
Die Erde bebt, die Donner rollten;
Empörte Volkeswogen grollten,
Einreißend einen morschen Thron.
Doch nicht die blutig rothe Fahne
Ward aufgepflanzt in blindem Wahne,
Nein! die, so in drei Farben glänzt
Und sich mit Frühlingsblüthen kränzt.

Wir sahen sie, die Tricolore;
Die Brandung drang zu unserm Ohre
Aus der bewegten Seinestadt.
Wir staunten, wie in wenig Tagen
Ein Volk den Sieg davon getragen,
Wie es sich selbst gezügelt hat.
Die Freiheit war kein gier'ger Tiger,
Sie war ein edler, milder Sieger,
Und nach des Kampfes letztem Streich,
Da ward ihr Schwert zum Palmenzweig!

Germanien hat es vernommen,
Und sein Bewußtseyn ist entglommen,
Wie eine freud'ge Morgengluth.
Des Volks Begeist'rung kehret wieder;
Froh tönen seine Jubellieder,
Doch ernst auch, wie die Meeresfluth.
Nicht Umsturz will es, nicht Zerstörung,
Doch fordert's endlich die Erhörung
Von Dem, was es verlangen kann,
Wozu es Mündigkeit gewann.

Das Volk tritt zu dem Fürstenthrone
Und spricht: „Wir ehren eure Krone,
Doch nicht als sklavisches Geschlecht.

Von Gottes und von unsern Gnaden
Sollt ihr uns führen auf den Pfaden
Der Freiheit bei Gesetz und Recht.
Fern von der Selbstsucht schnödem Triebe,
Strebt nur nach eures Volkes Liebe!
Es drängt die Zeit, — kein Anker schwer
Als dieser hält im stürm'schen Meer.

So spricht das Volk. — Die Fürsten lauschen
Dem immer mächt'gern Wellenrauschen,
Das an der Schlösser Pforten schlägt.
Ob sie Louis Philipp's wohl gedenken?
Wer wird dem Flüchtling Obdach schenken,
Der keinen Fürstenschmuck mehr trägt?
Es stürmt die Zeit, Paläste beben.
Wer kann dem Geiste widerstreben,
Der, rings umglänzt von Morgenlicht,
Der alten Willkür Fesseln bricht?

Den Fürsten Heil, die es verstehen,
Mit diesem Geist im Bund zu gehen,
Mit ihren Völkern Hand in Hand!
Ihr Thron steht fest, beschirmt vom Volke;
Ihn trifft kein Blitz aus düst'rer Wolke,
Ihn liebt und ehrt das Vaterland.
So mög' nach wieder dreißig Jahren
Die neue Zeit es offenbaren,
Ob sie auch hält, was sie verspricht?
Bleibt fest vereint, so trügt sie nicht!

Die Münchener Ereignisse vom 4. März.

Die Bekanntmachung der Einberufung der Stände auf den 31. Mai erregte auf vielen Seiten eine große Mißstimmung, und Mittags versammelten sich die Bürger wieder auf dem Rathhause und drückten ihre Unzufriedenheit laut aus. Vergebens waren die Gegenvorstellungen der Besonnenen; es hieß, man will uns vertrösten, man hat uns getäuscht; man wolle nur eine Frist gewinnen, und es fielen so stürmische und von blinder Leidenschaft diktirte Aeußerungen, daß man sie nicht wohl wiederholen kann. Die Versammlung wurde immer stürmischer; die verschiedensten Stände, welche die Adresse mit unterzeichneten, worunter auch die Studirenden, welche sich an die Bürgerschaft anschlossen und ihre Adresse nicht übergaben, waren auf dem Rathhause vertreten, und es wurden viele Reden gehalten, aber nur wenige bei dem großen Lärm verstanden. Als gegen 2 Uhr der Regierungspräsident Frhr. v. Godin auf dem Rathhause erschien und, nicht Gehör findend, sich unverrichteter Dinge entfernen mußte, ertönte bald darauf der Generalmarsch. Vor der Pforte des Rathhauses gab ein Bürgertrompeter Signale; Andere schrieen: Bürger, Studenten hierher, und bald wurde der Rathhaussaal überfüllt. Eine Masse Menschen drängte sich zur Residenz, hier aber wurden rasch Kürassiere aufgestellt und die Zugänge gesperrt; auch mehrere Kanonen sah man aufgepflanzt. Mittlerweile aber eilte eine große Menschenschaar nach dem bürgerlichen Zeughause, stürmte dasselbe und nahm die dort befindlichen Waffenvorräthe, Fahnen 2c. hinweg. Von diesem Augenblicke an nahmen die Dinge eine furchbare Gestalt; es schien unzweifelhaft, daß es zu blutigen Händeln kommen würde. In Folge des Generalmarsches waren auf allen Punkten Militärbedeckungen erschienen; die Hauptwache war stark besetzt und die Spannung fürchterlich. Eine neue Bürgerdeputation hatte sich nach der königlichen Residenz begeben und Sr. Majestät dringende Vorstellungen über die Lage der Umstände gemacht. Endlich um halb 4 Uhr erschien Se. kgl. Hoh. der Prinz Karl, gefolgt von zwei Adjutanten, auf dem Rathhause und erklärte im Namen des Königs, daß die Stände schon auf den 16. März einberufen werden sollen. Das Erscheinen und Gehen des Prinzen begleiteten jubelnde Hochs. Durch diese Erklärung schienen nun Bürger und Studenten zufrieden gestellt. Sofort versammelte sich die Bürgermiliz auf dem Promenade- und auf dem Dultplatze; Studierende und andere Personen erschienen gleichfalls bewaffnet; aber auch eine Masse Individuen zweideutiger Art erschienen mit Stangen, Spießen, Lanzen, Heugabeln 2c. versehen, und, wie es schien, zu Allem, auch dem Aeußersten aufgelegt. Linienmilitär wurde mit strategischer Rücksicht vertheilt an den verschiedenen Posten, wo eine Absperrung nöthig schien. Das Militär scheint trefflich gestimmt, eben so die Landwehr, welche dem möglichen Andrange eines bewaffneten Gesindels kräftige Abwehr entgegenstellen dürfte. Von dem guten Geiste der Studirenden und andern Waffenträgern läßt sich nicht minder erwarten, daß sie zur Herstellung der Ordnung nach Kräften mitwirken werden. In dem Augenblicke, wo der Thron in so augenscheinlicher Gefahr schwebte, vernahm man auch wieder von vielen edeln Zügen der Treue und der Hingebung. So erschien im Augenblicke der größten Aufregung der kürzlich pensionirte Kapitän der Garde, General von Zweibrücken, in Mitte der Hartschiere und unterwarf sich dem Befehle des Chefs mit dem Bemerken, daß er im jetzigen Augenblicke unter seinen Kriegskameraden nicht fehlen dürfe.

Die Augsb. Postztg. berichtet: ....Endlich wurden die HH. Rosipal und Reschreiter abgeordnet, sich direkt zum Könige zu begeben und Sr. Majestät zu melden, wie die Sachen ständen. Hierdurch allein gelang es, den immer lauter werdenden Ruf: „zu den Waffen" zu beschwichtigen. Aber nicht lange, nachdem sie fort waren, ertönte Generalmarsch, und nun schien es fast unmöglich, die Versammelten zurückzuhalten, was auch nur mit größter Mühe und nicht vollständig gelang. Nun kam der Professor Dr. Martius und wollte beschwichtigend haranguiren, zeigte aber bald, daß er nicht der Mann sey, sich Geltung zu verschaffen; und als er vollends die Versammlung auf die Adresse des deutschen Bundes verwies und zum Vertrauen auf diesen mahnte, scholl ihm ein betäubendes Gelächter entgegen. „Auf uns selbst vertrauen wir, nicht auf den Bund, der jetzt ein Mal aus Furcht sich an uns wendet. Nicht den Bund, sondern ein deutsches Parlament brauchen wir!" Da kam die Kunde, das Zeughaus sey erbrochen, die Proletarier bewaffneten sich. Dies entschied; Alles stürzte fort, nun aus mehr als Einer Ursache auch zu den Waffen zu greifen. Ehe noch die Letzten den Saal verlassen konnten, stand schon unten eine bunte Schaar, Studenten, andere Leute und eine Masse Proletarier, auf die bunteste Art armiert. Es war gelungen, in's Zeughaus einzudringen, und da man die Waffen nicht schnell genug die Treppe hinunterbringen konnte, so hatte man sie haufenweis aus allen Fenstern herabgeworfen. Alles stürmte nun fort, sich, wie immer, zu bewaffnen und sich Pulver und Blei zu verschaffen. Während dieser Scenen waren die HH. Rosipal und Reschreiter in der Residenz. Ein Adjutant, von dem sie augenblickliche Einführung begehrten, hatte ihnen die Antwort gebracht, der König könne sie nicht sehen. Sie entgegneten, sie seyen vom Rathhause abgeordnet und müßten Sr. Maj. unverzüglich ihren Bericht machen, da die höchste Gefahr auf dem Verzuge sey. Als die Deputation nachdrücklich auf Vorlassung bei Sr. Majestät bestand, erschien Se. k. Hoheit der Prinz Karl und der Staatsrath v. Bolz eben-

falls mit der Erklärung, *daß der König sie nicht empfangen wolle.* Die Abgesandten erklärten, es sey unmöglich, Zeit zu verlieren, *wenn nicht das Höchste auf's Spiel gesetzt werden wolle.* Man sehe in der gestrigen Erklärung nichts als angelegte Täuschungen und Rückgedanken, und von der Versammlung werde ungesäumte Einberufung der Stände und Gewährung der in der Adresse bezeichneten Punkte ohne Rück- oder Hinterhalte auf das ungestümste begehrt; es sey sonst unmöglich, von *Selbstbewaffnung abzuhalten.* Da erschien der König selbst. Se. Majestät erklärte, daß Sie treu an der Verfassungsurkunde hielten, immer daran gehalten hätten und die Stände am 31. Mai zusammenkommen sollten. Als der König sich hierauf in das nächste Zimmer zurückzog, folgten ihm die Deputirten und beschworen Se. Majestät, um Allerhöchstihrer selbst willen dem Verlangen einer sofortigen Berufung des Landtags und dem Begehren der Bevölkerung Gehör zu geben. Der König erwiderte, er wolle sich mit dem Prinzen Karl berathen, und rief alsbald den Staatsrath v. Bolz; die Bürger erhielten die Weisung, in einem andern Zimmer zu warten. Hierauf sandte Se. Majestät durch den Prinzen Karl k. Hoheit die Erklärung, daß die Stände in drei Wochen zusammenkommen sollten. Die Deputation beklagte, entgegnen zu müssen, daß Dies nicht befriedigen werde. Darauf kam endlich die Eröffnung, daß der Landtag auf den 16. März einberufen werden solle, und dieser Befehl trug des Königs Handschrift, die der Deputation gezeigt wurde. Der Prinz Karl und der Staatsrath Bolz, begleitet von der Deputation, begaben sich damit sogleich zu Fuß auf das Rathhaus, wo eben die Letzten den Saal verlassen hatten und nebst vielen Andern wieder hinausströmten. Se. k. H. der Prinz Karl verlas nun die königliche Erklärung mit der Zusicherung, daß alle in der Adresse verlangten Punkte gewährt würden. Allerdings bezeigten Manche sich schwierig und mißtrauisch, allein Mehrere erklärten: „*auf das Wort des Prinzen Karl darf man bauen, er ist uns guter Bürge gegen neue Täuschung und Hintergedanken.*" Unter dieser Zeit hatte sich die ganze Masse der im Zeughaus bunt Bewaffneten dicht geschaart auf dem Promenadeplatz aufgestellt. Es waren ihrer zwischen sechs und acht Tausend, die Gewehre großentheils geladen. An sie erging nun die Aufforderung, nach erfolgter befriedigender königlicher Erklärung die Waffen wieder niederzulegen; allein Dies wiesen sie mit der Aeußerung zurück, daß sie vorher Schwarz auf Weiß sehen und sich überzeugen müßten, ob nicht Täuschung im Hinterhalt liege. Nachdem Dies in der Residenz gemeldet worden, brachte ein Stabsoffizier die Handschrift und der Prinz Karl erschien mit seinem Generalstabe zu Pferd bei dem Corps, eilt längs desselben und sprach sehr freundlich mit den Bewaffneten. Sobald durch die ungeheure, außerdem noch hierher zusammengeströmte Volksmenge Weg sich bahnte, zog nun, Bürgermilitär voraus marschierend und hinten schließend, diese improvisirte Armee ziemlich gut gegliedert nach dem Zeughause, wo die Waffen niedergelegt wurden, nachdem zuvor die geladenen Musketen mit Einem Donner dort in die Luft abgefeuert worden waren.

Ludwig der Zweite,

Großherzog von Hessen und bei Rhein, hat den Erbgroßherzog Ludwig zum Mitregenten ernannt, nicht etwa, weil der greise Fürst im Glauben wäre, sein Volk hätte das Zutrauen zu seinem Landesherrn verloren, nein, Ludwig der Zweite legt die Krone nieder, weil seine geschwächte Gesundheit *Ihm* nicht mehr gestattet, inmitten der sturmbewegten Zeiten thätigen Antheil an den Regierungsgeschäften zu nehmen, weil der Großherzog von Hessen nicht daran gewöhnt ist, maschinenmäßig seine Unterschrift herzugeben.

Der greise Fürst ist geboren am 26. Dec. 1777 und trat die Regierung an am 6. April 1830; die erste französische Revolution sah er als blühender Jüngling, als hoffnungsvoller Erbprinz, die Juli-Revolution als herangereifter Mann, als Großherzog; die Lehren, die ihm beide Revolutionen und ihre Wirkungen gaben, hat der vortreffliche Fürst stets zum Heil seines Volkes angewendet, und wenn er früher nicht bewilligte, was der Mitregent jetzt gibt, so lag die Ursache gewiß nur an bekannten, unumgänglichen Verhältnissen.

Die Stimme der Freiheit ist in die Gemächer des kranken Fürsten gedrungen, er erhebt sich vom Lager, um seinem Volke das herrlichste Gut der Menschheit zu verleihen; der Jubel des Volkes wird als heilsame Arznei die Glieder des Fürsten stärken! Glücklicher Fürst, der am Rande des Grabes noch die wahren Volksfreunde an seinem Throne sieht.

Der Mitregent Ludwig ist geboren am 9. Juni 1806, vermählt am 26. Dec. 1833 mit der Prinzessin Mathilde, Tochter des Königs von Bayern.

Alle Augen richten sich hoffnungsvoll auf den Mitregenten, alle Hessen sind in freudiger Erwartung; schon hat der Mitregent die ersten Schritte gethan, kein Zweifel mehr, der zukünftige Ludwig der Dritte wird ein wahrer Volksfürst seyn.

Der Mitregent ist ein großer, schöner Mann, von militärischem Aeußern, ein wahrer Soldat, tapfer, abgehärtet, aber nichts destoweniger gefühlvoll, gutmüthig und traulich.

Man erzählt sich folgende Anekdote, die als Beweis seiner Zutraulichkeit und der Anhänglichkeit seines Volkes dienen mag.

Vor mehreren Jahren verbreitete sich in einigen Ortschaften, die an das Waldeck'sche gränzen, das Gerücht, man beabsichtige einen Tauschhandel mit Waldeck und einige hess. Ortschaften würden dem Fürstenthum einverleibt werden; dieses Gerücht brachte die Bauern Massenheims rc. in eine fürchterliche Gährung; der Artikel 18 der hess. Constitution, der politische Volksversammlungen verbietet, wurde außer Kraft gesetzt, die Bauern versammelten sich und es wurde beschlossen, eine Deputation an den Großherzog zu senden.

„Unser gnädiger Herr wird uns gewiß behalten", hieß es; „unser Alter kennt seine Massenheimer rc."

Flugs war die Deputation im Sonntagskleid, und an einem schönen Morgen rückten drei brave Bauern mit breitem Hute, blauem Rocke, kurzen Hosen, Schuhen mit Schnallen in das Schloß des Großherzogs.

Der Erbgroßherzog empfing die Deputation mit vieler Freundlichkeit. Die Bauern, nachdem sie drei, vier Mal sich rechtwinklig verneigt hatten, trugen ihre Besorgnisse vor mit dem Tone der herzlichsten Aufrichtigkeit, und schlossen mit der Bitte: *Der Großherzog, wenn er sie doch absolut nicht mehr haben wolle, möchte sie lieber allein lassen.*

Der Erbgroßherzog lachte sehr über diese unschuldige republikanische Aeußerung, bemerkte den guten Leuten, daß ihm von der beabsichtigten Einverleibung nichts bekannt sey, daß er jedoch die fragliche Sache zu Ohren des Großherzogs bringen würde, engagirte die Herren, sich die Residenz zu besehen, und lud sie ein, heute Abend in seine Loge zu kommen; nachdem die Bauern sich diese Einladung etwas deutlicher erklären ließen, acceptirten sie *nur unter der* Bedingung, daß der Erbgroßherzog nicht allein seinen *Herrn Vater* fragen, sondern auch ein *gutes* Wort für die fragliche Angelegenheit einlegen möchte. Die Herren erschienen wirklich in der Loge des Erbgroßherzogs; der Großherzog aber weinte Freudenthränen über die Anhänglichkeit seiner Unterthanen.

Der Erbgroßherzog Mitregent hat eine nicht minder große Liebe für das Militär; aber da in keinem anderen Staate vielleicht mehr Einigkeit zwischen Militär und Civilisten herrscht als in Hessen,

so ist dieses ein Beweis, daß das Militär in diesem Lande nicht auf Kosten der Bürger bevorzugt wird.

Ein Augenzeuge erzählte mir, daß im Jahr 37 ein Soldat Namens Müller bei einem Manöver durch Unvorsichtigkeit von seinem Hintermann schwer verwundet wurde; der Militärarzt war der Erste, der herbeisprang, um die Wunde zu verbinden, der Zweite war der Erbgroßherzog, welcher sogleich seine Equipage zur Verfügung des Soldaten setzte, um letzteren ins Spital zu bringen.

„Königliche Hoheit", sagte der wackere Müller, „ich bin Soldat und kann gehen"

Diese Züge, an und für sich unbedeutend, charakterisiren das Herz des hessischen Monarchen, die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, die Ausdauer seiner Soldaten.

Der Erbgroßherzog ist kinderlos; er hat zwei Brüder: Prinz Carl, geb. am 23. April 1809, welcher seinerseits vier Kinder hat; der zweite Bruder ist Prinz Alexander, geb. am 15. Juli 1823; seine einzige Schwester, die Prinzessin Marie, ist die Gattin des russischen Thronfolgers.

Der Großherzog selbst hat drei noch lebende Brüder, die Prinzen Ludwig, geb. am 31. August 1780, Friedrich, geb. am 14. Mai 1788 und Prinz Emil, geb. am 3. Sept. 1790, welcher unter dem Kaiserreich sich unsterblich gemacht.

Der Zustand Europa's kann auf die beiden anderen Hessen einen bedeutenden Einfluß, besonders hinsichtlich der Succession ausüben, und der jetzige Mitregent dürfte vielleicht noch dazu berufen seyn, eine Rolle dabei zu spielen; er kann auf seine Unterthanen rechnen, sie rechnen stets auf ihn. Wilhelm G.

Ueber Sprachreinigung.

(Schluß.)

Dr. Paulus bemerkt weiter in seiner Schrift:

Auch die Gelehrten täuschen sich und Andere nicht selten durch dergleichen geheimnißvolle Kunstwörter, wenn Mancher mit Subjektivität, Objektivität, Element, absolut, positiv, Spekulation, Reflexion, Phase, Stadium u. s. w. um sich wirft, allerlei Verwechslungen der Begriffe unter den fremdklingenden Lauten versteckt und durch den Wortball als Tiefdenker geltend und angestaunt zu werden das Glück hat.

Kann es nun gleich bei weitem nicht mit einem Mal durchgeführt werden, alle Begriffe mit deutschen Ausdrücken treffend zu bezeichnen und jedes fremde Wort durch ein einheimisches passend zu ersetzen, so sind doch schon viele Versuche gelungen.

Das Theilnehmen an allem Denkbaren ist durch glücklich gewonnene, den Deutschen sich selbst erklärende vaterländische Laute auch den Nichtgelehrten weit mehr erleichtert, als die meisten unter uns ohne Rückerinnerung an die Geschichte der sehr allmähligen Fortbildung unserer Sprache wissen können.

Von weitern wohlbedachten und unmaßgeblichen Bemühungen dieser Art ist ohne Zweifel manche neue Ausbeute zu hoffen. Auch die Befreiung von dieser nachtheiligen, wegzuwünschenden Fremdherrschaft scheint also von jedem Deutschgesinnten Aufmunterung zu verdienen."

Eine solche Aufmunterung gebührt auch den Bestrebungen des Dr. Brugger, deutschkatholischen Pfarrers in Heidelberg. Nachdem derselbe schon öfters auf diesen Gegenstand hingewiesen, hat er ihn nun in einer ausführlichen Schrift behandelt, die unter dem Titel — „Das Urbild der deutschen Reinsprache, aus der Geschichte, dem Wesen und dem Geiste unserer Sprache dargestellt" — bei Julius Groos in Heidelberg erschienen ist. Sie zerfällt in drei Abtheilungen — der deutschen Sprache Verderbniß, ihre Reinigung und ihr Urbild, und bringt außer einem Anhang noch einen Beitrag zu einem Fremdwörterbuche. Wir finden in vorliegender Schrift ein zu reiches Material von historischen, philosophischen und grammatikalischen Nachweisungen, als daß wir in unserm Blatte eine kritische Analyse der Einzelheiten versuchen könnten; doch wird der Leser das wichtige Thema der Sprachreinigung allseitig und gründlich erörtert finden. Hr. Pf. Brugger hat seinem Werke ernste Sprachstudien und Forschungen unterlegt, und vertritt seine Bestrebung, die Sprache von fremden Elementen zu reinigen, mit Wärme und Hingebung. Auf den Einwurf, daß er in seinem Reinigungseifer zu weit gegangen sey, antwortet er damit, daß man bei allen Reformen nach einem Urbilde (Ideal) streben müsse und nicht auf halbem Wege stehen bleiben oder nur nach einem niedrig gesteckten Ziele ringen dürfe. Im Leben und in der Wissenschaft habe man schon allerlei Urbilder aufzustellen versucht, Urbilder der Staatsverfassung, der Gesetzgebung, der Weltweisheit, der Rede- und der Dichtkunst. Auch dem sittlichen Menschen schwebe ein Urbild der Tugend und Vollkommenheit vor. Warum sollte es nun nicht auch erlaubt seyn, ein Urbild der deutschen Sprache aufzustellen, da wir von so vielen andern Gegenständen solche besitzen, welche oft nicht einmal so viele und gegründete Ansprüche darauf haben, als die erste und hochgeborne Tochter des deutschen Urgeistes? Ein solches Urbild aber bestehe in vorliegendem Falle in der deutschen Reinsprache auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit. Wir können, wie gesagt, der rühmlichen Absicht des Verfassers nur Anerkennung zollen, und sind überzeugt, daß seine Aussaat nicht vergeblich gemacht seyn wird. Wenn auch das Ideal des Verfassers vielleicht nie ganz erreicht wird und wenn auch der oben angedeutete Einfluß fremden Geistes nicht ganz zu verdrängen ist, wenn es auch Fremdwörter gibt, die nun einmal in Saft und Blut unserer Muttersprache übergangen sind und sich eingebürgert haben, wenn auch eine Vermittelung in Sachen der Sprachreinigung Manches für sich haben dürfte, so bleibt doch nicht minder noch viel zu thun übrig und wuchert in dem schönen Garten der deutschen Ursprache noch manches Fremde und nutzlose Unkraut, welches beseitigen zu helfen wir uns bemühen sollen. W.

Korrespondenz.

Berlin, 27. Febr.

Wenn gleich die freiwilligen Beisteuern für die nothleidenden Oberschlesier immer fort reichlich hier einfließen und mit Abschluß dieser Woche die Berliner Sammlungen circa 30,000 Rthlr. nachweisen werden, so gibt es doch eine Menge von Leuten, die sich gern ihr Scherflein durch sogenannte ästhetische Genüsse erst abkaufen lassen. Es ließe sich sonst kaum erklären, wie diese ewigen Ankündigungen von musikalischen, theatralischen, gymnastischen Vorstellungen zum Besten der bedrängten Schlesier Zuhörer anlocken können. Zu welchen entlegenen und fernliegenden Mitteln die gutmeinende Bereitwilligkeit sich verirrt, zeigt der heute zu jenem Zwecke gehaltene Vortrag des Prof. Waager über die im k. Museum seit kurzem aufgestellten Teppichwebereien von Arras nach Raphael's Cartons. Kann man wohl einen ungeeigneteren Gegenstand wählen, für den das Interesse ein so exclusives und nur in engem Kreise verbreitetes seyn kann? —

Freitag, 10. März: Sechste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Eisner im Saale des Holländischen Hofes. Programm: 1) Quartett aus G dur von Haydn. 2) Auf Verlangen wiederholt: Quartett aus D moll von Franz Schubert. 3) Quintett aus C dur von Beethoven.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. März. Martin Luther, oder: Die Weihe der Kraft, Schauspiel in 5 Abth., von Zacharias Werner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 71. Samstag den 11. März 1848.

Lübeck und die Lübecker.

(Schluß.)

Es ist ein mäßiges, arbeitsames Völkchen, diese Lübecker. Biedersinn und Vaterlandsliebe sind ihnen in hohem Grade eigen, und nichts empört die Bewohner der Hansastadt mehr, als kleinlicher Tadel und vornehmes Herabsehen auf ihre städtischen Verhältnisse. Der Patriotismus der Lübecker hat sich in schwerbedrängter Zeit rühmlichst bewährt, und Frankreichs Krieger haben ihn zur Genüge kennen gelernt. Mit hoher Begeisterung ergriffen diese Hanseaten die Waffen gegen die fremden Herren, welche über die freie Stadt zu herrschen sich anmaßten, und mit einer Härte und Willkür auftraten, von welcher das Denkmal am Mühlenthore noch immer Zeugniß giebt. An diesem Thore steht nämlich eine Denksäule mit der Inschrift: „Hier sank J. P. Prahl 7. Juli 1813. Waffengewalt erkor zum Opfer den friedlichen Bürger; nun danke dem Herrn Jeder, den Freiheit beglückt.“ Diese Inschrift deutet auf den Tod eines wackern Lübecker Bürgers hin, der von den Franzosen erschossen wurde, weil er gegen das Verbot mit Andern auf der Straße sprach.

Hohe Rechtlichkeit und Gastfreundschaft sind frische, liebliche Blüthen im schönen Kranze der Lübecker Bürgertugend, und die norddeutschen Sänger, welche im verflossenen Sommer in Lübecks Mauern ihr Gesangfest gefeiert, rühmen gleich den Germanisten den gastfreien Sinn dieser Anwohner der Ostsee. Das Volksleben und die Volksfreude, welche wir im Süden Deutschlands finden, kennt man übrigens im Norden nicht; der Umgangston ist hier etwas kalt und hat sich in gewisse Formen gekleidet, denen der gemüthliche Ausdruck süddeutscher Geselligkeit fremd ist. Das gesellige Leben des nördlichen Deutschlands ist überhaupt mehr ein Stillleben, welches in dem engen Kreise der Familie sich bewegt, und, wie nicht zu verkennen ist, häufig einen gewissen Anflug von Kastengeist und theilnahmloser Absonderung zeigt. Die Stände sondern sich strenge von einander ab; deshalb wollen Volksfeste, bei denen gemeinsame Heiterkeit und offene Freude sich kund giebt, im Norden unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes (Schleswig-Holstein ausgenommen) nicht recht gedeihen.

Oeffentliche Gelegenheiten zum Vergnügen sind in Lübeck gerade nicht häufig; nur in dem Rathskeller finden sich Freunde edler Rhein- und Frankenweine, besonders an den Abenden vor Weihnachten, Neujahr und dem Dreikönigstage zusammen, um eine Flasche zu leeren, und einen Rundgesang anstimmend, die Sorgen zu vergessen, welche das Steigen und Fallen fremder Papiere und die Krisen der Handelswelt häufig dem Kaufherrn und Fabrikanten bereiten. Dieser Rathskeller ist ein geräumiges, in viele Kreuzgänge getheiltes Gewölbe, in dem ungeheure Fässer, gefüllt mit trefflichem Stoffe, lagern; zwischen diesen Kolossen sitzen Gruppen, welche sich von des Tages Last und Mühe erholen. Auch die deutschen gelehrten Herren haben die Weine des Rathskellers versucht, und wir glauben, daß die Kenner unter jenen Herren dem Weingeschmacke der Lübecker volle Anerkennung widerfahren lassen.

Der mildthätige Sinn dieser betriebsamen Bürger hat von jeher einen Theil der Schätze und Glücksgüter, deren sich viele Lübecker erfreuen, den Armen zugewendet. In dem sogenannten Kloster finden wir eine reich dotirte Armenstiftung, welche Kranke, verarmte Gesunde, und verwahrloste Kinder aufnimmt, wie auch für die Irren eine gut eingerichtete Irrenanstalt besteht, und reiche Spenden der Wohlhabenden während des Winters die Noth und das Elend der niedern Klassen lindern helfen.

In neuester Zeit scheinen die Handelsverhältnisse der guten Stadt sich wieder zu heben, und aus vollem Herzen wünschen wir, daß der schöne Trinkspruch, welchen Jakob Grimm bei dem Festmahle der Germanisten ausgebracht, recht bald wahr werden möchte. (Baier. Bl.)

Jenaer Adressen.

?? (Jena, 6. März. — Corresp.) Auch unser Jena hat nicht zurückbleiben wollen aus dem schönen Kampfe, welcher bereits in verschiedenen deutschen Gauen gegen eine Zahl schwer auf dem Gesammtvolke lastender Gebrechen unserer Zustände siegesmuthig begonnen hat. Seit heute früh sieht man an allen Straßenecken Placate, welche anzeigen, daß im Locale des „Bürgervereins“ zwei an die in Weimar versammelten Landstände gerichtete Petitionen, die eine allgemein deutsch-nationale, die andere ausschließlich weimarische Landesinteressenten enthaltend, zu Unterschriften bis heute Abend acht Uhr aufgelegt sind. Bereits zählen beide deren viele von Bürgern, Studenten und Universitätslehrern. Durch eine gewählte Deputation werden sie morgen in Weimar übergeben werden. Wir beeilen uns, Ihnen erstere heute schon mitzutheilen, letztere behalten wir uns für unsern nächsten Bericht vor. Die Petition lautet:

„Hohe Ständeversammlung!

Die großen, welterschütternden, Schlag auf Schlag auf einander folgenden Ereignisse in der europäischen Völkergeschichte lassen die Schrecknisse eines allgemeinen Krieges, von welcher Seite er auch begonnen werden möge, zu nahe drohen, als daß nicht jeder Bürger sich ernst nach den Mitteln umsehen sollte, durch welche die Gefahr abgewendet oder doch für unser gemeinsames deutsches Vaterland minder verderblich werden könnte. Die Erfahrungen, welche wir von 1789 bis 1815 zu sammeln so traurige Gelegenheit hatten, haben gezeigt, daß diese Mittel nur in der Einheit und Kraft des deutschen Volkes liegen können. Die gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse setzen aber an die Einheit Zersplitterung, an die Stelle der Kraft ein lähmendes Mißtrauen zwischen den Regierenden und Regierten. In Erkenntniß dieses offen vorliegenden Verhältnisses, in der festen Ueberzeugung, daß der Augenblick gekommen sey, wo nur sofortige Abhülfe drückender, längst

ausgesprochener Beschwerden die deutsche Zukunft sichern können, schließen wir uns unseren deutschen Mitbrüdern in Baden, Würtemberg, Hessen und andern deutschen Landestheilen an, indem wir an den hohen Landtag die gehorsamste und dringende Bitte richten: Der hohe Landtag wolle sich mit allen Kräften

1) für sofortige Gewährung voller Preßfreiheit, dieser unentbehrlichen Lebensluft des Geistes, nebst dem Rechte zu freier Volksversammlung;
2) für sofortige Errichtung einer Centralgewalt und einer aus allen deutschen Gauen, nach liberalen Grundsätzen und möglichst unbeschränktem Wahlrechte zu wählenden Nationalrepräsentation für ganz Deutschland an die Stelle der seitherigen Diplomatenversammlung zu Frankfurt;
3) für sofortige Organisirung einer allgemeinen deutschen Landesbewaffnung unter selbstgewählten Anführern;
4) für Umänderung des Gerichtswesens nach den Grundsätzen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit und in Strafsachen mit Schwurgerichten.

bei höchster Staatsregierung verwenden. Wir legen vertrauensvoll unsere Bitten und Wünsche in die Hände unserer gesetzlichen Vertreter nieder. Wir wissen, daß die verlangten Einrichtungen zum Theil auch von uns große und schwere Opfer fordern, allein bei gegenwärtiger Lage Deutschlands muß Jeder Gut und Blut aufzuopfern bereit seyn und wenn es das Wohl und die Ehre des großen deutschen Gesammtvaterlandes gilt, wenn die längst gehegten heißen Wünsche des deutschen Volkes erfüllt werden, wird uns kein Opfer zu schwer dünken. Jena, den 5. März 1848. (Folgen die Unterschriften.)

⁑(Jena, 7. März. — Corresp.) Dem Ihnen gestern gegebenen Versprechen gemäß breile ich mich, Ihnen heute schon die bereits von hier nach Weimar abgegangene zweite Adresse zu übersenden. Wiewohl sie eigentlich nur ein Landesinteresse angeht, so glaube ich doch, daß sie auch in weiteren Kreisen mit Beifall werde aufgenommen werden. Sie lautet:

„Hochzuverehrende Ständeversammlung!

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, welche jeden Bürger auf die dringende Nothwendigkeit hinweis't, sich mit ganzem Herzen den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes anzuschließen und seine lebendige Theilnahme an dem Wohl und Wehe Aller auch kräftig zu bethätigen, halten es die unterzeichneten Bürger von Jena für ihre Pflicht, der verehrl. Ständeversammlung ihren Dank offen auszusprechen für die Bestrebungen, einige verderbliche Mißgriffe früherer Landtage wieder gut zu machen und das weimarische Land von den daraus hervorgegangenen Uebelständen zu befreien.

Ein Punkt ist es besonders, dessen Erledigung zu enge mit dem Wohl aller unserer Mitbüeger verknüpft ist, als daß nicht die freisinnige Besprechung, welche demselben in dem augenblicklich versammelten Landtage zu Theil geworden ist, allgemeinen Anklang im ganzen Lande hätte finden sollen, wie meinen die geforderte Vereinigung des Kammervermögens mit dem Landschaftsvermögen.

Je mehr wir die Bestrebungen des verehrlichen Landtags in dieser Beziehung anerkennen, um so mehr fühlen wir uns aufgefordert, nicht nur in unserem Namen, sondern im Namen des ganzen Großherzogthums, als dessen Wortführer sich die Unterzeichneten nur betrachten dürfen, die Ueberzeugung auszusprechen, daß die geforderte Vereinigung beider bisher so unzweckmäßig getrennter Vermögenstheile ein unabweisbares Bedürfniß geworden, welches bei der gegenwärtigen Lage der Dinge berechtigt ist, sofortige Befriedigung zu verlangen.

Mit unserem Danke für die bisherigen Bemühungen der hohen Ständeversammlung verbinden wir daher die dringende Bitte, es nicht bei den bereits gethanen Schritten bewenden zu lassen, sondern mit allem Ernste die alsbaldige Erledigung dieser Forderung zu erstreben, indem wir noch das allgemeine, dringende und nicht mehr zu beschwichtigende Verlangen sämmtlicher weimarischen Staatsbürger, welches auszusprechen wir keinen Augenblick anstehen, als vollwichtigen Grund für fernere Anstrengungen in die Wagschale legen.

In der Hoffnung, die Thätigkeit des vereinigten Landtages nicht umsonst aufgerufen zu haben, wiederholen wir noch einmal unseren Dank für die bisherige Wirksamkeit desselben.

Eines verehrl. Landtags gehorsamste." (Folgen die Unterschriften.)

Eine Bauernadresse *).

(Gießen, 4. März.) Wir erfahren, daß nunmehr auch aus manchen Dörfern der nächsten Umgegend Adressen an einzelne Deputirte der zweiten Kammer abgesandt worden seyen, worin die schlichten Dorfleute mit Bezugnahme auf die bekannten neueren Ereignisse und des darauf hin aller Orten laut gewordenen Rufs nach Reform ihre Wünsche und Forderungen zur Sprache bringen. Wir theilen hier eine derselben mit, deren naive Derbheit auf's vortheilhafteste von den zahmen Phrasen anderer Adressen absticht.

An den

Herrn Abgeordneten der zweiten Kammer, Frank von Reddighausen in Darmstadt.

Hochzuverehrender Herr!

Da wir in der Zeitung gelesen, daß die Franzosen ihren König und seine schlechten Amtsleute wegen des Drucks und der unaufhörlichen Volksschinderei, so dieselben ausgeübt, aus dem Lande gejagt und eine neue Republik wie in Amerika in ihrem Lande aufgerichtet haben, und durch diese Nachricht auch die Leute hier herum gar unruhig werden und die Last los seyn wollen, so haben auch wir Bauern den hohen Herren in Darmstadt ein Mal unse wahre Herzensmeinung frei heraus sagen wollen. Wir können es nicht mehr länger aushalten, wenn das so fortgeht, und wollen es auch nicht. Aber nach Amerika auswandern wollen wir auch nicht, und viele können auch nicht, weil sie zu arm dazu sind, und weil wir glauben, daß es auch in unserm Lande viel besser werden kann, wenn besser regiert wird.

Unsrer Meinung nach kommt das meiste Unglück daher, weil man bisher die rechte Wahrheit gar nicht hat drucken lassen dürfen. Das Klagen hilft ja doch nichts, und wenn man auch an's Ministerium geht, so ist das meistens gerade, als ob man, mit Respekt zu sagen, den Teufel bei seiner Großmutter verklagt. Daher wollen wir eine ordentliche Preßfreiheit, damit alle die Schändlichkeiten immer gleich aufgedeckt werden können.

Wir wollen auch nicht mehr in den Amtsstuben von jedem Schreibergesellen heruntergehunzt werden und unser Geld nicht mehr für lauter Stempelpapier und Advokatenschreibereien hergeben, wo man so lange warten muß und am Ende doch nicht immer sein Recht bekommt; sondern wir wollen ein öffentliches Geschworen-Gericht, wie in Rheinhessen und Frankreich, wo wir von unseres Gleichen ordentlich und ohne lateinische Kniffe gerichtet werden.

Drittens wollen wir auch nicht mehr so viel Geld ausgeben für die Soldaten, die doch nur den ganzen Tag über vor den Schilderhäusern stehen und sich plagen müssen für Nichts und wieder Nichts. In der Schweiz haben sie gar so keine Soldaten, und es geht dort doch besser wie hier, wie man es ja gesehen hat im Krieg mit den Jesuiten. Wir wollen selber die Waffen in die Hand nehmen und die Ordnung aufrecht erhalten und unser Land gegen den Feind vertheidigen.

Mit den Steuern müßte es eigentlich auch anders seyn. Der arme Mann, der sich das ganze Jahr für das tägliche Brod schindet und plagt, muß die meisten Steuern bezahlen, und der Reiche in der Stadt, der von seinen Zinsen lebt, zahlt, wenn man ihn mit unser einem vergleicht, beinahe gar nichts. Es ist eine wahre Schande, wie man heutzutage mit dem Bauer umgeht. Wenn man nur ein Mal einen falschen Schritt thut, so wird Einem gleich von allen Seiten aufgepaßt, und man wird

*) Aus der in Gießen unter der Redaktion von A. Becker und R. Fendt erscheinenden neuen freien Zeitung aus Hessenland: „Der jüngste Tag."

weit höher gestraft, als recht ist. So haben wir ein Mal in drei Jahren ungefähr acht und ein halb tausend Gulden Feld- und Forststrafen bezahlen müssen, und daraus kann man sich einen Schluß machen, wie hart in unserm Land die Polizeistrafen sind.

Nach dem Gesetz sollen unsere Gemeinden ihren Haushalt für sich selber führen; aber die Kreisräthe mischen sich in Alles hinein und schalten und walten, wie es ihnen beliebt, ohne den Gemeinderath lange zu fragen, und wenn man ein Mal gegen einen Bürgermeister klagt, so kriegt man bei'm Kreisrath doch kein Recht, denn sie stecken fast alle unter einer Decke.

Daher, Herr Abgeordneter, wollten wir Sie inständigst bitten, daß Sie in der Kammer ein ordentliches Wort für uns einlegen, damit es besser in unserm Land werde und es friedlich bei uns abgeht und keine Revolution giebt, wie in Paris und an andern Orten, wo Alles drunter und drüber geht und die Soldaten auf das Volk schießen. Wir haben gehört, daß Sie schon mit einigen Herren Abgeordneten aus Rheinhessen darüber einen Antrag gestellt haben, und wir sagen Ihnen dafür unsern schönen Dank. Machen Sie nur, daß wir eine andere Regierung bekommen, die das Gesetz heilig hält, bei den Schlechtigkeiten der Beamten nicht durch die Finger sieht und den armen Bauersleuten ihre Last abnimmt. Wenn Sie dazu helfen, daß es endlich ein Mal besser mit uns wird, so werden Sie sich dadurch den Segen aller ordentlichen Bauersleute im ganzen Lande erwerben.

Mit aller Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.
Folgen die Unterschriften.

An die biedergesinnten Deutschen!

Möget ihr doch das Eisen in seiner ersten Hitze, wozu die Franzosen uns die Kohlen lieferten, ganz so formen, wie es für Fürsten und Vaterlands-Wohl so lange sehnlichst gewünscht wurde! Denn bedürfte es der zweiten Hitze, um ihm seine volle Form zu geben, so verliert es seine Stärke und Haltbarkeit. Dieses bittet zu beherzigen eine deutsche Frau aus dem Großherzogthum Hessen, die stets stolz auf ihr edles Fürstenhaus gewesen.

Schwarz-roth-gold.

Hört, ihr Herr'n, und laßt euch sagen,
Wer will Schwarz-roth-gold hier tragen,
Wird's kein Borger hier verwehren,
Wenn's geschieht mit allen Ehren.
Aber sorgt mir ja bei Leibe,
Daß hier Alles ruhig bleibe —
Wer erwallt hier auf den Gassen,
Kann die schönsten Mackes fassen;
Vivat Freiheit! überall!
Norzt bei uns macht keen Skandal!

Ein Frankforter Borger und Nachtwächter.

Schwarz-roth-gold!

Schon regt sich unter Vielen der hiesigen Bürger ihr Ehrgefühl in Bezug auf die schmähliche Behandlung, welche ehrenwerthen Männern unserer nächsten Umgegend als Trägern von Farben, die als Symbol der heißerwarteten Einheit Deutschlands gelten, von Solchen, welche die Ruhe der Stadt aufrecht halten sollten, im Amtseifer angethan wurde.

Man schlägt vor, zur Ausmerzung der Schmach und gleichsam zur Begütigung der Insultirten diese Farben von heute an offen zu tragen. Doch da gilt es vor Allem zuzurufen, nicht das Band, das die Brust schmückt, adelt den Mann, nicht Schwarz-roth-gold macht uns zu Deutschen, nein — das Herz, das in der Brust schlägt und dessen Farben Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft heißen, es gibt uns erst ein Recht, uns einige Deutsche zu nennen, auf ein einiges, für Alle gleiches Vaterland stolz zu seyn! Darum zuvor jenen wunden Fleck aus der Brust, jenen Fleck der niedrigsten Selbstsucht und kleinlichsten Mißgunst, und dann ein Band darüber, das die durch eine Gesinnung zu einer Sache Vereinten äußerlich in eine Verbindung stelle. Dann rufe Alles aus einer Kehle: Es lebe das einige, freie Deutschland! Es lebe Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! Es leben die Farben schwarz, roth, gold!

Mehrere Freunde eines nach Innen und Außen einigen Deutschlands.

Mannichfaltigkeiten.

(Mißverstand.) Ein ehrlicher Landmann aus der kurhessischen Provinz Hanau meinte, die wichtigste Petition seiner Provinzialhauptstadt an die Regierung sey die Preßfreiheit. Als Ref., erstaunt über das Interesse, das er daran nahm, sich nach dem Grunde desselben erkundigte, erzählte ihm der Bauer: er habe kürzlich für einige, von dem Justizamt zur Vertheilung der Güter seines Schwiegervaters unter dessen Kinder verwendete Bogen Papier, welche im Papierladen höchstens 6 kr. kosteten, 46 fl. bezahlen müssen, einzig wegen der darauf gedruckten Presse — worunter der gute Mann den allerdings etwas hohen Stempel verstand und fragte nun, ob das auch recht wäre?

(Würzburg, 5 März. — Würzb. Ztg.) Da Adressen unser ganzes Vaterland jetzt in Bewegung setzen, halten wir es für Pflicht, Bayerns Einwohner auf die Adresse hinzuweisen, die unsere Volksvertreter beim Beginne des vorigen Landtages der Krone überreicht haben und die man gewiß als Ausdruck der Wünsche des bayerischen Volkes (für innere Angelegenheiten) ansehen kann. Sie lauten: Glaubens- und Gewissens-Freiheit. Ein besseres Wahl-Gesetz. Vollständige Verantwortlichkeit der Minister. Trennung der Justiz und Verwaltung. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege. Preßfreiheit. Umwandlung der drückenden Lasten des Grundeigenthums. Lehrfreiheit. Hebung des öffentlichen Unterrichts und der Volksbildung.

(Prag. — A. Z.) Die k. k. Stadthauptmannschaft in Prag hat die Untersuchung über den am 4. Nov. v. J. auf der nördlichen Staatsbahn stattgefundenen Zusammenstoß des Prag-Pardubitzer und Pardubitz-Prager Personenzuges, der drei Menschen das Leben gekostet, beendet und den Lokomotivführer des Pardubitz-Prager Zuges zu einem fünfzehnmonatlichen, so wie den Oberkondukteur dieses Zuges zu einem zweimonatlichen strengen, durch Fasten geschärften Arrest verurtheilt.

** Die Didaskalia vom 7. d. erklärt es für auffallend, daß für eine Schuldirektorstelle in Frankfurt drei fremde Schulmänner vorgeschlagen, da man vorzugsweise Einheimische wählen müsse. Wir hoffen von den erleuchteten Einsichten des Hohen Senats, daß derselbe diese Stimme, die einen sehr ungünstigen

Eindruck in der Nachbarschaft Frankfurts gemacht hat, nicht beachten werde, **indem die Zeiten Gottlob vorüber sind, wo man in Baden, Nassau, Hessen u.s.w. die Frankfurter als Fremde bezeichnen konnte,** mithin deutsche Brüder auch andere Deutsche nicht mehr als Fremde ansehen und **behandeln** werden.

Schwarz-roth-Gold.

An die Redaction des deutschen Journals.

** (Frankfurt, 9. März. — Eingesendet.) Der Sinn für gesetzlichen Fortschritt hat sich in den letzten verhängnißreichen Tagen auf's neue unter den Bewohnern unserer Stadt glänzend bewährt. Wir glauben daher zur Steuer der Wahrheit und um jeder böswilligen Entstellung der Thatsache im großen Vaterlande vorzubeugen, in möglicher Kürze den momentanen Conflict mit den Deputirten von Ingelheim in Ihr weit verbreitetes Blatt niederlegen zu müssen. Am Tage, wo der gesetzgebende Körper über den Senatsantrag auf Gewährung der Preßfreiheit sich berieth, hatte die Bürgerschaft sich zahlreich auf dem Römerberg eingefunden, mit gespannter Erwartung der Entscheidung entgegen sehend. Einige größeren Theils dem Gebiete der Stadt nicht Angehörige, die ehrwürdige Nationalfarbe mißbrauchend, versuchten, indem sie dieses Panier aufpflanzten, das Heiligthum der Gesetze zum Tummelplatz wilder Leidenschaften zu machen. Dieser Versuch mußte nothwendiger Weise scheitern, da unter den Bewohnern Frankfurts die Liebe zur Gesetzlichkeit zu tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Als einige Tage nachher die Abgeordneten aus Ingelheim von Darmstadt zurückkehrten, würde ihnen vor dem Eintritt in die Stadt angerathen, in dieser bewegten Zeit nicht mit wehenden Fahnen durch die Stadt zu ziehen, um jeden Anlaß zu Aufregungen zu vermeiden. Auf der Brücke wurden jedoch die Fahnen trotz der vorangegangenen Warnung entfaltet. In der irrigen Meinung, als wollten die Durchziehenden Unruhe stiften, traten ihnen, des früheren Unfugs eingedenk, mehrere Bürger entgegen und hielten sie an. Unser Polizei-Direktor, der die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger im hohen Grade genießt, eilte sogleich herbei, als er davon Kunde erhielt, und ließ die angehaltenen Abgeordneten ungestört weiter ziehen. Nach eingenommenem Frühstücke, da man sich über das Mißverständniß gehörig entschuldigt hatte, setzten die Abgeordneten von Ingelheim ohne allen Groll ihre Reise nach der Heimath fort. Dieses ist der unverfälschte Thatbestand. Wer daher in diesem unangenehmen Ereigniß eine absichtliche Verhöhnung der Nationalfarben zu finden glaubt, übersieht entweder den Zusammenhang der eben angeführten Umstände, oder beabsichtigt, uns Gesinnungen unterzuschieben, die allen Herzen hier fremd sind. Frankfurts Gründung, Entwickelung und Blüthe ist mit unserer Nationalgeschichte auf das innigste verflochten und jedes Ereigniß, welches unser gemeinsames Vaterland glücklich nach innen und stark nach außen macht, wird von seinen deutschgesinnten Bürgern stets mit patriotischer Begeisterung begrüßt.

Korrespondenz.

Jena, 4. März.

Als ein bedeutender Fortschritt in unserem geistigen Leben sind die **Vorträge** zu betrachten, welche während dieses Winters wöchentlich einmal von den Universitätslehrern vor gemischtem Publikum auf dem großen Rosensaale gehalten wurden; auch die Frauen zeigten dabei großes Interesse. Diese Vorträge waren sehr mannichfacher Art und sind im Allgemeinen insgesammt wohl aufgenommen worden. Als die pikanteren in Stoff und Durchführung dürften zu bezeichnen seyn die Vorträge von **Göttling** über den Tyrannen Dionysius von Syrakus, **Schwarz** über die Jesuiten, **Herrmann** über die geheime Kabinetsjustiz des 18. Jahrhunderts, **Schaumann** über eine Soirée bei Barras, **Michelsen** über die nationale Einheit Scandinaviens, **Wegele** über das Leben der Prinzessin Charlotte von Orleans, **Fischer** über den Tyrolerkrieg vom J. 1809. Anziehend waren die Vorlesung **Wolff's**: Ueber Shakespeare's Leben und die Bühne seiner Zeit, und **Kieser's**: Meeressturm am Gestade der Ostsee. — In Bezug auf die Personalchronik unserer Universität ist zu bemerken, daß der geheime Hofrath und Comthur Dr. **H. K. A. Eichstädt** heute Morgen von seinem irdischen Wirken abgeschieden ist. So ist denn wiederum eine der Zierden unserer Hochschule hingeschwunden! Er war geboren am 8. Aug. 1771 zu Oschatz, wo sein Vater das Archidiaconat bekleidete. Vorgebildet wurde er seit 1783 auf der Pforte; dort wurde seine Liebe zur klassischen Literatur geweckt. In seinem 15. Jahre bezog er die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, aber die humanistischen Studien blieben sein Lieblingsfach. Morus, Reiz, Beck waren seine Muster. Kaum 17 Jahre alt erlangte er (1789) die Magisterwürde. Bald darauf habilitirte er sich als Privatdocent der Philosophie und 1795 erhielt er eine außerordentliche Professur. Einen Wendepunkt in seinem Leben bildete seine Uebersiedelung nach Jena im J. 1797. Daselbst betheiligte er sich alsbald an der Herausgabe der „Allgemeinen Literaturzeitung“, welche in jener Zeit neu aufstrebender wissenschaftlicher Regsamkeit das Hauptorgan für jeden Zweig der gelehrten Studien war. Drei Jahre darauf wurde er Director der auch im Auslande berühmten lateinischen Gesellschaft in Jena und 1804 übernahm er die alleinige Redaction jener Literaturzeitung. In demselben Jahre erhielt er die Stelle eines Oberbibliothekars an der Universitätsbibliothek und 1817 ward er erster Director des philologischen Seminars. Er wurde Mitglied einer großen Anzahl gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes, erlangte die höchsten academischen Würden aller Facultäten und war so glücklich, am 26. Febr. 1839 sein 50jähriges Professoren-Jubiläum feiern zu können. Auch nach oben hin war sein Verdienst rühmlichst anerkannt worden: er war Comthur des s.-ernestinischen Hausordens, Ritter des sächsischen Civilverdienstordens, des schwedischen Nordsternordens und des s.-weimarischen Falkenordens. Welchen Einfluß der Verewigte unter der glorreichen Regierung Karl August's und unter dem Ministerium Voigt und Göthe auf das Leben und Gedeihen der Universität Jena ausgeübt hat, das werden die Annalen unserer Academie nachmals hervorheben und in gerechtester Weise würdigen. Eichstädt war unstreitig der größte Lateiner neuerer Zeit: mit Recht hat man ihn geradezu den Cicero redivivus genannt. Er hat weit über hundert academische Gelegenheitsschriften als Programmatar in lateinischer Sprache herausgegeben. Besonders schätzenswerth sind seine Orationes und Memoriae. Diese erscheinen so eben hier im Verlage von Friedrich Mauke. Möge der Verleger, im Interesse der humanistischen Studien, das schöne und wegen der reinen Latinität schätzbare Werk in der begonnenen Weise zu Ende führen; er wird sich gewiß den Dank aller Freunde classischer Studien erwerben! — Dem Professor der Theologie **Otto** ist von Königsberg die theologische, dem Oberappellationsgerichtsrath **Hotzel** von Jena die juristische Doctorwürde honoris causa verliehen worden.

Darmstadt, 1. März.

Wenn die Sterne auf Erden anfangen, rar zu werden, wie dies jetzt in der neuen Republik Frankreich der Fall ist, so gewährt es einen besonderen Trost, daß die Sterne des Himmels die ihnen in der Urzeit der Schöpfung im Weltraume angewiesene Stellung behaupten und fortwährend ihr ewiges Licht nach allen Richtungen hin ausstrahlen. Daß der schöne Stern Aldebaran, wie Pariser Blätter meldeten, nicht verschwunden, sondern an seiner alten Stelle in ungeschwächtem Lichte geblieben — diese freudige Nachricht aus Kronberg hat mir eine schwere Sorge für die Erhaltung des Weltalls abgenommen, und ich zweifle nun nicht mehr daran, daß es die Pariser in der practischen Politik weiter als in der beobachtenden Astronomie gebracht zu haben scheinen. — Zu den Reliquien der neuesten französischen Staatsumwälzung gehören unter andern auch Theile des Thronsessels, welche sich unbefangene Zuschauer vor seiner Verbrennung auf öffentlichem Platze aneigneten. Einem hier eingetroffenen Privatschreiben aus Paris war ein Stückchen rother Sammet von jenem nun historisch gewordenen Sessel als Urkunde und Wahrzeichen der Zeit beigeschlossen. Ein Ursprungs-Certificat über diese höchst seltene und kostbare Waare soll an den Gränzen des deutschen Zollvereins nicht gefordert worden seyn. — Das von unserer Liedertafel am vorigen Montag zum Besten der nothleidenden Oberschlesier veranstaltete Konzert hat die Summe von 108 fl. eingetragen, welche bereits an ihre Bestimmung abgegangen ist.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. März. (Neu einstudirt): **Der Hirsch**, Schauspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf: **Die beiden Blinden von Toledo**, komische Oper in 1 Act, von Marsollier, Musik von Mehul.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 72. Sonntag, den 12. März 1848.

Das Standbild Karl's des Großen, auf der Mainbrücke zu Frankfurt.

Stolzer rauschen deine Wogen,
Weinumkränzter schöner Main,
Durch der Brücke hohe Bogen,
Denn ihr heller Wiederschein
Läßt nach tausend schweren Jahren
Wieder uns den Herrscher schau'n,
Der, in Frieden und Gefahren
Groß, gebot ob diesen Au'n.

Deutschland's alte Kaiserkrone
Auf dem goldgelockten Haupt,
Dem von keinem auf dem Throne
Je die Palme ward geraubt,
Mit dem sieggewohnten Schwerte
Und dem Globus in der Hand,
Steht er würdiger Gebärde,
Sinnend Aachen zugewandt.

Und, den Herrscher zu empfangen,
Schmückt sich froh die Kaiserstadt,
Die der frühern Zeiten Prangen
Nimmer noch vergessen hat.
In des Römers hohem Saale
Sammelt sie die edle Schaar
Aller, die zum Krönungsmahle
Einst geführt der Doppel-Aar.

Erzgeformte schöne Blume,
Trotzend künft'ger Zeiten Sturm,
Steht, der neuen Kunst zum Ruhme,
Stolz der Nicolai-Thurm,
Und die Räume all', die alten,
Die des Reiches Pracht geschaut,
Sieht in ihrer Zeit Gestalten
Würdig neu man auferbaut.

Großer Kaiser, bringst du wieder
Deinem Volke Ruhm und Glück?
Kehrt in deines Reiches Glieder
Deine kühne Kraft zurück?
Ja, wir fühlen stolz das Kommen
Neuer Macht und Herrlichkeit.
Sieh' uns ahnungsvoll beklommen
Harren einer neuen Zeit.

Tausendjähr'ges Reich erstehen
Soll nach des Apostels Wort,
Und der neuen Aera Wehen
Reißt im Sturm uns mit sich fort.
Schon ist diese Stadt erstanden
Wahrer Freiheit Schirm und Wehr.
Bald löst Deutschland seine Banden
Von den Alpen bis zum Meer.

Aeußerungen in Folge der Ereignisse in Frankreich.

Beschwerde der Einwohner Kassels an ihren Kurfürsten, mit der Bitte um deren Abhülfe.

Allerdurchlauchtigster Kurfürst!
Allergnädigster Kurfürst und Herr!

Die Verkündigung der deutschen Bundesversammlung vom 1. März d. J. fordert die deutschen Fürsten und Völker auf, in dieser ernsten sturmbewegten Zeit **einig** zu seyn.

Wenn aber zwei Theile einig seyn sollen, so muß Jeder gegen den Andern seine Pflicht erfüllen. Deshalb fordert auch der Bundesbeschluß vom 21. Octbr. 1830 die Regierungen auf, ihre Verpflichtungen gegen ihre Unterthanen zu erfüllen, und gerechten Beschwerden abzuhelfen, und deshalb ist es auch jetzt an der Zeit, daß die Unterthanen ihre Beschwerden vorbringen und daß die Regierung denselben abhelfe.

Wir wollen es daher Ew. königlichen Hoheit hiermit freimüthig vortragen, wodurch wir uns schon seit langer Zeit beschwert und gedrückt fühlen. Die Urquelle alles Uebels bei uns ist, daß Ew. königliche Hoheit seit dem Minister **Hassenflug** fast lauter Männer zu Rathgebern gehabt haben, welche von der neu aufgebrachten falschen Ansicht ausgegangen sind, die Völker hätten gar keine Rechte, sondern es hinge blos von der Gnade und Barmherzigkeit der Fürsten ab, wie viel oder wie wenig sie jenen einräumen wollten; die Völker müßten mit Allem, was ihnen solcher Gestalt gereicht wäre, zufrieden seyn, und wenn es noch so wenig wäre. Deshalb stand diesen Männern auch unsere Verfassung gar nicht an, weil dieselben von einer total verschiedenen Ansicht ausgeht, eine ganze Menge Rechte aufzählt, die das Volk habe und die es noch erhalten solle, und deshalb suchten sie dieselben auf alle Art zu beschränken, zu umgehen, oder zu vereiteln.

Alle Paragraphen wurden daher auf das allereingeschränkteste ausgelegt, und wenn Das noch nicht genügend schien, so wurde sogar den Worten und dem Sinn Gewalt angethan, oder man erfand Mittel, wodurch ihre Wirkung vereitelt wurde.

Alles, was man von versprochenen Dingen aus irgend einem Grunde oder Vorwande verschieben konnte, wurde verschoben; was sich aber durchaus nicht verschieben ließ, wurde wenigstens so beschränkt und kärglich gegeben, daß es fast allen Werth verlor.

Deshalb haben wir bis auf diese Stunde noch nicht die im §. 37 der Verfassungsurkunde im vollen Umfange verheißene Freiheit der Presse und des Buchhandels, sondern schon seit langer Zeit eigentlich gar keine Presse, weil Alles gleich im Keime erstickt und unterdrückt wird.

Das im §. 39. garantirte Recht der freien Aeußerung der Meinungen ist fast gänzlich untergraben; denn es wird jedem freien Worte, jeder Kundgebung anderer als der ministeriellen Ansichten auf's ängstlichste aufgelauert, und wenn Etwas der Art ertappt wird, so sind Verfolgung, Zurücksetzung, Untersuchung, Auflösung von Gesellschaften und dergleichen die Folge.

Deshalb wagt fast Niemand mehr ein freies Wort zu sprechen. Noch zu keiner Zeit hat in Hessen ein solches Spionir- und Angebersystem bestanden, wie in den letzten Jahren. Jeder fürchtet sich vor den Andern wie vor lauter Verräthern, und es ist eine so gedrückte engherzige Stimmung, als wenn Jeder einen eisernen Reif um die Brust hätte, oder als wenn das ganze Land der Alp drückte.

Die im §. 30 garantirte Freiheit des Gewissens und Religionsübung wird dergestalt respektirt, daß man Leute, welche auf eine andere Art, als nach ministerieller Ansicht, Gott anbeten wollen, mit Gendarmen auseinander jagt und ihre Leichen wieder aus der Erde gräbt, damit sie nicht neben ihren Mitbürgern ruhen. Aber Bigotterie und Kopfhängerei scheinen Empfehlungsbriefe zu Anstellungen und Begünstigungen geworden zu seyn.

Der im §. 31 und 32 der Verfassung garantirten Unantastbarkeit des Eigenthums weiß man durch Mißbrauch der Ober-Aufsicht und abgenöthigte Verzichte beizukommen.

Die im §. 42 verheißene Selbstständigkeit der Gemeinden ist beschränkt genug ausgefallen, und das Recht zur Wahl ihrer Vorstände durch das vorbehaltene Bestätigungsrecht fast zur leeren Täuschung geworden.

Die Staatsdiener, welche nach §. 60 die Aufrechthaltung der Verfassung und Beobachtung der Gesetze beschwören und daher eine Hauptstütze derselben abgeben sollten, sind durch Versetzung, Zurücksetzung und andere Mittel dergestalt eingeschüchtert, daß sie fast stumm geworden sind und allen Muth verloren zu haben scheinen. Man verlangt von ihnen nicht blos treue Dienstführung, sondern daß sie auch außerdienstlich den Menschen und Staatsbürger verläugnen, ganz und gar in ihrem Minister aufgehen, nur wie dieser hören, sehen, denken, fühlen, glauben und sich äußern sollen.

Dem Anscheine nach, um auch hier alle Selbstständigkeit, Charakterfestigkeit und Freimuth zu untergraben, sind schon seit langer Zeit alle Anwälte blos provisorisch bestellt worden.

Die Bedeutung, Kraft und Wirksamkeit der Ständeversammlung ist auf mancherlei Art zu unterminiren versucht worden.

Man hat sich direkt und indirekt in ihre Zusammensetzung gemischt und gegen mißfällige Deputirte allerlei grundlose Anfechtungen erkünstelt, durch ungebührliches Zurückbehalten der Wahlzeugnisse ihren Eintritt verhindert u. s. w. Seit vielen Jahren ist die Ständeversammlung von der Landtagskommission auf diktatorische unwürdige Art behandelt worden. Es fehlt nicht an Beispielen, wo man Beförderung oder Zurücksetzung blos als Folge der Art des Auftretens in der Ständeversammlung ansehen muß. Ein ständisches Recht nach dem andern ist heftigen Anfechtungen ausgesetzt gewesen. Ihrem Verwilligungsrecht hat man zum öftern völlig Hohn gesprochen durch Einzwängung in einen pedantischen Geschäftsgang; durch Verhinderung oder Verzögerung der Oeffentlichkeit hat man ihre Thätigkeit zu lähmen, oder die Theilnahme des Volkes an den Verhandlungen zu schwächen gesucht. Fast alle von ihr ausgegangenen Anregungen zum Fortschritt in der Gesetzgebung und der Verwaltung sind erfolglos geblieben. Es giebt so Vieles, was nicht mehr zeitgemäß ist, wodurch dem Leben nur unnöthige Hemmungen und Belästigungen auferlegt werden, der Aufschwung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, das Aufblühen des Wohlstandes gehemmt wird, und was geändert werden müßte; aber das Ministerium scheint einen gänzlichen Stillstand oder vielmehr Rückgang beschlossen zu haben und einen Ruhm darin zu suchen, sowohl die Anträge und Wünsche der Stände als die öffentliche Meinung überhaupt zu verachten. Alle gemeinnützigen Unternehmungen, alle Privatthätigkeit, wobei die Regierung mitwirken muß, stoßen auf unnatürliche Hemmnisse, so daß aller Unternehmungsgeist niedergedrückt, so manche Nahrungsquelle verstopft wird. Das Vertrauen auf die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Justiz hat einen harten Stoß bekommen, seit alle Anklagen der Stände gegen die Minister erfolglos geblieben sind. Das Volk glaubt, daß auch bei dem Vorschlag zur Besetzung der Gerichte darauf Rücksicht genommen werde, ob Jemand der politischen oder religiösen Richtung der Minister huldige oder nicht.

Was Wunder, wenn nach solchen Vorgängen am Ende in der neuesten Zeit sogar das Gerücht entstand, unserer ganzen Verfassung drohe der Umsturz!

Es ist dies wahrlich kein, dem Wohle des Fürsten und des Vaterlandes entsprechender Zustand!! Geruhen Ew. königliche Hoheit demselben ein Ende zu machen! Erfassen Sie die Bedeutung der Zeit und fassen Sie ein Herz zu Ihrem Volke, entfernen Allerhöchstdieselben vor allen Dingen jene falschen Rathgeber, welche unserer Verfassung und dem Fortschritt feindlich gesinnt erscheinen, und wählen dagegen solche, die beiden von Herzen huldigen, damit endlich unsere Verfassung eine Wahrheit werde, unser bürgerlicher Zustand mit den Bedürfnissen und Erfordernissen der Gegenwart in Einklang komme, nicht aber wie bisher so unheilvoll hinter derselben zurückbleibe!

Gewähren Sie Freiheit des Wortes, sey es mündlich oder schriftlich, gedruckt oder ungedruckt, damit die Wahrheit frei und offen an den Tag kommen kann! Gewähren Sie volle Freiheit der Gewissen so wie Religionsübung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und Schwurgerichte! Weisen Sie der oft so ungebührlich ausgedehnten und gemißbrauchten Polizeigewalt feste Gränzen an! Befreien Sie das Leben von so mancherlei Belästigungen, welche das Aufblühen des Wohlstandes hindern, geben den Gemeinden wie den Einzelnen größere Selbstständigkeit!

Stellen Sie das Vertrauen zur Rechtspflege durch Mitwirkung der Stände bei der Besetzung des Ober-Appellationsgerichts, so wie auf sonstige Art her, und lassen durch Verhinderung aller Einwirkungen auf die Zusammensetzung der Ständeversammlung, so wie durch Entfernung aller ungebührlichen Hemmungen ihrer Wirksamkeit eine wahre und kraftvolle Volksvertretung ins Leben treten!

Berufen Allerhöchstdieselben alsbald die dermalige Ständeversammlung, um, so weit nöthig, zu allen angedeuteten Verbesserungen deren Zustimmung zu veranlassen!

Wir sind überzeugt, es sind dies die besten Mittel, für die Gegenwart und für die Zukunft die Eintracht zwischen Fürst und Volk herzustellen und zu befestigen, allen Stürmen der Zeit aber, sie kommen von innen oder von außen, einen unerschütterlichen Damm entgegen zu setzen.

Weit entfernt, Ihren Thron dadurch zu gefährden, werden Sie solchen vielmehr dadurch auf einen unerschütterlichen Felsen, auf die Liebe Ihres Volkes bauen.

Geben Allerhöchstdieselben uns eine entsprechende Zusicherung, so werden Sie sehen, welcher Jubel Ihnen aus dem ganzen Lande entgegenschallen wird!

In dieser festen Zuversicht unterzeichnen sich
Ew. königlichen Hoheit

allerunterthänigste
(Unterschriften.)

Adresse der Marburger Universität.

(Marburg, 9. März.) Nachstehende Adresse wurde Sonntag den 5. März Abends von den Studirenden Marburgs beschlossen und war binnen einer halben Stunde mit 130 Unterschriften bedeckt. Es sind jetzt keine 200 Studirende in Marburg anwesend; von diesen waren Viele nicht zugegen und meldeten sich zur Unterschrift, als die Adresse schon fort war. Ausgeschlossen hat sich blos eine theologische Verbindung (unter dem Namen Wingolf bekannt) und die Mehrzahl der s. g. Corpsburschen, etwa 15 Leute, aus dem Grunde, weil ihnen „politische" oder „Partei-Interessen" fremd seyen.) Die Studirenden beauftragten sofort vier Deputirten mit der Ueberbringung an Se. königl. Hoheit. Die Deputirten wurden von sämmtlichen Commilitonen zur Post geleitet. Dort hatte sich auch eine große Volksmenge nebst den Bürgergarden versammelt. Das Volk begleitete die Deputirten mit einem donnernden Lebehoch in den Wagen. Nachdem die Deputirten in einigen kräftigen Worten geantwortet hatten und der Wagen abgefahren war, sangen die Studirenden ihr gaudeamus, alsdann wurde vom Volk und von den Studirenden das deutsche Volkslied: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", endlich die erste Strophe des Schlachtliedes: „Schön ist's unter freiem Himmel", gesungen. Hierauf verlief sich das Volk ruhig nach Hause.

Allerdurchlauchtigster Kurfürst!
Allergnädigster Kurfürst und Herr!

Die Studirenden der Landesuniversität nahen in einer schwer bedrängten Zeit, hingerissen von dem Aufschwung ihres Volks, erhoben durch die Begeisterung ihrer Väter und Brüder, dem Throne Eurer königl. Hoheit. Sie wollen dem Vaterlande und seinem Lenker alle ihre Kräfte, ihr Blut und Leben zur Verfügung stellen. Sie fühlen es tief, daß das Vaterland, welches seine akademische Jugend mit den höchsten Gütern so edelmüthig ausstattet, in verhängnißvollen Zeiten die ganze Hingebung dieser Jugend in Anspruch nehmen darf.

Eine verhängnißvolle Zeit ist über unser Vaterland hereingebrochen. Es ist von außen bedroht, es geht im Innern großen Entwickelungen entgegen, es bedarf jetzt mehr als je der großen Institutionen, welche als Bürgschaften der Unabhängigkeit und der Freiheit dienen.

In dem lauten und heißen Verlangen nach diesen Institutionen schlagen jetzt alle Herzen zusammen. Von allen Seiten nahen sich die Bürger dieses Landes Eurer königl. Hoheit, um ihrem Verlangen Worte zu verleihen. Wir würden es für eine Schmach halten, wenn wir in diesem edlen und großen Wetteifer die Letzten seyn wollten. Die Wünsche des Volks nach einer großen deutschen Volksvertretung, welche das deutsche Volk auf seine frühere Macht und Größe allein erheben kann, nach dem ungeschmälerten Ausdruck des Edelsten, was der Mensch besitzt, seiner Gedanken, nach der Einführung der volksthümlichen, der öffentlichen und mündlichen Rechtspflege, und des germanischen Schwurgerichts, nach ungestörter Freiheit des Gemeindelebens und der Associationen, nach Heiligkeit unseres Heiligsten, unserer Gewissens- und Religionsfreiheit — das Alles sind unsere heißen Wünsche. Auch wir blicken erwartungsvoll nach dem Throne hin, vor welchem die Wünsche eines Volks niedergelegt werden, welches durch Eurer königl. Hoheit bisherige Minister von seinem Fürsten getrennt worden ist.

Indem wir aber unsere Wünsche mit denen unserer Mitbürger vereinen, müssen wir im Hinblick auf die besondere Aufgabe, die wir als Jünger der Wissenschaft zu erfüllen haben, bei Eurer königl. Hoheit noch insbesondere Schutz und Hülfe suchen gegen den jetzigen Zustand unserer Hochschule. Dieser Zustand stürzt das ohnehin so bedrängte Vaterland nur in tiefere Verwirrung, und er muß die Studirenden der moralischen Kraft berauben, deren das Vaterland und seine Jugend so sehr bedarf.

Das Ministerium, welches Eurer königl. Hoheit Thron bisher umstand, hat es durch eine zusammenhängende Reihe von Maßregeln unter Anderm auch dahin gebracht, daß die alma Philippina, die ruhmwürdige Stiftung Allerhöchstihres Ahnherrn, die Zierde und der Stolz des Kurhauses, von der Höhe, auf welcher sie einst stand, herabgesunken ist und ihrem gänzlichen Verfall entgegensieht. Die Stätte, einst das Asyl und der Hort der Wissenschaft, wird jetzt von den Lehrenden und Lernenden des deutschen Volkes gleichmäßig gemieden. Theure und tüchtige Lehrer sind uns unter unbedeutenden Vorwänden entrissen worden, man hat allerlei Untersuchungen gegen sie verhängt, und nachdem sie aus diesen Untersuchungen schuldlos hervorgegangen, hat man sie uns doch nicht zurückgegeben.

Die wichtigsten Lehrstühle stehen seit Jahren verwaist. Der Lehrstuhl der Philosophie, welcher uns früher gegen das Gift staatsverderblicher, pietistischer Lehren schützte, ist durch die Suspension des ordentlichen Professors der Philosophie nun seit Jahren verödet. Für die sämmtlichen eigentlichen Staatswissenschaften ist durch die Suspension des einen früher dafür bestellt gewesenen ordentlichen Professors nun schon seit mehr als Jahresfrist kein Lehrer vorhanden. Der Lehrstuhl der modernen Culturgeschichte ist seit mehr als vier Jahren unbesetzt. Eine Menge anderer Disciplinen sind nicht vertreten.

Dieser Zustand ist um so beklagenswerther, als uns durch die Maßregeln Allerhöchst Ihrer bisherigen Minister auch die Hoffnung auf Besserung abgeschnitten ist. Das System der Verfolgung und persönlichen Verletzung, welchem die hiesigen Professoren seit geraumer Frist unterworfen worden, einer Verfolgung, welche zum Gerede von ganz Deutschland geworden ist, hat die Folge gehabt, daß sich fremde Lehrer nicht leicht zu einer Professur in Marburg verstehen und die einheimischen sie gern verlassen. Das akademische Museum, der Mittelpunkt des geistigen Lebens für die Hochschule, ist der ordentlichen Theilnahme der Studirenden entzogen und dadurch das Bestehen einer Anstalt in Frage gestellt worden, welche bisher ein Hauptvorzug unserer Hochschule war.

Als die Urheber aller dieser für das Wohl der Landesuniversität so destructiven Maßregeln bezeichnet die öffentliche Stimmung eine mystische Coterie, welche sich in das Vertrauen Eurer königl. Hoheit eingedrängt und das landesväterliche Herz zur Erreichung ihrer geheimen Zwecke gemißbraucht habe, um die Anstalten des menschlichen Geistes und der menschlichen Cultur mittelst äußerer Gewalt desto sicherer zu untergraben.

Es steht uns nicht zu, die Wahrheit dieser Gerüchte zu erforschen. Aber wir müssen uns leider gestehen, daß die gegen die Universität gerichteten systematischen Vernichtungsversuche nur geeignet sind, solchen Gerüchten Unterstützung zu verleihen. Jedenfalls haben wir aus so vielen schmerzlichen Erfahrungen die Ueberzeugung geschöpft, daß alle von den Freunden des Vaterlands und der Universität, daß alle von uns selbst, von dem Senat der Universität und von den zuständigen Behörden ergangenen Vorstellungen so lange fruchtlos bleiben müssen, als sie nicht unmittelbar vor Eurer königl. Hoheit Thron gelangen.

Indem wir daher an Eure königl. Hoheit die allerunterthänigste Bitte richten:

Eure königl. Hoheit möge den von Allerhöchst Ihren seitherigen Ministern verletzten Rechtszustand der Landesuniversität in jeder Beziehung wieder herzustellen, insbesondere 1) die Wiedereinführung der ohne Urtheil und Recht suspendirten Professoren, 2) die Zurücknahme des gegen die Studirenden ergangenen Ver-

Bots der ordentlichen Theilnahme am akademischen Museum zu befehlen Allergnädigst geruhen,

verharren wir in der Hoffnung auf Allergnädigste Gewährung unserer ehrfurchtsvollen Bitte

Eurer königl. Hoheit

allerunterthänigste die Studirenden
der Universität Marburg.

Alle freie deutsche Männer

werden ersucht, die widrigen Zopf-Titulaturen: Hochgeboren, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Hochedelgeboren, Edelgeboren, überhaupt geboren, vornehm geboren, nicht geboren (pas née), ungeboren oder künftig geboren, wegzulassen und zu tilgen.

Die Abschaffung des Hochansehnlich, Hochpreislich, Hochlöblich, Wohllöblich, Löblich bis herunter zu dem Verehrlichsten, Verehrlichen und Sehrverehrlichen, wie auch Hochverehrlichen, und dagegen des unterthänigst, pflichtschuldigst, ehrerbietigst, gehorsamst, wird dem guten Geschmacke der Behörden und Derer, die mit ihnen zu thun haben, überlassen.

Ein Frankfurter Bürger.

Mannichfaltigkeiten.

Der Fall des französischen Königthumes wird im südlichen Irland mit ausschweifenden Freudenbezeugungen gefeiert, an welchen sich selbst Priester betheiligen. Hr. Birmingham, Geistlicher zu Borrisokane, schloß seine Rede an das Volk mit folgenden Worten: „Wollt Ihr mir drei Bitten gewähren?" (Begeistertes Ja.) „Die erste ist: keines der wenigen Häuser zu beschädigen, welche nicht erleuchtet seyn werden; meine zweite Bitte ist, drei Groans zu geben für Ludwig Philipp, den Tyrannen und die Tyrannei, wo immer sie sich auf Erden finden mag; meine dritte Bitte ist: drei herzliche Hurrah's für die edlen französischen Patrioten."

(Breslau, 4. März.) Vorgestern kündeten die Theaterzettel die Oper „Wilhelm Tell" an; man bekam aber „Montecchi und Capuletti" zu hören, dieweil die Aufführung jener Oper ganz unverhofft war untersagt worden. Aber Paris ist weit von Breslau! (D. Z.)

Frankfurt, 9 März.

Gern würden wir den Artikel: „Schwarz-roth-gold, Frankfurt, 8. März" in der zweiten Beilage zum Frankf. Journal, Nro. 69, das letzte Wort in einer bedauerlichen Angelegenheit seyn lassen, wenn derselbe nicht Ungenauigkeiten enthielte, die zu berichtigen die Ehre hiesiger Bürgerschaft fordert. Nach den Angaben von Augenzeugen waren es allerdings hiesige Einwohner im weitesten Sinn des Wortes, welche die Ingelheimer Abgeordneten anhielten und mißhandelten, nämlich hiesige Polizeimannschaft, welcher dienstfertige Seelen im Civilkleid hülfreiche Hand leisteten. „Die anwesende Polizeimannschaft beschränkte sich" nicht „darauf, die nachdrängende Menge zurückzuhalten und die in das Wachtzimmer gebrachte Deputation vor Unbilden zu schützen," — sondern diese Polizeimannschaft wandte ihre Kraftäußerungen lediglich gegen die Deputirten. Von einem Zurückhalten der Menge wollen die Augenzeugen überhaupt nichts bemerkt haben, wohl aber von einem durch die nachdrücklichen Befehle des Hrn. Lieutenants Grob kaum zu zähmenden Eifer der Soldaten, ungeheißen die erstaunten oder auch blos neugierigen Zuschauer mit dem Bajonnet anzufallen. Wir heben diese beiden Thatsachen hervor, nicht um hiesige Gend'armen und Soldaten dem öffentlichen Haß preis zu geben, sondern um unsere Ueberzeugung dahin zu erklären:

1) Die Polizeimannschaft hat sich nur darum ohne obrigkeitlichen Befehl an den Trägern der drei Farben vergriffen, weil am Sonntag hochansehnliche Bürger ihnen das Beispiel dazu gegeben hatten;

2) Die Soldaten haben nur darum solche Blutgier gezeigt, weil Reactionsmänner ihnen vorgelogen hatten, in dem Artikel Volksbewaffnung liege ihre Verurtheilung zum Hungertod. — Im Artikel Volksbewaffnung liegt aber vielmehr, daß man gediente Soldaten zu Instructoren braucht.

Zur Beschönigung der angegebenen Unbilden wird zwar gesprächsweise angeführt, die Deputirten seyen am Affenthor bedeutet worden, ihre Fahnen einzuziehen, und hätten dieselben dennoch auf der Brücke wieder entfaltet. Wir haben die Aussagen glaubwürdiger Bürger, welche bereit sind, vor der Behörde zu erhärten, daß diese Angabe eine leere Fabel ist.

Eben so fabelhaft ist in der Beilage zu Nro. 68 die Erzählung von der Heldenthat junger Metzger gegen angebliche Pfarrthurmstürmer. Die von Metzgern vollzogene Mißhandlung ruhiger Gäste im Storch erklärt sich einfach aus der früheren Mißhandlung des Metzgers Fries durch vermuthliche Gesinnungsverwandte jener Gäste. Sie fand um Mitternacht statt. Der Anzug eines Haufens gegen den Pfarrthurm aber will um acht Uhr Abends bemerkt worden seyn — so sagte dem Unterzeichneten Hr. Winter d. J., des Metzgerhandwerks.

Im Namen mehrerer Gleichgesinnten
Fr. Funck.

Frankfurt, 8. März.

Die freiere Gestaltung der Presse hat in den letzten Tagen zwei Artikel über die Besetzung der Direktor-Stelle an der Musterschule hervorgerufen. Wir wollen eine Discussion nicht weiter spinnen, die doch schwerlich jetzt noch Einfluß gewinnen wird und wohl auch in diesem Blatt nicht mit der gebührenden Ausführlichkeit statt finden kann; nur den Wunsch können wir bei dieser Gelegenheit auszusprechen nicht unterlassen, es möge doch jetzt auch endlich der Schleier der Anonomität fallen. Besonders wenn es sich, wie dies in dem zweiten Artikel aus der Bestimmtheit ziemlich deutlich hervorzuleuchten scheint, um Selbstvertheidigung handelt, ist wohl der Name des Verfassers um so unerläßlicher. Daß der Verfasser dieses zweiten Artikels in dem Ausdruck: „fremd" einen widrigen Beiklang findet, möchte sich doch als eine Finte herausstellen; wer den ersten Artikel unbefangen und unbetroffen liest, wird in dieser Stelle nichts Anderes finden, als das ganz natürliche und gewiß lobenswerthe Interesse für die nächsten Staatsangehörigen, deren Fähigkeiten und Charakter er genauer kennt, als alle glänzenden Zeugnisse einen Fremden erkennen lassen. Warum also um dieses Ausdrucks willen, den der Verfasser des zweiten Artikels vielleicht selbst noch tausendmal gebrauchen wird, den Gegner als einen Engherzigen bezeichnen, in dem der „großartig erwachte Nationalsinn" nicht seinen Nachhall findet? Wir wollen die Begründung des Entgegners nicht weiter beleuchten; auch lassen wir unerörtert, was von dem uneigennützigen Grunde zu halten sey, daß unsere Vaterstadt durch Berufung eines Fremden ja nur „einen Zuwachs erhalte zu dem Guten, das sie bereits besitze"; wir vertrauen aber dem richtigen Gefühl, das unsere Oberbehörde und unseren Senat belebt, und ihrer nicht erst von jetzt herrührenden Einsicht, daß sie die Sache zum Besten der Schule und ihrer Angehörigen, eines großen Theiles der Bürgerschaft, zum Ziele führen werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. März. (Neu einstudirt): Der Hirsch, Schauspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Act, von Marsollier, Musik von Mehul.

Sonntag, 12. März. (Neu einstudirt): Ritter Tulipan, oder: Das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in einem Act.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 73. Montag, den 13. März 1848.

Ein deutsches Parlament.

Der deutsche Bund, der neue Bund,
Der starke Bund soll leben,
Der nun auf felsenfestem Grund
Sich frisch beginnt zu heben!
Der deutsche Bund der jungen Zeit,
Der Volks- und Fürsten-Einigkeit
Zu aller Schutz und Wehre;
Der Bund, den keine Macht mehr trennt:
Ein freies deutsches Parlament,
Germaniens Stolz und Ehre!

Der neue Bund, der deutsche Bund,
Der Treue Bund soll leben
Und aller Nachbarvölker Mund
Hochrühmend ihn erheben!
Er war so lang der Fremden Spott,
Der alte Bund, — da half uns Gott,
Zu schaffen einen jungen,
Den Jeder voll Begeistrung nennt:
Ein freies deutsches Parlament
Von lichtverklärten Zungen.

Uns drückt nicht mehr ein Herrscherbund,
Feind allen Freiheitstrieben,
Nicht mehr der Fessel Erz, das wund
Die Glieder uns gerieben;
Nun knüpft ein heiliger Verband
Sich für's gesammte Vaterland
Aus seiner Männer Kerne;
Ein frisches Lebenselement
Strömt nun vom deutschen Parlament
Hinaus in alle Ferne!

Ha! von den Alpen bis zum Sund,
Der Weichsel bis zum Rheine, —
Wo ragt wohl herrlicher ein Bund,
O Deutschland, als der deine?
Wie schwillt das Herz von Wonnegluth,
Solch einem Bund mit Gut und Blut
Als Glied anzugehören!
Das ist das neue Testament:
Ein freies deutsches Parlament,
Auf das wir Alle schwören!

Nun ist der Bund ein Waffenbund,
Doch nicht von Söldnerschaaren,
Mit tausendfachem Todesschlund
Den morschen Thron zu wahren, —
Nein, jetzt ist er ein Eisenheer,
Verschmolzen mit der Bürgerwehr,
Lebend'ge Bundesveste;
Wenn ringsher sie der Feind berennt,
Bist du, o deutsches Parlament,
Der Wäll' und Schanzen beste!

Braus't auch heran ein Wogenschwall
Von fremden Pickelhauben, —
Er muß an deinem Felsenwall
In eitel Schaum zerstauben!
Doch in Europa's Mitte stehn
Soll dich der stolze Britte sehn
Und ehren deine Flotte,
Im Orient und Occident —
Heil dir, o deutsches Parlament,
Einst auch vom Meeresgotte!

Nun schwinge frisch der neue Bund
Die schwarz-roth-goldnen Fahnen,
Und mache rings die Treue kund
Von Fürst und Unterthanen!
Zerronnen ist die bange Nacht,
Gewonnen ist die lange Schlacht
Geknechteter Gedanken;
Jetzt ist das höchste Regiment
Gestützt auf's deutsche Parlament,
Geschützt vor allem Wanken.

Der deutsche Bund, schall's in die Rund' —
Der neue Bund soll leben!
Und kerngesund aus seinem Grund
Sich unsre Eiche heben!
Ein Riesenbaum voll Immergrün,
Im goldnen Frühlingsschimmer blühn,
Der keinem Sturm zerfalle;
Doch wölb' er sich zum Firmament
Für's freie deutsche Parlament:
Ein Herz, Ein Sinn wir Alle!

Frankfurt, 9. März. August Schnezler.

Das deutsche Parlament.

Bereits im J. 1817 gab **Massenbach** eine damals streng verbotene Flugschrift heraus, unter dem Titel: „Obrist v. Massenbach *) an alle deutsche Männer. Heidelberg bei Mohr und Winter. 1817. 2te Aufl.", worin er als das einzige Heil für Deutschland und Gegensatz zu dem rein fürstlichen und ministeriellen Bundestag ein deutsches Parlament in Frankfurt vorschlägt.

Folgendes sind seine Worte, die wir in diesem Augenblicke der Neugestaltung in Erinnerung bringen zu müssen glauben.

Im Vorworte heißt es:

Dieser Aufsatz hat schon lange Zeit in meiner Seele gelegen. Er ist zu Tage gefördert worden im Febr. 1817 zu Frankfurt, wo ich das Wesen des Bundestages näher sah und das Treiben der Bundestags-Gesandten näher beobachtete.

Wie, die Völker Deutschlands sollen nicht Theil nehmen an diesen Verhandlungen? Sie sollen ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Enkel, der Entscheidung von Männern überlassen, die, an Höfen aufgewachsen, nur fühlen, nur denken, nur handeln, wie seit allen Zeiten an Höfen und in den Kabinetten der Machtmenschen gefühlt, gedacht, gehandelt worden ist?

Unstreitig haben die Männer alle (soll wohl heißen viele dieser Männer), aus welchen jetzt die Bundesversammlung besteht, ihre hohe Bestimmung begriffen; sie sind deutsche Männer, die unsere Verehrung verdienen.

Aber können in diesen Männern die Gesandten der Herrscher und die Repräsentanten der Völker vereinigt seyn? Ist etwa bei diesen Männern das Wunder der Vereinigung zweier Naturen, einer menschlichen und göttlichen, erneuert worden? Müssen diese Männer nicht in dem Geiste ihrer Fürsten, — nicht doch, müssen sie nicht in dem Geiste alles vermögender Minister, d. h. müssen sie nicht nach den Vorschriften handeln, die ihnen diese Oligarchen zusenden? Müssen sie nicht ängstlich und kriechend an dem Buchstaben ihrer Instruktionen kleben?

Sehen, begreifen die Fürsten nicht, daß so viele Minister nichts wollen als Oligarchen seyn?

Auf den westlichen Gränzen Deutschlands harrt das seine Schmach nie vergessende, racheschnaubende Frankreich der ersten günstigen Gelegenheit, seine Gränzen wieder bis an den Rhein auszudehnen. Die ungeheure elastische Kraft, die in dem Volkscharakter der Franzosen liegt, ist nur niedergedrückt, nicht gebrochen. **)

Wie ist der Gefahr zu begegnen, die den Fürsten und den Völkern droht? Ich spreche für die Throne, für die goldenen Paläste und für die strohernen Hütten! Ich liebe die Fürsten, und ich möchte nicht leben, wo es keine Fürsten giebt. Aber ich hasse alle Oligarchen mit ewigem, unauslöschlichem Hasse. Die Fürsten müssen Männer von sich entfernen von oligarchischem Geiste.

Die Fürsten müssen sich nicht zu einem Fürstenbunde (dergleichen Bünde haben immer Unheil gebracht, wie der Fürstenbund zu Frankfurt unabsehbares Unheil bringen wird), — die Fürsten müssen sich zu einem Völkerbunde vereinigen, und alle Völker deutscher Zunge müssen diesen Bund schließen.

Oesterreich und Preußen werden nur durch die treue Verbindung mit allen Deutschen ächt gediegene Staaten. Ihr höchstes Interesse ist, dem deutschen Staatenbunde nicht dem Scheine, sondern der That nach beizutreten.

Aber wie muß dieser Staatenbund organisirt seyn?

Das Erste von Allem, was geschehen muß, ist: Alle Staaten Deutschlands führen die Repräsentativ-Verfassung bei sich ein, die sie ihren Rechten, ihrem Herkommen, ihren Gewohnheiten entsprechend halten. Das Allgemeingültige werde mit dem Besondern verwebt, das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet.

Zu gleicher Zeit werde der Bundestag neu organisirt, er bestehe aus einem Oberhause und aus einem Unterhause. Das Oberhaus bestehe aus den 17 Staaten, deren Gesandten jetzt schon in Frankfurt vereinigt sind. Der deutsche Bund trete mit der Schweiz wenigstens in den engsten Defensivverein. Das Interesse der Schweiz ist mit Deutschlands Interesse fest verwebt. Diese Verwebung verstärke man mit neuen Fäden und belebe sie mit neuen Farben.

Das Oberhaus hat 69 Stimmen; man füge 4 Stimmen für die, wohl einem Königreiche gleich zu schätzende Schweiz hinzu. Das Oberhaus des deutschen Parlaments hat mithin 73 Stimmen.

Das Unterhaus bestehe

1) aus Deputirten des mediatisirten hohen und ritterschaftlichen Adels,
2) aus Deputirten des geistlichen, des Bürger- und des Bauernstandes.

Ich setze die Anzahl der Stimmführer auf 200 bis 250. Grundgesetz in beiden Häusern ist: kein Stimmführer kann dem andern seine Stimmen übertragen.

Aus den Ständeversammlungen der einzelnen Staaten werden diese Deputirten gewählt. Es kann keiner in die Ständeversammlung, noch viel weniger zu einem Deputirten auf dem Bundestage gewählt werden, der nicht „Homo integer vitae scelerisque purus" ist. Der Regent jedes Staates hat das Recht, einen Mann zurückzuweisen, der diese Eigenschaft nicht besitzt. Dadurch wird alle Furcht verbannt, in die Deputirtenkammer könnten Männer treten von Mirabeau's Moralität.

(Schluß folgt.)

*) Massenbach starb auf einer preußischen Festung, nachdem er in Frankfurt, wider alles Völker- und freie Staatenrecht, von Preußen gefänglich eingezogen worden.

**) Keine auch noch so friedlich denkende Regierung in Frankreich wird im Stande seyn, den Sturm zu beschwören, der die untersten Schichten der Gesellschaft aufgewühlt; am wenigsten bei der wachsenden finanziellen Zerrüttung und der Leidenschaftlichkeit und großen Unwissenheit des Volkes.

Aus einem Briefe eines Frankfurter Gelehrten.

London, 1. März 1848.

Seit einigen Tagen leben wir hier in der größten Aufregung. Kaum kömmt man dazu, daran zu denken, welche weitere Folgen dieses Weltereigniß für Einen haben kann und wird, wenn irgend eine der vielfachen Möglichkeiten sich verwirklichte, die man sich vorzustellen durch die außerordentliche Verwickelung der politischen Verhältnisse genöthigt wird. Was habe ich in den letzten Tagen doch hören und schwätzen müssen! Man lebt aber auch hier wie in der nächsten Nähe von Paris. In 10 — 14 Stunden gelangen die Pariser Nachrichten hierher; die Hauptzeitungen haben eigene Dampfboote, bedienen sich der Telegraphen, die jetzt durch ganz England gezogen sind, erhalten Couriere, lassen Locomotive gehen u. s. w., und eine Stunde, nachdem eine Nachricht hier angelangt ist, ist sie schon gedruckt, und die Zeitung in die Läden der Zeitungshändler abgeliefert, von denen sie auf alle mögliche Weise mit Blitzesschnelle nach allen Seiten hin versendet, verkauft, verliehen wird. Während dieser Stunde werden überall Plakate angeklebt, mit enormen Lettern bedruckt, die das Publikum benachrichtigen, daß die oder die Zeitung eine wichtige Nachricht eben erhalten. Haufen von Männern, auf hohen Stangen große Tafeln tragend, durchziehen die Straßen und reizen durch Brüllen und Schreien die Neugierde des Publikums für diese oder jene Zeitung. An den Zeitungsläden kämpft das Publikum um die neuen Blätter; die Omnibus-Conducteure nehmen ganze Ballen mit nach den entfernteren Stadttheilen; schlaue

Bursche verkaufen dem Unerfahrnen eine alte, d. h. zwei oder drei Stunden alte Zeitung und laufen davon — dieses Alles regt den Einzelnen, der es noch nicht gesehen, nicht minder auf, als das Ungeheuere der Begebenheit selbst, die dieses Alles veranlaßt. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen und muß ihm nachgeben. Während ein solches Leben in dem Centrum der Geschäftswelt sich kund gibt, mußte in dem Westend, wo besonders der Hof und die Aristokratie wohnt, durch die Ankunft einzelner Mitglieder der königlichen Familie von Frankreich, flüchtiger Anhänger derselben, entlaufener Staatsbeamten und Hofleute, verscheuchter englischer Familien, durch Ankunft und Abgang von Courieren, Geschäftigkeit in den Ministerien, Besuche und Gegenbesuche, Mangel an Unterkommen, Kleidung, Geld, kurz durch den Zusammenfluß von Menschen und Interessen, die durch die plötzliche Begebenheit unmittelbar betroffen oder in Schrecken gesetzt worden sind, eine andere Art von Leben und Treiben, das nicht minder interessant ist, sich kund geben. Natürlich ist man in der Handelswelt sehr bestürzt; die englischen Papiere sind bedeutend gewichen; Continentalpapiere haben gar keinen Cours; mehrere bedeutende Papierhändler sind schon gefallen: allein die Aeußerung des Premier in dem Parlamente, daß die englische Regierung gar nicht im entferntesten daran denke, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, hat die Stimmung der Handelswelt heute ein wenig beruhigt. Diese Aeußerung mag den auf das gastfreundlichste bei Hofe aufgenommenen Mitgliedern der königlichen Familie weniger behagt haben. Louis Philipp, seine Frau, die Herzogin von Nemours, der Herzog von Montpensier, die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern fehlen alle noch; die Regierung hat eine Anzahl Dampfschiffe ausgeschickt, um sie aufsuchen zu lassen. Trotz Dem, und obgleich John Bull noch immer ein halber Franzosenfresser ist und eine Republik nicht leiden kann, ist es die ausgesprochene Stimmung im Lande, wenn es nur irgend möglich ist, neutral zu bleiben und Geld zu sparen. — Die von Sir Robert Peel eingeführte Einkommensteuer sollte auf den Vorschlag der Regierung beibehalten und auf 5% erhöht werden. Im Angesicht der Ereignisse war dennoch das Ministerium genöthigt, seinen Vorschlag zurückzunehmen. Das Land hat sich in zahllosen Meetings für Oekonomie, geringere Ausgabe für das Kriegs-Departement und gegen eine Steuer ausgesprochen, die besonders den Mittelstand drückte, und auch wegen ihres inquisitorischen Charakters dem unabhängigen, vielleicht auch verschlossenen Charakter der Nation zuwider ist. Den Besitz verbirgt man hier nicht, im Gegentheil, man trägt ihn zur Schau; allein ins Hauptbuch, wo der Verdienst zu finden ist, läßt sich der Kaufmann, der Industriemann, der Gelehrte nicht gerne hineinsehen. Wahrscheinlich wird eine Propertytaxe eingeführt werden. Uebrigens wird das Ministerium wahrscheinlich fallen, da die Whigs einmal kein Vertrauen als Financiers haben, ohne daß deßhalb die äußere Politik wird geändert werden. — Man ist jetzt hier besonders auf Italien gespannt, und wohl auch mit Recht. Von da aus oder gar nicht wird sich ein Krieg entwickeln. Gott verhüte einen Krieg! Die Franzosen sind doch noch die alten Kerls; das System hat sie nicht verderben können, hoffentlich aber denken sie nicht zu viel an die alte Gloire, und mehr an eine unmittelbare Verbesserung und Befestigung ihrer politischen und socialen Zustände. In diesem Sinne genießt die Februar-Revolution hier große Sympathie und wohl auch in Deutschland, und jeder ordentliche Mensch muß sich darüber freuen. Wie wird es aber gehen? Was steht noch bevor?

Meine Weigerung, für ein deutsches Blatt über englische Zustände zu schreiben, muß ich vor der Hand wiederholen. Ihr glaubt nicht, wie schwer es ist, Einsicht in die englischen Zustände zu erlangen. Contraste und lauter Contraste! Der Engländer Urtheil über Zustände anderer Länder ist beinahe durchweg falsch; sie können sich nicht aus ihren Verhältnissen, ihrem Standpunkte herausversetzen, was von jeher der Deutschen Zierde und Unglück war. Darum sind sie aber auch als Nation so groß, in ihrem Geschäft so tüchtig und als Menschen oft so langweilig.

Die Adresse der Bamberger Bürger an den Stadtmagistrat.

Wir haben in Neo. 68 unseres Journals bereits die Mittheilung gebracht, daß auch die Bürger Bambergs bei den hohen Bestrebungen der Gegenwart nicht zurückgeblieben sind und in einer zahlreich besuchten Bürgerversammlung eine Adresse an den Stadtmagistrat einstimmig angenommen hätten, worin sie die Forderungen niederlegten, deren Unterstützung sie von der einzuberufenden Kammer zuversichtlich erwarteten.

Wir können uns nicht versagen, aus der Adresse selbst, die wir für eine höchst gelungene, mit vielem Scharfsinn die Rechtlosigkeit des vierten Standes blosstellende, halten, einen Auszug zu geben:

Hoher Stadtmagistrat!

„Der Zweck des Staates ist die Wohlfahrt Aller; und eine nothwendige Folge dieses Satzes, daß jedes Staatsmitglied berechtigt seyn muß, Theil zu nehmen an der Gesetzgebung. Diese Lehre ist alt, sie schreibt ihren Ursprung nicht von gestern, sie war zum Bewußtseyn gelangt, sobald man anfing, politische Gesellschaften auf die Satzungen der Gerechtigkeit und Vernunft zu gründen; sie ist so alt und eindringlich, daß schon vor 70 Jahren der Vater des deutschen Staatsrechtes, Justus Möser, sagen konnte: „ein Knecht ist Derjenige, welcher an der gesetzgebenden Macht und an der Steuerbewilligung keinen Antheil hat“; wo man sie völlig verkannte die Wahrheit dieses Satzes, hat sie in den Blättern der Geschichte mit blutigen Zügen an ihre Geltung erinnert. In ganz Frankreich, von den Küsten des Weltmeeres bis zu den Küsten des Mittelmeeres, von den Ardennen bis zu den Pyrenäen wiederhallt der Ruf nach Wahlreform, er blieb unerhört und eine mächtige Monarchie ist dem Volkswillen gegenüber machtlos in Staub zerfallen.“ — — — —

Nun entwickelt die Adresse den Grundsatz, daß die Wahlverfassung eines Volkes die Grundzüge aller übrigen Rechte bilde, daß die Bayerns den Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr entspräche, indem durch die Art der Wahl, vor Allem aber durch den Census ein Privilegium des Besitzes geschaffen sey, und fährt fort:

„So lange es eine Geschichte, so lange es Staaten gibt, hat das Privilegium die ihm verliehene Gewalt zu seinem Vortheile und zum Nachtheile der Allgemeinheit ausgebeutet. Blicken Sie nach Frankreich, dort sind aus Leibeigenen und Hörigen des Mittelalters Heloten der Geldwirthschaft geworden, an die Stelle des feudalen Drucks war eine Oligarchie des Kapitals getreten, die Volksvertretung war eine baare Rechtsdichtung, eine Camarilla ihrer eignen Geldinteressen. Dort hat sich aus diesen unnatürlichen Zuständen eine neue mächtige Erscheinung entwickelt — das Proletariat, die ganze große Klasse Derjenigen, denen man, weil sie eigenthums- und besitzlos, trotz ihrer natürlichen Rechte, jegliches Recht, jegliche Geltung im Staate und in der Gesellschaft verweigerte, die nur dem Namen nach Staatsbürger, in der That aber Staatsunterthanen waren.

„Unaufhaltsam, wer kann es leugnen, rückt sie auch uns näher die finstere Gestalt des Pauperismus. Schon hat sie in den östlichen Marken des Vaterlandes, vereinigt mit einer fürchterlich wüthenden Seuche, der natürlichen Folge unnatürlicher Entbeh-

rungen, die Reihen der Bevölkerung gelichtet. Auch bei uns hat das Proletariat mit ernster, mahnender Stimme auf sein Daseyn hingewiesen; es ist zur Thatsache geworden, es anerkennen, heißt blos die Geschichte anerkennen. Wir fühlen diese Mißstände, ja mehr noch, wir sind darüber in Unruhe, wie erschrecken über die Mißgeburt unserer eigenen Schöpfung und fühlen, daß wir die Schuld von Jahrhunderten gut zu machen haben."

Hier geht die Adresse auf die Untersuchung der Mittel ein, die bisher zur Linderung des steigenden Elends angewendet worden, und die deßhalb halbe seyn müssen, weil die Bureaukratie die Grundursachen der gesellschaftlichen Zerrüttung nicht kenne und der durch seine Zahl mächtigste aller Stände nirgend vertreten sey.

„Gestehen wir es offen," sagt die Adresse, „nie wird, nie kann der staatliche Zustand ein befriedigter seyn, als bis die Rechte des Menschen und Bürgers bis auf die tiefsten Schichten der Gesellschaft, bis auf die untersten Reihen des Volkes ausgedehnt werden. Hiezu giebt es nur eine Maaßregel, eine ganz durchgreifende, und das Prinzip dieser Maaßregel, ruhend auf der breiten unerschütterlichen Grundlage des Rechts und der Billigkeit, ist, wir sprechen es mit wenigen Worten aus: die Abschaffung des Census, sie vernichtet alle auf bloße Geburt, auf bloßes Vermögen gegründeten politischen Vorreche und setzt an die Stelle des Privilegiums die Vollkraft der Gesammtheit."

„Welche Bedeutung können unter gegenwärtigen Verhältnissen noch Ständewahlen haben? Warum noch die alten Abzeichen bei einer Volksvertretung, die der Vergangenheit, dem Bereiche der veralteten Feudalstände längst entwachsen ist?"

Die Adresse kömmt nun auf die Beweise für die Rechte des Volks zu sprechen: „Das Recht eines Volkes, da mit zu sprechen und mit zu handeln, wo es seine Freiheit, sein Leben, seine höchsten Güter gilt, ist ein unverjährbares, eines jener ewigen, eingebornen Rechte,

„Die droben hangen unveräußerlich
„Und unzertrennlich, wie die Sterne selbst."

Nachdem die Adresse die Behauptung zergliedert, daß dieses Recht auch geschichtlich sey, giebt sie sich der Betrachtung hin, daß Nichts im Bereiche des Völkerlebens eine so tiefe Dauer hätte, als daß es nicht in fortgeschrittener Zeit einem klar erweckten Bedürfnisse weichen müsse, die Frage aufstellend, ob vielleicht die Vergangenheit berechtigter seyn solle als die Gegenwart, und ob, wenn die Altvordern der großen Mehrzahl des Volks keine politischen Rechte gewährten, auch wir diese Ungerechtigkeit sanktioniren müßten, und schließt mit den Worten:

„Nein, kein Geschlecht ist verbunden, seine bessere Einsicht und Kraft der Vergangenheit gegenüber aufzugeben. Auch unsere Verfassung verwirft das Prinzip der Stabilität, der absoluten unabänderlichen Gültigkeit, indem sie als einen ihrer Hauptgrundzüge aufstellt: Eine Gewähr, sichernd gegen willkürlichen Wechsel, aber nicht hindernd das Fortschreiten zum Besseren nach geprüften Erfahrungen."

„Wir verlangen demnach, daß jeder selbstständige und mündige Staatsbürger ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Arbeit an den Wahlen für die Gesetzgebung Theil nehmen und als Volksvertreter gewählt werden könne. Wir verlangen unmittelbar Wahlen und jährliche Versammlung der Volksvertreter.

Frankfurt a. M., 10. März.

Das unterzeichnete Comité hält sich für verpflichtet, den zahlreichen Freunden der Humanität und der Kunst, welche sich bei dem am 1. d. M. stattgehabten Konzerte der Fräul. Bayrhoffer und Neubürger so wohlwollend betheiligt haben, den wärmsten Dank andurch öffentlich auszusprechen. Der nach Abzug aller Unkosten überbliedene Reinertrag von fl. 347. 28 kr. ist in Folge seiner Bestimmung zum Vortheil hiesiger Armen und der nothleidenden Oberschlesier verwendet worden. Bei dieser Veranlassung können wir nicht umhin, unseren lebhaftesten Dank auszudrücken den geschätzten und talentvollen Veranstalterinnen des genannten Konzertes, den Fräul. Bayrhoffer und Neubürger, Mitgliedern des Vereins für klassische Klaviermusik, so wie dem Vorsteher desselben, Hrn. Hilliger, welcher zur Bewerkstelligung und bei der Leitung desselben es an Eifer und Bereitwilligkeit nicht fehlen ließ, und nicht minder den freundlich Mitwirkenden, den Herren André, Wolff, Posch, Elsner jun. und den Mitgliedern des Arion, — ferner dem Hrn. Bürgermeister v. Schweitzer, welcher einen Flügel herzuleihen so gefällig gewesen, den Redactionen des Frankf. Journals und der O.-P.-A.-Ztg. für unentgeltliche Aufnahme der betreffenden Anzeigen, Hrn. Buchdrucker Bayrhoffer für in gleicher Weise besorgten Druck der Programme und Billette und endlich der Frankfurter Gasbereitungsgesellschaft und Hrn. Gasthalter Mevi, welche die Beleuchtung und den Saal gratis zur Verfügung zu stellen so gütig waren. Mögen sämmtliche bei diesem Konzert Betheiligten in dem Bewußtseyn, ein gutes Werk befördert zu haben, ihren schönsten Lohn finden.

Das Comité.

H. Wilmans.
C. Mylius.
Dr. Mumm.
C. F. Ihlée.

Frankfurt a. M., 11. März.

In der Didaskalia vom 12. März vermischt Hr. F. Funck zwei am Abend des 4. März vorgefallene Begebenheiten so sehr, daß die Unterzeichneten es für nothwendig erachten, Hrn. Funck, so wie ihre Mitbürger darüber klar zu stellen. — Ein Theil der Mannschaften der 11. und 12. Comp. der Löschanstalt, welche letztere meist aus Metzgern besteht, stand am fraglichen Abend vor dem Eingang des Pfarrthurms an ihren Spritzenhäusern und schlug um halb 8 Uhr einen gegen den Thurm versuchten Angriff zurück. Daß der Versuch, Sturm zu läuten, kein „angeblicher" war, dafür haben die Unterzeichneten gültige Zeugen, welche die Aufforderung hierzu auf dem Römerberg hörten und es eilend überbrachten, wodurch es auch nur möglich war, daß so Wenige eine so große Masse zurückweisen konnten.

Nach Mitternacht fand im Gasthaus zum Storch eine Schlägerei zwischen Bürgern und jungen Leuten statt, wobei letztere verhaftet wurden. Welche Motive die Veranlassung zu diesen Streitigkeiten waren, ist nicht Gegenstand der Untersuchung der bewaffneten Bürger; dieselben schritten ein und verhafteten die Ruhestörer

Dies der wahre Hergang der beiden Begebenheiten, und ist daraus zu ersehen, daß Hr. Funck falsch berichtet wurde, um so mehr, als auf Befragen Keiner der Hr. Winter d. J. des Metzgerhandwerks seyn will, welcher angeblich solche Berichte gegeben haben soll.

Anspach,
Hauptmann der 12. Comp.

C. W. Jost,
Oberlieutenant der 11. Comp.

Fritz Glock,
Feldwebel der 12. Comp.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. März. (Neu einstudirt): Ritter Tulipan, oder: Das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf (neu einstudirt): Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in einem Act; nach dem Angely'schen Vaudeville für die hiesige Bühne.

Montag, 13. März. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth, von Fr. v. Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 74. Dienstag, den 14. März 1848.

Das deutsche Parlament.

(Schluß.)

Indem der hohe Adel Sitz und Stimme im Unterhaus erhält, wird dem demokratischen Elrment durch das aristokratische das Gleichgewicht gehalten. Das Unterhaus ist eine wahre Aristokratie, d. h. eine Versammlung der Bessern aus allen Volksklassen; und ist eine solche Aristokratie nicht das einzige Mittel zur wohlthätigsten Befestigung aller Throne? Die Könige brauchen sich also vor diesem Unterhause nicht zu fürchten. Fürsten und Grafen und Edelleute sprechen in ihm, und lassen den Demokratismus nicht aufkommen, wenn es ja wahr seyn sollte, daß es in dem Bürger- und Bauernstande von Demokraten wimmle. Eine erbarmungswürdige Vermuthung, die nur blödsinnige Furcht erfunden haben kann!

In dem Unterhause können die Sprößlinge der Könige und Fürsten Sitz und Stimme haben, wenn sie würdig sind, von dem Stande der Adeligen, der Bürgerlichen, der Bauern zu ihren Repräsentanten gewählt zu werden.

Man wird es mir nicht verargen, wenn ich den Bundestag, wie er jetzt da steht, für ein Gewölbe halte, das keinen Schlußstein hat, das aber diesen Schlußstein erhalten, jedoch nirgends anders finden kann, als in der Stimme der Völker; und diese Stimme ertöne in dem Unterhause des deutschen Parlaments. Da sey eine Quelle der Lichtströme, die sich über Deutschland ergießen; da erringe endlich das Recht die Palme des Sieges. Nun werden alle Deutschen sich kennen lernen. Dem Bewohner der Gestade der Ostsee wird der Mann am Neckar kein Fremdling mehr seyn. Bald werden Preußen, Oesterreicher, Sachsen, Hessen, Würtemberger, Baiern, die Eigenthümlichkeiten, welche Klima, Geschichte ihnen geben, bewahrend, doch alle brüderlich sich umarmen. Jeder wird nur ein Deutscher seyn wollen. Der Bundestag, dessen Protokolle uns zeigen, was wir zu erwarten haben, kann nur Leben erhalten durch das Leben, welches in dem Unterhause statt finden wird.

Mag auch dann noch das Oberhaus immer nach seinen Instruktionen votiren, die Repräsentanten des Unterhauses votiren nach ihrer Ueberzeugung, und dadurch geben sie dem Oberhause den so dringend nothwendigen Impuls.

Die ausgesprochene Ueberzeugung der Deputirten wird die öffentliche Meinung Deutschlands; dadurch bildet sich eine moralische Macht, vor der die Willkür die Kniee beugen muß.

Der Irländer, der Schotte, der Engländer sind an Gebräuchen, an Sitten, an Rechten, an Religion so verschieden wie der östliche, der nördliche, der westliche, der südliche Deutsche. Doch hat Britannien eine Nationalrepräsentation.

Der Franzose an der Mündung der Seine ist so verschieden, vielleicht noch verschiedener von dem Franzosen an der Mündung der Rhone, als der Deutsche an der Mündung der Oder von dem Deutschen an dem Ursprung der Donau. Und doch hat der Franzose eine Nationalrepräsentation.

Frankreich und England haben blutige Kriege im Innern und nach Außen geführt, um zu Nationalrepräsentationen zu gelangen. Und wir Deutsche sollten unsere Kinder geopfert haben, um selbst keine Repräsentation zu besitzen.

Die verschiedenen Völkerstämme Deutschlands müssen repräsentative Verfassungen haben, und diese einzelnen Repräsentationen müssen sich in der großen Nationalrepräsentation Vereinigung schaffen. Diese Nationalrepräsentation ist der feste Schlußstein des großen herrlichen Doms deutscher Freiheit. Nun wird die glückliche Stunde schlagen, wo, wie ein geistvoller Schriftsteller sagt, der deutsche Riese seine zerstreuten Glieder aus eigener Kraft zusammengerafft und geordnet, wo er, nicht mit hundertfältigen Waffen, Farben und Zeichen geschmückt, sondern in der einfachen starken Rüstung vereinigter Volkskraft, mit einem einzigen großen Helm auf dem Haupte gewappnet dastehen wird; die Stunde hat geschlagen, wo unser Vaterland frei und Europas Gleichgewicht hergestellt seyn wird.

Anmerk. In Bezug auf ein passendes Lokal in Frankfurt für die deutsche Deputirten-Kammer möchte sich die Reitschule, als provisorisches Gebäude, am besten dazu eignen, oder auch das alte Theater im Junghof, das zwei Ausgänge (auf den Roßmarkt und auf die neue Mainzerstraße) hat. Beide lassen sich schnell und mit wenigen Kosten herrichten. Der Kaisersaal ist für den Zweck nicht groß genug. Auch läßt sich dort keine Gallerie für die Zuhörer anbringen. In der Folge würde ein neues Ständehaus auf dem Paradeplatz, an der Spitze der Zeil (womit zugleich das längst im Plan liegende neue Opernhaus, mit Restauration und Kaffeehaus, in Verbindung gebracht werden könnte) zu errichten seyn.

Motion des großh. weimarischen Landtags-Deputirten Dr. v. Wydenbrugh.

, (Eisenach, 8. März 1848. — Corresp.) Die nachstehende von dem Abgeordneten Dr. von Wydenbrugh von hier am 4. d. M. in dem Weimar'schen eben jetzt versammelten Landtag gestellte Motion übersende ich Ihnen mit der Bitte um Aufnahme derselben in Ihr geschätztes Blatt. Ich bemerke, daß die gestellten Anträge fast einstimmig von dem Landtag angenommen worden sind, und daß nach den Aeußerungen des anwesenden Staatsministers von Watzdorff mit Sicherheit zu erwarten ist, daß die Staatsregierung der Motion in allen Punkten Folge gegeben werde:

Meine Herren!

Das Wohl des Einzelnen ist innig verwebt mit dem Wohl des Ganzen, wovon es ein Theil ist. Darum und weil wir

Deutsche sind, ist es nicht fremdartig, wenn wir heute, angeregt von den jüngsten weltgeschichtlichen Ereignissen, den Blick auf die politischen Zustände des gemeinsamen Vaterlandes richten.

An den Ufern der Seine ist urplötzlich das Gebäude zusammengebrochen, dem mancher Staatskünstler lange Dauer versprach. Wie sorgsam man auch an ihm gebaut, festen Grund und Boden hatte man ihm nicht zu geben vermocht. Darum aber wankte der Grund, weil die Repräsentation des französischen Volkes mehr nicht war denn ein täuschender Schein. Die meisten Skandale des öffentlichen Lebens in Frankreich, die Corruption von beiden Seiten, das eitle Drängen der Persönlichkeiten an der Stelle des redlichen Kampfes um Prinzipien, die Verkennung des innersten Volksbedürfnisses wuchsen auf jenem faulen Boden üppig empor und zogen ihren Nahrungsstoff zumeist aus ihm. Dadurch allein wurde möglich, daß Einflüsse von außen und zufällig scheinende Begebenheiten so rasch eine ganz neue Ordnung der Dinge herstellen konnten. Ob sie Bestand hat, wer mag es sagen? Ist doch dort nur allzuviel unterwühlt, zu wenig festgegründet. Aber von neuem hat die Geschichte mit lauter Stimme zwei ewige Wahrheiten verkündet, daß jede Macht ihre letzte Stütze in der Meinung hat, und daß für gebildete Völker keine Staatsverfassung Dauer und Segen verspricht, wenn sie nicht die Fähigkeit und die Bürgschaften besitzt, sich mit dem geistigen Leben des Volkes und seinen wahren Bedürfnissen ins Gleichgewicht zu setzen, und sich darin zu erhalten.

Wenn der heulende Sturm um die Erde weht, dann nimmt er mit sich fort, was nicht fest in ihr wurzelt, und treibt es wirbelnd wie leichte Spreu vor sich her. Jener Sturm, der von der Alpen eisigen Höhen, Italien nur leise berührend, zum rauchenden Aetna ging, die vulkanische Insel bewegte, und nun, rückwärts sich wendend, den europäischen Continent durchzieht, hat er sich vielleicht in den Gassen von Paris schon ausgetobt? Oder wird er seinen Weg auch zu uns nehmen, um von der deutschen Erde mit sich fortzureißen, was nicht lebenskräftig in ihr wurzelt?

Wie vielfache Beziehungen die Bewegung in Frankreich zu uns und andern Staaten auch haben mag, nach Oberitalien wenden sich die Blicke zunächst. Dort muß der eiserne Würfel fallen über Oesterreichs bisherige Politik, mit welcher das Geschick Deutschlands so eng verwebt war.

So lange Burgund, Lothringen und Elsaß in Frankreichs, die Ostseeprovinzen in Rußlands, Helgoland in Englands Besitz sind, so lange der Dänen König über Schleswig-Holstein und der von Holland über Luxemburg gebietet, kann man nicht wollen, daß der Einfluß verloren geht, den Deutschland dadurch haben kann, daß Oesterreichs Kaiser auch die Krone des lombardisch-venetianischen Königreichs trägt. Geht doch Deutschland, außer dem früher verlorenen deutschen Lande, noch so Vieles ab, was anderen Staaten Europa's Selbstständigkeit, Wohlstand und Einfluß sichert. Wo sind deutsche Colonien, wo eine deutsche Flotte, wo eine kräftige und würdige Vertretung der gemeinsamen deutschen Interessen? Und ist nicht Deutschlands schönster Strom geschlossen von einem Staate, der seiner Sprache und Abstammung nach selbst nur eine deutsche Provinz ist?

Soll aber die Behauptung des lombardisch-venetianischen Königreichs nicht ungerecht gegen Italien seyn, so muß jenes Land nach einer besondern, seinen Bedürfnissen entsprechenden, wahrhaft freisinnigen Verfassung regiert werden. Und soll Oesterreichs Einfluß auf Italien Werth haben für Deutschland, so ist dies nicht denkbar, als insofern Oesterreichs Politik eine wesentlich deutsche wird. Oesterreich darf nicht der Feind, es muß der Beförderer der deutschen Einheit werden, und dies vor Allem durch die That beweisen, nämlich durch Annahme entsprechender Bundesbestimmungen und Einführung der schon 1815 versprochenen Repräsentativ-Verfassung in seinen deutschen Landen.

Das Wohl und Wehe des Vaterlandes hängt wesentlich davon ab, ob man in Wien diese Politik verfolgt. Ist Oesterreich gerecht gegen Italien, vielleicht daß es dort zu keinem Zusammenstoß, oder doch nicht zu jenem allgemeinen und erbitterten Kampf kommt, in welchem ein gegen fremde Unterdrückung ankämpfendes Volk neben der Macht der äußersten Entrüstung und Verzweiflung so leicht in den Sympathieen und Interessen fremder Staaten Bundesgenossen findet. Schlägt Oesterreich diesen Weg nicht ein, so wird es, dies läßt sich ohne prophetischen Geist vorhersagen, nicht blos eine stärkere Macht gegen sich, es wird auch eine schwächere Macht für und mit sich haben.

Eingedenk des Unheils, welches schon oft Uneinigkeit über Deutschland gebracht, mag wohl manche Stimme fordern, daß ganz Deutschland im Fall eines Kriegs zu Oesterreich stehe, sey auch seine Politik, welche sie wolle? Und welches wird die Stimmung der Heere seyn, die sich für eine verhaßte, undeutsche Politik schlagen sollen, wegen der auswärtigen Besitzungen Oesterreichs, für Oesterreich, welches bisher nur zur Unterdrückung des nationalen Aufschwungs eine deutsche Einheit geachtet, sie überall mißachtet hat, wo gemeinsame große Nationalanliegen verfolgt werden sollten? Wird sich nicht wiederholen, was wir erlebt haben, und will man nicht lieber gränzenlosem Elend, welches über Deutschland kommen kann, durch Betretung des rechten Weges begegnen, als sich durch eben dieses Elend auf den rechten Weg drängen lassen? Will man wie ein verwegener Spieler um die Sicherheit der Throne und Staaten spielen und mit namenlosem Elend den Eintrittspreis zahlen zu einem großen Drama von Begebenheiten, um dieselbe Erfahrung von neuem zu machen, die man schon ein Mal so theuer bezahlt hat.

(Schluß folgt.)

An die Leserinnen der Didaskalia.

Die welterschütternden Ereignisse der vielbewegten Seinestadt, die abermals eine neue Bahn auf dem Kreuzzuge nach der Freiheit gebrochen, haben auch das sonst so friedliche Bereich unseres Unterhaltungsblattes nicht unberührt gelassen. Wenn unsere schönen Leserinnen seither gewohnt waren, sich hier in den schattigen Gärten der Novellistik zu ergehen und an den sprudelnden Brunnen der lyrischen und romantischen Poesie zu laben, wenn sie hier den bunten Spielen der Phantasie zu lauschen oder den sinnigen Betrachtungen eines Kunstfreundes zu folgen gewohnt waren, wenn sie hier die Welthändel bis fast auf die Erinnerung zu vergessen pflegten, — so befinden sie sich jetzt in demselben Blatte gleichsam in einem Kriegslager, umlärmt von lautem Waffengeklirr, oder auf dem Forum eines stürmischen Volkslebens, umwogt von Petitionen, Adressen, Volksreden, Freiheitsliedern und patriotischen Gesängen. An die Stelle der idyllischen Ruhe ist das Geräusch der politischen Bewegung getreten und die harmlosen Theaterkritiken haben den ernsten Mahnungen an Fürsten und Völker Platz machen müssen. Diese Umgestaltung der Dinge hat die Weltgeschichte verschuldet, und nur gegen diese dürften unsere freundlichen Leserinnen sich beklagen, wenn sie unzufrieden seyn sollten. Jedoch sind wir weit entfernt, dieses anzunehmen zu wollen, sondern im Gegentheile davon überzeugt, daß deutsche Frauen und Jungfrauen für das Wohl und Wehe des Vaterlandes, für die heilige Sache der Freiheit und des Fortschrittes ein eben so warmes Herz und eine eben so lebendige Empfänglichkeit haben, als wir. Wir sind überzeugt, daß sie eine Geringschätzung darin erblicken würden, wenn wir sie fern halten wollten von den Bewegungen und Bestrebungen der Gegenwart. Wohl sind die Frauen dazu bestimmt und erwählt, als Priesterinnen der Liebe und Eintracht am häuslichen Altar zu walten, das Schöne und Gute zu pflegen und die heitern Blüthen der

Lebenspoesie zu beschirmen, aber sie wollen und sollen nicht zurückbleiben, wenn das Vaterland von mächtigen Interessen bewegt wird und wenn die Zeit Neues und Großes zu gestalten sich anschickt. Edle Mütter sind die besten Bildnerinnen der heranreifenden Jugend und in dieser liegt die Zukunft des Vaterlandes. Waren es nicht jene edlen Römerinnen, deren Namen unsterblich geworden sind, die dem Freistaat seine größten Männer erzogen und unter den Kämpfen und Stürmen äußerer und innerer Kriege so manches Beispiel von erhabener Gesinnung, von Heldenmuth und Thatkraft gegeben haben? Sind die Annalen unserer deutschen Geschichte minder reich an edlen Frauen voll Muth und Hochherzigkeit? — Nein, unsere Frauen und Jungfrauen wollen den großartigen Bewegungen der Gegenwart nicht gleichgültig zusehen, sondern auch ihren Beitrag der Liebe, der Theilnahme und Aufopferung dazu freudig spenden. In solcher Betheiligung erkennen sie die Mahnung der Zeit und den wahren Beruf der so oft mißverstandenen und mißdeuteten Mündigwerdung der Frauen. Demnach, wir wiederholen es, befürchten wir den Tadel unserer Leserinnen nicht; denn sie werden bei der traulen Lampe und im häuslichen Kreise gewiß auch etwas von Dem erfahren wollen, was jetzt jeder Tag bringt und was eine neue Bahn brechen soll, damit das deutsche Volk an innerer Kraft und an politischer Bedeutung wachse. Stürme gehen dem Frühling voraus, und wenn sie ausgetobt haben, dann wehen wieder mildere Lüfte und kommen die neuen lieblichen Kinder Florens wieder. Kampf ist nun einmal das Losungwort der Welt, und wie die einzelnen Menschen kämpfen und ringen „nach besseren künftigen Tagen", so auch die Völker, deren Bestrebungen aber nach Jahrzehnten und oft nur nach Jahrhunderten gemessen werden können. — Schließlich nun wollen wir indessen unsern freundlichen Leserinnen das Versprechen geben, daß unser Unterhaltungsblatt seiner früheren Bestimmung keineswegs zu entsagen gedenkt, sondern daß es sich eifrig bestreben wird, zum Dienste der friedlichen Musen zurückzukehren, sobald der unabweisbare Andrang des zur Tagesgeschichte gehörigen Stoffes nur einigermaßen nachgelassen haben wird. Politische Kämpfe und aufgeregte Zeiten sind vorübergehend, und um so schöner und erheiternder sind dann die Blüthen der Poesie und die milden Friedensklänge, die ihnen folgen. W.

Das deutsche Reichs-Wappen.

Der Adler war schon in der frühesten Zeit das Abzeichen des deutschen Reichs, wie denn eine alte Sage geht, daß in der Teutoburger Schlacht zwei römische Adler erobert worden, von denen die Deutschen den schwarzen zum Sieges- und Denkzeichen behalten, den weißen aber ihren slavischen Bundesgenossen gegeben, weshalb Polen noch heutzutage einen weißen Adler führe. Da die Kaiser gewählt wurden, stellte sich kein allgemeines Hauswappen fest, dafür fehlten aber nimmer die Wappen der sieben Kurlande auf der Brust des mächtigen Adlers, der mit der Zeit zwei Häupter und zwei Kronen, wegen Deutschlands und Italiens, erhalten hatte. Drei der Zeichen gehörten den geistlichen, vier den weltlichen Kurfürstenthümern. — Die Banner des Reiches waren dreifarbig: schwarz, roth und golden. Auch diese Farbenwahl hängt mit der Geschichte des Volkes inniger zusammen, als Mancher glauben sollte. Das rothe Feld in der Fahne ward nämlich schon durch die Karolinger (Nachfolger Karls des Großen) angenommen, deren Leibwache ganz in Roth gekleidet ging, woher der Name Scharlach (Scharlaken) kommen soll. Das schwarze Feld ist eine Zugabe des sächsischen Kaisergeschlechts, dessen Hausfarbe schwarz und weiß war, und das Gold zuletzt, die Gabe der Hohenstauffen, der schwäbischen Kaiser, weis't auf die glänzendste Zeit des deutschen Reiches hin. Der Adler führt in einer Kralle den Reichsapfel, das Zeichen der Weltherrschaft, über welchem das Kreuz thront, in der andern den Herrscherstab, das Zeichen des Rechts, ein Stab, an dessen Spitze die Franzika (die Kleve) angebracht, die Angriffswaffe der Franken, die als Zierrath und Sinnbild, besonders in der deutschen Baukunst, eine große Rolle spielt und ziemlich den römischen Ruthenbündeln gleichkommt.

(Gubitz Volkskalender 1843.)

Mannichfaltigkeiten.

†† (Mainz, 11. März. — Corresp.) Unter den vielen sinnigen Transparenten, durch welche bei der Illumination am 8. März die öffentliche Stimmung so wie auch die Würdigung des großen Tages sich aussprach, verdient das bei dem Eingange zum Versammlungslokale der deutschkatholischen Gemeinde aufgestellte einer besonderen Erwähnung. Es stellte eine schwarze Tafel mit goldenen Inschriften dar, und über der Tafel prangte eine Sonne, die in Flammenschrift das Wort „Freiheit" enthielt. Unter dieser Inschrift, noch in den Strahlen der Sonne, las man in rother Schrift „Pius IX.", und auf der Tafel selbst die Namen der Reformatoren und derjenigen Männer, welche als Verfechter und Schützer der Gewissensfreiheit sich unsterbliche Verdienste erwarben. Es waren die Namen: Wiclef, Huß, Luther, Spinoza, Ganganelli, Friedrich der Große, Joseph der Zweite und Wessenberg. Als der große Fackelzug an diesem Transparent vorüberzog, wurden zur Anerkennung desselben die Fahnen geschwenkt. Die Actien der ultramontanen Glaubensarmee sind hier jetzt weit tiefer gesunken als seiner Zeit die spanischen Papiere.

Aus Bern, 29. Febr., wird dem „Schw. Merk." folgende Geschichte geschrieben: Lola Montez, welche seit einigen Tagen sich in Bern befindet, sieht man täglich mit dem englischen Geschäftsträger Robert Peel (einem alten Freunde) Arm in Arm spazieren gehen, gefolgt von einer Suite Herren, die sie sehen wollen, von Mägden und einem sehr bedeutenden Troß Kinder, die ihren Jux daran haben. Peel gab gleich nach ihrer Ankunft ein Diner, wozu er die Gesandtschafts-Sekretäre ꝛc. einlud; er findet sein Vergnügen stets darin, aufzufallen. Lola Montez sieht sehr bleich und abgelebt aus, hat übrigens ein schönes Auge und eine sehr graziöse Haltung.

(Berlin, 8. März. — Voss. Z.) Diesen Vormittag ist in dem Gouvernementshause der Bazar zum Vortheil der Nothleidenden in Schlesien eröffnet worden. Wir dürfen mit Freude und Stolz sagen, daß derselbe überraschend reich ausgestattet ist. In drei Sälen sind die von allen Seiten durch bereitwillige Mildthätigkeit beigesteuerten Gaben aufgestellt. Noch erfreulicher war es fast, daß gleichzeitig mit so vielen Gaben sich auch bereits eine Menge von Besuchern und Käufern eingefunden hatte. — Das Eintrittsgeld beträgt 5 Sgr. — In der Sammlung der Minister Grafen zu Stolberg und v. Rother, der Generale v. Nostiz und v. Natzmer, des Commerzien-Raths Carl und des Staatsraths Hollmann sind im Ganzen eingekommen 20,820 Thlr. 11 Sgr. 3 Pf.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 9. März.

Auf eine Widerlegung meiner Korrespondenznachricht vom 4. d., Nachts 11 Uhr, in der „Didaskalia" vom 8. d., datirt vom 6., hielt ich es nicht für nöthig, etwas zu erwiedern, indem die meisten Leser Ihres

geschätzten Blattes, die den Verlauf der ganzen Sache von jenem denk-
würdigen vierten März kennen, genugsam sich darüber geäußert haben,
in wie weit ich unrecht gesprochen oder nicht; ich habe zufälligerweise
selbst gehört, daß in einer Gesellschaft über denselben Gegenstand heftig
bedattirt wurde und daß eine bedeutende Mehrheit meine Aussagen be-
stätigte. Darum hielt ich es nicht für nöthig, eine Erwiderung ergehen
zu lassen, da ja Jeder, dem die Sache bekannt, weiß, auf wessen Seite
die Wahrheit ist. So eben lese ich aber in der Beilage vom heutigen
Journal eine aus Höchst vom 6. d. datirte „Berichtigung“, der
Einiges zu entgegnen ich mich gedrungen fühle, jedoch mit dem Wunsche
(im Interesse der verehrlichen Redaction dieses Blattes), die Sache nun
beruhen zu lassen, damit sie nicht zu einem ewigen Zeitungsgewäsch
werde, denn der Raum dieser Blätter ist jetzt zu kostbar, als daß man
ihn mit unnützen Zänkereien füllen sollte *), die ohnehin in unserer
Zeit gänzlich wegfallen müßten. Nun zur Sache! Es soll also unwahr
seyn: „daß Mainzer Bürger Aufwiegelungen unter dem nassauischen
Volke veranstaltet haben.“ Daß dies aber doch wahr ist, das werden
mir gewiß Hunderte gerne bezeugen, denn bei dem Antritt der Bürger-
garde auf der Kursaalwiese an jenem Tage zwischen 1 und 2 Uhr haben
schon Leute aus Mainz (es waren vielleicht auch noch welche von an-
deren Orten dabei) unter der versammelten Menge und namentlich un-
ter dem niederen unzurechnungsfähigen Volke mit ihren Hetzereien und
Aufwiegelungen begonnen und mußten dieselben sich auch gleich entfer-
nen, als hiesige Bürger gegen sie einschritten. Daß nun alle anwesen-
den Mainzer und überhaupt Auswärtige sich solche Schändlichkeiten zu
Schulden kommen ließen, will und kann ich nicht behaupten, aber Das
ist wahr, daß Viele riefen: „Jagt euren Herzog zum Teufel“,
„gründet eine Republik oder verlangt eine provisorische
Regierung!“ (Wären die Landleute nun wirklich diesen Hetzereien
ganz und gar gefolgt, was wäre daraus entstanden? Die blutigsten
Mordscenen! Eine Republik in einem kleinen Theilchen des zerrissenen
Deutschlands gründen zu wollen, wird jeder Vernünftige für reinen Un-
sinn halten!) Auch das ist wahr, daß einige Mainzer eben wegen Auf-
wiegelungen arretirt und vor die Stadt gebracht wurden und namentlich
Einer, der sich mit mehreren geladenen Pistolen versehen hatte.
Ferner soll es unwahr seyn, „daß sich die Bauern ganz und gar vergeß-
sen und sich der empörendsten Zügellosigkeit und Rohheit hingegeben
hätten.“ Daß dies aber doch der Fall war, bestätigen Alle, die zugegen
waren, als sie die Fahnen zertrümmerten und sich an mehreren Män-
nern des Comité's vergreifen wollten, die ohnehin zum Danke die em-
pfindlichsten Schimpfworte und das erbittertste Hohngelächter von solchen
gehetzten Werkzeugen hinnehmen mußten. Ein Angriff auf die edlen
Männer Breidbach-Bürresheim und Hergenhahn soll nur
durch das energische Einschreiten einiger Bürgergardisten vereitelt wor-
den seyn. Ob man diese Thatsachen Ruhestörungen nennen kann
und ob man Diejenigen, die sich dazu verleiten ließen, der empö-
rendsten Zügellosigkeit und Rohheit zeihen darf, Das überlasse ich dem
geneigten Ermessen jedes Lesers. Wenn ich nun noch von Excessen be-
richtete, so bin ich, sollten sie wirklich nicht stattgefunden haben, gerne
bereit, diese Angabe als unwahr anzuerkennen, da bei solchen Gelegen-
heiten gleich Alles übertrieben und man dadurch sehr leicht unrecht be-
lehrt werden kann; sonstige böswillige Absichten, wie sie mir der ehren-
werthe Korrespondent gern unterschieben möchte, liegen mir bei
mir zu Grunde. Ferner haben die Höchster Bürger, welche hier
anwesend waren, keine Betrunkene bemerkt. Kann wohl seyn. Daß
es aber solcher in Masse gegeben hat und daß sich diese sowohl (dem Be-
trunkenen kann man es eigentlich nicht übel nehmen), als auch Nüch-
terne, roh und ungeschliffen betragen haben, das habe ich von
meinem Wachposten aus mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen
Ohren gehört. Eben so muß ich es aber auch lobend anerkennen, daß
die Mehrzahl der hier Anwesenden sich ganz musterhaft benommen
hat. Daß nun aber die Bauern grossentheils jetzt noch nicht recht wis-
sen, um was es sich handelt, ersieht man aus den vielen ergötzlichen
Anecdötchen, die man hier täglich erlebt, und es dürfte sich demnach der
Höchster Korrespondent ein wenig zu viel auf den nassauischen Bür-
gerstand in seiner ganzen Ausdehnung verlassen haben. Die Bürger
Nassau's werden es aber erfahren, was man für sie errungen hat; sie
werden es klar erkennen, um was die Männer der Freiheit und des
Rechtes so muthig gekämpft haben und sie werden es ihnen danken,
wenn man sie auf vernünftigem Wege erst belehrt haben wird, welcher
Nutzen ihnen nun in Zukunft daraus erwachsen kann, wenn sie streng
den Weg der Ruhe und der Ordnung verfolgen. Aber mit Verachtung
werden sie nach erlangter Einsicht auch Diejenigen strafen, die als Wölfe
in Schafspelzen kamen, um sie zu hetzen und irre zu führen! Ich be-
dauere aber mehr die Schwachheit der Hetzer, als der Gehetzten. Dies
zur Berichtigung mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ich alle weitere
Erwiderungen unberücksichtigt lassen und mit Stillschweigen übergehen
werde!

*) Darin hat unser verehrlicher Hr. Korrespondent sehr recht, und wir müssen denselben Wunsch auch in Bezug auf einige unangenehme Vorfälle in Frankfurt hier ausdrücken. D. R.

Aus der Wetterau, 10. März.

Wenn vor mehreren Tagen ein Korrespondent aus Gießen die scandalöse Geschichte, wegen welcher eine gewisse v. B. zu L. in der Wetterau sich in Criminaluntersuchung befinden soll, insofern in einem milden Lichte darzustellen suchte, als er darauf ausgeht, die Ansicht zu verbreiten, gedachte Geschichte sey nur dem Hofgerichte zu Gießen bekannt, so müssen wir ihm dagegen bemerken, daß Dem nicht so ist. Wir wissen, daß dieser neue Beleg der Corruption in einem großen Theile Oberhessens bei Hoch und Niedrig allgemeines Aergerniß erregt hat und zweifeln nicht im entferntesten, daß das Gericht die Strenge des Gesetzes anwenden wird.

Darmstadt, 12. März.

Uebermorgen tritt der Namenstag unserer Erdgroßherzogin Mathilde ein. Bei dieser Veranlassung wird das hiesige Theater eine neue Darstellung geben, das Dornröschen, Text von Duller, Musik von C. A. Mangold, mit Ballet von Tescher, in welchem Sinne geschrieben, mögen folgende zwei darin vorkommende Gedichte zeigen.

1. Lied der Falkner.

Froh zieht der Falke, hoch in der Luft,
Schüttelt die Schwingen!
Horcht, wie er lockend dem Muthe ruft:
Auf! Kühn den Flug gewagt!
Auf! Kühn den Flug gewagt!
Es muß gelingen! Es muß gelingen!

Kreise auch, Adler, hoch in der Luft,
Schüttle die Schwingen!
Heimischer Adler, die Sonne ruft:
Auf! Kühn zum Licht empor!
Auf! Kühn den Flug gewagt!
Es muß gelingen! Es muß gelingen!

Richte, du Volk, auch, kühn wie der Aar,
Aufwärts die Schwingen!
Brütet dir einst auch die Nacht Gefahr:
Auf, deutsches Volk, zum Licht!
Auf! Kühn den Flug gewagt!
Es muß gelingen! Es muß gelingen!

2. Hymne.

Blühe in ew'ger Jugend und Schöne,
Immerdar bleibe, Germania, wach!
Schwöret den Schwur, ihr Vaterlandssöhne,
Den Schwur der Treue, schwöret ihn nach!

Nahten dir jemals finstere Mächte,
Neu dich zu bannen in Dornen und Nacht;
Waffen dann schwingend, zeuge die Rechte,
Blitzend der Welt: Das Volk ist erwacht!

Höret den Schwur, ihr ragenden Eichen,
Die ihr die Thaten der Ahnen geseh'n!
Nie soll der Ehre Kranz ihr erbleichen,
So lange Männer eichengleich steh'n.

Hehr in des Ruhmes leuchtendem Schimmer
Zeige dem Genius der Menschheit die Bahn!
Heil dir, Germania, Heil dir für immer!
Schreite den Völkern glorreich voran!

Theater-Anzeige.

Montag, 13. März. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller.

Dienstag, 14. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 75. Mittwoch, den 15. März 1848.

Soldatenlied. *)

Wir waffnen freudig Herz und Hand
Und zieh'n in schönen Tod,
Wenn unserm deutschen Vaterland
Der Feind von Außen droht!
Doch wenn des deutschen Volkes Muth
Sein freies Recht erficht,
Rührt Mann für Mann
Nicht Waffen an, —
Denn gegen uns're Brüder
Marschiren wir nicht!

Es komm' der Russe, riesengroß, —
Er soll empfangen seyn!
Wir lassen unser Feuer los
Und hau'n mit Flammen d'rein!
Doch wenn des deutschen Volkes Kraft
Tyrannenketten bricht, —
Rührt Mann für Mann
Nicht Waffen an, —
Denn uns're deutschen Brüder
Erschießen wir nicht!

Und wenn der Feind gerüstet käm'
Mit aller Teufelsmacht, —
Wohl jeder treue Krieger nähm'
Sein Leben nicht in Acht!
Doch wenn des deutschen Volkes Geist
Den Kranz der Freiheit flicht, —
Rührt Mann für Mann
Nicht Waffen an,
Denn uns're deutschen Brüder
Verrathen wir nicht!

Wir waffnen freudig Herz und Hand
Und zieh'n in schönen Tod,
Wenn unserm deutschen Vaterland
Der Feind von Außen droht!
Doch wenn des deutschen Volkes Muth
Die Freiheit sich erficht,
Schließt Mann für Mann
Dem Volk sich an, —
Denn uns're deutschen Brüder
Verlassen wir nicht!

*) Dieses Lied wurde in Leipzig in der Volksversammlung auf dem Schützenhause, welcher mehr als 4000 Männer beiwohnten, gesungen und mit wahrer Begeisterung aufgenommen.

Politische Rundschau Deutschland's.

12. März.

Längst schon kamen Sturmvögel gezogen; aber die weltlichen und geistlichen Auguren Deutschlands saßen ruhig auf ihren hohen Stühlen, weil bei ihnen die altheilige Kunst der Vogelschau zu einem Handwerk herabgesunken war, dessen herkömmliche Formeln für Alles zureichen sollten. Höchstens antworteten sie den Warnenden: après nous le déluge, uns hält's noch aus! Derweile aber hatte sich eine lebenskräftigere Prophetenschule gebildet, deren Jünger nicht nur wahrsagten, sondern auch nach ächter Prophetenpflicht wahrmachten, was sie wahrsagten. Wir meinen damit nicht die Verfasser und Colporteure der Heinzen'schen Dithyramben und Brandbriefe, sondern die Propaganda der gesunden Volksbildung, des politischen und religiösen Selbstbewußtseyns, des Bürgerthums unter den Unterthanenmassen, welche die Nullen der letzteren in die vollgültigen Zahlen des ersteren umzuwandeln strebte. Wo ihr Werk mehr und minder, unter tausend Schwierigkeiten und Geduldsprüfungen nach unten, wie nach oben, gelungen war, da zeigte die große Woche Deutschlands ein Volk voll Feuer und besonnener Festigkeit, die Freiheit und die Gesetzlichkeit als Blüthen Einer Pflanze. Wo aber die traurige Gartenkunst des Polizeistaates den natürlichen Wachsthum des Volkes fortwährend beschnitten und jenen frischen Hauch von ihren Gewächshäusern und Mistbeeten ferne gehalten hatte: da waltet jetzt zügelloser Pöbel und schreibt mit Blut und Feuer seine eigenen Sünden zugleich in das Schuldbuch seiner alten Wächter.

Eben fällt uns unsere Ueberschrift bei, und wie schwer es im Augenblick ist, ihr gebührend zu entsprechen. Die Ereignisse haben sich viel zu rasch gedrängt, um chronistisch vollständig hier aufgezählt zu werden, während jede Hand noch gerüsteter ist zum Handeln als zum Schreiben. Dazu schreitet ihr mächtiger Wellenschlag jetzt so schnell dem Osten und Norden unseres deutschen Vaterlandes zu, daß Schrift und Druck viel langsamer geht, wenn irgend viel Zeit und Raum daran gewendet wird. Begnügen wir uns denn für diesmal, nicht viel mehr zu schreiben und zu lesen, als die Namen der deutschen Völker und Genossenschaften, welche bis heute an der großen Bewegung Theil nah-

men. Schon steht in allen deutschen Staaten der Wettermesser der Freiheit weit über Null. Dennoch sträuben sich in mehreren noch die Schwergläubigen vor der Gewißheit, daß die ganze Scala erstiegen, daß alle Punktationen der neuen deutschen Bundesstaatsverfassung erfüllt werden müssen und werden. Diese Punktationen hier einzeln zu wiederholen bedarf es nicht; im Allgemeinen verstehn wir sie bei den „Eingaben", „Adressen" u. s. w. in folgenden als Inhalt.

Baden. In diesem politisch regsamsten Staate Deutschlands erhielt Bassermanns bekannter Antrag eine willkommene, dennoch die bisherige Unmacht des deutschen Volkes beschämende Unterstützung durch die Entwickelungen in Frankreich. Am 26. Febr. forderte Welcker mit allgemeiner Acclamation die Lossagung der Regierung von der Reaction. Am 27. verzeichnete eine Versammlung in Mannheim die dringendsten Volksbedürfnisse; Heidelberg schloß sich am 28. an, die Bewegung sprang schnell nach Freiburg und so fort bis nach Konstanz. Am 29. Bekks Erklärung für Preßfreiheit, Bürgergarden, Schwurgerichte. Am 1. März stürmischer Zudrang zur Kammersitzung in Karlsruhe. Folgerechter Wachsthum der Desiderien. Kleiner Tumult vor dem Schlosse. Am 2. Brand des Ministeriums, reactionärer Anstiftung verdächtig. Am 3. Demission mehrerer Minister. Seitdem rasche und sichere Entwickelung der Volkssache. Später aber in mehreren Gegenden schmähliche Gewaltthaten roher Menschen, zumal gegen die Juden, die alten Sündenböcke christlicher Bedrückung und Dummheit, welche nun die von ihr selbst verschuldeten Fehler der jüdischen Parias an diesen strafen will; am 8. Manifest der Kammer dagegen. An diese Verfolgungen reihen sich andere Gewaltschritte gegen verhaßte Beamte, besonders der Standesherrn, und gegen letztere selbst. Alle diese Auftritte kommen auch in andern süddeutschen Staaten vor. So sehr uns die Gräuel roher Selbstsucht entrüsten, dürfen wir in vielen ein als Rachsucht austretendes verwildertes Rechtsgefühl nicht verkennen. Den Unthaten des Augenblicks muß Waffengewalt im Nothfalle wehren, ihrer künftigen Wiederkehr aber die zunehmende Volksbildung. — Am 9. kräftige Interpellation der Kammer gegen Anmaßungen annoch unconstitutioneller Mächte Deutschlands.

Großherzogthum Hessen. Am 28. Februar Gagerns Antrag. Bürgerversammlung in Mainz, Abstellung der Faschingszüge, politische Beschlüsse. Am 29. Absendung der Desiderien an die Stände. Am 1. März Volksversammlung in Offenbach und Eingabe an die Stände. Am 2. Reh's Antrag auf Wechsel des Ministeriums; weitere von Lehne u. A. folgen. In Mainz einige Fensterverbrechen. Langsamer Wellenschlag in Oberhessen (Gießen, Lauterbach u. s. f.) In Darmstadt unmächtige Phantasie eines Cavalleriecommandeurs; Versammlung und Eingabe gleichwie in den andern Städten. Am 4. Rückkehr des Erbgroßherzogs von München; am 4. dessen Ernennung zum Mitregenten; keiner unter allen deutschen Fürsten trat in so glücklicher Stunde sein hohes Amt an! Gagern, der erste von Volk und Fürsten gleichermaßen erkorene Minister. Am 6. volle Gewährung der Volkswünsche durch den Fürsten, durch nachfolgende Erläuterungen vervollständigt; darin kurze und scharfe Rüge der bisherigen deutschen Bundesverfassung. Dazwischen einige unbedeutende Mißklänge zwischen Pöbel und Militär in Darmstadt, ärgere Excesse im Odenwald und Bergstraße (s. o. Baden). Reformen in den standesherrlichen Verhältnissen, bei welchen die Besten und Klügsten ungezwungen dem allgemeinen Besten große Opfer bringen; manches Uebermaß von beiden Seiten wird sich später ausgleichen. Am 11. März erklärt u. A. der Minister, daß die Anerkennung der französischen Republik erfolgen werde.

Herzogthum Nassau. Rascheste Entwickelung; treffliche Vertretung des abwesenden Herzogs durch die Seinen. Am 1. März Frühlingsanfang in kraftvoller Volksversammlung zu Wiesbaden. Am 2. Eingabe an die Stände und den Fürsten. Sogleich ausgeführte Volksbewaffnung; am 3. übergiebt der General das Zeughaus dem Schutze der Bürgerwache. Am 4. provisorische Genehmigung der Volksforderungen durch die Regierung und die herzogliche Familie. Der Herzog langt an und bewilligt Alles zu allgemeinem Jubel. An demselben Tage sympathetische Volksversammlung in Weilburg; wiederholt am 6., dabei Aufstellung einer interessanten Desiderienliste (s. Frankf. Journal Nr. 69, 3. Beilage). Nassau's unverzüglichen Schritten für die zweite Bundeskammer schließt sich alsbald Großh. Hessen und Baiern an u. s. f.

(Schluß folgt.)

Motion des großh. weimarischen Landtags-Deputirten Dr. v. Wydenbrugh.

(Schluß.)

Rasch schreiten jetzt die Begebenheiten in Europa, und ehe noch die Fluthen der Donau, welche in die'em Augenblick die alte Kaiserstadt bespülen, sich in das schwarze Meer ergossen, lodert vielleicht schon die Flamme einer wilden Volksbewegung in Oberitalien auf.

Doch Oesterreichs Politik nicht allein, auch die der andern deutschen Staaten und die Ordnung der gemeinsamen deutschen Angelegenheiten entscheidet über das nächste Geschick Deutschlands.

Nicht blos in einzelnen Staaten Deutschlands liegt Zündstoff in Menge aufgehäuft, auch der deutsche Bund wurzelt nicht im deutschen Volksleben. Was Bassermann darüber einfach und schön ausgesprochen, ist der Ausdruck von Dem, was die große Mehrzahl der Tüchtigsten im Volke eben so klar erkennt als lebhaft fühlt. — War das deutsche Reich beim letzten Zusammenstoß mit Frankreich nur die Mumie einer ehedem lebendigen, aber schon längst entseelten Gesammtverfassung, so ist der deutsche Bund als Bund des deutschen Volkes nicht mehr, denn ein todtgebornes Kind. Und doch ist es nur das deutsche Volk, welches, innig zusammenstehend, fremde Unbill abhält oder zurückweis't, und doch liegt es, wie ein Geschichtforscher zu sagen pflegte, tief in der menschlichen Natur, daß man das Vaterland um so mehr liebt, je liebenswürdiger es sich gegen uns erweis't.

Gewiß, meine Herren, die Integrität Deutschlands ist bedingt dadurch, daß die Regierungen die gerechten nationalen Wünsche des deutschen Volkes rasch gewähren. Vertrauen und Hingebung wird ihnen die Liebe des Volkes sofort als schöne Gegengabe spenden. Nur dann mag man sicher ausziehen, um fremdes Unrecht abzuwehren oder zu strafen, wenn man nicht bangen muß, daß jeden Augenblick der Unfrieden im eigenen Hause ausbricht. Nur für Regierungen, welche bewiesen haben, daß sie die heiligsten Anliegen der Deutschen ehren, daß auch sie ein Deutschland wollen, in welchem die Stimme der Nation geehrt und geachtet wird, von welchem die gemeinsamen Interessen kräftig vertreten werden, wird Deutschland einig wie ein Mann zusammenstehen, wird es ein Heer senden, beseelt von jenem hohen Geiste, der den Sieg an die vaterländischen Fahnen knüpft.

Wer nicht blos neugierig nach den schnell vorüberrauschenden Scenen gafft, sondern, zum Handeln sich berufen fühlend, sie in besonnener Betrachtung festhält, der richtet heute an sich selbst die ernste Frage: welchen Samen wird man säen auf diesen Boden, welche Frucht wird aufgehen, und was fordert von Dir das Vaterland? In längeren Zügen der Entwickelung hatte sich in Deutschland eine Krisis vorbereitet, nun ist die Natur in ihrem Gange beschleunigt worden, und wir leben schon mitten in der Zeit, in welcher die rechten oder unrechten Mittel über Tod und Leben entscheiden, das Vaterland zu verjüngtem Glanze und ho-

dem Ruhme erheben oder zu tiefster Schmach und bitterstem Elende erniedrigen können. Einige sehen die Reaktion in siegendem Kampfe gegen die gesunde Regung der Volksnatur und Deutschland in jahrelange Kriege mit ungleichen innern Kräften verwickelt. Andere sehen in ihrer Gespensterfurcht alle Gräuel der Revolution herauf beschworen die Throne zusammenstürzen, das Eigenthum ungewiß, die Wohlgesinnten eingeschüchtert, den Pöbel mit gieriger Hand jubelnd nach einem Regimente greifen, was unter seiner Leitung sicher verdirbt. Noch Andere endlich sehen unsere Zustände nur veredelt und gereinigt, das Viele, was lebenskräftig im Volksleben wurzelt, neu belebt, Anderes, was nicht lebensfähig ist, entfernt, die weit auseinander stehenden Verfassungszustände sich genähert, die deutschen Staaten verbunden, wie es die Interessen des Vaterlandes fordern, Völker und Fürsten im schönen Bunde, und ganz Deutschland von Hochgefühl durchglüht, im stolzen Bewußtseyn seiner Kraft und Sicherheit. Denn schlägt nur Deutschland sich nicht selbst die tiefsten Wunden, so kann kein Feind dem schönen Lande schaden.

Und was führt unser Vaterland zwischen den nach beiden Seiten hin drohenden Abgründen hindurch zu dem Ziele, nach welchem jeder Wohlgesinnte eben so energisch als besonnen streben muß?

Die Vertreter der verschiedenen konstitutionellen Staaten Deutschlands mögen vor Allem das Vertrauen rechtfertigen, welches die Völker durch ihre Wahl in sie gesetzt haben. Geschieht dies, dann ist zu hoffen, daß das Volk, wie sehr auch der göttliche Funken des Herzens für die Sache des Vaterlandes erglühe, wie laut es auch seine Stimme erhebe, doch über den Eifer die Besonnenheit nicht vergesse. Dann ist zu hoffen, daß es vertrauensvoll zu seinen Vertretern steht und vor Allem unheilvollem Rath das Ohr verschließt. Denn das ist das Eigenthümliche und die Gefahr bewegter Zeiten, daß mit den edelsten Beweggründen zugleich die gemeinsten Triebfedern rege, daß mit den gerechtesten Hoffnungen auch die niedrigsten Erwartungen in's Spiel gebracht werden.

Und was werden die Fürsten thun und ihre Räthe? Sie werden eine versöhnliche Politik einschlagen im Innern ihrer Staaten, die gerechten Wünsche ihrer Völker anerkennen, das schon 1815 Versprochene, so weit es nicht schon geschehen, erfüllen, die Carlsbader und Wiener Beschlüsse aufheben und das gemeinsame Interesse Deutschlands dadurch im Auge behalten, daß sie zu einer würdigen Verfassung Deutschlands die Hand bieten. Dies fordert die Sicherheit ihrer Throne, dies das Wohl des Vaterlandes.

Was unsere innern Verhältnisse betrifft, so hoffen wir, um Das, was ferner liegt, nicht zu berühren, auf eine das Mißverhältniß zwischen Kammer und Landschaft beseitigende Ausgleichung gemäß der Erklärungsschrift des Landtags, welche nun abzudrucken seyn wird; wir hoffen auf Anerkennung der Mitwirkung des Landtags bei authentischen Interpretationen und Spezialgesetzen; wir hoffen auf Gewährung der Oeffentlichkeit unserer Verhandlungen und auf eine gemeinsame Städteordnung, deren oberste Grundsätze im Einklange stehen mit einer wahren Repräsentativ-Verfassung, und den Gemeinden mehr Selbstständigkeit gewähren. Dies berühre ich hier nur, Gegenstand dieses Vortrags ist nur das gemeinsame Deutsche und Abwehrung der nächsten Gefahr. Um nicht die ersten Züge zu dem Bilde der Zerrissenheit zu zeichnen, so gehe ich nicht allzusehr in das Einzelne, und beantrage nur, was allgemeiner Wunsch in Deutschland ist. Mein Antrag geht dahin:

> der Landtag möge des Großherzogs königliche Hoheit bitten, mit den übrigen zum deutschen Bunde vereinigten Fürsten eine Vereinigung dahin zu treffen, daß

1) so weit es nicht schon geschehen, die schon längst verheißenen Repräsentativ-Verfassungen mit entscheidender Stimme der Stände bei der Verwilligung und Verwendung der Steuern und bei der Gesetzgebung eingeführt werden, daß
2) die Carlsbader und Wiener Conferenzbeschlüsse, bezüglich die darauf gebauten Bundestags-Beschlüsse und die vom 28. Juni 1832 außer Kraft gesetzt werden, und daß das Recht der Preßfreiheit nicht länger beschränkt bleibe, daß
3) eine auf wesentlich gemeinsame Interessen berechnete und beschränkte deutsche Nationalvertretung eingeführt, dabei
4) die Verminderung und Umwandlung der stehenden Heere und gleichzeitig eine allgemeine Volksbewaffnung in's Auge gefaßt werde, daß endlich
5) zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr die geeigneten provisorischen Maßregeln in ächt nationalem Sinne getroffen werden.

Es ist dies, meine Herren, eine Stimme von den vielen, die sich in Deutschland für die gerechte Sache erheben werden. Möchten sie befolgt werden, so lange es Zeit ist! Möchte die nächste Zukunft dem geliebten Vaterlande nicht eine bange Nacht der Leiden, sondern einen lichten Tag der Freude und des Ruhmes bringen!

Preßfreiheit.

§§ (Frankfurt a. M., 10. März.) Eine schwere Verantwortlichkeit ruht jetzt auf den Redactionen deutscher Zeitungen, eine große Verantwortlichkeit auf allen Denen, die in den Spalten derselben die öffentlichen Angelegenheiten besprechen: die Presse ist frei.

Es ist uns gestattet, unsere Gedanken, unsere Ansichten, unsere Wünsche der großen Oeffentlichkeit zu übergeben; es ist uns gestattet, die Maßregeln der Regierungen zu besprechen, die Handlungen der Ministerien zu bekritteln. Die deutschen Zeitungen begrüßen mit Jubel die neue Aera; die Gewitterwolke, die seit 33 Jahren über jeder Zeitung lag, ist wie durch Zauber verschwunden; Alles athmet frei.

Doch mit dieser neuen Aera beginnt eine große Verantwortlichkeit für die Presse, wenn die öffentlichen Blätter die heilige Mission ihres jetzigen Berufes nicht verstehen sollten, wenn sie ihre Spalten zu einem Tummelplatze vermiethen würden, wo gehässige Persönlichkeiten und bösartige Verläumdungen verfochten werden, wenn sie die Herbergen für jedes herumziehende aufregende Gerücht würden.

Die Presse muß frei seyn im weitesten Sinne des Wortes; aber desto schärfer müssen die Gesetze seyn gegen böswillige Verläumdungen; die Handlungen der Minister müssen besprochen werden können, ohne Scheu, ohne Rückhalt oder Furcht; aber desto geheiligter müssen die Personen bleiben, die das Staatsschiff leiten, vorausgesetzt, daß sie ihre Versprechen halten.

Man vergesse nie, daß da, wo die Minister verantwortlich sind, der Fürst nie handelt, wenigstens nie etwas Schlimmes thun kann; man vergesse nie, daß bei radicalen Wahlgesetzen die Kammer die Majorität des Landes vertritt und die Minister nur auf der Majorität der Kammern ruhen; man vergesse nie, daß es leichter ist, tadeln, als besser machen; man greife die Minister an, wenn man mit ihren Maßregeln nicht einverstanden ist; aber man greife sie nicht an mit den Waffen der Jesuiten; man greife sie an als Minister, nie als Privatpersonen, nie mit den Waffen der Verläumdung.

Die edelste Aufgabe der freien Presse muß es seyn, das niedere Volk zu belehren, den Sinn des Wortes Freiheit dem gemeinen Manne zu verdeutlichen; die Presse muß ein Briefwechsel seyn zwischen Fürst und Volk; aber ein Briefwechsel ohne Leidenschaft, wenn der Fürst dem Volke die ihm verliehenen Gü-

tet nicht zurückzuziehen sucht; wenn das Volk mit diesen Gütern keinen schnöden Handel treibt.

Wir stehen vielleicht am Vorabend großer Ereignisse; Ost- und Westwind können uns jeden Tag neue vollendete Thatsachen bringen; vom Fuße des Aetna und aus der Vorhalle Sibiriens kann ein zündender Funke ganz Europa in Flammen bringen!

Was sich auch ändern mag, die Presse wird frei bleiben, wo sie heute frei ist; sie wird ihren Beruf zu erfüllen haben unter allen jetzt eintretenden Verhältnissen.

Ob die Kanonen donnern, ob die Waffen klirren, ob die Crisis glücklich vorübergeht und die Segnungen des Friedens bleiben, ob Kosaken oder Franzosen den Fluch eines Krieges heraufbeschwören: die deutsche Presse darf ihre Aufgabe nicht vergessen: kein Krieg, von Deutschland ausgehend; keine Aufreizung, keine Einmischung der Deutschen, sey es in Italien, Polen, Frankreich oder Rußland! Versöhnung, Freiheit und Ordnung einerseits; Nationalgefühl und Vertheidigung auf Leben und Tod anderseits gegen den Absolutismus der Russen oder gegen die Anarchie der Franzosen, wenn es diesen Nationen in den Sinn kommen sollte, diese verheerenden Krankheiten in unser Vaterland zu bringen: diese Grundsätze zu vertheidigen, das muß die Aufgabe aller deutschen Zeitungen seyn.

Wilhelm S.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist an der Zeit und durchaus nicht zu versäumen, eben wo die Censur in Preßsachen abgeschüttelt wurde, auch jene Theater-Censur über Bord zu werfen, die mit ihrer gewaltigen Scheere des Geistes herrlichste Blüthen gerade da vernichtet, wo sie die segenvollsten Früchte zu reifen im Stande sind; denn manches bedeutungsvolle Wort in Schrift und Buch bleibt unerkannt und todt für Viele, aber in der begeisterten Rede, die unwiderstehlich von den Lippen eines Helden in alle Herzen dringt, wo vor der lebendigen Gestalt des Wortes Blitz und Donner um Aug' und Ohr fliegen, wird auch der Geist lebendig und wie frische Sprossen aus dürren Zweigen erhebt sich grünend aus dem dürren Staube alles Große, alles Schöne zu Freud' und Frommen eines freien Geschlechts. (Rh. Bl)

In der Volksversammlung, welche Samstag den 4. hier vor dem Römer statt fand, bat ich einen der furchtbarsten Schreier, welcher gerade neben mir stand, sich doch jetzt ein wenig zu beruhigen, da doch die Preßfreiheit verkündet sey. „Nein," erwiederte er mir, „Alles müssen wir haben, und gleich müssen wir's haben, Preßfreiheit und Censur!" F.

Der Ausspruch Talleyrand's bewahrheitet sich in dieser Zeit doch recht auffallend. Er sagt: „Die öffentliche Meinung hat mehr Geist, als Voltaire, mehr Macht als Napoleon, und mehr Verstand, als alle Minister, die da waren, sind und seyn werden."

(Berlin, 5. März.) Die Erklärung Rothschilds, daß er seine mit dem Königthum eingegangene Verpflichtung der Republik halten werde, versöhnte die Spekulanten mit der neuen Regierungsform. Die Geldmenschen haben kein politisches Glaubensbekenntniß, das Einzige, was sie wünschen, ist die Garantie, daß kein Robespierre erscheine. Nun noch einige interessante Börsen-Anekdoten. Man erzählte, Ludwig Philipp habe in der letzten Zeit auf seinen eigenen Untergang speculirt und dabei gute Geschäfte gemacht. Am 1. März, als an der hiesigen Börse aller Verkehr darniederlag, meinte ein Bankier: „Nun sie habe doch wieder Minister, da ist's doch aus mit die Republik." Ein Anderer sagte bedenklich: „Das Schlimmste ist, daß wieder der Marat an der Regierung ist, der Mann steht noch von der vorigen Revolution in schlechtem Andenken." (Aachn. Z.)

Korrespondenz.

Köln, 7. März.

Es wird sich etwas sonderbar herausnehmen, wenn ich in dieser wichtigen Zeitepoche Ihnen eine Mittheilung über unseren diesjährigen Karnevalmache. Wir hofften von dem diesmaligen Feste, da sich beide Gesellschaften vereinigten und der Himmel so lenzlich herabsah, größere Dinge, als sonst. Darin sollte man sich getäuscht finden. Der letzte Donnerstag wurde, wie sich das alljährlich beim Empfange des Fasching ereignet, auf dem Altenmarkt mit scandalösen Scenen begangen. Der Kappenzug am Sonntag Nachmittag war reich besetzt und sehr feierlich und ist vielleicht nur noch zu bemerken, daß man hier und dort den Schönen so fleißig Bonbons zuwarf, daß es Veilchenblau gab, wo die Natur nur Katzengrau spendete. Der Zug am Montage war glänzend, nur war man zu der Annahme berechtigt, er hätte eine etwas zu kurze Leibesgröße gehabt für zwei verbundene Gesellschaften. Was wir bei unseren meisten Volksfesten tief zu beklagen haben, hat sich auch heuer hier geäußert, unsere Feste nehmen zu an Theaterpomp, die tiefe Bedeutung tritt in den Hintergrund. Doch finden wir ein Lob für unsere Stadt in diesem Tadel, der im vorigen Jahre gewiß ungerecht gewesen wäre und beim nächsten Feste nicht an der Stelle ist. Die Zeit ist zu beschäftigt, als daß der Humor einen übergeordneten Rang behaupten konnte; und der Ernst ist zu groß, als daß man zur Satyre seine Zuflucht nehmen durfte.

An unsere Frankfurter Bürgerwehr.

Der Ruf nach Volksbewaffnung durchdringt Deutschland, und allerwärts werden Bürgerwachen errichtet. Kameraden unserer Frankfurter Stadtwehr, laßt uns, die wir mit die ältesten der bewaffneten Bürger Deutschlands sind, auch die ersten seyn, welche mit einem Beispiel der Brüderlichkeit den übrigen Bürgerwehren Deutschlands vorangehen. Unsere Brüder, die Bürgergarden Hanau's, stehen in den Waffen, und die Verhältnisse nöthigen sie, vielleicht noch auf geraume Zeit, ihre Kräfte dem öffentlichen Dienst für Erhaltung der Ordnung und Sicherheit und für Wahrung der errungenen Freiheit zu widmen. Ihre Geschäfte liegen darnieder und ihre Familien sind der Noth ausgesetzt. Laßt uns für ihre darbenden Familien Geldbeiträge in jeder Abtheilung, in jeder Compagnie unserer Stadtwehr durch die Chefs oder Feldwebel sammeln!

Ich bin überzeugt, daß alle Bürgerwehren Deutschlands unserem Beispiele folgen werden, und ersuche alle Redactionen öffentlicher Blätter, diese Aufforderung zu verbreiten.

Frankfurt a. M., 18. März 1848.

Ein Feldwebel der Stadtwehr.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 15. März, Abends 6 — 7 Uhr: Hr. Dr. med Bögner: über das alte Aegypten, Ergebnisse der seitherigen Forschungen, in historischer und ethnographischer Hinsicht; erste Vorlesung.

Der Vorstand des geograph. Vereins.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Mittwoch, 15. März. (Neu einstudirt): Der Hirsch, Schauspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in einem Act nach Marsollier, Musik von Mehul

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 76. | Donnerstag, den 16. März | 1848.

Freiheit, du mein Losungswort.

Von Friedrich Stoltze.

Freiheit, du mein Losungswort
Vollen Drangs und Schalles!
Deutschland, du mein Heimathport!
Du, mein Schwert, der letzte Hort!
Ihr mein Ein' und Alles!
Rasch das Banner aufgerollt!
Grüß' dich Gott, mein Schwarz-Roth-Gold!
Grüß' dich Gott von Herzen!

Lang' verzogen hat das Heil,
Wie wir auch geworben.
Tiefe Schmach des Volkes Theil,
Und auf seinem Donnerkeil
Schien der Herr gestorben.
Doch der Herr Gott lebt noch,
Und zerbricht des Volkes Joch,
Denn das Volk ist heilig!

Gottes Odem, du Ocean
Unter Schlag und Blitzen,
Geist von Gott, du rauschst heran,
Rührst des Volkes Stirnen an
Mit den Flügelspitzen.
Bist, mein Volk, von Gott geweiht,
Für die Freiheit benedeit!
Denn das Volk ist heilig!

Uns're Freiheit, rein und ächt,
Muß uns wieder werden!
Und das menschliche Geschlecht
Hat ein unverjährtes Recht
Auf ein Glück auf Erden.
Frei geboren sind wir, frei!
Gott will keine Sclaverei,
Denn das Volk ist heilig!

Freiheit ist das Losungswort
Vollen Drangs und Schalles!
Deutschland, du mein Heimathport!
Du, mein Schwert, der letzte Hort!
Ihr mein Ein' und Alles!
Rasch das Banner aufgerollt!
Grüß' dich Gott, mein Schwarz-Roth-Gold!
Grüß' dich Gott von Herzen!

Politische Rundschau Deutschland's.

12. März.

(Schluß.)

Kurhessen. Das bisher so unendlich geduldige Volk zeigt besonders seit dem 29. Febr. in Hanau große Aufregung. Die Bürgergarde versieht Wachtdienste. Volksversammlung und eine die nöthigsten Grundlagen der Zukunft umfassende Petition an den Kurfürsten, später durch eine Deputation abgesandt. Am 2 März ähnliche Schritte in Marburg und — doch minder energisch — in Kassel. Am 6. zweite Deputation von Hanau, die nur drei Stunden in Kassel verweilen soll. In Hanau permanentes Volkscomité. Die Entrüstung wächst durch Truppenabgänge von Kassel gegen Hanau und durch die theils ungenügenden, theils verletzenden Antworten des Kurfürsten an die Abgeordneten der Städte. Der Stadt und Landschaft Hanau schließt sich zunächst Bockenheim an, dann allmählig die Städte bis nach Fulda incl. hinauf. Aus Nähe und Ferne kommen Freischaaren zu Hülfe für den äußersten Fall: die Lossagung vom Kurfürsten, welche diesem durch eine dritte Deputation mit mehr als unzweideutigen Worten vor Augen gestellt wird. Für diesen Fall wird der Anschluß an das stammverwandte Großherzogthum wahrscheinlich, dessen Fürst versöhnliche, aber kräftige Fürsprache für das kurhessische Volk einlegt. Endlich heute am 12. löst die Rückkehr der Deputation mit den vollsten Gewährungen des Kurfürsten festlich den gordischen Knoten.

Würtemberg. Am 28. Febr. in Stuttgart Bürgerversammlung und Petitionen, die die Censur nicht passiren. Am 2. März Aufhebung der letzteren. Am 6. neues Ministerium, sogleich wieder verschwindend und am 8. durch ein drittes aus der Mitte der Opposition ersetzt. Fortwährende Bürgerversammlungen und wachsende Hoffnungen.

Königreich Sachsen. Am 29. Febr. Erklärung der Leipziger Buchhändler gegen die Censur. Am 1. März Entwurf einer Adresse an den König durch die Stadtverordneten; am 2. ungenügende Antwort des Königs an die Ueberbringer derselben. Dresden benimmt sich residenzlich. Am 4. ff. Adressen anderer Städte an den König. Am 6. des Letzteren vertröstender und verwarnender Erlaß, von dem alten mißliebigen Ministerium gegengezeichnet. Am 7. vorzüglich gegen letzteres scharfe Beschlüsse der Leipziger Stadtbehörden. Am 8. Härte und Heftigkeit des Königs gegen die Städteabgeordneten und die gerechtesten Zeitforderungen. Am 9. Landtagseinberufung auf den 20. März; temporäre Suspension der Censur. König und Regierung spielen ein hohes Spiel.

Bayern. Am 2. März in Nürnberg Bürgerversammlung und Adressenentwurf. Am 4. Aufruhr in München, durch frühere Kammereinberufung beschwichtigt. Versammlungen und

Adressen in Bamberg; am 7. in Würzburg. Am 6. königl. Proclamation, noch gerade zur rechten Zeit! Drohende Bauernunruhen in Aschaffenburg. In der Pfalz Vorbereitungen zu Volksversammlungen; Neustädter Adresse (vom 3.) an die pfälzischen Abgeordneten. In München Ankunft des Kronprinzen; Thon-Dittmer Minister; Vereidigung des Militärs auf die Verfassung u. s. w. Am 7. Straßenexcesse in Augsburg. Am 8. einstweilige Vertagung der großen Volksversammlung in Neustadt an der Haardt.

Die freien Städte huldigen dem sehr besonnenen Fortschritte. Am 3. März Volksversammlung in Frankfurt a. M. und Eingabe derselben an den Senat, die am 4. überreicht wird, wobei indessen tumultuarische Scenen durch Unberufene vorfallen. Am 5. Preßfreiheit. In der Folge Discussionen zwischen deutschem Bürgersinn und selbstsüchtiger Beschränktheit. Am 10. Großrathspublicandum, das bedeutend von den Beschlüssen und Gewährungen der constitutionellen Fürsten abweicht. In Hamburg seit Anfang des Monats März Reformbewegungen. Am 3. März Straßenexcesse gegen mißliebige Senatoren. Preßfreiheit; ebenfalls in Bremen am 8. März; auch hier kamen einige, doch bedeutungslose Straßenscandale vor.

Bei den kleineren Monarchien fassen wir uns möglichst kurz. In Hessen-Homburg am 4. März Bürgerversammlung und Adresse an den Landgrafen, welcher am 6. eine willfährige Resolution ertheilt. In Weimar am 3. März Versammlung und Petition, von anderen Städten unterstützt, zunächst von Apolda. Am 8. heftiger Tumult vor dem Residenzschlosse. Preßfreiheit. Am 9. in Jena Aufregung durch unbefriedigende Beschlüsse des Landtags, Deputation an den Großherzog u. s. w. Am 11. in Weimar Aufstand und Gewährung der Volksforderungen. In Coburg am 5. März Einladung des Magistrats zu einer Versammlung, welche am 6. stattfindet und die bekannten Hauptanträge stellt. Am 7. Rückkehr des Herzog aus England nach Gotha; er ertheilt dem Herzogthum gleiche Verfassung mit Coburg und erwiedert am 8. die (bekannten) Anträge der Gothaner in erfreulich zusagender Weise. In Meiningen hat der Landtag eine Adresse berathen und angenommen. In Detmold am 6. März Eingabe an den Fürsten. In Sigmaringen erzwingt am 5. März das Volk die Gewährung seiner Forderungen. In Oldenburg steht eine Verfassung zu gewarten. Die Herzogthümer rüsten sich freudiger zum Schutze ihrer Nationalität gegen Dänemark. Das waldeck'sche Volk schließt sich den allgemeinen deutschen Volkswünschen an. Der Herzog von Braunschweig zeigt sich den Wünschen der Bürgerschaft nicht sonderlich geneigt. Der König von Hannover hat am 7. März auf die am vorhergehenden Tage ihm überreichte Eingabe einen Bescheid gegeben, nach welchem ihm damals die Neuigkeiten aus Süddeutschland noch nicht wohl bekannt geworden seyn konnten.

In den beiden großen deutschen Staaten Preußen und Oesterreich haben die Reformbewegungen erst begonnen und lassen die wichtigsten Entwickelungen vermuthen. Wir gedenken unsere nächste Rundschau mit ihnen, sowie mit den Maßregeln und Ereignissen zu beginnen, welche die Vertretung Deutschlands als eines Bundesstaates betreffen. Bis jetzt haben sowohl jene Großmächte als der Bundestag erst Prämissen gegeben, von welchen wir für heute noch schweigen wollen, so nahe auch ihre hochwichtigen Folgerungen bevorzustehen scheinen, zum Theile näher, als die Versendung dieses Blattes.

Offenbach a. M., 12. März 1848.

Dr. Lorenz Diefenbach.

Ausführliche Correspondenz-Berichte über die jüngsten Ereignisse in Weimar.

I.

⊙ (Weimar, 9. März) Auch wir haben uns nun des köstlichen Kleinods der Preßfreiheit wieder zu erfreuen; sie ist in einer heiligen ernsten Stunde vom Fürsten selbst dem Volke zugesichert worden. Gestern, an einem für Weimar unvergeßlichen, ereignißvollen Tage, ist dies kostbare Pfand, das freie Wort, unter Umständen proklamirt worden, welche sattsam davon zeugen, daß eine gestählte Kraft und ein unbezähmter Muth im deutschen Volke wurzelt. Das Gerücht zur Abhaltung einer großen Volksversammlung, wozu auch ein durch eine Annonce verbreiteter unzeitiger Witz nicht wenig beigetragen haben mochte, hatte uns Hunderte von Landleuten zugeführt, die schon vom frühen Morgen an in den Straßen herumschwärmten, aus einer Kneipe in die andere zogen und das Schlimmste fürchten ließen. Die Volksversammlung sollte Abends 7 Uhr statt finden. Aber schon um 6 Uhr war das Lokal des Stadthauses, der Markt und die in ihn einmündenden Straßen mit lärmenden Massen angefüllt, so daß, um sie in ihren ungemessenen Wünschen und Forderungen nur einigermaßen zu beruhigen, der Literat Jäde vom Fenster des Stadthauses herab ihnen eine zwölf Punkte enthaltende Petition vorlas, welche, sobald sie von den Anwesenden unterschrieben, dem Landtage übergeben werden sollte. So weit mich mein Gedächtniß nicht betrügt, bezeichneten diese Punkte: unbedingte Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksvertretung beim Bundestage, Verschmelzung des Kammervermögens mit dem Landschaftsvermögen gegen eine dem Großherzog zu gewährende Civilliste, Volksbewaffnung, Vereidigung der Beamten und des Militärs auf die Grundverfassung, ein Ministerium, welches das Vertrauen des Volkes genieße, Abschaffung der noch bestehenden Feudallasten, Verminderung des stehenden Heeres u. s. w., welche Vorschläge mit einem ungeheuren Halloh begrüßt wurden. Kaum aber, daß diese Petition vorgelesen und von der Mehrzahl unterschrieben war, so zog die Masse auch schon nach dem großherzogl. Residenzschlosse, um auf deren augenblickliche Verwirklichung zu dringen. Alles Zureden, alle Vorstellungen von Seiten der friedliebenden Bürger waren vergebens, und sie hatten kaum noch Zeit genug, den Treppeneingang nach den Zimmern des Großherzogs zu besetzen, um der Masse das Eindringen zu verwehren. Die Aufregung war groß, und eine Verständigung schwer, da das Geräusch ein wahrhaft betäubendes war. Nur mit Mühe vermochten der Landmarschall und die Abgeordneten Henß und v. Wydenbrugk einige besänftigende Worte an sie zu richten, die aber ohne alle Wirkung blieben. Eben so wenig vermochten die Zusicherungen des Herrn Ministers v. Watzdorf, im Namen des Großherzogs, einige Beruhigung herbeizuführen. „Ja, ja! es ist uns schon Viel versprochen und nicht gehalten worden! Wir glauben süßen Worten nicht mehr! Der Fürst selbst mag uns die Versicherung geben!" riefen einige Stimmen und der Chorus wiederholte es. Wirklich erschien auch bald darauf der Großherzog selbst auf dem Balkon und versicherte die Gewährung der Preßfreiheit und die Besteuerung des Kammervermögens. Auch die Erfüllung der übrigen Wünsche sollte, sobald sie geprüft und für zweckentsprechend befunden seyn würden, gewährt werden. Aber auch der Landesfürst wurde in seinen Zusagen unterbrochen, indem man rief: „Das ist nicht genug; wir wollen mehr!" Die Masse wurde noch weit unruhiger als vorher, und machte ernstliche Versuche, in's Schloß zu dringen, um mit dem Großherzog selbst zu sprechen. Endlich erschien Hr. v. Wydenbrugk, vom Schlosse kommend; ihn nahmen schnell einige Bürger auf ihre Achseln und trugen ihn so durch die Menge, unter dem Rufe: dieser Volksdeputirte werde ihnen die Zugeständnisse ihrer Forderungen auf

dem Markte verkündigen. Dies gelang, die Masse aus dem Schloßhofe zu entfernen. Nachdem sie Hr. v. Wydenbergk abermals versichert hatte, daß er ihre Rechte, Wünsche und Forderungen auf das eifrigste vertreten werde, wogte der Zug durch mehrere Straßen der Stadt und ließ seinen Unmuth an den Fensterscheiben mehrerer hochgestellten Beamten aus. Die Bürger hatten die Aufrechthaltung der Ordnung und die Beschwichtigung der Menge wiederherzustellen sich anheischig gemacht, und haben diese Aufgabe auch gütlich und glücklich gelöst. Militär und Polizeipersonen waren deshalb gar nicht zu sehen, und diesem Umstande besonders hat man es zu verdanken, daß etwas Schlimmeres nicht vorgekommen ist. Immerhin aber mag diese Demonstration, mögen die dabei laut gewordenen Stimmen und Mißfallsbezeigungen einzelnen hochgestellten Beamten zur ernsten Mahnung dienen. Es zeigt von einem maßlosen Mißtrauen des Volkes, wenn es in die heiligsten Versicherungen seiner obersten Beamten Zweifel zu setzen wagt. Es läßt sich nicht läugnen, daß das bisherige Regierungs- und Verwaltungssystem in hohem Grade verhaßt ist, und es wird hohe Zeit, sich hochherzig zu zeigen und mit vollen Händen zu geben, was man bisher so kärglich zugemessen hat. Man überblicke nur seit dreißig Jahren die Maßregeln der deutschen Regierungen, welche sie in's Leben riefen, um die Sklavenfessel enger und enger zu schmieden, und man braucht sich nicht zu wundern, urplötzlich eine so unheilvolle, eine gänzliche Umgestaltung Deutschlands verkündende Volksstimmung auftauchen zu sehen. Das freie Wort war in Fesseln geschlagen, sie hörten nicht seinen ernsten Ruf. Jetzt werden sie ihn hören, aber — zu spät. Man ist hier für die kommenden Tage nicht wenig besorgt, und fürchtet einen noch größeren Besuch von Landleuten. Deshalb hat sich heute eine Bürgerwache gebildet, vorerst noch unbewaffnet.

(Schluß folgt.)

Der deutsche Reichsadler

Der über tausend Jahre alte deutsche doppelköpfige Reichsadler ist auch wohl schon in der Beziehung das passendste deutsche Bundesfeldzeichen oder Emblem, als derselbe zugleich andeutet, daß der deutsche Bund, sowohl nach Westen wie nach Osten, stets auf seiner Hut seyn soll.

Ein Räthsel.

Es gibt ein Gesetz dahier, das läßt den Schuldigen frei und ungestraft, bestraft dafür den unschuldigen Nachkommen streng und unerbittlich und stempelt ihn (den Nachkommen) für sein Leben lang mit Schande, Verlust an Ehre und Rechten.

Unsere Adresse enthielt nichts davon. Dieser Punkt aber betrifft zumeist unbemittelte Leute, die im glücklichsten Falle keine Pokale verehren können.

Frankfurt a. M., 12. März 1848.

J. Bachmann-Korbelt.

** Offenbach, 13. März.

Das in Darmstadt erscheinende „Rheinische Volksblatt" enthält nachstehenden beachtenswerthen Artikel:

(Vom Main, 9 März.) Der in der ersten Beilage zum Frankfurter Journal Nr. 68 stehende Artikel von Frankfurt den 5. März enthält unter Anderem folgende Stelle: „Die Sonderinteressen in Deutschland, die kleinlichen Streitigkeiten kleiner Staaten müssen Dem weichen, was das Gesammtwohl erheischt. Der Zopf muß abgeschnitten und schnell gebrannt werden, sonst wachsen kleine Zöpfchen nach. Die sämmtlichen Zollschranken in den deutschen Staaten unter sich müssen fallen. Das deutsche Eisenbahnnetz muß von einem Punkte aus geleitet und die gegenseitigen Hänseleien und Plackereien der einzelnen Staaten unterdrückt werden. Man kann es nicht Allen recht machen. Das große Gemeininteresse kann auch hier nur allein gelten." Die patriotischen Gefühle, welche in dieser Stelle ausgedrückt sind, werden in den Herzen aller Deutschen Anklang finden und berechtigen zu der Erwartung, daß die jämmerliche Eifersüchtelei, welche wegen vermeintlicher Beeinträchtigung der eigenen Interessen gar oft dem Verkehr des Nachbarstaats unwürdige Hindernisse bereitete, fortan in dem vereinten Zusammenwirken der deutschen Staaten nicht mehr als Unkraut wuchern könne. Zwei deutsche Nachbarstädte, Frankfurt und Offenbach, deren wechselseitiger Verkehr hinsichtlich seiner Bedeutsamkeit die größte Berücksichtigung finden sollte, sind schon seit Monaten durch eine Eisenbahn verbunden, welche unbegreiflicherweise zum Nachtheile beider Theile heute noch nicht dem Verkehr übergeben ist. Dem Vernehmen nach will man in Frankfurt den unmittelbaren Uebergang der von Offenbach ankommenden Güter auf die Main-Neckarbahn nicht gestatten, weil man darin eine Begünstigung des Offenbacher Handels- und Speditionsverkehrs erblicke. Der Einsender weiß nicht, ob Grund zu dieser Beschuldigung vorhanden ist, aber Jeder, der mit den Verkehrsverhältnissen zwischen Frankfurt und Offenbach bekannt ist, weiß, daß die Eröffnung der Bahn in dem Interesse beider Städte liegt, und daß es sich bei dem unmittelbaren Uebergang der Güter von dieser Bahn auf die Main-Neckar-Bahn und umgekehrt nicht darum handelt, der Stadt Offenbach zum Nachtheile Frankfurts neue Vortheile zuzuweisen, als vielmehr lediglich davon, Verluste von Offenbach abzuwenden. Welches immerhin die Gründe seyn mögen, welche die für beide Theile wünschenswerthe Benutzung der fraglichen Eisenbahn bisher verhindert haben, so ist es jetzt an der Zeit, daß sich die Presse darüber offen ausspreche, damit endlich den Betheiligten ihr Recht werde, und diese nicht durch gehässige Insinuationen mit schlecht verhüllten Beschuldigungen, wie sie jüngst noch von Mannheim, Karlsruhe, Darmstadt und Frankfurt die Spalten der Zeitungen füllten, über die wahren Ursachen des bestehenden Zwiespalts getäuscht werden. Von der freien Presse darf das betheiligte Publikum Aufklärung über das wahre Sachverhältniß erwarten. Und schon diese Aufklärung wird hinreichen, alle unreinen Motive und die daraus hervorgegangenen Hindernisse zu beseitigen, welche heute noch der ungestörten Benutzung der mit großem Kostenaufwand erbauten Eisenbahn zwischen Offenbach und Frankfurt entgegenstehen. „Das deutsche Eisenbahnnetz muß von einem Punkte aus geleitet und die gegenseitigen Hänseleien und Plackereien der einzelnen Staaten unterdrückt werden. Das große Gemeininteresse kann auch hier nur allein gelten" — also hinweg mit dem Zopf!

Korrespondenz.

Lorsch an der Bergstraße, 7. März.

In diesen Tagen hatte hier ein kleiner Cravall stattgefunden, bei welchem es hauptsächlich auf die hiesigen israelitischen Einwohner abgesehen zu seyn schien. Mehrere der untersten Volksklasse angehörenden Individuen hatten schon den Tag über, den sie größtentheils in den Branntweinschenken zubrachten, die Drohung ausgestoßen, heute müßten die Juden angegriffen und geplündert werden. Wirklich fanden sich gegen 9 Uhr Abends mehrere dieser Ruhestörer ein und zogen unter dem Geschrei: „Freiheit und Gleichheit!" an das Rathhaus, an welchem sich die bürgerliche Sicherheitswache zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit versammelt hatte. Die zufällig hier anwesenden Gensd'armen, mit dem wackeren Bürgermeister an der Spitze, machten

jedoch dem Unfuge bald ein Ende, indem die Haupträdelsführer festgenommen und in sicheren Gewahrsam gebracht und so die Ruhe nicht weiter gestört wurde. Dieses drr einfache Hergang der Sache, welcher um deswillen hier veröffentlicht wird, um möglichen Entstellungen und Uebertreibungen vorzubeugen und die Behauptung zu widerlegen, als seyen diese beklagenswerthen Vorgänge aus dem Absolutismus oder gar aus dem Pfaffenthume hervorgegangen, die doch lediglich der Rohheit und Zügellosigkeit einer gewissen Klasse von Menschen zugeschrieben werden müssen, über welche die öffentliche Meinung schon längstens ihr Urtheil gesprochen hat. So unangenehm der Eindruck war, welchen die beregten Vorfälle auf die gesammte bessere Bürgerschaft machte, so erhebend war die Nachricht von der Ernennung des Freiherrn v. Gagern zum Staatsminister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, was sich bei einem ganz kurz veranstalteten Abendessen kund gab, bei welchem vor Allem ein Lebehoch auf Se. k. Hoh. unseren theueren Erdgroßherzog und Mitregenten von dem Ortsgeistlichen ausgebracht wurde, in welches die Versammlung mit ganzem Herzen und mit voller Begeisterung einstimmte. Ein zweiter Toast galt dem gefeierten Hrn. Staatsminister v. Gagern, ausgebracht von Bürgermeister Ludwig, der in kurzer, aber bündiger Rede hervorhob, wie der Wahlbezirk Lorsch sich geehrt fühlen müsse, daß er gerade dem Manne die Wahrung seiner heiligsten Interessen übergeben habe, der nun das unbedingte Vertrauen seines Fürsten genieße. Auch dieser Toast wurde mit lautem Jubel begrüßt. Hr. Forstmeister v. Bibra brachte zuletzt einen dritten Toast aus auf das Wohl aller braven Bürger von Lorsch, welche so thatkräftig das Ihrige nach Kräften zur Verhütung gröberer Excesse beigetragen haben. Auch dieser Toast machte einen sichtbaren Eindruck auf alle Anwesendr und stärkte sie auf's neue in dem Entschlusse, mit Gut und Blut einzustehen für die Erhaltung der Ordnung, der Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Freudig bewegt trennte sich die Versammlung, beseelt von dem innigsten Wunsche, daß Gottes schirmende Hand auch fernerhin über unserem theueren Fürsten und seinen treuen Dienern walten möge.

Hachrnburg im Herzogth. Nassau, 6 März.

Wir leben in einer neuen, vielversprechenden Zeit. Die europäische Weltgeschichte gibt hierzu in den neuesten Tagen die evidentesten Beweise. Einen neuen Beweis hierzu liefert eine heute hier stattgefundene Versammlung der Volkslehrer des hiesigen Amts. Dieselben haben den Beschluß gefaßt, an den eben versammelten, mit der Abfassung des neuen Wahlgesetzes beschäftigten Landtag die Bitte zu richten, gemessenen Bedacht darauf zu nehmen, daß fernerhin auch der bisher in Nassau ganz unbeachtet gebliebene Volkslehrerstand und die damit unzertrennlich verbundene Vernachlässigung der Volksbildung ihre gehörige Vertretung in der Kammer finde. Dieselben leben des zuversichtlichen Glaubens, in diesem Vorgange von Lehrern anderer nassauischer Kreise sich nachgegangen zu sehen.

Frankfurt, 14. März. — (Eingesandt)

Ein Artikel als Erwiderung gegen Hrn. Fr. Funck in dem Frankfurter Journal vom 11. d. M., mit den Namen Anspach, Jost und Glock unterzeichnet, dringt mir eine Erklärung und Veröffentlichung ab, worüber ich gern geschwiegen und die Thatsache der Vergessenheit übergebrn hätte, wenn besagter Artikel nicht den Ruf meiner Wirthschaft angegriffen hätte. In dem angezogenen Artikel ist behauptet, es sey am Abend des 4. d. M. eine Schlägerei in meiner Wirthschaft vorgefallen. Um nun ferner jeder Entstellung zu begegnen, übergebe ich zur Beurtheilung des Publikums hiermit die Thatsache des Vorgefallenen. Hr. Dr. Haas, welcher die Ursache der Schlägerei (?) gewesen seyn soll, besuchte schon seit 6 bis 8 Wochen täglich Abends meine Wirthschaft. Auch an diesem Abend um 11 Uhr war er anwesend und hat sich, wie seither, auf das friedlichste an jenem Abend betragen. Derselbe unterhielt sich mit meiner Frau am Büffet, als auf einmal aus einem hinteren Wirthszimmer ein Trupp junger Metzger, die theilweise bewaffnet waren, gewaltsam in das größere Wirthszimmer eindrangen mit dem Rufe: „Hinaus muß er!“ Ich trat ihnen entgegen und frug, wer hinaus sollte. Da ward mir die Antwort: „Hier der Kerl“, und dabei deuteten sie auf Dr. Haas. Ich erwiderte, daß ich das Hausrecht hier hätte und mir dasselbe auf solche Weise nicht nehmen ließe. Zu gleicher Zeit trat auch ein Trupp der Vorderthüre herein mit dem Geschrei: „Hinaus mit ihm!“ Ich widersetzte mich; allein von der Uebermacht und rohen Gewalt auf die Seite geschoben, konnte ich meinen Gast nicht mehr schützen. Dr. Haas flüchtete hinter das Büffet; dieses stürmte man, warf Alles um, und zu gleicher Zeit stand ein Metzgerssohn auf der Bank, begann die Heldenthat und schlug mit seinem Gewehr auf Dr. Haas an. So bedroht, floh dieser gänzlich wehrlose Mann in den Hausgang; allein auch hier standen 10 — 12 Mann mit Knitteln und packten denselben mit dem Rufe: „Fang' ihn uf!“ an, begannen die Unmenschlichkeit, eine förmliche Lynch- (Volks-) Justiz an einem wehrlosen Manne auszuüben, welches aus einem nachstehenden, an mich gerichteten Schreiben zu rrsehen ist.

Höchst, 6. März 1848.

„Ich bin, nachdem ich schreckliche Qualen in der einen Nacht, die ich zerschlagen und jeden Augenblick mit dem Tode bedroht, auf speciellen Befehl des hohen Senats entlassen. Habe aber keine Frist erhalten, die mich in den Stand setzte, meinen Freunden Lebewohl zu sagen. Ich rufe Ihnen Dieses aus Höchst zu, wohin ich so schnell als möglich gebracht worden bin, und bitte, mich Ihren Freunden und Familie zu empfehlen.

„Was ich gethan, davon bereue ich keinen Schritt; ich würde es heute nochmals thun und können Sie fest überzeugt seyn, daß die Frankfurter Engherzigkeit und die Leiden der vergangenen Nacht, eben so wenig, wie der mir, dem Wehrlosen, zehnmal auf die Brust gesetzte Degen, mich von der Bahn des Rechts, der Wahrheit und Freiheit abwendig machen werden. Genehmigen Sie rc.

Ihr ergebenster
Dr. Haas.“

Außer Hrn. Dr. Haas wurden noch mehrere jungr Leute mißhandelt und auf die Straße geworfen.

Das ist der Sachverhalt, wie es in meinem Hause zugegangen ist. Ich kann viele dieser Menschen (?) mit Namen nennen, um sie der öffentlichen Verachtung preiszugeben; allein ich ziehe es vor, sie ihrer Selbstbeschämung zu überlassen. Auch kann ich nicht umhin, die Erklärung abzugeben und zur Ehre des Metzgerhandwerks sey es gesagt, daß der größte Theil mit Entrüstung sich über diese Volksjustiz ausgesprochen hat. Ferner mache ich öffentlich bekannt, daß ich diese mir bekannten Störenfriede seit jenem Abend nicht mehr in meiner Wirthschaft dulde.

J. P. Lindheimer, Bierbrauermeister im Storch.

Frankfurt, 13. März. — (Eingesendet.)

Den Herren Anspach, Jost und Glock, welche sich die Mühe genommen haben, in Nro. 73 der Didaskalia den wesentlichen Inhalt meines Schlußsatzes zu bestätigen, sage ich hiermit meinen Dank. Daß der Mann des Metzgerhandwerks, welcher mir die Wahrheit gesagt hat, nicht Winter heißt, weiß ich jetzt; daß er keine erdichtete Person ist, weiß vermuthlich auch Hr. G. Zur Nachricht aber diene den drei Herren, daß man es im Deutschen nicht eine Schlägerei zu nennen pflegt, wenn eine Uebermacht Wenige überfällt und mit Schlägen tractirt. Dem bereits von mir und nun auch von obengenannten drei Männern widerlegten Artikelschreiber, welcher auf so sinnreiche Weise den Auftritt am Pfarrthurm und den Auftritt im Storch amalgamirt, indem er einen Zwischenraum von vier Stunden und 200 Schritt ausfallen läßt, wird hiermit anheim gegeben, entweder seinen Namen zu nennen und zu bekennen, daß er getäuscht war, oder sich für einen Solchen halten zu lassen, welcher wissentlich die Unwahrheit sagt. Ueberhaupt aber schließe ich mich der Bitte des Herausgebers dieses Blattes an, daß jeder Verfasser eines Artikels seinen Namen unterschreibe. Irrthümer wie „Hr. Winter“ statt „Hr. Lauz“ weiß der ehrliche Leser zu entschuldigen. Den unehrlichen Lesern aber rufe ich in's Gedächtniß zurück:

„Neefschateller, mach mer nich gräulich — bange machen jilt nich!“

Fr. Funck.

Der Vorstand des Museums sieht sich aus verschiedenen Gründen bewogen, die öffentlichen Sitzungen für diesen Winter als beschlossen zu erklären und den dadurch in Kasse bleibenden Ueberschuß für den künftigen Cursus zu verwenden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 15. März. (Neu einstudirt): Drr Hirsch, Schauspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in einem Act nach Marsollier, Musik von Mehul.

Donnerstag, 16. März. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 77. Freitag, den 17. März 1848.

Die teutschen Farben.

Mel.: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen ꝛc."

Schwarz, Roth und Gold, die vaterländ'schen Fahnen,
 Laßt hoch empor sie weh'n!
Wißt ihr, woran die stolzen Farben mahnen?
 Lernt ihren Sinn versteh'n!

Du „Schwarz", ein Bild der Trauer und der Leiden,
 Des Todes und der Nacht,
Dein dunkler Ernst mahnt an die Schmach der Zeiten,
 Die Trennung uns gebracht!

Und „Roth", dein Glüh'n zeigt, daß auf teutscher Erde
 Viel edles Blut verraun;
Daß aber Sieg und Ruhm, die es entbehrte,
 Das freie Volk gewann.

Du laut'res „Gold", von uns'rem Kaiserthrone
 Geraubt, und arg verpönt,
Du bleibst der Glanz vereinter Teutschen Krone:
 Die Treue, die versöhnt.

D'rum sey mit Schwarz und Roth das Gold verbunden,
 Nicht mehr wie sonst verbannt;
Um Wehr und Schrift, um Stirn und Brust gewunden,
 Im ganzen Vaterland!

Euch hat zuerst der Jugend Bund getragen,
 Der Ehre sich bewußt;
D'rum bleibet ihr nun auch in bess'ren Tagen
 Ein Schmuck der teutschen Brust.

Und hätten wir sie nicht, die edlen Farben,
 Wir wählten sie noch heut'
Und wänden dann sie um die gold'nen Garben
 Der Freiheit uns'rer Zeit.

So weit die theu're Muttersprache klinget
 Im großen Vaterland,
So weit das Licht der Farbenflammen dringet:
 Heil dir, du herrlich Band!

In Eintracht fest halt' ewig uns umschlungen,
 Dir Hand und Herz zu weih'n;
Der große Wurf der Rettung ist gelungen,
 Ein Brudervolk zu seyn!

Auf! laßt voran die teutschen Banner wallen,
 Nun in der Freiheit Gold,
Und ihnen froh ein donnernd Hoch erschallen,
 Dem edlen Schwarz, Roth, Gold!

Was und wen haben wir zu fürchten?

„Der furchtbarste Widersacher der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unserer Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne."
(Zschokke's „Schweizerlandsgeschichte" Schlußwort.)

Verfasser dieses geht zunächst vom Gesichtspunkte des Frankfurters aus, indem er die hiesigen Ereignisse der jüngsten Tage in's Auge faßt, sodann von dem eines Deutschen, weil, was hier geschehen, im Vaterlande als eine vereinzelte Thatsache nicht dasteht. Diese wie ihre Ursachen zu beleuchten, haben wir eben so wenig nöthig, als wir uns mit der Lichtseite der Zukunft, den Hoffnungen, beschäftigen wollen. Wir wollen sie den Poeten überlassen, aber, durch so viele prosaische Erfahrungen gewitzigt, erst Dem zu Leibe gehen, was die Prosa des Lebens uns als Befürchtungen herausstellt. Wir haben zu fürchten:

1) Die Lauheit und Halbheit. Das Geschlecht der Lauen und Halben ist in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft verbreitet; es bildet die Vorhut der Reaktionäre (Rückschrittsmänner) und, wenn's seyn muß, die willige Nachhut des Servilismus (zu deutsch: Niedertracht). Dies Geschlecht verschwindet, so wie die Revolution auftritt, aber es erscheint wieder, noch ehe das Tedeum des Sieges der Freiheit verhallt ist. Inmitten der Revolution und jeder Volksbewegung wirft es die Löwenhaut über den Schaafspelz, und wirft jene wieder ab, sobald die Wolle des letzteren ungeschoren ist. Ein Menschenalter hat es in Deutschland mit den Gedanken „allmähliger Entwickelung, besonnenen Fortschritts" und ähnliche Phrasen so vertraut gemacht, wie den am Webstuhle grau gewordenen Weber mit der Spindel. Aber der Faden riß endlich, die Spindel zerbrach und das Gespinnst stockte.

Als nun geschehen, was sie selbst unablässig und censurfrei (denn abzuschneiden war nichts mehr an dem mageren Gedanken) gepredigt, wofür ihnen von oben herab gar süßes Beifallslächeln gespendet, von unten herauf durch den Servilismus stumpfsinnig zugenickt ward — da schauderten sie vor der That und vor den Früchten, die auf andern Boden gefallen waren. Die Leute der Secte schlagen sich jetzt und vielleicht später noch mehr an ihre Brust und rufen: Herr, Herr, ich bin keiner von Denen!! Sie haben Geschichte gelesen, aber Klio hat vor ihren Augen nur eine

Rolle mit todten Buchstaben entrollt, hat sie mit ihrer Tuba nie aus dem ewigen Schlafe geweckt. Sie kennen besser als ich Frankfurts Geschichte, aber sie haben aus ihr die einzige stehende Phrase gelernt, daß Frankfurt der Ort nicht sey, wo man sich in die Bewegung der Zeit mischen dürfe, und während das gesammte Vaterland ruft: „der Freiheit eine Gasse!" — wimmern sie: „meine Gasse allein ist das Vaterland, nur auf ihr will ich kehren!" Die Armen, sie haben selbst dazu den Muth nicht. Zu allen Zeiten hat ihr Egoismus, ihre Halbheit das Vaterland in Gefahr gebracht, zu keiner Zeit aus Gefahren gerettet, weil ihnen der konsequente und politische Muth abgeht, welcher einen Czaar von Rußland selbst in den Augen eines Freiheitsmannes bewunderungswürdig erscheinen lassen muß. Das Geschlecht der Halben und Lauen findet einen großen Verbündeten 2) in der Furcht und in der bangen Erwartung der Zukunft. Niemand, er sey denn ein leichtsinniger Thor, wird ohne Ernst in die Zukunft blicken, aber nur das Auge des von der Furcht seiner Kraft Beraubten verdunkelt sich, wenn es da hinein schaut; nur Der, welcher nie an eine Zukunft des Vaterlandes geglaubt, weil er nie eine solche erstrebt hat, träumt von den ewigen Schrecknissen der Revolution. Man wende mir nicht ein, daß dies Ausgeburten einer krankhaften Phantasie Einzelner seyen, und daß sie verschwänden, wie die zahllosen Mährchen von bewaffneten Ueberfällen, versuchten Plünderungen und anderer an die zwölf steifleinenen Stroiche Falstaffs mahnenden Erscheinungen, womit wir uns länger als nöthig in Allarm erhielten, und die Alle zu einem ziemlichen Minimum zusammengeschrumpft sind. Nein, die Furcht Vieler, sehr Vieler ist noch fortwährend thätig, Funken anzublasen, und wartet nur darauf, ihrem Herzen mit dem Feuerruf Luft zu machen. Sonst fürchteten wir uns vor der Intervention des Korporalstocks aus Mainz kaum mehr, als jetzt vor der Entfaltung der Zustände des erwachenden und erwachten Vaterlandes. Die zur Gebühr besprochene Mißhandlung der Ingelheimer wegen ihrer schwarzrothgoldnen Fahne drei Tage nach dem am 4. d. verübten Skandal einer doch genugsam entwürdigten Rotte giebt Zeugniß von den Folgen einer maßlosen Furcht. Ich bin überzeugt, daß Mancher von Denen, welche die Unbill verübt, die Bedeutung der Farben treu und ehrlich im Herzen trägt — die ungegründete Furcht vor Aufregung übertäubte bei ihnen jedes andere patriotische Gefühl. Das wäre doch schön, wenn wir darum drei Nächte patrouillirt hätten, um uns am hellen Tage noch vor einer Fahne zu fürchten! Oder haben wir Frankfurter etwa unser Revolutiönchen für uns allein machen wollen? Die Fahne der Ingelheimer hätte mit Ehren durch die Stadt begleitet werden sollen und hätte mit Jubel begrüßt werden können, ohne Furcht eines Excesses!

(Schluß folgt.)

Ausführliche Correspondenz-Berichte über die jüngsten Ereignisse in Weimar.

II.

⊙ (Weimar, 12. März.) Meiner nur skizzenhaft hingeworfenen Mittheilung über die Ereignisse des gestrigen Tages erlaube ich mir, folgende Details anzureihen. Schon am frühen Morgen deutete ein Act der herrsüchtigen Bureaukratie auf ernste Ereignisse hin. Noch lag Alles in tiefem Schlummer, als der Kriminalbote, wie ein Abgesandter der Vehme, an die Hausthür des Literaten Hrn. Jäde donnerte und dadurch die Nachbarschaft in Schrecken und Angst versetzte. Hr. Jäde erhielt früh um 6 Uhr eine Vorladung, um 7 Uhr im Kriminalgericht zu erscheinen. Hr. Jäde, erst kurz vorher von der Bürgerwache zurückgekehrt, noch müde und erschöpft, verspricht zu kommen, aber nicht um 7 Uhr, sondern später. Gegen 8 Uhr verfügt er sich auch dahin, wo er nun ins Verhör genommen und beschuldigt wurde, das Volk durch Wort und Schrift zum Aufruhr verleitet zu haben. ½12 Uhr war Hr. Jäde noch immer nicht wieder zurück, und die Straße sammelte sich mit hiesigen und auswärtigen Bürgern, welche sich endlich nach dem Kriminal begaben. Auf eine Anfrage seines Bruders sollte er, den man so gern für diesen Tag entfernt gehabt hätte, noch ein Verhör zu bestehen haben. Dies war aber für die Volksmenge zu langweilig; Lärm und Geschrei: „Jäde 'raus!" vermehrten sich und bald erklärte der Gerufene vom Fenster herab, daß er augenblicklich erscheinen werde. Unter hundertfachem Jubel- und Hurrahgeschrei wurde er bald darauf in Empfang genommen und durch die belebten Straßen nach dem Stadthause geführt, von wo er seine Freilassung mit lauter Stimme verkündete. Dieser unbesonnene Gewaltact des Gerichts war die unmittelbare Folge von dem später erfolgenden Sturze des Ministeriums, von dem man die grundlose Verhaftung angeordnet glaubte. Bei nur einiger Ueberlegung mußte es höchst unpolitisch erscheinen, an einem Tage, an welchem Tausende von Menschen zu allen Thoren hereinströmten und Ernstes zu unternehmen beabsichtigten, schon die bloße Vernehmung, vielweniger eine unzweifelhaft beabsichtigte Verhaftung eines Mannes vorzunehmen, welcher vermöge seiner ungeheuchelten Freisinnigkeit die allgemeine Achtung und Liebe des Volks genießt und welcher, offen sey es gesagt, zur Erringung der Freiheit redlich beigetragen hat. Der Zudrang von Menschen aus zum Theil sehr weit entfernten Orten vermehrte sich von Stunde zu Stunde, und mit der zunehmenden Menge steigerte sich auch die Erbitterung, denn von Mund zu Munde ging die schuldlose Verhaftung des Hrn. Jäde. So kam der Nachmittag. Alle Läden und öffentlichen Gebäude waren geschlossen. Die Bürgergarde hielt die Eingänge zum Schloß besetzt, in dessen Innern übertriebene Vorsicht 400 Mann Soldaten mit je 10 scharfen Patronen verborgen aufgestellt hatte. Endlich drängten sich die Landleute zum Schloß, verlangten Abschaffung der Frohne, Verminderung der Steuern und zuletzt Abdankung des Ministeriums. Eine Deputation überbrachte den letzteren Wunsch dem Großherzoge. Noch bevor aber eine entscheidende Antwort erfolgte, durchbrachen die Ungestümen die Reihen der Bürgergarde, drangen in den Schloßhof ein, und nachdem dies gelungen war, machten sie selbst Versuche, die Eingänge in das Schloß zu erstürmen, um mit dem Großherzog selbst zu sprechen. Da endlich kam die Entsagung des Ministers Schweitzer und die Abdankung des geh. Staatsrathes Thon, zweier Männer, die durch ihr rücksichtsloses Verfahren längst den allgemeinen Haß des Volkes auf sich geladen hatten. Minister Schweitzer suchte immer nur für das Interesse des Fiskus, selten oder nie aber für die Rechte eines bedrückten Volkes in die Schranken zu treten und sein hohles System mit einer Hartnäckigkeit aufrecht zu erhalten, die oft ans Lächerliche streifte. Eben so der geh. Staatsrath Thon, welcher als Kammerpräsident fungirte und in seinem Ressort mit eiserner Strenge verfuhr. Die Entlassung dieser beiden Männer wurde erst mündlich bekannt gemacht; man verlangte es aber schriftlich. Auch dies geschah und das Dekret war eigenhändig von dem Großherzoge und dem Erbgroßherzoge unterschrieben. Allein die Reihe unverantwortlicher Täuschungen, welche sich die Regierungen in einem 30jährigen Zeitraume gegen das Volk schuldig gemacht, haben ein so tiefes und unbegränztes Mißtrauen erzeugt, daß es selbst an einem Fürstenwort zweifeln gelernt hat und alle gegebenen Zusicherungen mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Dies zeigte sich am deutlichsten hier. Man betrachtete das Dekret und rief: „Das glauben wir nicht; es fehlt ja das Siegel noch darunter!" Das für alle deutsche Regierungen gewiß schmachvolle Mißtrauen wurde selbst dann noch nicht beseitigt, als man dem

Dekret das Staatssiegel aufgedrückt hatte. Vielmehr bestand das Volk auf augenblicklicher Ernennung eines neuen Ministers, welcher das Vertrauen des Volkes verdiene: Hr. v. Wydenbrugk, darum ersucht, hatte die Ministerwürde aus Rücksicht für seine Stellung als Abgeordneter ablehnen zu müssen geglaubt. Nur erst als die Unruhen größer zu werden drohten und sich im Drange des Augenblicks ein geeigneter Mann nicht auffinden ließ, entschloß er sich, zu erklären, daß er in Betracht der Umstände sich habe bestimmen lassen, in das Ministerium einzutreten. Diese Nachricht wurde mit stürmischem Jubel aufgenommen und damit war der Sturm der aufgeregten Volksmasse beschworen. Erst später, als es verlautete, daß nicht das ganze Ministerium, sondern nur Schweitzer und Thon abgedankt hätten, v. Gersdorf aber in seiner Eigenschaft als Finanzminister verblieben sey, schienen die Unruhen wieder von neuem loszubrechen, welche nur dadurch beschwichtigt wurden, daß die Bürger es selbst zu übernehmen gelobten, auf seine Entlassung anzutragen. In Folge Dessen wurde auch von der 6. Bürger-Compagnie einstimmig beschlossen, weil Hr. v. Gersdorf unpopulär sey, darauf anzutragen, daß er seine Entlassung einreiche. Eine Deputation wurde sofort an das leitende Comité, an dessen Spitze der Hr. Hof-Advokat Brenner gewählt war, abgesandt. Von diesem wurde dem Deputirten, als Aufwiegler, mit Verhaftung gedroht. Wie jenes Comitémitglied sich zu einer so unbedachtsamen Aeußerung verleiten und einen von einer Compagnie Bürger abgesandten Deputirten mit Verhaftung bedrohen konnte, das begreife Jeder, wer kann; wir vermögen es nicht. Das Volk hat eine Aenderung des Ministeriums verlangt und sie ist ihm auch zugesagt worden. Unter diesem Ministerium ist aber auch der Hr. v. Gersdorf mit gemeint, weil er im höchsten Grade unbeliebt ist. Ihn zu veranlassen, daß er seine Entlassung einreiche, ist eine ernste, eine heilige Pflicht, wenn die Ruhe des Landes gesichert bleiben soll. Ein Mann, welcher bei Gelegenheit der Eisenbahndebatte mit so kecker Stirn und so ungemessenen Ausdrücken, gleichsam verhöhnend, den Ständen gegenüber zu treten wagte, kann und darf nicht länger Minister seyn. Seine eigene Ehre, die verletzte Ehre der Stände, sowie das allgemeine Interesse erfordern seinen Rücktritt schleunig und unbedingt. Er ist kein Mann des Vertrauens und war es nie, so viel und so oft er auch um die Gunst des Volkes buhlte. Die Revolution in Weimar ist — Dank sey es der edlen Hingebung der Bürger und der dankenswerthen Nachgiebigkeit des Fürsten — ohne Blutvergießen, ja selbst ohne ernste Thätlichkeiten vorübergegangen. Rottenweis und im tollsten Freiheitsjubel zogen am Abend die Landleute wieder nach ihren Dörfchen und die Ruhe der Nacht wurde nirgends gestört. Uebrigens waren für alle Fälle Maßregeln getroffen; zahlreiche Bürger-Patrouillen zu Pferde und zu Fuß durchzogen zum Schutze der Stadt die Straßen und selbst die Spritzen nebst ihren Mannschaften standen in Bereitschaft für den Fall eines möglichen Brandunglücks. Auch heute und wahrscheinlich noch die folgenden Tage wird die Bürgergarde das Schloß und seine Bewohner unter ihre Obhut stellen. Heute wurde sie sogar durch den Generalmarsch zusammengerufen, was eine neue Beängstigung unter den Frauen verursachte. Indeß geschah es nur, um die Ordre zur Wache zu ertheilen. Der Großherzog und die großh. Familie haben sich für die schleunigst getroffenen Maßregeln der Bürger sehr herablassend und dankbar bezeugt. Schon unter dem 9. d. wurde Folgendes bekannt gemacht:

„Es ist Meinem Herzen eine theure Pflicht, den Bürgern Weimars für die Beweise treuester Gesinnung und Anhänglichkeit, die sie Mir am gestrigen Abende, als die öffentliche Ruhe und Ordnung auf das bedauerlichste bedrohet wurde, in so ehrenhafter Weise an den Tag gelegt haben, Meinen innigsten Dank auszusprechen. Diese, zu allen Zeiten bewährten Gesinnungen kennend, glaubte Ich Mich und Mein Haus mit Recht unter Ihrem Schutze ganz sicher und kann es nur mit Befriedigung aussprechen, daß dieselben aufs neue sich bestätigt haben. Deßhalb nochmals Meinen herzlichsten Dank, zugleich aber auch die ernste Bitte, daß Meine getreuen Bürger fortfahren mögen, durch ihr musterhaftes Beispiel und ihr kräftiges Einschreiten, wenn es gilt, jeden Versuch zu ordnungswidrigen Handlungen im Keime zu unterdrücken. Aus diesem Grunde habe Ich auch den Antrag des Stadtraths auf Errichtung einer Bürgergarde in hiesiger Stadt gern genehmigt. Ich verbleibe dem Stadtrathe und sämmtlichen wohlgesinnten Bürgern und Einwohnern in Gnaden zugethan und gewogen. Karl Friedrich, Großherzog."

Mannichfaltigkeiten.

(München, 10. März. — Münchn. Bl.) Der Verweser des Ministeriums des Innern, Franz v. Berks, ist seinem gestellten Ansuchen gemäß der ihm seither übertragenen Verwesung dieses Ministeriums enthoben und zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste ernannt worden. — Folgender umständliche Bericht über das letzte Auftreten der Gräfin Landsfeld in München und Baiern möge die noch übrigen Zweifel an der Unmöglichkeit ihrer Wiederkehr verscheuchen, und alle böswilligen Gerüchte, die nie schweigen, Lügen strafen helfen. In der Nacht vom 8. auf den 9. März kamen zwei Personen in Männerkleider in ein Haus in der Wurzerstraße (ehemal. Tapezierer Weger), auf das sie wohl unter allen in München das sicherste Vertrauen haben mochten; sie thaten aber dieses mit solcher Ungeschicklichkeit und solchem Geräusche, daß die Hauseinwohner und Nachbarn, denen dieser Besuch freilich nicht galt, aufmerksam werden mußten. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ruhe ward nun die Polizei von dem Eindringen dieser verdächtigen Fremden in Kenntniß gesetzt, welche denn auch für gut fand, augenblicklich die Durchsuchung jenes Hauses vornehmen zu lassen. Der mit diesem Auftrage betraute Brigadier entdeckte auch bald, und zwar unter einem Kanapee versteckt, einen dieser Fremden, der keine andere Person war — als Lola Montez in dem abenteuerlichsten Männerkostüm, einen Banditenhut auf dem Kopfe. Auf der Stelle in das Polizeigebäude gebracht, geberdete sie sich in ihrer wohlbekannten Manier äußerst heftig, fand jedoch endlich für gut, sich von den unzweideutigsten Versicherungen, daß Alles für sie verloren und keine Schonung mehr zu erwarten sey, zur alsbaldigen Abreise bestimmen zu lassen. Ihr Wagen wurde mittlerweile im „Baierischen Hofe", wo er eingestellt war, ermittelt, sie selbst aber, immer noch in ihrem Männerkostüme im Polizeigebäude mit ihrem Begleiter (ein russischer Baron, weiß Gott woher?) in den Wagen gesetzt, und unter den gemessensten, höchsten Ortes bestätigten Warnungen, München bei Vermeidung unausbleiblicher Verhaftung nie mehr zu betreten, in Begleitung berittener Gendarmen dahin befördert, woher sie gekommen. Nach ihren Aeußerungen zu schließen, hatte sie Alles im alten Geleise vermuthet, da ja schon vier Wochen seit ihrer Abreise vergangen wären; und im Augenblicke ihrer Abreise gab sie noch ihr Wort, nie mehr nach München und Baiern zu kommen, und — fügen wir hinzu — sie wird es halten.

In Danzig ist ein Russe, bei dem man 150,000 Rubel falscher russischer Staatspapiere gefunden, durch den Gastwirth D. zur Anzeige und polizeilicher Haft gebracht worden. Der Russe war im D.'schen Hotel eingekehrt und machte Hrn. D. sehr bald den Antrag, ihm (Hrn. D.) sogleich 12- oder 16,000 Thaler in guten Berliner Wechseln einzuhändigen, wenn er sich dem Debit

falscher russischer Papiere unterziehen wolle. Der Russe soll Hrn. D. dabei entdeckt haben, wo die Papiere gefertigt würden, wer noch sonst mit dem Verkaufe sich abgebe u. s. w., so daß man nunmehr mit leichter Mühe das ganze Getriebe aufheben und die Schuldigen bestrafen könne. Die falschen Papiere wurden von der Polizei, nach langem Suchen, im Ofen gefunden.

Vor einigen Tagen erklärten einem Grobschmied in Paris seine Gesellen, sie werden nur neun Stunden täglich arbeiten, verlangten aber auch für die kürzere Arbeit einen Franken mehr täglich als bisher. Er antwortete: „Dies ist mir ganz recht; von Stunde an schließ' ich meine Schmiede, werde wieder Gesell und ziehe mit euch aus, um Arbeit zu suchen." Eine Stunde nachher waren die Arbeiter sämmtlich wieder bei ihrem Meister an der Arbeit. — Die Pariser Pflasterer haben ihre Arbeit eingestellt, da die Regierung ihnen ihre Forderung, Verdoppelung des bisherigen Lohns von 4 auf 8 Francs, abgeschlagen hat. Die Regierung verwendet nun Maurer zum Pflastern.

Nach der Deutschen Allg. Zeitung haben in Halle unangenehme Auftritte statt gefunden, welche die gegenwärtigen politischen Ereignisse herbeigeführt hatten. Der Prof. der Geschichte Leo und der Prof. der Rechte Wippermann geriethen in einem Lesezimmer über die Revolutionsideen in Streit, und es fiel das Wort Schurke. Der Prof. Leo wurde aufgefordert, zu widerrufen. Da er sich dagegen erklärte, so kam es folgenden Tags in seinem Collegium zu einem stürmischen Auftritt, nach welchem sich der größte Theil seiner Zuhörer entfernte und dem Prof. Wippermann ein dreimaliges Lebehoch brachte.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 14. März.

Gestern Abend brachte die hiesige Bürgerschaft unserem allverehrten Herzoge, der Frau Herzogin und dem Hrn. Herchenhahn einen glänzenden Fackelzug. Doch welch' ein schreckenerregendes Nachspiel folgte dieser Festlichkeit? Des Nachts nach 12 Uhr ertönte der fürchterlichste Feuerlärm, die Löwenherz'sche Tuchfabrik im Nerothal stand in lichterlohen Flammen! Wie das Feuer angegangen, weiß man nicht, es brannte gleich an allen Enden. Die Fabrik ist total ruinirt und Niemand ist jetzt mehr zu bedauern, als die armen, nun brodlosen Arbeiter, denn für diese existirt keine Versicherungsanstalt. Möge es den Herren Gebrüder Löwenherz gelingen, ihr Etablissement in möglichst kürzer Zeit wieder herzustellen, damit zu den vielen gerechten Klagen der Armuth nicht auch noch die der armen Arbeiter kommen! Daß dies selbst der sehnlichste Wunsch genannter Herren ist, glaube ich gewiß, denn dieselben stehen hier hinsichtlich der Mildthätigkeit in einem sehr guten Rufe. Se. Hoh. der Herzog waren selbst beim Brande zugegen, überall rathend und helfend. Leider wurden beim Einsturz einer Decke mehrere Leute stark verwundet und war namentlich Hr. Domänenrath v. Hermskerk in großer Lebensgefahr und wäre er sicherlich umgekommen, hätten sich nicht augenblicklich der Briefträger Hahn und noch ein anderer Mann seiner angenommen und ihn aus dem Gebälk hervorgezogen. Es waren überhaupt mehrere Männer, die, ihr eigenes Leben nicht achtend, das Aeußerste wagten, um den Flammen Einhalt zu thun und Andere aus der Todesgefahr zu retten. Diese Uneigennützigkeit verdient öffentlich hervorgehoben zu werden.

Frankfurt a. M.

Es war am Abend des 13. d. M., als die Aufführung von Schiller's „Don Carlos" mich in's Theater geführt hatte. Das unsterbliche Meisterwerk hatte nur wenige Zuschauer herbeigezogen. In diesen Tagen sind wir Alle auf der großen Bühne der Wirklichkeit und des viel bewegten Volkslebens zu sehr beschäftigt, um der edlen Kunst der Muse viel Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Der zweite Act des Don Carlos hatte begonnen und Spaniens Infant, der feurige Jüngling, flehte inständig zu seinem greisen Vater, dem stolzen Philipp, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, daß er ihn nach Flandern und Brabant senden möge. Mit strengen Worten wies ihn der König zurück, weil jene Sendung nicht eines Jünglings mit weichem Herzen bedürfe, sondern eines Mannes mit unbeugsamem Willen und mit eisernem Arme, eines in den Schlachten ergrauten Feldherrn, eines Alba. Die Bilder und Eindrücke aus jenen finstern Zeiten der geistigen Knechtschaft und des Gewissenszwanges hatten mich, um mit dem Dichter zu reden, mit schaudernder Bewunderung erfüllt für einen Herrscher, der es vermocht hatte, seine Länder und Völker mit der Ruhe eines Kirchhofs zu überziehen. Da ward ich plötzlich aus meinen Betrachtungen durch vielstimmigen Jubel von außen erweckt und ich enteilte den Räumen des Musentempels. Welch' ein freudiges und frisches Bild der Gegenwart entfaltete sich da vor mir! Tausende von Menschen hatten den weiten Platz vor dem Theater und alle benachbarten Straßen erfüllt und ein eben so tausendstimmiges Jauchzen und Jubeln ertönte rings. Dieses galt nicht einem Philipp von Spanien, nicht einem gekrönten Haupte, nicht einem Mächtigen der Erde, sondern nur der kleinen Schaar von Bürgern eines benachbarten Städtchens, die eben zurück kamen, um ihren Brüdern und Mitbürgern die freudige Kunde zu bringen, daß der Landesherr der Nothwendigkeit nachgegeben und gethan habe, was er nicht lassen konnte. Wie ganz anders ist doch der Jubel, der freiwillig aus dem Herzen strömt und bis zum Himmel hinauf zu dringen scheint, als derjenige, welcher erzwungen oder in feiger Gewohnheit des Joches sich mühsam bekundet! Von den gewaltigen Wogen der Volksmassen fortgetragen, folgte ich der kleinen Siegerschaar und war Zeuge einer Begeisterung, die immer zu wachsen schien. So gelangten wir nach Bockenheim, der Heimath dieser ehrenwerthen Männer, die nicht zurück geblieben waren, wo es gegolten hatte, für die Ehre des Vaterlandes und für die Erlangung der schon so lange vergeblich ersehnten Rechte und Freiheiten des Volkes muthig und energisch einzuschreiten. Ich will es einer anderen Feder überlassen, die Einzelheiten des festlichen Empfanges der Heimkehrenden zu beschreiben. Die Eindrücke sind noch zu mächtig, als daß ich es über mich gewinnen könnte, sie zu ordnen und in gehöriger Reihenfolge wiederzugeben. Triumphbogen, mit frischem Grün und Frühlingsblumen geschmückt, Hunderte von Fahnen in Schwarz-Roth-Gold, Transparente aller Art, glänzende Beleuchtung aller Häuser, Gewehrsalven, Raketen, bengalisches Feuer, Begrüßungsreden, Festgesänge von geschmückten Jungfrauen, Triumphmärsche des Musikhorns und wiederum tausendstimmiger Volksjubel und alle sonstigen Freudebezeugungen, die ihn zu begleiten pflegen, — dies Alles brachte jenen Eindruck hervor, bei dem die Herzen höher schlagen und die Augen selbst des ernsten Mannes überfließen. Wie sich doch die Zeiten in wenigen Wochen so wunderbar geändert haben! Noch unlängst lag hart und schwer ein lang verjährter Druck auf uns Allen und nun schon haben wir ihn abgeworfen und sind eingezogen durch die Siegespforten einer neuen Aera der Freiheit und des Volkslebens und sehen einer, will's Gott! glücklicheren und besseren Zukunft entgegen. In der freigewordenen Presse und unter dem sicheren Horte der nun endlich erkämpften allgemeinen Volksbewaffnung besitzen wir die zwei mächtigen Grundpfeiler der politischen Selbstständigkeit, die kein Gewalthaber der Erde mehr zu erschüttern vermögen wird. So laßt uns fest zusammen halten in Kraft und Eintracht und zu den alten, leider! nur zu friedlich bewährten häuslichen und bürgerlichen Tugenden des deutschen Volkes laßt uns die neuen, wo es gilt, stets kampfbereiten vaterländischen und tief in kräftigem Volksbewußtseyn wurzelnden fügen!

M.

Um fernerer Namenverwechslung vorzubeugen, erklärt der Unterzeichnete, daß ihm die in Nro. 73 der Didaskalia am Schluß der letzten Seite befindliche Berichtigung oder Klarstellung ganz fremd ist.

F. C. P. Ansbach,
Laternenschreiber und Buchhalter der städtischen Brandkasse.

Da man mich schon öfter für den Verfasser der seit einiger Zeit in diesen Blättern erscheinenden politischen Raisonnements, unterzeichnet mit: „Wilhelm G." gehalten, sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich deren Verfasser nicht bin, überhaupt nie Aufsätze in die Didaskalia geliefert habe.

Dr. Wilhelm Gwinner.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. März. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 78. Samstag den 18. März 1848.

Der freien Stadt Frankfurt!

Freiheit! heißt der Ruf der Völker; Freiheit! dröhnt's durch alle Gauen:
An dem Horizonte Deutschland's seh'n der Freiheit Tag wir grauen.
Ob auch stürmisch und verworren noch die Elemente gähren:
Nach dem Sturm und Ungewitter müssen sich die Wogen klären!

Preis den Männern, die das Ruder führen an dem Staatenschiffe,
Wenn sie es mit Kraft und Weisheit lenken durch die Felsenriffe,
Wenn sie muthig und besonnen durch den Strudel und die Brandung
Steuern, und das Schiff bewahren vor Gefahr und Schmach der Strandung!

Heil dem Volk, an dessen Spitze solche Steuermänner stehen,
Daß auf sie es voll Vertrauen kann im Sturm der Zeiten sehen!
Heil uns! Solche würd'ge Häupter haben wir in unserm Staate:
Mit gerechtem Stolze trauen Frankfurt's Bürger dem Senate!

Sie, die edlen Führer, wollen redlich, daß der Staat gedeihe,
Wollen Knechte nicht regieren, sondern Männer, deutsche, freie!
Dies beweisen lange Jahre, dies beweisen uns're Tage!
Unser Bürgerglück, es lieget in gerechter, reiner Wage!

Von den selbstgewählten Häuptern ist das Volk durch Scheidewände
Nicht getrennt, und glücklich fühlen sich in Freiheit alle Stände.
Die Gerechtigkeit, sie scheuet nicht sich vor dem freien Worte:
Frei die Rede! Frei die Presse! Offen jede Wahrheitspforte!

Sey das Eintrachtsband des Staates immer unversehrt und heilig!
Schnell zwar kann das Gute reifen, doch nicht stürmisch, übereilig.
D'rum der Leidenschaft — den Zügel! Und der Unvernunft — Belehrung!
Dem Gesetze aber — Achtung! Und der Obrigkeit — Verehrung!

Uns're Zeit, die thatenreiche, wird die Weltgeschichte zeichnen;
Denn in uns'rer nächsten Zukunft wird noch Großes sich ereignen!
Leider kann auf dieser Erde sich nichts Herrliches erheben,
Ohne daß es nied're Seelen in den Staub zu ziehen streben.

Mit dem hehren Worte Freiheit raset oft auch die Empörung,
Und dem Feind der Ordnung ist es Losungswort der Friedensstörung.
Doch die Bürger Frankfurt's kennen ihre Rechte, ihre Pflichten,
Um, wenn je die Hyder dräuet, ihren Giftzahn zu vernichten.

Stürmt's von innen oder außen: Frankfurt's Bürger — Frankfurt's Mauern!
All' für Einen! — Freiheit, Friede müssen hier vereinigt dauern!
Preis und Dank den weisen Lenkern in dem freien Friedensstaate!
Deutsche Bürgertreue huldigt frei und freudig dem Senate!

Karl Enslin.

Was und wen haben wir zu fürchten?

(Schluß.)

Schlimm ist es, wenn die Furcht, von der ich sprach, dahin führt, um 3) Mißtrauen in unsere eigenen Handlungen und deren Erfolg, Mißtrauen in die Ursachen derselben zu streuen. Wir sahen die Fahne mit den Farben des ehrwürdigen Reichsbanners, das schon die Hohenstaufen zur Ehre Deutschlands entfaltet, als Aufruhrzeichen in jener ersten Nacht aufgepflanzt, sahen die Farben der Einheit und Kraft Deutschlands an den Mützen schreiender Buben und einer fanatisirten Rotte — wir sahen schon den Sprecher der Abgeordneten, welche die Wünsche des Volks auf den Römer brachten, in dem Augenblick mit Fäusten bedroht, als er die offene Mittheilung Dessen machte, was der Senat durch seine Bürgermeister den Abgeordneten eröffnete; wir waren ferner Zeuge des unerhörten Skandals auf der Römertreppe und in der Römerhalle, Zeuge endlich der gefährlichen, aber doch zum Glücke ausgeschlagenen Langmuth der bewaffneten Bürger. Wir waren Zeuge, wie das uneigentlich genannte Volk, dasjenige, welches, wenn es denn Alles seiner Eingabe gewährt erhalten hätte, auch Bürgerbewaffnung erhielt, die Entwaffnung der eigenen Mitbürger forderte. Kurz, wir hörten die unerhörtesten Widersprüche des Unverstands. Welchem wahren Vaterlandsfreunde blutete in diesen Augenblicken nicht das Herz?

Aber siehe, wir haben dem erhebenden Gefühl, das der anbrechende Morgen aus wüster Nacht über unser Vaterland, über unsere Vaterstadt verbreitet, kaum Raum gegeben, so flattern die lichtscheuen Vorboten der Halben und Lauen schon herum und seufzen über die Presse, welche Frankfurt beschimpfe, rufen Wehe über Die, so die Suppe eingebrockt, so ihren Schlaf gestört, so ihre Weiber beunruhigt, so ihre Brabanter unsicher gemacht! Kaum ist's geschehen, was sie sich im Casino, im Kollg, hinter der Theetasse und hinter dem Aepfelweinkrug zugeraunt, zugerufen haben: „ja, ja, der Zustand kann so nicht bleiben, die Frucht ist reif" — da beschleicht sie das Mißtrauen in ihre eigene Gesinnung, in ihre und in Anderer That, da drückt sie der Alp der Furcht und des Zweifels, der Anklage und Reue. Da giebts ganz gute, tadellose Menschen, die wie Bösewichter auf den vergangenen Tag der schlechten That schauen und rufen: Gott, wie wird Das enden! Aber, Ihr Armen, es hat noch kaum begonnen. Noch ist die freie Presse der Freiheit kaum geborenes Kind! Ihr habt noch nicht die Ungebärdigkeiten der rasch heranwachsenden Jungfrau gesehen; noch nicht die Flegeljahre des freien heranwachsenden Volkes, noch nicht das Unkraut, das munter zwischen dem Waizen hervorsprießen wird! Aber Ihr seyd fähig, beide zu zertreten! Ihr seyd fähig, jenes Schwarz-Roth-Gold in Fetzen zu zerreißen, vor Furcht der kräftigen, unbequemen Einheit, um Euer Vaterland wieder in die Lappen der alten guten Zeit zu wickeln! Oder glaubt Ihr etwa, der Weg der Freiheit, und sey

es auch der freien Entwickelung des kleinsten Gemeinwesens, führe nur über Rosen? Das Weib empfängt unter Schmerzen den kräftigen Knaben, auf den die Mutter einst mit Stolz herabschaut; auch die Freiheit ist ein Weib, und vor ihren Wehen zittern die Völker! Wahrlich, die Geschichte der Völker lehrt weniger den Mißbrauch der Freiheit zu fürchten, als jenes faule, vornehme, schlaffe Thun und Treiben, welches das Füllhorn der Freiheit dem Arm entsinken läßt, und seine Früchte unbenützt vergeudet. Hieran knüpfe ich schließlich die Warnung, 4) vor der faulen Ruhe auf den Lorbeeren, die kaum gepflückt. Kein Volk ist geneigter dazu, sich dieser behaglichen, contemplativen Ruhe sofort zu ergeben, als das deutsche. Leider ist die Schwachheit sehr verzeihlich, denn es hat den Lorbeer ja noch nie mit fester Hand gefaßt; zwischen den Fingern hat es ihn sich schon mehr als einmal abschwatzen lassen. Es hat noch keine Mühe gekostet, ihn uns zu entreißen. Gibt acht, wie uns bald das süße Lulu der Freiheit vorgesungen wird. Es gibt herrliche Componisten für diese Zuckerwasserlieder überall, und das Geschlecht, welches ich in No. 1 bezeichnet habe, macht überall die Vorsänger. Wehe uns, wenn wir in den Schlaf sinken — unser Erwachen ist schlimmer wie das Derjenigen, welche von der weiland „schwarzen Commission" aus den Betten geholt wurden, um zu beichten, daß sie — von der Freiheit geträumt hatten.

Frankfurt a. M., im März. G. H. Engelhard.

Professor Jordan in Marburg.

† (Marburg, 14. März. — Corresp.) Ein Mann, dessen Name lange Jahre hindurch in ganz Europa, ja sogar jenseits des Meeres mit wärmster Theilnahme, von jedem Deutschen mit einer wehmüthigen Mischung von Stolz und tiefem Schmerz genannt wurde, ist in diesen bewegten Tagen aus der Zurückgezogenheit, in die ihn eigene Krankheit, sowie schmerzliche Todesfälle in seiner Familie seit einiger Zeit versetzt hatten, wieder glänzend hervorgetreten, es ist der edle Jordan. Er hat gezeigt, daß die vieljährige Umgebung der kalten Schloßmauer, wenn sie gleich seine Gesundheit untergraben konnte, sein, für Menschen- und Vaterlandsliebe warm schlagendes Herz nicht zu erkälten vermocht hat. Obwohl mit unaufhörlichen Brustleiden geplagt, die ihm das Sprechen sehr erschwerten, konnte er doch dem Drange nicht widerstehen, zum Wohle seines lieben Vaterlandes und zum Gedeihen der Freiheit seine Gefühle kundzugeben. Die Reden des verehrten Mannes, die sich besonders durch Klarheit und Volksthümlichkeit auszeichneten, wurden stets mit der größten Aufmerksamkeit von den sonst so geräuschvollen Versammlungen angehört. Und was waren es für Worte, die er redete? Klagte er etwa über die Ungerechtigkeit des Fürsten? Reizte er etwa zu Ungehorsam und Widersetzlichkeit gegen die Behörden auf? Ein anderer Mann, der wohl auch für einen Vorkämpfer der Freiheit gilt, dem aber in der That dieser Name nicht gebührt, hätte nach den Worten, die er bei diesen Versammlungen äußerte, an ungesetzlichen Auftritten seine Freude gehabt; Jordan nicht. — In der That, aus dem Munde des allgemein verehrten und geliebten Jordans würde es nur eines Wortes bedurft haben, um bei den erhitzten Gemüthern Vieler sogleich die größten Exzesse hervorzurufen. Aber der edle Mann zeigte auch nicht den geringsten Groll über das erlittene Unrecht, nicht eine Spur von Gereiztheit; „vergessen und vergeben," so sagte er, „ist eines Jeden erste Pflicht." Er war es, der in den Forderungen des Volkes, welche Andere gern zu einer übertriebenen Höhe hinaufgesteigert hätten — weise Mäßigung empfahl. Er war es, der das Gefühl des Dankes über die Zugeständnisse des Fürsten, welches Andere gerne durch Argwohn getrübt hätten, in den Herzen erweckte und nährte. Er war es, der Gesetzmäßigkeit und Einigkeit als die unerläßliche Grundlage, als den einzigen, aber auch sichern Weg zur deutschen Freiheit zeigte — Ein Gedanke mußte Jeden, welcher den edlen Jordan diese Gesinnungen aussprechen hörte, mit unwiderstehlicher Gewalt durchdringen; und bei einer Gelegenheit, als er für ein ihm ausgebrachtes Hoch dankte, lieh' er selbst diesem Einen Gedanken Worte, Worte, welche allen seinen Verfolgern tief in's Gewissen schneiden müssen — die Worte: „Es freut mich, Gelegenheit gehabt zu haben, nun zu zeigen, was für ein Revolutionär ich bin."

In Jordan ruht fürwahr ein köstlicher Schatz, nicht nur für unser enges Vaterland, sondern ein Pfeiler der ganzen großen deutschen Einheit, die — lange ein bloßes romantisches Ideal deutscher Jünglinge und deutscher Dichter — nun sich endlich, endlich, nachdem sie Jahrhunderte lang verschwunden, Jahrhunderte lang vergeblich erstrebt wurde, zu verwirklichen scheint auf dem Grunde deutscher Freiheit.

Wünschenswerthe Abschaffung überflüssiger Titulaturen und Prädicate.

* (Aus Coburg, im März.) Kommen in gegenwärtiger, sich nach allen Beziehungen hin aufklärender Zeit neben der Verbreitung der höchstwichtigsten volksthümlichsten Ansichten auch Gegenstände von scheinbar bedeutungslosester Art zur Sprache, so schließen doch auch letztere oft eine Wahrheit in sich, die, wollen wir alle Uebel der Zeit mit ihrer Wurzel aus dem Boden reißen, es verdient, wenigstens nicht ganz unbeachtet zu bleiben. — Einsender Dieses nimmt die Veranlassung zu dieser Bemerkung aus dem in Ihrer Didaskalia enthaltenen „Aufruf an deutsche Männer, einem Verein für Abschaffung widersinniger Titulaturen beizutreten, die mit Recht zu den Ueberbleibseln einer Zopfzeit zu rechnen sind, durch welche wir Deutsche, anderen Nationen gegenüber, gelind ausgedrückt, nur lächerlich erscheinen müssen! Abgesehen aber von diesem angeführten, noch so unsinnigen Gebrauch unseres bisherigen „Deutsch-Michelthums" dürfte hier auch der Wunsch Anklang und darum Aufnahme in Ihrem Blatte finden:

„daß es gleichfalls an der Zeit wäre, den Mißbrauch abzuschaffen, resp. durch zweckmäßige Mittel dagegen einzuschreiten, der durch Verleihung fürstlicher Prädicate an Staatsdiener, Seitens rangstolzer Frauen derselben, stattfindet," —

der namentlich in kleinen Residenzen als ein wirkliches Gebrechen hervortritt, indem derselbe, abgesehen davon, daß er auf die geselligen Verhältnisse einer solchen Stadt (in einer Zeit, wo bei gleicher höherer Bildung sich ja ohnedem Stände kaum mehr unterscheiden) störend einwirkt, einen unglaublich nachtheiligen Einfluß auch in pecuniärer Hinsicht auf die Familien einer solch' ranghabenden Hausfrau äußert. Da dünkt sich die Frau Geheimeräthin mehr zu seyn als die Frau Geheime Staatsräthin, die Frau Hofräthin höher zu stehen als die Frau Regierungsräthin; läßt jene in einem Kaffee-Kränzchen viel aufgehen, so glaubt diese noch mehr aufgehen lassen zu müssen; es bricht sich dieses Uebel Bahn von der obersten Stufe der Rangordnungen bis zur Frau Assistentin oder mit ihr im Rangstreit liegenden Frau Canzlistin und kostet den armen Männern, die in kleinen Staaten auf geringen Gehalt angewiesen sind, um so schmerzlichere Opfer, da mit den Ausgaben für die Kart-Kränzchen, Kaffeelappen, Flick-Vereine rc. rc. natürlich auch der erhöhte Kleider- und sonstige Luxus, in welchem man sich ja in gleichem

Verhältniß hervorthun muß, Hand in Hand geht! Möchte daher es doch endlich einmal Zeit werden, daß auch diese Klasse **unserer deutschen Frauen** einsehen lernte, wie doch **sie mit den Titeln ihrer Männer durchaus nichts gemein haben**, und daß sie nur allein in „den Titulaturen „**als tüchtige Hausfrauen, Gattinnen und Mütter unter dem Volke zu gelten**," ihren höchsten Ruhm und Stolz finden sollten, denn wahrlich! einer **solchen deutschen Frau** werden die Hochachtungs- und Ehrfurchtsbezeugungen selbst der Hochgebildetsten unserer Nation, **sey sie auch die schlichteste Bürgersfrau**, eher zu Theil werden, als einer **sogenannten gnädigen Dame** höchsten und höhreren Rangs, die in Aufgeblasenheit und Aufgespreiztheit ihre höchste Menschenwürde sucht, und im glücklichen Fall dem Vernünftigen ein mitleidvolles Lächeln abnöthigen wird.

Ein Freund der Wahrheit.

Welche Folgen wird die plötzliche Umgestaltung der französischen Staatsverwaltung auf die übrigen Staaten Europa's haben?

Diese Frage beschäftigt gegenwärtig alle Gemüther und zwar mit Recht, denn die Folgen der Staatsumwälzung von 1793, die doch jedenfalls in vieler Hinsicht der jetzigen gleicht, sind in den Annalen der Geschichte so schrecklich und zugleich so großartig gezeichnet, als daß nicht Jeder sich die Frage stellen sollte: werden die Jahrzehnte, die der neuen Revolution folgen, Aehnlichkeit haben mit den zwei Jahrzehnten, die der Vertreibung, resp. der Hinrichtung Ludwigs XVI. folgten?

Es ist jetzt mehr als unwahrscheinlich, daß ein **Robespierre** oder ein **Marat** das französische Staatsschiff mit Hülfe der Guillotine leiten könnte. Aber wer kann heute voraussehen, welchem kühnen Abenteurer oder welchem tapferen Haudegen das Schicksal Frankreichs und die Ruhe Europa's in die Hände gespielt wird?

Frankreich ist ruhig im Augenblick, aber das ist nur die Ruhe eines Fieberkranken. Frankreich mag selbst ruhig bleiben im Innern; aber wie wird es sich der Stellung gegenüber benehmen, die das Ausland annehmen muß?

Wird nicht England die Glieder der vertriebenen Dynastie benutzen, wie es einst Ludwig XVIII. benutzte, um der französischen Republik Intriguen zu bereiten? Wenn sich heute Republikaner und Legitimisten vereinigten, um Ludwig Philipp zu stürzen, ist es nicht eben so wahrscheinlich, daß die Anhänger des Herzogs von Bordeaux und des Grafen von Paris im Interesse des royalistischen Systems gemeinschaftliche Sache machen?

Welche Rolle wird die französische Republik in Spanien spielen? Das herzliche Einvernehmen Frankreichs mit England ist bis heute getrübt geblieben durch die spanische Heirath. Allerdings fällt die Furcht Englands jetzt weg, daß Frankreich und Spanien je unter einen Scepter kommen (vorausgesetzt, daß die Republik eine ausgemachte Sache ist); aber wird die französische Republik auf freundschaftlichem Fuße bleiben können mit einem Staate, auf welche der Herzog von Montpensier berufen ist, mehr oder weniger Einfluß auszuüben? Es ist möglich, daß in Spanien eine Revolution zu Gunsten Espartero's ausbricht; aber erstens darf vom Gesichtspunkte des Rechtes aus die Quadrupel-Allianz dieses nicht zugeben; zweitens ist Espartero entschiedener Freund Englands, welches, nebenbei gesagt, Portugal schon in seinen Händen hat.

Wie werden nun die Belgier bei der Sache sich benehmen? Belgien hat seine erste Revolution unmittelbar nach der Juli-Revolution gemacht; doch nicht allein die Analogie dürfte dieses Land veranlassen, eine zweite zu machen. Man ist in Belgien zu unzufrieden mit dem Einfluß, den die Geistlichkeit auf politische Dinge hat. Es ist noch nicht ein Jahr, daß König Leopold das katholische Ministerium de Theux entlassen hat; wären diese verhaßt gewesenen Minister noch am Ruder, so wäre Belgien heute schon der dritte republikanische Staat Europa's. Bekannt ist es, daß Ludwig Philipp seiner Zeit die Belgier zurückgewiesen hat, die sich unter Frankreichs Scepter stellen wollten; wird die Republik, deren Repräsentanten diesen Refus so schmachvoll bezeichneten, diese Schmach nicht zu tilgen suchen?

Wenn Polen sich empören sollte, welche Stellung wird Frankreich jetzt einnehmen; wenn Mehemed Ali nicht länger Diener des Sultans seyn will, was werden die Republikaner jetzt thun müssen? Werden die Artikel des National und der Reforme, die sie seit 17 Jahren geschrieben, der polnischen Propaganda nicht das Recht geben, eine Intervention der Republik zu verlangen?

Werden die Radikalen die Stellung verläugnen können, die sie 1840, den Herren Thiers und Guizot gegenüber, angenommen haben? Wenn es dem Aristokraten Louis Philipp nicht möglich war, mit dem Kaiser aller Reussen in mehr als kalt-diplomatische Berührung zu kommen, wird die Republik in den Augen des russischen Kabinets mehr zu einer der fünf Großmächte gezählt werden?

Andererseits, — welche Verlegenheiten sind den Russen, Oesterreichern und Engländern bereitet, wenn sie in diesem Augenblick die Republik provoquiren; welche Verlegenheiten im Innern, wenn sie sich der Republik zu sehr anschließen.

Deutschland! Du liegst auf der Brücke, die von den absoluten Staaten des Nordens zu der Republik führt! Bedenke, daß du das natürliche Schachbrett bist, auf dem die Partie zuerst gespielt werden wird; wenn die Mächte oder die Republik alle Verlegenheiten und alle Schwierigkeiten durch die Chance des Krieges lösen wollen!

Bedenke, daß England schon längst deine Industrie mit eifersüchtigem Auge betrachtet! Bedenke, daß die französische Invasion eine untilgbare Schmach für dich seyn würde! Bedenke, daß **Rußland** und **Freiheit** noch nie unter einem Dache wohnten!

Deutsche! bedenkt das Ernste unserer Lage! Deutsche, sage ich, denn ich rede zu Fürsten und Völkern!

Freiheit und Ordnung!

Frankfurt, 6. März 1848. **W.**

Mannichfaltigkeiten.

Während, Gott sey Dank! die Abgötterei, die man mit Sängerinnen und Virtuosen getrieben hat, endlich zu schwinden beginnt, so sehr, daß die Pianisten besonders fast in keiner großen Stadt mehr ein Konzert zusammenbringen, und sie in London, Paris und Wien sich genöthigt gesehen haben, die bisher gewöhnlichen Preise auf die Hälfte herabzusetzen, fängt man in Belgien eine neue Art Huldigung an; vor der Pleyel knieten einige Phantasten nach ihrem Konzerte nieder. Man denke sich, daß das allgemeine Sitte würde, und das Publikum im Theater vor der Lind ꝛc. auf die Knie sänke! Da gefällt uns das Bouquetwerfen immer noch besser, obgleich auch dies gefährlich werden kann; denn wie Zeitungen melden, wurden in Havannah, wo eine Tedesco Furore machte, mehrere Personen im Theater mehr oder minder durch die Bouquets verwundet, die man der Gefeierten zuwarf. — In der Musikwelt verbreitet sich die Nachricht, die hoffentlich nicht auf Wahrheit beruhet, daß Rossini „die Hochzeit des Figaro" überarbeite.

(Das Frankfurter Liederfest.) Die „Fliegenden Blätter“ enthalten unter obiger Aufschrift folgendes Gespräch: Hinz: Was hört mer denn von de Lidderfest drübbe? — Kunz: Singe a mol g'wiß net! — Weeßt du! Es fehlt schon gleich an de erste Stimm, die hot der Bundestag, un der singt net mit! — Un dann die Theurung, s'habbe zwar mehrere Liedertafle versproche, se wulle Pferdefleesch esse, abber do bei uns hot der Haber umg'schlage hat — do fehlts groß! — Do läßt sich keen Lidderfest halte! — Hinz: Eppes müßt' er ober doch halte! — Kunz: Nu, wos denn? — Hinz: S'Maul! . . . Ha, ha, ha!

Korrespondenz.

!9! Aus dem Coburg-Gotha'schen, 12. März.

Was hat das Volk endlich dahin gebracht, daß es plötzlich Foderungen an die Regierungen stellt und deren Gewähr sich ertrotzt? Daß man jahrelanges Bitten, die wohlbegründetsten, bescheidensten Gesuche schnöde abgewiesen hat. Was konnte den Souveränen, selbst wohlwollenden, volksfreundlichen Fürsten das Ohr gegen die Wünsche des Volkes verschließen? Sophistische Argumente über Volksbedürfnisse, servile Interpretationen über Prärogative der Kronen von Seiten schlechter Rathgeber. Aber es hat unter den Organen der Regierungen aller Länder stets wackere Männer des Volkes, muthige Vertreter seiner Rechte gegeben. Bisher war der Erfolg ihrer würdigen Bestrebungen freilich blos Unzufriedenheit der Lenker des Staatsruders, und wo es ging, hat man diese lästigen Mahner an eine erste Schuld sich vom Halse zu schaffen gesucht. Man sollte meinen, jetzt müßte die Zeit dieser Männer des Volkes gekommen seyn. Freilich wohl, wenn nicht plötzlich über Nacht gerade die bisherigen hartnäckigsten Gegner liberaler Institutionen die eifrigsten Kämpen für Volksfreiheiten geworden wären. Es ist nun einmal nicht anders bei uns; die Pfründner des Staates erkennen in der Welt nichts, woran sich zu halten ist, als den Gehalt. Man wechselt über Nacht Grundsätze, Systeme, sagt mit der verbindlichsten Freundlichkeit heute sein Ja, wo man gestern noch ein schnödes „Nein! Nein! Nein!“ den Bitten des Volkes entgegen schleuderte. Bleibt man dadurch ja doch in Amt und Brod! Und die alten, bewährten Freunde des Volkes? Nichts natürlicher, als daß man diese unbequemen Zeugen früherer Verschulden sich vom Halse zu schaffen sucht. So ist z. B. eines hiesigen verdienten Regierungsbeamten zu erwähnen, welcher im Gebiete der Sicherheitspolizei einen wohlbegründeten Ruf besitzt und welcher statt jenem Systeme des Spionirens nach Ideen und Worten zu fröhnen, das die deutsche Polizei zum Gegenstande des Hasses gemacht — Reformen, durchgreifende Reformen beantragte, zum großen Mißbehagen der Herren von der Gewalt. Unter welchem Titel nun ist dieser gefährliche Widersacher zu beseitigen, der bei dem jetzigen System auf seine früheren Ansichten sich stützen kann? Er hat Polizei geübt, Polizei im edelsten Sinne des Wortes, durch Sicherstellung der Personen und des Eigenthums, durch sorgsame Pflege von Wohlthätigkeitsanstalten, durch freimüthige Bekämpfung eines übermäßigen Wildstandes ꝛc. Wir rufen diesem Volksfreund zu, daß er von dem bisherigen Wege der Geradheit nicht um eine Spanne abweichen, daß er dem guten Tacte des Volkes vertrauen möge, welches zu unterscheiden weiß zwischen den Männern von heute und gestern. Wann es noth thut, bleibt ihm ja die in unserer schönen Zeit allein siegreiche Waffe: die Oeffentlichkeit!

Darmstadt, 15. März.

Ueber den gestrigen Theaterabend berichten wir nur seiner politischen Bedeutung wegen. Gegeben wurde: „Dornröschen“, ein neues Melodram von Dr. Duller, Musik von C. Mangold, mit schönen Tänzen und Tableaux. Der Gegenstand ist dem bekannten Mährchen gleiches Namens entlehnt. Dornröschen, von einer neidischen Fee mit der Spindel durchstochen, fällt in einen tiefen Zauberschlaf und Alles um sie her erstarrt. Alle Versuche, sie zu wecken, mißlingen; ihr Zauberschloß ist mit hohen, undurchdringlichen Dornenhecken umgeben und darin bleiben alle Unberufenen hängen. Endlich gelingt es dem Muth, dem Ritter. Von heißer Sehnsucht getrieben, dringt er durch, der Zauberschlaf schwindet. Dornröschen aber ist Germania, die wiedererwachte, und zeigt sich mit allen Sinnbildern des Reiches. Wie man schon die Banner aller deutschen Staaten gesehen, so sieht man am Schlusse auch das schwarz-roth-goldene Reichsbanner. So ist das Stück, schon vor einem Vierteljahr geschrieben und längst mit Sorgfalt einstudirt, in diesen Tagen aber aufgeführt, wahrhaft eine erfüllte prophetische Stimme. Es ist für uns aber auch ein Beweis, daß die volksfreundliche, ächt-deutsche Gesinnung unseres geliebten Erbgroßherzogs Mitregenten nicht erst von heute stammt, daß er vorher schon die Gesinnungen in sich trug, die er nun beim Antritt seiner Mitregierung bethätigt hat; denn der Erbgroßherzog hatte mit Vorliebe die Einstudirung und Aufführung des deutsch-vaterländischen Stückes gefördert. Mit stürmischem Lebehoch wurden daher auch Se. k. Hoh. nebst Gemahlin von dem zahlreichen, festlich geschmückten Publikum beim Eintritt in die Loge empfangen. Laute Zeichen des Beifalls, die sonst bei Festvorstellungen nicht Sitte sind, waren bei den deutsch-patriotischen Stellen nicht zurück zu halten. Am Schlusse ein lang anhaltendes Hervorrufen des Dichters und der wirkenden Hauptpersonen.

Aus dem Rheingau, 13. März.

Ein neues Leben regt sich allenthalben in unserem schönen nassauer Land. Die junge Presse entfaltet die gelösten Schwingen und ergeht sich (durch 5 — 6 Zeitungen) lustig in den weiten Räumen, die ihr aufgethan sind. Daß es dabei an allerlei Kreuz- und Quersprüngen nicht fehlt und die rechten Bahnen in den ersten acht Tagen sich nicht finden, liegt in der Natur der Sache. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch hier der rechte Geist allmälig einkehre und die großen Fragen der Gegenwart mit all' dem sittlichen Ernste besprochen werden, der ihnen in so hohem Grade gebührt. Nicht Korrespondenzen voll Invectiven gegen einzelne Personen, so schlecht diese seyn mögen, oder gar gegen ganze Stände, erwarten alle besseren Leser der jugendlichen Blätter, die wir mit Freude in unserer Mitte begrüßt haben, wohl aber Wortführer voll Geist und Kraft, die es verstehen, tüchtige Griffe zu thun in das Leben des Volks und die voll aufrichtiger Liebe zum Volk mit Wärme es aussprechen, daß nur im Sonnenlicht der Wahrheit und der Ordnung die Früchte jener theuren Güter reifen können, die wir einer fortgeschrittenen Zeit und einem hochherzigen Fürsten verdanken. — Daß auch die evangel. Kirche unseres Landes einer neuen Ordnung der Dinge entgegen sieht, kann ich Ihnen aus guter Quelle mittheilen. Bereits ist von einem hochgestellten Geistlichen des Landes die Initiative ergriffen zu einer der Kirche so nothwendigen Presbyterial- und Synodal-Verfassung und wir dürfen der Verwirklichung der schönen und zeitgemäßen Idee in der Kürze entgegen sehen.

(Frankfurt, 15. März.) Da sich die unsern Blättern zugehenden, auf die Ereignisse des Tages sich beziehenden Mittheilungen fortwährend außerordentlich häufen, so sind wir nicht im Stande, allen die gewünschte Veröffentlichung zu verstatten. In diesem Sinne haben wir Correspondenzen aus vielen kleineren Orten und Städten, welche sich nach Form und Inhalt den bereits veröffentlichten anschließen, bei Seite zu legen uns veranlaßt gefunden. In gleicher Weise können wir aus einer großen Menge von uns für die „Didaskalia“ zugehenden Zeitgedichten nur diejenigen auswählen, welche wir für die beachtungswerthesten halten. — Alle Einsendungen, die vorherrschend auf persönlichen Beziehungen beruhen und demnach kein allgemeines Interesse bieten, müssen hinfort (schon aus Mangel an Raum im politischen Theil unseres Blattes) unter die Anzeigen-Rubrik verwiesen werden.

Die Redaktion des Frankf. Journals und der Didaskalia.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. März. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang in 4 Abth., von Räder, Musik von mehreren Componisten. (Gastrolle) Schalk: Fräul. Schmidt, vom Theater zu Düsseldorf.

Samstag, 18. März. Ritter Tulipan, oder: Das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf: Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in einem Act.

Sonntag, 19 März. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicit

Nro. 79. Sonntag, den 19. März 1848.

Das Turnwesen
und seine Stellung in der neuen Zeit.

Es hat für Deutschland ein neuer Zeitabschnitt begonnen. Was längst erstrebt wurde, wohin alle edleren Kräfte des Volkes hintrieben, wofür die Söhne des Vaterlandes vor 33 Jahren schon geblutet haben, ist endlich erreicht oder wird doch unzweifelhaft in der nächsten Zukunft erreicht werden: die wahre Einheit und Freiheit Deutschlands. Welche Stellung wird das Turnwesen hierbei einnehmen? Dies ist eine Frage, deren Beantwortung in so fern nicht überflüssig seyn möchte, als dadurch das Ziel, welches durch die Turnerei erstrebt werden soll, immer deutlicher hervortreten und eben deshalb um so sicherer erreicht werden wird.

So wie die bisherige Stellung Deutschlands im Allgemeinen eine schwankende, mehr oder minder unsichere und gedrückte war, so auch diejenige des Turnwesens. Schwankend: denn die Turnvereine waren häufig sich ihres Zieles nicht klar bewußt, die Einen trieben die Sache nur als leibliche Kunst, und ledig jeder höheren Idee; die Anderen dienten mehr oder weniger dem politischen Elemente, was in Bürgerversammlungen, wohin es gehört, geächtet war, zur Zufluchtsstätte; kaum daß noch hier und da die Bestimmung des Turnwesens als eines Hebels für Heranbildung zu vollendeter Menschlichkeit in Kraft und Gesittung und als Grundlage und Bedingung für die Blüthe der Freiheit und Kultur des Volkes festgehalten wurde. Unsicher und gedrückt: denn Diejenigen, so die Kunst nur leiblich trieben, oder welche auch nur im Verdacht standen, solches zu thun, konnten im Volke keine Wurzel fassen und wurden mit Argwohn, ja mit Verachtung betrachtet, wenn schon sie unter dem Einflusse des früheren Regierungs-Systemes des Schutzes von oben gewiß seyn durften; diejenigen Turnvereine, welche überwiegend das politische Element in sich aufnahmen, unterlagen bekannten Maßregeln, bei deren Erlaß man es gar nicht ein Mal sehr genau nahm, sondern lieber einen Verein mehr als weniger auflöste, während gleichzeitig die politischen Turnvereine in sich selbst den Keim von Spaltungen trugen, welche bei dem unnatürlichen Hereinziehen eines den Turnvereinen als solchen offenbar fremden Elementes nicht ausbleiben konnten; endlich ruhten auch diejenigen Vereine, welche den rein menschlich sittlichen und volksthümlichen Standpunkt festzuhalten bemüht waren, nicht auf Rosen, denn nicht nur waren auch sie der Beargwöhnung der Regierungen und deren hemmenden Maßregeln ausgesetzt, sondern sie wurden noch zudem von ihren anders gesinnten Turnbrüdern theils verkannt und theils sogar knechtischer Gesinnung verdächtigt.

So standen die Sachen, und daß dieser Stand kein erfreulicher war, daß mancher Verein, manche Persönlichkeit bitter darunter zu leiden hatte, war nicht zu verwundern. Zeugen aber die Zeichen einer neuen Zeit nicht gänzlich, so wird es jetzt besser werden. Die Zahl Derjenigen, welche das Turnen bisher nur als leibliche Kunst betrieben, wird sich verringern, wo nicht gar ganz schwinden, da jetzt die Furcht, durch Erstrebung eines höheren Zieles einen Anstoß zu erregen, nicht mehr bestehen kann und der Aufschwung, welcher das ganze deutsche Volk ergriffen hat, auch nach dieser Seite hin belebend und veredelnd einwirken wird; die Politik aber wird, bei gewährter freier Vereinigung der Staatsbürger für öffentliche Zwecke, festen Boden in Bürger- und Volksversammlungen finden und nicht mehr nöthig haben, sich hinter die Turnvereine zu verstecken. Dann aber wird das Turnwesen unter dem Schutze der Freiheit zu einer Blüthe gedeihen, wie wir sie unter dem Drucke der Willkür vergebens zu begrüßen hofften. Zuerst wird eine volksthümliche Erziehungsweise die schon längst gestellte Forderung einer durchgreifenden Einführung des Turnunterrichtes in den Schulen zur That werden lassen. Denn man darf von den Männern, welche die neue Zeit an die Spitze der Staatsverwaltungen bereits gestellt hat oder noch stellen wird, wohl erwarten, daß sie vor Allem bemüht seyn werden, durch tüchtige Erziehung und Bildung der Jugend dem Vaterlande einen immer festeren Boden zu schaffen. Dann wird aber auch zweitens unter dem Schutze des freien Vereinigungsrechtes die junge Mannschaft in Stadt und Land im Bunde mit bewährten Bürgern und Volksfreunden zusammen treten, um durch ein kräftig turnerisches Thun und Treiben Leib und Seele in einen Schwung zu versetzen, wie er so nöthig ist, wenn die Bewegung nach vorwärts, welche das deutsche Volk jetzt endlich eingeschlagen hat, die erforderliche Gewähr auf Dauer erhalten soll. In so fern haben die Turnvereine immerhin auch eine allgemein politische Bestimmung zu erfüllen. Ihr wahrer eigentlicher Lebensbereich ist und bleibt aber der Aufbau der Grundsäulen der Freiheit im weitesten Sinne, mit anderen Worten das Streben nach körperlicher Kraft, sittlicher Tüchtigkeit und Gemeinsinn. Hierin mögen die Turnvereine das Ziel ihres Strebens erkennen. Behalten sie dieses Ziel fest vor Augen, so wird der Turnverein, die Turngemeinde für den jungen Menschen die Vorhalle seyn, durch die er, zum Manne heranreifend, dereinst als tüchtiger Bürger in das größere Gemeinwesen des Staates eintritt. Wo aber dem Staate ein solcher Nachwuchs erblüht, da ist seine Zukunft gesichert.

Also nochmals: Hebung der Volkskraft und Wehrhaftigkeit durch ausgedehnten Betrieb der Turnkunst auf den Turnplätzen und auf Volksfesten und Turnfahrten; Erstrebung sittlicher Tüchtigkeit durch Förderung des Sinnes für Einfachheit, Mäßigkeit im Genuß und in höherer Beziehung durch Offenheit und Wahrhaftigkeit im Handeln; Pflege des Gemeinsinnes durch Aufstellung und Bewährung des Grundsatzes

der Brüderlichkeit im Vereine selbst und nach außen hin durch gemeinnützige Thätigkeit, da, wo der Staat der jungen raschen Kraft bedürfen sollte.

Darauf mögen die Turnvereine der neuen Zeit sich die Hand reichen, auf solche Grundsätze mögen sie das Turnwesen gründen und die Früchte ihres Strebens werden nicht ausbleiben.

Ein Brief aus der bayerischen Pfalz.

(11. März.)

Ihr geschätztes Blatt von vorgestern brachte uns die königliche Proclamation vom 7. März, welche in der ganzen Provinz allgemein freudig begrüßt wurde, da der Inhalt derselben, namentlich Gestattung unbeschränkter Preßfreiheit in innern wie äußern Staatsangelegenheiten den Anforderungen der Pfälzer in gegenwärtiger Zeit vollkommen entsprach. — Wir finden nun in besagter Proclamation zwar keine königliche Anordnung zur allgemeinen Volksbewaffnung, obgleich dieselbe in einigen Petitionen von Nürnberg, Neustadt a. d. H. rc. beantragt wurde. Dieser Umstand gibt uns Gelegenheit, unsere Ansichten über die Idee der Volksbewaffnung und Aufhebung des bestehenden Heeres in Ihrem vielgelesenen Blatte öffentlich darzulegen. — Die allgemeine Volksbewaffnung scheint uns in sofern zweckmäßig und den Zeitverhältnissen entsprechend, als sie dazu bestimmt seyn soll, die allgemeine Ruhe und Ordnung einer gewissen Klasse von Menschen gegenüber aufrecht zu erhalten, welche in gegenwärtiger Zeit leicht veranlaßt werden könnte, durch förmlichen Aufruhr und Revolution sich an dem Eigenthum zu vergreifen, um, wie man sich hier und da schon ausgesprochen haben soll, auf diese Weise förmliche *Gleichheit* herbeizuführen. Daß aber nach Einrichtung der allgemeinen Volksbewaffnung das bisher bestandene Wehrsystem dahin abgeändert werden soll, daß die regulären stehenden Heere gänzlich abgeschafft und, im Falle eines Kriegs, der Bürger zur Vertheidigung der Gränzen des Vaterlandes gebraucht werden soll, dürfte eben so unpraktisch als den Zeitverhältnissen nicht angemessen erscheinen. Man möge vor Allem bedenken, was für große Kosten eine solche Bewaffnung dem Bürger verursachen würde, der für die Uniformirung aus seinem Sack sorgen müßte, was doch gewiß demselben gerade in einer so schweren Zeit, wie die gegenwärtige, nicht willkommen seyn kann. Man möge ferner bedenken, wie unpraktisch es wäre, das stehende Heer, besonders in jetziger Zeit, abzuschaffen und dafür Bürgerbewaffnung einzuführen, da nicht ein einziger der Nachbarstaaten Deutschlands ein gleiches Institut acceptirt hat und zu acceptiren auch nicht gesonnen ist. Wie würde Deutschland bei dem Ausbruche eines Krieges einem Nachbarstaate, z. B. Frankreich, gegenüberstehen? Oder glauben denn Jene, die sich die Männer des Volkes nennen lassen und beständig die hohlen Phrasen im Munde führen: „Wir sterben Alle für Einen Mann! Wir sind kräftig, unsere Gränzen vor einem Einfalle des Feindes zu schützen!“ glauben diese dem ruhigen Handwerksmanne einen Freundschaftsdienst zu erweisen und Freiheit zu bringen, wenn sie es dahin bringen, daß er alle paar Tage oder Wochen mit Sack und Pack zu einem militärischen Manöver ausrücken muß? Und welche geringen Dienste eine Landwehr dem regulären Militär gegenüber leistet, ist zu bekannt, als daß darüber auch nur noch ein Wort zu verlieren wäre. Es ist auch ganz natürlich, daß bejahrte Männer, denen ihr Geschäft am Herzen liegt und die an andere Sachen als an das Exerciren zu denken haben, Das im militärischen Fache nie werden können, was junge kräftige Männer sind, deren ausschließliche Geschäfte militärische Uebungen sind und die durch die Subordination sich bequemen müssen, Alles aus dem Fundamente zu erlernen, und kann man doch die Subordination, wie sie bei dem regulären Militär gehandhabt wird, wahrhaftig nicht auch bei der Landwehr in Anwendung bringen. Zudem wissen wir recht gut, daß vielleicht den meisten Soldaten die strenge Subordination, sowie alle militärischen Beschäftigungen verhaßt sind, um wie viel muß es dem Bürger verhaßt seyn, beständig zum Militärdienste gezwungen zu werden. Dann wolle man ferner bedenken, daß zur Kriegszeit der Mann seiner Familie schützend zur Seite stehen muß; was aber könnte aus den Zurückgebliebenen werden, wenn der Feind in das Land eindringen und — wie ja schon oft der Fall war — verheerend und plündernd durch dasselbe ziehen würde? Man überlege wohl, was durch eine solche Volksbewaffnung und Abschaffung des stehenden Heeres im Fall eines Krieges für namenloses Unglück herbeigeführt werden könnte, und leihe man nicht ein williges Ohr solchen widersinnigen Anträgen, die von Personen ausgehen, die nicht wissen, was es heißt, Noth und Mangel leiden, die darum die schweren Folgen der Niederlage der Geschäfte nicht zu beurtheilen verstehen. Man wird uns nun wohl die Einwendung machen, daß das stehende Heer dem Lande zu große Kosten verursache; daß der Soldatenstand ein nothwendiges Uebel ist, ist richtig, und daß in manchen deutschen Staaten das stehende Heer bedeutend vermindert werden dürfte, und dadurch denselben in finanzieller Hinsicht ein bedeutender Vortheil erwachsen würde, unterliegt wohl keinem Zweifel. Uebrigens können wir — von Bayern zu reden — nicht sagen, daß dieser Staat, dem übrigen Deutschland gegenüber, mit Militär überfüllt wäre, obwohl auch noch weniger Mannschaft hinreichend seyn dürfte, den Militärdienst in der Garnison des Reiches zu versehen. Aber wir wollen einmal den Bürger fragen, was er lieber wolle, das jetzt in Bayern beständig aufgestellte Heer oder eine Volksbewaffnung auf eigene Kosten. Gewiß würde er vorziehen, das Heer zu belassen, als sich alle paar Jahre eine neue Uniform machen zu lassen, überdies den beständigen Dienst zu thun, der seinem Geschäfte nachtheilig ist. Daß diese Volksbewaffnung ihm mehr Kosten und andern Nachtheil verursachen würde, als die Zahlung eines stehenden Heeres, wird wohl Jedermann einsehen. Noch einmal, wir sind vollkommen überzeugt, daß der Kern des Pfälzer Volkes mit einer solchen Bürgerbewaffnung nicht zufrieden seyn wird, im Fall sie angeordnet werden sollte. Besser hätte man den Wünschen des Volkes entsprochen, wenn man neben den durch die königl. Proclamation vom 7. März genehmigten zeitgemäßen und vernünftigen Anträgen noch folgende hinzugefügt hätte: 1) Abgabe des Holzes an die Bürger um die Abschätzungs-Taxe; Verordnung, daß auswärtige Steigerer nicht eher zugelassen werden sollen, bis die Inländer mit Holz versehen sind; 2) Renovation unseres mangelhaften Hypothekengesetzes; 3) Abschaffung des Enregistrements; 4) Abschaffung der Häusersteuer und 5) Herabsetzung der übermäßig hohen Gebühren der sogenannten Volksbeamten, besonders der Advokaten, deren Geschäftsverantwortlichkeit und Bemühungen mit ihrer übermäßig hohen Bezahlung gar nicht im Einklange stehen. Ja, dann können sich die pfälzischen Volksrepräsentanten in den Herzen des Volkes ein bleibendes Denkmal der aufrichtigsten Dankbarkeit errichten, wenn sie derartige Anträge in der Ständekammer laut werden lassen. Wir wenden uns zunächst an die pfälzischen Juristen, die mit dem Vertrauen des Volkes beehrt wurden, und rufen ihnen zu: So müssen Sie Anträge stellen, wenn Sie die Männer des Volkes genannt seyn wollen, wenn Sie dem pfälzischen Volke Freiheit bringen wollen, unter welcher es, wie schon gesagt, vor allem Andern, *Vermeidung aller und jeder unnöthigen Geldausgabe* versteht; Sie müssen, wenn Sie *Volksmänner* genannt seyn wollen, vor den Thron hintreten und ungefähr folgenden Antrag an Se. Majestät stellen: „Ew. k. Majestät werden einsehen, daß bei dem fortschreitenden Geiste des pfälzischen Volkes das kaiser-

liche Dekret vom 16. Februar 1807, betreffend den Tarif der Gerichtskosten, sowie auch die Dekrete Ew. k. Majestät höchstseligen Herrn Vaters, denselben Gegenstand betreffend, in der Pfalz nicht mehr haltbar sind. Der Kern des pfälzischen Volkes — der Handwerks- und Bauersmann — sieht es ein, daß wir Advokaten nicht 10,000 fl. Verdienst per Jahr nothwendig haben, um zu leben, sondern, daß wir mit 3000 fl. auch durchkommen können. Das pfälzische Volk denkt, wir könnten uns statt der Gebühr von 3 fl. 30 kr. für einen Brief an einen unserer Clienten auch mit 48 kr. oder einem Gulden begnügen. Das pfälzische Volk will nicht mehr bei dem fortschreitenden Zeitgeiste, wenn es die Summe von 100 fl. ausklagen will, uns 99 fl. Vorlage machen. Möge Ew. Majestät bedenken, daß die jährlichen Verdienste der Advokaten und Notäre in der Pfalz, auf die Bürger repartirt, auf einen jeden so viel kommen dürfte, als die direkten Steuern für den Staat ausmachen. Aus diesen und auch noch anderen Gründen möge Ew. Majestät geruhen, die besagten Dekrete dahin abzuändern, daß wir Advokaten und andere Volksbeamte nicht mit der Zeit alle schönen Güter, alle schönen Häuser, resp. Paläste an uns reißen, und hierdurch der Mittelstand, der, bei den Gerichten von uns unterstützt, durch Gewinnung eines Prozesses in Wohlstand zu kommen gedenkt, an den Bettelstab gebracht wird." Und glauben Sie, verehrteste Herren Abgeordneten, daß Sie bei einem solchen Antrage nicht mit einer Opposition, es sey denn, mit der eines Ihrer Herren Collegen zu kämpfen hätten. Sicher hätten Sie den Triumph, Ihren Antrag durchgehen zu sehen, da auch der Monarch, bei seiner bekannten Fürsorge für sein Volk, demselben die königliche Sanction gewiß nicht versagen würde. Solchen Kammerverhandlungen wird das pfälzische Volk ein aufmerksames Ohr leihen, solche Anträge würden bei dem Handwerksmann und Bauer, die doch das „Volk" im Staate bilden, eher als alle anderen Anklang finden, weil sie wüßten, um was es sich handle, nämlich um Verbesserung ihrer finanziellen Verhältnisse. Die Preßfreiheit z. B., dieses hohe Gut für die Wissenschaft, kann die Aufmerksamkeit des „Volkes", das Verbesserung seiner materiellen Verhältnisse wünscht, nicht so sehr in Anspruch nehmen, und der größte Theil davon nicht ein Mal weiß, was unter Preßfreiheit verstanden wird; desgleichen verhält es sich mit der Volksbewaffnung, die dem Volke statt Freiheit nur größere Kostenlast und militärische Knechtung bringt, und gegen welche das deutsche Volk noch bei Zeiten einschreiten möge. — Im Gefühle seiner Dankbarkeit wird das pfälzische Volk es dann auch an Demonstrationen zu Ehren seiner Repräsentanten nicht fehlen lassen und dieselben bei ihrer Rückkehr mit aufrichtiger Freude begrüßen, wenn durch die Durchführung solcher Anträge demselben die Freiheit, nach welcher es sich sehnt, gebracht wird. Ja, dann wollen wir Illumination, Feuerwerk, Freudenfeuer und Festbälle veranstalten, wenn sich unsere „Volksmänner" — denen wir übrigens das vollste Vertrauen schenken — dieses Namens in der That würdig machen; von allen Seiten wird dann der Ruf erschallen: „Es lebe die wahre Freiheit, die dem Geldbeutel des geringen Mannes Nutzen bringt! Es leben die Männer, durch welche sie errungen wurde!"

An die hessischen Protestanten.

✓ (Darmstadt, 14. März. — Corresp.) Die heutige Nummer des „Rheinischen Volksblattes" enthält folgende Aufforderung, die wir als das erste Zeichen der Rückwirkung des politischen Umschwunges auf das religiöse Leben ansehen können:

„An die Glieder der protestantischen Kirche Hessens.

Mit dem 6. März ist eine neue Aera über unser Vaterland aufgegangen. Wollen wir die Vortheile, die sie uns bietet, nicht unbenutzt lassen, so müssen wir thätig seyn, sie zu benutzen. Es ist in gar vielen Dingen zu verbessern. Unsere Kirche seufzt schon lange unter dem Druck veralteter, widerrechtlicher Zustände. Es ist Zeit, daß sie frei werde, daß sie in die Stellung eintrete, die ihr als Gemeinschaft protestantischer Christen gebührt. Wir schlagen den Glaubensgenossen unseres Vaterlandes vor, dahin zu wirken, daß diese Freiheit erreicht werde. Dieses geschieht: 1) durch vollständige Auflösung des staatskirchlichen, die Bewegung der Gemeinde hemmenden, Consistorialorganismus. 2) Einführung einer vollständig freien Presbyterial- und Synodalverfassung. Vertretung der Kirche durch freigewählte Glieder der Gemeinde, Geistliche oder Laien; 3) schleunige Herstellung der Gemeinden in ihre als protestantische Gemeinschaften ihnen zukommenden Rechte. Selbstständige Verwaltung ihres Vermögens. Freies Wahlrecht ihrer Geistlichen. Unbedingte Selbstständigkeit in der Regelung ihrer religiösen Angelegenheiten. Werden wir nicht schleunigst die protestantische Kirche, so wei es in unseren Kräften steht, dahin stellen, wohin sie ihrem Wesen nach gehört, d. h. auf das Recht und die Selbstständigkeit der Gemeinden, so werden massenhafte Uebertritte zum Deutschkatholicismus stattfinden. Die fremde Freiheit wird heimischer Sclaverei vorgezogen. Das Leben der Kirche erstirbt dann für den Rest der Glieder in träger Theilnahmlosigkeit an religiösen Dingen. Wir hoffen, daß alle Geistliche an dem Werke der Wiedergeburt unserer protestantischen Kirche sich betheiligen werden. Sie erfüllen nur eine Pflicht, die ihnen Niemand verübeln kann. Sollten sie da und dort sich weigern, dem Rufe der Zeit Gehör zu geben, so wird dieselbe eben so schonungslos über sie hinausgehen, als sie bereits über andere Dinge hinausgegangen ist.

C. Schäffer, Pfarrvikar. C. Lüdeking.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus der Pfalz. — Sp. 3.) Drei katholische Geistliche sind es, welche wegen Verweigerung des berüchtigten Reverses vor das geistliche Gericht zu Speyer geladen waren, nämlich: der Pfarrer Ullrich von Burrweiler, Pfarrer Damm von Gleisweiler, und Pfarrer Brucker von Weyher. Ehre diesen wackern Männern, die einer unbefugten und unwürdigen Forderung ihr gutes Recht entgegen setzten! Daß sie der beliebten Scheinheiligkeit und Kopfhängerei nicht huldigen, daß sie eben so unbescholtene als einsichtige und gerade Leute sind, die verstehen und üben, was ihres Amtes ist, beweist schon allein ihre Reversverweigerung, sonst würden sie nicht den Muth dazu in sich getragen haben, weil sie wohl wissen, daß es Dem sehr übel ergeht, der in solcher Lage eine angreifbare Seite darbietet. Das Publikum soll darum auch ihre Namen wissen, und im Hinblicke auf sie sprechen wir den Wunsch aus: möchte der Pfarrklerus ferner nicht eine zerstreute Heerde bilden, möchte er seine wahre Stellung erkennen und selbstständig behaupten! möchte er nicht nur gewissenhaft alle seine Pflichten erfüllen, sondern auch standhaft seine Rechte wahren lernen, in treuem Zusammenhalten für Das, was ihm und dem Volke zum wahren Heile dient! So ferne wir von dem Resultate der geistlich-gerichtlichen Procedur gegen die drei Genannten Kenntniß erhalten, werden wir seiner Zeit Mittheilung davon machen.

Emil Girardin entwickelt in seiner „Presse" die Grundzüge einer neuen Staatsverwaltung, namentlich in Hinsicht der Kriminaljustiz. Girardin will, daß alle Gefängnisse, als Pflanzschulen des Verbrechens, abgeschafft werden, und daß das Kriminalgesetzbuch nur zwei Strafen enthalte: (1 Geldentschädigung für alle an Personen oder Eigenthum verübten Verletzungen, für deren Zahlung der Verurtheilte, im Falle er unvermögend ist, seine Familie, falls diese insolvent ist, die Gemeinde, und in letzter Instanz der Staat verantwortlich sey, und 2) Verbannung aus der Republik, auf Zeit oder lebenslänglich. Eine radikale Reform des Kriminalgesetzbuches wird jedenfalls stattfinden. Wenn Hrn. Girardins Plan zur Geltung gelangen könnte, würden die Verbrecher allerdings sehr wohlfeilen Kaufs davon kommen.

(Straubing, 7. März.) Die von der hiesigen Bürgerschaft gestern an Se. Maj. den König gesendete sehr gut redigirte Adresse beginnt wie folgt: Ein Ludwig (der Kelheimer), Eurer königlichen Majestät erlauchter Ahn hat unsere Mauern erbaut, für Ludwig den Bayer fochten unsere Vorfahren bei Gamelsdorf. Können Eure Majestät zweifeln, daß auf die Enkel dieser biedern Bayern das Erbe unverbrüchlicher Treue nicht in gleichem Maße überging? Die Zeit ist so ernst, als die Gefahr groß, die unserm gemeinsamen Vaterlande droht. In einem so entscheidenden Augenblicke drängt es uns, Euer Majestät zu versichern, daß unsere altbayer'schen Herzen dasselbe Blut belebt, mit dem unsere Vorfahren für das Vaterland so oft und so willig die heimische und fremde Erde benetzten. Untrennbar ist die Wahrheit von der Treue, wie die Lüge von der Schmeichelei. Der ächte Bayer tritt offen und frei vor seinen König. Wahrheit sey zwischen dem Volke und seinem Fürsten. Diese Wahrheit, nicht leere Form, nicht eitle Nachahmungssucht, legt uns die heilige Pflicht auf, uns den bereits vorangegangenen Schwesterstädten anzuschließen, um offen zu bekennen, daß die von jenen Städten ausgesprochenen Wünsche auch die unsrigen seyen. — Folgt eine Aufzählung dieser Wünsche.

Korrespondenz.

Aus dem Odenwald, 14. März.

Die traurige Geschichte der Verfolgungen und Leiden der jüdischen Einwohnerschaft zu Reichelsheim ist Ihnen bis jetzt noch nicht vollständig mitgetheilt worden; ich eile daher, das Fehlende durch nachstehenden Bericht zu ergänzen und zugleich noch einiges Andere aus den Tagesbegebenheiten hinzuzufügen. — Nachdem die Reichelsheimer Israeliten, wie bereits früher gemeldet wurde, in den Tagen des 22. und 23. Febr. durch nächtliche Tumulte viel auszustehen gehabt hatten, wurden sie interimistisch in Ruhe gelassen bis zu dem für den ganzen hessischen Odenwald so unruhigen Mittwoch den 8. März, wo gerade in Reichelsheim Viehmarkt war, der viel Volk aus der Nähe und Ferne zusammengeführt hatte. Wie es bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich zu gehen pflegt, so fehlte es nicht an Betrunkenen und aufreizenden Reden, welche das Thema des Tages, die Juden, zum Gegenstande hatten. Von Reden schritt man sofort zu Thathandlungen und es wurden die Juden in ihren Wohnungen auf die übliche Weise geängstigt, wobei man jedoch dieses Mal allein nicht stehen blieb, sondern auch noch Vortheile von ihnen dadurch ziehen wollte, daß sie, wollten sie übel oder wohl, Quittungen über nicht empfangene Zahlungen ausstellen mußten. Wer sich dagegen sträubte, wurde mit Fenstereinwerfen oder anderen Thätlichkeiten bedroht und konnte von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davon kam. Mit solchen und ähnlichen Vorgängen endigten die Excesse vom 8. März. — Am nächstfolgenden Tage, den 9., kam die Gemeinde Reichelsheim abermals in Bewegung, und zwar dieses Mal in ihren eigenen Angelegenheiten der gräfl. Standesherrschaft gegenüber, welche um Erleichterung und Abhülfe der an sie zu entrichtenden Abgaben und Lasten schlennigst angegangen werden sollte. Unter Androhung von Schlägen und noch viel ärgeren Unbilden, welche Haus und Eigenthum gefährdeten, wurde sofort das Project des Tages realisirt, und ein ziemlich zahlreicher Zug von Petitionären machte sich auf den Weg nach Erbach, um dem Hrn. Grafen ihre Bitten persönlich vorzutragen. Ihrer einnehmenden Beredtsamkeit und ihren unwiderstehlichen Gründen war freilich für den Augenblick nicht viel entgegen zu setzen. War der 9. März für die Reichelsheimer ein Tag der Aufregung gewesen, so sollte der 10. für sie ein Tag der Beruhigung werden, da an diesem der großh. Ministerialrath Hr. Eigenbrodt zu Reichelsheim eintraf, die versammelte Gemeinde mit den Absichten der Regierung bekannt machte und sie in eindringlichen Worten, unter Hinweisung auf den Ernst der Zeit, zur Ruhe und Ordnung ermahnte. In Folge seiner weiteren Eröffnungen wurde sogleich zur Bildung einer Bürgerwache geschritten, welche, wie man wohl hoffen darf, ferneren Versuchen zu Ruhestörungen in der Gemeinde Reichelsheim kräftigst entgegen treten wird.

Alzey in Rheinhessen, 12. März.

Auch hier hat man die neue Zeit mit dem Jubel und der Begeisterung begrüßt, welche das ganze aufgewachte Deutschland erfüllt. Kaum daß man von der betäubenden Ueberraschung über den radicalen Umschwung in Frankreich einigermaßen zu sich selber gekommen, als auch sofort (ohngefähr gleichzeitig mit Mainz und Worms) zu einer Eingabe an den betreffenden Landtagsabgeordneten, die Rechte des Volkes kurz und entschieden fordernd, geschritten ward. Es war ein nie geahnter Aufschwung der Geister, eine Strömung des kühnen Volksbewußtseyns, welche Alles mit sich fortriß und zur raschen, kräftigen That hintrieb. Nun aber die Verhältnisse im Staate eine eben so rasche, heilsame Wendung genommen, da ein geliebter Erbgroßherzog Mitregent geworden und diese Mitregentschaft durch eine Proclamation eröffnet hat, welche wegen des darin herrschenden freien, volksthümlichen Geistes ganz Deutschland staunen machte; jetzt, da das alte Regierungssystem gefallen und ein Minister an der Spitze der Geschäfte steht, dessen Name allein schon volle Gewähr und Bürgschaft für die Erfüllung aller gerechten Volkswünsche in sich trägt, fangen Ruhe und Vertrauen in die Gemüther zurückzukehren an, und ist in der That das Bestreben aller guten Bürger auf die Dämpfung des in den unteren Schichten noch gährenden Elementes und auf die Consolidirung der sozialen Ordnung gerichtet. Nichts thut auch jetzt mehr noth, als dieses, da der Krebsschaden des Volks nur zum Theil dem politischen Systeme zu Schulden kam, zum Theil aber in den socialen Verhältnissen lag und liegt, die wahrlich durch das Faulenzerleben und die geflissentliche Unterhaltung der Unzufriedenheit bei der unteren Volksklasse nicht gebessert werden. In diesem Sinne und um den Geist der Ordnung zu kräftigen, hat sich auch der wackere Landtagsdeputirte Lehne am verflossenen Donnerstag in der hiesigen Bürgerversammlung mit gewohnter Kraft und Auszeichnung ausgesprochen, und wurde er hierin von unserem Abgeordneten, Hrn. Grode, würdig unterstützt. Eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adresse, welche dieser Tage von hier nach Darmstadt abgeht, wird es zeigen, daß die Alzeyer Bürgerschaft die Mahnung solch' würdiger Volksvertreter gewürdigt und beherzigt, indem sie Energie mit Ruhe, Klarheit und Kraft der gerechten Forderung mit einem gerechten Vertrauen, so wie Sinn für Freiheit mit Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit zu paaren versteht. Traurig genug, daß nicht überall gleiche Gesinnung herrscht und nicht Alle, welche deutschen Namen und Nationalfarben tragen, dieses Ehrennamens und dieses Ehrenzeichens auch würdig sind; traurig genug, daß hie und da ungezügelte Haufen noch den Muth haben dürfen, das hehre Bild der Freiheit durch arge Exzesse zu besudeln und gleißnerische Volksmänner zusehen und schmunzeln. Schmach und Schande über solche Unwürdige, die Deutschlands Ruhm in diesen großen Tagen der nationalen Erhebung nach außen verdunkeln und den Dunkelmännern und den Volkstyrannen im Innern die willkommenste Gelegenheit geben, auszurufen: „Sehet, Deutschlands Volk ist noch nicht reif zur Freiheit!“ Hoffen wir, daß die wilde Berauschung bald der Besonnenheit und der Einsicht Platz machen werde! Die Presse wird und muß das Ihrige dazu beitragen. An euch aber, ihr wahren Volksfreunde, ist es, durch kühnes Einschreiten und ruhige Belehrung die Aufregung beschwichtigen zu helfen und durch Herstellung einer sittlichen Ordnung der Freiheit den Boden zu sichern.

Zufolge einer Aufforderung in Nro. 74 Beilage zur Oberpostamts-Zeitung, Nro. 75 der Didaskalia und einer ähnlichen in Nro. 83 zweite Beilage des Intelligenz-Blattes werden die Wachtmeister, Oberfeuerwerker, Feldwebels, wie überhaupt die Unteroffiziere aller Altersklassen, welche sich an dieser ächt patriotischen Sache betheiligen wollen, auf morgen Sonntag den 19. d., Nachmittags 2 Uhr, in Civilkleidung, freundlichst eingeladen. Versammlungslocal bei Hrn. Steen, Bierbrauer, im alten Wolf, Borngasse. Das provisorische Comité.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. März. Ritter Tulipan, oder: Das listige Bauernmädchen, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paisiello. Hierauf: Das Fest der Handwerker, komisches Gemälde aus dem Volksleben in einem Act.

Sonntag, 19. März. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicit[a]

Nro. 80. | Montag, den 20. März | 1848.

An Alphonse de Lamartine.

„La république fra[n]çaise n'a pas beso[i]n d'être reconnue pour exister. Elle est de droit nat[u]rel, elle est de droi[t] national.... Le monde et nous, [n]ous voulons marcher à la fraternité et à la paix.... Elle se proclame l'alliée intellectuelle et cordiale de tous les droits, de tous les progrés, de tous les dévéloppemens légitimes d'institutions des nations, qui veulent vivre du même principe que le sien.... Liberté, égalité, fraternité!"

(S. Lamartine's Rundschreiben vom 2. März 1848 an die auswärtigen Diplomaten.)

Du, dessen Name längst mit gold'ner Lettern Zug
Als Dichter im Gestirn des ew'gen Ruhmes leuchtet!
Du, der auf harmoniegeweihter Hymnen Flug
So viele Herzen schon mit sich zum Himmel trug,
So manches Auge schon mit süßem Thau befeuchtet:
Du flochtest, ungestillt nur von der Musenkrone,
Ihr auch den Lorbeer noch als Held des Volkes ein;
Dir rief die Freiheit selbst, auf die mit starrem Hohne
Der greise König sah von seinem Julithrone:
Durch ganz Europa's Rund sollst du mein Herold seyn!

In Trümmer sank der Thron, zerschmettert von dem Keil
Der Donnerwolke, die er selbst heraufbeschworen,
Der alte Friedensfürst, als ihm des Staates Heil
Zur Mehrung eigner Macht und Schätze wurde feil,
Die jetzt auf Einmal er für immer doch verloren!
Gebrochen wankt er nun auf einem fremden Strande,
Schlägt vor die Stirne sich und fluchet dem Geschick;
Indeß der neue Hahn schon ruft durch alle Lande:
Erwacht ihr Völker! — und im Trikolorgewande
Ihr Siegesbanner schwingt die junge Republik.

Und strahlend trittst du nun, mit gleicher Edeln Kreis,
Vom Volksvertrau'n gestellt an der Regierung Spitze,
In deiner Hand zum Gruß der Friedenspalme Reis,
Vor alle Welt und zu der neuen Schöpfung Preis
Rauscht von den Lippen dir ein Strom voll gold'ner Blitze:
„Frankreich, sich lebensfrisch und glorreich zu entfalten,
„Braucht nicht, als Republik, der Anerkennung mehr;
„Im Rechte der Natur und der Nation enthalten
„Liegt schon ihr Recht dazu; — doch friedlich will sie walten,
„Ein Brüderbund fortan, statt ein Erob'rungsheer!
„Nicht lüstet uns nach Krieg! Wir wollen, treu vereint,
„Nur eine Republik der Menschenrechte gründen,
„Wo rings der Gleichheit, rings der Liebe Sonne scheint, —
„Doch gern uns jedem Volk, das noch im Joche weint
„Gekrönter Tyrannei, zu Schutz und Trutz verbünden!
„Wagt aber je der Feind sich über uns're Grenze....
„Zu Staub vernichten soll ihn Frankreichs Wetterstrahl!
„Reicht uns darum die Hand im neuen Völkerlenze,
„Zum heil'gen Sühnemahl! Die Freiheit, sie kredenze
„Bald einer ganzen Welt den göttlichen Pokal!" —

Wohl klingt, o Lamartine! dein herrlich' Manifest,
Gleich Osterglockenschall nun auch durch uns're Herzen!
Bald lös't sich auch von uns der schweren Bande Rest,
Auch Deutschland feiert schon sein Auferstehungsfest
Aus dumpfer Winternacht zu lichten Frühlingskerzen!
Und haben wir nicht auch dem wackern Volk der Franken,
Noch außer früherm Gut, woran es uns gebrach,
Den Strom elekt'rischer Begeisterung zu danken,
Der endlich uns geweckt, und niederwarf die Schranken,
D'rin wir so lange schon geduldet Spott und Schmach?

Du rufst Verbrüderung mit Euch den Völkern zu —.
Ist dies, o Sänger, einst der Friedens-Marseillaise!
Kein Dichtertraumbild nur? Bist wohl uns Bürge du,
Daß nicht, zwar jetzt gewiegt in süßer Freiheit Ruh',
Dein feuerblütig Volk bald wieder sich vergäße?
Kannst du prophetisch uns verheißen und geloben,
Daß es die „Geistes- und die Herzensallianz"
Mit allen Völkern, die zum Fortschritt sich erhoben,
Nie wieder brechen wird? Daß nie sein Sturmestoben
Der Blumen schönste reißt vom deutschen Rheineskranz?

Verbürgst du wohl, daß nicht, eh' noch zerrint ein Jahr,
Die junge Republik, die freie Amazone,
Die Fahne wieder tauscht mit einem Kaiseraar,
— Gleich jenem, den der Schoos der Diktatur gebar, —
Und den Olivenkranz mit kriegsblutschwerer Krone?
Daß nicht ein stolzer Wahn, in ihres Glücks Verblendung,
Ihr Flammenauge mehr verlockt vom hohen Ziel:
Treu ihres Herold's Wort und ihrer Göttersendung,
Den Staat zu führen zur harmonischen Vollendung,
Der Menschenrechte Hort, der Freiheit stät' Asyl?

Auch Deutschland's Himmel ist noch lang kein reines Blau!
Noch drohen Wolken uns von Nordost zu bedachen!
Wohl hob schon kühn empor sich uns'rer Freiheit Bau,
Doch muß er immer noch, daß nicht schon wieder schlau
Von hoher Hand sein Grund wird untergraben, wachen!

Indeß, o Lamartine! laß' Ruhm und Preis dir zollen!
Denn Dichter nur, wie du, steh'n auf der Menschheit Höh'n,
— Nicht aber Könige, die stets der Sonne grollen.
O mögen bald vorbei die letzten Stürme rollen!....
Jst's auch nur Dichtertraum? — Wie schön ist er, wie schön!

Frankfurt, 15. März. August Schnezler.

Politische Rundschau Deutschland's.

17. März.

Am 2. März rief der Bundestag das deutsche Volk zur Einheit und Ordnung auf; des Aufrufes zur Freiheit bedurfte es nicht. Am 3. gestattete er den einzelnen Staaten Preßfreiheit und Preßgesetz. Am 8. berieth er über Nationalrepräsentation. Bereits am 5. wurde in einer, meist aus Ständemitgliedern zusammengesetzten, Versammlung zu Heidelberg zu gleichem Zwecke eine Commission gewählt und eine Versammlung in Frankfurt a. M. beschlossen. An Letztere wollen sich auch die beiden republikanischen Fraktionen Süddeutschlands wenden. Im Personale des Bundestags (erster Kammer) fand ein kleiner, aber vermuthlich folgenreicher Wechsel durch den Eintritt Welkers statt. In Dresden soll eine Ministerkonferenz gehalten werden, doch minder zum Beschließen, als zum Berathen. — In Oesterreich wird Deutschlands Hemmschuh durch die rasche Bewegung des Reichswagens erhitzt und allmählig durchgerieben. Alle Glieder der Monarchie zucken: die deutschen Erbstaaten, Ungarn, Böhmen, Lombardei. Die undeutschen Elemente gehn uns hier nur in ihren Wirkungen auf die deutschen an. So zunächst Ungarn, wo die neuesten Bewegungen bereits am 20. Februar durch den Ball des Palatins (s. Frankf. Journal Nr. 62, 1. Beil.) eingeleitet wurden. Kossuth's Rede für konstitutionelle Formen der Erbstaaten folgte. Seit der Reise des Palatins nach Wien herrscht in Ungarn ein höchst kritischer Zustand. Galizien soll russische Besetzung fürchten. Der Liberalismus der vornehmen Lombarden soll durch die französische Demokratie zum Schwanken gebracht seyn. In Wien, dem „Capua der Geister", bewirken schon die materiellen Wirren eine unruhige Stimmung. Am 9. März Adresse an die niederösterreichischen Stände, die demnächst zusammenkommen sollen, die böhmischen schon früher. Am 11. Petitionsversammlung in Prag und am 12. (der Studenten) in Wien in voller Sympathie mit den südwestdeutschen Forderungen. Bei allem Dem findet Oesterreich Zeit, Truppen an Rhein und Donau zu beordern, gegen welche aber die konstitutionellen Deutschen Protest einlegen. — Preußen hat die Candidatur der Hegemonie aufgegeben und läßt sich von den kleinen Staaten in's Schlepptau nehmen. Den Verdacht der Trippelallianz sucht es von sich zu wälzen. Am 24. Februar Kölner Antrag an Camphausen für Revision des Strafgesetzentwurfes. Am 29. Revolution in Neuenburg, in Berlin fast ignorirt. Die preußische Regierung beschließt Neutralität gegen Frankreich. Zu Anfang des Märzmonats gehn in Köln politisch-socialistische „Forderungen des Volkes" nebst einigem Kravalle den soliden, rasch wachsenden Petitions- und Reformbewegungen der rheinischen Städte voran. In Breslau am 6. März Versammlungsverbot, am 7. Kriegsscenen zwischen Volk und Militär; ähnliche folgen am 13. in Berlin, am 14. dort und in Erfurt und erhöhen die Erbitterung des Volkes. Die Petitionsbewegungen zeigen sich am lebendigsten an den Gränzpunkten der preußischen Deutschländer: in der Rheinprovinz, in Breslau, Stettin, Danzig, Königsberg. In Berlin gährt das Proletariat schon seit längerer Zeit; die Adressen nimmt die Polizei in ihre Vormundschaft. Eine am 8. März eröffnete Arbeitsnachweisungsanstalt will noch keine sonderlichen Früchte tragen. Bürgermeister und Magistrat erhalten den loyalen Ruf der Stadt und finden lebendigen Wiederhall u. a. in Merseburg. Der König spricht viel und gut, ertheilt Preßfreiheit oder etwas Aehnliches, erklärt den Landtag periodisch, beruft diesen schon auf den 27. April und reis't einstweilen nach Sanssouci. Am 11. März Versammlung rheinischer Landtagsabgeordneten in Bonn. Am 15. Beschluß des Kölner Gemeinderaths, in corpore nach Berlin zu ziehen. Deutschlands Blicke sind erwartungsvoll auf Preußen gerichtet.

Der König von Hannover hat seine Abneigung gegen das Unterhaus des deutschen Parlamentes noch nicht überwunden, wird aber wahrscheinlich durch die seitdem von allen seinen Städten eingelaufenen Petitionen besser unterrichtet worden seyn. Am 11. März Unruhen und Militärexcesse in Göttingen, wenn auch wohl ohne politische Triebfedern, doch mit politischen Folgen. — Der König von Sachsen giebt zwar einige Concessionen, scheint jedoch die Beruhigung des Petitionssturmes noch durch andere Mittel erzielen zu wollen. — In Baiern treten sowohl die Rheinpfälzer, als die Franken sehr entschieden auf. Aus österreichischem Gebiete tönen Wünsche der Wiedervereinigung mit Baiern herüber. — In Würtemberg kehrt das Gespenst des Bauernkriegs wieder, soll aber hoffentlich bald gebannt seyn. — In Baden spaltet sich die republikanische Partei in zwei Fraktionen, eine französirende und eine amerikanisirende. — In Hohenzollern-Hechingen am 11. März große persönliche Bauernpetition in der Hauptstadt und Nachgiebigkeit des Fürsten. — Im Großh. Hessen neben vielseitig erfreulichem Erwachen des Volkes auch Krawalle gegen mißliebige Beamte und am 14. März Pöbelexcesse in Gießen; am 11. in Mainz erfolglose Machinationen der Ultramontanen. — In Kurhessen Alles im Werden; widersprechende Gerüchte. — In Meiningen Petitionen; am 13. März Aufstand in und um Salzungen. — In Schwarzburg-Sondershausen am 13. März gewährende Proklamation des Fürsten vor Ankunft einer Petitionsdeputation. — In Schwarzburg-Rudolstadt starker Aufstand, durch die Nachgiebigkeit des zuvor übel berichteten Fürsten wieder gestillt. — In Altenburg Vorbereitung einer Petition. — In Lobenstein-Ebersdorf am 8. März „Forderungen" an den Fürsten in Hirschberg a. d. S. In Waldeck erhielt die Volksdeputation freundliche, doch ungenügende, später etwas verbesserte Antwort der Fürstin. — In Anhalt-Dessau anfangs ungenügende Vertröstung der Petionirenden durch den Herzog, darauf aber Befriedigung der entschieden Fordernden. — In Lippe-Detmold am 10. März gewährende Proklamation des Fürsten. — In Lippe-Schaumburg eben so. — In Mecklenburg am 6. März Petitionsversammlung zu Wismar. — In Lübeck kleine Straßenscandale; Preßfreiheit. In Hamburg rascher Fortschritt in obligater Begleitung der Reaktion; am 13. März neuer Krawall. In Bremen am 8. März entschiedene und zugleich würdig gehaltene Erinnerung der Volksrechte; vergebliche Verzögerungsversuche durch die aristokratische Bourgeoisie.

Eine merkwürdige Petition an die großh. hess. Stände.

Nachfolgende Petition wurde von den Gemeinden Wölfersheim, Södel, Melbach, Weckesheim, Wohnbach und Obbernhofen in Oberhessen der zweiten Kammer des Großh. Hessen durch ihren Abgeordneten Keil von Melbach übergeben:

Hohe zweite Ständekammer!

In gegenwärtiger, hochwichtigen Zeit für Hessen ruhen die Blicke aller ächten Vaterlandsfreunde auf Ihnen, und mit Vertrauen erwarten sie von Ihren weisen Berathungen des Landes künftiges und der kommenden Geschlechter dauerhaftes Glück. Die bisherigen Verhand-

lungen des Landtags haben nur dazu beitragen können, dieses innige Vertrauen nur noch mehr zu bekräftigen, und mit lebendiger Freude hat es der Hessen biederes Volk vernommen, wie tief durchdrungen von vaterländischem Pflichtgefühl Sie Sich gezeigt, mit welcher Beharrlichkeit Sie die Erstrebung des Rechts bestanden, damit dieses biedere Volk fortan nicht mehr erscheine als Sclave der Verhältnisse und der Willkür. — Indem die hessischen Landesstände ihrem ehrenvollen Namen durch die That würdevoll entsprechen, kommt ihnen zugleich der edle Beruf zu: „die Staatsbürger in Fällen, wo das Wohl ganzer Bezirke von Staatsangehörigen gefährdet ist“, bei dem Landesfürsten kräftig zu vertreten.

Solche Fälle walten bei uns ob, und erlauben wir uns, sie in Folgendem sowohl theilweise im allgemeinen Interesse des Landes, als auch in unserm speciellen Interesse vorzutragen.

Anlangend das Institut der großh. Kreisräthe, der Oberrechnungskammer und der Steuerobereinnehmerrien, so glauben wir es der Erwägung der hohen Kammer und einer weisen Staatsregierung überlassen zu müssen, ob diese Institute gänzlich abzuschaffen oder einer besseren Organisation zu unterwerfen seyen; man wendet sich an näher gelegene Gegenstände, namentlich:

1) An die Abschaffung der sogenannten Decanatsrechner.

Wie sehr diese zum Nachtheilr des Volkes geschaffen sind, ist so vielfach bekannt, daß darüber nur Weniges zu sagen bleibt und beschränkt man sich nur darauf, daß manche Gemeinde ihr Kirchenvermögen früher jährlich für 11 fl. verwalten ließ, jetzt aber 50 fl. und mehr bezahlt, und daß die Schnldner, um einige Pfennige zu bezahlen, mehrere Stunden Wegs gehen müssen, um solche an ihren Rechner zu bringen, daß dabei viel Zeit versäumt und viel — unnöthiges — Geld verzehrt wird, und daß häufig im Einklang mit den Executanten das ganze Institut zur höchsten Bedrückung der Bürger bezeichnet werden muß.

2) An die Abschaffung der Gemeinde- rc. rc. Rechner außerhalb der Orte.

Alles, was in Bezuf auf die Decanatsrechner gesagt worden ist, wird auch hierher wiederholt und noch dabei speciell bemerkt, daß auch nicht einmal genügende Sicherheit wegen dieser kreisräthlich Angestellten vorhanden ist.

3) An die Abschaffung der Kreisboten.

Es ist eine entschiedene Wahrheit, daß diese Bramten zur höchsten Bedrückung der Bürger erscheinen und durch sie die höchsten Unterschleife in Bezug auf die Erpressung ihrer Gebühren vollzogen werden. Es laßt sich in Bezng auf dieses Institut in Wahrheit sagen: daß der Reiche arm, der Arme Bettler, und — der Kreisbote reich wird.

Wenn man überhaupt das Executionsverfahren aus dem praktischen Gesichtspnnkte ansieht, so muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß solches bloß der Kosten wegen vollzogen wird und daß es füglich einer Ortsbehörde zu überlassen seyn dürfte, die Gemeinde-Intraden beizutreiben.

4) An die Beseitigung aller Privilegien, namentlich:
   a) Der Wirthschaftsmonopole;
   b) des Mühlenzwangs;
   c) der Wasenmeisterei (Schinderei);
   d) des Jagd- und Fischereirechts;
   e) des Präsentationsrechts;
   f) der Schäfereigerechtigkeit, nach dem Willen der Pflichtigen.

Was die Posten unter a, b und c anbelangt, so ist ihr Druck im ganzrn Lande bekannt und wird noch ausdrücklich zur Wasrnmeisterei bemerkt, daß eine jede Haut eines krepirten Stück Virhes dem betreffenden Standesherrn, resp. seinem Schindereipächter, gehört und dem Eigenthümer des gefallenen Stück Viehes aus einem angemaßten Rechte aus den Zeiten des Mittelalters entzogen wird.

In Betreff der Jagdgerechtigkeit wird zur Anschaunng gebracht, daß Alles, was seither darüber beantragt wurde, nur auf Hochwildpret berechnet war. Zieht man aber in Erwägung, daß die Hasen, wo sie in großer Anzahl vorhanden sind, viel Schaden thun, so wird der Ausspruch gerecht erscheinen, daß die Jagdgerechtigkeit in ihrem ganzen Umfang volksthümlich aufzuheben und den Gemeinden zu überweisen sey.

Daß der Schaden, den die Hasen anrichten, in nicht verpachteten standesherrlichen Jagdgefilden sehr bedeutend ist, mag daraus entnommen werden, daß das ganze Jahr gehegt wird und der Jagdeigenthümer nur ein Mal Treibjagd im Jahr, manchmal auch in einigen nur hält, wo derselbe dann mit zwei oder drei ebenbürtigrn Männern so viel schießt, als möglich ist, und kann man in diesen Jagden stets annehmen, daß in jeder Gemarkung mehrrre Hunderte von Hasen zur Fortpflanzuug übrig bleiben. Auch wird außerdem noch eine Bedrückung aus dem Jagdrecht angeführt, daß nämlich die standesherrlichen Jagdaufseher die sich manchmal ins Feld schleichende Katzen todt schießen und dafür gutes Schußgeld erhalten. — Zieht man in Erwägung, daß in der Wetterau häufig durch Mäusefraß fast alle Getreidefelder vollständig ruinirt werden, so dürfte die Veranlassung zu dem Ueberhandnehmen der Mäuse wohl darin zu finden seyn, daß Katzen, Hunde, Füchse, Raubvögel, Raben, kurz alle Thiere, welche der Landwirthschaft nützlich sind, getödtet, dahingegen alle gepflegt werden, die ihr schädlich sind und folglich dem Bürger großen Nachtheil und Schaden bringen.

5) An die Beseitigung des Präsentationsrechts.

Das Präsentationsrecht ist weit nachtheiliger, als man dieses im Allgemeinen zu glauben geneigt ist. Staatsrechtliche Grundsätze werden verletzt; die Aemter werden an Leute vergeben, denen sie nicht gehören. Ein anderer Nachtheil aber ist der, daß die Bürger mit stetem Mißtrauen gegen dirse Beamten erfüllt sind, namentlich in Prozessen gegen die Standesherrschaft, und wäre es daher wünschrnswerth, wenn die auf diese Weise angestellten Beamten versetzt würden.

6) Die Ablösung der Hut- und Pferchgerechtigkeit nach dem Willen der Pflichtigen.

Diese Ablösung ist in hohem Grade wichtig und wünschenswerth; denn wenn die Wohlfahrt gedeihen soll, so muß das Grundeigenthum frei seyn.

7) An die Erlassung eines Gesetzes, wonach sich die Angestellten aller Nebengeschäfte zu enthalten haben.

8) Desgleichen, daß die Stempeltaxe ermäßigt wird, indem häufig unbemittelte Staatsbürger ihr Recht schwinden lassen müssen, wril sie den Stempel nicht vorlegen können.

9) Desgleichen, daß das Wahlgesetz dahin abgeändert werde, daß jeder rechtlichr Bürger Hessens ohne Vermögensberücksichtigung an den Landtag wählbar erscheint, indem es entschieden richtig steht, daß ein minder Vermögender ganz gleiche Rechte an und für sein Vaterland besitzt.

10). Desgleichen, daß alle Güter ohne Ausnahme einer ganz gleichen Besteuerung unterworfen werden.

11) Desgleichen, daß den Beamten zur strengsten Pflicht gemacht wird, im dienstlichen Umgang mit den Staatsbürgern sich mit mehr Humanität gegen letztere zu benehmen.

12) Daß eine Bürgermeister-Instruction entworfen und dadurch dieser bürgerliche Beamte sicher gestellt und nicht zum lasttragenden Werkzeug grgen die Bürger verwendet werden kann.

13) Desgleichen, daß ein Branntweinbrennereigesetz notirt wird, wonach der Brenner eine bestimmte Summe im Verhältniß zu seinem Brenngeschirr bezahlt und sonach jede Controle aufhört und die Besoldungen für die controlirenden Diener erspart werden.

14) Desgleichen, daß ein Bierbraugesetz erlassen wird, wonach die Brauerei und der Verzapf des Biers frei von allen Abgaben erscheinen.

15). Desgleichen, daß ferner ein Gesetz erlassen wird, wonach alle Diener bis zu dem Gerichtsdiener herab fir besoldet werden und die Diäten- und Gebühren-Schneidereien vollständig aufhören.

16) Desgleichen, daß ein Gesetz erscheine, nach welchem die Gerichte besser arrondirt werden; denn es findet sich nicht selten, daß Dörfer ganz in der Nähe eines Landgerichts liegen nnd die Bürger dennoch vier bis fünf Stunden Wegs von dem Gerichtsort entfernt wohnen, dem sie zugetheilt sind.

17) Drsgleichen, daß durch ein Gesetz die Aufhebung der Zünfte ausgesprochen werde.

18) Desgleichen, daß ein Gesetz erlassen wird, nach welchem eine progressive Einkommensteuer notirt wird, daß in Zukunft die Staatslasten nicht allein auf dem Grundeigenthum ruhen, und alle Stände dazu zu concurriren haben.

19) Desgleichen, daß die Familien-Fideicomisse, insbesondrre die der standes- und freiherrlichen Familien und Familien-Majorate aufgehoben werden, indem durch die Unantastbarkeit dieser Familien-Fideicommisse für die Private virl verloren geht und insbesondere die Güter in einer Hand bleiben und für den Bürger für ewige Zeiten verloren gehen.

Mit froher Zuversicht richten wir daher an Hessens Stände die dringende Bitte: diese Anträge zu berücksichtigen und die Verhandlungen einzuleiten, die zu glücklichen Resultaten führen werden.

Wölfersheim, 11. März 1848.

Die in der Anlage verzeichneten Staatsbürger von Wölfersheim, Weckesheim, Dobernhofen, Wohnbach, Södel und Melbach. (Folgen ungefähr 600 Unterschriften. Für diese unterzeichnet einer der Deputirten: A. Weller, von Wölfersheim bei Friedberg.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. März.

Zu dem allgemeinen Dankfeste, welches heute in der evangelischen Stadtkirche abgehalten wurde, waren außer der protestantischen Geistlichkeit auch der römisch-katholische und der deutsch-katholische Pfarrer (wenn wir nicht irren, eben so der israelitische Geistliche) eingeladen worden, das zweite schöne Zeugniß von den Früchten der Religionsfreiheit! Das erste war die bereits am verflossenen Freitag erfolgte Einräumung der Stadtkapelle für den Gottesdienst der deutsch-katholischen Gemeinde; sie wird bereits am nächsten Sonntag von dem erlangten Recht Gebrauch machen.

Worms, 14. März.

Letzten Sonntag feierte unsere deutschkatholische Gemeinde das Gedächtniß des 6. März als eines unvergeßlichen Tages in der Geschichte des hessischen Staates und des deutschen Volkes. Mit ihm (so erklärte der Pfarrer Schröter) beginne ein ganz neuer Zeitabschnitt des Staatslebens. Am 6. März seyen sämmtliche Güter verheißen worden, deren Segen von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert in Strömen sich ergießen werde. Verbürgt sey die Erfüllung des Verheißenen durch den gefeierten Volksmann, den der Landesfürst an die Spitze des Ministeriums berufen habe. Unter den verkündeten Gütern machte die Festpredigt drei namhaft: Vertretung des deutschen Volkes, unbeschränkte Freiheit der Presse, Freiheit aller religiösen Culte. Das erste Gut erziele die Vereinigung unserer Nation, deren Spaltung Rom unterhalten habe dadurch, daß es der zeitgemäßen Reform der Kirche im 15. Jahrhundert nicht nachgegeben und die Reformation des 16. Jahrhunderts in ihrem Fortgange durch alle Mittel, namentlich durch den Orden der Jesuiten, gehemmt, ja sogar in manchen deutschen Ländern wieder gänzlich unterdrückt hat. Der Deutschkatholicismus bezwecke das festeste Band, ein religiöses, um das Vaterland zu schlingen durch eine freie deutsche Volkskirche; der Deutschkatholicismus müsse also die verheißene Nationalrepräsentation als einen Weg zu einem und demselben Ziele freudig willkommen heißen. Das zweite Gut hebe die Schreckensanstalt der Censur auf, welche, gleich der Spaltung des Vaterlandes in zwei feindliche Feldlager, in einen protestantischen Norden und in einen katholischen Süden, von Rom komme. Ein Nachfolger Derer, welche das Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter stellen sollten, Pabst Alexander VI. (1503) habe ja das Mittel erfunden und eingeführt, durch welches drei Jahrhunderte hindurch die Verdummung des Volkes gefördert, die Aufklärung dagegen gehindert worden sey. Das dritte Gut vernichte Das, was wir ebenfalls der Abhängigkeit von Rom und dem Einflusse einer „allein seligmachenden" Kirche zu danken haben, nämlich den Glaubenszwang, den Religionszwang, die grundsätzliche Verfolgung Andersglaubender, äußere sich solche Verfolgung durch Krieg und Blutvergießen, oder durch Landesverweisung und Beraubung staatsbürgerlicher Rechte. Außer der Ursache des Festes erhöhte den Dankgottesdienst noch die große Theilnahme an demselben von nah und fern aus allen Confessionen. Das Tedeum, kein gebotenes und erheucheltes, sondern ein freiwilliges und freudiges, erscholl wie aus Einem Herzen und Munde. — Man folgt hier mit Spannung den Ereignissen in anderen deutschen Staaten. Sonst hat der 6 März die Gemüther beruhigt. Wo das Volk am Abend jenes Tages selbst und am gestrigen wieder in außerordentlich großer Zahl und schweigender Stille Vorträgen über das Christenthum und dessen Gestaltung durch die Jahrhunderte hindurch seine ungetheilte Aufmerksamkeit schenken kann, wie hier, da muß der politische Sturm beschworen seyn. Und der Sturm hat in Rheinhessen sich gelegt und wird allenthalben sich legen, wo die Ursache desselben weggeräumt und den gerechten Forderungen des Volkes nachgegeben wird.

Mainz, 17. März.

Umgestaltungen aller Art und von den wichtigsten Folgen haben wir hier zu erwarten, und während auf der großen Weltbühne Alles nach Reformen verlangt und man diesem Verlangen zum Theil gleich gewillfahrt sieht, wird auch unsere Bühne, welche die Welt im Kleinen darstellt, eine Umgestaltung erleiden und aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Selbstherrscher wechseln. Hr. Löwe hat schon vor längerer Zeit seine Kündigung unserer städtischen Behörde eingereicht, und jeder wahre Theaterfreund kann sich nur bedauernd darüber äußern. Hr. L. hat in dieser Saison mancherlei Anfeindungen erleiden müssen, um die er sich jedoch wenig oder gar nicht hätte kümmern sollen, da trotz derselben der größere Theil des Publikums für ihn gestimmt war und jeder Redliche seine Entrüstung oder, besser gesagt, seine Verachtung über die Artikel im hiesigen Wochenblatte laut aussprach. Hr. L. hat stets mit regem Eifer nach dem Besseren gestrebt, und namentlich in diesem Winter bewiesen, daß er kein Opfer scheut, um unser Theater mit denen der Nachbarstädte auf gleicher Stufe zu erhalten. Man macht ihm den Vorwurf, daß er das Schauspiel etwas vernachläßigt, aber auch hierin ist Hr. L ohne Schuld. Wie schwer ist es nicht bei einer Bühne, die dem Darsteller nur ein Engagement auf acht Monate bietet, tüchtige Kräfte zusammen zu stellen. Einzelne der engagirten Mitglieder gefielen nicht, und es war nicht möglich, sie genügend zu ersetzen. Nichtsdestoweniger hatten wir Ursache, mit unserem Schauspiele zufrieden zu seyn, und es ward uns Gelegenheit geboten, manche vortreffliche Vorstellung zu sehen. In der Oper ist durch das Eintreffen des hier so sehr beliebten Hrn. Lehmann dem Mangel an einem Heldentenor abgeholfen, und Hr. Löwe hat auch hier bewiesen, daß er alles nur Mögliche thut, um gerechten Anforderungen zu genügen. So sahen wir in neuester Zeit den Oberon mit neuen Decorationen, die nach den Mühldörfer'schen von dem hiesigen Theatermaler Hrn. Stöckel ausgeführt sind und nichts zu wünschen übrig lassen. Bei der ersten Darstellung wurde Hr. Stöckel zweimal von dem mit Recht enthusiasmirten Publikum hervorgerufen, und auch Hrn. Löwe wurde die Ehre des Hervorrufens zu Theil, als Anerkennung für seine herrliche Inscenirung. Die Kosten für den Oberon sind bedeutend und haben sich bis jetzt für Hrn L. noch nicht im geringsten bezahlt gemacht, wohl aber hat die Darstellung abermals den glänzendsten Beweis geliefert, daß Hr. Löwe der Verbesserung, dem Rufe seines Instituts Alles opfert, und wer es gut mit dem Theater meint, wird gewiß in den Wunsch einstimmen, daß unsere städtische Behörde das Directorat wieder Hrn. Löwe übertragen möge, denn durch seinen Fleiß und seine Rechtlichkeit wird dem Publikum die beste Garantie für eine günstige Fortdauer unseres Theaters geboten.

Bingen, 14. März.

Der Stern der „Freiheit", erst vor wenigen Tagen am deutschen Himmel aufgegangen, beginnt schon, sein rosenfarbenes Licht auf uns herabzusenden, mahnend, daß so wie er allen Menschen gleich leuchte, so auch ein gemeinsames Band der Liebe alle Menschen umschließe. Und wirklich hatten wir uns bereits des ersten, wenn auch kleinen Zeichens der Verbrüderung zu erfreuen, als es galt, dem Vater in dem Höhrn seinen Dank dafür auszudrücken, daß er das Herz des Landesvaters den Wünschen des Volkes geöffnet. Nachdem nämlich am Mittwoch (den 8.) Abends ein festlicher, aus den städtischen Behörden, dem Bürger-Comité, den Turnern und Realschülern bestehender Zug durch die von Tausenden von Flammen erleuchteten Straßen sich bewegt und Hr. Realschuldirektor Sander auf dem Markte in kurzer, aber gediegener Rede die Wichtigkeit dieses Festes besprochen und dadurch namentlich auf die Jugend einen unauslöschlichen Eindruck geübt hatte, versammelten sich am Donnerstage Vormittags die hiesigen Einwohner ohne Unterschied der Confession zu einem feierlichen Hochamte in der katholischen Pfarrkirche. Auch der hiesige Rabbiner war anwesend. Am verflossenen Sonntage Nachmittag fand ein Dankfest in der hiesigen Synagoge statt, zu dem sich gleichfalls die Einwohner Bingen's aller Confessionen zahlreich eingefunden hatten; nur die vom israel. Vorstande besonders eingeladene katholische Geistlichkeit war nicht vertreten. Unsere wackere Turngemeinde erschien mit ihrer Fahne. Dem beim Eintritte in's Gotteshaus üblichen hebräischen Gebete folgten Predigt und deutscher Gesang; ein Loblied (Hallelujah) in hebräischer Sprache (sämmtliche Gesänge unter Musikbegleitung) schloß den Gottesdienst, bei welchem die hiesigen Israeliten, den Formen der Gegenwart sich anschließend, mit unbedecktem Haupte erschienen. Ohne Zweifel wird auch die evangelische Gemeinde demnächst ein Dankfest in dem zu ihren Andachtsübungen bestimmten Saale veranstalten. Wir können nicht umhin, zugleich der musterhaften Haltung hiesiger Einwohnerschaft in diesen Tagen der Aufregung die verdiente Anerkennung zu zollen. Nicht der geringste Exceß fiel vor, Dank der umsichtigen Leitung des gewählten Bürger-Comité's und namentlich des an der Spitze desselben stehenden Hrn. H. A. Klein, der es verstand, die Bürger für die gute Sache anzueifern und dabei nicht unterließ, sie zur Bewegung in den gesetzlichen Schranken zu mahnen.

Es lebe die Freiheit! Es lebe die Ordnung!
Ein Hoch dem deutschen Vaterlande!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. März. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 81. Dienstag, den 21. März 1848.

Wie haben sich die Deutschkatholiken bei den jetzigen Zeitverhältnissen zu halten?

„Vorwärts!“ ist das Losungswort,
Das uns Gott gegeben;
„Vorwärts!“ tönt's im Sphärenklang,
„Vorwärts“ hier im Leben.

Und selbst aus der Sterne Licht,
Aus der Erde Tiefen,
Ist's, als ob im Donnerton
Geister „vorwärts!“ riefen.

D'rum, ihr Lieben, Hand an's Werk,
Muthig nur gerungen!
Bis der Wahrheit reines Licht
Endlich durchgedrungen!

Ja! „Vorwärts!“ ist und bleibt das Losungswort der Deutschkatholiken und aller ihrer gleichgesinnten Freunde. Pocht aber bei diesem Ruf unser Herz schon in stürmischer Freude, so muß es Entzücken erfüllen, wenn es gewahrt, wie jetzt „Vorwärts!“ das Losungswort für die Edleren aller deutschen Stämme in jeder Beziehung geworden ist.

„Vorwärts, Deutschland!“ schallt es jetzt von Millionen Lippen, „vorwärts, Deutschland!“ tönt es von den Alpen bis zur Nordsee, von dem Rheine bis nach Böhmen und Ungarn, „vorwärts!“ auf den Gebieten der Religion, der socialen und politischen Verhältnisse, „vorwärts, deutsches Volk, denn Du bist mündig!“

Ihr Fürsten, bebt vor diesem „Vorwärts!“ nicht zurück, denn gerade dadurch, daß das ganze deutsche Volk diesen Ruf zu seinem Losungsworte erkoren hat, gerade dadurch ist Deutschlands Einheit und innere Kraft begründet, — wenn nur auch ihr, Fürsten, mit einstimmt in diesen heiligen Schlachtenruf der Menschheit.

Unaufhaltsam schreitet die Natur, unaufhaltsam der Geist, unaufhaltsam die Menschheit vorwärts, und nach den ewigen Gesetzen des Weltengeistes ist nirgends und nie und nimmer ein dauernder Stillstand, ein wahrer Rückschritt möglich. Darum ist es Thorheit, den ewigen Gesetzen des Weltengeistes entgegentreten und die Entwickelung der Völker aufhalten zu wollen.

Aber Ruhm ist es, ihr Fürsten, unsterblicher Ruhm für euch, wenn ihr — eurem Titel entsprechend — euch als die „Ersten“ an die Spitze der Völker stellt, und sie muthig und entschlossen „vorwärts“, ihrer politischen, socialen und religiösen Entwickelung entgegen führt.

Geschieht dies, dann — aber auch nur dann — ist Deutschland einig und stark und wird jedem äußeren und inneren Feinde siegreich widerstehen, — ja! — geschieht dies, dann ist Deutschland unüberwindlich, da Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens die Herzen seiner 42 Millionen Kinder durchglüht, — da es alsdann eine Freude, eine Ehre, ein Glück ist, sein Blut für das Vaterland und seine glückliche Zukunft zu verspritzen.

Wer daher in diesem kritischen Augenblick die Einheit Deutschlands will, der schaare sich unter das herrliche Banner, das mit goldenen Buchstaben das Losungswort „Vorwärts!“ trägt.

Es ist also auch die Pflicht der Deutschkatholiken, unter den jetzt obwaltenden politischen Umständen vor allen Dingen diesem Schlachtenrufe treu zu bleiben. Eine zweite Pflicht ist es sodann, auf eine große und mächtige Vereinigung aller religiös Freisinnigen in einer freien Kirche hinzuarbeiten. Jetzt heiße es nicht mehr: deutsch-katholisch, christ-katholisch, freichristlich, freievangelisch, jetzt bahne auch ein Name den Weg zu einer großen Einigung aller Derer, die da freisinnig denken und Vernunft und Wahrheit, thatkräftiges Handeln und Rechtthun als die Grundpfeiler der Vernunftreligion betrachten.

Reicht euch, all' ihr Vernünftigdenkenden in Nord und Süd, in Ost und West des deutschen Vaterlandes die Hände und verbindet euch — unter Aufrechthaltung der vollkommensten Selbstständigkeit jeder einzelnen Gemeinde in ihren inneren Angelegenheiten, — zu einem großen organischen Ganzen, vereinigt euch in einer großen freien Kirche.“

Deutschkatholiken und freie Gemeinden sind bis jetzt zu einer Macht von beiläufig 300,000 Seelen herangewachsen. Finden wir uns in einer „freien Kirche“ zusammen, so werden wie in Eintracht ehrfurchtgebietend dastehen und Hunderttausend der Lichtfreunde und der freisinnigen Mitglieder aller Confessionen werden sich anschließen; um so mehr, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Regierungen dem von allen deutschen Männern ausgesprochenen gerechten Verlangen der Völker um alsbaldige vollkommene Gleichberechtigung aller Confessionen in der kürzesten Zeit entsprechen werden.

Und die Regierungen werden diesem Verlangen der Nation um so freudiger entsprechen, als sie damit nicht nur Recht und Billigkeit genügen, sondern auch dadurch der deutschen Einheit, die jetzt so nöthig ist, eine mächtige Stütze geben.

Millionen stehen auf unserer Seite. Wir Deutschkatholiken, freie Christen, Israeliten u. s. w., wir werden alle, im Fall das Vaterland bedroht ist, mit Freuden zu seiner Vertheidigung eintreten. Aber — wir wollen auch wissen, für was wir unser Leben in die Schanze schlagen!

Und mit Begeisterung dafür zu kämpfen, daß wir wie Parias behandelt, wie Waare um unseres Glaubens Willen besteuert, oder zum Lohne für unsere Redlichkeit und Vaterlandsliebe gegen Andersdenkende zurückgesetzt und aller bürgerlichen Rechte beraubt werden, dies ist nicht möglich!

Glaubensfreiheit ist nicht nur durch die Bundesakte, sondern auch durch die gesunde Vernunft und die natürlichen Menschenrechte garantirt, und Jemanden strafen, besteuern oder in Rechten

zurücksetzen, weil er Gott nach seiner eigenen Ueberzeugung verehren will, ist die schreiendste Ungerechtigkeit.

Darum mögen die deutschen Regierungen gerecht seyn und staatsbürgerliche Gleichheit ohne Unterschied des Glaubens geben, sie bahnen dadurch den Weg zur Einheit Deutschlands und hauchen in Millionen das Feuer der Begeisterung.

Mögen die Deutschkatholiken und alle Freunde religiöser Freiheit festhalten an dem Schlachtenrufe „vorwärts!" — mögen sie sich einigen in einer „freien Kirche", um einerseits ehrfurchtgebietend dazustehen und ihre Rechte mit Kraft und Entschiedenheit zu wahren und andererseits gleichfalls zur Einheit der Nation beizutragen.

Sollte dann das Vaterland bedroht werden, so ziehen wir muthig voran, denn wir wissen alsdann, fallen wir, so floß unser Blut für die freie und glückliche Existenz unserer Kinder und Kindeskinder, — siegen wir, so kehren wir heim in ein Vaterland, das uns nicht mehr des Glaubens wegen zurückstößt und mißhandelt, sondern in dem wir als gute und vollberechtigte Bürger einer frohen und schönen Zukunft entgegen sehen.

Darum:

„Vorwärts!" ist das Losungswort,
Das uns Gott gegeben;
„Vorwärts!" tönt's im Sphärenklang,
„Vorwärts!" hier im Leben.

Und selbst aus der Sterne Licht,
Aus der Erde Tiefen,
Ist's, als ob im Donnerton
Geister „vorwärts!" riefen.

D'rum, ihr Lieben, Hand an's Werk,
Muthig nur gerungen,
Bis der Wahrheit reines Licht
Endlich durchgedrungen.

Heribert Rau, Pfarrer.

Tacitus und das Bestreben unserer Tage.

I.

Das Bestreben ist im deutschen Volke in diesen Tagen mächtig erwacht, angestammte ächt deutsche Rechts- und Staatseinrichtungen an die Stelle der eingeführten römischen zu setzen oder sie wieder zu erneuern. Wie alt jene seyen, beweist bekanntlich schon Tacitus, der in seinem Werke: „Deutschland, oder über die Lage, die Sitten und die Völker Deutschlands" (geschrieben im Jahr 98 nach Chr. G.), unseren Urvätern ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, durch seinen Bericht über die oben genannten Punkte. Wir halten es angemessen, den Abschnitt aus seinem Buche über dieselben hier in der Uebersetzung mitzutheilen. Es heißt Cap. 11:

„Ueber Angelegenheiten von geringerer Bedeutung berathen die Häuptlinge, d. h. solche, die sich im Kriege, dem eigentlichen Elemente des germanischen Urstaates, durch Tapferkeit und Einsicht an die Spitze geschwungen hatten. Ein solcher Mann schaarte bald eine bedeutende Anzahl von Jünglingen, sogenannte Gefolgschaften, um sich, die unter ihm sich Ruhm erwarben und treulich bis auf den letzten Mann neben ihm ausharrten." (Aus diesem Umstande erhellt die Treue der Deutschen gegen Den, den sie sich einmal zu ihrem Führer und Herrn erkoren, ganz deutlich; sie ist hier von einem Römer eben so klar ausgesprochen, wie in der National- und Ritterpoesie und bis auf diesen Augenblick in der ganzen Geschichte des deutschen Volkes selbst.) „Ueber bedeutendere Dinge berathet die Gesammtheit, doch in der Weise, daß die Häuptlinge zuerst die Sache berathen und dann zur Entscheidung ans Volk bringen. Sie kommen — es müßte denn etwas Unvorhergesehenes eintreten — zur Zeit des Neu- oder Vollmondes zusammen, wie sie denn überhaupt nicht nach Tagen, sondern nach Nächten zählen. Aber gerade diese Zeitpunkte halten sie, um Etwas in Angriff zu nehmen, für die günstigsten. Nur Das ist ein Mangel, der gewissermaßen aus der Freiheit entspringt, daß sie nicht auf einmal und nicht auf die angesagte Stunde zusammenkommen, sondern da kann der zweite und der dritte Tag mit Nichts hingebracht werden nur — durch das verzögerte Eintreffen. Wann es der Mehrzahl genehm ist, setzt man sich, in Waffen, nieder. Die Stille während der Verhandlungen wird von den Priestern geboten und erhalten." Es schließe hieraus Niemand auf eine allzuweit ausgedehnte Macht der Priesterschaft. Denn wäre dies der Fall gewesen, so hätten sie gewiß Alles, was nur irgendwie in den Kreis ihrer Verrichtungen gepaßt hätte, hineingezogen. Wir wissen aber, daß jeder freie Mann für sich und seine Familie opfern durfte. Diejenigen, die hier Priester genannt sind, opferten im Namen des Staats und waren zugleich Volksrichter im Frieden und im Krieg. Im letzteren durften sie allein nur züchtigen; sie thaten dies, wie Tacitus selbst sagt, im Namen der Gottheit! Sonst aber war ihre Macht ganz gering. „In der Versammlung hat nun ein Häuptling oder Lenker je nach seinem Alter, seiner Tüchtigkeit und seinen Kriegsthaten Einfluß, aber nur durch seinen Rath, nicht durch die Macht eines Befehls. Wenn ein Ausspruch mißfällt, so giebt man dies durch Murren zu erkennen; wenn er gefällt, schlägt man die kleinen Schwerter an einander; denn die ehrenvollste Art, seine Zustimmung zu geben, ist die mit den Waffen."

(Cap. 12.) „Bei diesen Versammlungen kann man auch einen auf Leben und Tod anklagen. Die Todesstrafen aber, die da verhängt werden, sind je nach den Verbrechen verschieden: Verräther und Ueberläufer knüpfen sie an Bäumen auf; Feiglinge und Unzüchtige versenken sie in Sumpf oder Morast, sie noch überdies mit Reisern bedeckend. Die Verschiedenheit dieser Strafen zielt dahin ab, daß jene Verbrechen, die aus schlechtem Charakter entsprungen, an den Tag gebracht, diese aber, die aus lasterhafter Schwäche hervorgegangen, vor ihm verborgen werden müßten." Zu diesen schwereren Verbrechen wurde aber nicht der Todschlag gerechnet, der zu den kurz nachher erwähnten leichteren gehört und mit einer Geld- oder Viehbuße unter dem Namen „Wehrgeld" gesühnt wurde. S. über diese Sache Wirth's deutsche Geschichte I. Bd. S. 118 ff., eine entschiedene, gründliche Arbeit, doch, wie uns scheint, in der Darstellung der Urzeit verfehlt. „Aber die leichterer Verbrechen überführt sind, werden zu Erlegung von Pferden oder Rindvieh verurtheilt. Ein Theil der Strafe gehört dann dem Häuptling oder der Gesammtheit, ein anderer Dem, der geklagt hat oder dessen Verwandten. In diesen Versammlungen werden auch die Häuptlinge gewählt, die in den verschiedenen Gauen oder Flecken zu Gerichte sitzen sollen. Diese begleiten, theils um ihr Ansehen zu erhöhen, theils um ihnen Rath zu ertheilen, sogenannte Centgrafen" (der Name bestand noch bis in dieses Jahrhundert z. B. im Hessischen zur Bezeichnung der Dorfschulzen). Cap. 13: „Sie führen nichts aus, sey es nun in öffentlichen oder Privatverhältnissen, ohne bewaffnet zu seyn. Sie tragen aber die Waffen nicht eher, als bis sie der Staat dafür befähigt erklärt hat. Dies geschieht, indem einer der Häuptlinge oder der Vater oder einer der Verwandten in öffentlicher Versammlung den jungen Mann mit Schild und Schwert schmückt. Das ist ihnen unsere Anlegung der männlichen Toga;*) das ist der Glanz- und Zielpunkt aller Jugend. (Die alten Deutschen hielten diese feierliche erste Bewaffnung so hoch,

*) Eine feierliche Handlung bei den Römern, wodurch die Jünglinge zwischen dem 16ten und 17ten Jahr die Knabentoga mit der männlichen auf dem Forum vertauschten.

daß sie sie eine Wiedergeburt nannten.) Vorher war der Knabe nur ein Theil des Hauses, von nun an gehört der Jüngling zum Staate."

Das ist es, was Tacitus über Regierungs- und Gerichtswesen im Allgemeinen sagt. Wir enthalten uns aller weiteren Erläuterungen, denn der denkende Leser kann sie sich selbst machen.

F. Freihart.

Ein prophetisches Wort Chateaubriand's.

Die Rede, welche der Vicomte von Chateaubriand unmittelbar nach der Juli-Revolution in der Pairskammer gehalten, als dort die Erhebung des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen in Vorschlag gebracht wurde, hat in diesem Augenblicke wieder manches Interesse, indem der greise Dichter, der seitdem in stiller Zurückgezogenheit lebt, damals schon die jetzigen Ereignisse verkündete. „Was man auch thun mag", sagte Chateaubriand, der bekanntlich für die Thronfolge des Herzogs von Bordeaux unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans war, in der Sitzung vom 8. August 1830, „ein König, der durch das Volk erwählt oder durch die Kammern ernannt wird, trägt die Spuren seiner jungen, neugeschaffenen Würde stets an sich. Ich sehe voraus, daß man dabei die Freiheit und vor Allem die Preßfreiheit wolle, für welche das Volk so eben einen staunenswerthen Sieg erfochten hat. Nun, wird nicht eine neugeschaffene junge Monarchie früher oder später sich veranlaßt sehen, dieser Freiheit Fesseln anzulegen? Napoleon selbst konnte sie nicht ertragen. Eine Tochter unseres Unglücks, eine Sklavin unserer „gloire", kann die Freiheit der Presse nur unter dem Schutze einer Monarchie bestehen, welche tiefe Wurzeln im Volke und in der Geschichte geschlagen. Sollte aber eine Monarchie, die das Erzeugniß einer blutigen Nacht ist, nichts von der fessellosen Unabhängigkeit der Meinungen zu fürchten haben? Wenn diese die Republik oder irgend eine andere Staatsform laut verkünden dürfen, fürchtet Ihr nicht, daß Ihr dann doch bald zu Ausnahmegesetzen werdet schreiten müssen, trotz der acht Worte, die Ihr aus der achten Bestimmung der Charte gestrichen? Was werdet Ihr, Freunde der gesetzlichen Freiheit, bei der Veränderung, welche man Euch vorschlägt, gewonnen haben? Unvermeidlich fallet Ihr unter die Herrschaft der Republik oder in despotische Sklaverei zurück. Der Strom demokratischer Gesetze wird austreten und die junge Monarchie überschwemmen und mit sich hinwegreißen, oder der Monarch wird durch den Andrang der Parteien überwältigt. Im ersten Augenblicke eines Erfolges stellt man sich Alles leicht vor: man hofft jeder Forderung genügen, jeden Mißwollenden begütigen, alle Ansprüche befriedigen zu können. Man schmeichelt sich, daß Jeder seine persönlichen Vortheile oder Eitelkeiten edelmüthig aufgeben werde; man glaubt, daß das Uebergewicht der Einsicht, die Weisheit der Regierung alle Hindernisse werde zu besiegen wissen. Nur zu bald aber wird die Scheinlehre durch die unabweisliche Wirklichkeit gestürzt!"

Mannichfaltigkeiten.

(Hohenburg am baier. Nordgau, 9. März. — N. K.) Die zwei hiesigen Gendarmen Pf. und T. hatten durch übertriebene unrichtige Polizei-Anzeigen und andere Uebergriffe längst den Unwillen der hiesigen Bevölkerung auf sich gezogen, der sich durch ihr Benehmen an vergangener Fastnacht zur Entrüstung steigerte, als gestern Abends 9 Uhr Pf. einen hiesigen Bürgerssohn verfolgte und ihn mit dem Säbel dermaßen am Kopfe verwundete, daß derselbe für todt auf dem Marktplatze liegen blieb. Eine Menge Menschen fand sich zusammen, als man den Schwerverwundeten in seine Wohnung geschafft hatte. Man zog von da vor das Lokal der Gendarmerie, verlangte unter heftigen Ausdrücken die Auslieferung des Pf., zertrümmerte die Fenster, versuchte die Thüre zu sprengen, und nur dem dringendsten Zureden und Mahnen zur Ordnung gelang es, die Ruhe herzustellen. Unser Vorstand ordnete auf der Stelle Boten zum k. Landgerichte Parsberg ab, und heute Morgens 9 Uhr waren die beiden verhaßten Individuen auch schon abgerufen, um zur strengen Rechenschaft gezogen zu werden, und durch andere Mannschaft ersetzt.

Punch, das witzigste englische Journal, stellt in einer seiner letzten Nummern zusammen, was ein Gentleman (ein anständiger Herr) thun und nicht thun darf. Es paßt auch zum großen Theile für uns: er darf ein Paar Rebhühner tragen, aber keine Schöpsenkeule. Er darf einen Mann im Duell tödten, aber junge Erbsen nicht mit dem Messer essen. Er darf einen Nachtwächter prügeln, aber nicht zwei Mal Suppe verlangen. Er muß seine Spielschulden bezahlen, um seine Rechnungen von Handwerksleuten braucht er sich aber nicht zu bekümmern. Er darf nie vergessen, was er sich selbst schuldig ist, wohl aber was sein Schneider von ihm zu fordern hat. Er darf sogar bankerott werden, aber nie und unter keiner Bedingung ein Paket tragen oder sich auf der Straße ohne Handschuhe zeigen. (Allg. Mdztg.)

.·. Es wäre gewiß eine sehr heilsame und sogar nothwendige Maßregel, wenn die Patrimonialgerichte oder Erbgerichtsbarkeit innerhalb des deutschen Bundes sofort durch Bundesbeschluß ein- für allemal aufgehoben würden, sonst wird es unmöglich seyn, Einheit und Vereinfachung in die Justizverwaltung zu bringen. — Die Patrimonialgerichtsbarkeit gehört in die Rumpelkammer früherer Jahrhunderte, dies ist das allgemeine Urtheil, wo man nur hinhört.

Die Allg. Pr. Z. redet sehr charakteristisch von „Censurfreiheit," die in Aussicht stehe. Das soll doch wohl nicht heißen (was es nach Analogie der Preßfreiheit eigentlich heißen müßte): Freiheit der Censur, zu streichen, was ihr beliebt?!

In Preußen wüthet die Censur noch sehr arg. So wurde laut der D. Z. der Köln. Z. das Hanauer Ultimatum, ein Aktenstück, vom Censor verstümmelt. (Mainz. Z.)

(Karlsruhe, 14. März. — Freib. Z.) Daß die Volksbewaffnung bald möglichst und so vollständig als möglich in's Leben trete, ist Sache von höchster Wichtigkeit. Die Regierung hat einen Ankauf von 60,000 Flinten gemacht, welche in Bälde eintreffen und dann an die Gemeinden vertheilt werden. Die Abgeordneten Blankenhorn, Christ, Dennig, Hecker, Knittel, Mez, Richter, Sachs, Siegle und v. Soiron haben heute zu exerziren begonnen.

Bulwer hat, was seine deutschen zahlreichen Freunde mit Vergnügen erfahren werden, einen neuen und zwar historischen Roman beendiget, der nächstens (auch in Leipzig) erscheinen wird. (Allg. Mdztg.)

(Lesefrüchte und Reflexionen.) Der Dichter Uhland richtete an die Ständeversammlung Würtemberg's 1817 folgenden Anruf:

Jetzt wahret, Männer! eure Würde,
Steht auf zum männlichen Entscheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter seyd.
Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort;
Es ist geschrieben und gehandelt —
So sprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sey euch ein lohnend stolzes Glück.
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf.
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

Korrespondenz.

Aus der bayerischen Pfalz, 10. März.

Der erwachte Volksgeist, vor dem die Großen der Erde ihre Häupter beugen, wird auch in unserer Pfalz mit freudiger Hochachtung begrüßt. Volksversammlungen finden statt, energische Anträge zur Reform werden besprochen, abgefaßt und mit zahlreichen Unterschriften an die höchste Stelle gebracht. Dennoch bleibt Alles, mit unbeträchtlichen Ausnahmen, in gutem Geleise; Niemand will den Krieg; unsere Sympathieen gelten allen Völkern, die dem riesenmäßigen Zeitgeiste huldigen, und unter keinen Umständen, in keinem Fall sind wir gewillt, uns russischen Schutz aufdringen zu lassen. Im Norden ist die Nacht lang und frostig. Es erblüht ohne große Opfer den Völkern eine lichtere, glücklichere Zukunft, wenn nicht kleinliche Rücksichten Zwiespalt und Trennung herbeiführen, und wenn man nicht auf halbem Wege zum erhabenen Ziele stehen bleibt, um schnell und weit rückkehren zu dürfen. Die Scheidewände, vom kostspieligen Absolutismus längst zwischen den Menschen errichtet, mögen niederstürzen! Bruderliebe, Freiheit mit Ordnung und Gesetz im Bunde sollen den Sieg erringen! So hat jüngsthin in einer Versammlung ein Antrag: das in der Pfalz mit großem Kostenaufwand seit mehreren Jahren zu unserem großen Mißbehagen nach Confessionen getrennte Lehrer-Seminar wieder zu vereinigen, stürmischen Beifall erhalten. Aber das Alles ist erst noch Wort. — Zu Landau hat gestern die feierliche Beeidigung der Garnison auf die Verfassung, trotz des ungünstigen Schneewetters, unter dem Jubel des Volkes statt gefunden und der in dieser Stadt bestehenden segensreichen Eintracht zwischen Civil und Militär eine erhabene Weihe gegeben.

Darmstadt, 18. März.

Dem Bericht in heutiger Didaskalia über die erste Aufführung des „Dornröschens" muß noch beigefügt werden, daß von dem ganzen kunstverständigen Publikum nicht blos der in jenem Bericht erwähnte dichterische Theil, sondern auch die von unserem C. A. Mangold componirte Musik sehr wesentlich zum Erfolg beigetragen hat, wie denn auch nicht nur beide Autoren zum Schlusse lebhaft gerufen wurden, sondern auch der Balletmeister Tescher, der sich durch geschmackvolle Anordnungen auch verdient gemacht hatte.

Alzey, Provinz Rheinhessen, 10. März.

Eine neue Zeit beginnt für unser Hessenland, für unser ganzes deutsches Vaterland. Schon weht eine freiere Luft; der Polizeizwang ist vernichtet, die Bureaukratie aufgelöst, die Gemeinden haben ihre freie Verwaltung und jeder Cultus ist gleichberechtigt. Die ganze Stadt ist freudig bewegt und schon wird durch Volksversammlungen Gebrauch von dem gegebenen Rechte gemacht. Auch die Deutschkatholiken haben bereits die ersten Früchte dieses jungen Frühlings genossen. In Mitte der Freude und Aufregung zog es sie mächtig hin, dem Geber alles Guten für die Wiedergeburt des Vaterlandes, welche ihnen Befreiung vom ungesetzlichen Druck brachte, ihren Dank zu zollen. Freudig und voll Liebe öffneten ihnen ihre protestantischen Mitbrüder ihren Tempel zu einem feierlichen Gottesdienste. Die Behörden gaben bereitwillig dazu ihre Zustimmung, ja dieselben, so wie alle Administrativ- und Justiz-Beamten und die Beamten der Stadt nahmen Theil an dieser Feier. Dieser Vorgang gibt den Deutschkatholiken die freudige Hoffnung, daß zum Abhalten ihres Gottesdienstes sie ferner nicht mehr in ein unpassendes Local verwiesen sind und ihre protestantischen Mitbrüder werden nun den so oft ausgesprochenen Willen, ihre Kirchen zum Mitgebrauche einzuräumen, verwirklichen. — Ein Band der Liebe und des Vertrauens wird uns Alle umschlingen und kräftigen auf der Bahn des gesetzlichen Fortschrittes und uns stark machen zum Zertrümmern aller der Fesseln, womit weltliche und geistliche Willkür uns seither geknechtet haben.

Nassau-Diez, 8. März.

Nach dem Beispiele Wiesbadens und anderer Städte hat sich auch hier ein von den Bürgern gewähltes Sicherheits-Comité gebildet, welches sich die Errichtung einer Bürgergarde und die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe nach Innen und Außen zur Aufgabe gemacht hat. Ich freue mich, berichten zu können, daß bei der außerordentlichen Aufregung, welche in den jüngsten Tagen das ganze Herzogthum ergriffen, keine Unordnungen und beklagenswerthen Auftritte hier vorgekommen sind und kann die feste und gesetzliche Haltung der hiesigen Bürgerschaft nur mit dem größten Lobe anerkannt werden. Die Beeidigung des hier in Garnison stehenden Bataillons auf die Verfassung ist vorgestern vollzogen worden. — n.

Hachenburg, 7. März.

Wie der Blitz aus gewitterschwangerer Luft alle Elemente in Bewegung setzt, so wurden auch bei uns alle Parteien bei der schon gestern Morgen um 6 Uhr bekannten Nachricht, daß Se. Hoh. der Herzog die zeitgemäßen Forderungen unserer edlen Volksvertreter in Wiesbaden genehmigt habe, auf einmal in Bewegung gebracht. In froher Begeisterung sah man unsere redlichen und treuen Nassauer die Straßen durcheilen und zur besseren Zukunft sich glückwünschend brüderlich die Hände reichen. Erfreulich war es anzusehen, wie unsere Beamten sich auf das angelegentlichste bemühten, den hiesigen Bürgern Beweise von ihrer Theilnahme an der großen Volksfreude zu geben; selbst unser evangelischer Geistlicher, welcher bis dahin nicht zu den Bürgerfreunden gezählt wurde, gab sogleich Vorschläge zu einem Volksfeste, wozu das junge Publikum unserer Stadt eingeladen und ein neu decorirter Saal in hiesigem Schlosse von der Casinogesellschaft hergegeben wurde. Am gestrigen Abend fand man sich nun aus allen Ständen so zahlreich in diesem geräumigen Local ein, daß dasselbe alsbald so überfüllt war, daß man sich nur mit Mühe als freie Nassauer bewillkommnen konnte. Alles ging indessen in schönster Ordnung her, Toaste und gehaltvolle, passende Reden verherrlichten das Fest, nichts war in diesen frohen Stunden zu wünschen übrig, als daß auch unseren ärmere Mitbürger, welche das Eintrittsgeld, das an der Thüre des Freiheitssaales erhoben wurde, nicht bezahlen konnten, auch an dieser Freude hätten Theil nehmen können.

Frankfurt a. M., 16. März.

Wir müssen es dankbar anerkennen, wie unsere hiesigen Behörden das Ihrige zur Vermehrung der Geldcirculations-Mittel beigetragen haben, durch Auszahlung der verloosten städtischen Obligationen im Betrage von fl. 300,000, so wie der am 1. April a. c. fällig werdenden Zinscoupons von dergleichen Obligationen, und zwar ohne Abzug vom 18. März statt vom 1. April an; ferner, daß Veranstaltung getroffen worden, die dermalen unbenutzt in der Rechneikasse liegenden Rechneischeine im Betrag von fl. 1,800,000 durch Ausgabe derselben gegen Hinterlegung von städtischen Obligationen und Hypotheken in den öffentlichen Verkehr zu bringen. In Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo es für Handel und Gewerbe ganz besonders wünschenswerth erscheint, daß so viel und so bald als möglich Geld in Umlauf gesetzt werde, möchte ich hier einen Wunsch anfügen, der, ich bin es gewiß, wenn er anders ausführbar ist, von der betreffenden verehrlichen Verwaltung gewiß berücksichtigt wird. Es wird nämlich in der zu Wiesbaden am 29. März, Morgens 10 Uhr, stattfindenden Generalversammlung der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft die Dividende pr. 1847 bestimmt werden, und da wäre es namentlich im Interesse der drei Städte Wiesbaden, Mainz und Frankfurt, daß die Coupons schon am 30. oder 31. März, also am Ultimo, statt im Laufe des Monats April, wenn es sonst möglich ist, ausbezahlt werden würden, indem ein Betrag von ohngefähr fl. 200,000 immerhin schon von Erheblichkeit ist.

Theater-Anzeige.

Montag, 20. März. Der Freischütz, große romantische Oper in 4 Abth., von Fr. Kind, Musik von Weber. (Gastrolle) Aennchen: Fräul. Schmidt, vom Theater zu Düsseldorf.

Dienstag, 21. März. Der Schauspieldirektor, komische Operette in einem Act, Musik von Mozart. Hierauf (neu einstudirt): Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth. (Gastrolle) Fröhlich: Hr. Rede, vom Hoftheater zu Detmold.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicit[ät]

Nro. 82. Mittwoch, den 22. März 1848.

Deutschlands schönste Blume.

Vor allen Blumen bin ich einer hold.
Sie trägt die stolzen Farben: Schwarz, Roth, Gold,
Und schlingt der einzig wahren Einheit Band,
Wie ehmals Kaiser Rothbart's Hand
Um das gemeinsam deutsche Vaterland.

Du fragst nach ihres Farbenschmuckes Sinn?
Das Bild des Deutschen spiegelt sich darin,
Das Bild des Volkes, dessen Kraft und Mark
Sich reget frei und riesenstark
Vom Alpland bis zu Schleswig's deutscher Mark.

Gar strengen Ton der Farben erste führt;
Das ist der Ernst, der deutsche Männer ziert,
Des Kriegers Todesmuth, der nicht erbleicht,
Wenn durch das Feld die Kugel streicht,
Die Kraft, die selbst in Kettendruck nicht weicht.

Wie Abendroth die zweite Farbe glüht;
Das ist des deutschen Volkes tief Gemüth,
Der Deutschen Lieb' und Freundschaft Himmelsgluth,
Der Dichterweihe heilig Gut,
Der deutschen Stämme einend Bruderblut.

Und sieh! vom reinsten Sonnengold umfacht,
Der edlen Blume dritte Farbe lacht;
Das ist des deutschen Volkes geist'ger Hort,
Der Drang, zu schauen hier und dort
Das Licht der Wahrheit in Gedank' und Wort.

Die Blume ist gar wundersamer Kraft,
So lang sie voll erblüht und einig schafft,
Doch trennst du ihrer Blätter holden Schein,
Sie senkt das Haupt, sie schlummert ein,
Um sich vergang'ner Zeiten Traum zu weih'n.

O, Brüder, wollt sie halten hoch und hehr,
Zerrissen sey sie nun und nimmermehr;
Vom Rheinesufer bis zum Oderstrand
Umschling' das schwarz-roth-gold'ne Band
Des deutschen Volks gemeinsam Vaterland.

Frankfurt a. M. Fr. L.

Eine Menschen-Jagd.

(Nach dem Englischen von Fr—g.)

Die brennende Sonne Afrika's schoß ihre senkrechten Strahlen auf die weite, sandige Ebene am Rio-Segno herab, — einer der hundert Arme, wodurch der mächtige Niger seine Gewässer dem Meerbusen von Benin zuführte. Den versengten Ufern des Stromes entlang glitt ein Kahn, von etlichen zwanzig Negern fortgeschoben, deren krauses, buschiges Haar eine Zone beurkundete, welche das Hirn in unsern europäischen Schädeln gesotten haben würde. — Ein Weißer jedoch schien der tropischen Sonne trotz zu bieten; mit über der breitgewölbten Brust gekreuzten Armen stand er auf dem Vordertheile des Kahns, in der Kleidung eines Matrosen: einem gestreiften Calico-Hemd, weißer baumwollener Jacke und weiten Hosen, welche letztere mit einem Gürtel um seine derben Hüften befestigt waren. Ein Sombrero, von Palmblättern geflochten, beschattete sein gebräuntes, durch einen wilden Bart halbbedecktes Gesicht. Der finstere Ausdruck des letzteren konnte sich wohl aus der Freudenleere seines Handwerks, und gar noch zu solcher Stunde, erklären lassen: ungeduldig und zornig blitzte sein schwarzes, auf eine Wendung des Stromes hingerichtetes Späherauge unter den buschigen Braunen hervor. An jener Stelle, wo der Strom eine halbzirkelförmige Bucht bildet, angelangt, drehte der Kahn sich und legte — eine felsige Stelle umgehend — an einer Art Landungsbrücke an, welche im Rücken durch ein das Ufer hier besäumendes Palmengehölz gedeckt war. Der weiße Mann sprang mit einem Satze an's Land und vertiefte sich, nachdem er etliche Worte mit dem am Steuerruder sitzenden Neger gewechselt hatte, in's Dickicht. — einem schmalen, durch des Waldes Gürtel gelichteten Fußpfad folgend. Er lenkte seine Schritte lange gen Westen hin, und erst auf einer offenen Ebene angelangt, — von Cocus-Palmen umgürtet, deren fächerartige Blätter einen herrlichen Ruheplatz überschatteten, — hielt er inne. Alsdann eine lange Schiffs-Pistole aus seinem Gürtel ziehend: „kündige ich meine Ankunft Tio Jorje'n an," murmelte er für sich hin. Der Schuß ging los und hallte in mehrfachem Echo im Walde wieder; um indessen sein Pulver nicht zu verlieren, hatte der Seemann zwei junge Cocus-Nüsse herabgeschossen, deren erquickende Milch seine gefurchte Stirne zu glätten und seine erschlafften Lebensgeister neu zu beleben schien; denn eiligen Schrittes stürzt er jetzt über ausgedehnte Felder von Yvanen, Calebassen und andern afrikanischen Pflanzen weg, einer Bananenpflanzung zu, deren langes, herabhängendes Laubwerk eine Gruppe von etlichen 20 Hütten überschattete, in deren Mitte eine von gelblichem Thon aufgeführte und mit Palmblättern gedeckte Behausung stand. Unter einer Art Schirmdach, an deren Eingang, war träge eine Person hingelagert, welche der Knall der Pistole jetzt vom Besuche des Matrosen benachrichtigte. Es

war dies ein kleiner, hagerer Mann von verächtlichem Aeußern, gelb, wie die Wände seiner Wohnung, und der den Mittag seines Lebens längst überschritten haben mußte. Seine Züge waren schroff und unregelmäßig, seine großen schwarzen Augen stierten aus ihren Höhlen hervor, und der große, bis beinahe zu den Ohren gespaltene Mund zeigte zwei Reihen langer wild durcheinander geworfener Zähne, die von seinen dünnen, in häufigem Grinsen sich verziehenden Lippen beinahe völlig unbedeckt gelassen wurden. Er trug ein Hemd von feiner weißer Leinwand mit Jabot, Manschetten und goldenen Knöpfen; seine weiten weißen Hosen fielen, von einem Gürtel gehalten, von den Hüften herab. Sobald der neue Ankömmling am Ende des Fußpfads erschien, grüßte er ihn auf spanisch.

„Guten Tag, Don Juan, Blume der Hochbootsmänner. Wann gedenkt Ihr unter Segel zu gehen?“

„Morgen, bei allen Teufeln, und trotz aller Kreuzer! Schon lange genug harren wir auf Genehmigung von Dir, — von Dir, dem schalkhaftesten und häßlichsten der Kaufleute Guinea's!“ entgegnete Juan, der sich bestrebte, das Kompliment zu erwiedern. „Seit einem Monate bereits läßt Du uns in Deinen siedenden, schlammigen Gewässern schier braten; die Hälfte unserer Mannschaft ist am Fieber gestorben, und einem glücklichen Zufalle verdanke ich's, wenn ich mich nicht selbst schon im Bauch eines Eurer verfl...n Krokodille befinde.“

„Geduld, Meister Juan,“ entgegnete Tio Jorje, oder, um ihn bei seinem helvetischen Namen zu nennen, George Rheinhold; „glaubst Du wohl, daß ich mich so sehr beeile, Euch meine Waare zu liefern, damit Ihr sie mir über Bord werft?“

„Das ist des verwünschten Kreuzers „John Bull's“ Schuld, der Jagd auf uns machte, und uns, bei'm Henker, nahe genug auf den Fersen war! Einige Hundert Stück Neger, — was will das überhaupt sagen für Tio Jorje, den reichsten Händler der Küste? Jedermann, von Camarouns bis Badagry, weiß, daß Du nur zu wollen brauchst, um Alles zu können.“

„Tio Jorje soll am Ende heren können, — nicht wahr?“ erwiederte hämisch kaltblütig der Sklavenhändler; „bei solchem Handel kann er nicht reich werden; doch wird er sein Glück noch ein Mal versuchen, — und wenn Euer Kapitän, der edle, tapfere Senhor Macarao, mir verspricht, nicht wieder die erste beste Seemöve für einen ihm nachjagenden Kreuzer zu halten, so willige ich ein ....“

„Das genügt, Tio Jorje,“ entgegnete der Hochbootsmann; „also an's Werk. Ich habe den Auftrag, Dich zu benachrichtigen, daß morgen früh unsere ganze Ladung und noch neun der größten Canot's des Königs Berjie zur Stelle seyn werden, — das meinige nicht mitgerechnet. Der Kapitän beabsichtigt, das sämmtliche Ungeziefer auf ein Mal zu laden, — selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch ein etwas größerer Verlust während der Reise entstehen soll, und um Mitternacht mit der Ebbe abzuziehen.“

„Gut überlegt,“ versetzte Tio Jorje, beifällig grinsend; „praktisches Gehirn in Meister Macarao's Schädel, fürwahr, — und das ist die Hauptsache bei unserem Handwerk; die Ladung nur immer so völlig wie möglich genommen, und sobald sich ein krankhaftes Stück zeigt, über Bord damit! Nur immer das Nest rein gehalten, Meister Juan! — denn ein krankes Pferd steckt eine ganze Heerde an; der erste Verlust ist stets der kleinste! —“

„An mir soll's nicht fehlen,“ fuhr der Sklavenhändler fort; „die Felatah's, wovon ich Euerem Kapitän gesprochen, sind diesen Morgen angekommen: die schönste Partie Neger, sage ich Dir, welche ich seit 3 bis 4 Jahren habe auftreiben können. Kein Einziger ist unter ihnen, welcher nicht am Tage der Ausschiffung schon seine 500 Piaster gälte.“

„Ich habe nie einen Felatah gesehen,“ antwortete Juan. „Ich bin begierig, diese Waare kennen zu lernen, — nach einer Probe wenigstens.“

„Nichts leichter als dies, Juan; kannst sie sämmtlich schauen; folge mir nur ....“

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe eines Frankfurter Gelehrten.

** (London, 9. März.) Der ganze Zustand von Europa ist so entsetzlich verwickelt, daß noch gar nicht abzusehen ist, was sich entwickeln wird. Ja, wenn es sicher wäre, daß schönere, edlere, politische und sociale Verhältnisse entstehen würden, so könnte man mit Gleichmuth alle gegenwärtigen Mißstände und Unseligkeiten ansehen, ja schon Trost finden in der Gemeinschaftlichkeit derselben. Und dann, wir haben so viel Geschichte gelesen, wir hätten auch daran denken sollen, daß wir sie einmal erleben können. Allein das ist jetzt ein beklemmendes Gefühl, daß man auch so ganz und gar nicht voraussehen kann, was kommen wird. So lebhaft mich auch die Veränderungen, die in meiner Vaterstadt und deren Nähe stattgefunden, erregt und erfreut haben, so kommen mir doch, der ich fern bin vom Schauplatz der Ereignisse, leichter Befürchtungen in den Sinn, die wohl keinen Platz finden in den Gemüthern der Theilnehmer und Zuschauer. Die deutschen Fürsten haben dem Drang der Umstände nachgegeben; daß sie aber in demselben Augenblick daran gedacht haben und fortwährend daran denken, wie das Geschehene ungeschehen gemacht werden kann; daß wenige von ihnen es ehrlich und aufrichtig meinen, daß sie keine Lust dazu haben, so ganz was Anderes zu seyn, als sie bisher waren; daß die heilige Allianz schon in diesem Augenblick sich fester an einander geschlossen; daß jeder Vorwand benutzt werden wird, das begonnene Werk der Reform wenigstens provisorisch auszusetzen; daß sehr leicht Umstände eintreten können, welche den Sinn und die Kraft der Deutschen nach Außen statt nach Innen lenken; daß die Fürsten vielleicht selbst solche Umstände herbeizuführen suchen, weil sie dabei das Verlorene wieder zu gewinnen hoffen; daß Deutschland, so lange es 34 Fürsten hat, 34 Erbfeinde seiner Einheit und Freiheit hat — dies Alles und noch manches Andere, und daß man, statt von den Fürsten diese Opfer zu verlangen, einen andern Weg hätte einschlagen sollen, ist wohl auch die Meinung manches Deutschen, und ich muß sagen, so extrem auch diese Ansicht scheint, ist sie, meiner Meinung nach die, durch welche vielleicht alles Unglück, was noch kommen kann, verhütet worden wäre. Was für Schleichwege, Ränke, Schlechtigkeiten werden nun benützt und geübt werden!*) 34 Menschen, die vollständig Ein und Dasselbe wollen, können Ungeheueres leisten; nun gar 34 Fürsten mit ihrem ganzen Gefolge ehrlicher und eigennütziger Diener, ihren außerordentlichen Mitteln und Rechten, ihren kalten, schlauen Rathgebern — gegenüber einer warmen, begeisterten Menge, die Alles im Rosenlicht der aufgehenden Sonne sieht, an die Gewitterwolken nicht denkt, die der Mittag bringt, an das Dunkel der Nacht nicht, wo die Schlauen und Bösen umherschleichen, einer Menge, die aus unzähligen Köpfen besteht, die schon zu unzähligen verschiedenen Meinungen kommen werden, die schon bald alle Abstufungen entfalten wird, vom rücksichtlosen Streben nach größter Freiheit bis zum Wunsche nach langsamem, gesetzlichem Fortschritt. Und die Angst Derer, die Etwas zu verlieren haben, und die Drohungen der guten Presse, und die Warnungen vor Communismus und dergleichen; — und wenn es nun gar in Frank-

*) Dem Schreiber dieses Briefes erscheinen in der Entfernung wohl unsere Verhältnisse in einem falschen Lichte; er kannte die neuesten Vorgänge, besonders die in Oesterreich, nicht.
Anm. der Redaktion.

reich zu wilden Kämpfen kommen sollte! — Kurz und gut, ich halte die Freiheit Deutschlands noch für sehr unsicher begründet, und meine Freude ist noch keineswegs unverkümmert. Du fürchtest dich doch nicht vor deinem republikanischen Freunde? Oder wunderst du dich, daß man von dem ruhigen England aus so schreibt? Ja, mein Kind, hier ist eine vollständige Republik, die nur zu ihrem Vergnügen sich eine Königin hält mit Zubehör. Viele halten eine eigentliche Republik nicht für respektabel. So viel Engländer bin ich noch nicht geworden, ich habe überhaupt mit dem Wort noch meine herzliche Mühe. Es herrscht hier ein solcher Sinn für eigentliche Freiheit, daß Viele die ganze Revolution schon billigten, weil die Regierung das Reformdiner nicht erlauben wollte. What? respectable men should not be allowed to meet together and to speak and to take a dinner? Das geht einem Engländer nicht in den Kopf. Vor einigen Tagen hörte ich in einem Meeting, wo eine Approbation der französischen Revolution votirt wurde, öffentlich aussprechen, daß die königliche Würde in England ein tog (Spielzeug) sey.

(Schluß folgt.)

Preßfreiheit und Schwurgerichte.

** (Vom Main, 8. März. — Corresp.) Die meisten westdeutschen Regierungen haben jetzt dem dringenden Wunsche ihrer Bürger nachgegeben und öffentliches und mündliches Verfahren sowie das Schwurgericht zugesagt. Im Interesse der Regierer wie der Regierten liegt es, diesen Wunsch bald zu erfüllen. Einmal, weil man das Eisen am besten schmieden kann, so lange es noch warm ist, dann auch, weil dadurch der Wunsch befriedigt, die Unruhe, das Verlangen nicht noch gemehrt wird; weil dadurch kein Hemmniß mehr zwischen das Versprechen und dessen Ausführung treten kann. Wenn es sich freilich hier um eine ganz neue, noch nicht erprobte, noch in ihrer Anwendung unbekannte Sache handelte, könnte man nur den alten Spruch: „Eile mit Weile!" einschärfen, dürfte man die Sache nicht übereilen, nicht über dem Knie entzweibrechen. In diesem Falle aber hat es glücklicherweise ein anderes Bewandtniß. Die westdeutschen Staaten haben beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch Geschwornengerichte auf der deutschen linken Rheinseite wirksam gesehen. Viele westdeutsche Regierungen, wie die hessische, die bayerische, haben diese Gerichte in bedeutenden Provinzen seit jener Zeit eingeführt. Auf den Hochschulen wurden seit lange Vorlesungen über die fraglichen Verhältnisse gehalten. Durch die Nähe allein ist wohl allen diesseitigen Rechtsgelehrten leicht geworden, sich in die Formen des Verfahrens hineinzuarbeiten, so daß demnach die Einführung keine größeren Schwierigkeiten mehr bieten kann. Bei den Regierungen erst, welche Provinzen auf der linken Rheinseite besitzen, muß sie gar ein Leichtes seyn, da dieselben die Beamten von dem linken Ufer auf das rechte und umgekehrt versetzen können, wie dieses Preußen auch in letzter Zeit mit Erfolg ausübte. Sechs bis acht tüchtiger Rechtsbeamten würden hinreichen, einen ganzen Gerichtshof binnen wenig Wochen vollkommen zu organisiren, und würden durch eben so viel Beamte auf dem linken Rheinufer in eben dieser Zeit ersetzt werden können. Hat sich dieses doch in den preußischen Rheinlanden durch das Beispiel glänzend bewährt. Man darf sich nur des bekannten Schriftstellers und Rechtsgelehrten Leu erinnern, der, aus den preußischen Mutterlanden kommend, in kurzer Zeit sich zum kräftigsten Vorkämpfer der rheinischen Institutionen, zum scharfsichtigsten Kritiker des rheinischen Rechtes aufwarf. — Vergleicht man mit dem Angeführten die Geschichte der Einführung des rheinischen Rechtes in den Rheinlanden, zu einer Zeit, wo das Recht wie das Verfahren für diese Provinzen durchaus neu war, wo die deutschen Gelehrten wie das deutsche Volk noch ganz im römischen Rechte befangen lagen, wo das neue Recht wie vom Himmel fiel und plötzlich durch einen Federstrich eingeführt wurde, so kann man dreist versichern, daß das Geschwornengericht selbst in den Staaten, welche keine überrheinischen Provinzen zählen, binnen Mondenfrist eingeführt werden könnte, geschweige in den Landen, worin durch diese überrheinischen Provinzen alle möglichen Vorkehrungen schon getroffen sind.

Mögen die Männer vom Fache, möge der Bürger diese Sachlage unaufhörlich im Auge halten, damit sich das schöne Geschenk, das nur noch als Hoffnung vorschwebt, bald verwirkliche, damit in allen deutschen Staaten das päpstliche geheime Verfahren schleunig durch das urdeutsche öffentliche verdrängt werden kann!

Da das Geschenk der Preßfreiheit einmal eingeführt worden ist, wird das Bedürfniß dieser Einführung noch viel dringender. Die Preßfreiheit ohne Schwurgericht könnte ja nur von kurzer Dauer seyn und würde gewiß der sie anfeindenden Bureaukratie bald erliegen müssen. Jeder Freisinn dürfte bald zum Verbrechen gestempelt seyn, wenn es nicht unabhängigen Geschwornen überlassen bliebe, zu bestimmen: ob ein Schriftsteller ein Vergehen begangen habe oder nicht. Preßfreiheit und Schwurgerichte können fast nicht ohne einander bestehen und wo eines dieser Institute fehlt, läuft das andere Gefahr, bald zu Grunde zu gehen!

Z—v.

Kirchliche Rundschau.

19. März.

Von einem Ende Deutschlands bis zum andern proklamirt das Volk die Freiheit der Religion und des Gottesdienstes, und andererseits die Unabhängigkeit der Bürgerrechte von der Confession. Es ist die zwiefache Emancipation der Religion von dem christlichen Kirchenstaate und die des natürlichen Bürgerstaates von der unnatürlich herrschenden Staatskirche. Staat und Kirche trennen sich; unter dem schirmenden Schatten des ersteren stellt sich die Schule, die Priesterschaft als solche hat weder in den Schulvorständen, noch in den Ständekammern mehr zu sitzen und vorzusitzen, wenn nicht ihre einzelnen Glieder zu diesen Funktionen als Bürger von Bürgern gewählt werden. Das Alles ist freilich noch im Werden. In Würtemberg war der greise Verfechter der Gewissensfreiheit und insbesondere der deutschkatholischen Sache, v. Bangold, Kandidat des neuen Ministeriums; jedoch fehlt dort noch die Ertheilung der bürgerlichen Gleichheit an alle Confessionen, und die pietistischen Nachtfalter umflattern noch das Licht der neuen Zeit. Aber statt es auszulöschen, werden sie sich die Flügel versengen! In Frankreich legt der neue Cultusminister Carnot dem Klerus das republikanische Priesterthum aus, während das Volk in Lyon die Ordenshäuser stürmt und in Sardinien, Piemont, dem Kirchenstaate die Jesuiten, in Wien neuestens die Liguorianer verjagt werden. Der Deutschkatholicismus, welcher in vielen Theilen Deutschlands die politische Reform nicht blos durch die Entfernung des Gespensterglaubens, sondern fast noch mehr durch seine geordnete Bildung freier Gemeinden vorbereitete, erhält das bisher Versagte und feiert seine Gottesdienste in den früher vom Staatschristenthume versiegelten Kirchen. Seine Geistesverwandten unter den übrigen Confessionen regen nun offen und frei die Glieder; in Freiburg im Br. erkämpft die Diöcesansynode ihr Recht von dem erzbischöflichen Ordinariate, während in anderm Sinne der Bischof von Limburg Dankgebete für die errungene Glaubensfreiheit der Nassauer Römischkatholiken hält! In Darmstadt versammeln sich Abgeordnete protestantischer Gemeinden, um die nöthigen Neubauten zu berathen. In Baiern verlangt die protestantische Kirche laut

vuch in ihrem Bereiche einen Ministerwechsel, die Absetzung des altlutherischen Buchstabenregimentes. In **Magdeburg** erbetteln endlich mit Erfolg die Freiprotestanten den Mitgebrauch einer Kirche von der Staatsregierung, und 13,000 geduldige Menschen sind dankerfüllt.

Mannichfaltigkeiten.

(Erstes censurfreies Blatt aus der Wiener Joseph Stöckholzer v. Hirschfeld'schen Buchdruckerei.)

Die Universität.

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität!
Die Stunde ist des Lichts gekommen;
Was wir ersehnt, umsonst erfleht!
Im jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität.
Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Joseph, arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.
Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern
Horcht, wie es dythirambisch geht,
Und wie die Herzen sich erwidern:
Hoch die Universität!
Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefall'nen Freiheits-Opfern, seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität.
Doch wird dereinst die Nachwelt blättern,
Im Buche der Geschichte steht
Die lichte That mit gold'nen Lettern:
Die Universität.

Dieses Gedicht ist an allen Ecken der Stadt angeklebt!
Wien den 15. März 1848.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. März.

Unsre Landsmann, Hr. Georg **Fischer**, der im Interesse der deutschen Auswanderung sehr nützlich gewirkt hat, theils durch Mittheilungen an die Redaction des hier erscheinenden „deutschen Auswanderers", theils durch andere ersprießliche Bemühungen, wird im Laufe des kommenden Monates nach Nordamerika abreisen und mit Vergnügen bereit seyn, auswandernden Landsleuten, welche sich ihm auf der Reise dahin anschließen wollen, als Führer und Rathgeber zu dienen, wozu er um so mehr befähigt ist, als er schon längere Zeit in Nordamerika gelebt, der dortigen Verhältnisse kundig und mit der englischen Sprache vertraut ist. Auswanderungslustige, welche von dieser Gelegenheit Gebrauch machen wollen, haben sich in portofreien Briefen an die Redaction des „deutschen Auswanderers" dahier zu wenden. — Bei der letzthin hier stattgehabten Aufführung des neuen Stückes: „Dornröschen" bewunderte man besonders die von Hrn. **Tescher** kunstvoll arrangirten pantomimischen Darstellungen mit Ballet und unterschiedlichen Nationaltänzen, welche den größeren Theil des Abends ausfüllten. Terpsichore, die Muse des Tanzes, schien alle ihre Mitschwestern an Glanz zu überstrahlen, und je anspruchsloser sie sich bei ihren Darstellungen zeigte, desto lebhafter war der Beifall, der ihr von allen Seiten gespendet wurde.

Mainz, 16. März.

Obgleich Sie den langen Artikel aus **Wiesbaden** vom 9. d. (in Nro. 74 der Didaskalia) mit der Anmerkung begleiten, daß Sie die Discussion über die „**Aufhetzerei der Nassauer von Seiten der Mainzer**" als geschlossen ansähen, so müssen Sie uns doch noch eine Bemerkung über den Erguß des guten Wiesbadeners erlauben. Von vorneherein erklären wir, daß sich die Herren Wiesbadener, oder doch wenigstens ein Theil von ihnen sehr komisch benommen. Durch gedruckte Einladungen, datirt Wiesbaden den 2. März, wird von ihnen auf den 4. März, Nachmittags 3 Uhr, eine zweite Volksversammlung auf dem Platze vor den vier Jahreszeiten angesagt und „hierzu die Mitwirkung des ganzen Landes in Anspruch genommen." Das ganze Land schickte auch Männer, aber am 4. März hatten sich auf allen, nach Wiesbaden führenden Straßen Wiesbadener mit weißen Friedensbinden aufgestellt, überreichten den Herranziehenden gedruckte Plakate und suchten sie mit der Versicherung, J. k. H. die Herzogin und Se. H. der Prinz Nicolaus hätten die Erfüllung aller Forderungen garantirt, zur Heimkehr oder zum passiven Verhalten zu bewegen. Es ist sehr lächerlich, erst das ganze Land einzuladen und es dann, wenn es kommt, wieder heimschicken zu wollen. Hatte man etwa die Einladung erlassen, um den Gastwirthen eine, ihnen allerdings nöthige, ergiebige Einnahme zu verschaffen? Dieser Nebenzweck ist allerdings erreicht worden, aber die Herbeigekommenen wollten auch ihren Hauptzweck erreichen, nämlich den: **aus gedrückten Unterthanen freie Bürger zu werden.** Diese Aufgabe wollten sie die Wiesbadener Herren nicht allein ausführen lassen, und sicherlich haben sie daran sehr klug gethan. Daß es jedoch bei der Lösung einer so hochwichtigen Aufgabe etwas bunt hergeht, daß Einzelne aus dem Geleise des Gewöhnlichen heraustreten und durch Wort und That zu weit getriebenen Eifer an den Tag legen, ist so natürlich, daß es nur einem engherzigen Spießbürger einfallen kann, darüber tadelnde Randglossen zu machen. Aus diesen Randglossen läßt sich fast entnehmen, daß ein Theil der Wiesbadener gern die Mitwirkung an dem großen Ereignisse in Vergessenheit bringen und, was sonst geschehen, den Landleuten in die Schuhe schieben möchte. Aber gerade die Landleute von Nassau haben sich im Allgemeinen wie entschlossene Männer benommen, und es könnte vielen Wiesbadenern gar nicht schaden, wenn sie für alle Zukunft diesem Beispiele nachstrebten. — Was nun die Vorwürfe betrifft, die den Mainzern gemacht werden, so ist es mehr als abgeschmackt, daß man die Theilnahme derselben an dem großen Tage von Wiesbaden zu verdächtigen trachtet. Ganz abgesehen davon, daß alle anwesenden Mainzer von Sympathie für ihre Nassauer Mitbrüder erfüllt waren, hatten viele, sehr viele, die in Nassau, namentlich im Rheingau, begütert sind, auch ein materielles Interesse an der endlichen Freiwerdung des Landes. Hätte der Hr. Berichtiger aus Wiesbaden diesen Gesichtspunkt in's Auge gefaßt, so würde er für die Beurtheilung des Benehmens aller Mainzer einen richtigeren Maßstab gehabt haben. Dieser Gesichtspunkt würde ihn belehrt haben, daß viele Mainzer ein sehr gutes Recht hatten, ein Wort mitzusprechen, und wenn Einzelne darin zu weit gingen, so fällt es uns zwar nicht ein, dies in der Ordnung zu finden; wer aber nur einen Augenblick daran denkt, daß vielleicht gerade diese Einzelnen unter dem vorigen Regimente in Nassau die bittersten Erfahrungen gemacht hatten, so wird man selbst maßlose Ausbrüche ihrer Erbitterung entschuldigen. Der Hr. Berichtiger hätte hiernach weit besser gethan, wenn er, statt die Rolle eines lästigen Bekrittlers zu spielen, seine Freude darüber ausgesprochen, daß der große Tag von Wiesbaden durch keine beklagenswerthe That getrübt worden.

Frankfurt a. M., 20. März. — (Eingesf.)

Mit der lebhaftesten Indignation hat eine große Anzahl hiesiger Bürger vernommen, daß in unserem hiesigen **deutschen National-theater** während der gestrigen Aufführung der „Stummen von Portici" die Marseillaise verlangt und auch **sogleich** gespielt wurde! Hat Deutschland und seine nun in Eintracht (beinahe) völlig freien Bürger keinen anderen Gesang? Sind wir Knechte fremder Gefühle und Melodieen, die einst gegen unser Vaterland die Franzosen in's Feld führten!? — Es hat uns immer geärgert, wenn in dem Liederspiel: „der alte Feldherr" Napoleon, **der Deutschland und seine damaligen Fürsten** in den Staub getreten hatte, in der neueren Zeit mit Jubel empfangen wurde! Wir **ehren** und **achten** die **Franzosen** und die **Polen**; aber **seyen wir vor Allem Deutsche** im wahren Sinne des Wortes und der That. Es möge in Zukunft die Direction des Theaters bedacht seyn, nur deutsch zu denken! Dann werden auch von dem wahrhaft deutschen Publikum **nur deutsche Lieder** verlangt und angestimmt werden.

Ein hiesiger Bürger.
(Th. B.)

Geographischer Verein.

Mittwoch, 22. März, Abends 6 — 7 Uhr: Hr. Dr. **Bögner**: über das alte Aegypten, Ergebnisse der seitherigen Forschungen, in historischer und ethnographischer Hinsicht; zweite Vorlesung.

Der Vorstand des geograph. Vereins.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 83. Donnerstag, den 23. März 1848.

Eine Menschen-Jagd.

(Nach dem Englischen von Fr—g.)

(Fortsetzung.)

Die beiden Weißen schlugen sodann einen hinter dem Hause herführenden schmalen Pfad ein, und standen bald vor einem geräumigen Gebäude — einer Art Schuppen — welches gitterartig aus Bambusstämmen errichtet und mit einem niedrigen, mit Palmblättern durchflochtenen Dache versehen war. In diesem Käfig waren, wie eben so viele Säcke oder Ballots, 350 Neger eingepfercht, als zur Ladung des portugiesischen Schoners gehörig, worauf Macarao Kapitän und Juan Hochbrotsmann war.

Sämmtliche Neger waren an Armen und Beinen gefesselt und zu zweien aneinander gebunden. Tio Jorje hatte solche aus allen angränzenden Gebieten bezogen, — einer Gesammtausdehnung von mehreren 1000 Meilen, worüber dieser Handel die Maschen seines fluchbeladenen Netzes ausgedehnt hat. Um diesen Käfig strichen, frei, mehrere Eingeborne herum, — es waren die schwarzen Diener Tio Jorje's. Zur Bewachung ihrer unglücklichen Brüder aufgestellt, gefielen sie sich ganz in dem lächerlichen Hochmuth eines europäischen Bedienten, welcher stolz auf die Reichthümer seines Herrn ist.

Es war dies indessen nicht der erste Besuch, welchen Juan Maseda den Magazinen Tio Jorje's abstattete. Er verstand sich wohl auf die charakteristischen Züge der verschiedenen Stämme; so z. B. wußte er sehr bald den lächelnden, aber arglistigen Yarribeah herauszufinden; den verwegenen Krieger von Borgoo — den anmuthig geformten, geistbegabten Eingebornen von Nauffie — den finstern, stolzen Piraten von Eboe — den kriechenden, knechtischen Cambrie, und endlich den schmutzigen, falschen Schwarzen von Calebar.

Die neue Waarensorte des Onkel Reinhold fesselte alsbald die Blicke Juan's. In einer Ecke des Zwingers nämlich war eine aus etwa zwanzig Menschen bestehende Gruppe unschwer als Felatah's zu unterscheiden. Ein schöneres Ebenmaß des Körpers in allen seinen Theilen kann man sich kaum denken; sie waren nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe. Einen höheren Adel und eine größere Kühnheit, als in dem Total-Ausdruck ihrer regelmäßigen Züge lag, gab es nicht; man würde sie eher für Araber als Neger gehalten haben. Ihr langes, geschmeidiges Haar fiel gelockt auf Nacken und Schultern herab, und nur Einige unter ihnen, allem Anscheine nach einer höheren Klasse Angehörende, hatten die Fülle ihrer Haare auf eine eigenthümliche Weise zugestutzt; über dem Kopfe in einen Büschel zusammenfrisirt, geflochten und mit einer Art Gummi überzogen, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben, waren solche dem Helme eines Dragoners nicht unähnlich. Der Effekt jener sonderbaren Frisur war mehr eigenthümlich als unangenehm; bei ihren übrigens edlen Gesichtszügen konnte sie nicht verfehlen, den Häuptlingen im Kampfe ein grausiges, kriegerisches Aussehen zu geben. Was aber Juan Maseda am meisten Bewunderung abnöthigte, war die „Miene ernster und stolzer Ergebung in ihr Geschick", die auf den Zügen der Felatah's lagerte; eine Ergebung, so edel und so verschieden von der dumpfen Apathie, der sich die Mehrzahl ihrer Leidensgenossen überlassen; namentlich aber von der starrköpfigen Rohheit, welche bei mehreren Gefangenen von Eboe und Bergoo zu Tage trat.

„In der That, ein schöner Fang, Onkel Reinhold!" sprach er endlich, nachdem er die Felatah's, wie ein Roßkamm die Pferde, gemustert hatte. „Wie bist Du dahinter gekommen, alter Gaudieb? sprich!"

„Dem alten König Farday verdanke ich sie; er hat sie auf dem großen Markt zu Bocqua von Kaufleuten aus Bornan erstanden, und sie über Eboe hierher gebracht," entgegnete Tio Jorje, — das gierige Auge wohlgefällig auf seine neue Beute heftend. „Ein schwerer Krieg war nämlich ausgebrochen, — wie es scheint zwischen Felatah's und den Bewohnern von Bornan und Funda; sie lieferten sich hitzige Gefechte im Innern Afrika's; von der großen Wüste bis zu den Bergen von Kong war Alles im Kampfe entbrannt; Tausende wurden zu Gefangenen gemacht, von denen man die meisten erwürgte, — in Ermanglung von Märkten, worauf man sich auf ein Mal einer so großen Menge Sklaven hätte entledigen können! — So wenigstens erzählte König Farday mir. Das war eine herrliche Gelegenheit, —" fuhr Onkel Reinhold fort, — „eine Gelegenheit, Juan Maseda, wie sich deren kaum eine zweite in diesem Leben zeigen dürfte! Ein etwas unternehmender Waghals könnte sich so in einem Jahre das Doppelte oder gar Dreifache Desjenigen verdienen, was wir hier zwar mühsam erwerben müssen, aber auf ehrliche Weise, im Schweiße unseres Angesichts, und indem wir unser Leben um die Hälfte verkürzen." Indem Tio Jorje also redete, verzerrte sein überdies schon grundhäßliches Gesicht sich in ein widerliches Grinsen und nahm einen wahrhaft dämonischen Ausdruck an. „Ja, bei meiner Treu," fuhr er fort, „da gäbe es fette Brocken zu schnappen!"

„Spielst Du auf mich an, Tio Jorje," entgegnete Juan, — dessen Blicke bereits schon von der Gierde und Habsucht, so aus des alten Sklavenhändlers Augen hervorblitzten, angesteckt zu seyn schienen, — „spielst Du auf mich an, so drücke Dich in's T....ls Namen deutlicher aus; ich habe nicht Verstand genug, um Winke verstehen zu können!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiener Ereignisse.

** (Wien, 15. März. — Abends 10 Uhr.) Man hätte es für unmöglich gehalten, daß die guten lebenslustigen Wiener in

einer ernsten Zeit so kräftig eingreifen würden, ein so außerordentlich vertheidigtes System mit allen seinen Trägern über den Haufen zu werfen. Seit Wochen konnte ich nicht schreiben, meine Stimmung war zu aufgeregt, denn ich sah durch meinen innigen Verkehr mit allen Klassen der Bevölkerung die nun abgeschlossenen Begebenheiten sich gestalten. Wenn auch Vieles vorbereitet war, so hat doch die französische Revolution uns den Impuls zum letzten Schritt gegeben. Insbesondere waren die Tage der verflossenen Woche sehr bewegt — das Kaiserhaus und die Stände wurden von allen Seiten mit Petitionen bestürmt; der Hauptstoß aber sollte am Montag den 13. d. bei Gelegenheit der Eröffnung der niederösterreichischen Landstände erfolgen. Sonntag früh zogen sich die Wolken dichter und dichter zusammen. Von den Studenten und den Polytechnikern wurde eine friedliche, aber massenhafte Demonstration bei den Ständen beschlossen. Von jetzt an folgen sich die Begebenheiten Schlag auf Schlag. In der Frühe des 13. war in den Straßen keine auffallende Bewegung zu bemerken. Da erscholl auf einmal um 9 Uhr der Ruf: die Studenten! Es war ein erhebender Anblick. 5000 Jünglinge, ohne alle Waffen, selbst ohne Stöcke, zogen in Reih' und Glied lautlos über den Stephansplatz, Graben, Kohlmarkt, in die Herrengasse und besetzten den Hof des landständischen Gebäudes. Tausende von Menschen schlossen sich an. Bald waren alle benachbarten Straßen mit Menschenmassen gefüllt. Auch die Stände hatten sich unterdessen versammelt und beriethen die Adresse an den Kaiser, während im Hofe von den Studenten feurig begeisterte Reden gehalten wurden. Bis jetzt waren keine Soldaten zu erblicken; die Aufregung und die Menschenmassen wurden immer größer, doch war die allgemeine Stimmung eine heiter zuversichtliche; da kam die Nachricht, die sich als wahr bestätigte, die kaiserliche Burg werde von Militär besetzt, welches Angesichts des Volks scharfe Patronen erhielt. Da beginnt die Aufregung immer größer zu werden; die Studenten senden eine Deputation an die Stände, und die ständische Deputation verfügt sich bald darauf in die Burg zum Kaiser, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen, während die Studenten im Hofe des landständischen Gebäudes versammelt bleiben, um die Rückkunft der Deputation abzuwarten.

Die kaiserl. Burg war indessen in eine Festung verwandelt, alle Thore gesperrt, außerordentliche militärische Vorkehrungen getroffen. Stunden vergehen, die Deputation kehrt nicht zurück. Die Stimmung des Volks wird immer bedenklicher — da erscheint der kommandirende General Erzherzog Albrecht vor dem landständischen Haus, ein unglücklicher Zufall will, daß ein Straßenjunge mit einem Steine nach ihm wirft. Der Prinz kommandirt ohne vorherige Warnung Feuer gegen eine ganz unbewaffnete Menschenmenge. Viele davon wurden verwundet oder getödtet; das war der entscheidende Moment; ein Wuthgeheul entstand in den Massen. Die Kaufmannsläden wurden geschlossen und der Ruf: Zum Zeughaus! erscholl. Auf dem dortigen Hof (einem großen öffentlichen Platze) hatte der Erzherzog Albrecht eine große Truppenmasse aller Waffen aufgestellt. Die gänzlich unbewaffneten Studenten machen einen tollkühnen Angriff nach dem andern; die Infanterie feuert, die Kavallerie haut ein und viele Menschenleben gehen verloren. Da setzen die Bürger ihren Willen durch, der Generalmarsch ruft das Bürgermilitär zusammen; sie werden alle mit Jubel empfangen. Auf Befehl des Kaisers verlassen die Linientruppen die Stadt und beziehen ein Bivouac auf dem Glacis. Erzherzog Albrecht legt seine Stelle als kommandirender General nieder, Fürst Metternich nimmt seine Entlassung — das war das Resultat des ersten Tages. Die Nacht war für die Vorstädte fürchterlich; mit Lebensgefahr war ich nach Haus gekommen; Pöbel, Fabrikarbeiter begannen zu plündern und zu verwüsten; alle Gaskandelaber wurden zerstört; in allen kaiserlichen Gebäuden die Fenster eingeworfen; in unserer Nachbarschaft sollten die kaiserlichen Stallungen gestürmt werden. Das Militär feuerte und es gab viele Todte und Verwundete. Die Linien-Gebäude, wo die Verzehrungssteuer erhoben wird, wurden mit Verlust von Menschenleben gestürmt, geplündert und in Brand gesteckt. Eben so gingen mehrere Fabriken in den Vorstädten in Flammen auf; Bäckerläden und Wirthshäuser wurden geplündert.

Endlich kam nach einer bangen Nacht der Morgen des 14. März. Tausende von Menschen hatten unterdessen Waffen erhalten; die kaiserliche Familie, in der Burg eingeschlossen, wird von Deputationen bestürmt. Die Errichtung der Nationalgarde wird vom Kaiser bestätigt. Dann wurde Preßfreiheit zugesichert, aber zu spät veröffentlicht, wodurch das Mißtrauen und die Wuth des Volkes sich aufs äußerste steigerten. Es hing an einem Haare, daß die Burg gestürmt werden sollte. Ich war unterdessen in die Vorstadt geeilt, hatte mich bewaffnet und einer Compagnie als Führer zugetheilt. Wir patrouillirten die Nacht durch. Nach kurzem Schlummer verfügte ich mich heute (15) in die Stadt. Dort war Alles im besten Gange, man war zum Aeußersten entschlossen. Da verließ plötzlich in einem zweispännigen Wagen der Kaiser mit seinem Bruder Franz Karl und dessen ältestem Sohn Franz Joseph die Burg und erschienen ohne Bedeckung, umgeben von dem bewaffneten Volke und den Studenten, in den Straßen. Der Jubel war markerschütternd. Bald darauf traf Erzherzog Stephan von Preßburg ein. Einige Stunden darauf wurde die Constitution proklamirt. Der Jubel ist unermeßlich. Stadt und Vorstädte glänzen in einem Feuermeer, Fackelzüge durchziehen die Stadt. Der Eindruck dieser Revolution wird in Europa ein großartiger seyn.

Die Volksversammlung zu Offenburg am 19. März 1848.

(Mannheim, 20. März.) Dieser schöne Tag, auf welchen man schon so lange voll Erwartung und theilweise auch nicht ohne Bangen geblickt hatte, ist endlich gestern von uns erlebt worden. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich dem von Mannheim abgehenden Extrazuge angeschlossen. Unterwegs wurden Flugschriften jeder Art ausgetheilt und begrüßt von dem Jubelruf der am Wege stehenden Dorfbewohner, fuhr man nach Offenburg. Hier war, als der Bahnzug um $10^1/_2$ Uhr ankam, schon die Menge mit deutschen Fahnen versammelt, und unter dem Klange der Musik und dem Wehen von mehreren Hundert Fahnen bewegte sich nun der Zug vor das Rathhaus. Die Stadt Offenburg bewies durch ihren lauten Jubel, durch den reichen Schmuck ihrer Häuser mit Fahnen, den Antheil, welchen sie an dieser großen Zusammenkunft nahm. Nachdem sich dann die an 12—15,000 Mann starke Volksmenge um das Haus geschaart hatte, trat zuerst Bürgermeister Reh von Offenburg auf den Altan, sprach wenige Worte in Erinnerung der Versammlung am 12. März 1847, und ermahnte die Menge zu Ruhe und Ordnung. Auf ihn folgte der greise Itzstein, begrüßt als „Vater" von der jubelnden Menge; er hob in einem sehr schönen Vortrage hervor, „wie bei der letzten Volksversammlung in Offenburg dieselben Forderungen gestellt worden, aber ohne Erfolg geblieben seyen;" er wies dann „auf die Gewährungen der Regierung hin" und machte klar, daß es derselben jetzt gewiß Ernst mit allen Versprechungen und Gesetzen sey*), daß man daher das Eintreten einer Reaction nicht zu fürchten habe." Aus diesem Grunde tadelte er auch das Benehmen der Constanzer, indem er „den Zweck derselben zwar nicht verwarf, allein die Zeit doch noch nicht für reif hielt, da Baden allein stände." Auf ihn folgte

*) Der Redner las hier die neuen Gesetze vor: Amnestie, Aufhebung der Feudallasten u. s. w.

Struve, welcher, nachdem er auch zur Ruhe und Ordnung verwiesen hatte, gleich seinem Vorgänger Itzstein auseinandersetzte, wie isolirt Baden dastände, wenn es wirklich eine Republik proklamiren wollte, wie durch diesen Schritt nur neue Spaltungen entständen, da unsere andern deutschen Brüder in politischer Ausbildung noch lange nicht so weit seyen, um uns zu folgen, daß wir nur vereint mit diesen eine kräftige, große, geachtete Nation bilden könnten. Er verwarf den Gedanken „einer bewaffneten Hülfe Frankreichs" und stellte vor, „daß wir auf unsere eigene Kraft bauen müßten." Alsdann sprach Soiron. Auch er war gegen die Constituirung einer Republik und ermahnte das Volk, „erst zu warten, bis ganz Deutschland einig sey, bis in ganz Deutschland erst die Rechte errungen seyen, die wir in Baden besitzen; er wünscht, daß das Volk Vertrauen habe zu seinen Vertretern, die gewiß den Zeitpunkt nicht versäumen würden, es zu seinem Wohle zu führen." Auch Buchhändler Hoff und Kapp sprachen sich dahin aus, Eller deutete noch insbesondere auf die Befreiung der polnischen Nation hin, „welche vor Jahren zu unterdrücken, Deutschland hülfreiche Hand geleistet habe." Endlich kam auch Hecker. Kaum läßt es sich beschreiben, mit welchem Jubel dieser Mann des Volks begrüßt wurde; als er aber mit der Hand Schweigen winkte, da ward es ruhig, Alles horchte den Worten eines Mannes, der in kurzer Zeit nicht allein in Baden, sondern in ganz Deutschland einen so ruhmwürdigen Namen sich erwarb. Wie seine Vorgänger, deutete auch er auf die letzte hier abgehaltene Versammlung hin, auf den Widerstand der Regierung, welche damals nicht allein fernere Versammlungen als staatsgefährlich verbot, sondern auch die Sprecher in Hochverrathsprozesse verwickelte; er ging dann über zu den großen Zugeständnissen unserer Regierung und deutete darauf hin, das Badens Wirkungskreis sich nicht auf sein eigenes Land, sondern auf das gesammte deutsche Vaterland ausdehnen müsse; er hob hervor, daß die Erklärung einer Republik, wie das im Seekreise geschehen seyn solle, nicht am Platze sey, daß Baden zu klein sey, um für sich einen solchen Schritt zu thun, daß dadurch im übrigen Deutschland, das zum größten Theile noch nicht auf der politischen Bildungsstufe der Badener stehe, Zwiespalte entstünden, und das große Ziel einer nationalen Einigung dadurch nur ferne gerückt würde. Er kam dann auf eine Verbindung mit Frankreich zu sprechen, und erklärte sich entschieden dahin, „daß ein Volk, das fremde Hülfe zur Erringung seiner Freiheit nöthig habe, dieser Freiheit nicht werth sey." Namentlich entwickelte er ein Einigungssystem durch nationale Vereine als Garantie für die Freiheit und Heranbildung des Volkes, die in den unten folgenden Forderungen enthalten sind. Struve las diese vom Ausschuß verfaßten Punkte vor, sie heißen:

Ein deutsches Parlament, welches im Großen seine Verhältnisse nach Innen und Außen kräftig ordne und frei gestalte, und dessen erste Aufgabe seyn wird, der deutschen Nationalität und Selbstständigkeit Anerkennung zu verschaffen. Was insbesondere unsere baden'schen Angelegenheiten betrifft, so erklärt die Volksversammlung von Offenburg: I. Mehrere Mitglieder der Regierung und der größte Theil der Beamten besitzen das Vertrauen des Volkes nicht, weil Einzelnen der gute Wille, Anderen die erforderliche Kraft fehlt. Das Volk kann kein Vertrauen in Männer setzen, welche vor wenigen Wochen noch als revolutionär bekämpften, was sie theilweise jetzt selbst zugestanden haben. Es läßt sich nicht täuschen durch das Vorschieben liberaler Persönlichkeiten. Anstößig ist dem Volke namentlich der Einfluß, welchen der Markgraf Wilhelm seit langer Zeit auf die Staatsgeschäfte überhaupt und das Militärwesen insbesondere ausgeübt hat. Nicht minder anstößig ist ihm der Einfluß einiger Personen aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, welche man mit dem Namen Camarilla zu bezeichnen pflegt. II. Das Volk hat kein Vertrauen zu der ersten Kammer der Ständeversammlung, da dieselbe aus Privilegirten besteht, welche ihren Sonderinteressen das Wohl des Volkes stets geopfert haben. — Das Volk verlangt Abhülfe gegen diesen Uebelstand vermittelst einer Revision der Verfassung. III. Das Volk hat kein Vertrauen zu einer großen Anzahl der Mitglieder der zweiten Kammer, da dieselben durch Wahlbeherrschung und Wahlverfälschung unter dem Einfluß der Censur und der Polizei gewählt wurden, und sich als blinde Werkzeuge in den Händen jedes Ministeriums erwiesen haben. — Das Volk verlangt den Rücktritt der reactionären und gesinnungslosen Partei der zweiten Kammer. IV. Das Volk besitzt durchaus keine Bürgschaften für die Verwirklichung seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheit. Es muß sich diese Bürgschaften selbst verschaffen. Demzufolge bildet sich: 1) In jeder Gemeinde des badenschen Landes ein vaterländischer Verein, dessen Aufgabe ist, für die Bewaffnung, die politische und sociale Bildung des Volkes, so wie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen. 2) Sämmtliche Vereine eines Wahlbezirks bilden einen Bezirksverein, sämmtliche Bezirks-Vereine einen Kreisverein, die vier Kreisvereine einen Landesverein. 3) An der Spitze jedes dieser Vereine steht ein leitender Ausschuß. 4) Für jeden dieser Vereine bildet sich sofort eine Vereinskasse zur Bestreitung der nothwendigen Auslagen. 5) Alle Provinzen Deutschlands sollen aufgefordert werden, ähnliche Vereine zu bilden, und mit dem badenschen Landesvereine in freundschaftlichen Verkehr zu treten. V. Das Volk verlangt von der Ständeversammlung, daß sie die entschiedensten Maßregeln treffe, um zu bewirken, daß die Regierung: 1) Sofort eine Verschmelzung der Bürgerwehr und des stehenden Heeres durchführe zum Behufe der Bildung einer wahren, alle waffenfähigen Männer umfassenden Volkswehr. 2) Alsbald alle Abgaben abschaffe, außer den Zollvereins-Abgaben und etwa der directen Steuern, und ihre Ausgabe decke durch eine progressive Einkommen- und Vermögensteuer. 3) Daß sofort alle Vorrechte, welchen Namen sie tragen, abgeschafft werden. 4) Daß ungesäumt die Schule von der Kirche getrennt werde.

Man schritt alsdann zu der Besprechung der einzelnen Artikel. Hier zeigte sich die Intelligenz unserer Landleute, welche sich nicht damit begnügten, ihr „Ja" auf alle Fragen zu geben, sondern eine förmliche Discussion führten und da wegnahmen, dort zuthaten. So entstanden noch einige neue Punkte, als: 1) Abschaffung der Appanagen, bei welcher Gelegenheit auch Wirth von Constanz das Wort nahm und sehr warm sich für diesen Antrag aussprach. 2) Niedere Besoldung der Pfarrer und Abschaffung der verschiedenen eingeführten indirecten Abgaben an dieselben. 3) Bessere Stellung der Schullehrer. 4) Ertheilung geringerer Pensionen, und nur an verdiente Personen. Ein ehemaliger Deputirter, Decan Fecht, wollte einige Worte reden; allein seine durch das Alter schwach gewordene Stimme machte seine Rede unverständlich. Fickler's Rede, welche namentlich die Republik im Auge hatte, drang nicht durch. Gottschalk, als Deputirter von früher her bekannt, sprach zwar sehr gut und schön; allein seine Rede, so sehr sie auch mit dem Worte „Wahrheit" geschmückt wurde, konnte doch nicht befriedigen, indem sein Ideengang schwankend war. Bürgermeister Winter von Heidelberg erklärte, „daß es ihm für jetzt gleich sey, welche Form der Staat habe, wenn er nur die Freiheit im vollsten Maße genießen könne; es sey daher in diesem Augenblick unser Bestreben keineswegs eine Republik. Es wurden hierauf die Namen der vom Comité gewählten Mitglieder für den vaterländischen Verein verlesen und der Menge zur Genehmigung vorgeschlagen. An die Spitze wurde Hecker gestellt, alsdann vier für den Unterrheinkreis (worunter v. Struve, Winter, Hoff, Junghanns &c.) ebensoviel für den Mittelrhein und die zwei übrigen Kreise. Die Volksversammlung genehmigte sämmtliche vorgeschlagene Männer. Es wurde alsdann eine weitere Versammlung auf den 26. d. M. in Hei-

delberg ausgemacht. Ich erlaube mir nun, einige Worte über den Charakter dieser Volksversammlung zu sagen. Schon auf dem Wege hatten wir bemerkt, wie man sich alle Mühe gab, das Ausrufen einer Republik zu bewirken; alle Flugschriften, welche verbreitet wurden, suchten die Fürsten verhaßt zu machen und das Volk zum Handeln aufzustacheln. Franzosen in Menge waren mit ihrer weiß, blau und rothen Cocarde da und haben heimlich und öffentlich gerufen: „vive la république allemande!“ Sie fanden auch bei Vielen, sehr Vielen ein leichtes Gehör. Selbst einzelne Sprecher wiesen nicht undeutlich darauf hin, wohl fühlend, welche Vortheile eine Republik bietet; allein sie wußten eben so gut, daß es nicht an der Zeit sey. Diese Gefühle, diese Wünsche wurden zurückgedrängt, und das Volk, das mit einem klaren Verstande die Wirklichkeit erwog, gestand sich ein, daß in diesem Augenblick eine Republik Thorheit sey. Bewundernd mußte man auf diese Volksmenge sehen, welche, begeistert von dem großen Eindrucke der Reden, dennoch ihre Besonnenheit nicht verlor, mit hoher Freude mußte man die Ruhe, die Ordnung sehen, mit welcher Alle aus einander gingen; so lange wir uns in Offenburg befanden, sind keine Excesse vorgefallen. In der „Post“, wo unsere tüchtigsten Männer versammmelt waren, begann eine neue, nicht uninteressante Debatte. Fickler verlas eine Schrift, worin mit starken Zügen die Nothwendigkeit einer Republik dargelegt war. Buchhändler Hoff bewies dagegen, daß es in diesem Augenblick viel höhere Angelegenheiten für das ganze Deutschland gäbe, als aus einer Ecke eines deutschen Ländchens heraus eine Republik zu proklamiren. Man würde dadurch nichts Anderes als einen Bürgerkrieg hervorrufen, während jetzt der Geist einer großen Zeit alle Gemüther ergreift, der sie zu einem Ziele für ganz Deutschland führt. Er vertröstete auf die Beschlüsse des deutschen Parlamentes. Auch ein Preuße, Schöffelt, wollte die Badner zur Entschlossenheit auffordern, allein ihm trat unser Hecker mit gewaltigen Worten entgegen und fragte ihn: Ob Preußen schon frei sey, daß er so zu den Badnern spreche, ob sein Vaterland erreicht hätte, was sich Baden ohne Blut errungen — und wenn das nicht wäre, so sey der Platz des Preußen in seinem Vaterlande, dort möge er den Zaghaften Muth einflößen.“ Hoff suchte diesen Angriff auszugleichen; auch Schöffelt sagte Worte der Entschuldigung. Hecker und Itzstein sprachen noch zu dem Volke, während wir uns entfernten. (Mannh. Abztg.)

Korrespondenz.

Bad Ems, 15. März.

Seit dem glorreichen für Wiesbaden sowohl als für alle Nassauer ewig denkwürdigen Tage — dem 4. März — hat die hiesige zahlreiche Gemeinde einen rühmlichen Eifer für die Erhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Personen und des Eigenthums kund gegeben und dadurch an den Tag gelegt, daß Ems seine Stellung als berühmter Badeort vollkommen begreift. Die Bürger beeilten sich, nach dem Beispiele Wiesbadens, ein Sicherheits-Comité aus ihrer Mitte zu wählen und unter dessen Leitung eine National-Garde zu bilden, die zu einem Bataillon angewachsen ist. Die von derselben ausgegangene Wahl ihrer Offiziere (Anführer), welche auf tüchtige, allgemein beliebte Männer fiel, und der gute Geist, welcher die ganze Mannschaft beseelt, sichern unsern Ort vor rohen Ausbrüchen zügelloser Gewalt und gewähren den vornehmen Familien aus Frankreich, welche bereits sich hier aufhalten, ein in jeder Beziehung sicheres Asyl.

Darmstadt, 17. März.

Folgendes ist ein in der heutigen Sitzung der zweiten Kammer der Landstände gestellter Antrag des Abgeordneten Frhrn. v. Nordeck zur Rabenau II. (Legations-Secretär), die Verhältnisse der Israeliten betreffend: „Der Forderung der Zeit kann nur unbedingte Religionsfreiheit genügen; von diesem Grundsatze ausgehend, hat der großh. hess. Minister des Inneren, Freihr. v. Gagern, unterm 7. d. M. dieser hohen Kammer erklärt, daß fortan das Bekenntniß oder die Ausübung irgend welcher religiösen Ueberzeugung keinerlei Beschränkung politischer oder bürgerlicher Rechte zur Folge haben solle, und die unverzügliche Vorlage eines Gesetzesentwurfes in diesem Sinne zugesagt. Daß die Kammern diesem Gesetzesentwurfe im Principe beitreten werden, ist unzweifelhaft, und somit wird in nächster Zeit die vollständige Gleichstellung der Bekenner mosaischen Glaubens im Großherzogthum Hessen mit allen christlichen Confessionen gesetzlich feststehen. Zu den Versprechungen, welche im Jahr 1815 durch die deutsche Bundesacte dem deutschen Volke gemacht wurden, gehört nach Art. 16 der Bundesacte: „Daß den Bekennern des jüdischen Glaubens in Deutschland der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden solle.“ Im Großherzogthum Hessen, so wie in vielen anderen Ländern des deutschen Vaterlandes ist dieses Versprechen nunmehr zur Wahrheit geworden, oder wird es doch in nächster Kürze werden. Allein es fehlt nicht an deutschen Ländern, welche dieser gerechten Forderung der Zeit bis jetzt keine Rechnung getragen haben. Unserer erleuchteten Regierung steht als Glied des deutschen Bundes das Recht und die Pflicht zu, darauf zu dringen, daß der Art. 16 der Bundesacte in ganz Deutschland zur Wahrheit werde, und darauf: die Regierung zu ersuchen, daß dies baldigst geschehe, ist mein Antrag gerichtet.“

Darmstadt, 19. März.

Wegen der vielen außerordentlichen Arbeiten, die dem Ministerium des Inneren seither oblagen, war es nicht möglich, dem Geschäftsgange bei dieser höchsten Staatsbehörde den gewohnten geregelten Lauf zu geben. Deputationen aus fast allen Theilen des Landes bolen sich seit dem denkwürdigen 6 März fast ununterbrochen die Hände, und diese in Audienz zu bescheiden, oder ihnen vorläufige oder bestimmte Entschließungen mit nach Hause zu geben, war für den Minister des Inneren ein zeitraubendes Geschäft, welches den größeren Theil des Tages ausfüllte, so daß die eigentlichen Ministerialsitzungen selten vor 5 Uhr Abends beginnen konnten. — In der gestrigen Bürgerversammlung wurde die Frage discutirt: ob die hiesige Bürgergarde sich zum Forstschutze in dem Stadtwalde verwenden lassen wolle, ohne langes Bedenken verneinend entschieden. Die Forstfrevel haben nämlich seit kurzem in hiesiger Gegend auf eine erschreckende Weise überhand genommen, so daß die Verwüstung der Waldungen zu besorgen ist. In andern Theilen der Provinz geht es nicht besser, und mit Rücksicht auf diesen höchst bedauerlichen Zustand sollen, wie wir hören, in der Kürze die geeigneten vorbeugenden Maßregeln ergriffen werden. Ohne Denunciationsgebühren ist kein wirksamer Forstschutz möglich, und daß man diese neulich ganz aufgehoben hat, können wir im Interesse des Staatsvermögens nicht billigen. Das schützende Forstpersonal ist ohnehin schlecht genug bezahlt; eine besondere Vergütung für seine mühevolle Amtsthätigkeit ist daher nicht nur räthlich, sondern sogar nothwendig. Von allen Seiten Klagen, nichts als Klagen über das wilde Einstürmen der Bauern auf die Staats- und Gemeinde-Waldungen, die darin hausen, als wenn sie in Feindes Land wären, ja sogar in ihrem Muthwillen oder unsinnigen Haß gegen die bisherige Forstadministration so weit gehen, daß sie junge Waldanlagen, das entstehende Holzkapital für ihre Kinder und Enkel, geradezu zerstören. Unmöglich kann ein solcher immer weiter um sich greifende Unfug länger geduldet werden, ohne einen so wichtigen Bestandtheil des Staatsvermögens, wie die Waldungen, den größten Gefahren bloszustellen. — Wir haben nicht zu viel Wald, wohl aber zu viel Wildpret, und daß letzteres jetzt durch Jagdbeständer und ihre unberechtigten Gehülfen, sonst Wilddiebe genannt, ziemlich vermindert wird, können wir nur billigen. Viele unserer Waldungen in hiesiger Gegend leiden an Uebervölkerung von Rehen, die in die angränzenden Felder ausbrechen und unter Umständen großen Schaden anrichten. Wir haben zwar ein altes Gesetz über die Vergütung von Wildschaden; allein aus längerer Erfahrung wissen wir nur zu gut, welche Bewandtniß es mit der Anwendung von dergleichen Gesetzen hat, und was der in seinem Eigenthume beschädigte Landmann davon erwarten darf.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 22. März. Zwei Millionen, oder: Die Schule des Armen, Original-Charakterbild in 4 Aufzügen, von Kayser, Verfasser von: „Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich.“ Musik von Fr. v. Suppé.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität

Nro. 84. Freitag, den 24 März 1848.

Eine Menschen-Jagd.

(Nach dem Englischen von Fr—g.)

(Fortsetzung.)

„Gleich, mein Sohn;" entgegnete der arglistige Reinhold, — sichtbar zufriedengestellt über die Einwirkung, welche seine leicht dahingeworfene Bemerkung auf Meister Juan hervorgerufen, — „wir haben immer noch Zeit genug, davon zu sprechen. Du bist vielleicht ganz der Mann dafür; doch zuvor laß uns hören, was jener Felatah-Prinz, wie seine Genossen ihn betiteln, uns zu sagen haben kann. Seit seiner Ankunft hat er mich bereits schon drei Mal bitten lassen, ihn anzuhören; er scheint wahrhaft nach einer Unterredung mit mir zu schmachten. Holla, Diego, der Dollmetscher! wo ist er?"

„Hier bin ich, Herr, antwortete in ziemlich reinem Portugiesisch ein Neger, mit zwar geistreicher, aber Falschheit bergender Physiognomie. Verlangt Ihr das Anliegen des Felatah-Prinzen zu wissen?"

„Allerdings, darauf warte ich gerade. Wohlan, ich will Dich hören, fasse Dich aber kurz."

„Er sagt, mein Gebieter, daß König Rhano, sein Bruder, reich an Elephantenzähnen, Straußfedern und Goldbarren sey. Sendet ihn an diesen Bruder zurück, und er wird Euch ein gutes Lösegeld zahlen für ihn und seine Gefährten; er wird Euch gewiß doppelt und auch drei Mal so viel geben, als die Sklaven."

Tio Jorje warf Juan Maseda einen bedeutungsvollen Blick zu, als wenn er von ihm eine Meinungsäußerung erwartete, und erwiederte sodann in barschem Tone: „Sage Euerem sogenannten Prinzen, daß daraus nichts werden kann. Wer steht mir dafür, daß das Lösegeld bezahlt wird? Lächerliches Zeug! So läßt Tio Jorje sich nie und nimmer erwischen? Zehn Barren baar in die Hand gezählt, sind mir lieber als zwanzig, worauf ich sicher lange warten kann."

Als der Gefangene, dessen hohe majestätische Gestalt Achtung gebot, und dessen Körper mit Narben von im Kriege erhaltenen Wunden bedeckt war, jene ihm verdollmetschte Antwort vernahm, ging plötzlich eine seltsame Veränderung in seinen Zügen vor sich; er schien einem heftigen innern Schmerze zu unterliegen, dessen Ausdruck er durch sein gesenktes Haupt und seine niedergeschlagenen Augen zu verbergen suchte. Dann sich rasch emporrichtend, sagte er: „Und wenn ich das Lösegeld sofort zu Füßen meines weißen Herrn niederlegte, würde er solches annehmen?"

Tio Jorje, ob dieses Gebots in Staunen versetzt, antwortete bejahend, und der Gefangene bedeutete durch Ausstrecken der Hände, daß man ihm die Handschellen abnehmen möge.

„Sey auf Deiner Hut, Tio Jorje," sagte Juan; „vielleicht will er Hand an sich selbst legen. Ich habe sagen gehört, daß Selbstmord unter jenen Felatah's keineswegs zu den Seltenheiten gehören."

„Fürchte nichts der Art," erwiederte Onkel Reinhold, „wenn dies seine Absicht wäre, so brauchte er nur seine Zunge im Munde umzukehren, um alsbald zu ersticken. Mehr als eine Canaille von Neger, welchen ich theuer bezahlte, hat mir diesen Streich gespielt. Man nehme ihm die Handfesseln ab! Wir werden bald hören, was er zu sagen hat."

Sobald die Hände des Felatah-Prinzen frei waren, begrub er seine langen Finger in der Fülle seines Kopfhaares und begann, nicht ohne große Anstrengung, dessen Flechten zu lösen. Endlich, nachdem Alle dem Ende dieses sonderbaren Beginnens erwartungsvoll entgegengeschaut hatten, zog er fünf und zwanzig Ringe von gediegenem Golde daraus hervor, deren ein jeder drei Unzen wog, — und solche zu den Füßen des Sklavenhändlers niederlegend, wandte er sich dem Dollmetscher zu und rief aus: „Sage Deinem weißen Herrn, daß ich fünfzehn Jahre lang diesen Schatz auf meinem Kopfe getragen, um mich dessen in der Stunde der Noth bedienen zu können. So haben wir mithin unser Lösegeld bezahlt, und erwarten, daß man uns ungehindert den Rückweg nach Rhano, unserer Heimath, antreten lasse!"

Diese Worte wurden Tio Jorje, der unterdessen mit dem Auffammeln der Ringe beschäftigt war, übersetzt, und von dem würdigen Kaufmann mit lautaufschallendem Gelächter aufgenommen.

„Antworte diesem Narren," sagte er, „daß ein Sklave sein Lösegeld nicht selbst bezahlen kann. Sein Fleisch, seine Knochen, sein Haargestrüppe, und mithin auch Alles, was in letzterem verborgen ist; kurz, sein ganzer Leib und seine Seele sind Eigenthum seines Herrn, der ihn gekauft hat. Ahnte es mir doch nicht, einen so vortheilhaften Kauf zu machen. Für die Folge werde ich aber wissen, was der Kopf eines Felatah-Prinzen werth ist."

Der Ausdruck wilder Verwunderung, schrecklicher Verzweiflung, womit der arme Neger jene Antwort anhörte, hätte das Herz Tio Jorje's erweichen müssen, wenn er eins gehabt hätte; eben so wenig ward Juan Maseda dadurch gerührt. Beide waren in Betrachtung der goldenen Ringe vertieft, auf deren Reinheit und Dehnbarkeit Onkel Reinhold den Hochbootsmann aufmerksam machte.

„Aber," sagte Juan, von der Idee plötzlich erfaßt, „sämmtliche dieser Felatah-Hunde mögen wohl Gold in ihren Haaren verborgen haben; was däucht Dir, Onkel Reinhold, wenn wir eine General-Kopfschur vornähmen?"

Bis dahin hatten die Felatah's ein stolzes, staunendes Schweigen beobachtet, als sie aber an den Blicken und Zeichen Juan's dessen Vorhaben erkannten, erhoben sie ein langgedehntes Geschrei und brachen in Hohngelächter aus. Auf welch bittere, beleidigende Weise sie ihrem Hohne und Hasse bei dieser Gelegenheit in Gebärden und Lauten Luft machten, kann man sich nicht vor-

stellen. Die bronzefarbige Stirne Juan's bedeckte sich mit Röthe der Scham und des Zorns.

„Ruhig, Höllenhunde!" schrie er, rasch die Hand zum Kolben einer seiner Pistolen führend.

Aber diese Drohung, weit entfernt, die Felatah's einzuschüchtern, war nur geeignet, ihre beißenden Spöttereien gegen die gierigen entmenschten Weißen zu verdoppeln.

„Komm, Juan," sagte Tio Jorje, „Du siehst, daß sie sich über uns lustig machen; die allgemeine Schur, so Du anräthst, würde ihren Spöttereien nur neue Nahrung geben, und am Ende ganz erfolglos seyn, — davon bin ich überzeugt. Sie waren nicht minder verwundert als wir, als ihr Häuptling die Goldringe aus seinen Haarflechten hervorholte; ein Beweis also, daß dies bei ihnen nichts weniger als allgemeiner Brauch ist. Seit 25 Jahren, wo ich mein ehrbares Geschäft hier treibe, ist dies der erste mir vorkommende Fall der Art; wiewohl man mir gesagt hat, daß dasselbe sich auf einem oder zwei Punkten von Guinea zugetragen habe. Ueberdies würde eine ähnliche Sitte im Kriege zu gefahrbringend seyn; die Neger würden nicht ermangeln, ihre Gefangenen zu scalpiren, — so wie es die Eingebornen von Amerika machen."

Juan und Tio Jorje hatten bereits die Wohnung des Letzteren wieder erreicht, als das Kettengerassel der in ihren Käfigen sich zornig schüttelnden Neger noch zu ihren Ohren drang. Das Beispiel der Felatah's hatte alle übrigen Gefangenen angesteckt; es war ein wahres Konzert von wüthendem Toben, Rasen und Heulen, welches immer ärger und stürmischer wurde, nach Maßgabe, als die Weißen sich entfernten. Nur allein der Felatah-Prinz beobachtete, an die Wand angelehnt, einen Ausbruch innerer Wuth drohendes Schweigen.

Tio Jorje, auf den Lärm der Sklaven eben so wenig als auf das Brüllen einer Viehheerde achtend, hieß seinen Genossen sich niedersetzen, und holte aus einem Speiseschrank eine Flasche Branntwein und zwei silberne Becher hervor.

„Auf das Glück Juan Maseda's, des schönen Galliziers," rief er aus, seinen Becher in einem Zuge leerend.

„Auf mein Glück? schon recht," versetzte Juan mit träumerischer Miene. „Aber sage mir, Onkel Reinhold, was wolltest Du mir vorhin zu verstehen geben; was meintest Du damit? Du brütest über einem Plane, nicht wahr? Du bedarfst eines Dummkopfs, wie ich, um Dir die Kastanien aus dem Feuer zu holen?"

„Geduld, König der Hochbootsmänner, Stolz der Spanier," erwiederte Tio Jorje ironisch, „Alles geht Demjenigen nach Wunsch, welcher hübsch fein warten kann; aber vorerst erkläre mir ein Mal, wie der Sohn Deines Vaters, jener Don Juan Maseda — ein Edelmann — dazu gekommen ist, unter jenen Lumpen von Portugiesen zu dienen!"

„Aus demselben Grunde, zweifelsohne," entgegnete der junge Seemann, aus welchem Onkel Reinhold — Schweizer von Geburt und ehemaliger Bürger von Bern — auf dieser fluchbeladenen Küste wohnt; — inmitten dieser Kinder des Teufels!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe eines Frankfurter Gelehrten.

(Schluß.)

Was die sociale Seite der französischen Revolution betrifft, nämlich die Ansprüche der arbeitenden Klasse an Arbeit und hinreichenden Erwerb, so findet sie hier gar keinen Anklang. Man fürchtet jede Beschränkung der Freiheit, und somit auch die der industriellen Unternehmer und ihrer Unternehmungen, von welcher Art der Eingriff in das bisherige Treiben auch seyn möge. Fabrikherren, Arbeiter, Absatz, Speculation u. s. w., das seyen Personen und Verhältnisse, die man sich selbst überlassen müsse, nur dann könnten sie gedeihen. Was man in Frankreich wolle, führe zum Untergang der Concurrenz und der Industrie. Den arbeitenden Klassen müsse auf andere Art geholfen werden, und zwar so, wie man es in England angefangen. Herabsetzung und Aufhebung aller Zölle und Lasten, welche die nothwendigen Lebensbedürfnisse und die Einfuhr von Rohprodukten, die durch englischen Fleiß verarbeitet werden sollen, vertheuern. Dann wäre Arbeit, Nahrung und Comfort hinreichend vorhanden, um die niederen Volksklassen in einen glücklichen Zustand zu bringen. Die Wirkung der bisher zu diesem Zweck ergriffenen Maßregeln ist durch die mannichfachen unglücklichen Zustände der letzten Jahre bis jetzt noch nicht zur gehörigen Entfaltung gekommen; auch wird sie es nie werden, wenn man sich nicht bemüht, die untern Volksklassen zu bilden und zu verbessern. Allein daß diesem Plan unumstößliche Wahrheiten zu Grunde liegen, wenigstens in England, das dann nicht so leicht eine Concurrenz zu befürchten hat in Bezug auf Schnelligkeit und Wohlfeilheit seiner Produktion, das am Ende alle Zölle aufheben wird, wenn auch noch alle anderen Länder abgeschlossen seyn werden, ist gewiß, ja bei der großen Mehrzahl der Denkenden und das Gute Wollenden unter allen Klassen der Bevölkerung eine ausgemachte Sache. An Störungen dieses erstrebten besseren Zustandes wird es übrigens bei der raschen Zunahme der Bevölkerung, bei den Schwankungen des Handels und dessen Abhängigkeit von äußern Verhältnissen, Mißernten u. s. w. nicht fehlen. Ich muß gestehen, wie sehr ich mich auch schon in diese englischen Ideen hineingelebt habe, so gespannt bin ich dennoch auf die Experimente in Frankreich und deren Folgen. Es will mich immer noch bedünken, als ob die Contraste in der menschlichen Gesellschaft zu schroff seyen und daß sie schon deßhalb Neid und Verbrechen erzeugen. Ich kann diese flache Idee nicht aus mir herauskriegen, so wenig als den Gedanken, daß die meisten sogenannten Erfindungen bisher eben so viel Unheil als Heil verursacht haben. Auch wir hatten hier zwei Tage lang Bewegungen in der Stadt, die von den niedersten Volksklassen ausgingen. Es war effektiv nichts als Gesindel, das entweder schon Diebsgesindel war oder Lust hatte, sich dazu auszubilden. Nicht einmal communistische oder dergleichen Aufregungen lagen zu Grunde. Freilich war auch eine große Anzahl von Menschen dabei, die in bessern Zeiten zu arbeiten und zu leben haben. Die Bewegungen beschränkten sich auf Versammlungen, Fenstereinwerfen, Ladenplündern u. dgl. und wurden von 2000 Polizeidienern mit kurzen, schweren Stöcken so ziemlich im Zaum gehalten, und als es nichts fruchten wollte, schlugen dieselben ein wenig drein; es gab eine Anzahl Löcher im Kopf und damit war es aus. Da hat man aber sehen können, welche fürchterlichen gesellschaftlichen Elemente hier vorhanden sind, zu gleicher Zeit aber auch, welche Mittel, dieselben zu bändigen, und mit welch' großartiger Menschlichkeit und Geduld diese Mittel von den Behörden gehandhabt werden. In andern Städten waren ebenfalls Unruhen, hervorgerufen durch Arbeitslosigkeit, die französischen Geschichten und mit dem Anstrich, den sie bei einem so gemeinen Mob, wie dem englischen, haben müssen. Es fürchtet das aber hier zu Land kein Mensch. So sah ich Damen und Herren der Aristokratie durch das Getümmel fahren und die Lorgnette vor dem Auge sich damit amüsiren. Wenn du also von Londoner Unruhen hörst, so erschrick nicht, eben so wenig, als ich bei den Vorgängen in Frankfurt um dich besorgt war.

Regeneration des ächten Protestantismus in Bayern

D (Nürnberg, 19. März. — Corresp.) In Bayern soll es licht werden; darüber sind alle Die, welche es mit der Menschheit redlich meinen, einig. Aber es wird Mühe kosten, die jetzi-

gen Glaubensmachthaber und die Kruste, die sich um sie gebildet hat, zu bewältigen. Das Treiben und Lehren der ultralutherischen Geistlichkeit wird schon lange von allen Wahrheitsfreunden bekämpft; aber man mußte sich begnügen mit der innerlichen Verachtung. Unter Abels Regime war jeder äußerliche Widerstand vergebens, denn dieser suchte nach seiner jesuitischen Weltanschauung die Stütze des Thrones in der Macht des Adels und der Hierarchie. In Volksschulen und in allen höheren Bildungsanstalten wurde durch gefällige Augendiener, dieser Staatspolitik angemessen, nach und nach ein Verdummungssystem herrschend. Der Präsident des Oberconsistoriums, Hr. Reichsrath von Rath, und alle ihm beigegebenen Räthe nickten beifällig zu allen, die Lehren des reinen Christenthums ins kalte vernunftwidrige Dogma zwängenden Maßregeln, die aus dem lichtfeindlichen Ministerium hervorgingen. Nur wenn die Rechte der Kirche (d. h. das finanzielle Noli me tangere der Geistlichkeit) eine oft nur vermeintliche Beschränkung erlitten, dann brachte das hohe Consistorium seine Seufzer zu Papier und bat um geneigte Abhülfe. Die Frechheit der Mystiker, die ihren Unsinn überall einzuschwärzen wußten, ging zuletzt ins Unglaubliche. Der Lehrer Schmidt, ein Cand. theol., ein schlechter Prediger, aber ein guter Erlanger Theolog, führte in der hiesig'n Handelsgewerbschule als Religionslehrer eine Liedersammlung (Stuttgart, bei Liesching) ein, von deren Inhalt folgende Probe Beweis gibt: „Ach Herr, Du Schöpfer aller Ding, wie bist Du worden so gering, daß Du daliegst auf dürrem Gras, davon ein Rind und Esel aß! — Und wär' die Welt vielmal so weit, von Edelstein und Gold bereit, so wär' sie doch dir viel zu klein, zu seyn ein enges Wiegelein! — Ach mein herzliebes Jesulein, mach' Du mir mein sanft Bettelein, zu ruhn in meines Herzens Schrein, daß ich nimmer vergesse Dein!" — Der Rektor des Gymnasiums, Lochner, früher ein Demagog und dann Mann des Fortschritts, der überall seinen Pfaffenhaß zur Schau trug, als er noch nicht sein Ziel erreicht hatte, duldete, daß die Schüler solches Zeug auswendig lernen und absingen mußten. — Doch all' dem Unsinn, der sich so breit machte, schlägt sein Stündlein! Es haben nun dieser Tage Dr. Ghillany, der schon früher durch Wort und Schrift sich mit der herrschenden Partei verfeindete, und der Kaufmann Platner einen Aufruf an die Bürger Nürnbergs erlassen, in welchem sie zu einer Volksversammlung einluden zur Besprechung einer Bittschrift an den König, in der man um Aufhebung des Regiments der orthodox-protestantischen Partei bitten und die Mängel und Uebergriffe derselben in das Gebiet der Vernunft beleuchten will. Die Versammlung sollte heute in einem öffentlichen Gebäude stattfinden, wurde aber abgesagt, weil man erfuhr, daß die getreue Schaar einem Beispiele in der apostolischen Geschichte gemäß sich, mit Steinen bewaffnet, einfinden werde, um Jeden, der als Aufklärer die Rednerbühne besteigen wolle, durch fühlbare Demonstrationen zu verjagen. Um nun dem unfehlbar daraus entstehenden Handgemenge auszuweichen, denn bei der gereizten Stimmung hier muß jeder Anstoß gemieden werden, unterblieb die öffentliche Besprechung vorerst. Doch die Eingabe an den König geht dieser Tage ab; von ihrem Erfolg hängen weitere Schritte ab, jedenfalls läßt man sich nicht länger hindern, den geistlichen und geistigen Druck abzuschütteln!

Scenen aus den neuesten Wiener Ereignissen.

Gestern um 3 Uhr Nachmittags ereignete sich hier, wie die „Theaterzeitung" berichtet, ein höchst bedauerlicher Auftritt, der, wenn nicht ein besonnener Mann dazwischen getreten wäre, zu einer höchst tragischen Scene hätte führen können. Ein junger Mann zu Pferde führte eine Legion Nationalgarden mit mehreren Fahnen und Musik durch die Straßen und über die Plätze der innern Stadt. Als er auf dem Hofe bei der Wohnung des Bürgermeisters anlangte, ließ er sich so weit von Unmuth hinreißen, daß er laut gegen denselben perorirte und ihn aufforderte, von seinen Fenstern herab abzudanken, das heißt, seine Stelle niederzulegen. Als der Bürgermeister nicht am Fenster erschien, wurde beschlossen, in seine Wohnung zu dringen und ihn zum Rücktritt von seinem Posten zu zwingen. Es waren viele Tausend Menschen auf dem Platze versammelt und dieselben großentheils höchst aufgeregt. Das Erscheinen der großen Zahl, welche nun in die Wohnung des Bürgermeisters hatte dringen wollen, hätte gewiß zu sehr nachtheiligen Folgen führen müssen. Da trat der im Eingange hier bezeichnete Mann unter die Menge. Es ist uns gestattet, ihn zu nennen; es ist der als wackerer Sänger noch bei den Wienern im besten Andenken stehende Hr. Wiedermann vom Breslauer Theater, ein geborner Wiener. Er rief seine Landsleute mit kräftigen, herzgewinnenden Worten auf, keine Uebereilung zu begehen. Er sagte ihnen, daß er selbst Commandant einer Abtheilung Nationalgarden, daß Ordnung und Ruhe zu erhalten seine und Aller heiligste Pflicht sey; er setzte hinzu, daß, wenn der Bürgermeister auf den Wunsch der Bürger seine Stelle niederlegen solle, so möge dieser Wunsch von wenigen Personen, höchstens sechs an der Zahl, vorgetragen werden; er selbst wolle sich an die Spitze dieser Personen stellen. Seine Reden fanden Eingang. Hr. Wiedermann und der junge Mann, von dem wir bereits gesprochen, dann sechs andere Herren, begaben sich in das Quartier des Bürgermeisters. Allein dasselbe war von dem Bürgermeister, der sämmtliche Familie und den Domestiken verlassen. — Später erfuhr man, daß der Bürgermeister abgedankt. Aber was hätte in solcher Aufregung geschehen und welche schmerzlichen Folgen hätten entstehen können? — Edle, treffliche Landsleute, nehmt diesen bedauerlichen Fall zur Beachtung. — „Wähne keiner von uns", fügt die Theaterzeitung bei, „daß uns eine Constitution durch die Huld des Kaisers zu Theil wird, um daraus einen Freibrief für jeden Act von Gesetzlosigkeit zu schaffen. Erwägt, Freunde, daß wir in unserm Eifer für Umgestaltungen in keiner Weise zu weit gehen dürfen, und daß wir selbst gegen Diejenigen, welche wie nicht mit allzu großer Liebe behandeln wollen, doch nur mit Schonung und Güte vorgehen, und was mit ihnen zu geschehen hat, den Behörden überlassen müssen."

Korrespondenz.

Basel, 16. März.

Während politische Fragen den bisherigen Stand der Dinge in seinen Grundfesten erschüttern und eine längst wünschbare Aenderung der bisherigen Zustände herbeizuführen versprechen, dürfen doch die Genüsse des Lebens, die Sorgenbrecher, nicht ganz in den Hintergrund treten. Dies fühlt man selbst in Basel und der gestern oder vielmehr heute Morgen zu Ende gegangene Fasching sollte einen Beweis dafür geben, aber leider hatte der eidgenössische Gränzwächterdienst unserer Milizen uns in den ersten Tagen der rüstigsten, lebenslustigsten Mannschaft beraubt und am dritten der Himmel sein Mißfallen an Faschingsfreuden durch strömenden Regen bekundet. Sie glauben vielleicht, ich irre mich im Datum, da schon in voriger Woche Aschermittwoch war, aber nein! in Basel beginnt der Fasching, wenn er anderer Orten aufhört und kündigt sich durch eine durch alle Straßen donnernde Tagwache am Montag nach Aschermittwoch an, die von den trommellustigen Baslern in Masse ausgeführt und manchmal von Maskenzügen begleitet wird. Hierbei mußten diesmal Sonderbund und Neuenburg herhalten. Während drei Tagen wird man durch ununterbrochenes Trommeln betäubt, denn „trägt der Knabe seine ersten Hosen", so hängt er sich auch eine Trommel an und paukt darauf los, daß die Ohren bersten möchten. Am ersten und dritten Tage finden gewöhnlich und manchmal sehr charakteri-

stische Maskenzüge statt; diesmal zeigten sich am ersten Tage wegen der schon erwähnten Abwesenheit der jungen Leute nur einige Züge Krähwinkler Soldaten mit der Neuenburger Fahne, am dritten aber gestattete das Wetter keine öffentlichen Umzüge; an beiden Tagen auch Maskenbälle. Der zweite ist den Freuden der Kindheit geweiht, und man sieht im Stadt-Casino, im Theater, auf Zunfthäusern maskirte oder auch nur verkleidete Puppen sich im Tanze belustigen, die man oft auf der Straße auf den Armen tragen muß. Die Gottheit, der an diesen Tagen am meisten Opfer gebracht werden, ist Bacchus. Uebrigens hat dies Jahr das Ganze etwas Gedrücktes, Gezwungenes und es herrschte bei weitem nicht die Lebendigkeit wie sonst, und Mancher, der sich viel Vergnügen versprach, dachte: O tempora!

Aus dem Nassauischen, 10. März.

Mit dem 4. d. Mts. hat eine neue Aera der nassauischen Geschichte begonnen, welche dem Ganzen, wie dem Einzelnen, reichen Segen verspricht. Für das geistige und materielle Glück, welches besonders in der Preßfreiheit, der Religionsfreiheit und der Verwandlung der reichen Domanialgüter in Landeseigenthum besteht, sind alle Einwohner des Landes den Freunden und Führern des Volkes, welche an jenem Tage in Wiesbaden so muthvoll und mit so großer Umsicht und Besonnenheit für die Rechte des Volkes gekämpft und die aufgeregte Masse so würdig geleitet haben, und unter diesen besonders ihrem Hergenhahn zu höchstem Danke verpflichtet, der auch allenthalben gefühlt und laut und herzlich ausgedrückt wird. — In der Hauptstadt Nassau's ist die Ruhe bereits wieder hergestellt, und der intelligente Theil derselben freut sich des errungenen Sieges und aller an denselben sich knüpfenden schönen Hoffnungen und Erwartungen. Ihre Bürger haben sich mit neuer, herzlicher Liebe der Person ihres edlen Herzogs wieder zugeneigt; denn sie erkennen es, in welchen schrecklichen Zustand der Verwirrung das ganze Land gestürzt worden wäre, wenn der Herzog, der jetzt erst den Zustand seines Landes ganz genau kennen gelernt zu haben scheint, nicht so schnell und bereitwillig die Wünsche und Erwartungen seines Volkes erfüllt hätte. — Leider aber erkennt und würdigt man nicht allenthalben im Lande das gewonnene Glück so, wie es geschehen sollte; denn aus allen Gauen Nassau's werden Erscheinungen mitgetheilt, aus welchen hervorgeht, daß die Bewohner dieses nunmehr doppelt gesegneten Landes bei weitem noch nicht alle für eine wahre und vernünftige Freiheit reif sind. Ein großer Theil des Volkes, besonders auf dem Lande, scheint nur an seinen Rechten, aber nicht zugleich auch an seinen Pflichten gegen den Staat und den einzelnen Bürger desselben festhalten zu wollen; vergißt über seinen persönlichen Rechten die Rechte Anderer, will nur nehmen und immer und überall nur nehmen und nicht auch das Nöthige geben und anwenden, damit Ruhe und Ordnung, Recht und Sicherheit der Personen und des Eigenthums erhalten und befestigt werde. In seinem communistischen Wahne von Freiheit und Gleichheit hält Mancher alle Schranken des Gesetzes und der Ordnung für beseitigt und glaubt sich über alle Rücksichten hinwegsetzen zu können, welche auch die größte, aber vernünftige Freiheit gebietet. Da erscheint gesetzwidrige und verderbliche Selbsthülfe in den Ausbrüchen wilder Leidenschaft; dort zeigen sich Haß und Rache in Beeinträchtigung einzelner mißliebiger Personen, als: Beamten, Geistlichen, Forstbeamten, Schultheißen rc.; dort beunruhigen Drohungen gegen Leben und Eigenthum einzelner Personen und sogar ganze Orte von Seiten Solcher, die Nichts zu verlieren haben und Alles gewinnen möchten, und beinahe überall hört man Aeußerungen des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit, wie z. B.: Keine Abgaben mehr! Keine Zehnten mehr! rc. — Solche und andere Erscheinungen und Aeußerungen würden lächerlich seyn, wenn sie nicht einen zu ernsten und traurigen Beweis von der Leidenschaftlichkeit und dem Unverstande ihrer Urheber enthielten. Was würde daraus werden, wenn hier die Gesetze schwiegen und solche Wünsche, Absichten und Bestrebungen verwirklicht würden?! In welchem Zustande der Rechtlosigkeit und zügellosen Willkür würde man dann bald ein Land sehen, welches jetzt mehr, als irgend ein Theil unseres geliebten deutschen Vaterlandes, berufen ist, frei und froh und glücklich zu seyn?! Doch, vertrauen wir Nassauer den Besseren, Vernünftigen und Besonnenen unter uns, deren es glücklicherweise in allen Ständen, auch unter den Landleuten, viele gibt! Vertrauen wir auf die Kraft, Gerechtigkeit und Weisheit unseres Herzogs und der ferneren Lenker unseres Staates, daß sie Ungebundenheit und gesetzlose Willkür zügeln und in die Schranken der wahren sittlichen und vernünftigen Freiheit zurückführen werden! — Ohne Achtung vor dem Gesetze und den Rechten des Ganzen, wie des Einzelnen gibt es keine Sicherheit, kein Glück, keine wahre Freiheit! Möchten das alle Bürger Nassau's erkennen und beherzigen!

Von der Lahn, 19. März.

In Gießen gründet sich so eben eine neue Zeitschrift: „Freie hessische Zeitung", welche in dem gesammten Hessen und in weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes das demokratische Element und die Prinzipien des Gagern'schen Ministeriums kräftig und entschieden verfechten will. Die Redacteure sind Oberst Vogt und Dr. M. Carrière, Uebersetzer von Abelard und Heloise und Verfasser der „philosophischen Weltanschauung in der Reformationszeit"; letztere Schrift erfreut sich in Frankreich großer Anerkennung, was vielleicht Manchem noch nicht bekannt war.

Aus dem Kinzigthale, 20. März.

Während der Erhebung Hanau's zu Erreichung politischer Rechte herrschte inmitten der großen Aufregung eine solche musterhafte Haltung, daß persönliche und Eigenthums-Rechte unangetastet blieben. Diese Haltung macht den Hanauern Ehre und verdient öffentliche Anerkennung. Es wäre zu wünschen, daß dieses von allen Kurhessen gesagt werden könne. Von der Schwesterstadt Gelnhausen könnte man auch ein Gleiches rühmen, wenn sich dieselbe nicht, wie vernommen, hätte beigehen lassen, bei dem Hrn. Grafen zu Ysenburg-Meerholz am 17. d. M. um erweiterte Holzberechtigung zu sollicitiren und auf diesem Wege durchzudringen. Hr. Graf zu Ysenburg-Meerholz ist ein Mann von freisinnigen und humanen Grundsätzen. Er hat den Bewohnern seines standesherrlichen Gebiets schon die Frohnden erlassen und ihnen eine Leihkasse errichten lassen, um sie vor der Gefahr von Geldwucherern sicher zu stellen. Als Hanau's Bürgern die Ertheilung der bei Sr. k. Hoh. dem Kurfürsten erbetenen politischen Rechte noch beanstandet wurde, hat der Hr. Graf zu Ysenburg-Meerholz sich persönlich bei demselben um deren Gewährung verwendet. Man kann es daher nicht billigen, daß die Stadt Gelnhausen den bemeldeten Weg der Sollicitation eingeschlagen hat, und, wie es scheint, hierauf gleichsam zu erzwingen strebt, was jedem biederen Kurhessen fremd bleiben sollte. In eigener Sache sollte man sich ja ohnehin nicht selbst Recht verschaffen wollen. Dafür ist der gesetzliche Weg vorgezeichnet, dessen Betretung uns Niemand verargen kann. In jetziger aufgeregter Zeit müssen aber Städte wie Gelnhausen nur mit einem guten Beispiele vorangehen, damit Landbewohner von weniger Intelligenz nicht auch zu Erpressungen, die nicht geduldet werden können, verleitet werden.

Freitag 24. März: Siebente Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Elsner im Holländischen Hof. Programm: 1) Quartett aus C dur von Cherubini. 2) Quartett aus G moll von Aloys Schmitt. 3) Quartett aus D dur von Beethoven.

An Frankfurts Bürger und Einwohner.

Frankfurts Ehre erheischt es, die am 30. d. M. hier zusammentretenden Abgeordneten, welche die Bildung eines deutschen Parlaments berathen und die ersten Grundsteine zu dem hehren Bau deutscher Einigung und deutscher Freiheit legen werden, gastfreundlich zu empfangen. Wir richten daher an diejenigen hiesigen Bürger und Einwohner, deren Verhältnisse gestatten, Gäste aufzunehmen, die freundliche Bitte um Aufnahme der erwarteten deutschen Abgeordneten in ihren Behausungen und sehen gefälliger Anzeige Derjenigen, welche dieser unserer Bitte zu entsprechen geneigt sind, bis zum 25. d. M. entgegen.

Frankfurt a. M, den 19. März 1848.

Dr. **Binding I.**
Dr. **Jucho.**

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. März. Der verwunschene Prinz, Schwank in drei Abtheilungen, von J. v. Plötz. Gastrolle: Wilhelm, Hr. Nebe, vom Hoftheater zu Detmold. Vorher: (Neu einstudirt) Der Wittwer, Lustspiel in einem Akt, von Deinhardstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 85. Samstag den 25. März 1848.

Eine Menschen-Jagd.

(Nach dem Englischen von Fr—z.)

(Fortsetzung.)

„Du denkst vielleicht," fügte Onkel Reinhold, auf Juan ein forschendes Auge heftend, hinzu, „daß ich mir auch so einige Lappereien hätte zu Schulden kommen lassen; daß ich z. B. einen Zollaufseher erdolcht, oder — laß mich der lustigen Streiche nur des Spaßes halber gedenken — das Hirn eines Vermessenen, der denselben schönen Augen wie ich huldigte, und dessen Gesicht meiner Dame besser als das meinige gefiel, mit einer Bleikugel beschwert hätte . . . ."

„Tausend Teufel!" schrie Juan; „darin erkenne ich wieder Macarao, — immer geschwätzig, wie ein altes Weib!"

„Er hat mir nichts gesagt, junger Freund," versetzte der Sklavenhändler; „aber das läßt sich leicht errathen, wenn man einen Mann, wie Du, darauf beschränkt sieht, ein so undankbares Handwerk zu treiben; als Zweiten an Bord eines Sklavers! Es betrübt mich in der That für den Sohn Deines Vaters, um so mehr, als . . . . Doch hast Du nie davon reden hören, daß Tio Jorje eine Art Hexenmeister ist? Laß uns im Ernste reden, Juan Maseda. Daß Du Dich unter die Portugiesen verirrt habest, geht mich am Ende nichts an, — doch liegt es auf der Hand, daß eine andere Genossenschaft Dir lieber wäre. Hast Du mir nicht gesagt, daß diese Deine erste Reise hierher sey? Es hängt nur von Dir ab, daß es zugleich die letzte sey."

„Noch ein Mal, Tio Jorje," versetzte Juan, „ich habe eine Hirnschale so hart wie Deine Neger." Und rasch den Arm lüftend, leerte er seinen mit dem brennenden Fluidum angefüllten Becher. „Sprich: was hast Du mir vorzuschlagen? Rücke rund mit der Sprache heraus, so wie es sich unter ehrbaren Leuten ziemt."

„Allerdings stehen sich hier nur ehrbare Leute gegenüber, das weiß ich," sagte der Sklavenhändler mit dem ihm eigenen zweideutigen Lächeln; „aber weißt Du auch, Juan, daß Du eine eiserne Natur hast; — eine Natur, die allen Stürmen Trotz bieten könnte, wenn die Galle Dir nicht so oft in's Blut stiege!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit weiter nichts sagen, als daß die kernfeste Gesundheit, so Du aus Deinem kargen Galizien unter diese bratende, Alles verdorrende Sonne am Senegal mitgebracht hast, Dich dies Mal noch von dem Fieber verschonen ließ, welches so viele Leute an Bord Eueres Schiffes hinraffte; eine zweite Reise indessen, und . . . ."

„Wohlan! . . . ."

„Eine zweite Reise würde Dich nicht minder dem Tode in den offenen Rachen liefern!"

„Bist Du in Wahrheit ein Hexenmeister, Tio Jorje?" fragte Juan, — eine größere Gemüthsruhe erkünstelnd, als ihm seine Prophezeihung in der That gewährte.

„Verlasse Dich auf meine Erfahrung. So manche jener Seeleute, welche das Klima herausfordern zu können glaubten, habe ich hier als Opfer desselben fallen sehen! Wenn Du unsere Küste verläßt, so komme nicht mehr wieder; wenn Dein Leben Dir noch etwas gilt."

„Sonderbar genug", meinte Juan, „daß Du, Onkel Reinhold, der Du doch auch ein Sohn der Berge bist, und unter einem gemäßigten, weit nördlicheren Himmelsstriche das Licht der Welt erblicktest, — daß Du allein so lange dieser mörderischen afrikanischen Sonne widerstehen konntest! — Wie kommst Du überhaupt von einem ehrlichen Bürger in Bern zum Sklavenhändler in diesem einsamen Schlupfwinkel am Senegal? Wahrlich, Tio Jorje, Deine Lebenschronik scheint mir ein Geheimniß zu umschleiern; Deine ganze Erscheinung kommt mir häufig gespensterhaft vor! —"

„Husch, husch . . . . davon ein ander Mal," versetzte Tio Jorje, unheimlich grinsend. „Betrachte diesen dürren, ausgemergelten Körper," fuhr er mit der nämlichen Gebärde fort, — die letzte Bemerkung Juan's absichtlich ignoriren zu wollen scheinend, „diese hageren Glieder, in deren aufgeblähten Adern dickes, schwarzes Blut fieberhaft rollt. Siehe, Juan, so macht meine Beleibtheit mir wahrlich keine Sorgen; denn Fleisch habe ich keine 20 Loth am ganzen Leibe!"

„Aber, ich sagte Dir ja, daß ich ein Hexenmeister bin, und . . . ." setzte er mit einem Hohnlächeln hinzu.

„Doch, um wieder auf unser Thema zu kommen," unterbrach ihn Juan, „Du trankst auf mein Glück, — wo soll ich das denn machen, wenn ich nicht mehr zurückkomme?"

„Nur von Dir hängt es ab, solches zu machen, ehe ihr abreiset. Verlasse morgen in der Nacht euer Schiff, eine Stunde vor der Abfahrt, und komme, Dich in unserer Nachbarschaft zu verstecken. Senhor Macarao ist zu eilig, als daß er über Forschungen nach Dir noch viel Zeit verlieren sollte."

„Das getraue ich mich kaum zu unternehmen," versetzte Juan; „das Fieber hat unsere Mannschaft teuflisch gelichtet; wir haben Mangel an Händen; man wird mich schwerlich entbehren können. Ich bin überzeugt, daß Marcarao mir nachspüren wird, und wenn Du meine Auslieferung weigerst, so wird er mit vier Seewölfen und dem König Berjie über Dich herfallen. Der König und er sind auf dem besten Fuße, seitdem wir jenem alten Affen die Uniform eines portugiesischen Generals mitgebracht haben."

(Fortsetzung folgt.)

Das neue deutsche Reich.

Das Reich Napoleons war gesunken, von dem Großen nichts geblieben als die Gesetzbücher; die künstlich zusammen gehaltenen Staaten fielen auseinander und das schon früher gelös'te deutsche Reich sollte wieder zu einem Staate verknüpft werden. Alte Ansprüche und neue Rechte standen schroff gegen einander, jene sollten befriedigt und diese gewahrt werden; der Wortstreit war heftig und endlich Etwas zu Stande gebracht, was weder durch die innere Gerechtigkeit seiner Grundlage, noch durch eine geschichtliche Anlehnung haltbare Gewähr trug. Man wußte nicht recht, war es ein Staatenbund oder ein Bundesstaat, und nannte es endlich laut einen Fürstenbund im Gegensatze zum Volk. Die Achtung vor der Gerechtigkeit, welche nie unter den Deutschen ganz vertilgt zu werden vermag, war auch in diesem unvollkommenen Wesen nicht ganz erloschen. Allein es war dem Recht der Weg abgeschnitten; den unabhängigen, auf der Höhe der Volksentwicklung stehenden, durch altes Herkommen und Besitz befestigten Gerichten, den Hochschulen, wurde das Urtheil untersagt, und in Fällen, wo es eben so unbequem war, ein gerechtes wie ein ungerechtes Urtheil zu fällen, hat man sich lieber ganz seiner Macht begeben, einen Urtheilsspruch zu fassen, wenn auch der Kläger sonst keinen Richter hatte, an welchen er sich zu wenden vermochte.

Während eines matten Friedens schleppte sich Das so fort; nicht allein die Völker wurden in ihrer Entwickelung gehemmt, auch die kleinern Fürsten wurden mit dem Netz der Gewalt umzogen, so daß sie nicht frei zu athmen vermochten; die Unzufriedenheit wuchs, der Bund selbst fühlte immer mehr seine Unzweckmäßigkeit und hat sie endlich selbst eingestanden. Nun ist jenes Netz zerrissen, die Fürsten sind wieder frei und die Stimme des Volks ist mächtig worden. Lassen wir allen kleinen Zwiespalt bei Seite, lasset uns ferner stark seyn im Recht und nicht hadern um Kleines, lassen wir allen Groll schwinden und bedenken wir, daß Deutschland seit Segest durch gegenseitige Mißgunst seine eigene Macht vernichtet hat.

Soll aber ein neues deutsches Reich gebildet werden, so müssen wir uns die Bestandtheile desselben vorstellen. Der jetzige Bund ist aus Gauen zusammengesetzt, welche entweder von solchen Fürsten beherrscht werden, die nur deutsche Lande regieren, oder deren Regenten auch nicht deutschem Gebiet vorgesetzt sind. Hierdurch entsteht der große Mißstand eines zusammengesetzten Reiches, ein getheiltes Interesse des Fürsten für die verschiedenen Lande immer zum Nachtheil des deutschen Vaterlandes, indem, wenn das Außenreich größer ist, die deutschen Provinzen als ein Nebending betrachtet, stiefmütterlich behandelt, oder wenn die nichtdeutschen Provinzen kleiner sind, der Bund nothwendig in das Schicksal jener Anhängsel mit hinein gezogen werden muß.

Es scheint also eine nothwendige Bedingung des neuen Reichs, daß alles Fremdartige abgestoßen und alles Deutsche fest einverleibt werde.

Ist das Land, welches der Fürst beherrscht, größer als die deutsche Provinz, dann soll diese durch einen besondern unabhängigen Statthalter regiert werden. Mit diesem allein und nicht mit der auswärtigen Regierung, nicht z. B. mit Holland, Dänemark, findet unmittelbare Verbindung des deutschen Reiches statt, nur der Statthalter und die Vertretung der Provinz haben Stimme in deutschen Angelegenheiten. Sind aber umgekehrt die deutschen Provinzen überwiegend, dann würden die angehängten, wie das Großherzogthum Posen, einen unabhängigen Statthalter haben, während die übrigen Provinzen Preußens zum deutschen Reiche gehörten.

Mit diesen auswärtigen Provinzen kann zwar das deutsche Reich Schutzbündnisse eingehen, aber ihr eigenes Schicksal sollte mit dem des deutschen Reichs sonst in keiner Verbindung stehen, auch keine Truppen jener Provinzen in den Gränzen des deutschen Reichs verwendet werden. Hierdurch wird auch die Freiheit der Reichsfürsten gesichert, und unmöglich gemacht, daß die Gewalt zweier großen Staaten die kleinen unterjoche.

Es soll ein deutsches Parlament, eine Vertretung des Volkes aus dem gesammten Reiche eingeführt werden. Dazu müssen nothwendig die einzelnen Staaten wieder in Reichskreise eingetheilt werden; allgemeine Maßregeln, wie Zollsysteme, haben auf verschiedene Gegenden oft entgegengesetzte Wirkungen, und was für den Rhein gut, kann für die Oder nachtheilig seyn; damit sich diese Widersprüche zu gemeinsamem Wohl lösen, muß nicht die Seelenzahl allein, sondern es muß die Gegend und ihre Stellung vertreten seyn. Es ist dabei nicht nothwendig, daß die Regierungsform der einzelnen Staaten und Kreise vollkommen übereinstimme, sondern daß nur die allgemeinen Interessen des Vaterlandes gehörig gewahrt seyen, und dadurch eine allmählige Ausgleichung der Mißstände erzeugt werde.

Die Volksstimme ist überall laut und gehört worden; die Posaune des Gerichts hat durch ganz Deutschland getönt und die Mauern der Gewalt sind gesunken; nun aber gilt es, ruhig zu bauen mit großen, festen Steinen, um kleinliches Flickwerk sich nicht zu bekümmern.

Wach seyd, besonnen und nachhaltig, denn ihr habt nichts Unbilliges verlangt; aber stürmt nicht immer unruhig zu. Wenn ihr euch fortwährend anfeindet, tadelt und verkleinert, wenn ihr nicht um das dreifarbige einige Banner steht, dann werden die listigen Feinde die Zwietracht nähren, und endlich Jeder meinen, er sey von dem Andern verrathen, da man sich doch nur gegenseitig geschwächt hat. St.....

Eine neue Aera für Oesterreich.

Der, auch in Oesterreich, lange und sehnlichst herbeigewünschte Sturz des oppressiven, retrograden Metternich'schen Systems, welches, wie auf ganz Deutschland, bis in die allerjüngste Zeit, auf Oesterreich insbesondere wie ein schwerer unheimlicher Alp lastete, ist endlich zur Freude aller Freunde der Freiheit, der Aufklärung und des zeitgemäßen Fortschrittes, zum Heile von ganz Deutschland, von Oesterreich allzumal, wenn auch um viele Jahre verspätet, dennoch nicht zu spät eingetreten, um nicht auch jetzt noch durch seine negative Wirkung eine neue Aera der Freiheit, des Lichtes und des Heils für die Gesammtheit Oesterreichs herbeiführen zu können. Und daß Oesterreich dazu reif, dafür im hohen Grade empfänglich ist, dies hat der mächtige Ausbruch der lange genug despotisch niedergehaltenen öffentlichen Meinung auf die erfolgreichste Weise kundgegeben!

Im Angesichte eines für Oesterreich eben so erfreulichen als wirkungsvollen Ereignisses, findet sich der Verfasser dieses Aufsatzes, welcher längere Zeit in Oesterreich gelebt und sich eines nicht oberflächlichen Einblicks in die dortigen Verhältnisse, Staats- und Volksbedürfnisse wohl rühmen darf, bewogen, durch das Organ dieses auch in Oesterreich verbreiteten Blattes folgende Bemerkungen zu veröffentlichen.

Oesterreich ist unter allen deutschen Landen Dasjenige, in welchem durch das so lange geherrscht habende Verdummungs- und Verdumpfungs System, die Religions- und Gewissens-Freiheit am stärksten niedergedrückt war. In diesem Geiste wurden vor einigen Jahren Androhungen von Criminalstrafen gegen etwaige Bekenner des Deutschkatholicismus, als solche, verfügt. Es ist daher zuvörderst ein Haupterforderniß, daß sofort die unbedingteste und vollkommenste Religions- und Gewissensfreiheit im ganzen Umfange der österreichischen Staaten sofort nicht nur als Staatshauptgrundsatz proclamirt, sondern auch aufs durchgreifendste durch- und ausgeführt

werde. Denn der Druck, unter welchem in den österreichen Landen alle Akatholiken schmachten, hat in ganz Deutschland seines Gleichen nicht. Schnelle und kräftige Hülfe ist daher hier vor Allem nöthig! Ein anderes, nicht minder wichtiges Erforderniß ist, im Vereine mit der unbedingtesten Preßfreiheit und den in den andern erwachten deutschen Landen gestellten und bereits errungenen Forderungen, für Oesterreich ganz besonders, Umbildung des Staatshaushalts, da hierin eins der Hauptübel dieses Staates einheimisch ist. Denn in Oesterreich wurde der Staatshaushalt bisher größtentheils auf Unkosten des Bürger- und Bauernstandes, zum Vortheil des Adels und der Geistlichkeit geführt. Diese beiden letzteren Stände genossen fast durchgehends in all' ihren Mitgliedern und Corporationen das Recht, entweder gänzlicher oder doch jedenfalls so gut als gänzlicher, Steuerfreiheit. Durch diese ruchlose Einrichtung fiel eine ganz unverhältnißmäßige Steuerlast auf den Bürger- und Bauernstand und es entgieng zugleich dem Staate jährlich ein ungeheures Einkommen durch das Nichtbezahlen von Steuern abseiten der unendlich grundbegüterten Adligen und der in unendlicher Anzahl vorhandenen, sehr reich dotirten, geistlichen Stifter, da der bei weitem größte Theil des besten Grund und Bodens in den Händen dieser Habgierigen sich befindet. Der Grundsatz ausnahmsloser Steuerpflichtigkeit, muß daher und zwar im progressiven Maaßstabe auf die Adelsgüter sofort angewandt und auf's strengste durch Revisionen, durchgeführt werden. Was aber die geistlichen Güter, den enormen Grundbesitz der Klöster, geistlichen Stifter, als eben so viele Verdummungscentralpunkte betrifft, deren Einkünfte dem Lande nimals zu Gute kamen und, wollte man es beim Alten lassen, auch fernerhin nicht zu gut kommen würden: so ist es eine eben so wichtige, nothwendige, als auch gerechte Maaßregel, diese sämmtlichen Güter, unter sofortiger Aufhebung, Säcularisirung, der geistlichen Stifter jeglicher Art, als Staatsdomänen zu erklären, denn ohne die geborenen und allein berechtigten, natürlichen Vertreter des Staates, wurden sie nach und nach, im Verlaufe der Zeiten, zu seinem größten Nachtheile von ihm abgetrennt und den geistlichen Nimmersatten preisgegeben. Daß diese Maaßregel im Vereine mit den, auf alle Staatsbürger ohne Ausnahme, ausgedehnten, progreßiv im Verhältnisse zu dem Vermögen des Steuerpflichtigen, steigenden Verpflichtung, zur Tragung der Staatslasten, den, ohnehin in Oesterreichs natürlichen, durch den Reichthum seines Bodens in jeglicher Beziehung, seinem Handel und seiner Industrie bedingten, öffentlichen Credit dieses Staats auf eine nie geahnte, aber wohl verdiente Höhe ohnfehlbar bringen werde, darf als unstreitige Thatsache vorhergesagt werden. Die Nothwendigkeit von kostspieligen Staaats-Anlehen würde dadurch absolut vermieden und sollte, wider Vermuthen, eine augenblickliche Nothwendigkeit zu einem solchen eintreten, so würde es durch das neu erwachte Zutrauen der Bürger zu ihrem wiedergebornen Staate, für diesen unter ganz andern, versteht sich nur vortheilhaften Bedingungen, und ohne die kostspielige und monopolistische Hülfe von Anlehenspächtern, leicht und schnell zu Stande kommen. —

Eine Fortführung von Bemerkungen im Sinne und im Geiste der vorstehenden, behalten wir für einen demnächstigen Artikel vor. —

Frankfurt a. M., im März 1848. △

Der Brief aus der Pfalz vom 11. März

(in der Didaskalia vom 19. März)

scheint einem Kopfe entsprungen zu seyn, welcher in dem Wahne befangen ist, man müsse die neue Preßfreiheit geschwind ein Mal probiren, einerlei, was für Gedanken man in die Welt hinaus blase. Aber denken und schreiben ist zweierlei, und zwischen wissen und behaupten besteht ein Unterschied! Der Briefschreiber kann die Zweckmäßigkeit der Volksbewaffnung nicht läugnen; er wagt es auch nicht, diese Schutzwehr des Volkes gegen die Proletarier und — Regierungen direkt zu verwerfen; denn er fühlte wohl, daß die Stimmung in der Pfalz und in Deutschland dieses nicht räthlich mache. Aber weil er doch ein Mal dem Institut etwas anhaben möchte, so schafft sich der Schreiber mit pfälzischer Tinte und unpfälzischem Sinn ein Gespenst, dem er zu Leibe geht: er knüpft an die Volksbewaffnung die Aufhebung der stehenden Heere, erschreckt die Bürger mit schwerem Militärdienste, kostbarer Ausrüstung, Zeitversäumniß, und das von Soldaten entblößte Land mit ausländischen Heeren. Zum Troste aller Derjenigen, die unter dem milden Sonnenscheine eines dreißigjährigen Friedens auf dem Wege sind, vom Fähnrich zum Obersten hinaufzurücken, wird die Versicherung ertheilt, daß Baiern im Grunde nicht allzuviel Militär unterhalte, wodurch also einer Verminderung desselben klüglich vorgebeugt ist. Mit übertriebenem Talente wird endlich die Unbequemlichkeit des Landwehrdienstes ausgemalt und der alte Zopf gestreichelt.

Alles umsonst, alles pure Luftgebilde! Wir wollen die Rechte des freien Bürgers, darum müssen wir auch die Wucht der Waffen wollen; Rußland und Frankreich stehen gerüstet da; die zarte Besorgniß des Correspondenten für die fortdauernde Blüthe unserer Heere ist unbegründet; das glückliche Baiern wird noch Jahre lang die Kleinigkeit von acht Millionen dem Kriegsgotte opfern müssen, trotz Landwehr und europäischer Bruderliebe! Aber das Volk wird auch bewaffnet seyn und nicht dem Schlafliede von 1815 und folgenden nochmals erliegen.

Nun wendet sich der Briefsteller zu den wahren Verbesserungen der Volkszustände. Bezeichnend fängt er mit dem Holze an und hört mit dem Gelde auf. Ihm und dem pfälzischen Volke — wie er sich's nämlich irriger Weise vorstellt — gelten die geistigen Güter wenig, die Finanzen Alles. Er hebt fast alle Steuern mit einem Federzuge auf, und ärgert sich, daß die Advokaten und Notäre, wenn sie Geschick und Glück haben, anständig auskommen und leben können.

Die Taxe der Advokaten in der Pfalz ist bekanntlich die niedrigste in ganz Deutschland; ein vielbeschäftigter Advokat kann sich jährlich 4000 fl. erwerben; während drei Viertheile seiner Collegen sich mit weniger als 2000 fl. begnügen müssen. Nicht anders ist es mit den Notären. Dabei ist die Mühe und Verantwortlichkeit dieser Beamten eine sehr große. Stirbt ein Advokat oder Notär in der Blüthe seiner Jahre, so hinterläßt er gewöhnlich eine mittellose Familie. Mit 3000 fl. Jahreseinkommen oder 48 kr. für jeden Brief würde der Briefschreiber die Lage von $^{19}/_{20}$ dieser Beamten sehr verbessern und sich dieselben sämmtlich vielmehr verpflichten, als durch seinen Brief geschehen ist. Leider sind die Prozesse und Rechtsakten in der Pfalz durch das starke Einregistrement übermäßig theuer; die Advokaten und Notäre erheben diese Steuer in der Regel von den Parteien, wodurch Unkundige zu der Meinung veranlaßt werden, jene Beamten bezögen dergleichen Gelder — weit mehr als die Hälfte davon fließt in die Staatskasse — für sich. Daß das Einkommen der mehrgedachten Beamten den direkten Steuern des Staates an Betrag gleichkomme, ist eine unerhörte Aufschneiderei, welche durch die naive Unwissenheit ihres Urhebers nicht entschuldigt wird. Daß aber die Wünsche des Volkes mehr durch den Geldbeutel als durch die staatsbürgerlichen Güter der Gedankenfreiheit und der freien Ausübung der Menschen- und Weltbürgerrechte befriedigt werden sollen, ist ein schlauer Kniff, durch den man das Volk von den Zeitbestrebungen abzulenken und in Egoismus einzuspinnen sich bemüht. Das pfälzische Volk weiß aber, daß den staatsbürgerlichen Freiheiten das materielle Wohl auf dem Fuße folgt, und daß eine freie Verfassung, freie Bewegung aller Kräfte und

die Preßfreiheit dem Ackerbau, Handel und der Industrie förderlicher sind als die Schlaflieder für Geld, Holz und veraltete Einrichtungen.

Landau, 20. März 1848.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 16. März.

Was doch die Zeiten nicht Alles mit sich bringen! Während bisher in unserem Herzogthume auch nicht ein politisches Blatt erschien, so erscheinen nun seit einigen Tagen in Folge der Freigebung der Presse allein in Wiesbaden vier verschiedene Zeitungen, und wie ich höre, sollen auch in mehreren anderen Städten unseres Landes ähnliche Unternehmungen ins Leben treten. Ist es nun auch lobend anzuerkennen, daß man einen so würdigen Gebrauch von der freigegebenen Presse macht, daß man sich dadurch bestrebt, das Volk, namentlich im Innern unseres Landes auf die Stufe höherer Erkenntniß und Bildung zu heben (und hierzu bieten doch tüchtige Zeitungen die besten Mittel), so möchte ich aber doch bezweifeln, daß die nun begründeten Blätter dieses schöne Ziel erreichen werden und zwar aus der einzigen Ursache, weil vielleicht keinem dieser Blätter ein langes Leben zu Theil wird, denn in einem so kleinen Ländchen wie Nassau, gleich mit vier und noch mehr Zeitungen aufzutreten, das ist sehr gewagt und die Herren Verleger werden es wohl auch sehr spüren, daß der Absatz nicht so sehr bedeutend und vielleicht von der Art ist, daß die Existenz ihrer Blätter sehr bedroht erscheint. Wer kann sich auf alle Zeitungen abonniren? Es wäre daher sehr zu wünschen, und gewiß im Interesse des ganzen Landes, wenn sich die betreffenden Hrn Redakteure zur Herausgabe einer einzigen, großartigen, allen gemeinsamen Interessen entsprechenden Zeitschrift vereinigen würden. Das Ziel würde dadurch gewiß sicherer erreicht werden. Wiewohl ich allen einzelnen Blättern das schönste Gedeihen wünsche, so glaubte ich doch obige Ansicht aussprechen zu müssen, die mit mir gewiß Viele theilen werden.

Oppenheim, 19 März.

Gestern Nachmittag hat uns unser verehrter Landtags-Abgeordneter Herr Wernher aus Nierstein besucht, um zum erstenmal nach der neuen Wendung der Dinge, in einer größeren Volksversammlung seines Wahlbezirks, wozu sich aus sämmtlichen Gemeinden desselben die angesehensten Bürger zahlreich eingefunden hatten, zu reden. Herr Wernher sprach erhebend, ermunternd, hoffnungserweckend und beruhigend. Sein klarer herzgewinnender Vortrag wurde von stürmischen Beifallsbezeugungen öfters unterbrochen. Andere Redner sprachen nach ihm. Sie behandelten das Tagesthema: die Wünsche, Beschwerden und Forderungen des Volkes. Auch deren Vorträge wurden, je nachdem die Stellen Anklang oder Mißklang erweckender Natur waren, von häufigen Beifall- oder Verdammungsrufen begleitet. Als jedoch der letzte Redner auf das allgemein verabscheute Institut der Kreisräthe zu reden kam, und auf die neuesten Vorgänge in der höheren Beamten-Sphäre anspielend, der Möglichkeit gedachte, daß vielleicht auch das Kreisraths-Personal im Staats-Organismus wieder eine Stelle finden könne, da erscholl aus Aller Munde, wie aus einer Kehle: „Fort mit dem Kreisrath Schmitt! Fort mit ihm auf immer!" Und hier zeigte es sich deutlich und wahr, wenn Volksstimme Gottesstimme ist, wie wenig sich dieser Beamte die Liebe, das Vertrauen, die Anhänglichkeit seiner Verwaltungs-Angehörigen zu erwerben gewußt hat, und daß nicht das Institut ihn, sondern daß das Institut er in seinem Kreise verhaßt gemacht hat, und daß es forthin eine Unmöglichkeit geworden ist, daß Herr Carl Schmitt, nach aufgehobenem Kreisraths-Institute, wenn auch unter einem andern Titel, im Staatsdienste, und am allerwenigsten in seinem bisherigen Kreise, wieder verwendet werde.

Wetzlar, 19. März.

Auch das kleine, aber schöne Ländchen des Fürsten von Braunfels hat nun in wenigen Tagen erreicht, was seit Jahren sein heißester Wunsch war, und ein Fürst ist zu beneiden, der, wie dieser Fürst, in diesen schweren Zeiten der Noth die Liebe der Unterthanen durch zeitgemäße zeitige Bewilligungen unauflöslich an seine Person zu knüpfen weiß; ein Volk ist zu bewundern, das, wie die Bewohner von 40 Ortschaften des Braunfelser Gebietes, mit Ruhe, mit Festigkeit und Ernst die gegenwärtige Zeit begreift und Excesse vermeidet. Ehe ich schließe, hebe ich zum Beweise dessen nur hervor, daß die Bauern von der Aufforderung, auf Kosten des Fürsten am gestrigen Tage zu essen und zu trinken, keinen Gebrauch gemacht haben; daß aus jeder Gemeinde vier Personen beauftragt waren, darüber zu wachen, daß keine Spirituosen genossen würden und daß sie mit Ruhe und in Ordnung in ihre Gemeinden zurückgekehrt sind. Mögen sie (und wir können nur bitten, daß sie es sich zu Herzen nehmen) auch ferner in ihrer Freude Excesse vermeiden und namentlich das Eigenthum einzelner, wenn auch mißliebiger Personen verschonen; denn dadurch werden sie am ersten beweisen, daß sie der ihnen jetzt zu Theil gewordenen Freiheiten ganz würdig sind. — Es sollen von verschiedenen Seiten Einflüsterungen versucht worden seyn, um den Fürsten zu bewegen, nichts zu bewilligen. Das Land kann sich jedoch glücklich schätzen, einen Fürsten zu besitzen, der diese Einflüsterungen nach ihrem wahren Werthe gewürdigt hat. Merkwürdig bleibt es aber, daß sich der ersten Deputation, welche am vorgestrigen Tage vorgelassen wurde, hinter dem Porzellanofen des Empfangszimmers mehrere Füße, wahrscheinlich von Personen, die horchen wollten und kein gutes Gewissen hatten, präsentirt haben sollen. Es werden diese Füße wohl jetzt nicht mehr im Braunfelser Gebiete seyn.

Heidelberg, 18. März.

In Berlin war gleich nach dem Bekanntwerden der Februarrevolution die Censur verschärft worden, und die Berliner Witzreißer und Tageshelden mußten vor einem Anschlag der Polizeibehörde in den Lesezimmern verstummen. Man hatte ihnen geboten, was man wußte, daß sie sich gefallen ließen. Sie haben, die schwierigen Verhältnisse in die Wagschale gelegt, nicht einmal so viel Muth gezeigt, als die Wiener. Hier zu Lande steht es anders und besser. Hier würde keine Polizei dergleichen wagen, und der Preßfreiheit bediente man sich hier in der That, noch ehe man für sie petitionirte. Es kam das ganz einfach so: Die Redaktionen der freisinnigen Blätter schickten theils ihre Nummern nicht mehr zu den Censoren, theils gaben diese zu verstehen, daß man in so aufgeregter Zeit ihnen nicht zumuthen möge, ferner ihr verhaßtes Handwerk auszuüben. In Süddeutschland ist die Censur für immer abgeschafft, und Jeder, der künftig noch das Amt eines Censors übernehmen wollte, könnte gewärtig seyn, daß er sofort durch eine stillverstandene Achterklärung von allem gesellschaftlichen Verkehr ausgeschlossen seyn würde, man würde, wo er sich blicken ließ, ihn fliehen wie die Pest. Aber freilich dies feinere sittliche und Rechtsgefühl, diese männliche Entschlossenheit, vor der bereits im Jahr 1830 in Kurhessen die Censur, noch ehe sie gesetzlich aufgehoben war, verschwinden mußte, scheint sich im Norden unseres Vaterlandes noch nicht zu finden.

Aus dem Eisenacher Oberland, 19. März.

In den Zeiten unserer politischen Unmündigkeit (vor 15 Jahren oder früher) wurde eine Zeitschrift in Weimar gegründet, „die Weimar'sche Zeitung", sonst auch „die Frau Holle" geheißen, die Base und Gesinnungsgenossin der „Leipziger Kindermuhme", und vor einiger Zeit auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, als verlautete, die kurhessische Regierung habe das Blatt verboten, weil es sich allzu freisinnig über die Kartoffelkrankheit geäußert! Diese „Frau Holle," deren eigentlicher Vater der nun glücklich beseitigte Minister Schweitzer ist, war von ihrem Erzeuger dazu bestimmt, das unmündige Volk mit politischem Kinderbrei zu füttern; zu dem Ende wurden sämmtliche Gemeinden des Landes durch hohen Befehl genöthigt, das Blatt auf Communalkosten zu halten! Jetzt aber ist das Volk mündig geworden; es will keinen Kinderbrei der Frau Holle mehr, es ist des servilen Gewäsches jenes vor einigen Jahren von den „sächsischen Vaterlandsblättern" mit Recht gegeißelten jämmerlichen Produkts nunmehr müde, und glaubt, seine Communaleinkünfte besser anwenden zu können, als durch Ankauf einer knechtischen Zeitschrift. Das jetzige freisinnige Ministerium wird deshalb gebeten, den Ministerialbefehl, nach welchem mehrgedachtes Blatt von den Gemeinden gehalten werden muß, zurückzuziehen. Dann wird die Frau Holle, die schon zu lange gelebt hat, zu ihren Vätern gehen!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. März. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.) (Gastrolle) Scherasmin: Hr. Rebe, vom Hoftheater zu Detmold.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 86. Sonntag, den 26. März 1848.

Eine Menschen-Jagd.

(Nach dem Englischen von Fr—g.)

(Fortsetzung.)

„Hältst Du mich denn für so dumm, um zu widerstehen?“ fragte Onkel Reinhold. „Im Gegentheil werde ich mich ihm dienstfertig zeigen, um Deinen Aufenthaltsort zu entdecken; daß ich ihn aber nicht finden werde, versteht sich von selbst! Ist Dir's unbekannt, Don Juan, daß König Berjie's Gebiet an den Rio Angra, fünf Meilen von hier, gränzt? Die Neger von Angra sind meine alten Freunde; wir machen schon so lange, als ich hier wohne, Geschäfte zusammen; niemals werden sie einen Mann, so ich ihnen empfohlen habe, ausliefern. Bist Du ein Mal über den Fluß hinüber, so kann Macarao Die nichts mehr anhaben, noch König Berjie sammt allen seinen Sengo-Negern. Höre meinen Vorschlag an, Juan!“

„Den Morgen nach der Abreise eueres Schooners fährst Du den Quarah hinauf, bis zum großen Markte von Becqua; Du besuchst Founda, Nautfie, Haussa und die übrigen an den Strom angränzenden Gebiete. In drei Monaten kannst Du mit allen Canots, mit ausgesuchten Sklaven, Elfenbein, Oel, Straußfedern und Goldstaub beladen, zurückkehren. Niemals noch hat ein Weißer ein ähnliches Unternehmen gewagt, aber auch niemals noch ist ein Weißer dergestalt von den Umständen begünstigt gewesen, — hat in so hohem Grade Gesundheit und Körperkräfte mit Geschicklichkeit und Kühnheit vereinigt, wie Juan Maseda. Alle Vorbereitungen zur Expedition und alle Kosten derselben nehme ich auf mich, und behalte mir dafür nur die Hälfte des Gewinnes vor.“

„Alle Aussichten sind zu Deinen Gunsten.“

Eine ähnliche Unternehmung konnte nicht verfehlen, den habsüchtigen, abenteuerlichen Geist Juan's anzulächeln; er nahm die Vorschläge Onkel Reinhold's an. Der übrige Theil des Abends verstrich in Besprechungen der Einzelnheiten der beabsichtigten Expedition.

Die zukünftigen Handelsgenossen hatten sich zu guter Stunde zur Ruhe begeben, um sich auf die morgige Reise vorzubereiten, als sie durch ein heftiges, vom Sklavenkäfige herübertönendes Geschrei aufgeweckt wurden; sie beeilten sich, zur Stelle zu gelangen, um die Ursache des Lärms zu untersuchen. Es ergab sich alsbald, daß die Sklavenhüter Tio Jorje's dem Schlafe nicht hatten widerstehen können, und der Felatah-Prinz, die Gelegenheit und die Sorglosigkeit, womit man ihm neuerdings die Fesseln angelegt hatte, benützend, letztere abgestreift hatte, und entkommen war. Die Hüter, von dem Gedanken der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit und den Folgen des Zorns ihres Herrn beunruhigt, wußten nichts Besseres zu thun, als die Felatah's zu prügeln, um ihren Diensteifer zu bethätigen, und es war das Geschrei der so gemißhandelten Unglücklichen, das an Tio Jorje's und Juan's Ohren schlug. Onkel Reinhold aber war nicht der Mann, der sich mit solcher Vergeltung zufrieden gab; vor Wuth schäumend, ergriff er eine Art Dreschflegel und ließ ihn in rasch aufeinanderfolgenden Schwingungen auf Rücken und Glieder der Sklaven herabtanzen, so wie man bei uns das Getreide drischt. Die Physiognomie des Sklavenhändlers hatte bei dieser summarischen Execution einen so wilden, scheußlichen Ausdruck angenommen, daß Juan selbst davor zurückschauderte. Als Spanier, abergläubisch, wie er war, glaubte er den Teufel selbst zu sehen, und in den armen Schwarzen eben so viele Verdammte.

War es im Gefühle der Furcht oder des Mitleids, war es in Folge eines Rückblicks auf sich selbst, auf seine Vergangenheit oder Zukunft, das vermag ich nicht anzugeben; kurz, Juan legte bei Reinhold Fürsprache ein, bei welchem der Zorn bereits die Stimme des eigenen Interesses übertäubt hatte: „Verstümmele keine guten Neger, sprach er, denn Du wirst dabei der verlierende Theil seyn, laßt uns vielmehr den Flüchtling zu ertappen suchen, so lange es noch Zeit ist.“

„Fürchte nichts,“ versetzte Tio Jorje, „ich habe eine eigene Art, sie zu prügeln, ohne ihnen gerade Schaden zuzufügen; wohlweislich nehme ich mich in Acht, keinen derselben arbeitsunfähig zu machen. Wir haben noch Zeit genug, um den Felatah-Prinzen einzuholen vor Ankunft der Canots; und da Du ein guter Jäger bist, wie Du mir gesagt, so will ich Dich ein Mal mit einer Negerjagd ergötzen.“

„Schön, Onkel Reinhold, da können wir zugleich sehen, was Deine vielgepriesenen Hunde wirklich werth sind. Glaubst Du, daß sie die Spur des Felatah finden werden?“

„Das haben wir zu sehen. Wir wollen die Hunde gleich vorführen lassen.“

Die Diener Tio Jorje's liefen und rannten Einer den Andern im Eifer, die Befehle ihres gestrengen Herrn möglichst rasch zu vollführen, beinahe über den Haufen.

Sofort sieht man aus dem von gelblichem Thone errichteten Hundestall zwei Spürhunde herauskommen, von der ächt afrikanischen Race, welche die geschätzteste von der Welt seyn soll. Sie waren mindestens zwei Fuß hoch, und ihr Bau schien zugleich auf Stärke und Schnelligkeit berechnet zu seyn; ihr rothbraunes Haar war über Hals und Rücken hinweg dunkler, sich beinahe dem Schwarzen nähernd. Beide hatten ein weißes Abzeichen in der Mitte der breiten, gewölbten Stirne, wodurch sie sich namentlich von der Cuba-Race, deren Stirne glatt ist, unterscheiden. Ihre schmale, lange Schnauze, ihre großen Nasenlöcher zeugten von der Güte ihrer Race und der Feinheit ihres Geruchs; ihre Ohren waren klein, weich und herabhängend; ihre Augen hatten einen sanften und im Zustande der Ruhe sogar schmeichelnden Ausdruck; in der Hitze der Jagd aber vor Wuth ausgedehnt, sprüheten sie ein wildes Feuer.

So lange Tio Jorje selbst sie am Leitseil hielt, kläfften sie, richteten sich auf den Hinterfüßen empor, leckten seine Hände und

legten auf jede Art ihre Freude über den Anblick ihres Herrn an den Tag; sobald sie aber Juan Maseda gewahrten, stürzten sie unter wüthendem Gebell auf ihn los, und so plötzlich war das Kundgeben dieser Wuth, daß Juan, der Handfestigkeit Onkel Reinholds nicht unbedingt trauend, mehrere Schritte zurück wich.

„Du machst Dir einen Zeitvertreib daraus, Tio Jorje," sagte er, „diese Bestien zu lehren, sich auf Deine Freunde zu stürzen!"

„Das wäre ein gefährlicher Zeitvertreib, bei'm Henker," versetzte Reinhold, aus voller Kehle lachend; „aber die Thiere sind öfters gar wunderlicher Laune. Es thut mir in der That leid für Dich; denn man will eine schlimme Vorbedeutung darin erkennen. Wenn die Hunde so auf einen Fremden losfahren, ohne gereizt worden zu seyn, so entdecken sie sicher in seiner Physiognomie etwas Galgenmäßiges. So wenigstens pflegen die alten Weiber in unserm Lande zu sagen, Juan; darum kannst Du aber doch der schönste Junge Galliziens seyn."

„Schön Dank für Dein Prognostikon und Dein Kompliment," erwiederte Juan; „das Eine sowohl, als das Andere hättest Du Dir ersparen können; aber die alten Weiber, selbst in Deinem Lande, würden sicherlich nicht so die Zeit verschlendern, wenn es zu handeln gilt. Ich bin begierig, Deine beiden Bestien in Thätigkeit zu sehen."

Alsbald wurden die Handfesseln herbeigebracht; die Hunde berochen sie einige Minuten lang, und wurden sodann an den Ort geführt, wo der Felatah-Prinz die Nacht zugebracht hatte, und daselbst losgelassen. Sie beschrieben, mit der Nase über den Erdboden hinstreichend, anfangs kleine, aber immer größer werdende Kreise, bis endlich ein lebhaftes, kurz abgebrochenes Bellen des einen ankündigte, daß sie die Spur gefunden hatten. Hierauf richteten sie sich in gerader Linie gen Westen, von Juan und der Mehrzahl von Reinhold's schwarzer Dienerschaft gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Adresse der Bewohner sämmtlicher Frankfurter Dorfschaften.

(Eingereicht an Hohen Senat den 22. März)

Hoher Senat!

Neben den **allgemeinen** Wünschen und Forderungen, deren Erfüllung das deutsche Volk dringend verlangt, haben die Frankfurter Landbewohner noch **besondere** aufzustellen. — Es ist leider eine traurige Wahrheit, daß ihre Stellung in dem Frankfurter Freistaat weit hinter derjenigen der Landbewohner mancher monarchischen Staaten zurücksteht. Dieser Zustand entspricht nicht dem Zeitgeiste, nicht der Billigkeit, nicht dem Recht.

Es hat zu großer Beruhigung der Landbewohner gereicht, daß Hoher Senat in dem veröffentlichten Rathsschlusse vom 10. l. M. erklärt hat:

„In Betreff der Landbewohner seyen bereits bei der ge„setzgebenden Versammlung Anträge in Verhandlung begrif„fen. Der Senat werde sich die Verhältnisse und das Wohl „derselben in jeder Beziehung stets auf das eifrigste angele„gen seyn lassen."

Dieser Ausspruch Hohen Senats mußte jedes Bedenken gegen das Vorhaben, Hochdemselben die hauptsächlichsten Wünsche und Anliegen der Landgemeinden vorzutragen, beseitigen. Diese Wünsche und Anliegen sind folgende:

1) Ertheilung des Staatsbürgerrechts, Emancipation der Landbewohner. Dieselbe ist uns in dem Artikel 7 der Constitutions-Ergänzungs-Acte von 1816 bereits grundsätzlich bewährt, wie es auch nach Artikel 46 der Wiener Congreß-Akte und nach Artikel 13 der deutschen Bundes-Akte nicht anders geschehen konnte. Sie sollte von dem gesetzgebenden Körper in nähere Berathung gezogen werden. Es ist dies bis heute noch nicht geschehen, was um so unerklärlicher ist, als unsere Emancipation nach den klaren Worten des angezogenen Artikels 7 lediglich auf dem Wege der Gesetzgebung bewirkt werden kann und soll und der Weg der Verfassungs-Revision nicht betreten zu werden braucht, wenngleich wir der Ansicht sind, daß selbst dieser Weg betreten werden müßte, wenn die uns gemachte Zusage nicht anders erfüllt werden kann. Für uns streitet ganz besonders die republikanische Staatsform, welche nicht zugibt, daß etwa der fünfte Theil der Staatsangehörigen, daß eine so große Zahl fleißiger und aufgeklärter Einwohner die Unterthanen bilden, die von den Stadtbürgern regiert werden! Nicht auf aristokratischen Grundsätzen, sondern auf demokratischen beruht die Staats-Verfassung, und dennoch müssen wir in der Gesammtheit der Frankfurter Bürgerschaft christlicher Confession so lange ein Patriziat, eine aristokratische Körperschaft erblicken, als wir nicht emancipirt und in den politischen Rechten gleichgestellt sind. Zu dieser Reform aber sind wir reif, sind wir längst reif. Unser Bewußtseyn ist dem bisherigen und gegenwärtigen Zustand abgewendet. Wir vertrauen der Gerechtigkeitsliebe Hohen Senats und der Frankfurter Bürgerschaft, daß uns nicht länger unsere natürlichen und verheißenen Rechte vorenthalten werden: unsere Emancipation, unsere politische Gleichberechtigung mit den Stadtbürgern nebst allen den Folgerungen, die in diesem Grundsatze enthalten sind.
2) Ablösung aller Zehnten und Grundlasten, welche Privatpersonen zustehen und Aufhebung derselben, soweit der Staat der Berechtigte ist.
3) Revision des Land-Accis-Gesetzes, insbesondere aus dem Gesichtspunkte, daß der Accis in die Gemeinde-Kassen fließen, der Brod- und Fleisch-Accis aber ganz aufgehoben werden soll.*)
4) Revision der Gemeinde-Ordnung behufs größerer Selbstständigkeit der Gemeinden.
5) Reorganisation der Landwehr.
6) Revision des Gesetzes vom 3. Juni 1823, auf daß den Landbewohnern das Recht, ihre Abgeordneten zu der gesetzgebenden Versammlung nach ihrer Wahl aus sämmtlichen Staats-Angehörigen zu wählen, eingeräumt werde. Auf diese Weise allein würde es den Landbewohnern, die frei von Cantönligeist sind, möglich, schon jetzt durch Männer der höchsten Intelligenz in dem gesetzgebenden Körper vertreten zu seyn.
7) Wahl- und Vorschlagsrecht bei Besetzung erledigter Pfarr- und Schullehrerstellen. Bei Besetzung dieser Stellen haben die Landgemeinden gar keine Stimme, obgleich gerade in solchen Stellen nur Männer des Vertrauens von segensreicher Wirksamkeit sind.
8) Allgemeines Jagdrecht in der ganzen Staatsgemarkung, damit es nicht fernerhin blos dem Frankfurter Bürger gestattet ist, in den Gemarkungen der Landgemeinden zu jagen; es ist dies ein Vorrecht, nicht minder gehässig und drückend, wie dasjenige, welches in andern Staaten den Standesherren zusteht.
9) Publikation des von der gesetzgebenden Versammlung am 30. Oct. 1846 angenommenen Gesetzes, die Fidei Commisse und Familien-Stiftungen betreffend.
10) Verbot der Grund-Erwerbungen zur todten Hand.
11) Ueberweisung des entsprechenden Theils der von der Zoll-Rückvergütung bis jetzt in die Staatskasse fließenden Gelder

*) Niederrad hat diesen Artikel 3 mit dem Vorbehalt angenommen, daß der Accis, wie bisher, fortbestehen und dessen Ertrag in die Gemeindekasse fließen soll.

an die Gemeindekassen. Die Rate dieser Gelder für die Landgemeinden beträgt fl. 10,000, von denen seit einigen Jahren nur ein Theil (nur fl. 4500) zu milden Zwecken an die Landgemeinden abgegeben wird.

12) Wohlfeilere Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Diese Punkte sind es, die wir der besondern Berücksichtigung der Behörden dringend empfehlen müssen. Glücklich will und soll das deutsche Volk werden. Sollen aber wir von diesem Glücke nicht ausgeschlossen seyn, so ist es nöthig, daß unsere billigen und gerechten Forderungen baldigst befriedigt werden. Der Genius der Freiheit und der Gerechtigkeit, der jetzt wieder seinen Flug über die ganze Erde macht, wird uns nicht vergessen! Er möge die Herzen Derjenigen lenken, denen zunächst unser Wohlergeben anvertraut ist, und aus deren Händen wir so gerne die Rechte empfangen möchten, die uns auf die Dauer doch nicht zu entsagen sind! Wir bitten daher Hohen Senat, uns diese Rechte und Forderungen auf dem Wege der Gesetzgebung, oder, wo dies nicht möglich seyn sollte, auf dem Wege der Verfassungs-Aenderung baldigst zu gewähren.

Politische Rundschau.

(23. März.)

Der Bundestag hat am 9. März die drei Farben und den Adler des deutschen Reichs wieder anerkannt und am Abende des 23. auch als äußeres Zeichen auf dem Bundespalais aufgesteckt. — In Oesterreich Aufstände in den Provinzen, wie in Prag, um Wetzlar und Braunfels, (noch am 14. d. M.) in Graz; am 13. März großartige Auferstehung Wiens aus langem Zauberschlafe; Metternich — der Hauptspender des Schlaftrunks — und ein blutschuldiger Prinz verlassen den Schauplatz ihrer Thaten und Unthaten; der Kaiser gibt seine Leibwächter auf und stellt sich unter den Schutz des Volkes; Papagenos Schloß wird aufgethan und die Preßfreiheit kündigt „die Geheimnisse des alten Oesterreichs“ an. Das siegreiche Volk in Wien züchtigt so seine Zwingherren, wie die Räuber und Mordbrenner, welche seinen Namen an jenem großen Tage entweihten. — In Preußen beginnt der Kampf zwischen Volk und Militär seit dem 14. März in Königsberg, Berlin, Breslau, Magdeburg u. s. w.; mitunter lassen sich nicht sogleich edle und unedle Grundstoffe unterscheiden; aber Berlin läutert sich unter der Bluttaufe, und der König überzeugt erst seine „lieben Berliner“ und dann sich selbst, daß Preußen zu Deutschland gehört. Nie hielt ein geschlagener Feldherr grausigere Leichenschau! Der Thronfolger entweicht dem Volksbanne und sein Haus wird Nationaleigenthum. Ganz Deutschland begleitete die blutige Woche Berlins mit athemloser Aufmerksamkeit, und erst jetzt hebt sich seine Brust wieder frei von dem Alpdrucke — la révolution a fait le tour de l'Allemagne! Kleine Krawalle, wie in Elbing (am 17. unter ultramontaner Mitwirkung) und Aachen (am 20.) sind jetzt nicht der Rede werth. — In Sachsen am 15. Tumult in Dresden. Ministerwechsel. Am 18. große Arbeiterversammlung in Leipzig, welche die Verirrungen des Communismus ächtet. — In Hannover am 11. stärkere Besetzung Hildesheims; am 17. Auszug der Göttinger Studenten, in Hannover halbbewilligte Petition und einiger Straßenspektakel; am 18. öffnet der König allmählig die Augen, verkündigt dies durch eine Proklamation und entläßt einen Stoßvogel. — In Braunschweig träumt der Herzog noch; am 16. und 17. Volksversammlung und trübe Krawalle in der Hauptstadt. — In Mecklenburg fällt es dem Großherzoge schwer, die Volkssprache zu lernen; die Städte gähren, und die Landstände in Güstrow erklären ihre Mündigkeit auch ohne das Staatssiegel gültig. — In Oldenburg empfängt eine imposante Deputation am 17. vorläufige Zusicherungen des Großherzogs. — Die meerumschlungenen Herzogthümer rüsten sich. — In Kurhessen tritt Jordan wieder auf; im Werrathale pflanzen sich die Meininger Pöbelexcesse noch fort. — Im Großh. Hessen organisirt sich die neue Zeit immer vollständiger; die Soldaten petitioniren als Bürger und vertragen sich nicht mehr sonderlich mit der alten Zwangsjacke; ein bürgerliches Gewand wird sie beruhigen. — In Bayern hat der König dem Kronprinzen die Regierung am 20. abgetreten; die Ruhe des Volkes bedarf indessen noch der Befestigung. Auch dauerten vor acht Tagen noch die wüsten Excesse in Oberfranken fort. — Würtemberg wartet noch auf helleren Frühling. Uhland wird nach Frankfurt gehen, doch nicht durch Instruktionen der Regierung gebunden. — In Baden dauern die großen Volksversammlungen in gesetzlicher Weise fort. Die größte, in Offenburg, weist die republikanische Form Deutschlands von der Gegenwart zurück und erläßt dafür ein denkwürdiges Programm der republikanischen Monarchie. Markgraf Wilhelm legt das Militärkommando nieder. — Das genealogische Prinzip scheint in der Regierungsfolge seinen Cours zu verlieren. Als gefährlicher Proteus erscheint das Pfaffenthum aller Confessionen und sucht nach alter Gewohnheit das Feuer zu schüren und das Licht zu löschen.

Feier der 300 jährigen Gründung der Universität Jena.

ℵ (Jena, 20. März. — Corresp.) Der gestrige Tag brachte Jena einen seltenen Tag. Man feierte an demselben das Andenken an die 300 jährige Gründung der hiesigen Universität durch Johann Friedrich den Großmüthigen, Kurfürsten von Sachsen. Der festliche Tag begann mit Thränen des Himmels, wahrscheinlich aus Trauer darüber, daß eine dem nicht allein Jena, sondern ganz Deutschland wichtigen Ereignisse durch und durch würdige Feier von dem in letzter Zeit verabschiedeten Ministerium verweigert wurde, obwohl doch auf jeden Fall der Geburtstag der Universität durch einen protestantischen Fürsten mehr Gewicht in die Wagschale hätte legen sollen, als der Namenstag oder die Bestätigung derselben durch einen deutschen Kaiser. Trotz des Regens setzte sich um 9 Uhr ein Zug, bestehend aus den verschiedenen Innungen der Bürger mit ihren Fahnen, aus dem beinahe gesammten Lehrerpersonal und einigen Studirenden nach der Stadtkirche in Bewegung, die zu diesem Zwecke einfach, aber schön geschmückt ein herrliches, Geist und Herz belebendes Bild darbot. Der geh. Kirchenrath Dr. Schwarz hielt eine so ausgezeichnete, in die Vergangenheit zurückgreifende, die Gegenwart mit ihren Forderungen treffend charakterisirende und auf die Zukunft hinweisende Predigt, welche so tief ergriff, daß sie in Aller Gedächtniß bleiben wird, die sie hörten, und daß der lebhafteste Wunsch überall sich ausspricht, unsere diesjährige Feier durch diese Rede verewigt zu sehen, damit auch die Nachkommen im Jahre 1948 einsehen, daß von mancher Seite her recht gut erkannt worden sey, wie gerade dem Jahr 1848 das Recht gebührt habe, die 300 jährige Jubelfeier unserer Universität festlich, auf eine glänzende Weise zu begehen. Die erste Stunde des Nachmittags versammelte eine kleine, aber auserlesene Schaar im „Rosensaale“ zu einem Festmahle. Sie bestand aus Professoren und einigen namentlich eingeladenen Bürgern und Studenten und bewährte dadurch von neuem, wie sehr unserm guten deutschen Vaterlande im Großen wie im Kleinen noch immer jene Einheit fehle, die uns so sehr noth thut, jene Einheit, die auch zwischen Professoren, Studenten und Bürgern stattfinden muß, wenn anders ein inniges Vertrauen und wahre Liebe sich gegenseitig die Hand reichen sollen, ohne die der Segen lange nicht so groß seyn kann, als er seyn würde. Den Beschluß des

Festes machte eine Beleuchtung des „Johannisthores“, von den Anwohnern auf eigne Kosten besorgt. Eine große Menschenmenge hatte sich auf dem freien Platze vor dem Thore versammelt, betrachtete mit Freuden die in der Nähe erleuchteten Häuser, fühlte sich aber tief ergriffen durch das Transparent des Mannes, welchem Jena durch sein großes Werk, die Gründung der Universität, zum größten Danke verpflichtet ist und welcher Allen zuzurufen schien: Seyd einig, seyd stark im Glauben und in Werken der Gerechtigkeit und bestehet in der Freiheit, womit Euch Christus befreit hat, und folget mir nach! Von dem Thurm des Thores herab hielt ein schlichter Bürger eine der Feier des Tags und des gegenwärtigen schönen Freiheitskampfs aller deutschen Völker würdige, einfache Rede, worauf tausendstimmig die herrlichen Lieder: „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ „Was ist des Deutschen Vaterland“, „Stoßt an, Jena soll leben“, erschallten. Möge das Jahr 1948 unserm Jena in der Weise aufgehen, daß Schaaren auf Schaaren, Freude in den Herzen und Freude in den Gesichtern, zu allen Thoren einziehen, welche das Jubelfest der Gründung unserer Akademie feiern in dem Jahre der Gründung selber, ohne daß ein böser Geist ihre Freude trübe und dem Feste die Krone raube, welche darin besteht, daß Alle ein Herz und eine Seele sich umschlingen, daß Ein Geist Alle erfasse, der Geist der Wahrheit und der Freiheit; daß Alle mit wahrer Begeisterung und aus Herzenslust auch dann wieder jene herrlichen Lieder anstimmen! — Die in Nro. 80 der D. A. Z. mitgetheilte Nachricht, daß auch unsere Studenten von hier ausziehen wollten, ist durchaus unwahr.

Korrespondenz.

Mainz, 16 März.

Als ein Beweis wahrhaft frommer Gesinnungen und der brüderlichen Einigkeit, welche hier zwischen den verschiedenen Confessionen herrscht, im Gegensatz zu manchen Orten Deutschlands, wo neben dem Geschrei nach Freiheit und Gleichheit, die gesetzliche Unterdrückung der Juden beibehalten wird, möge folgendes Schreiben dienen, welches der hiesige protestantische Freiprediger Herr Otto Ronweiler unter dem 13 d. an den Vorstand der israelitischen Gemeinde erlassen hat. Wennschon, wie der bescheidene Herr Verfasser sich äußerte, dasselbe nicht in der Absicht geschrieben wurde, der Oeffentlichkeit übergeben zu werden, so finden wir und gewiß Ihre Leser mit uns eine Entschuldigung darin, daß vielleicht dadurch manches enge Herz erweitert und ein Grundsatz nicht mehr in Frage gestellt wird, welcher die eigentliche Basis aller Freiheit bildet, nämlich die vollkommene bürgerliche Gleichstellung aller Kulten, wie solche in Rheinhessen gefordert und von unserm Erb-Großherzog bereitwilligst gewährt worden:

An den verehrlichen Vorstand der israelitischen Gemeinde dahier.

Geehrte Herren!

Voll der Freude, die jeden guten Bürger in diesen Tagen beseelt über die Freiheit, die ein gebildetes Volk begehrt, ein hochherziger Fürst willfahrt und edeldenkende Männer mit aller Aufopferung beschirmen werden, folge ich nur dem Drang meines Herzens, Sie, die Vertreter der israelitischen Gemeinde dahier, zu begrüßen. Die Freiheit, die uns geworden ist, hat die Schranken niedergerissen, die uns der Abfall vom wahren Christenthum errichtet und ein finsterer Geist bis in die jüngste Zeit gehalten hatte, die aber nie vor einem erleuchteten Christenthum, das in der Liebe seine Erfüllung sieht, und in dem Bewußtseyn aller Gutdenkenden bestanden haben. Sie sind zu den Rechten gelangt, die zu den unveräußerlichen Menschenrechten gehören. Wenn auch nicht als Organ der hiesigen protestantischen Gemeinde autorisirt, glaube ich aber dennoch, im Vertrauen auf den in dieser Gemeinde waltenden Geist, Ihnen die Versicherung geben zu können, daß, wie ich, so alle Glieder derselben Ihnen brüderlich zu den errungenen Gütern Glück wünschen. So lassen Sie uns denn Hand in Hand gemeinschaftlich dahin arbeiten, uns zu Menschen zu bilden, die des göttlichen Bildes, das sie in sich tragen, gewiß in der Offenbarung desselben durch Wort und That das Ziel ihres Lebens erkennen.

Zur Besiegelung dieses Bundes reiche ich Ihnen die Hand und bitte um die Ihrige, Ihr ergebenster (gez.) Otto Ronweiler, Freiprediger.

Mainz, 13. März 1848.

Darmstadt, 20. März.

An den Tagen vom 6. bis zum 10. März hatten sich viele Landleute in Darmstadt eingefunden, theils um ihre mannichfachen Wünsche kund zu geben, theils um an Ort und Stelle zu erfahren, welches freudige Entgegenkommen zur Befriedigung aller Desiderien von Seiten des Großherzogs stattgefunden hatte. Die Verhältnisse, welche die Landbewohner zunächst berührten, waren, der Mangel an Streu und die auf der Entwendung von Walderzeugnissen haftenden Forststrafen; ihre Klagen erstreckten sich daher auch vorzugsweise auf diese beiden Punkte. Sehr anerkennenswerth waren hierbei die auf Beruhigung gerichteten und belohnten Bemühungen vieler besonnenen Männer, insbesondere dürfen wir nicht unberührt lassen, in welcher Weise selbst von dem großherzgl. Oberforstrathe Freiherrn v. Wedekind zu diesem Zwecke mitgewirkt wurde, als sich, wenn wir nicht irren am 8. März, eine große Volksmenge vor dem Sitzungslocal der Oberforstdirektion zusammengedrängt hatte. Wirklich war auch hier Freiherr v. Wedekind, als Referent in Waldstreuangelegenheiten und im Forststrafwesen, ganz der geeignete Mann. Er ist als eifrigster Gegner aller zum Nachtheil des Holzertrags der Wälder ausgedehnten Waldstreunutzungen bekannt und ihm gebührt das Verdienst, den Vollzug der Forststrafen zu dem bestehenden hohen Grad von Energie und Raschheit ausgebildet zu haben. Dessen hat er auch nicht verfehlt in Schriften und namentlich bei der 1845 in Darmstadt gewesenen Versammlung süddeutscher Forstwirthe Erwähnung zu thun und bei letzterer vorgetragen: welche Satisfaction es gewähre, seine angestrengtesten Bemühungen endlich durch ein so wohl ausgebildetes Verfahren belohnt zu sehen. Um aber den weiteren Verlauf jenes vor dem Local der Oberforstdirektion zusammengeströmten Volkes nicht zu verschweren, so erwähnen wir noch, durch welches Mittel es dem Freiherrn v. Wedekind gelang, dem Drang der erhitzten Gemüther eine andere Richtung zu geben. Um nicht zu ausführlich zu werden, so heben wir kurz den Hauptinhalt seiner an das Volk gerichteten Worte hervor; aus ihnen spricht unverkennbar, wie er den gerechten Gang der Geschäftsordnung aufrecht zu erhalten strebte. „Seht, ihr Leute,“ sagte er, „ich bin ja nur Referent in den Beziehungen, welche die innersten Verhältnisse eurer Wohlfahrt so eng berühren; wenn ihr daher gegründete Beschwerden habt, so müßt ihr damit an das Neckarthor ziehen!“ Hier wohnt nämlich der Präsident von Klipstein, zwar nicht Referent in Waldstreusachen und im Forststrafwesen, wohl aber ein ächt praktischer Forstwirth und als solcher im In- und Ausland bei allen Sachverständigen hoch geschätzt. Nun länger als 25 Jahre wirkt die Oberforstdirektion unter seinem Direktorium und wir weisen hier im Vorübergehen nur darauf hin, daß im Laufe dieser Zeit durch geordnete und vielfältig verbesserte Wirthschaft die Einkünfte des Großherzogthums aus den Staatswaldungen um den Ertrag von beiläufig 60,000 Stecken Holz vermehrt wurden. Wie im Vorerwähnten berichtet, so that der edle Freiherr. — Dank den Bemühungen aller wohlgesinnten Bürger, wir erfreuen uns wieder der Ruhe und die Ordnung kehrt in alle Kreise zurück.

Theater-Anzeige.

Samstag 25. März. Die Hochzeit des Figaro, Große Oper in drei Abtheilungen, Musik von Mozart.

Sonntag, 26. März. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 87. Montag, den 27. März 1848.

Den deutschen Fürsten.

(Von Wolfgang Müller.*)

Salus publica summa lex esto.

Traf Euch an's Ohr der Völkerschrei,
Der über'n Rhein sich hergeschwungen?
Dort fiel die stolze Tyrannei,
Dort focht ein großes Volk sich frei,
Vom Geist der Brüderschaft durchdrungen
An einem Tag, in einer Schlacht
Hat es gestürzt des Thrones Pracht,
Hat es die eingebor'ne Macht,
Die nie besess'ne, kühn errungen!

Wo blieb des Purpurs dunk'le Gluth?
Wo sind sie, die darauf gesessen,
Die schnöd' in frevelm Uebermuth
Allein gemehrt des Hauses Gut,
Das Volk verachtend kalt vermessen?
Wo ist der stolze Königsgreis?
Wo Weib und Kind? Der hohe Kreis?
Sie Alle flücht'ger Irrfahrt Preis,
Vom siegestrunk'nen Volk vergessen!

Ich weiß, Ihr liebt nicht solche Schau!
Ihr nennt Euch kühn von Gottes Gnaden,
Ihr wähnt, fest wie der Weltenbau
Die Staatenburg; ihr glaubt, genau
Zieh' Eure Macht auf gleichen Pfaden.
Ihr stemmt Euch auf ein altes Recht,
Ihr prüft nicht, ob es gut, ob schlecht!
Jedoch der Dichter ist kein Knecht:
Er wagt, Euch vor sein Lied zu laden!

Er spricht: Den Ruf verstehet wohl,
Geschichte gab Euch helle Proben,
Sie stempelte die Herrschaft hohl,
Die nicht als heiliges Symbol
Die ächte Menschlichkeit erhoben.
Sie zeigt Euch auf dem letzten Blatt
Das Königthum als dürr und matt,
Das an der Völkerliebe Statt
Mit eitlem Prunke sich umwoben.

Es lohnt sich wohl bei solchem Ruf,
Scharfsichtig in die Zeit zu schauen:
Was sie für Ewigkeiten schuf,
Was sie zertrat mit schwerem Huf!
Wer will nicht der Geschichte trauen?
Lag die Vergangenheit erstarrt,
Lebendig braus't die Gegenwart,
Gott weiß, was in der Zukunft harrt;
Stets wechselnd gährt's in ihren Auen.

Das Licht, das hold erquickt die Welt,
Gießt weit und weiter seine Strahlen,
Die kalten Fürstenhöh'n erhellt
Es nicht allein, zu jedem Zelt
Der Armen dringt es in den Thalen.
Wer hat die Weisheit heut' allein?
Sie zieht in alle Herzen ein,
Denn der Erkenntniß gold'nen Wein
Trinkt Jeder aus den vollen Schaalen.

Und so erwachs dem Volk der Geist,
Der selber denkt, auch selbst zu rathen.
Ob Wer mit hohlen Worten gleißt,
Ihm gilt es nicht; es traut zumeist
Wo es sich selber baut die Staaten.
Die Mähr' vom bessern Adelsblut,
Die Mähr' vom höhern Rittermuth,
Von Herrscherkraft, die Wunder thut,
Belächelt es an seinen Spaten.

O hört und seht, o seht und hört:
Eins ist des Volks und Gottes Stimme!
Wenn Euch dies ew'ge Wort empört,
Dann seyd von Schmeichlern ihr bethört,
Daß nicht zu Euch die Wahrheit glimme.
O wißt: es fand ein einz'ger Mann
Die Weisheit nie; der Völker Bann
Ist's heut' allein, der sie ersann.
Mögt Ihr's vernehmen auch im Grimme.

Wollt' Ihr bewahren Reich und Thron,
Dann tretet an der Bildung Spitze,
Dann lauschet nicht mit argem Hohn,
Wenn aus der neuen Zeit ein Sohn
Auffackern läßt des Geistes Blitze.
Prüft jedes reingemeinte Wort,
Es wird dem Vaterland ein Hort,
Wenn ungehört es nicht verdorrt
In dürren Uebermuthes Hitze.

*) Dem Sanger des bekannten größeren Gedichtes: „Die Rheinfahrt". — Frankfurt a. M., Verlag der literarischen Anstalt. 1847. — Die zahlreichen Leser der „Didaskalia" werden es dem gefeierten Dichter Dank wissen, das vorstehende ganz vortreffliche Gedicht ihnen zuerst vorgeführt zu sehen. Die Red.

Dem Volke wie dem Vaterland
Ein Diener muß der König wallen.
Zu schau'n in Aller Herzen Brand,
Zu lauschen jeglichem Verstand,
Geziemt ihm vor den Männern allen.
Und folgt er jedem guten Spruch,
Spricht keiner Offenheit den Fluch,
Hält er Versprechen ohne Bruch,
Dann jauchzen freudig die Vasallen.

Nur mit den Völkern seyd Ihr groß,
Machtlos von ihnen abgeschieden.
Selbst müßt Ihr segnen Euer Loos,
Kann Euer Haupt in jeden Schooß:
Sich legen zu des Schlummers Frieden.
Doch bracht Ihr selber Eure Macht,
Doch sprecht Ihr selber Euch die Acht,
Ach, Ihr verlort die letzte Schlacht,
Wenn Ihr die Völker kalt gemieden.

D'rum hört, was Jeder laut begehrt
In diesen Tagen der Gefahren:
Gebt freies Wort, gebt freies Schwert,
Gebt jedem Glauben gleichen Werth,
Gebt off'nes Recht den weiten Schaaren!
Umstellt Euch mit dem Völkerrath,
Die Wunden heilt, die Armuth trat!
Auf, festigt Euren alten Staat,
Und haltet fern uns die Barbaren.

Ja, die Barbaren haltet fern,
Denn schmachvoll ist's, mit Sklaven fechten;
Die Schaale gleißt, doch fehlt der Kern.
Wir missen die Geschenke gern,
Geboten uns von feilen Knechten!
Schließt Bünde nur, die ehrenhaft,
Die ruh'n auf edler Völkerkraft,
Auf Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft,
Auf nie vergess'nen Menschenrechten.

Und so bedenkt: aus Eurer Hand,
In diesen drohenden Gewittern,
Fällt auch der Würfel, der im Land
Entfachen kann den glühen Brand,
Vor dem die edeln Herzen zittern.
Beschützet nur das Heimathreich,
Trifft wüst hinein des Feindes Streich!
Kriegeshelden, ach, begrüßt man bleich,
Doch Heil ruft man den Friedensrittern.

Ihr sangt so oftmals vom Vertrau'n
Einlullend uns die alten Lieder,
Nicht leeres Wort kann Tempel bau'n!
Laßt das Vertrau'n in Thaten schau'n!
Dann knüpft das hohe Band sich wieder,
Wenn jeder Wunsch erfüllet schwieg,
Das ist die Wahrung vor dem Krieg,
Das ist die Losung zu dem Sieg,
Hebt kühn der Kampfaar sein Gefieder.

Weh aber, wenn Ihr ferner schweigt,
Als wärt Ihr rathlos, gottverlassen!
Rings auf am Horizonte steigt
Das Wetter, tausendfach verzweigt,
Schon sprühen Blitze durch die Gassen.
Leer wird der Becher der Geduld.
Setzt nicht auf's Spiel des Volkes Huld,
Ihr selber tragt die böse Schuld,
Könnt Ihr im Sturm nicht Anker fassen!

Mehr thut das Volk den Fürsten noth,
Als Fürsten ihrem Volke heute.
Schaut, was Euch die Geschichte bot:
Ach, zwischen Früh- und Abendroth
Ward Frankreichs Thron dem Nichts zur Beute:
Ihr habt das Kriegs- und Friedensamt,
Ob's morgen ruht, ob's feurig flammt.
Ob man Euch preiset, Euch verdammt;
Ihr wißt es, was ich ahnend deute.

Schwer trifft das Wort in schwerer Zeit
Selbst hier im ehernen Gedichte,
Zu keinem Lenz giebt es Geleit,
Es führt Euch, hohem Ernst geweiht,
Erbarmungslos zum Weltgerichte!
Und hebt ein Saul den Speer auch auf,
Nicht fürcht' ich seinen jähen Lauf,
Die Zukunft ruf' ich kühn herauf,
Daß zwischen Euch und mir sie schlichte.

Eine Menschen-Jagd.

(Nach dem Englischen von Fr—g.)

(Fortsetzung.)

Anfangs schien der Geruch der Hunde sie irre zu leiten, und sie hielten mehrmals inne; drei Meilen weiter aber erreichten sie einen kleinen, offenen, von buschigen Bäumen umsäumten Rasenplatz, woselbst der Felatah zweifelsohne seine müden, durch die Fesseln geschundenen Glieder ausgeruhet hatte. Da waren noch frische Fußtapfen zu sehen. Die Spürhunde verfolgten, ihrem Geruche nachgehend, ihre Hetze mit erneuertem Eifer, und Juan, der ihnen aus Leibeskräften nachjagte, um möglichst schnell bei der Hand zu seyn, bemerkte bald am Ende einer langen, schmalen, durch den Wald gehauenen Oeffnung den Neger-Prinzen, der, eben am Rande des Stromes angekommen, einiges Bedenken zu tragen schien, sich hineinzustürzen.

„Der Rio Angra! der Rio Angra! er wird hinüber schwimmen und uns entwischen!" rief der portugiesische Dollmetscher aus, der Juan athemlos nachstürzte. Die Neger von Angra vertheidigen ihn gegen uns, und schicken ihn dem König Rhano zu, der ihnen ein reichliches Lösegeld zahlt."

Juan, durch diesen Ausruf beunruhigt, suchte den Eifer der Hunde durch ermuthigende Zurufe auf's äußerste zu steigern, und stürzte sich selbst gegen das Ufer des Flusses hin, den er nichtsdestoweniger zu spät erreichte. Der Felatah spaltete den raschen Strom bereits mit gewaltigem Arme.

„Apporte! apporte!" schrie der Hochbootsmann den Hunden zu, auf den bereits in der Mitte des Stromes sich befindlichen Flüchtling deutend; zu seinem größten Staunen aber weigerten die Thiere sich, das schwarze Wild schwimmend zu verfolgen. Sie bellten heftig, hielten sich aber wie angebannt, keuchend und mit feuersprühenden Augen auf derselben Stelle.

„Halt, Felatah! halt, oder ich gebe Feuer!" rief Juan, eine Pistole vom Gürtel ziehend und sie auf den kühnen Schwimmer anlegend, welcher letztere seine Drohung mit wildem Hohngelächter erwiederte, wohl wissend, daß die Kugel des Weißen ihn kaum mehr erreichen konnte. Aber sein Gelächter hatte einen ihm

noch furchtbarern Feind, den König der Flüsse, welcher schlafend auf seinem Schlammbette gelegen, aufgeweckt.

Die Juan begleitenden Neger verstanden sich sehr wohl auf jene Verderben bringende Wasserfurche, welche die Spur des auf seine Beute losrauschenden Alligators bezeichnet. „Kaiman, Kaiman!" schrien sie mit Entsetzen. Der Felatah, die ihn bedrohende Gefahr erkennend, machte wahrhaft krampfhafte Anstrengungen, um das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, aber vergebens. Man sah ihn die Hände über'm Kopfe ringen, indem er einen Schrei ausstieß, der das Blut in den Adern der Zuschauer schier gerinnen machte. Er verschwand. Ein großer Blutfleck erschien in der sprudelnden Oberfläche, und wurde durch den Strom eben so schnell wieder verwischt.

Der von seiner ersten Aufregung wieder zu sich gekommene Juan fluchte der Thorheit des schwarzen Prinzen, welcher, um Onkel Reinhold zu entwischen, sich einem Krokodille in den Rachen geworfen hatte; mit gesenktem Kopfe trat er diesmal den Rückweg an, um Tio Jorje vom unglücklichen Ausgang seiner ersten Menschenjagd zu benachrichtigen. In demselben Augenblicke kamen die für den portugiesischen Schooner bestimmten Ladungen, unter persönlicher Leitung Macarao's mit den Canots vom König Berjie an; man entwickelte die größte Thätigkeit, um vor Einbruch der Nacht noch die ganze lebende Fracht an Bord zu bringen. Macarao nämlich beabsichtigte, die kommende Fluth zu benutzen, um bei Nacht die Barre zu überschreiten, da der die Flußmündung überwachende englische Kreuzer solche eben verlassen hatte, um einem andern Sklavenschiff nachzujagen.

Noch ehe die Sonne ihre letzten Purpurstrahlen über die Fluthen des mächtigen Rio Sengo und die seine Ufer beschattenden Palmenwälder ausgegossen hatte, verließ das letzte mit Sklaven beladene Canot die Landungsbrücke Tio Jorje's unter der Leitung Juan Maseda's.

Schweigend glitten die dunklen Gruppen den ruhigen Spiegel des Stromes hinab, welcher zur Hälfte in das Schattendunkel des waldbesäumten Ufers gehüllt und zur Hälfte in das Gold- und Purpurgewand der vom Westen herübebrechenden letzten Sonnenstrahlen leuchtend, in lieblichster Harmonie in dem Schmelze der ganzen Abendlandschaft zerfloß.

Der Lichtstreifen des Stromes wurde immer kleiner und Alles in Dunkel gehüllt, und nur das Plätschern der von dem frischen Abendwind angeregten kleinen Wellen unterbrach die feierliche Stille.

Die künftigen Genossen hatten bei'm Abschied einen Händedruck und ein geheimes Einverständniß verrathendes Lächeln gewechselt, welches unglücklicherweise von den portugiesischen Matrosen bemerkt worden war. Bald lag Tio Jorje, von unruhigen, fieberhaften Träumen häufig aufgeschreckt, auf seinem Lager. Kaum war der junge Tag angebrochen, um, mit der erquickenden Kühle der herrlichen Abende unter jenem Himmelsstriche schrecklich contrastirend, seinen Bewohnern nur neue Qualen zu bereiten, als Tio Jorje durch ein heftiges Pochen an seiner Thüre aufgeweckt wurde. Die Ursache der unwillkommenen Störung bald errathend, beeilte er sich, dem Macarao, der von einer Truppe Matrosen und etwa vierzig Schwarzen des Königs Berjie begleitet war, zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum deutschen Parlament.

(Offenbach, 24. März.) Die Ereignisse unserer Tage sind so kolossal, sie entwickeln sich so furchtbar schnell und lawinenartig, daß der menschliche Geist, an diese großartigen Erscheinungen nicht gewöhnt, sie kaum zu fassen vermag. Welch' ein Contrast mit dem gewöhnlichen Gang des Lebens! Wie schneckenartig, prosaisch und langweilig ist dieser. Dagegen welche Poesie, welche Größe und Erhabenheit in dem gegenwärtigen! Was ein Jahrhundert in seinem Schooße barg, das bricht jetzt gewaltig und vollendet hervor. Mit freudigem Schreck staunen wir den Riesen an, den unsre Zeit geboren. Der lang verheißene Messias ist endlich gekommen. Kein Wunder, wenn diese unerhörte Thatsache die Köpfe schwindeln macht, wenn die mächtige Bewegung auch Solche mit sich fortreißt, die zu den Besonnenen und Ruhigen gehören. Und wer möchte auch in dieser nie erlebten Epoche allgemeiner Begeisterung nüchtern bleiben wollen? Wir wissen es ja aus vieljähriger Erfahrung, was wir auf dem politischen Gebiete nicht im Sturm erobern, das werden wir nie erlangen. Es gibt Momente, wo nur der große Enthusiasmus für eine große Idee diese selbst verwirklichen kann. In einem solchen Momente leben wir jetzt, und es gilt, ihn festzuhalten, festzuhalten so lange, bis alle Verheißungen erfüllt sind. Aber gerade dazu ist Ruhe und Besonnenheit unumgänglich nothwendig, sonst wird das Gebäude zusammenstürzen, noch ehe es vollendet ist, und es wird in seinem Falle nicht allein die Philister, sondern auch den Riesen, der in seiner Blindheit daran rüttelte, begraben. Schon droht eine babylonische Sprachverwirrung. Die Bauleute scheinen sich nicht zu verstehen, sie wollen zum Theil den Gipfel, noch eh' das Fundament vollendet ist. Das Sonder-Interesse tritt anmaßend auf und verlangt auf Kosten des allgemeinen, daß seine, zum Theil thörigen Wünsche augenblicklich erfüllt werden sollen. Die Einen glauben, sie brauchten nun keine Steuern mehr zu zahlen, die Andern verstehen unter Freiheit den Umsturz alles Bestehenden und aller Gesetze. Fast Alle begehren eine unverzügliche Verbesserung ihrer particulären Zustände und Verhältnisse. Gevatter Schneider und Handschuhmacher sind auch schon auf den Beinen, und während von der einen Seite Gewerbfreiheit ausgerufen wird, fordern sie ungestüm Beschränkungen und Erneuerung des alten Zunftzwangs von der andern. Wohin soll Das führen? Wenn Alle gewinnen sollen, müssen auch Alle bereit seyn, zu opfern, sonst kann der Zweck unmöglich erreicht werden. Wenn wir Patrioten seyn wollen, müssen wir aufhören, Spießbürger zu seyn. Zuerst das Allgemeine, dann das Besondere. Das Allgemeine, das Fundament zu dem ganzen Bau deutschen Glücks und deutscher Wohlfahrt ist aber ein **einiges großes Deutschland**. Der Grundstein dazu ist die **Constituirung eines deutschen Parlaments**. Dies das Nächste, was uns beschäftigen muß, und dem wir unsre ganze und ausschließliche Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Was für Frankreich die Nationalversammlung, das ist für Deutschland die Parlamentsberathung. Es hängen schwere Gewichte, das Wohl von ganz Deutschland an diesen ernsten Stunden. Möchten die Männer, die demnächst in Frankfurt zu einer deßfallsigen Berathung zusammentreten, von diesem Gefühl lebendig durchdrungen seyn. Die Zusammenstellung eines deutschen Parlaments ist eine schwer zu lösende Aufgabe. Es gilt hier einen Standpunkt einzunehmen, der über den Parteien ist, der, wo möglich, Alle in Recht und Gerechtigkeit vereinigt, die demokratischen und die aristokratischen, die radikalen und die gemäßigten; Allen muß billige Rechnung getragen werden, und auch hier wird der Einzelne, wenn Gerechtigkeit den Ausschlag geben soll, dem Ganzen etwas opfern müssen. — Nur dann wird das Resultat ein beglückendes und erfolgreiches seyn, wenn Leidenschaft und Eifersüchtelei der Berathung fern bleiben, wenn Ruhe, Klarheit und Besonnenheit, wenn Gerechtigkeit und wahrer Patriotismus die Oberhand gewinnen.

Schützender Genius von Deutschland! wache über uns und beseele diese Berathung und alle folgenden mit dem rechten Geiste.

J. Pirazzi.

Weitere Details über die Berliner Ereignisse.

Folgende Schilderung, die wir einem uns gütigst mitgetheilten Privatbriefe aus Berlin vom 19. entnehmen, girbt eine dramatisch-anschauliche Darstellung einer Scene dieses Tages, welcher der Briefsteller beiwohnte.

(Berlin, 19. März, 11 Uhr Morgens.) Vor einer Stunde ist die Bekanntmachung erschienen, das Militär soll abziehen und Alles soll vergessen seyn, und so eben, um 11 Uhr, ist das Militär im Abziehen begriffen. Eine furchtbare Aufregung herrscht auf dem Schloßplatze. Graf Schwerin spricht zum Volke. Der König erscheint in Begleitung aller Prinzen und Generale, verspricht alle Gefangenen zu befreien. Lauter Jubel. Unter zunehmender Aufregung spricht Fürst Lichnowsky zum Volke: man solle Vertrauen hegen; Alles würde, wenn der Landtag zusammentrete, gut werden, er selbst werde der Vertreter aller Wünsche des Volks seyn; großes Geschrei, der Fürst soll den König bitten, daß das zum Volk übergetretene Militär amnestirt werde; Lichnowsky verspricht, mit dem König zu sprechen, geht in's Schloß, kommt wieder zurück und sagt, es werd sich Alles finden, der König wolle mit der Königin ausfahren, um den Bürgern zu zeigen, daß er Vertrauen habe; ob das Volk ihn mit Jubel empfangen wolle. Allgemeines Nein, wenn er nicht die Neuschateller und alles Militär, welches übergetreten sey, erst amnestiren wolle. Fürst Lichnowsky sagt: Ich lege meine Stelle als Landtagsabgeordneter nieder, wenn Ihr kein Vertrauen zu mir habt! In diesem Augenblick erscheint der König zum zweiten Male und spricht zum Volke; er sagt u. a., „habt doch Vertrauen zu mir, ich liebe Euch ja wie ein Vater seine Kinder!“ Furchtbares Geschrei der Menge: Nein, Sie haben uns verrathen! Fürst Lichnowsky, der vom Volke getragen und in die Höhe gehoben wurde, ruft aus: Ich mag nicht mehr Preuße heißen, worauf ich sonst so stolz war, man hat den König beleidigt. Geschrei: er hat uns verrathen! Eine Deputation erscheint und spricht im Namen des Königs: Das zum Volke übergetretene Militär ist amnestirt. Geschrei: Schriftlich vom Könige! schriftlich! wir glauben es nicht. — Das Militär marschirt ab, jedoch mit gespanntem Hahn. Ungeheures Geschrei läßt sich vernehmen: Lichnowsky soll auch Minister seyn, Graf Schwerin soll unser Vertreter und Minister seyn! Oberbürgermeister Krausnick soll abgesetzt seyn u. s. w. In diesem Augenblick wird ein erschossener Bürger durch die Massen des Volkes getragen; Alles nimmt die Hüte ab; das Militär, welches noch da geblieben, wird gezwungen, das Gewehr zu präsentiren.

Ein Aufruf.

Darmstadt, 23. März.

Angesichts Dessen, was bereits aus der allgemeinen Stockung aller Geschäfte entsprungen, und aus wohlbegründeter Furcht vor dem bei einer Fortdauer dieses Zustandes noch zu Erwartenden ergriff ich die Feder und entwarf anliegenden Aufruf.

Mitbürger!

Kaum sprießt die hoffnungsvolle Pflanze deutscher Freiheit kräftig auf zum Lichte, wohlgepflegt von dem treuen Gärtner, dessen wir Hessen uns erfreuen, so droht ihr eine Gefahr, welche entweder ihre Wurzeln entkräften, oder nach häßlichen Auswüchsen (von welchen wir schon Proben gehabt) einen Brand aller Säfte erzeugen und alle unsere Hoffnungen vernichten wird. Die Arbeitslosigkeit der Gewerbtreibenden ist diese Gefahr, die keine Regierung, von welcher Gesinnung sie auch sey, mit den größten Opfern, auch nur kurze Zeit entfernen kann. Ihr aber, Mitbürger, Ihr könnt sie abwenden. Gebt denen kein Gehör, welche in kurzsichtiger Klugheit Euch sagen: „Wir wollen sparen; wir wollen Nichts kaufen, wir wollen Nichts arbeiten lassen in diesen schlechten Zeiten.“ Diese Sparsamkeit würde Euch um Eure ganze Habe bringen. An Euch wende ich mich, meine Mitbürgerinnen! Ich weiß, Jede von Euch verlangt eifrigst auch Etwas für's Vaterland zu thun, für das Eure Söhne, Eure Brüder, Eure Gatten wachen, für das sie freudig kämpfen werden, wohlan ich will Euch den Weg zeigen, wo Hülfe am nöthigsten, wo sie am wirksamsten ist. Kauft Kleidungsstücke! Welch kleine Ausgabe für Euch! und doch lebt von diesem Stoffe, der Euch so schön kleidet, der Spinner, der Weber, der Drucker, der Färber, der Fabrikant und der Kaufmann, und wieder die Millionen, welche diesen ihre Werkzeuge, ihre Maschinen, ihre Häuser liefern, und doch nährt der geringe Arbeitslohn Hunderttausende von Schneidern und Näherinnen. Allen aber nützt der Kreuzer, welchen sie redlich verdienen, mehr, als der Gulden, den Ihr ihnen schenkt. Sucht Euch nicht „zu behelfen,“ sondern laßt in Euren Höfen, in Euren Gärten und Zimmern arbeiten, was Ihr irgend nöthig habt, — ja was Ihr nicht nöthig habt! Nehmt Verbesserungen und Änderungen vor, nach welchen Ihr Euch vielleicht schon lange gesehnt, die Ihr aber unterließet, weil ihr die Geldausgabe für unverantwortlich hieltet; diese Ausgabe ist nunmehr nöthig! Ihr seyd es Eurer eigenen Erhaltung, Ihr seyd es dem Vaterlande schuldig, ein solch' kleines Opfer zu bringen. Und ist es ein Opfer? frage ich, kehrt nicht das Geld, wie es Eure Hand verließ, auch wieder dahin zurück? Kann Euch Kapitalisten der Bauer Zinsen zahlen, wenn ihm der Bürger-Handwerker kein Geld für seine Erzeugnisse geben kann, weil er bei Euch nichts verdient? Kann Euch der Staat Eure Besoldungen zahlen, wenn der Bauer und der Handwerker außer Stand sind, Steuern zu entrichten? Und endlich: welch kleiner Theil Eures eingebildeten Vermögens besteht in metallenem Gelde, dennoch genügt es vollkommen, so lange es in Circulation bleibt; entzieht Ihr es aber dieser Circulation aus Mißtrauen, so stocken alle Geschäfte, Fabriken stehen still, Banquerotte brechen von allen Seiten aus, aller Besitz wird entwerthet und Ihr selbst seyd es auf diese Weise, welche den wenigen Böswilligen und Arbeitsscheuen Hunderttausende wackerer Bürger beigesellt, die gerne arbeiten möchten. Vertrauet dem befreiten deutschen Volke, es ist jedes Vertrauens werth! Die deutsche Nation wird mit der ihr eigenen festen Treue und Besonnenheit die kräftige Pflanze unserer wohlerworbenen Freiheit wachsen und sich ausbilden lassen. Sie wird sich weder von der ungestümen Hitze einiger Thörigten hinreißen lassen, die Blüthe in kindischer Ungeduld vor der Zeit aufzubrechen, noch von fremden Emissairen verleiten, ihren Baum aus dem fruchtbaren Gartenland deutscher freier Constitution in den treibenden Flugsand französischer Anarchie zu verpflanzen, der so golden in der Sonne glänzt, aber unfruchtbar und trügerisch seine eigenen Kinder verschlingt.

Darmstadt, 23. März 1848.

Die Unterzeichnete erlaubt sich auf den in Nr. 83 der Didaskalia enthaltenen Artikel „Frankfurt“, welcher die Indignation einiger hiesigen Bürger über den am 19. d. stattgefundenen Vortrag der Marseillaise im hiesigen Stadttheater ausspricht, Folgendes zu erwiedern: Es war der Unterzeichneten bekannt geworden, daß gelegentlich der Aufführung der „Stummen von Portici“ die Marseillaise verlangt werden würde. Dieses Verlangen nicht zu erfüllen, stand so wenig im Belieben der Unterzeichneten, wie es angemessen gewesen seyn würde, wenn dieselbe den Wunsch des Publikums durch Substituirung eines andern deutschen Gesanges hätte bevormunden wollen. Sie mußte also die Bestätigung des Gerüchtes erwarten. Die Marseillaise wurde anhaltend verlangt. Dieser Ruf wurde von Beifall begleitet, dem gegenüber sich keine Opposition geltend machte. Dem Dirigenten des Orchesters blieb nichts Anders übrig, als ihm Folge zu leisten.

Würde man unbillig genug seyn, von ihm zu verlangen, er hätte dem Wunsche des Publikums eine andere Richtung geben sollen, so wird man doch einsehen müssen, daß derselbe durch einen solchen Versuch alle Verantwortung der Collisionen auf sich geladen haben würde, die aus seinem Widerspruch hätten hervorgehen können. Ein Widerspruch stand nicht der Direktion zu, sondern Denjenigen, die einen nationalen Gesang statt der Marseillaise begehrten. Ein solches Verlangen wurde aber nicht ausgesprochen, und demnach, so gut es ohne Vorbereitung gehen wollte, der Schlußchor aus dem „alten Feldherrn“ vorgetragen.

Frankfurt, 23. März 1848. Die Theater-Direktion.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. März. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell, Musik von C. M. von Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 88. Dienstag, den 28. März 1848.

Des deutschen Volkes Parlament.
31. März 1848.

Melodie: „Harr' aus in deinen Spielen ꝛc.

Stimmt an das Lied der Lieder,
Die Freiheit ist erwacht!
Auf deutsche Gauen nieder
Ein heil'ger Frühling lacht!
Sie glaubten uns zu morden,
Sie glaubten uns getrennt;
:,: Ein Volk sind wir geworden
Im deutschen Parlament! :,:

Die Ketten sind gebrochen,
Die lang den Geist gepreßt!
Das Wort, frei ausgesprochen,
Fliegt frei nach Ost und West!
Die lügnerische Rotte,
Die Lieb' und Treu' nicht kennt,
:,: Muß werden nun zum Spotte
Vor'm deutschen Parlament! :,:

Laut spricht im Herzen wieder
Das heil'ge Menschenrecht:
Wir alle, wir sind Brüder,
Nicht einer mehr ist Knecht!
Und fremdes Recht zerschlagen
Muß, wer sich Deutscher nennt:
:,: Das Volk soll wieder tagen
Im deutschen Parlament! :,:

Frei soll zum Vater treten
Der Sohn, der ihm vertraut:
Frei wollen wir auch beten,
Frei sey die Kirch' erbaut!
Des Glaubens Schranken fallen,
Die Lieb' im Herzen brennt:
:,: Nur Brüder sollen wallen
Zum deutschen Parlament. :,:

Nun wird des Volkes Ehre
In reiner Flamme glüh'n;
Stolz trauend eigner Wehre,
Das Vaterland erblüh'n.
Trotz bietet dem Verächter,
Der höhnend uns berennt,
:,: Die heil'ge Schaar der Wächter,
Das deutsche Parlament. :,:

Das ist das Lied der Lieder,
Die Freiheit hat's gebracht!
Schließt fest euch, Glied an Glieder,
Zeigt eures Volkes Macht.
Einst, wenn zusammen gehen,
Die nur die Sprache trennt,
:,: Wird größer noch erstehen
Das Völkerparlament. :,:

Dr. H. Weismann.

Eine Menschen-Jagd.
(Nach dem Englischen von Fr—g.)

(Fortsetzung und Schluß.)

„Willkommen, Senhor Macarao," sagte er mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt. „Auf welche Art kann ich Euch dienlich seyn."

Macarao, eine Art Riese, von herkulischem Körperbau, mit gegerbter Haut, grauendem Barte und Braunen, versetzte mit ironischer Höflichkeit: „Mit Widerstreben, Senhor, störe ich den Schlummer des Onkels Reinhold zu solcher Stunde; aber wenn er mir sagen könnte, wo er meinen Schurken von Hochbootsmann versteckt hat, so würde er mir die Mühe ersparen, sein Haus in Brand zu stecken."

„Mein theuerer Freund," entgegnete Tio Jorje im naivsten Tone von der Welt, „ich habe von Deinem Schurken von Zweiten nichts gehört, und weiß nichts davon, daß Du ihn mir zum Hüten überantwortet habest. Ich habe ihn vor Sonnenuntergang sich einschiffen sehen, um an Bord zurückzukehren, und kann mir nicht denken, was seitdem aus ihm geworden ist; es sey denn, daß er, gleich meinem Felatah-Prinzen, von einem Krokodille verschlungen worden wäre; was, beiläufig gesagt, ein großer Verlust für mich ist. Wenn Du übrigens an meiner Aufrichtigkeit zweifelst, so durchsuche mein Haus nur, durchwühle es von unten bis oben, stecke es selbst in Brand, wenn es Dir gefällt, vorausgesetzt immer, daß Du mir ein neues aufbauen hilfst."

„Großdank," sagte Macarao in dem nämlichen Spöttertone. „Ich fordere kein so großes Opfer. Wenn Du nur bereit bist, mir zur Habhaftwerdung meines Deserteurs behülflich zu seyn!"

„Kannst Du daran zweifeln, Senhor Macarao? Alle meine Kräfte stehen Dir zu Gebot, und ich bedauere nur, daß ich mich der Jagd auf den Burschen nicht anschließen kann! —"

„Warum nicht?" fragte Macarao.

„Weil ich dem Teufel, ehe die Sonne noch ein Mal hinter jene Palmen sinkt, einen Besuch machen muß!" entgegnete Tio Jorje, mit grimmigem Lächeln sich in seinen großen, aus Bambusstäben gezimmerten Lehnstuhl fallen lassend.

„Du, dem Teufel einen Besuch machen?" entgegnete Macarao in lautem Hohngelächter. „Bei'm heiligen Bonifazius, der hat alle Ursache, sich ob des Besuchs zu freuen; denn einen würdigeren Genossen, als Onkel Reinhold ist, kann er zwischen Camarouns und Badagry schwerlich finden! Doch, Scherz bei Seite, Onkel Reinhold ...."

„Fraget mich weiter nicht, Senhor Macarao," unterbrach ihn Tio Jorje.

„Da, stärke Dich durch einen guten Zug," fuhr Macarao fort, indem er ein Branntweinfläschchen unter seinem Mantel hervorholte und es ihm unter die Nase hielt, — „also auf's Wohl Deines Freundes, des Teufels, bei dem Du heute noch als Gast sitzen willst."

„Es gelte," sagte Onkel Reinhold, aus dem Fläschchen einen langen Zug thuend, und dann wieder in seinen Lehnstuhl zurückfallend, indem die großen stierenden Augen sich zusehends zu erweitern schienen, und dicke Schweißtropfen auf der bleichen Stirne hervorquollen.

„Doch, weg mit dem Gefasel jetzt; die Zeit ist kostbar!" sagte Macarao, „ich muß jetzt rasch Deine Hunde haben."

„Meine Hunde!" rief Jorje, wie von einem Traume auffahrend, aus, — durch solches Ansinnen befremdet; „was willst Du mit meinen Hunden machen?"

„Ich will sie meinem Gallizier nachsenden."

„Aber wenn sie ihn in Stücke zerreißen?"

„O, nein, sie bringen ihn mir ganz, oder, wenn er zu schwer ist, werden sie ihn sanft am Kragen halten, und mir so Zeit lassen, herbeizueilen."

„Ich ahne nichts Gutes," versetzte Reinhold; „denn gestern, als wir sie aus dem Hundestall hervorholten, um Jagd auf den Felatah zu machen, wollten sie auf Deinen Zweiten losstürzen."

„Bei'm heiligen Ignaz, das ist schlimm!" rief Macarao, nach einem Augenblicke Zögerns aus. „Ohne Juan kann ich nicht abreisen. Ich muß Deine Hunde haben, Tio Jorje, ich muß sie im Augenblick, wo ich mit Dir spreche, haben."

Alsdann sich gegen die Neger mit einem Fluch von Verwünschungen wendend: „Flink Hunde!" sagte er, „oder ihr sollt sehen, daß mein Arm schwerer als jener Tio Jorje's ist."

Die Diener standen verblüfft, als wenn sie es nicht wagten, ohne die Befehle ihres Herrn zu gehorchen; — Tio Jorje aber hatte keine Lust, gegen Macarao sich zu messen; er gab ihnen ein Zeichen; man brachte die Hunde herbei.

„Wie willst Du sie aber auf die Spur bringen?" fragte der Sklavenhändler, — „ich meinerseits habe nichts, was dem armen Teufel angehört hat."

„Glaube Dir's, Tio Jorje!" entgegnete der Schiffskapitän, „aber ich habe mich schon selbst mit dem Nöthigen versorgt. Ich habe da gerade ein Paar Schuhe, welche der Halunke gestern Abend zurückgelassen. Siehe nur, wie Deine Hunde sie beriechen. Bei'm heiligen Ignaz, so Etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Da stürzen sie schon in westlicher Richtung hin. Du willst der Jagd also nicht beiwohnen, Onkel Reinhold?"

„Nein ...."

„Auf Wiedersehen also, — und halte mir die Fesseln in Bereitschaft, im Falle der Bursche sich widersetzte. Uebrigens fehlt es an Händen nicht, und der König Berjie würde nöthigenfalls sein ganzes Volk zu meiner Verfügung stellen. Siehst Du, so habe ich mit meinen Branntweinfässern ein ganzes Königreich erobert! Also bis über ein Weniges, Tio Jorje!"

Der riesenhafte Macarao stürzte sich jetzt eben so hinter den Hunden drein, wie diese Juan nachgestürzt waren. Das Unglück wollte, daß Letzterer denselben Weg wie der Felatah eingeschlagen hatte. Tio Jorje hatte ihm eine Stelle am User des Stromes bezeichnet, wo er, im Schilf versteckt, einen Kahn fände, worin er über den Rio Angra setzen und so dem Kapitän alle weiteren Verfolgungen abschneiden könnte. Juan, durch das Kläffen der Hunde und das Geschrei der Neger von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt, hatte kaum Zeit, sich in's Canot zu werfen und vom Ufer abzustoßen, als die hohe Gestalt Macarao's auch schon auf der Höhe des Ufers erschien.

„Wende um, Halunke," rief er ihm zu, „ich schwöre, Dir kein Haar zu krümmen und Dir diesen unbesonnenen Streich zu verzeihen; wenn Du aber den Starrkopf machst, — Du kennst mich; — Du weißt, daß Du nicht der Erste meiner Mannschaft seyn würdest, dem ich eine Kugel in den Leib jage! Halt inne, oder ich schieße! —"

Juan, sich rasch umdrehend, und die Entfernung, welche ihn von dem Sklavenkapitän trennte, messend, erkannte die Nothwendigkeit, erstere zu vergrößern, — in dem Augenblick aber, als er sich wieder umwandte, stieß sein Canot gegen die Aeste eines zweifelsohne durch einen Orkan entwurzelten Baumes an, dessen Wurzeln sich auf dem Grunde des an jener Stelle gerade nicht sehr tiefen Flusses festgesetzt hatten. Der Stoß war so heftig, daß Juan in's Wasser fiel. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung rang er gegen die ungestüm Alles fortreißende Macht der heraufkommenden Fluth, als plötzlich die Neger des Königs Berjie das nämliche Unheil verkündende Geschrei: „der Kaiman! der Kaiman!" erhoben.

Die Scene des Vorabends erneuerte sich mit ihrem ganzen Gräuel; ein böses Geschick warf Juan Maseda in den Rachen vielleicht desselben Alligators, welcher den Felatah-Prinzen verschlungen hatte. —

Diese seltsame Geschichte ward des folgenden Morgens dem Kapitän des englischen Kreuzers, John Bull, erzählt, welcher den portugiesischen Schooner an der Mündung des Flusses gekapert hatte und schwur, die sämmtliche Mannschaft aufknüpfen zu lassen. Daß er dies nicht that, beweist, daß der Riese Macarao heute noch das Sklavenhandwerk treibt.

Der Zufall führte ferner den Kapitän zur Auffindung einer kleinen palmbedeckten Behausung in einem Verstecke, dessen lautlose Einsamkeit wohl kaum jemals durch einen europäischen Fuß, außer dem Macarao's und einiger seiner Genossen, betreten worden seyn durfte. — In der Mitte des rohen Gemachs lag die verzerrte Leiche eines kleinen hagern alten Mannes.

Onkel Reinhold war nicht mehr. — Die grausig aus ihren Höhlen hervorstierenden Augen weit geöffnet, mit schreckhaft verzerrten Zügen lag er da. — Die im Tode noch auf seinem Gesicht sich spiegelnden schrecklichsten Leidenschaften und eine innere Höllenqual und Fiebergluth mochten ihn aufgerieben haben. Niemals aber, und so kurz vor seinem Ende noch, gewahrte man die geringste Veränderung in seinem Wesen!

Das Einzige, was ein schwaches Licht auf jene geheimnißvolle Erscheinung warf, war ein in einem verborgenen Kästchen unter andern vorgefundener, 29 Jahre alter anonymer Brief, mit dem Poststempel Besançon folgenden kurzen Inhalts:

„Dich, Mörder meiner Schwester, — deren Tugend Deiner Lüsternheit widerstand, Mörder ihres Bräutigams... Dich,... an dessen statt sich ein schuldlos Haupt unter die Guillotine beugte... soll die furchtbarste Rache ereilen! —".

Ueberblicke.

I.

⊙ (Frankfurt, 19. März.) Niemand hat in unserer Zeit über die großen Ereignisse in ihr ein so sicheres Urtheil wie die Engländer, welche ihre große politische Bildung, ihre von aller

Welt bewunderte, auf festen Grundlagen ruhende Verfassung und Macht auf eine Höhe des Standpunktes stellt, von welcher sie den Bewegungen, die uns umbranden, mit mehr Ruhe und Sicherheit zusehen können, als wir selbst. Ueber die französische Revolution, über die gegenwärtigen Zustände des französischen Volkes und Staates geben sie Urtheile ab, welche die Franzosen über sich selbst aufklären können, und verfolgen überhaupt den Gang der Begebenheiten auf dem festen Lande mit einer Theilnahme und Aufmerksamkeit, die neben der politischen eine sittliche Würde haben. Nicht weniger als auf Frankreich, richten sie ihren Blick auf Deutschland, seit das große Pariser Ereigniß seine merkwürdigen und, wir hoffen, segensreichen Wirkungen auch auf uns erstreckt hat. „Der Zustand Deutschlands", sagen die Times in einer ihrer neuesten Nummern, „ist nächst der französischen Revolution mit ihren dramatischeren Auftritten und schwer zu berechnenden Folgen derjenige Gegenstand, welchem kein anderer an Wichtigkeit für ganz Europa gleichkommt. Bei Frankreich befinden sich die größten Gefahren für Europa, auf Deutschland beruhen für das feste Land die größten Hoffnungen, daß Ordnung und Gesetzlichkeit erhalten werde; und während wir die politische Entwicklung Frankreichs sorgsam verfolgen, ohne die Richtung, welche sie nehmen werde, voraussagen zu wollen, blicken wir auf die Deutschen mit der glühenden Hoffnung, daß sich bei Bewerkstelligung ihrer Reformen die Weisheit der Fürsten und die Ordnungsliebe und der erleuchtete Patriotismus des Volkes gleich glänzend zeigen werden." Solche Worte schließen ein Lob für Deutschland und ein Vertrauen auf den Werth unseres Volkes in sich, die uns um so weniger gleichgültig seyn können, je aufrichtiger sie gemeint sind. Wir Deutschen erfüllen in diesem Augenblick mit den Pflichten gegen uns selbst zugleich Pflichten gegen die Welt. Kein Wohlgesinnter, der den ganzen Fortschritt will, welchen die Vorsehung selbst in unsere Hände legte, darf sich jetzt unthätig verhalten, jeder muß sowohl gegen die alten Vorurtheile der Fürsten, gegen die fernere Wirksamkeit vieler ihrer bisherigen Rathgeber protestiren, als sich dem Wühlen der Ehrgeizigen, dem Treiben der Thörichten auf Seiten des Volkes widersetzen. Die Könige werden und müssen nachgeben, und die deutschen Völker die ihnen jetzt vom Schicksal selbst dargebotenen nothwendigen und wohlthätigen Verbesserungen sich aneignen, ohne sich zu Thorheiten, die ihnen Alles wieder nehmen könnten, was ihnen die Gunst des Schicksals gibt, verleiten, ohne sich zu rohen, unnöthigen Gewaltthätigkeiten hinreißen zu lassen. Ist doch das Verhängniß für diese und die nächsten Tage zu gewaltsam, als daß wir es durch unsere kleinen Gewaltthätigkeiten zu verstärken brauchten.

II.

△ (Vom Main, im März.) Deutschland steht an dem Vorabend seiner Wiedergeburt! Einen Augenblick, wie den jetzigen, hat das deutsche Volk noch nie erlebt! Was sind die Befreiungstage vom Römerjoch unter Hermann? Was sind die glänzenden Siegesfahrten des großen Karl, der alten Sachsen- und Franken-Kaiser oder der Hohenstaufen? Was endlich selbst der große Befreiungskampf Deutschlands aus den Banden Napoleons, gegen das männliche Bewußtseyn, womit die Volksstämme Deutschlands in diesen Tagen, ruhig und besonnen, ihre Geschicke in die Hand nehmen und solche zu einer seltenen Einheit zusammenfließen lassen? In unserem Vaterland war bisher kein Volk mehr; das Volk war abhanden gekommen! Eine kleine Anzahl von Fürstenfamilien hatte das volle deutsche Nationalbürgerthum für sich ausschließlich in Anspruch genommen; außer ihrem Recht bestand und galt kein deutsches Volksrecht! Die große deutsche Nation war auf die Zahl einiger dreißig Dynastien zusammengeschwunden; außer diesen fand man, selbst mit der Laterne des Diogenes, kein berechtigtes deutsches Volk in dem ganzen weiten Vaterlande! Während dies allein berechtigte hoch-aristokratische Deutschland im Vollgenuß der sich ausschließlich vorbehaltenen Nationalstaatsbürgerrechte als Fürsten-Republik in Frankfurt a. M. tagte, lag dreißigjährige Ruhe über unseren Volksstämmen ausgegossen. „Der ehrliche Michel schläft", sagten Kurzsichtige, „er schläft die Anstrengung und den Siegestaumel der Befreiungskriege aus!" Tiefblickende jedoch sahen in dieser anscheinenden Ruhe und Fühllosigkeit nur die Zurückgezogenheit eines ernsten Mannes in den stillen Frieden seiner Studirstube, um recht gründlich deutsch über sich selbst und seine Rechte nachzudenken. Und so war es denn auch! Diese dreißig Jahre sind eigentlich die Lehrzeit unseres Volkes gewesen; denn eingedenk des alten Aristoteles, der allem Wissen die Forderung vorangestellt: „Lerne Dich selbst erkennen!" machte der deutsche Geist in seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit die gründlichsten Studien über sich selbst und seine Berechtigung. Und so ist es ihm denn auch gelungen, dem abhanden gekommenen Volke: es hat sich selbst erkannt, es hat sich wieder gefunden! Und in wenig Tagen werden die Männer seines Vertrauens und seiner Wahl in dem tausendjährigen Frankfurt zusammentreten, um die verloren gegangene, aber wiedergefundene wahre Nation für alle Zeit in ihre Vollrechte einzusetzen. Möge das deutsche Volk in dieser großen Zeit, im Angesichte seiner ernstesten und wichtigsten Berathung, eingedenk seyn, daß es von nun an für Einen Mann stehen muß, daß eine am Volke verübte Unthat an Rhein oder Donau, Weser oder Elbe, gleich einem electrischen Schlag das ganze Volk trifft, daß von nun an das ganze wiedergefundene Volk nicht die leiseste Unbill dulden darf, die an dem Rechte des geringsten seiner Bürger verübt wird. Steht so das Volk unerschütterlich und selbstbewußt in seiner mächtigen Einheit um die Männer seiner Wahl geschaart, wenn der Tag der großen Berathung erscheint, so wird das Jahr 1848 einen Völkerfrühling heraufführen, der seines Gleichen in der deutschen Geschichte vergeblich sucht und unser treffliches Volk auf eine Stufe der Freiheit heben, deren es vor allen anderen Völkern der Erde so vorzugsweise würdig ist.

Deutsch für immer!

Das frühere Siechthum Deutschlands ist in die entscheidende Krisis getreten, die entweder zum Verderben oder zur Genesung und Erstarkung führt. Soll aber Deutschland erstarken, soll es frei und kräftig werden, so können die Männer des Volks und die Lenker der Staaten dieses nicht durch ihren guten Willen allein erstreben, sondern jeder wahre Deutsche selber muß auch den ernsten und festen Vorsatz haben, sein Vaterland von innen zu kräftigen und zu heben, d. h. seinen materiellen Wohlstand zu fördern. Der Deutsche entsage seiner Affennatur, der Deutsche werde deutsch, nicht mit Worten, er werde es in der That. Er trage nicht blos die deutschen Farben, er trage auch deutsche Stoffe, trinke nur deutschen Wein, esse nur deutsche Kost, er sey in Allem wahrhaft deutsch, und die deutschen Fabriken werden erblühen, der deutsche Arbeiter nicht mehr darben, der deutsche Weber und Spinner nicht mehr hungern; dann werden die Saugadern unterbunden, aus denen Deutschland sein bestes Mark für fremden Tand, für fremde Gewohnheiten entzogen ward; dann wird deutscher Wohlstand schnell sich heben, Deutschland bald von Innen erstarken.

Die Einnahmen des Zollvereines sind der verjüngte Maßstab des Tributes, den der Deutsche an das Ausland zahlt. Darum gebt dem Deutschen, was des Deutschen ist, und Deutschland,

das Herz Europa's, wird einig, stark und frei, wird deutsch für immer seyn.

Frankfurt a. M., den 24. März 1848. Dr. Ziegler.

Politische Glossen.

Saphir's Humorist enthält folgende „politische Glossen“:

„Vivat! Der „österreichische Beobachter“ ist unter die „Theater-Rezensenten gegangen! Er bringt jetzt ausführliche Artikel über das Josephstädter, Wiedner Theater u. s. w. Das heiß' ich doch die Zeit richtig erfassen! Wenn der „österreichische Beobachter“ die Theater so „beobachten“ wird, wie er früher „Oesterreich“ beobachtete, so können die Schauspieler ruhig seyn! Er thut nichts!

O furchtbare Nemesis der Geschichte! Lord Palmerston entschuldigt sich bei Frankreich, daß England Ludwig Philipp Gastfreundschaft gewährt. Wer erinnert sich dabei nicht an das Drängen des Königs Ludwig Philipp an England, den gestürzten Bourbonen keine Gastfreundschaft in England zu gewähren!!! O tragische Gerechtigkeit im großen Weltendrama!

Die Israeliten haben in ihrem Tempel bereits das „Konstitutionsfest“ gefeiert! Vivat! Die Juden geben stets Kredit!

Von den Weinen ist jetzt nach „Bordeaux“ gar keine Nachfrage, bloß ein alter „abgezogener Johannisberger“ wird — gesucht! —

Korrespondenz.

Darmstadt, 13. März. *)

Der große Umschwung des politischen Systemes ist nun bei uns vollendete Thatsache; die neuen Prinzipien in's Leben einzuführen, ist nun die Aufgabe der Männer, die gegenwärtig an der Spitze deß Staates stehen. Diese aber haben sowohl den Willen, wie die Kraft dazu; sie besitzen das vollste Vertrauen des Volkes; ohne solche Männer und ihre lebendige That bleiben alle schriftliche Bestimmungen und Statute todte Buchstaben. Die kurhessische Verfassung, bisher eine der freiesten in Deutschland, und ihre bisherige Wirkung auf das Land beweis't dies. Unser Großherzogthum geht einer glücklichen Zukunft entgegen. Nun aber beginnt die Rückwirkung des politischen Umschwunges auf kirchlichem Boden sich zu zeigen. Bereits sind Aufforderungen zu Versammlungen im kirchlichen Interesse in den öffentlichen Blättern erschienen; auch sollen Reformgedanken in den kirchlichen Würdenträgern erwacht seyn. Wir hoffen, das Volk werde auch hier seine Zeit verstehen und sich nicht durch leere Formen täuschen lassen. Zur rechten Zeit ist der politische Umschwung für das Großherzogthum erschienen. Denn obgleich die kirchliche Buchstabengläubigkeit in Hessen niemals den rechten Boden gefunden, obgleich die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung unser Land bisher wie ein ungläubiges, rationalistisches Sodom und Gomorrha beklagt hatte, so waren doch die Papiere der Orthodoxie, seit sich dieselbe von dem Schrecken der deutschkatholischen und der lichtfreundlichen Bewegung erholt, in hoffnungsvollem Steigen. Mit unglaublicher Kühnheit ward namentlich von einigen jüngeren Theologen das mittelalterliche Dogma hier verkündigt. Schon begann die Hengstenbergische privilegirte, die Patronin aller religiösen Dummheit und Ketzerriecherei, in die Hände zu klatschen; sie hatte einige höhere und niederere Vorposten bei uns gewonnen. Auch die sog. wissenschaftliche Theologie, die den „Rationalismus vulgaris“ als überwundenen Standpunkt mitleidig zu betrachten pflegt, hatte ihre Vertreter. Da kommt wie ein Dieb in der Nacht der Sturm aus Westen; das politische Gebäude, unter dessen Schutze sich die Rechtgläubigkeit so behaglich fand, bricht entzwei, die frische Geistesluft der Gegenwart dringt ein, der Rationalismus vulgaris, d. h. der gesunde Menschenverstand und die Geistesbildung des deutschen Volkes thut Wunder. Mag nun der rechte Glaube zeigen, ob er auch die rechte Kraft hat! Sein Gegner, bisher durch die Censur und tausend andere Mittel gebunden, ist frei; jetzt sind die Waffen gleich; mag nun die Zeit entscheiden, wem der Kranz gebühret.

*) Aus Mangel an Raum verspätet. D. R.

Aus dem hessischen Odenwalde.

Mit einer noch nie dagewesenen Spannung richtet der Odenwald seine Blicke nach der Hauptstadt unseres Landes, wo so eben so manche tief in die hiesigen Verhältnisse eingreifenden Fragen entschieden werden. Aber schon will ihm die Erledigung derselben zu lange ausbleiben; man hört Klagen, daß Dinge, wie allgemeine Volkswehr, bessere Regulirung der Steuern, Ordnung der standesherrlichen Verhältnisse gegen andere, weniger dringende Forderungen hintangesetzt werden. Mag auch die Erledigung dieser Fragen mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden seyn, so kann doch eine solche Verzögerung nur dazu dienen, bei Vielen, welche jene Schwierigkeiten nicht kennen, Mißtrauen zu erregen, und es liegt im Interesse unserer so wohlmeinenden Regierung selbst, mit möglichster Schnelle dabei zu Werke zu gehen und in dem jetzigen kritischen Augenblick lieber das doppelte und dreifache Personal zu verwenden, nur um so schnell als möglich den Wünschen des Volkes entgegen zu kommen. Die in den kurzen Zeitraum eines Monats fallenden Ereignisse, die wir seither erlebt, haben nun einmal die Menschen gewöhnt, sich Alles rasch und schnell vor ihren Augen entwickeln zu sehen, und die Geduld, die früher eine Haupteigenthümlichkeit in dem Charakter der Deutschen gewesen ist, macht sich bei der jetzigen Bewegung keineswegs mehr als eine solche in demselben geltend. Mit allgemeinem Beifall wurde vernommen, daß die badische Regierung schon zum Zwecke der Volksbewaffnung einen Ankauf von 60,000 Gewehren gemacht habe. Die Aufregung, welche jene Verzögerung unter den Bewohnern des Odenwaldes hervorgerufen, hat sich bis jetzt zwar nur noch in Worten kund gegeben; aber sie wächst mit jedem Tag, der vorübergeht, ohne die gewünschten Resultate zu bringen. Darum unser ernster, dringender Ruf an das Ministerium und die Kammer: Schnelligkeit, Raschheit in Berathung und Ausführung!

Homburg v. d. H., im März.

Welch' ächt religiöser Sinn in den Herzen der Bewohner unserer Stadt fortwährend lebt, davon giebt unter Anderm die dermalen hier stattgefundene und immer noch stattfindende außerordentliche Verbreitung des „Christlichen Andachtsbuches“ ein schönes Zeugniß. Dieses herrliche Gebetbuch wird bekanntlich vom Herrn Consistorialrath Dr. Friederich in Frankfurt herausgegeben; Mitarbeiter aber sind noch mehrere der ausgezeichnetsten Geistlichen Deutschlands. Es erscheint heftweise bei F. A. Brockhaus in Leipzig und sein Absatz in Stadt und Amt Homburg mag sich bereits auf einige Hundert Exemplare belaufen. Und daß gerade dieses Werk hier eine so günstige Aufnahme und nach Verhältniß gewiß sehr große Verbreitung gefunden, daran ist wohl Ursache: erstens der gediegene, wahrhaft erbauliche Inhalt desselben, und zweitens auch der Name des Herrn Herausgebers, welcher durch die Erinnerung an das 30jährige, gesegnete Wirken unsers im Tode noch hochverehrten ersten Stadtgeistlichen, des Oberpfarrers und Consistorialrathes Friederich, fortwährend einen überaus guten Klang bei uns hat. Wir zweifeln übrigens nicht, daß oberbemerktes Andachtsbuch in allen Gauen des deutschen Vaterlandes eine nicht minder günstige Aufnahme und Verbreitung finden dürfte, als es in der That hier gefunden.

Aus dem Kinzigthal, 25. März.

Den in der Didaskalia, Nro. 54, enthaltenen Korrespondenzartikel vom 20. d. M. berichtigt der Einsender desselben dahin, daß eine Erweiterung der Holzberechtigung von Seiten der Bürger Gelnhausens vom Hrn. Grafen zu Ysenburg-Meerholz nicht — vielmehr eine genauere Bestimmung dieser Berechtigung und zwar ohne alle Anmaßung begehrt wurde. Das von der Stadt Gelnhausen Begehrte erscheint daher völlig tadellos, was Einsender jenes Artikels zu erklären sich verpflichtet fühlt, daß ihm die Sache mit Uebertreibung zu Ohren gekommen.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. März. Stadt und Land, oder: der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Kayser, Musik von A. Müller.

Dienstag, 28. März. (Neu einstudirt): Wallenstein's Tod, historische Tragödie in 5 Abth., von Fr. Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 89. Mittwoch, den 29. März 1848.

Oesterreichs Erhebung.

> Die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächst, bis sie den Sarg sprengt. Das sollten sich die Todtengräber merken. Börne.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel überraschte uns die Kunde von einer Reformbewegung in Wien. — Also auch die guten Oesterreicher, welche bisher in tiefem politischen Schlafe lagen und nicht einmal von Freiheit zu träumen wagten, auch sie sind zur Mündigkeit erwacht, auch sie schliessen sich ihren deutschen Brüdern an im Kampfe für Wahrheit, Recht und Freiheit. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Riesentönen, schmettert die tiefsten Schläfer auf.*) Dieses österreichische Volk, in dessen Namen einst Anastasius Grün an den Staatskanzler Fürsten Metternich die bescheidene Bitte richtete: „Darf ich wohl so frei seyn, frei zu seyn?"**) dieses ehrliche, treue, biedere Volk hat sich jetzt aufgemacht, um kühnen Muthes einzufordern, was ihm lange, lange vorenthalten worden war: die ewigen unveräußerlichen Rechte des Menschen und des Bürgers. Und dieses ehrliche, treue, biedere Volk hat gesiegt, vollständig gesiegt. Wahrlich, wir leben in einer Zeit der Zeichen und Wunder! Aber auch hier, wie im ganzen sturmbewegten Deutschland, bewährt sich die alte deutsche Treue, die Anhänglichkeit an den Fürsten des Landes. Oesterreichs Volk will treu bleiben dem Kaiserhause, aber es will den Sturz des unheilvollen Metternich'schen Systems, das wie ein Alp auf seine Brust drückte und jeden freien Athemzug hemmte; und der Wille eines ganzen Volkes ist unwiderstehlich. Dieses fluchwürdige System, welches die überklugen Staatskünstler für hermetisch verschlossen und ewig dauernd hielten, ist offenkundig geworden durch einen Zauberschlag der Weltgeschichte, und übt nun seine zermalmende Rückwirkung aus an dem Erfinder und Urheber und den bisherigen Handhabern desselben. Hört, mit welchen Worten die vormals allmächtige, heute gefallene Größe Metternich die geheime Wiener Conferenz vom 12 Juni 1834 eröffnete: „Aus den Stürmen der Zeit ist eine Partei entsprossen, deren Kühnheit, wenn nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuthe gesteigert ist. Jede Autorität anfeindend, weil sie selbst sich zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen innern Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volkes, verführt die Jugend, bethört selbst das reifere Alter, trübt und verstimmt alle öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu systematischem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was besteht. Diese Partei ist es, welche sich der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob sie diesen scheinbar gesetzlichen, langsamen und sichern Weg, oder den des offenen Aufruhrs einschlage, immer verfolgt sie den nämlichen Zweck. Planmäßig vorschreitend, begnügte sie sich zuerst damit, in den ständischen Kammern den Regierungen gegenüber eine Position zu gewinnen. Allmählig ging ihr Streben weiter; die gewonnene Stellung sollte thunlichst verstärkt werden; dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichst enge Gränzen einzuschließen; endlich sollte die wahre Herrschaft nicht länger in dem Staatsoberhaupte konzentrirt bleiben, sondern die Staatsgewalt in die Omnipotenz der ständischen Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Partei mit größerem oder geringerem Erfolge, leider! ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt, und daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strome dieses Geistes ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt und in dem mächtigen Entwickelungsgange jenem Fortschritt der Faktion ein Abschnitt gemacht wird, in kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Regenten zerfließen könnte."

Und in der Schlußrede sagt Metternich: „Unser Trost darf seyn u. s. w., daß ein Weg gefunden und eröffnet worden ist, der für alle Zukunft auf einen besseren Pfad der Ordnung, der ächten Freiheit und des Rechts zu leiten geeignet ist."

Dieses System war also ein volksfeindliches, es war gegen die constitutionelle Entwickelung des deutschen Volkes gerichtet, und man wirkte mit allen möglichen, scheinbar gesetzlichen Mitteln darauf hin, dieses schöne Ziel der Metternich'schen Ordnung, der ächten Freiheit und des Rechts zu erreichen. Aber seht die Ironie des Schicksals! Staunt über den kolossalen politischen Schnitzer Metternichs, dieses Nestors der ci-devant Staatsweisheit, dieses fürstlichen Staatspropheten!

Diese Partei, diese Faktion, welcher er den furchtbaren Vorwurf machte, daß sie damit umgehe, alles Bestehende zu zerstören und zu vernichten, daß sie die monarchische Gewalt zum Schattenbilde machen wolle: diese Partei, sie ist zu einem großen Volke angewachsen, das im entgegengesetzten oder Anti-Metternich'schen Sinne für Wahrheit, Recht, Friede, Freiheit in die Schranken tritt, und seine Monarchen zu freien Fürsten eines freien Volkes zu machen strebt. Das System Metternichs, das erkannten wir Alle schon vor Jahren, war ein bedauernswerthes, welches der Gang der Ereignisse weit hinter sich zurückgelassen hatte. Es war ein Wesen einer längst entschlafenen Zeit, singend ein altes Lied, erzählend eine alte Mähr; seine Seele war mit Spinnengewebe überzogen, es war ein Stück aus der Rumpelkammer, wohin wir längst unsere Gespenster, Hexen und Alchymisten gebannt haben. — Doch es liegt jetzt am Boden und der Popanz ist enthüllt. Wie Schuppen fiel es von unsern Augen,

*) Börne.

**) S. Spaziergänge eines Wiener Poeten. Salonscene.

und wir fühlen heute stärker als je, in welcher großen Schmach wir gelegen haben. Um so inniger ist unsere Freude ob des errungenen Sieges.

Nun vorwärts mit Gott für ein einträchtiges und einiges Deutschland! M. A. Pfungst.

Mäßigung und Ordnung.

Zwei Dinge sind es, von welchen die Wohlfahrt und das Glück aller Staaten, welcher Art auch immer die Grundlagen ihrer öffentlichen Einrichtungen seyn mögen, abhängt. Die ganze Weltgeschichte predigt diese Dinge; sie heißen: **Mäßigung** und **Ordnung**. In einer so furchtbar gewitterschwangeren Zeit, wie die unserige ist, in welcher der ganze alte, verwitterte **Feudalstaat** in Scherben zerschlagen wird, in welcher der Gedanke an die Wiederaufrichtung unserer uralten, **gemeinen** deutschen Freiheit unser ganzes Volk tief ergriffen und in eine die ersten Sturzwogen aufstauende Bewegung gesetzt hat; in dieser Zeit, in welcher es gilt, so **Vieles zu stürzen**, gilt es daher vornehmlich auch: **Nichts zu überstürzen**. Deshalb liegt gegenwärtig mehr als je allen ihr Volk und Vaterland aufrichtig liebenden, redlichen Bürgern Deutschlands die heilige Pflicht ob: zu **rathen** und zu **thaten** nach allen Kräften, daß die aus den eingepferchten und eingefahrenen Lebensgleisen übertretenden Massen unserer deutschen Staatsbürger nicht aus Mißverstand und allerdings oft schwer gereizter Leidenschaftlichkeit die große Idee der Wiederherstellung ächt staatsbürgerlicher Freiheit, der es jetzt gilt, als schirmendes Panier für unerlaubte Gewaltthat, Frevel und wilde Zerstörung mißbrauchen. Allein es liegt auch allen redlichen Staatsbürgern unseres Vaterlandes, namentlich den volksthümlichen Männern, die gegenwärtig inmitten deutscher Regierungen und Ständekammern den Reigen führen, als heilige Pflicht ob: vor Allem gegenseitig sich selbst zu berathen, damit nicht im schönen Feuereifer glühendster Begeisterung für die Freiheit des großen Gesammtvaterlandes in Gegenden hinausgegriffen werde, **wo** der Natur menschlicher Dinge und der ganzen innern und äußern Lage Deutschlands zufolge **keine dauernden Grundlagen** für die Umgestaltung und Neugestaltung unserer vaterländischen Angelegenheiten gewonnen werden können. Der Unterzeichnete hat hierbei hauptsächlich die **socialen** Tagesfragen im Sinne. Was diese **socialen** Fragen betrifft, so ist das Räthsel durch einen **nothwendigen** Gang der Dinge fast allen Völkern Europa's in gleicher Weise aufgegeben. Bei uns in Deutschland steht es unmittelbar an der Thürschwelle. Aber auch die unermeßliche Schwierigkeit seiner Lösung ist bereits vielfach erkannt. Und der Weg zur glücklichen Lösung dieses Räthsels ist noch nirgends gefunden! Vervielfältige man darum durch ungemessene Ausdehnung dieser so überaus wichtigen socialen Fragen die Schwierigkeiten ihrer Lösung nicht noch in's Unendliche, und vergesse nie, daß Unantastbarkeit der freien menschlichen Persönlichkeit, unbeschränkte Bethätigung ihrer gesunden Kräfte und unbedingte Achtung des Eigenthumes die in der Natur der Dinge selbst begründeten Grundlagen vornehmlich desjenigen Staats sind und seyn müssen, der ausschließlich öffentliche, freistaatliche Einrichtungen zu seinem Lebenselemente hat. Darum nochmals: **Mäßigung** und **Ordnung**.

Lemgo. Dr. Leizmann.

Was für eine Verfassungsform ist für das deutsche Volk die wünschenswertheste?

Männer des Volks! Der Tag, an dem Ihr Euch hier zum ersten Mal versammeln werdet, um das Dringendste für das Wohl des Gesammt-Vaterlandes zu berathen, rückt näher und näher, und das für die Wiedergeburt seiner Freiheit begeisterte Volk legt sein Mandat in Eure Hände, Vertreter des Volks!

Es kann, nach dem thatsächlichen Fortschritt der Bewegung in Deutschland und besonders nach den traurigen Begebenheiten in Berlin, für uns kein Zweifel mehr bleiben, auf welche Seite wir uns wenden sollen. Es ist die Seite des Volks. — Zwar wurden schon Stimmen laut, die sich für ein Zwei-Kammer-System erklärten, allein das zum vollen Bewußtseyn seiner Souverainetät gekommene deutsche Volk sieht darin seine theuersten Interessen auf die einem gebildeten Volke, wie das deutsche, gebührende Weise nicht vertreten, weil eine ganz kleine Zahl (die Fürsten) gegenüber einer Nation von 60 Millionen Menschen, für die jene eigentlich da sind, gleiche Stimmen besitzen sollen. Die Fürsten vertreten sich selbst, indem wir sie als die ersten Bürger an die Spitze zur Leitung unserer Staatsgeschäfte stellen; aber eine große Nation darf ihrem erwählten ersten Beamten nicht untergeordnet, ja selbst nicht gleich gehalten werden. Folglich ist die wünschenswertheste, weil beglückendste Verfassungsform die

Einer Volkskammer, an deren Spitze steht:
Ein Präsident,
Ein Vicepräsident, gewählt durch die Kammer aus der Zahl unserer nicht gekrönten Häupter, und deren Sitz in Frankfurt a. M. ist, umgeben von einem verantwortlichen Ministerium.

Der Präsident und Vicepräsident sind auf 3 oder 6 Jahre zu wählen.

Der von der Volkskammer durch dreiviertel Stimmenmehrheit zum Beschluß erhobene Gesammt-Volkswille wird durch den Präsidenten in Vollzug gesetzt.

Volksvertreter! indem wir die Kundgebung unserer Gesinnung, als die einer großen Zahl der deutschen Nation hiermit verwirklichen, setzen wir zur glücklichen Durchführung unserer gerechten Sache alles Vertrauen in Euren Vaterlandssinn. J. L. S.

Petition der Jenaer Studenten.

?? (**Jena**, 23. März. — Corresp.) Folgende **Petition** 1) **die Aufhebung der eximirten academischen Gerichtsbarkeit**, 2) **Aufhebung der Unterzeichnung des Reverses bei der Immatriculation**, 3) **Lern- und Lehrfreiheit** betreffend) wurde vor einigen Tagen von einer Deputation derjenigen Studenten hier, welche nicht eine bloße Reform der academischen Gerichtsbarkeit, sondern gänzliche Aufhebung derselben wollen, der Petitionscommission des Landtags überbracht und sehr wohl aufgenommen. Sie lautet:

„**Hohe Ständeversammlung!**

„Folgend dem allgemeinen Zuge der Zeit, der überall dem vorangeeilten Gedanken die angemessene Formen zu schaffen drängt, erlauben sich Endesunterzeichnete, Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, dessen jetzige Versunkenheit, wie dessen Wichtigkeit für das gesammte Vaterland in gleicher Weise zu einer durchgreifenden Umgestaltung auffordern. Unsere Petition gilt einer Wiedergeburt der deutschen Universitäten im Geiste der Freiheit. Daß die allbekannten academischen Freiheiten im schroffsten Gegensatz zu diesem Geiste stehen, liegt vor Aller Augen offen, seitdem die Reactionspolitik von den Befreiungskriegen bis auf unsere Tage herab den Schleier zur Genüge gelüftet hat, der bis dahin jene Freiheiten mit einem reizenden Halbdunkel umgab. In die Formen mittelalterlich-willkürlichen Corporationswesens hat man den Geist der modernen Ueberwachungstheorie gegossen, und so schließen sich die Universitäten der Außenwelt gegenüber als ein privilegirter Stand ab, während sie in ihrem Inneren nur ein Rad der großen Polizei- und Verwaltungs-Maschine darstellen. Die Freiheit wissenschaftlichen Strebens ist vernichtet durch einen Collegienzwang, der im günstigsten Falle den Studirenden mit Kenntnissen zu bereichern, nimmer aber ihn zu wissenschaftlichem Selbstbewußtseyn zu erheben vermag; die Erweckung

patriotischen Sinnes und politischer Charakterfestigkeit ist gelähmt durch gewaltsame Unterdrückung des natürlichen Genossenschaftstriebes; der männliche Trotz des Rechtsgefühls ist gebrochen durch ein Strafverfahren, das sich in schwankender Mitte zwischen unbedingter Gewalt und rechtlicher Beschränkung hält; an seine Stelle aber hat man den Uebermuth der s. g. studentischen Ehrenhaftigkeit gesetzt, deren traurige Früchte eine höhnende Bürgerverachtung nach Außen und ein despotischer Comment nach Innen sind. Um dieses Unwesen mit der Wurzel auszureißen, ist das erste Erforderniß, der privilegirten Freiheit durch eine wahre rechtliche Freiheit ein Ende zu machen; wir petitioniren daher um Aufhebung der academischen Gerichtsbarkeit und Gleichstellung mit den übrigen Bürgern unter das allgemeine Landes-Gesetz und Gericht. Entsprach jenes Corporationsrecht dem Geiste mittelalterlicher Ständegliederung, war es vielleicht ein nothwendiges Privileg zur Zeit des absoluten Staats, um dem wissenschaftlich-gebildeten Jüngling eine freiere Bewegung zu sichern mitten unter einer Bürgerschaft; die nichts Höheres kannte als den blinden Gehorsam, so ist es heut' zu Tage, wo der Gedanke eines allgemeinen Staatsbürgerthums das ganze Volk durchdringt und sich in einer freien Gerichtsverfassung die Garantien der persönlichen Selbstständigkeit verschaffen wird, nur ein Mittel, die Jugend dem Volksleben zu entfremden und mißliebige Regungen durch eine willkürliche Polizei-Justiz niederzuhalten. Derselbe Geist, der jetzt durch ganz Deutschland eust, wird es nicht dulden, daß fernerhin der Jugend, die besonders zur Leitung des Staats berufen ist, schon auf der Hochschule bureaukratisches Sonderbewußtseyn eingeimpft wird. Wenn wir dieser Bitte eine Petition um freies Vereinigungsrecht anschließen, so geschieht dies nicht, um abermals für uns ein Privileg zu verlangen — denn von allen Seiten hat das Volk dieselbe Forderung gestellt — sondern um hier noch besonders eine Unsittlichkeit zur Sprache zu bringen, die sich nirgends fühlbarer macht als auf unseren deutschen Universitäten. Ein Bundesbeschluß vom 20. Sept. d. J. 1819 verpflichtet nämlich mit Rücksicht auf frühere Verordnungen jeden Studenten, vor seiner Immatriculation einen Revers zu unterzeichnen, nach dem er in keine studentische Verbindung, welcher Art sie auch sey, zu treten, widrigenfalls aber den gesetzlichen Strafen sich zu unterwerfen eidlich versprechen muß. Es kann in der That kein Wort zu stark seyn, diese Verkehrtheit zu rügen, nach der man einen Eid wider ein noch zukünftig zu begehendes Verbrechen verlangt, und diese Casuistik zu geißeln, die den voraussichtlichen Uebertretungen schon in der Eidesform den Weg der Eideshintergehung an die Hand gibt. Aber auch abgesehen davon, ist es nur zu bekannt, wie viele Jünglinge durch den Reiz der Geheimthuerei krankhaft verbildet, wie viele unschuldig durch polizeiliche Verfolgungen in's Verderben gestürzt sind, wie viele endlich, an einem freieren Streben verhindert, sich einem rohen Materialismus in die Arme geworfen haben. Und wenn besonders nach dem Jahre 40 eine tolerantere Praxis das Verbindungswesen mit sehenden Augen doch zu übersehen sucht, so ist die Unsittlichkeit nur um so größer, ein Gesetz bestehen zu lassen, dessen Ausführung man für unmöglich, ja für verderblich hält. Wir haben hiermit hervorgehoben, was wir, als dem unmittelbaren Zweck der Universitäten nicht angehörend, von ihnen gesondert zu wissen wünschen. Diesen Zweck, die Vertretung der Wissenschaft, gilt es eben als Selbstzweck der Universitäten aufzufassen, nicht aber sie nur als Mittel zur Dressur für den gegenwärtigen Staatsdienst zu betrachten. In diesem Sinne stellen wir schließlich noch die Petitionen um Lehr- und Lernfreiheit, die beide mit einander und mit dem Wesen der Wissenschaft auf das engste verflochten sind. Die Freiheit der Forschung darf nicht beengt werden durch Staatsdogmen und durch ein Präventivsystem, das die Jugend ängstlich vor Feuer und Licht zu bewahren sucht; sie darf auch nicht gehemmt werden durch die Engherzigkeit einer Facultät, die fremden Elementen egoistisch den Eingang versperrt; es muß vielmehr einem Jeden, der sich als Privatdocent öffentlich qualificirt hat, unbenommen seyn, sich als solcher niederzulassen, wo es ihm beliebt. Man fürchte nicht die Corruption der Jugend durch eine solche Maßregel: die Hörsäle stehen offen, jedes verbrecherische Wort kann den Gerichten überwiesen werden. Daß dieser Lehrfreiheit aber die Lernfreiheit zur Seite gehen muß, wofern jene nicht rein illusorisch werden soll, versteht sich von selbst. Auch ist die Beschränkung der letzteren aus demselben der Wissenschaft feindlichen Principe hervorgegangen: diese soll zur reinen Humanität erheben, jene aber bezweckt, nur einseitig eingeschulte Werkmeister heranzuziehen. Man überlasse es dem Staatsexamen, die Fachkenntniß des Einzelnen zu gewährleisten; auf die Universität aber gehört der freie wissenschaftliche Sinn, der ungehindert dem Drang seines Genius folgt. Wir glauben und wünschen, mit diesen Petitionen nichts Neues gesagt zu haben; die Uebelstände, um deren Abhülfe wir gebeten, sind längst und oft gerügt; sie sind zu augenfällig, als daß wir nicht die Hoffnung hegen sollten, ihnen jetzt unter der Wucht der Ereignisse die Reform auf dem Fuße folgen zu sehen. (Folgen die Unterschriften).

Programm

für die ersten Tage der berathenden Versammlung deutscher Abgeordneten und Volksmänner über ein deutsches Parlament, welche in Frankfurt am Main Ende März 1848 stattfindet.

Einweisung der Abgeordneten.

Mittwoch den 29. März von 3—8 Uhr Nachmittags;
Donnerstag den 30. März von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, und
Freitag den 31 März von 7—8 Uhr Morgens
ist das Anmeldungs-Büreau im Gasthofe zum Weidenbusch für die ankommenden Mitglieder der Versammlung geöffnet; sie werden gebeten, sich daselbst anzumelden und ihre Wohnungs- und Eintrittskarten in Empfang zu nehmen.

Austheilung der Zuhörerkarten.

Donnerstag den 30. März von 10—12 Uhr Vormittags, und von 3—5 Uhr Nachmittags werden im Holländischen Hofe zu ebener Erde Zuhörerkarten an hiesige Einwohner ausgetheilt. Die Zuhörerkarten für Nichthiesige werden im Einweisungsbüreau ausgegeben. An Frauen können des sehr beschränkten Raumes wegen keine Eintrittskarten gegeben werden.

Berathung der Abgeordneten.

Freitag den 31. März 8½ Uhr Morgens: Versammlung der Mitglieder im Kaisersaale des Römers zur Vorberathung. Von da begeben sich dieselben gegen 10 Uhr Morgens in die Paulskirche, dem Ort der öffentlichen Berathung.

Samstag den 1. April, 9 Uhr Morgens: Fortsetzung der Berathung in der Paulskirche.

Der Eintritt in die Paulskirche kann nur gegen Vorzeigung der Karten und durch die auf denselben bezeichnete Thüre stattfinden. Um das Fahren über den Kirchenplatz zu verhindern, und den Berathungen in der Kirche die möglichste Ruhe zu sichern, werden die Zugänge zu dem Paulsplatze durch die Bürgerwehren, Festordner aus der Bürgerschaft und Turner gesperrt. Es kann daher der Zutritt zu dem Kirchenplatze selbst nur den mit Eintrittskarten versehenen Personen gestattet werden. Da diese Abschließung des Platzes lediglich den oben angegebenen Zweck hat, so ist gewiß anzunehmen, daß sie von allen Mitbürgern, Bewohnern und Besuchern unserer Stadt gebilligt und geachtet werden wird. Zugleich sind Veranstaltungen getroffen, die Verhandlungen in der Kirche so rasch, als möglich, und im Laufe des Tages mehrmals, durch die Presse zu veröffentlichen, und dadurch die Vielen zu befriedigen, welche sich in ihren Hoffnungen, Eintritt in die Kirche selbst zu erhalten, vielleicht getäuscht sehen werden.

Bei der hohen Wichtigkeit, welche dieser Zusammentritt deutscher Volksmänner für die zukünftige Gestaltung unserer vaterländischen Verhältnisse hat, wird es jedem Vaterlandsfreunde nicht unangemessen erscheinen, daß die Bevölkerung der Stadt, welche diese Zukunftssaat in ihren Mauern ausstreuen sieht, das ernste Ereigniß auch mit äußerer Würde und äußerem Festglanze umgibt.

Daher soll am Vorabende der Versammlung schon

Donnerstag den 30. im Stadt-Theater die Oper „Tell" aufgeführt werden mit einem Prolog und allegorischem Tableau.

Eine Ehrenwache der Bürgergarde ist an dem Versammlungsorte, an der Paulskirche, aufgestellt, und das Geläute aller Glocken und der Kanonendonner der Bürger-Artillerie empfängt die Abgeordneten bei ihrem Zuge aus dem Römer.

Freitag den 31. soll dem Präsidenten der Versammlung ein Fackelzug mit Sänger-Chören gebracht werden. Der Zug wird sich um 7 Uhr Abends von dem Obermainthor aus in Bewegung setzen und sich über die Langestraße

die Allerheiligengasse, die Zeil, auf den Roßmarkt vor den Englischen Hof begeben, von da durch die Weißadlergasse, große Sandgasse und Neue Kräme auf den Römerberg.

Samstag den 1. April: Beleuchtung der Stadt.

An den Abenden des **Donnerstags, Freitags** und **Samstags** sind die Säle des **Weidenbuschs, Wolfsecks** und **ehemaligen Königs von Preußen** (**jetzt deutschen Hofs**) zu freundschaftlichem Verkehr mit den geehrten Gästen geöffnet.

Die Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten stehen an den genannten Tagen zur Ansicht offen.

Frankfurt a. M., den 27. März 1848.

Die vereinigten Fest-Ausschüsse.

Mannichfaltigkeiten.

(**Gießen**, 16. März.) Die heutige Nummer unserer freien Zeitung aus Hessenland theilt unter der Rubrik „Rügengericht" folgende Nachrichten mit: „Gewisse Beamte, die sonst sehr aristokratisch waren, sind jetzt plötzlich liberal geworden. Sie denken, wessen Brod ich ess', dessen Lied ich pfeif' — und glauben vielleicht durch diesen Pfiff der Verantwortung zu entgehen, die sie durch ihre seitherige Amtsführung auf sich geladen haben. In Nidda hat sich die Partei **Seiz an die Spitze der Bewegung und der Bürgergarde gestellt** und auch der hiesige Kreisrath soll seit kurzer Zeit plötzlich ganz liberal geworden seyn. Er soll jetzt gegen die Bauern, die er sonst mehr als unfreundlich behandelte, gar zuvorkommend seyn und sie auffordern, ihre Klagen bei dem Ministerium einzureichen u. s. f.

(**Wesel**, 15. März. — Rh. B.) Ueber die Entweichung des Doktor **Dronke** von hiesiger Festung vernimmt man folgende nähere Umstände. Derselbe verließ am 11. d. Abends 7 Uhr, als sein Zimmer zur Ueberbringung des Abendessens geöffnet wurde, dasselbe im Schlafrocke und ohne Kopfbedeckung. Der schließende Unteroffizier, hiernach vermuthend, daß er nur einen nahen Gang innerhalb des Gebäudes beabsichtige, ließ ihn gehen. Inzwischen hatte Dronke sich auf den Citadellhof begeben, seinen Schlafrock hinter einem Schuppen, wo derselbe andern Tages gefunden wurde, abgeworfen, und so ist er vermuthlich zum Thore hinausgegangen, was er an diesem Tage unbemerkt bewerkstelligen konnte, da Hunderte von Kriegsreservisten in bürgerlicher Kleidung beständig aus demselben aus- und eingingen. Er hat ein an den Kommandanten gerichtetes Schreiben zurückgelassen, welches mehrere Einlagen an seine hiesigen Kreditoren enthielt, mittelst deren er letztere benachrichtigt, daß er bei seiner flüchtigen Abreise sie nicht hätte befriedigen können, dies aber im nächsten Monat thun werde. Dem Vernehmen nach hatte er zwei Brochüren vollendet, womit er nächstens wohl die Welt beglücken wird.

* (**Unglaublich, aber wahr!**) Wenn in Gütersloh bei Gelegenheit der Abfassung einer Adresse an den König zur Verhinderung des Zustandekommens derselben schwere Excesse vorfielen, so wird man dies begreiflich finden, wenn man weiß, daß dieser Ort in Westphalen liegt. Wenn aber am 12. März in Rheydt am Rhein Demonstrationen gegen die Veranlasser einer ähnlichen Adresse durch die Volksmasse zu Stande kamen, so daß diese nur mit genauer Noth sich durch die Fenster des Versammlungslokales retten konnten und die Erstürmung des Hauses eines Bürgers nur durch die Besonnenheit eines Ladenmädchens desselben, das im obern Stock eine weiß und schwarze Fahne schwenkte und rief: „Es lebe unser guter König!" — und durch gütliche Worte verhindert werden konnte, so weiß man nicht, was man dazu sagen soll.

* Die Berliner Zeitungen enthalten große Verzeichnisse der für die Hinterbliebenen der Gefallenen gesammelten Gaben. Darunter findet sich ein Geschenk von 1000 Thlr. von dem Schlossermeister G. **Zoller**, von denen die eine Hälfte für die Hinterbliebenen und Verwundeten im Allgemeinen bestimmt ist, während die andere Hälfte den Betreffenden aus dem Schmiede- und Schlosserhandwerke und dem Handwerkerverein insbesondere, so wie dem Bürgerhospitale, dem Militärwaisenhaus in Potsdam, den Berliner Waisenhäusern und der Malmené-Stiftung zu gute kommen soll.

König Ludwig's Abschied am 20. März 1848.

(Besonders die Münchener betreffend.)

Verlassen und traurig wandelnd,
Zieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich euer König seyn.
Ich hab' euch sehr geliebet,
Ihr habt mich sehr betrübet,
Das schuf mir arge Pein.

Die stolzen Aristokraten
Verleideten mir den Thron,
Sie haben auch euch verrathen
Und sprechen uns beiden Hohn.
Die Höflinge, glatt und schmeichelnd,
Die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
Entrissen mir die Kron'.

Ein Herz im Busen tragend,
Für Schönes, was Menschen ziert,
Mein Volk mit Künsten begabend,
So hab' ich stets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne,
Bleibt treu, ihr Baiern! der Krone
Und dem Gesetze, das euch regiert.

Frankfurt a. M, 27. März.

Die Contrerevolution hat gesiegt! Die unseren Patrioten geschlagenen Wunden vernarben, die Wolken, die sich aufthürmten, zerstreuen sich und machen einer freundlichen Sonne Platz. Die Leser werden staunen, wenn sie hören, daß von nichts Geringerem hier die Rede ist, als — von unserem Theaterhimmel, an welchem diese mächtige Umwälzung vorgegangen. Eine Demonstration der Vaterlandsfreunde, antinationalen Gesinnungen gegenüber, trug gestern Abend bei der Darstellung des Weber'schen „Oberon" den Sieg davon, indem nach dem Schlusse des zweiten Actes das Arndt'sche Vaterlandslied stürmisch verlangt und vom Jubel des Beifalls begleitet gesungen wurde. Die Parteien, wenn solche nicht blos in der Imagination existiren sollten (da wir in den Veranlassern zur Absingung der Marseillaise sowohl, als des deutschen Vaterlandsliedes dieselben Personen vermuthen), die Parteien, sagen wir, sind nun ausgesöhnt, und unserer Direktion zu grollen, hätten jetzt nur — die Engländer Ursache, die in unserem Frankfurt auch zahlreich repräsentirt sind. Wir schlagen daher unmaßgeblich vor, nächsten Sonntag die englische Nationalhymne: „God save the Queen" als die dritte im Bunde, anzustimmen, und allen Nationalitäten, die wir hier vertreten sehen, ist im Geiste des Lamartine'schen Manifestes Genüge geschehen. Sapienti sat!

B. S.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. März. (Neu einstudirt): **Wallenstein's Tod**, historische Tragödie in 5 Abth., von Fr. Schiller.

Mittwoch, 29 März. **Die Karlsschüler**, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 90. Donnerstag, den 30. März 1848.

Deutschlands Bestrebungen in Gegenwart und Zukunft.

§§ (**Weimar**, 19. März.) Während in dem baden'schen Seekreise sich republikanische Stimmen erheben, schaart sich das weimarische Volk fester als je um den Thron seines angestammten Fürsten, welcher die Wünsche seines treuen Volkes auf eine eben so überraschende als hochherzige Weise zu erfüllen sich bereit gezeigt hat. An ein Aufkeimen republikanischer oder communistischer Ideen wird wohl auch in den nördlichen Theilen von Deutschland kaum ein Vernünftiger zu denken wagen. Aber sie auch anderwärts, wo sie auftauchen sollten, zu unterdrücken, muß die Pflicht der Presse, muß die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes seyn; denn Deutschland kann nur gedeihen unter dem Schutze und Schirme einer repräsentativen monarchischen Verfassung, wie sie der Zeit und der Bildungsstufe seines Volkes angemessen ist. Ein anderes, vielleicht rein demokratisches Regierungssystem würde unser deutsches Vaterland in den Strudel wilder Anarchie, in den Abgrund des Verderbens stürzen, und seine politische Freiheit auf Jahrhunderte hinaus in Frage stellen. Wenn gegenwärtig da und dort solche verderbliche Adern laut werden, so ist dies nicht zu verwundern; es sind Ausflüsse überspannter Köpfe, bedeutungslose Ephemeren, welche dem so plötzlich erfolgten Uebergange aus geistiger Sklaverei zur unumschränktesten Freiheit ihr Daseyn verdanken. Selbst der ernsteste Beobachter, der gereifteste Politiker, hat bei dem so urplötzlich eingetretenen Umschwunge der Dinge einer leisen Erschütterung sich nicht erwehren können, und noch heute mögen Manchem die Ereignisse der jüngsten Tage wie ein Mährchen, wie ein Gaukelbild der Phantasie erscheinen, ungeachtet er den Strom der Zeit mit gewaltigem Brausen an sich vorüber rauschen hörte. Das Unglaubliche hat stattgefunden; der so sehnlich erwartete deutsche Frühling ist gekommen und hat uns mit den herrlichsten seiner Blüthen beschenkt. Suchen wir sie nun zu pflegen und vor unzeitigen Stürmen zu schützen, bis sie zu Bäumen geworden, deren Wurzeln mit dem Volksleben eng verwachsen sind. Jetzt, im Zustande des Werdens, kommt uns noch Manches seltsam und wunderbar vor; selbst der Klang des freien Wortes, sey es der Rede oder der Schrift, tönt vielleicht für manches Ohr noch verletzend und schroff; aber wir müssen uns nicht nur daran gewöhnen, die Wahrheit zu hören, sondern sich ihrer auch befleißigen in Wort und That. Denn gestehen wir es offen, der bisher geübte Zwang hat die Grundpfeiler des einst so gerühmten deutschen Charakters untergraben und die auf uns übergeerbten Tugenden verringert. Das unwürdige Bevormundungs- und Polizei-Spions-System von Jugend auf, wodurch jeder Tritt bewacht, jedes Wort verdreht und verrathen, jedes noch so geringe Vergehen mit Geld- oder Gefängnißstrafe belegt wurde, hat uns eingeschüchtert und Einen gegen den Andern mißtrauisch gemacht; in einen Theil der Tagesliteratur hatte sich ein förmliches Lügen- und Heuchelsystem eingeschlichen, das, von Regierungen gehegt, gepflegt, beschützt und gefördert wurde; man war mit Lug und Trug umgeben von Kindesbeinen an; Lehrer verfälschten die Geschichte, schoben Begebenheiten andere Motive unter und leiteten schon früh das junge Gemüth auf Irrbahnen, auf denen es, reifer geworden, sich nur schwerlich wieder zurecht finden konnte. Dies Alles ist wie mit einem Zauberschlage anders geworden, und an uns, an der Presse ist es nun, dafür zu sorgen, daß wir uns **der Wahrheit befleißigen, Wahn und Irrthum bekämpfen, Treue und Glauben kräftigen und vor Allem dahin streben, die alte deutsche Redlichkeit**, den schönen Schmuck unserer Vorvordern wieder zur Geltung zu bringen, damit uns „Ein Wort ein Mann!" wieder eben so heilig werde, als die gesuchten und mit Floskeln überladenen Eide der Gegenwart.

F. Schrader.

Die Heidelberger Volksversammlung am 26. März.

(Zweiter Bericht.)

) (**Heidelberg**, 27. März.) Die in Offenburg beschlossene Volksversammlung wurde gestern hier im Schloßhofe abgehalten. Schon mehrere Tage vorher waren die Bewohner Heidelbergs, in Verbindung mit dem Gemeinderath und engern Ausschuß, beschäftigt, die einzelnen Häuser, öffentliche sowohl wie private, zu schmücken, so wie auch den Schloßhof. Man wollte dadurch der Versammlung freudige Theilnahme beweisen. Am festlichen Tage selbst flatterten Tausende von Fahnen deutscher Nationalfarbe, umgeben von denen der Landesfarbe, an den mit Guirlanden verzierten Häusern. Dieses aber nicht allein in der Hauptstraße und den bedeutenderen Nebenstraßen, sondern selbst in den kleinsten Gäßchen. — Ein Theil der Gäste war schon am Tage zuvor eingetroffen. In großen Zügen, mit Fahnen an ihrer Spitze, fanden sich dieselben aber am festlichen Tage selbst aus fast allen Gauen Deutschlands ein. Die, welche die Eisenbahn brachte, wurden feierlich von den Mitgliedern des Comités an dem ebenfalls geschmückten Bahnhofe empfangen. Die sämmtlichen Züge, welche alle zwischen neun und zwölf Uhr eintrafen, bewegten sich nach dem Rathhause, woselbst in dem Saale das Comité eine Vorberathung hielt, welcher die Deputirten der einzelnen Gemeinden beiwohnten. **Hecker, Itzstein** und **Struve** waren jedoch nicht erschienen.

Um 12 Uhr ging der Zug, in ungeheurer Ausdehnung, wohl geordnet nach dem Schloßhofe, und nach allgemeiner Schätzung mögen wohl an zehntausend Menschen dort versammelt gewesen seyn.

Von der Rednerbühne aus bewillkommte nun zuerst Bürgermeister **Winter**, Vater, als Organ der ehrenhaften Heidelberger

Bürgerschaft die Versammlung. Nachdem er in kräftiger, mit allgemeinem Jubel aufgenommenen Rede gesprochen, traten andere tüchtige und von dem Volke hochgeachtete Männer auf, wie Hoff (welcher auch als Präsident der Versammlung gewählt worden), Welcker, Kapp, Mittermaier, Küchler, Eller, Hennigs u. a. Die Offenburger Beschlüsse wurden vorgelesen und von der Versammlung angenommen. Fast alle Redner sprachen kräftig in gewichtigen Worten für ein deutsches Parlament, für ein deutsches Königthum mit republikanischen Formen, und in überwältigender Mehrheit sprach die Versammlung ihre Zustimmung aus, weil nur dadurch die deutsche Einheit und Freiheit gesichert werden könne. Gegen Diejenigen, welche von einer Republik sprachen, wurde geltend gemacht, daß dadurch nur Zwiespalt gesäet werde. Das Verlangen darnach sey keineswegs in ganz Deutschland verbreitet; was helfe eine badische, hessische rc. Republik? Die zwei Hauptmittel, die deutsche Freiheit und Einigkeit zu erhalten, seyen ein deutsches Parlament und volksthümliche Wehrverfassung. Welcker weis't auf Englands und Frankreichs Beispiel hin. Sein Wahlspruch ist „Vorwärts mit Besonnenheit und Maß!“ — Mit Jubel wurde Mittermaiers Mittheilung an die Versammlung aufgenommen, daß die Regierung jetzt schon die Wahlen der Wahlmänner für das deutsche Parlament angeordnet habe. Der Beschluß sey in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag gefaßt worden. Die Wahlen selbst sollen ohne Rücksicht auf Vermögen und Confession vorgenommen werden. Ein vorgelesener Entwurf einer Zuschrift an den König von Preußen wurde nicht zum Beschlusse erhoben.

Gegen 4 Uhr wurde die Versammlung geendigt. Alles zog wieder in die Stadt, die am Abende fast alle Fremden wieder verließen. Zur Handhabung der allgemeinen Ordnung und zu freundlichem Entgegenkommen der anwesenden Fremden hatte sich eine große Anzahl hiesiger Bürger bereit erklärt, welche sämmtlich eine Binde mit den Heidelberger Stadtfarben (grün, roth, schwarz) um den Arm trugen. Auch nicht die geringste Unordnung störte dieses großartige Fest.

Die abgetretenen Glieder des preuß. Ministeriums.

Man dient den Königen, wenn man die Wahrheit sagt.

Friedrich der Große.

(Halle, 26. März.) Schwetschke in Halle giebt in dem Halle'schen Courier folgende Skizze: „Als wir gestern mit Frohlocken den Fall der Censur begrüßten, kannten wir die erschütternden Ereignisse, welche in der Hauptstadt unseres Landes sich begeben, noch nicht in ihrem ganzen schrecklichen Umfange. Wir hätten einen weniger lauten Ton der Freude angeschlagen, ja, wir hätten, so sehr wie das Große und Begrüßenswerthe mit innigster Theilnahme empfanden, jede Aeußerung der Freude, den trauervollen Ereignissen des vorgestrigen Tages gegenüber, unterdrückt. Das Blut preußischer Brüder ist in den Straßen Berlins geflossen, und nicht durch Fremde ist es vergossen worden; nein, in unseligem Kampfe haben Söhne desselben Vaterlandes die tödtlichen Waffen gegen einander geschwungen. — — In der Nacht vom 18. zum 19. März schrieb König Friedrich Wilhelm IV. die Worte: „Vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.“ Gewiß eine schwere Aufgabe, das Gedächtniß jener unheilvollen Ereignisse wegzuwischen, wo kaum die Erde sich über die gefallenen Opfer geschlossen hat, wo noch die Spuren der Verwüstung durch Kugeln und Bayonnette sich zu einer traurigen Schau stellen; gewiß eine schwere Aufgabe! Aber eine Aufgabe, die gelös't werden muß von jedem Vaterlandsfreunde, aber auch von Jedem, vor allen von Dem, der sich selbst den treuesten Freund seines Volkes nennt. Als ersten und unumgänglichen Schritt müssen wir die Bildung eines neuen Ministeriums bezeichnen. Die Mehrzahl der jetzigen Räthe der Krone sind keine Männer der Zukunft, geschweige einer großen Zukunft, keine Männer des Volksvertrauens. Der Minister Eichhorn, der vor vier oder fünf Jahren aussprach, daß die Kirche sich aus der Gemeinde erbauen müsse, hat die Kirche, an Händen und Füßen gebunden, der Staatsgewalt überliefert. Er, der vor beinah nun zwei Jahren ein neues Ordinationsformular als wesentlich nothwendig erklärte, verdammte Prediger von ächter Christlichkeit auf den starren Buchstaben todter Satzung hin und zog über Universitäten und Schulen die Fesseln confessionellen Zwanges fester und fester. Die Justizminister Uhden und v. Savigny haben noch zuletzt durch die Vorlage des Strafgesetzentwurfes klar und unwiderleglich bewiesen, wie sehr ihre Rechtsgrundsätze dem Rechtsbewußtseyn des Volkes gänzlich fremd sind. Der Minister des Auswärtigen, der General Freiherr von Canitz ist uns noch in frischem Andenken durch die Diskussionen, die auf dem ersten vereinigten Landtage namentlich über Spanien und Krakau gepflogen worden sind. Es zeigte sich, wie wenig hohle Salonphrasen zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hinreichen, und Schlesien trägt noch jetzt die Folgen einer auswärtigen Politik, welche den Wohlstand der ganzen Provinz erschüttert hat. Auf den General v. Thile, als den eifrigen Protektor einer starren Glaubensrichtung, konnte das freisinnige preußische Volk nicht mit Vertrauen hinblicken, und so sehr wir auch der geistigen Kraft und dem guten Willen des Ministers v. Bodelschwingh Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, so war er doch zu wenig öffentlicher Charakter. So schnell sein Geist im Auffassen sich überall darstellte, so langsam entwickelte Bodelschwingh seine Kraft auf dem praktischen Gebiete der Staatskunst; er folgte mitten in dem Sturme der Gegenwart der Politik, die ihre Maßregeln nur tropfenweis in das Leben hereinträufelt, wo das Volk den frischen vollen Strom erwartete. Gewiß! diese Männer sind nicht die Männer der Zukunft, nicht die Männer eines großen Preußens, eines großen Deutschlands; auf dem vereinigten Landtage haben wir andere Männer kennen gelernt.“

Posen und Elsaß.

Zur Verständigung.

(Frankfurt a. M., den 28. März.) Noch ist das deutsche Volk erst an dem schwersten Punkte seiner politischen Laufbahn zur Ordnung seiner innern Angelegenheiten angelangt, und schon erheben sich Stimmen, welche mit edler Gewissenhaftigkeit eine schleunige Schmälerung der deutschen Gränzen nach außen fordern durch Wiederherstellung Posens als eines selbstständigen polnischen Reiches, zur Sühne des Wortbruchs, den Friedrich Wilhelm II. bei der zweiten und dritten Theilung Polens beging. Es sollte aber kein deutscher Schriftsteller, der einen Funken von Vaterlandsliebe besitzt, das Unrecht schildern, welches Polen erduldet hat, ohne der hinterlistigen Abreißung des Elsasses zu gedenken, denn beide Angelegenheiten sind nur Bruchstücke der größten politischen Frage, welche unsere Zeit immer mächtiger bewegt, — der Frage: „Sollen nach Nationalitäten, d. h. nach Sprach- und Volksgränzen, die Staaten geregelt werden, oder ist es auf die Dauer möglich, aus den verschiedensten Volkstheilen nach willkürlichem Ermessen einen Staat zu bilden?“ Die Herstellung des unabhängigen Nationalstaats in ganz Europa wird

uns, da dann ein Gränzstreit kaum mehr möglich ist, am sichersten vor den unserer Gesittungsstufe durchaus unwürdigen Kriegen schützen, aber sie muß auch ganz und nach denselben Grundsätzen durchgeführt werden. Sehen wir hier ab von dem Austausch Savoyens gegen Corsika, von der Befreiung der von Griechen und Slaven bewohnten europäischen Türkei von dem türkischen Joch, als Fragen, die uns zunächst nicht berühren, so dürfen wir doch nicht in Posen einen Theil dieser Gränzberichtigung erledigen, und im Elsaß den andern unberührt lassen, wir dürfen im Osten nicht einem Zuge edeln und gerechten Sinnes folgen und einen Schritt thun, zu dem uns vorläufig keine Macht zwingen kann, um im Westen eben so gerechte Ansprüche nicht zu erheben, weil wir gegenwärtig uns die Macht nicht zutrauen, sie durchzusetzen. Halten wir den Franzosen, wenn sie auf Wiederherstellung Polens dringen, die Herausgabe des Elsasses entgegen, welches auf gleich unwürdige Weise genommen und heute noch weniger mit französischen Elementen, als Posen mit deutschen durchsitzt ist. — Man mag erwiedern: „aber die Elsässer wollen französisch seyn, die Posener dagegen nicht deutsch bleiben.“ Darauf entgegne ich: sie wollten es nicht bei unsern bisherigen elenden, entwürdigenden und beschämenden politischen Zuständen, aber sobald unsere jetzigen Errungenschaften in's Leben eingetreten sind, wird bei einem so tüchtigen, rein germanischen Volksstamme auch der nationale Zug, der selbst unter den frühern Verhältnissen bei vielen edeln Männern nicht unterdrückt war, immer stärker hervortreten. Ja, ein französischer Schriftsteller, ein Mann, der für die Französirung des Elsasses am eifrigsten gewirkt, Hallez-Claparède, bemerkt selbst mit Erstaunen, wie rasch die 1815, nach so langer Vereinigung mit Frankreich, Deutschland wieder zugewiesenen Gebietstheile um Saarlouis und Landau jede französische Färbung verloren, wie stark die Vogesengränze gegen Frankreich und die von drei Seiten anliegenden deutschen Lande dem Französischwerden des Elsasses entgegenwirken. Eben so wenig, wie die elsässische Frage, ist die posenische jetzt schon reif; so lange nicht russisch Polen als unabhängiger Nationalstaat hergestellt ist, wären die abgetretenen rein polnischen Theile von Posen zu klein, um ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Es könnte nämlich nur von der Abtretung der neun Kreise: Mogilno, Gnesen, Wongrowitz, Schroda, Pleschen, Adelnau, Schildberg, Schrimm und Kosten die Rede seyn, wo auf 100 Einwohner nur 15 Deutsche kommen; in den übrigen 16 Kreisen dagegen bilden die Deuschen $^{2}/_{5}$ — $^{4}/_{5}$ der Einwohnerzahl. Im Ganzen verhalten sich die Polen zu den Deutschen im Großherzogthum Posen wie 75 : 53.

Weit unvermischter als das polnische Element in Posen ist das deutsche in Elsaß. Das ganze Landvolk ist in Kirche und Schule, wie in der Umgangssprache deutsch, eben so die protestantische Kirche in den Städten, die Friedens- und Handelsgerichte.

In Straßburg sind an sieben Kirchen des Augsb. Bekenntnisses 25 Prediger angestellt, von denen nur Einer in französischer Sprache predigt.

In Colmar sind 4 Pfarrer, von denen einer in beiden Sprachen, die andern drei nur deutsch predigen; in Mühlhausen sind 4 Pfarrer, 3 an der deutschen Kirche, einer an der französischen.*)

Mannichfaltigkeiten.

(Ulm, 20. März. — Schw. M.) Gestern wurde ein Festspiel: „Dentschlands Morgenröthe“, hier im Theater gegeben. Als der Genius der deutschen Freiheit mit einer großen prächtigen schwarz-roth goldenen Fahne auftrat, war das ganze Publikum wie außer sich. Am Schlusse wurde der Verfasser (Vorstand der hiesigen Bühne: Ph. W. Kramer) stürmisch hervorgerufen. Er hielt eine patriotische Anrede an das Publikum und brachte schließlich dem einigen freien Deutschland ein Hoch aus, worein jubelnd eingestimmt wurde. Nach diesem pflanzte Direktor Kramer die Nationalfahne vor der Mittelloge im Theater auf.

Ein Artikel in der „Allg. Ztg.“ beginnt mit folgendem Ausruf: „Frankreich eine Republik, Oldenburg ein constitutioneller Staat, Welcker Bundestagsgesandter, Römer Minister, in Wien Volksaufstand, Metternich abgedankt, in der Kaiserstadt Wien Preßfreiheit und Nationalgarde — die Wunder fallen vom politischen Himmel so dicht und zahlreich, wie vom natürlichen die Sternschnuppen in einer kalten Novembernacht.“ Heute können wir noch hinzufügen: König Ludwig von Bayern legt die Krone nieder — der König von Preußen bewilligt alle Forderungen — in Hannover ist Preßfreiheit — und die Jesuiten verlassen Rom! Wahrlich zu viel auf einmal!

(Eßlingen, 21. März. — Mainz. Z.) Ueber jetzigen Zweck und Ziel der deutschen Turngemeinden hat Th. Georgii gestern hier einen Aufruf erlassen, in welchem beantragt wird, der nächste Zweck der deutschen Turngemeinden sey Bildung bewaffneter Schaaren der Jugend von 18 bis 25 Jahren; statt der bisherigen Turnübungen sollen Waffenübungen mit Büchse und Bajonnet, und bis zu deren Anschaffung mit Pike, Sense u. s. w. erfolgen; als Uniform soll vorerst die Turnjacke, als Abzeichen die deutsche dreifarbige Kokarde dienen; die Organisation der Schaaren soll rein selbstständig und demokratisch seyn. Im Fall des Dienstes sollen sich die Turner unter das Kommando der Landwehr stellen. Der ganze Plan geht, wie Sie sehen, auf ein ähnliches Institut, wie bei der französischen Nationalgarde die mobilen Kolonnen sind. Daß eine durchgreifende Organisation überall erfolgen müsse, steht fest; obgleich ich Georgiis Aufruf nur wegen der Anregung zu weiterer Diskussion Werth beilege.

Preßfreiheit und Galgen.

Das war der Herr von Thadden
Auf Preußens Ständetag,
Das war der Herr von Thadden,
Der da die Worte sprach:
„Preßfreiheit mögt ihr geben,
Doch setzt mir gleich daneben
Den Galgen, den Galgen!“

O inhaltschwere Mahnung!
O, schaut, noch ist's kein Jahr,
Und Herrn von Thadden's Ahnung —
In Wien, da ward sie wahr!
Preßfreiheit ist gegeben,
Und seht! was steht daneben?
Der Galgen, der Galgen!

Und, der so lang' uns preßte,
Und preßte frank und frei,
Der Chef, der allerbeste,
Der Völkerpresserei: —
O, seht ihn, seht ihn eben
Im Conterfei nun schweben
Am Galgen, am Galgen!

Elberfeld. Adolf Schults.

*) Vergl. Germania, Archiv zu Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Herausg. von Dr. Steicker (F. a. M. bei H. L. Brönner) I. 206—237. II. 12—14.

Die Zeit macht Riesenschritte und es ist, als ob sie Das, was wir 32 Jahre lang versäumt und verträumt haben, wieder nachholen wolle. Wenn je eine Zeit gewesen ist, die in wenigen Wochen die größten Ereignisse wie durch ein Wunder hervorrief, so ist es die, in welcher wir leben. Der alte liebe Gott lebt noch, dessen Rath wunderbar ist, der aber Alles herrlich hinausführt.

Korrespondenz.

Sondershausen, 14. März.

Auf die von vielen Gemeinden unseres Fürstenthums unserem Landesherrn überreichten Petitionen ist nun Resolution erfolgt und sind von den darin enthaltenen 18 Punkten alsbald genehmigt: Preßfreiheit; alle kleineren Gewerbe, die nicht über 50 Thlr. jährlichen Ertrag liefern, sind gewerbesteuerfrei, die Jagdfrohnen sind aufgehoben; die Verwaltung des Kammerguts wird dem Lande gegen eine Civilliste überlassen; es soll auf Verminderung der Besoldungen und Pensionen Rücksicht genommen werden. Für allgemeine Volksbewaffnung und deutsches Parlament wird die Hand zu bieten versprochen, so wie Verwendung bei den Vereinsregierungen wegen Aufhebung der Salzsteuer. Die übrigen Punkte sollen theilweise dem Landtage vorgelegt, theilweise bald in Ausführung gebracht werden. Zuletzt wird die jetzige Ständeversammlung alsbald aufzulösen versprochen, wenn sie das Vertrauen des Landes nicht genösse.

Coburg, 18. März.

Die Bewegungen der Zeit haben sich in hiesiger Stadt auf eine Weise geäußert, welche den wahren Vaterlandsfreund mit Freuden erfüllen muß. Die hiesige Bürgerschaft hielt sich streng innerhalb der Schranken gesetzlicher Befugniß. Der Magistrat hatte mit den Stadtverordneten die ganze Sache von vorne herein in feste Hand genommen, in einer Adresse an den Herzog den aller Orten kund werdenden Petitionen sich angeschlossen und um sofortige Einberufung der Ständeversammlung gebeten. Diese Adresse konnte bei einem so freisinnigen Fürsten ihren Zweck nicht verfehlen. Der Herzog gewährte sofort die Bitte durch Einberufung der Stände auf den 2. April, und sprach sich in einem recht vertrauensvollen Erlaß vom 10. März sowohl über die angeregten, als über die sonstigen Fragen der Zeit auf eine Weise aus, welche recht deutlich zeigt, daß dieser Fürst mit seiner Regierung unsere Zeit begreift. Diesem glücklichen Umstande und den Fortschritten im constitutionellen Leben unter hiesiger Bürgerschaft ist deren musterhafte Haltung während der allgemeinen Aufregung zu verdanken. Die Streitigkeiten der Regierung mit der Landschaft, von denen vor einigen Jahren in den Zeitungen öfters berichtet wurde, haben der ersteren eine klare Einsicht in die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes verschafft und gewiß viel zu Bearbeitung des Feldes mit beigetragen, auf welchem den Landesangehörigen nunmehr in Ruhe und Frieden die schönsten Früchte keimen. Der Magistrat, die Stadtverordneten und die Behörden haben ebenfalls eine große Umsicht und Thätigkeit entwickelt. Unruhen der Landleute im benachbarten Bayern haben zum Schutze der Stadt eine kräftige Bürgergarde in engster Verschmelzung der Bürger und Staatsdiener improvisirt, die sich gegenwärtig alle Abende im Gebrauch der Waffen übt. Unsere eigenen Landbewohner aber sind verständige Leute, die — vom besten Geiste beseelt — ihre Wünsche und Bitten schriftlich vorgetragen haben und mit denselben gewiß jede billige Erhörung finden werden.

Oberstein a. d. Nahe, 19. März.

Auch wir sind dem Einflusse der allgemeinen Begeisterung nicht fremd geblieben und haben eine mit über 1000 Unterschriften von Bürgern aus unserem Amte unterzeichnete Adresse an unseren Großherzog nach Oldenburg abgeschickt. Unsere Wünsche und Forderungen sind dieselben, wie sie sich in den meisten Adressen wiederholen, und berichten wir nur dieserhalb davon, weil sie durch die große Zahl von Unterschriften den guten Geist unseres kleinen Ländchens bekundet.

Darmstadt, 19. März.

Ein in der zweiten Beilage zu Nro. 76 des Frankfurter Journals eingerückter Artikel aus Beerfelden widerspricht auf eine sehr dreiste Weise der Wahrheit meiner Angaben in Betreff der in dem hessischen Odenwalde stattgehabten Unruhen. Es ist möglich, daß man in Beerfelden und der Gegend ein besonderes Interesse dabei hat, die Geschichte der Odenwälder Volksbewegungen in einem gewissen Dämmerlichte erscheinen zu lassen, welchem sogar noch die Gesetzlichkeit als Unterlage dienen soll. Nur die etwas stark aufgeregte Phantasie der in jenem Artikel unterschriebenen Mitglieder des Gemeinderaths von Beerfelden (das angenommene Prädicat „Stadtrath“ kennt unsere Gemeindeordnung nicht) scheint ihnen Bilder von bürgerlicher Ordnung vorgespiegelt zu haben, welchen die tumultuarischen Auftritte zu König, Erbach, Fürstenau und Schönberg geradezu widersprechen. Freilich, man wollte ja nur „Abschaffung aller standesherrlichen Rechte“, und dazu war der betretene Weg allerdings der kürzeste, wenn auch nicht der beste. Die von dem Hrn. Minister des Innern letzthin erlassene Proclamation spricht doch wohl nicht gegen die Wahrheit meiner Mittheilungen; eben so wenig wie die von einem Mitgliede des Ministeriums des Innern unternommene zweimalige Reise in den Odenwald, und zwar in keiner anderen Absicht, als durch sein persönliches Einwirken zur schnellen Wiederherstellung der gestörten bürgerlichen Ordnung beizutragen. Dies als Erwiederung den unterzeichneten „Stadträthen“ von Beerfelden, die übrigens besser daran gethan hätten, wenn sie, anstatt sich in seichte Widerlegungen von Journalartikeln einzulassen, die Fülle ihrer Weisheit bei der Berathung über Gemeindeangelegenheiten verwendet hätten.

(Der †† Darmstädter Korrespondent des Frankf. Journ.)

Amorbach, 15. März.

Der Zweck des schon in Ihrem Blatte mehrmals erwähnten Bauernzuges gegen die fürstl. Leiningen'sche Domainenkanzlei dahier, der durch die entschlossene Haltung des rasch aus hiesigen jungen Leuten gebildeten Freicorps und der aufgebotenen Landwehr vereitelt wurde, indem sich die Rotten vor denselben über die badische Gränze zurückzogen, geht wohl am besten daraus hervor, daß die Nachzügler, aus Weibern und Kindern bestehend, mit Säcken und Körben versehen waren. Diese Brand- und Raubzüge der Bauernhaufen erinnern in ihrer Erscheinung und ihren Tendenzen nur zu auffallend an die Haufen vom Bundschuh, vom armen Konrad vor 300 Jahren; gerade wie diese legen unsere Bauern sich das Wort „Freiheit“ aus. Wer indeß mit der Verwaltung im Leiningenschen bekannt ist und die vielen Lasten, als: Herdgeld, Jagdfrohnd, Handlohn, Bürgereinzugsgeld, Besthaupt und die übrigen kennt, und die beispiellos drückenden, daraus entstehenden Prozesse, der bedarf keines Commentars, warum gerade diese Excesse hier am meisten vorkommen.

Vom Taunus, im März.

Der 30. März, an welchem Tage die Versammlung der deutschen Volksmänner als Vorberathung des deutschen Parlaments in Frankfurt a. M. statt findet, wird in der Geschichte des deutschen Volkes von unendlicher Bedeutung werden. Wir glauben und sind überzeugt, daß die Mitglieder dieser Versammlung von dem hohen Ernste ihres dermaligen Berufes vollkommen durchdrungen sind. Darum aber wird uns auch Niemand abstreiten, daß der Zweck dieser Versammlung nicht als ein Menschenwerk, sondern als ein Gotteswerk zu betrachten ist. Wir machen aus dem Grunde den Vorschlag, daß ganz Deutschland diesen Tag zu einem Feiertag erhebe, daß an diesem Tage in allen Kirchen, in den Städten, wie auf dem Lande ein feierlicher Gottesdienst abgehalten werde, um Gottes Segen zum Heile unseres gesammten deutschen Vaterlandes zu erflehen. Leider kommt dieser Vorschlag etwas spät, um ihn noch zur rechten Zeit in allen deutschen Gauen in seinem ganzen Umfange zur Ausführung bringen zu lassen; diejenigen aber, welche noch zeitig die Kunde vernehmen, fordern wir hiermit auf, nicht aus kleinlichen Rücksichten zu säumen, sondern schnell Hand an's Werk zu legen, dieweil wir damit zeigen, daß Gottes Wille die Zeit beherrscht und nicht der Eigendünkel Einzelner, die sich berufen glauben, oder auch die Verblendung einer ganzen Nation.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. März. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abth., von H. Laube.

Donnerstag, 30. März. Jubelouverture von C. M. v. Weber. Festgruß, gedichtet von Wilh. Wagner, gesprochen von Hrn. Breuer, mit allegorischem Tableau. Hierauf: Wilhelm Tell, Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 91. Freitag, den 31. März 1848.

Die deutschen Farben.

(Von Wilh. Wagner.)

An allen Pforten, Zinnen, Thürmen sehen
Wir Fahnen weithin stolz und prächtig wehen;
Es sind die deutschen Fahnen, Schwarzrothgold.
Wie sie, vom heitern Himmelsblau umfangen,
Erglänzen und wie ihre Farben prangen,
Wie ihnen Alles rings Begrüßung zollt!

Ist es ein Traum? Sind's nicht dieselben Farben,
Die noch unlängst Verfolgungen erwarben
Und schwere Büßung Jedem, der sie trug,
Dieselben nicht, die schmählich man verpönte,
Die eine feige Söldnerschaar verhöhnte,
Die man in Banden und in Fesseln schlug?

Sind's nicht die Farben, einst dee Stolz des Reiches,
Der Karolinger und des Sachsenzweiges,
Der Hohenstaufen mit dem Doppelaar?
Sind sie es nicht, die unser Volk getragen
In seiner Einheit ruhmgekrönten Tagen,
Als es noch stark wie seine Eichen war?

Ja, diese Farben heißen wir willkommen!
Doch können sie nur dann dem Volke frommen,
Wenn es bewahrt der Freiheit heil'ge Gluth.
Die Zeit ist um der jubelnden Entzückung
Bei eines Fürstenblickes Huldbeglückung,
Wo sie geruhten, weil wir selbst geruht.

Seyd euern Fürsten ernste Freiheitsmahner;
In Monarchien seyd Republikaner,
An schlichter Tugend reich, wie Cincinat,
Wie Scävola, vor keinem Schmerz erblassend,
Wie Regulus, vom Manneswort nicht lassend,
Wie Brutus, Alles opfernd für den Staat!

Dann könnt ihr würdig die drei Farben tragen,
In heit'rer Zeit, so wie in trüben Tagen;
Ihr fürchtet dann kein drohend Feindesheer.
Die Farben leben fort in euren Thaten;
Stark ist die Freiheit dann und wohl berathen
Und fest, gleich einem Fels im Meer!

Die wahren und falschen Begriffe von Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft.

Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz (vor dem neuen guten Gesetz) und Brüderschaft unter allen Gleichgesinnten, nämlich unter solchen, die Achtung vor diesem Gesetze haben, das ist der wahre Sinn, die wahre Bedeutung dieser Worte.

Darüber, ihr lieben Leute nah und fern, auf dem Lande und in Städten, laßt Euch von redlichen, unterrichteten Freunden belehren, von solchen Freunden und Männern, die es wahrhaft gut mit Euch, mit Euern Kindern und dem gemeinsamen theuern Vaterlande meinen.

Eine Obrigkeit wird und muß es bei jeder Staatsform geben, und die gesetzlichen Vorschriften müssen zu allen Zeiten geehrt und befolgt werden, wollen wir nicht in die größte Anarchie verfallen.

Manche denken sich zwar in ihrem Wahn und Unverstand unter Freiheit ein unbeschränktes Recht, zu thun und zu begehren, was ihnen gefällt und gelüstet, ohne alle Rücksicht auf die Lage und Rechte ihrer Nebenmenschen und Mitbürger; unter Gleichheit eine völlige Gleichstellung und Aneignung alles fremden Vermögens und Eigenthums, und gleichen Antheil bei dem Zerstören und Plündern desselben; und unter Brüderschaft die höchste Vertraulichkeit zwischen allen Denen, die an solcher Zerstörung und Plünderung thätigen Antheil nehmen.

Wollt ihr Euch aber, aufgehetzt von Betrügern, Scheinheiligen und schlechten, bösartigen Menschen, der Zerstörungs- und Plünderungswuth, Eurer entfesselten Leidenschaft hingeben, dann wehe Euch und uns; denn, so wahr ein Gott im Himmel lebt, Ihr und wir Alle würden darunter leiden. Ein solches Verfahren würde die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande und Ordnung, den Umsturz alles Bestehenden herbeiführen, und nicht blos die Höherstehenden und Reichen, sondern alle Stände, Bürger und Bauern, würden in einen gemeinsamen Ruin kommen, Ihr selbst würdet Euch und Euern Nachkommen ein unsägliches Elend bereiten.

Darum haltet fest an der gesetzlichen Freiheit. Schaaret Euch um die Männer, die Ihr von jeher als brav und wacker erkannt habt. Weiset zurück alle Hetzer und Aufwiegler, alle seichten Schwätzer, Alle, die von Haus aus zu den Unsoliden und Charakterlosen, zu den Verschwendern, stets in Schulden Steckenden, oder zu den Faulen und Trunkenbolden, die nichts arbeiten wollen, gehören. Eine arbeitende Klasse wird und muß es stets in der Welt geben, denn ohne diese kann keine menschliche Gesellschaft bestehen. Nach den neuen freisinnigen Gesetzen wird der Lohn der Arbeit immer größer seyn, je mehr der Bedarf in dem erweiterten großen Vaterlande steigt und Je-

dem die Möglichkeit gegeben ist, seine Kräfte frei und ungehindert entwickeln zu können.

Darum nochmals, laßt Euern Wahlspruch seyn: **Nur auf gesetzlichem Wege vorwärts!**

Offenes Sendschreiben an einen preußischen Minister.

Ew. Exc. wollen einem deutschen Manne, monarchisch-constitutionel gesinnt, aus Grundsatz Preußen für das natürliche Haupt des protestantischen Deutschlands haltend und noch vor einer Woche auf die Verwirklichung dieser Hoffnung guten Glauben bauend, zum Heile für das liebe deutsche, theure, große Deutschland erlauben, seine Beobachtungen über den Eindruck mitzutheilen, welchen hier das Decret Ihres Königs vom 21. d. M. hervorgebracht hat bei einer Fraktion des deutschen Volkes, die in ihren bessern Gliedern keineswegs extreme und exaltirte Köpfe aufnimmt. Mit wundem Herzen und tiefem Bedauern muß ich berichten, daß dieser Eindruck ein höchst betrübender gewesen, der weder Anerkennung noch Achtung, also auch keinen Wunsch der Ausführung jenes Decrets irgendwo erregt hat. Auf Ew. Excellenz hervorragende, bei der Versammlung der Stände im vorigen Jahr so glänzend hervortretende Eigenschaften und Gesinnungen blickend, begreift man nicht, wie Sie eine solche Verkündigung unterzeichnen konnten! Schon spricht man es laut aus, die Luft in des Königs Kabinet sey dieselbe geblieben, sie habe die neuen Minister mit der dortigen Palastkrankheit angesteckt! Nach der gräuelvollen militärischen Bartholomäusnacht Berlins, worüber in ganz Deutschland nur ein Ruf des Entsetzens erscholl, war man schon auf's höchste verwundert, wie der fromm geglaubte König den Menschen so schnell vergessen und, statt Verzeihung zu suchen wie ein Schuldiger, sie anbieten konnte den Unschuldigen! Wie groß stehen diese da, nachdem sie die umgekehrte Natur der Dinge übersahen und sich mit dem erhebenden Gefühl der Märtyrer begnügten. Als solche stehen sie allerdings weit über Dem, der erst sie zu solchen verdammte und dann ihnen „in Gnaden" verzieh. Ist dies nun auch eine Sache zwischen dem König und den Berlinern, so kann dennoch die Wirkung unmöglich ausbleiben auf die Millionen Deutsche, deren von Gottes Hand so offenbar geleiteten großen Geschicke Ihrer Majestät in die seinige zu nehmen den Muth hat oder die Verblendung, Eins so unerklärlich wie das Andere. Man fragt, wer gibt ihm das Recht, wer den Beruf, wer den Glauben an die Liebe, das Vertrauen, den Wunsch der Deutschen, wer die schwächste Hoffnung des Erfolgs seinen autokratischen Beschlüssen?? Und nicht einmal der Ausdruck eines Antrags, einer Bewerbung liegt vor, nein das kategorische Wort eines königlichen Willens. Und dazu boten Sie, Graf, die Hand? Ohne deren Unterzeichnung durfte man an dem gesunden Verstande des Monarchen zweifeln; aber wie jetzt?

Groß ist der Moment, aber im Innern Deutschlands, ungeachtet höchster Aufregung, nicht so die Gefahr; sie wäre es, wenn die heimliche Buhlschaft Preußens mit Rußland nicht ihr vom Volke bereitetes Ende erreicht hätte, wenn nicht die hehre, ehrenvolle, so rein gebliebene österreichische Umgestaltung der Dinge der Schlange Metternich den Kopf zertreten und der neuen Aera eine feste Unterlage gegeben hätte. Vor dieser ewig merkwürdigen Wiener Katastrophe, vor jener mörderischen Berliner Metzelei lagen die deutschen Loose noch in Preußens Hand; man hoffte und ersehnte von Tag zu Tag; aber es blieb Alles unerfüllt; da ging Oesterreichs Sonne, die den Deutschen so oft vorleuchtete, nach langer Nacht wieder auf, Preußens Stern ging unter! Und diesen Wechsel konnten Sie, konnte Ihr König übersehen, vornehm ignoriren? Konnte entfernt wähnen, Deutschland werde der angemaßten, durch so gar nichts begründeten **Leitung** sich bereit und freudig fügen? Es erscheint von keiner Seite, nicht die kleinste Aussicht frei von dickem Gewölk. Das überall hervortretende Ich ist ein Wort zum allgemeinen Hohn und Unwillen. Am 26. d. M. in Heidelberg, am 31. d. und 1. April hier werden die Männer des Volks selbstständig zusammenberathen, was noth thut, um den ersten Schritt zum deutschen Parlament zu ebnen, sie werden die Leitung von Berlin gar nicht beachten, denn von ihnen gingen, nothgedrungen, die Heilmittel aus zur Erstehung des zu lange siechenden, gequälten, verkannten, und so gesunde Keime einer hehren nationalen Entwickelung in sich bergenden herrlichen Deutschlands. Die Verkündigung vom 21. enthält Nichts, was wir hier im Süden nicht längst wüßten, dagegen sehr vieles Andere nicht. — Es gehören jetzt nach dem schmählich verlorenen Momente, Preußen hoch und mächtig hinzustellen, ganz andere Worte und Thaten dazu, wie die seit den letzten vierzehn Tagen gehörten und gesehenen, um denselben wieder zu gewinnen, wenn das überhaupt möglich; Oesterreich ist mit jedem Tage steigend in Vertrauen, Freudigkeit und Anhänglichkeit von Seiten der Deutschen; Preußen hat sich dessen nie zu rühmen gehabt, wird es nie.

Dies mag genügen! Die Hauptsachen sind gesagt; Sie würden nicht Zeit finden, mehr zu lesen.

Ich habe die lautere Wahrheit in bester Absicht und mit aller Besonnenheit geschrieben.

Frankfurt, den 24. März 1848. **Ein freier Deutscher.**

Nachruf an H. W. Ackermann.

Mitten in die Freudengrüße, mit denen unsere Stadt sich anschickt, die edlen Männer zu empfangen, welche in ihr gemeinsam Hand anlegen wollen zum Baue deutscher Einheit, tönt der Trauerruf von **Ackermann's** Hinscheiden. Ein wahrhaft erschütterndes Zusammentreffen! Er, der einst in jugendlicher Begeisterung sein geliebtes Vaterland von den Ketten fremder Tyrannei befreien half, dessen Herz blutete, als er das erstandene Vaterland unter neuen, von den eignen, unwürdigen Söhnen geschmiedeten Banden fast erliegen sah; der aber doch, der Kraft der Wahrheit vertrauend, nicht die Hoffnung sich aus dem gläubigen Herzen reißen ließ und jeden noch so kleinen Sieg der Freiheit freudig begrüßte: er muß das Auge schließen beim anbrechenden Tage, darf nicht mehr hören den Jubel seiner Freunde, nicht die Frucht genießen, deren Keim auch Er mit seinem Herzblut nährte. Am ersten Festmorgen trägt man seine sterbliche Hülle zur letzten Ruhestätte und mitten durch Kränze und Ehrenpforten schreitet ernst und voll Wehmuth der Trauerzug der Freunde. Aber er hat ihn noch gehört den mächtigen Ruf der Zeit, der sich zur höheren Freiheit lösende Geist hat die frohe Kunde der nahenden Erfüllung mit hinüber genommen und seine Sehnsucht nach endlicher Befreiung von schweren Leiden ist nicht getrübt worden durch die Aussicht auf trostlose Verhältnisse in seinem Vaterlande. Möge seine freudige Hoffnung für uns Ueberlebende nicht zu Schanden werden, sondern gerade in diesen Tagen ihre ruhige Verwirklichung finden! Es kommt mir nicht zu, Ackermanns begeistertes Jugendleben zu schildern; seine Waffengefährten werden dies thun und sich durch sein eignes bescheidnes Ablehnen jeder lauten Kundgebung an seinem Grabe nicht abhalten lassen, damit eine heilige Pflicht gegen die Mit- und Nachwelt zu erfüllen. Auch über seine vieljährige Lehrerwirksamkeit, der er leider in den letzten Jahren fast ganz entzogen war, werden wir hoffentlich bald eine ausführliche Darstellung durch ältere Freunde erhalten. Nur wenige Worte der aufrichtigsten Anerkennung will ich dem Dahin-

geschiedenen nachrufen, Worte, wie sie am geöffneten Grabe von einem Kollegen im Namen Aller hätten gesprochen werden sollen, wenn der Wunsch des Sterbenden nicht Gebot seyn müßte. Er war ein edler, reiner Mensch voll Begeisterung für das Wahre und Gute und aus dem Adel seiner Gesinnung erblühte die Liebe und Verehrung, die seine Schüler und Freunde für ihn hegten. Mit reichen Gaben des Kopfes und des Herzens ausgestattet, war er rastlos thätig in Vervollkommnung seiner selbst und suchte daher vor Allem den Trieb nach Selbstveredlung in der Jugend zu wecken und zu leiten; nicht leicht hat ein Lehrer eine größere Anregungskraft besessen, und Das war es gerade, was seinen Unterricht so gedeihlich und segensreich machte. Er war aber auch ein starker Mensch; kein Ungemach des Lebens vermochte ihn in seiner Freudigkeit zu stören, seine hingebende Thätigkeit zu hemmen. Viel Stürme zogen über sein Haupt, er blieb sich gleich, fest und begeistert, und sein reicher Geist schmückte seine Einsamkeit mit unvergänglichem Genusse. Ein so glücklich geordneter Geist wurde getragen durch eine bedeutende äußere Persönlichkeit; Milde und Festigkeit, Klarheit und Wärme traten in seiner Erscheinung entgegen und verschmolzen zu der hohen Liebenswürdigkeit, die Jeder fühlte, der sich ihm näherte. So bleibt uns denn sein Bild als das eines ächten Mannes, der mit reinem Bewußtseyn das Leben freudig erfaßte und den Tod nicht scheute. Sey ihm die Erde leicht, wie durch seine Thatkraft das Leben ihm leicht und heiter geworden.

Dr. H. Weismann.

Die Namen Preußen und Pommern.

In dieser Zeit, wo Deutschland sich endlich fühlt, wo es so viel Fremdes und Aufgedrungenes ausscheidet, sollte es auch den Namen Preuße und Preußen in Verruf thun. Namen thun freilich nichts zur Sache, sagt ein altes Sprüchwort, aber trotz Dem wird Jeder fühlen, daß der Name auch wieder eine tiefere Bedeutung hat. Der Name Preuße ist aber ein slavischer, ein russischer, heißt so viel als po russi, die unter den Russen Wohnenden, oder die unter den Russen Stehenden. Porussi hat für den Slaven, für den Russen die Bedeutung, welche der Name Barbar ehedem für den Griechen hatte, ist nichts weniger als ein Ehrenname, und sollte daher auch nicht von einem deutschen Volke, nicht von einem so kerndeutschen Volke länger geduldig getragen werden, als das ist, welches wir noch heute damit benennen. Um den russischen Namen, der selbst hier und da in Deutschland zum Schimpfnamen geworden, abzuschaffen, dürfen wir keinen neuen ersinnen, dürfen wir nur den alten wieder erheben, der viel wohlklingender ist, der in seinem Wohlklange noch eine Menge geschichtlicher, vaterländischer Erinnerungen anregt. Es ist dies der Name Balten, der Name des Gothenstammes, der dort wohnte, der auch dem Meere, der Seeküste den Namen der baltischen gab. Nennen wir daher Preußen künftig hin mit dem urdeutschen Namen Baltenland oder Balten, nennen wir den Preußen fürder den Balten.

Neben dem obengenannten anrüchigen russischen Namen ist bei uns Deutschen und für ein deutsches Volk noch ein anderer slavischer Ausdruck üblich, den wir ebenfalls ausmerzen könnten und müßten. Nämlich der Name Pommern, po-more. Es bedeutet derselbe Meerland oder Meeranwohnerland, hat aber in dieser slavischen Fassung für den Deutschen keinen Werth. Gebrauchen wir ferner dafür den geschichtlichen, deutschen Namen: Heruler und Herulenland oder Herulen. Zeigen die Bewohner jener Lande fortan durch Wiederaufnahme der deutschen Namen, daß sie nichts Russisches in sich wissen wollen, zeigen die übrigen Deutschen durch dieselbe, daß sie die darunter begriffenen Stämme für ächte deutsche Landsleute anerkennen, achten und lieben wollen.

A. W. —

Ermahnung.

Kaum hat sich das deutsche Volk erhoben gegen dynastische Willkür und Gewaltherrschaft, kaum sind die Vorwerke des alten Despotismus gestürzt, und schon erhebt der alte Feind wieder sein Haupt — nicht unter den Besiegten, sondern unter den Siegern selbst! Berauscht vom raschen Gelingen der nationalen Befreiung, sprechen leider! nicht Wenige die Absicht aus, die zu Frankfurt zusammentretende Versammlung nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zur Verkündigung der Republik zu zwingen.

Nur dem Rausche der Freiheit nach so langer Knechtung kann man solches Vorhaben verzeihen; aber von deutschen Männern darf man erwarten, darf man fordern, daß sie auch im Rausche den Worten des Freundes, des Mitbruders das Ohr nicht verschließen! —

Gern will ich glauben, daß auch Ihr nur das Heil, die Ehre unseres heiligen Vaterlandes wollet. Wohlan denn, so besinnet Euch auf Das, was Ihr vorhabet, erwäget die unausbleiblichen Folgen solches Beginnens, und erwachet aus Eurem Rausche — zusammenschaudernd vor dem Unheil, vor der unauslöschlichen Schmach, welche solche Gewaltthat über unser Volk herabwälzen würde! —

Erhoben hat sich die deutsche Nation wie ein Mann gegen alle Willkür, welche sich in das Gewand der Legitimität gehüllt hatte, und die Nation war einig, weil sie im tiefsten Herzen die Willkür verabscheut. Gekämpft haben unsere Brüder wie Helden gegen den Uebermuth der Gewalthaber, der sich auf eine dem Bürgerrecht entfremdete Soldateska stützt, und unsere Brüder haben gesiegt, weil sie das Recht, das so lange vergeblich erbetene, nicht noch länger sich durch rohe Gewalt vorenthalten lassen wollten.

Dies war der Kampf, dies der Sieg unseres edlen Volkes. Das ewige Recht sollte zur Herrschaft kommen über selbstische Willkür; die rechtliche Freiheit sollte für immer ausrotten das Regiment despotischer Gewalt. Die Nation will einig werden in Freiheit und frei in Einigkeit; sie will Recht für sich und gerecht werden gegen alle andere Nationen; weil es nur Ein Recht giebt, welches Alle, so Einzelne, wie Völker zur Freiheit, zur ewigen Ordnung ruft.

Dies ist die hohe Bedeutung des heiligen Kampfes, dessen Siege die ganze civilisirte Welt mit begeistertem Jubel begrüßt! —

Und Ihr wolltet Eure Meinung Denjenigen aufdrängen, welche den Sieg zu befestigen sich versammeln werden? Ihr wolltet die kaum gestürzte Willkür wieder zur Herrschaft bringen, die kaum besiegte brutale Gewalt wieder einführen in das kaum wieder frei aufathmende Vaterland?

Nein, das ist unmöglich; Ihr könnt es nicht ernstlich, nicht beharrlich wollen; Ihr könnt nicht den scheußlichsten aller Kriege, den Bürgerkrieg, wollen, nicht wollen, daß das kaum entfaltete, reine Panier der deutschen Freiheit und Ehre besudelt werde mit Bürgerblut, daß die kaum geeinigte und vom Hochgefühle der alten Verbrüderung beseligte Nation wieder zerfalle in trostlosen Hader! Ihr könnet, Ihr werdet es nicht wollen, denn der Fluch des entweihten, des verrathenen Vaterlandes würde Euch treffen und die Verachtung der anderen Nationen Euch verfolgen, die unseren einträchtigen Aufschwung bewundern.

Ja, Ihr werdet Euch besinnen und in Eurem deutschen Her-

zen die Kraft zu dem herrlichsten aller Siege finden, zu dem **Siege über Euch selbst**, zum freien und freudigen Anschluß an die heilige Sache des **Rechtes** und der von ihm untrennbaren wahrhaften Freiheit.

Heidelberg, 27. März. **F. W. Carové.**

Mannichfaltigkeiten.

(Pirna, 20. März. — D. Allg. Ztg.) Auch die bis jetzt für uneinnehmbar gehaltene Festung **Königstein** ist es nicht mehr; es heißt von dort in einem Briefe vom 20. März: Gestern hat die Festung Königstein eine interessante Erfahrung gemacht wie noch nie. Ein junger Mann von 18 Jahren, der an der Eisenbahn arbeitet, will einen Bruder auf der Festung besuchen, da derselbe keinen Einlaß erlangt, **klettert er von der Stadtseite bis hinauf**, wo er dann allerdings sofort von der Wache verhaftet wird.

(Wien.) Die „Gränzboten" bringen hübsche Anekdoten aus Wien: Von einem Manne weiß ich, welcher der Situation nahe stand, daß der Fürst Metternich die Nachricht von der Abdankung Louis Philipps und der Regentschaft der Herzogin ruhig mit den Worten hingenommen hat: „Abdanken darf Jeder, die Regentschaft ist nicht verfassungsgemäß, das hat Frankreich mit sich auszumachen;" als er aber die Creation einer Republik vernahm, blieb er leichenblaß 10 volle Minuten in seinem Sessel sitzen.

Korrespondenz.

Von der Bergstraße, 26. März.

Trotz der bisherigen Unruhen, welche keine Erneuerung mehr befürchten lassen, sind die Steuern und Abgaben, selbst in den aufgeregtesten Bezirken der Provinz Starkenburg, in gewohnter Ordnung entrichtet worden. Dies gilt insbesondere von den Steuereinnehmerei-Bezirken des Odenwaldes, wo, wie bekannt, die Landleute zur Bestreitung ihrer Verbindlichkeiten gegen Staat und Standesherrschaft eine doppelte Kasse haben müssen. Der Landmann jener Gebirgsgegend darf jedoch demnächst namhaften Erleichterungen entgegen sehen, da die neue Staatsordnung mit den bereits ertheilten besonderen Zusicherungen ihn hierzu berechtigt, und da überdies auch die gräfl. Erbach'schen Standesherrschaften ihre Geneigtheit zu Vereinbarungen auf billige Grundlagen hin bestimmt ausgesprochen haben. Hätten die Standesherren des Großherzogthums das Grundrenten-Ablösungsgesetz vom Jahr 1836, zu welchem sie in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der 1 Kammer mitgewirkt hatten, unbedingt angenommen, hätten sie unterlassen, wegen Anwendung der Bestimmungen dieses Gesetzes auf ihre eigenen Grundrenten einen Rechtsstreit anzufangen, der erst im vorigen Jahre zu ihrem Nachtheile entschieden wurde, so würde, was den Odenwald anlangt, ein Hauptgrund der gedrückten Lage und Unzufriedenheit der Landleute in den drei Grafschaften schon längst weggefallen seyn. Hätte jedoch der Hr. Graf **Albert** von Erbach-Fürstenau in dieser wichtigen Angelegenheit für sich allein handeln können, so würde er die Ablösungsnormen jenes Gesetzes ohne Widerrede angenommen und in Vollzug gesetzt haben. Da er aber hierzu nicht befugt war, so konnte er sich nur darauf beschränken, die Annahme besagten Gesetzes den ihm verwandten gräflichen Häusern auf's wärmste und mit Gründen zu empfehlen, welche beweisen, daß er mit hellem Blick die Bedürfnisse der Gegenwart und die wahrscheinlichen Zustände der Zukunft erkannte, in denen er vor Allem eine bessere Stellung des Bauernstandes erstrebt wissen wollte. — Ein anderer Punkt, über welchen die Gesetzgebung künftig allgemeine Bestimmungen erlassen muß, ist der Betrieb von Bergwerken in den standesherrlichen und patrimonialgerichtsherrlichen Bezirken des Großherzogthums. Eine Bergwerksgesellschaft, welche sich vor länger als zehn Jahren zu Lauterbach gebildet hatte und auf Braunkohlen schürfen wollte, da das Holz aus den Riedesel'schen Waldungen dort theuer ist, mußte sich wieder auflösen, da die Patrimonial-Gerichtsherrschaft dagegen Einsprache erhob und ihre Einwendungen von Seiten der Staatsregierung als gegründet anerkannt wurden. Die Folge davon war, daß die Braunkohlen in der Erde blieben und die Bewohner der dortigen Gegend das theure Holz vor wie nach kaufen mußten. Ob es aber volkswirthschaftlich, ob es recht sey, daß die Erde, zur Aufrechthaltung eines Privilegiums, ihre nutzbaren Schätze zum Nachtheile der lebenden Generation beharrlich verschließe, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen.

Hanau, 28. März.

Die Idee des auf kommenden Sonntag den 2. April von der hiesigen Turngemeinde ausgeschriebenen allgemeinen deutschen **Turntages** fand bei der ganzen Bürgerschaft die beste Aufnahme und kräftigste Unterstützung. Sogleich bildete sich ein Ausschuß von Bürgern, der sich erbot, mit dem Vorstande der Gemeinde die Anordnungen der Festlichkeiten, die Beschaffung der Locale, den Empfang der Fremden und deren gastfreundliches Unterkommen gemeinschaftlich zu besorgen. Da gewiß alle Turngemeinden von der Wichtigkeit dieser Zusammenkunft durchdrungen sind, die die ersten Grundlagen einer ächt deutschen Volksbewaffnung, aus dem frischen, rüstigen Turnerleben entsprungen, eine Kräftigung desselben in Einigung bezweckt, und ganz Deutschland fühlt, wie nur in Einigkeit die Macht des Volkes besteht, so sehen wir zahlreichen Abgeordneten von nah und fern, und auch größerem Zuzug Turnern, vorzüglich der näher liegenden Gemeinden entgegen, die zur Verherrlichung des Tages doch alle ihre Fahnen mitbringen möchten. An die ersten deutschen Volksmänner, auch an Vater Jahn, sind Einladungen ergangen. Zur Hauptversammlung und Berathung ist die französische Kirche bestimmt; die Abgeordneten werden Samstag, alle längstens Sonntag ganz in der Frühe erwartet.

Wetzlar, 25. März.

Auf zwei Artikel im deutschen Journal ist auch in Nro. 85 der Didaskalia ein weiterer, von hier datirter gefolgt, welcher die Vorgänge zu **Braunfels** am 18. l. M. unvollständig berichtet. Wenn die errungene Preßfreiheit ihrem richtigen Begriff und vollen Umfang nach wirken soll, so darf nicht blos die Parteistimme gehört und dadurch die Wahrheit unterdrückt werden. Die Bewohner des Standesgebiets Solms-Braunfels standen gegen andere Theile der Provinz dadurch im Nachtheil, daß sie neben den vielen und drückenden öffentlichen Lasten und Abgaben auch noch alte, durch Gesetze, Herkommen und rechtskräftige Urtheile festgestellte fürstliche Berechtigungen auf ihrem Privat- und ihren Gemeinde-Eigenthume ruhen sahen. Ueber die Ablösung dieser Berechtigungen besteht zwar eine königl. Verordnung vom 4. Juli 1840. Allein der ziemlich hohe, wenn gleich keineswegs ungerechte Ablösungsbetrag, verbunden mit dem Mangel der Beihülfe von Seiten des Staats, erschwerte die Ablösung. Dennoch kamen darüber viele gerichtliche Verträge zu Stande, welche ohne Zweifel zur vollständigen Erfüllung gekommen wären, wenn nicht die erschütternden politischen Ereignisse den Sinn gegen Ordnung und Gesetz gekehrt, sofort zum **Abschütteln** aller fürstlichen Lasten Muth gemacht hätten. Anfänglich gemäßigtere Forderungen, worüber der Fürst mit zwei Deputirten jedes Orts verhandeln wollte, gingen in solche über, welche die angegriffenen Rechte fast auf nichts herabsetzten und zu deren Unterstützung sich am 18. l. M. viele Tausend Bauern um das fürstl. Schloß zu Braunfels versammelten, unbewaffnet zwar, jedoch mit tüchtigen Stöcken versehen, in drohender Haltung. Sie erreichten so ihre Zwecke, nachdem sie im vorigen Nothjahre den angestammten, nun um einen Theil seines Vermögens verkürzten Fürsten als ihren größten Wohlthäter verehrt hatten. **Also die Thatsachen**, — das Urtheil bleibt Jedem frei. — Wunderbar sind die Gerichte **Gottes** mit den Fürsten, wie mit den Völkern! Verletzung seiner Ordnung bleibt **nie** ungeahndet!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. März. **Jubel-Ouverture** von C. M. v. Weber. **Festgruß**, gedichtet von Wilh. **Wagner**, gesprochen von Hrn. **Breuer**, mit allegorischem Tableau. Hierauf (auf Verlangen): **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Aufzügen von Schiller.

Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. **Hammeran**.



